Was iſt der Papſt?

und

Wer waren die Päpſte?

vom

Anfange des katholiſchen Chriſtenthums

bis auf den Heutigen Tag,

da wir

PIVS den VI

in unſerm Vaterlande ſahen,

Eine Ehrenſchrift

zu Seinem

unſterblichen Andenken.

1782.

§. 1.

Die wahre Kirche Gottes iſt ſichtbar. Sie wird Matth. 5, 15 einer Stadt verglichen, die auf einem hohen Berge liegt, und die von allen Gegenden der Welt geſehen werden kann. Dieſer Berg ſchwingt ſich über alle andere Berge und Hügel empor. Das Haus des Herrn iſt auf dem Gipfel der Berge heißt es, Iſai. 2. Eine

sichtbare Kirche fodert ein sichtbares Oberhaupt, und dieses ist — der Papst.

§. 2.

Die sichtbare Kirche kann, und wird niemal zu Grunde gehen. Der Ehre Gottes liegt daran, daß der öffentliche Gottesdienst bis an das Ende der Welt daure. Die Kirche Gottes ist auf einen Felsen gebaut, den die Pforten der Hölle niemal übergwältigen werden. Matth. 16. Die Einigkeit der sichtbaren Kirche könnte ohne ein jederzeit sichtbares Oberhaupt nicht bestehen. Was also der Papst am Anfange der christlichen Kirche nach dem Hinscheiden Jesu unsers Erlösers war, das ist er noch, nämlich das sichtbare Oberhaupt der Kirche Jesu. Was also Petrus war, zu welchem Jesus Matth. 16 18. sagte: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, da ist nunmehr PIVS der VI.

§. 3.

§. 3.

Christus Jesus der Menschgewordene Sohn Gottes war der Stifter, und das erste sichtbare Oberhaupt seiner Gläubigen. Er wandelte drey und dreyßig Jahre unter uns, litt und starb für uns. Am dritten Tage stund er aus eigner Kraft von den Todten auf, und den vierzigsten Tage fuhr er in den Himmel auf. Nachdem er von uns schied, übergab er die Schlüssel des Himmels, und die Gewalt zu binden und zu lösen Petro, und den heiligen Aposteln. Wie die nachfolgenden Bischöfe Nachfolger der heiligen Apostel waren, so waren die nachfolgenden Päpste Nachfolger Petri. Petrus war der Stadthalter Jesu Christi, und seine Nachfolger auf den römischen Stuhle, wurden je für das erkannt, und geehrt, was Petrus war. Was ist also der Papst? — Der rechtmäßige Nachfolger Petri, und Stadthalter Jesu Christi.

§. 4.

Wie göttlich weiſe war die Einrichtung, die Jeſus Chriſtus ſeiner neuen Kirche gab? — Welch' einen innigſten und himmliſchen Troſt fühlt ein wahrer katholiſcher Chriſt, wenn er die ununterbrochne, und ſichtbare Reihe der Stadthalter Jeſu mit einem Blicke überſieht? — Dieſe ununterbrochne, und ſichtbare Reihe iſt nebſt vielen andern Gründen, die hier anzuführen zu weitläuftig wären, der unumſtößlichſte, und überzeugendſte Beweis, daß die Kirche Gottes noch eben dieſelbe, und die nämliche wahre Kirche noch bis auf dieſen Tag iſt, was ſie am Anfange ihrer Stiftung war. Wir ſahen an PIVS dem VI, was die Römer im Jahre 45 nach Chriſti Geburt an Petro ſahen. Wir ſahen den heiligſten Vater, der in der That iſt, was er heißt. Wir ſahen den erhabenſten, ehrwürdigſten, liebreichſten Vater, den ſorgfältigſten Oberhirten. Wir ſahen Ihn, und Er ſegnete uns. O laſſet uns zur Befeſtigung unſers Glaubens die ganze Rei-

Reihe seiner Vorfahrer übersehen, und die wunderbarste Erhaltung, und das Wachsthum der Kirche Gottes auch bey den verschiedenen Unruhen mit innigster Erbauung bewundern.

Erstes Jahrhundert.

I. Der heil. Apostel Petrus trat das ihm von Christo Jesu übertragene Amt zu Jerusalem mit einem so heiligen Eifer im Predigtamte an, daß er durch verschiedene Predigten über 8000 Seelen bekehrte. Nach einem siebenjährigen Aufenthalte zu Antiochia begab er sich nach Rom, und wählte sich diese Stadt zu seinem beständigen Aufenthalte. Er bekehrte allda eine ungeheure Menge zum wahren Glauben, und wirkte sehr viele Wunder. Nachdem dieß der tyrannische Kaiser Nero sah, ließ er ihn kreuzigen, und den heil. Paulus enthaupten.

II. Sein Nachfolger war der heil. Linus, von dem der heil. Paulus in seinem

Briefe an den Timotheus eine Meldung thut. Er wurde auf den Befehl des Saturninus enthauptet im Jahre nach Christi Geburt 80. Er regierte 11 Jahre, 2 Monathe, 23 Tage.

III. Der heil. Cletus regierte 12 Jahre, 7 Monathe, 2 Tage. Er weihete 25 Priester, und theilte die Stadt Rom in 25 Pfarreyen aus. Ihm Jahre 93. verließ er das Zeitliche.

IV. Der heil. Clemens I trat nach ihm die Regierung an. Von ihm macht der Apostel Paulus eine Meldung in einem Briefe an die Philipper. Er bestellte zuerst Notarien, welche das Leben, und die Verfolgungen der heil. Martyrer aufzeichneten. Er wurde vom Kaiser Trajan anfänglich in's Elend verwiesen, und endlich im schwarzen Meer ersäuft im Jahre 102. Er regierte 9 Jahre, 1 Monath, 6 Tage.

Zweytes Jahrhundert.

V. Der heil. Anacletus baute zu Ehren des heil. Petrus eine Kirche, die sich auch während der Christenverfolgungen immer in ihrem Glanze erhielt. Er starb als ein Martyrer im Jahre 112, regierte 9 Jahre, 3 Monathe, 10 Tage. Einige Geschichtschreiber vermengen ihn mit dem Papste Cletus.

VI. Der heil. Evaristus fieng die Kirchen einzuweihen an. Nach verschiedenen nützlichen Verordnungen erlangte er nach 9 Jahren, und drey Monathen die Martyrkrone.

VII. Der heil. Alexander I regierte 10 Jahre. Ihm schreibt man die Einführung der Salzweihe, und des Weihwassers zu. Baronius leitet aber den Ursprung hievon selbst von den Apostelzeiten her, und behauptet, Alexander hätte den Gebrauch davon durch eine besondere Verordnung bestätigt.

VIII. Der heil. Sixtus I ein gebohrner Römer führte das sogenannte Trisagion: Heilig, heilig, heilig in der Kirche ein. Er starb im Jahre 142, nachdem er 10 Jahre regiert hatte.

IX. Der heil. Telesphorus ein Grieck, bestätigte die vierzigtägige Fasten, die schon seit der Apostelzeiten in Uebung war. Er verordnete, daß in der Nacht vor dem Tage der Geburt Jesu Messe gehalten, dieselbe am Anbruche des Tages wiederholet, und im Mitte des Vormittags durch nochmalige Wiederholung feyerlich gehalten werde. Er führte den Hymnus: Gloria in excelsis in der heil. Messe ein. Er regierte 11 Jahre, 8 Monathe, und 22 Tage, und starb als ein Martyrer unter Kaiser Hadrian.

X. Der heil. Hyginus ein Athenienser brachte die gottesdienstlichen Verrichtungen in der Kirche in Ordnung, und theilte sie unter der Geistlichkeit aus. Er machte auch die Verordnung, daß bey der Kindertaufe ge-

gewiſſe Gevattern mit und bey ſeyn ſollten; weil Aeltern und Kinder während der grauſamen Verfolgungen öfter von einander getrennet wurden. Er regierte nur 4 Jahre.

XI. H. Pius I war von Aquileja gebürtig. Einige ſchreiben ihm die Verordnung zu, daß das Oſterfeſt allemal an einem Sonntage begangen werden ſoll. Er regierte 9 Jahre, 6 Monathe, 3 Tage.

XII. Der heil. Anicetus ein Syrier. Unter ihm geſchah die Unterſuchung, an welchem Tage eigentlich das Oſterfeſt nach der Ueberlieferung von den Apoſtelzeiten her begangen werden ſoll. Er regierte 8 Jahre, und ſtarb im Jahre 175.

XIII. Der heil. Soter ein Campanier regierte nur 4 Jahre, weniger 12 Tage. Er ſorgte wie ein wahrer Vater für diejenigen, die in den damaligen Verfolgungen

Mangel an Speise und Trank, und andern Lebensbedürfnissen hatten.

XIV. Der heil. Eleutherius ein Griech. Lucius der König der Britten schickte Gesandte an ihn, daß er ihm Priester, und apostolische Männer schicken sollte, die seine Unterthanen im wahren Glauben unterrichteten. Dieß geschah, und der Götzendienst wurde ausgerottet. Er regierte 15 Jahre, 23 Tage.

XV. Der heil. Victor I ein Afrikaner bestimmte den Ostertag am Sonntage nach dem Neumonde. Er regierte 10 Jahre, 1 Monath, 22 Tage, und starb im Jahre 203.

Drittes Jahrhundert.

XVI. Der heil. Zephyrin war ein Römer. Unter seiner Regierung war die schrecklichste Verfolgung der Christen, so daß man glaubte, die Zeiten Antichrists, und der Un-

ter-

tergang der Welt wäre nahe. Er verordnete, daß die christliche Jugend am Ostertage sich bey der heil. Communion einfinden, daß die Priesterweihe, nachdem die Ruhe der Kirche hergestellet war, öffentlich in der Kirche geschehen, und dem Bischofe bey der Messe jederzeit alle Priester gegenwärtig seyn sollen. Er regierte 18 Jahre, 22 Tage.

XVII. Der heil. Callistus ein Römer bestimmte die vier Quatember zur Fastenzeit, baute eine Kirche zur Ehre Mariägeburt. Baute die Kataeumben, und Begräbnisse der Martyrer, und Bekenner Jesu, die in Rom noch itzt unter seinem Namen bekannt sind. Im Jahre 226 wurde er von den Verfolgern des christlichen Glaubens mit Schlägen behandelt, in einen Thurm eingekerkert, ausgehüngert, von einem Fenster herabgestürzt, und in' einen Brunnen geworfen. Er stund der Kirche vor 5 Jahr, 1 Monathe, 12 Tage.

XVIII.

XVIII. Der heil. Urbanus I ein Römer. Die Kelche waren aus Armuth der Zeiten bisher manchmal hölzern, manchmal gläsern; Urbanus veranstaltete, daß diese heiligen Gefäße und Monstranzen hinführ, wo möglich, aus Silber verfertiget werden sollten. Er bekehrte die heil. Cäcilia mit ihrem Gemahle Valerianus, und seinem Bruder Tiburtius, und flößte ihnen die christliche Großmuth zum Martyrthume ein. Er selbst wurde enthauptet im Jahre 233, nachdem er 6 Jahre, 7 Monathe, und 4 Tage der Kirche vorstund.

XIX. Der heil. Pontian ein Römer. Die Verfolgung der Christen brach unter ihm zum heftigsten aus, und fieng von ihm selbst an. Er wurde unterm Kaiser Maximin bis auf den Tod mit Ruthen gegeiselt. Er starb nach 4 Jahren, 4 Monathen, 25 Tagen seiner Regiernng.

XX. Der heil. Anterus ein Griech. Er trug vor allem Sorge, daß die Lebens- und

Lei-

Leidensgeschichten der Martyrer genau aufgezeichnet, und von den Verfälschungen ächt erhalten würden, deßwegen stellte er viele Notarien auf, und dem vornehmsten unter ihnen gab er den Ehrentitel eines Protonotarius. Deßwegen wurde er aber auch von Maximus zum Tode verurtheilet, und starb als ein Martyrer, da er kaum ein einziges Monath Papst war.

XXI. Der heil. Fabian ein Römer. Dieser gab den sieben obengedachten Notarien sieben Subdiaconen zu. Sieben Diaconen trug er die Sorge auf, daß sie in sieben Gegenden der Stadt Rom den armen Verfolgten beystünden. Die Katacumben erweiterte er. Er starb als Martyrer unter dem Verfolger dem Kaiser Decius nach 15 Jahren, und 4 Tagen seiner angetretenen Regierung.

XXII. Nach Fabians Tode blieb wegen der heftigsten Verfolgung der römische Stuhl über 16 Monathe unbesetzt; endlich wur-

wurde der heil. Cornelius ein Römer vielmehr gezwungen als gewählt der Kirche vorzustehen. Er hielt eine Kirchenversammlung von 60 Bischöfen in Rom gegen den Priester Novatian, der Spaltungen in der Kirche anzuspinnen suchte. Der Kaiser Decius ließ ihn peitschen, und tödten im Jahre 253. Er stund der Kirche nicht ganze 2 Jahre vor.

XXIII. Der heilige Lucius I wurde gleich bey dem Antritte seiner Regierung von dem Kaiser Valerian in's Elend verwiesen; kam aber bald wiederum in seine Würde, und ließ sein Leben um Christi willen im Jahre 257, da er kaum 1 Jahr, 4 Monathe und 12 Tage dem Papstthume vorstund.

XXIV. Der hil. Stephan I verordnete, daß die Priester und Leviten besondere Kirchenkleider bey ihren gottesdienstlichen Verrichtungen jederzeit anziehen mußten. Unter ihm wurde die wichtige Frage entschieden,

den, ob die neu bekehrten Ketzer neuerdings getauft werden sollten. Er regierte die Kirche 3 Jahre, 3 Monathe, 22 Tage.

XXV. Der heil. Sixtus II regirte nur 11 Monathe, 12 Tage, und erhielt die Martyrkrone im Jahr 258.

XXVI. Der heil. Dionysius ein römischer Priester wird von den heil. Basilius als einer der berühmtesten und tugendhaftesten Päpsten beschrieben. Er hielt zu Rom zwo Kirchenversammlungen gegen den Paulus Samcosatenus und Sabellius. Er starb im Jahre 272 nach 11 Jahren, 3 Monathen und 14 Tagen seines Oberhirtenamtes.

XXVII. Der heil. Felix I ließ sich die Bekehrung der Heyden gar sehr angelegen seyn. Sein Eifer wurde vom Kaiser Auerlian sehr übel belohnt und er wurde enthauptet. Seine Regierung dauerte 2 Jahre 5 Monathe.

XXVIII. Der heil. Eutychianus trug sehr große Sorge für die Begräbnisse

der Martyrer, und ſelbſt begrub er über 342, die ihr Leben und Blut für den Glauben dargegeben hatten. Er regirte 8 Jahre, 5 Monathe, 3 Tage, und ſtarb im Jahre 283.

XXIX. Der heil. Cajus ein Dalmatier, ein kluger und tugendhafter Mann, der mit dem Kaiſer Diokletian in naher Verwandſchaft ſtund; deſſen ohngeachtet wurde er nebſt mehrer als 70000 Chriſten theils ins Elend verwieſen, theils um das Leben gebracht. Er regirte 12 Jahre, 4 Monathe, 5 Tage.

XXX. Der heil. Marcellin ein Römer. Unter ihm brach die Diokletianiſche Verfolgung in volle Flammen aus. Unſere Glaubensgegner legen ihm zur Laſt: daß er aus Furcht des Todes und der peinlichen Qualen den Götzen geopfert; darüber aber ſtrenge Buße gethan haben ſoll. Die berühmteſten Schriftſteller behaupten, daß der Fall des Marcellini eine bloße Fabel und Erdichtung ſey; Wenn er aber auch wahr wäre, ſo

ge-

gewinnen unſere Glaubensgegner nichts. Er erhielt die Martyrkrone ſelbſt unter Diokletian im 7 Jahre, 11 Monathe, und 23 Tage, ſeiner Regierung im Jahre 304.

Viertes Jahrhundert.

XXXI. Der heil. Marcellus I ein Römer theilte Rom in 25 Pfarreyen ab, damit die heil. Sacramente der Taufe, der Buße, und heil. Communion, deſto bequemer bey der immer zunehmenden Anzahl der Chriſten ausgeſpendet, und die Irrgläubigen bekehrt werden konnten. Der Kaiſer Maxentius foderte von ihm, daß er ſich des Papſtthumes begeben, und den Götzen opfern ſollte. Weil er ſich aber weigerte dieß zu thun, ſo ließ ihn der Kaiſer in einen ſtinkenden Viehſtall ſtecken, und verhungern. Er ſtund der Kirche 4 Jahre, 1 Monath, 25 Tage vor.

XXXII. Der heil. Euſebius I ein Griech. Unter ſeiner Regierung wurde das heil. Kreuz von der Kaiſerinn Helena gefun-

 den.

den. Er regirte die Kirche nur 2 Jahre, 7 Monathe, und 16 Tage.

XXXIII. Der heil. Melchiades war ein Afrikaner. Unter seiner Regierung fieng die Kirche in Ruhe durch Kaiser Constantin den großen zu kommen an. Er hielt zu Rom die berühmte Kirchenversammlung gegen die Donatisten. Da die damalige eifrige Christen manchmal die ganze Woche durch, und manchmal selbst am Sonntage fasteten, so verordnete er, daß der Sonntag niemal als ein Fastag gehalten werden soll. Er starb im Jahre 313.

XXXIV. Der heil. Silvester I. Unter ihm brachte Constantin der Große den längst gewünschten Frieden der Kirche vollkommen zu Stande, und die Christen wurden von allen heydnischen Verfolgungen gänzlich befreyet. Der Kaiser Constantin ließ sich selbst taufen, und vertheidigte die Religion mit seiner mächtigen Unterstützung. Es wurde die erste allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa gehalten, und die arianische Ke-

Ketzerey verdammt. Silveſter iſt der erſte, der mit der Tiara, oder der dreyfachen Krone vorgeſtellt wird. Er regierte 21 Jahre, 11 Monathe.

XXXV. Der heil. Markus verordnete, daß jederzeit an hohen Feſttagen nach Ableſung des heil. Evangeliums die nicäiſche Glaubensbekenntniß abgeſungen werden ſoll. Von ihm leiten einige (andere aber auch von Linus) den Urſprung des Palliums ab, welches noch itzt die Patriarchen und Erzbiſchöfe tragen. Er regierte nur, 8 Monathe, und 18 Tage.

XXXVI. Der heil. Julius der I widerſetzte ſich der arianiſchen Ketzerey mit aller Macht. Er vertheidigte und nahm den heil. Athanaſius Biſchof zu Alexandria, der von den Arianern aus ſeinen Biſchofthume vertrieben war, gütig in Rom auf. Von dieſem Athanaſius rührt das ſchöne athanaſianiſche Glaubensbekenntniß her, welches wir noch itzt mit Erbauung bethen. Er regirte 15 Jahre, 15 Monath, 17

Tage, und ſtarb im Jahre 352.

XXXVII. Liberius widerſetzte ſich den Arianern, und vertheidigte den heil. Athanaſius wie ſein Vorfahrer. Die Arianer brachten es bey dem Kaiſer Conſtantius dahin, daß er nach Thracien ins Elend verwieſen wurde. Er wurde zwar wiederum nach Rom zurücke gerufen, mußte ſich aber wegen Verfolgungen meiſtentheils heimlich außer der Stadt in den Katakomben aufhalten, worinn er auch im Jahr 367 ſtarb nach 15 Jahren, 4 Monathen, und 1 Tage ſeiner kummervollen Regierung.

XXXIII. Felix II war ein getreuer Diakon des Papſtes Liberius. Seine Regierung war ſehr großen Drangſalen ausgeſetzt. Er wurde von Rom vertrieben, kam zwar wiederum zurücke, ſtarb aber bald darauf im Jahre 365.

XXXIX. Der heilige Damaſus I ein Spanier. Er war der tugendhafteſte, heiligſte Mann, und doch empörten ſich ſeine

Feinde

Feinde gleich bey der Wahle gegen ihn, und wollten einen gewiſſen Diakon Urſinus zum Papſte haben. Der Streich gelang aber nicht, und Damaſus erhielt ſich auf dem päpſtlichen Stuhle. Unter ihm wurde der zweyte allgemeine Kirchenrath in Conſtantinopel gegen den Macedonius und ſeine Anhänger gehalten. Er war auch ſehr gelehrt, ſchrieb verſchiedene Werkchen, und beſorgte eine getreue Ueberſetzung der heil. Evangelien nach der griechiſchen Urſchrift mit dem heil. Hieronimus. Er ward beynahe 80 Jahr alt, und ſtarb im Jahre 384 nach 17 Jahren, 2 Monathen, und 26 Tagen ſeiner angetretenen Regierung.

XL. Siricius ein Römer ſchrieb gleich im Anfange ſeiner Regierung einen ſehr ſchönen Brief an den Biſchof Himmerius, der in 15 Hauptſtücken beſteht, und von der Einrichtung der Kirchendiſciplin handelt. Im 7 Kapitel handelt er vom Cälibat der Prieſter und Diakonen, und leitet es von den Apoſtelzeiten her. Den Jovinianern, Manichäern, Priſcillianiſten und andern Irrlehren widerſetzte er ſich.

Erregierte 13 Jahre, 1 Monath, und 10 Tage.

Fünftes Jahrhundert.

XLI. Anaſtaſius I regierte nicht länger als 4 Jahre 1 Monath, 13 Tage. Unter andern Verordnungen befahl er, daß die Verleſung des heil. Evangeliums nicht ſizend, ſondern ſtehend, und mit gebeugten Haupte geſchehen ſoll.

XLII. Innocentius I nahm ſich der Unſchuld des heil Johannes Chriſoſtomus an, und ſezte ihn in ſein Biſthum wiederum ein, wovon er auf die widerrechtlichſte Art vertrieben war. Er ſorgte ſehr für die Aufrechthaltung der Kirchendiſciplin, und ſtellte die aufkeimenden Mißbräuche ab. Er regierte 15 Jahre, 2 Monathe, 10 Tage.

XLIII. Zoſimus war Innocentii Nachfolger; regierte aber nur 4 Monathe, 7 Tage. Die Diakonen erhilten von ihm ihre Stohlen, die ſie noch tragen. Die

Weihe

Weihe der Osterkerze fieng unter seiner Regierung an.

XLIV. Bonifacius I stellte die Ruhe in der Kirche wiederum her, die sich bey seiner Wahle in etwas gestört fand. regierte nur 4 Jahre, 9 Monathe, 22 Tage.

XLV. Cälestinus I schützte die Kirche gegen die Irrlehren der Novatianer, Pelagianer, und Nestorianer. Unter ihm wurde der dritte Kirchenrath zu Ephesus gehalten. Bis dahin fieng sich die heil. Messe von Lesung der heil. Epistel an; er führte den Introitus aus den Psalmen, und das Confiteor ein. Er regierte 8 Jahre, 5 Monathe, 3 Tage.

XLVI. Sixtus III wiedersetzte sich den Pelagianern und Nestorianern, mit eben der Standhaftigkeit wie seine Vorfahrer. Er stellte die Eintracht zwischen den Bischöfen Cyrillus von Alexandria und Johannes von Antiochia her, welches Geschäft ihn allgemein vergnügte. Seine Regierung dauerte 7 Jahre, 11 Monathe, 2 Tage.

XLVII. Leo I der Große. Unter ihm wurde der vierte allgemeine Kirchenrath zu Chalcedon gegen die Eutychianische Ketzerey gehalten. Diese vier allgemeinen Concilien wurden in der Kirche jederzeit ungemein hochgeschätzt, und der heil. Gregorius saget, daß er gegen sie so große Hochachtung habe, als selbst gegen die vier heil. Evangelien. Den wilden Hunnenkönig Attila der insgemein die Geisel Gottes genannt ward, machte Leo durch sein ehrwürdiges Ansehen, und hönigfließende Beredsamkeit so schüchtern als zahm. Schon war Attila im Begriffe [illegible] zu überrumpeln. Leo gieng ihm bi[illegible]den Po Fluß entgegen, kam, sah, und [illegible]rwand ihn, daß er sich unverweilt zurück[illegible]g. Weil er nicht aller Orten gegenwärtig seyn, und sich den eindringenden Ketzereyen in Person widersetzen onnte, so übertrug er dieses Geschäft in seinem Namen dem Bischofe Julianus, und von diesem Zeitpunkte nahmen die Nuntii apostolici ihren Anfang. Nach verschiedenen klugen Verordnungen zum Besten der Kirche starb er im 22 Jahre seiner Regierung.

XLVIII.

XLVIII. Hilarius ehemals römischer Diakon, und Gesandter des Papstes Leo bey dem Kirchenrathe zu Ephesus, wurde Papst im Jahre 461, war unermüdet im apostolischen Eifer zur Erhaltung der reinen Lehre, hielt zu Rom einen Kirchenrath von 32 Bischöfen; verboth, daß kein Bischof sich selbst seinen Nachfolger wählen dorfte, starb nach 5 Jahren, 9 Monathe, 21 Tage.

XLIX. Simplicius vertheidigte die Vorzüge und Rechte des römischen Stuhles gegen die konstantinopolitanische Kirche, war eifrig überhaupt in seinem Oberhirtenamte, und starb 15 Jahre, 5 Monathen, und 8 Tagen nach dem Antritte seiner Regierung.

L. Felix III hatte eine sehr beschwerliche Regierung wegen verschiedenen Streitigkeiten, Unruhen, und neuerdings entstandenen Verfolgungen der Christen unter dem Wandaler König Hunnerich. Er war glücklich in seinen genommenen Maasregeln, und starb im größten Ruhme der Gottseligkeit nach

Jahren, 11 Monathen, und 17 Tagen.

LI. Gelasius I ein Afrikaner hielt einen Kirchenrath zu Rom von 70 Bischöfen, berichtigte den Canon der heil. Schrift, bestätigte und hielt sehr auf die vier ersten allgemeinen Kirchenversammlungen, schafte das heidnische Schandfest die Lupercalia ab, gab einen Codex von der Feyerlichkeit der heil. Messe heraus, und fügte derselben die Präfation und die Collecten hinzu, regierte 4 Jahre, 8 Monathe und 20 Tage.

LII Anastasius II unter ihm ließ sich der König in Frankreich Clodoveus taufen, wozu ihm Anastasius in einem besondern Schreiben Glücke wünschte. Er starb im ersten Jahre seiner Regierung im eilften Monathe, und 21 Tage.

LIII. Symmachus aus Sardinien. Er hatte eine sehr unruhige Regierung, legte aber die entstandenen Händel mit vieler Klugheit bey. Er lebte und starb in großer Achtung und Ruhme eines gottseligen

Lebens

Lebens im Jahre 514 nach 15 Jahren, 7 Monathen, 27 Tagen ſeiner Regierung.

Sechſtes Jahrhundert.

LIV. Hormisdas aus Frusino in Campanien. Durch ſeine Klugheit wurde die unglückliche Spaltung gehoben, welche 35 Jahre lange anhielt, und die Abend- und Morgenländiſche Kirche wurde wiederum gänzlich vereiniget. Er ſtarb im Jahre 523 im 9 Jahre, 11 Tage ſeiner Regierung.

LV. Johannes I aus Toſcana. Der arianiſche König Theoderich drang an ihn und verfolgte ihn ſehr; ließ ihn endlich in einen Kerker ſtecken, und darinn elendig verſchmachten. Er ſtarb ſtandhaft, ruhmvoll, und gelaſſen nach 2 Jahren, 9 Monathen, und 14 Tagen.

LVI. Felix IV von Benevent war ein ſehr demüthiger, gutthätiger, beſcheidener Mann, errichtete viele Kirchen den h. Martyrern, worunter diejenige, von den

heil.

heil. Cosmas und Damianus, noch itzt in Rom glänzt. Starb im 4 Jahr, 2 Monathe, 2 Monathe, und 22 Tage, nach dem Antritte seiner Regierung.

LVII. Bonifacius II ein Römer zeigte zwar vielen Eifer in Herstellung der Eintracht bey künftigen Papstenwahlen; starb aber gleich im ersten Jahre seines Papstthumes.

LVIII. Johannes II ein Römer suchte die bey geistlichen Wahlen einreissende Simonie zu tilgen; regirte aber nur 2 Jahre, und 4 Monathe.

LIX. Agapetus I suchte den Frieden zwischen den Gothenkönig Theodatus, und den Kaiser Justinian herzustellen, war besonders in dem Kirchenrechte ein sehr gelehrter Herr, starb nach 10 Jahren, 21 Tagen.

LX. Silverius wurde von Rom vertrieben, und ins Elend anfänglich nach Patara in Lycien und hinnach nach der Insel Ponzia verwiesen, wo er vor Kummer sein

trübsalvolles

volles Leben mit einem heil. Tode beſchloß nach vier Jahren ſeiner Regierung.

LXI. Vigilius hatte eben eine ſehr unruhige Regierung, kam nach Konſtantinopel, und wurde daſelbſt gefangen geſetzt. Er kam zwar bald wiederum auf freyen Fuß; auf der Ruckreiſe aber nach Rom ſtarb er in Sicilien im Jahre 555.

LXII. Pelagius I litt eben ſehr viele Verfolgungen; regierte aber nur 4 Jahre, 10 Monathe, 22 Tage.

LXIII. Johannes III. Unter ſeiner Regierung fielen die Longobarder in Italien ein. Damit die Kirchengefäße nicht in ihre Hände kämen, ließ er ſie unter die Armen austheilen. Stund der Kirche 12 Jahre, 11 Monathe, und 26 Tage vor.

LXIV. Benedictus I konnte nichts Wichtiges unternehmen; weil die Longobarden alles wüſte machten, und großes Elend in Italien herrſchte. Er regierte 4 Jahre 1 Mo-

Monath, 22 Tage.

LXV. Pelagius II fiel eben in die Longobarder Zeiten noch ein. Starb an der damal eingerissenen Seuche, die einer Pest glich. Regierte 11 Jahre, 2 Monathe, 10 Tage.

LXVI. Gregorius I der Große. Sein Papstthum ist berühmt. Gleich am Anfange seiner Regierung schrieb er an alle Patriarchen in Orient einen Innbegriff seiner Glaubensbekenntniß, bestättigte die vier ersten allgemeinen Kirchenconcilien; wollte daß auch die Subdiaconen im Cölibate bleiben sollten; verboth daß man die Juden nicht mit Gewalt zur christlichen Religion zwingen soll; setzte sich den Donatisten in Afrika entgegen, nahm zu erst den Titel eines Dieners der Diener Gottes an, brachte die Engländer durch Missionarien zum katholischen Glauben, führte den noch sogenannten Gregorianischen Kirchengesang ein, hielt zu Rom vier Kirchenversammlungen, war ein Vater der Armen, Wittwen und

Waisen,

Waiſen. Regierte 13 Jahre, 6 Monathe, 01 Tage.

Siebendes Jahrhundert.

LXVII. Sabinianus ließ zu erſt die Glocken, die man zu Nola in Campanien erfand, auf die Thürme bringen. Stiftete eine ewig brennende Lampe in der Peterskirche zu Rom, regierte nur 1 Jahr 5 Monathe, 9 Tage.

LXVIII. Bonifacius III hielt zu Rom ein Concilium von 72 Biſchöfen und verboth, daß man in geiſtlichen Wahlen nicht eher als 3 Tage nach dem Tode des verſtorbenen einen Nachfolger wählen ſoll. Die Biſchöfe von Konſtantinopel wollten immer den Titel eines allgemeinen Biſchofes führen; der Kaiſer Phokas erkannte aber, daß nur die Biſchöfe zu Rom dieſen Titel führen ſollen. Regierte 8 Jahre 22 Tage.

LXIX. Bonifacius IV ſtiftete das Feſt aller Heiligen, und weihete den alten

heidnischen Tempel Pantheon zu ehren Ma. riä und aller Heiligen ein. Regierte 6 Jahre, 8 Monathe, 12 Tage.

LXX. Deusdedit, oder Deodatus lebte im vorzüglichen Ruhme der Heiligkeit, besuchte die Kranken selbst so gar bey einer damalherrschenden ansteckenden Krankheit, machte einen solchen durch einen Kuß gesund: liebte die Geistlichkeit vorzüglich, starb im 3 Jahre, 20 Tage seiner Regierung.

LXXI. Bonifacius V ein Neapolitaner erhob die Mönche zum Priesterthume; starb nach 5 Jahren, und 10 Monathen.

LXXII. Honorius I ermahnte den König Eduin in Engeland zur Standhaftigkeit im Glauben, erbaute, zierte, und stiftete viele Kirchen. Regierte 12 Jahre, 11 Monathe, 16 Tage.

LXXIII. Severinus regierte kaum ein Jahr, und zeichnete sich vorzüglich durch Liebe und Barmherzigkeit gegen die Armen aus.

LXXXIV

LXXIV. Johanes VI ein Dalmatier befreyte viele 1000 Christen aus der saracenischen Dienstbarkeit. Regierte nur 1 Jahr, 1 Monath, 22 Tage.

LXXV. Theodorus ein Grieche widersetzte sich den Monotheliten, ließ die Gebeiner der Heiligen in silbernen Käsichen aufbewahren. Regierte 6 Jahre, 5 Monathe, 22 Tage.

LXXVI. Martinus I hielt das berühmte Concilium in Lateran, wobey 105 Bischöfe sassen, wurde nach der Insel Naxus ins Elend geschickt, von da nach Konstantinopel gebracht, und gräulich mishandelt. Kaum entrann er dem Tode, und wurde nach Thracien geschickt, wo er nach einem kummervollen Leben starb nach 6 Jahren, 2 Monathen, 12 Tagen.

LXXVII. Eugenius I war ein sehr freundlicher, und gutthätiger Herr, regierte nur 1 Jahr, 8 Monathe, 15 Tage.

LXXVIII. Vitalianus aus Segni in Campanien hielt sehr auf die Kirchenzucht, führte die Orgeln in Kirchen ein, regierte 14 Jahre, 6 Monathe, 17 Tage.

LXXIX. Adeodatus ein Römer, ein sehr bescheidener und kluger Mann, starb im Jahre 676 regierte nur 4 Jahre, 2 Monathe, 15 Tage.

LXXX. Donus I hatte viele Widersacher; regierte nur 1 Jahr, 5 Monathe, 10 Tage.

LXXXI. Agatho aus Sicilien widerstund den noch immer sich regenden Monotheliten, hielt das VI Generalconcilium, starb im großen Ruhme der Heiligkeit im Jahre, 682 regierte nur 3 Jahre 6 Monathe, 14 Tage.

LXXXII. Leo II aus Sicilien, war ein sehr gelehrter und in der Griechischen Sprache sehr erfahrner Herr. regierte nur 1 Jahr, 10 Monathe, 17 Tage.

LXXXIII.

LXXXIII. Benedict II ein Römer war ein sehr freygebiger und ungemein beliebter Mann. Der Kaiser hatte solche Hochachtung vor ihm, daß er ihm gleich als einem Vater seine zween Söhne den Heraclitus und Justinian empfahl, Regirte 2 Jahre.

LXXXIV. Johannes V aus Antiochia in Syrien, war ehemal Gesandter bey dem sechsten allgemeinen Kirchenrathe, ein frommer kluger, gelehrter Herr. Regierte nur 1 Jahr und 9 Tage.

LXXXV. Conon aus Thracien gebürtig; in Sicilien aber erzogen, kam schon bey einem ziemlichen hohen Alter auf den römischen Stuhl, war immer kränklicht, und regierte nur 11 Monathe.

LXXXVI. Sergius I zu Antiochia in Syrien gebohren, erzogen zu Palermo, führte in der heil. Messe das Agnus Dei und die Bittage an Festen, oder die Lytaneyen ein. Regierte 13 Jahre, 8 Monathe, 23 Tage.

Achtes

Achtes Jahrhundert

LXXXVII. Johannes VI ein Griech, ein friedliebender und freygebiger Mann; ſtarb 705 nach 3 Jahren, 2 Monathen, 12 Tagen.

LXXXVIII. Johannes VII ein Griech, ein gar guter, gottesfürchtiger Mann, regierte 2 Jahre 7 Monathe, 17 Tage.

LXXXIX. Siſinnius aus Syrien, ſtarb 20 Tage nach ſeiner Erwählung.

XC. Conſtantinus ein Syrier war bey dem Kaiſer Juſtinian in ſehr großer Hochſchätzung, und wurde von ihm zu Conſtantinopel mit allen Ehren empfangen. Regierte 7 Jahre, 14 Tage.

XCI. Gregorius II ein Römer, ein großer und berühmter Papſt; ſtellte die Ruhe in Engeland her, beförderte die Verehrung der heiligen Gottes, vertheidigte die Rechte des römiſchen Stuhles. Der König Luitprand wollte Rom überrumpeln, und

und Gregorius tötten; als er ihn aber sah, ward er so sehr von seinem ehrwürdigen Ansehen eingenommen, daß er sich ihm zu Füssen warf, und Kron und Waffen, und und ein silbernes Kreuz dem heil. Petro schenkte. Starb im Jahre 731 nach einer fünfjährigen Regierung.

XCII. Gregorius III ein Syrer, vertheidigte die Verehrung der Heiligen Gottes, die damal so sehr angefochten wurde; hatte eine sehr unruhige Regierung, konnte sich aber in die Umstände schicken. Regierte mit vieler Klugheit 10 Jahre, 8 Monathe, 10 Tage.

XCIII. Zacharias ein Griech überwand die Longobarden nicht zwar mit Waffen, wohl aber mit Sanftmuth, Weisheit, und Beredsamkeit. Seine Regierung war merkwürdig. Regierte 10 Jahre, 3 Monathe, 14 Tage.

XCIV. Stephan II ein Römer floh wegen der Longobarden, die Rom zu plün-

dern, droheten zum Könige Pipinus nach Frankreich, und wurde mit allen Ehren empfangen, und wieder in Rom eingesetzt. That und litt viel für die Kirche, wiewohl er nur 5 Jahre, 31 Tage regierte.

XCV. Paulus I des vorigen Bruder setzte die genaue Verbindung mit dem König Pipinus fort, sorgte für die Herstellung der von den Longobarden zerstörten Kirchen, und Gräber der heil. Martyrer, starb im Jahre 767 nach einer zehnjährigen Regierung.

XCVI. Stephan. III aus Sicilien. König Pipin kam ihm gegen die Longobarder zu Hülfe, und gab ihm die Länder zurücke, die ihm der Longobarder König Aniſtulph abgenommen hatte. Pipin erhielt dafür den Ehrentitel des allerchriſtlichſten Königes, den die Könige in Frankreich noch führen. Er regierte nur 3 Jahre, 5 Monathe, 27 Tage.

XCVII. Hadrian I ein Römer. Nun endlich machte Kaiſer Karl der Große dem Longobar-

barbiſchen Reiche in Italien ein Ende, räumte dem Papſte ſeine von Pipino ſchon zurückgeſtellte Länder beſonders das ſo genannte Patrimonium Petri wiederum ganz ein, beſtättigte ſie ihm, und ſetzte ihn in ruhigen Beſitz. Hadrian regierte 23 Jahre, 10 Monathe, 17 Tage.

XCVIII. Leo III ein Römer aus dem Hauſe Conti litt bey einer entſtandenen Aufruhr ſehr viel, und wurde gräulich mißhandelt. Karl kam nach Rom, ſtellte die Ruhe her, und zog die Aufrührer zur Strafe. Aus Dankbarkeit ließ ihn der Papſt als Kaiſer in Occident ausrufen, krönte und ſalbte ihn, und hierdurch kam das unterbrochene Occidentaliſche Kaiſerthum empor. Unter ſeiner Regierung waren ſchreckbare Erdbeben in Italien. Er regierte 20 Jahre, 5 Monathe, 16 Tage.

Neuntes Jahrhundert

XCIX. Stephan IV ein Römer that eine Reiſe zum König Ludwig den Fromm-

 men

men nach Frankreich und wurde zu Reims mit jenen Ehren empfangen, die dem römischen Oberhaupte gebühren. Regierte nur 7 Monathe, und starb im Jahre 817.

C. Paschalis I ein Römer war von Ludwig dem Frommen eben so sehr geschätzet als sein Vorfahrer. Regierte 7 Jahre, 17 Tage.

CI. Eugenius II ein Römer legte die entstandenen Streitigkeiten und Unruhen mit vieler Klugheit bey, sorgte für die Kirchenzucht, wird als ein Vater der Armen gerühmt, starb nach 3 Jahren.

CII. Valentinus ein Römer starb 40 Tage nach seiner Erhebung.

CIII. Gregorius IV ein Römer wollte die päpstliche Würde durchaus nicht annehmen. Unter seiner Regierung wurde der h. Leib des h. Evangelisten Marcus von Alexandria nach Venedig gebracht, Er starb, nachdem er 16 Jahre dem römischen Stuhle vorgestanden.

CIV.

CIV. Sergius II ein Römer ließ die ſo genannte heilige Stiege, die von Jeruſalem nach Rom lange vorher gebracht, und wegen kriegeriſchen Unruhen verborgen gehalten war, öffentlich vor dem Lateran errichten. Starb im Jahre 847 nach einer dreyjährigen Regierung.

CV. Leo IV ein Römer krönte K. Ludwig den II. Er lebte im Rufe der Heiligkeit, und löſchte eine gräuliche Feuersbrunſt durch ſeinen heil. Segen. Regierte 8 Jahre, 3 Monathe, 6 Tage.

CVI. Benedict III ein Römer, ein Vater der Wittwen und Waiſen, regierte nur 2 Jahre, 6 Monathe, 10 Tage.

CVII. Nikolaus I der Große. Niemand weigerte ſich mehrer die päpſtliche Würde anzunehmen, als er, und doch that er ſo viel dafür, daß er den Beynnahme eines Großen erhielt. Die Vertheidigung des wahren Glaubens, und Aufrechthaltung der Kirchendiſciplin waren ſein Hauptaugenmerk. Regierte 9 Jahre, 6 Monathe, 20 Tage.

CVIII. Hadrian II ein Römer erlaubte den Bulgaren, daß sie den Gottesdienst in ihrer Muttersprache halten dörften. Regierte 5 Jahre.

CIX. Johannes VIII ein Römer krönte Kaiser Karln den Kahlen, litt sehr viel durch entstandenen Unruhen, starb nach 10 Jahren seiner angetrettenen Regierung.

CX. Marin I aus Frankreich regierte kaum ein volles Jahr.

CXI. Hadrian III ein Römer nahm eine Reise nach Frankreich vor, starb aber auf der Reise, da er kaum ein Jahr Papst war.

CXII Stephan V ein Römer schafte die heydnische Gerichtsprobe ab, vermög welcher ein Beschuldigter seine Unschuld durch tragung eines glühenden Eisens erweisen mußte. Den Armen that er bey einer entstandenen Theurung viel gutes. Regierte 8 Jahre.

CXIII.

CXIII. Formoſus ein Römer vorher Biſchof in Porto, ein religiöſer, gelehrter, der göttlichen Schrift erfahrenſter Mann, der erſte Pabſt, der vorher Biſchof war, regierte gottesfürchtig vier Jahre, und 6 Monathe.

CXIV. Bonifacius VI aus Toſcana, lebte nur 14 Tage nach ſeiner Erhebung.

CXV. Stephanus der VI ein Römer, regierte nur 12 Monathe, wurde in einen Kerker geworfen, und erdroßelt.

CXVI. Romanus aus Frankreich regierte nur 3 Monathe, und 22 Tage.

CXVII. Theodorus II ein Römer regierte nur 20 Tage.

CXVIII Johannes IX aus Tivoli bey Rom, hielt zwey Kirchenverſammlungen, eine zu Rom; die andere zu Ravenna, und ſtellte die unterbrochne Ruhe der Kirche wiederum her. Starb im Jahre 900 nach einer 2 jährigen und 15 tägigen Regierung.

Zehntes Jahrhundert.

CXIX. Benedict VI ein Römer krönte den Kaiſer Ludwig zum römiſchen Kaiſer. War 3 Jahre, 2 Monathe Papſt.

XX Leo V aus Ardea wurde nach zwey Monathen von einem ſeiner beſten Freunde gefangen genommen, und in einen Kerker geworfen, worinn er ſtarb.

CXXI. Chriſtophorus ein Römer erlitt nach 6 Monathen ein gleiches Schickſal.

CXXII Sergius III ein Römer ſtellte die durch ein Erdbeben ruinirte Kirche in Lateran wiedrum her, und ſchafte ihr zur Zierde viel Gold und Silber, regierte 7 Jahre, 3 Monathe.

CXXIII. Anaſtaſius III ein Römer regierte nur 2 Jahre, 2 Monathe.

CXXIV Landus ein Sabiner ſtarb ſchon im 6 Monathe ſeiner Erhebung.

CXXV.

CXXV. Johannes X ein Römer war vorhin Bischof zu Ravenna, wozu ihn sein Vorfahrer erhob; führte eine kluge und glückliche Regierung, und starb im 14 Jahre seiner Regierung.

CXXVI. Leo VI ein Römer gab sich alle Mühe die so lange dauernden Unruhen gänzlich beyzulegen, wurde aber zum Lohne von der Gegenparthey in einen Kerker geworfen und starb 7 Monathe nach seiner Erhebung.

CXXVII. Stephan VII ein Römer, oder wie einige wollen, ein Deutscher, regierte 2 Jahre, ein Monath, 12 Tage.

CXXVIII. Johannes XI aus Rom konnte wegen beständigen Unruhen nichts Merkwürdiges thun. Regierte 4 Jahre, 10 Monathe.

CXXIX. Leo VII. ein Römer bemühete sich die ziemlich verfallene Disciplin in den Klöstern herzustellen, und rufte deß wegen den Abt Oddo von Kluniak nach Rom.

Rom. Regierte 3 Jahre, 6 Monathe.

CXXX. Stephan VIII ein deutſcher Litt und that in kurzer Zeit ſehr viel. Starb nach 3 Jahren, 4 Monathen, 15 Tagen.

CXXXI. Marinus II ein Römer beſchäftigte ſich ganz mit Herſtellung der Kirchenzucht, Vereinigung der Potentaten. Gegen die Armen war er ſehr wohlthätig. Regierte 3 Jahre, 6 Monathe.

CXXXII. Agapetus II aus Rom, bath den K. Otto um Hülfe gegen den Berengarius, der in Italien unbarmherzig mit den Unterthanen, und ſelbſt mit den Kirchen verfuhr. Regierte 10 Jahre, 2 Monathe.

CXXXIII. Johannes XII aus Toſcana, ein Sohn des Margrafen Alberici. Kaiſer Otto beſtättigte ihm die von den K.K. Pipin und Karl den Großen eingeräumte Schankung ſeines Landes. Regierte 7 Jahre, 9 Monathe.

CXXXIV.

CXXXIV. Benedict V ein Römer ward gegen den Willen des Kaisers erwählt, begab sich aber bald seiner Regierung und trat sie dem Leo dem VIII ab, den der Kaiser sehr liebte und hoch schätzte.

CXXXV. Johannes XIII ein Römer. Unter seiner Regierung bekehrte sich Pohlen zum christlichen Glauben. Regierte 6 Jahre 11 Monathe, 5 Tage.

CXXXVI. Benedict VI ein Römer wurde nach 2 Jahren meuchelmörderischer Weise in ein Gefängniß geworfen, und erwürgt.

CXXXVII. Donus II ein Römer starb bald nach seiner Erhöhung.

CXXXVIII. Benedict VII ein Römer hielt zwey Concilien zu Rom. Regierte 9 Jahre.

CXXXIX. Johannes XIV war vorhin Bischof zu Pavia, regierte, kaum 8 Monathe; denn er wurde von einem seiner

Gegner mörderischer Weise ums Leben gebracht.

CXL. Johannes XV ein Römer hatte anfänglich sehr viel zu leiden; bekam aber nachhin eine ruhige Regierung, schrieb verschiedene gelehrte Bücher. Regierte 11 Jahre.

CXLI. Gregorius V ein Deutscher aus Sachsen war K. Ottons Verwandte, wurde von seinem Feinde Krescentius von Rom vertrieben. K. Otto nahm sich des Papstes an, setzte ihn wieder ein, und strafte die Rebellen exemplarisch.

CXLII. Silvester II aus Aquitanien, ehemaliger Erzbischof von Reims, und von Ravenna. Unter ihm bekehrte sich Ungarn. Silvester beehrte den König Stephan in Ungarn mit einer königlichen Krone, und ertheilte ihm die Freyheit, daß er und seine Nachfolger sich das Kreuz dörfen vortragen lassen. Regierte 4 Jahre, 1 Monath, 9 Tage.

Eilftes

Eilftes Jahrhundert.

CXLIII. Johannes XVII. ein Römer lebte nur 5 Monathe nach seiner Erhebung.

CXLIV. Johannes XVIII ein Römer. Unter ihm wurde die Eintracht zwischen der römischen und konstantinopolitanischen Kirche hergestellt. Regierte 5 Jahre, 5 Monathe.

CXLV. Sergius IV ein Römer ein gelehrter, tugendhafter, gutthätiger, bey Freunde und Feinde beliebter Mann. Regierte 2 Jahre.

CXLVI. Benedict VIII. ein Sohn des Marggrafen Gregorius von Toscana, ehemaliger Bischof zu Porto, wurde vom Kaiser Heinrich gegen seine Feinde thätigst unterstützt. Er kam in Deutschland nach Bamberg, und weihete die Domkirche ein. Er verbesserte den Kirchengesang, und die Kirchedisciplin. Starb im Jahre 1024 im 12 seiner Regierung.

CXLVII. Johannes XIX des vorigen Bruder. Unter ihm suchte die konstantinopolitanische wenigst in Orient die Universalkirche zu werden, wie es Rom war; es gieng aber nicht durch. Er regierte 9 Jahre.

CXLVIII. Benedict IX kam sehr jung auf den päpstlichen Stuhl. Regierte fast 10 Jahre.

CXLIX. Gregorius VI hieß vorher Johannes Gratianus, begab sich des Pastthumes selbst, nachdem er 2 Jahre 8 Monathe regiert.

CL. Clemens II ein Deutscher aus Sachsen war ehemal Bischof zu Bamberg. Er krönte K. Heinrich III und seine Gemahlinn, suchte die Simonie auszurotten, und that viel Gutes. Regierte nur 1 Jahr, 9 Monathe, 15 Tage.

CLI. Damasus II ein Baier, war ehemal Bischof zu Brixen, starb gleich 23 Tage nach seiner Erhebung.

CLII.

CLII. Leo IX ein Graf von Dachsburg ehemaliger Bischof zu Toul, ein apostolischer, weiser, gelehrter Mann. Kam nach Rom, und wurde zum Papste erwählt, gieng in Deutschland, und hielt zu Maynz in Gegenwart des Kaisers ein Concilium, verdammte die Ketzerey des Berengarius, berichtigte viele Staats- und Kriegesgeschäfte, sagte seinen Sterbetag voraus, und starb nach 5 Jahren, 2 Monathen, und 7 Tagen seiner gottseligen Regierung.

CLIII. Victor II ein Graf von Calw ehemal Bischof zu Eichstädt. Die Römer bathen sich ihn vom Kaiser aus um ihn auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. Der Kaiser entließ ihn ungern, und der so bescheidene als weise Bischof wollte durchaus die höchste Würde der Kirche nicht annehmen. Er nahm sich der Religion thätigst an, und suchte die berengarische Secte gänzlich auszurotten. Er kam nach Deutschland zum Kaiser, und gab ihm im Todbette den päpstlichen Segen. Regierte nur 2 Jahre, 3 Monathe, 15 Tage und starb im Jahre 1057.

CLIV. Stephan IX ein Prinz von Lothringen ehemaliger Abt auf dem Berge Cassin. Kam ohngefähr nach Rom, wurde aus dem Gasthaus abgeholt, und aller Widerstrebung ungeachtet zum Papste gewählt. War sehr strenge auf die Sitten der Geistlichkeit. Regierte nur 7 Monathe, und 17 Tage.

CLV. Nikolaus II aus Burgund ehemaliger Bischof zu Florenz, war eben so strenge auf die Kirchenzucht, zu deren Verbesserung er nüzliche Anstalten und Verordnungen machte. Regierte dreithalb Jahre.

CLVI. Alexander II ein Mailänder wurde abwesend erwählt, weswegen seine Wahl vielen Streitigkeiten unterworfen war. Er nahm sich der Kirchen- und klösterlichen Zucht mit allen Eifer an und reformierte verschiedene Orden. Regierte 11 Jahre, 6 Monathe, 21 Tage.

CLVII. Gregorius VII aus Siena ehemaliger Archidiakon in Rom. Er war zwar

ein

ein frommer und gelehrter Herr, aber von einem hitzigen Temperamente. Die Simonie und unanständige Aufführung übel gesitteter Geistlichen suchte er nach aller Strenge zu vertilgen. Selbst gegen Könige verfuhr er sehr strenge, und man legt ihm zu Last, daß er seine Macht übertrieb. Er regierte 12 Jahre, 1 Monath, 3. Tage.

CLVIII. Victor III von Benevent bekam Händel mit Clemens III, den ihm die Gegenparthey als Papst entgegen setzte. Regierte nur 1 Jahr, 3 Monathe, 23 Tage.

CLIX. Urbanus II ehemaliger Bischof zu Ostia. Unter ihm geschah der erste Kreuzzug ins gelobte Land. Er regierte 11 Jahre, 4 Monathe, 22 Tage.

Zwölftes Jahrhundert.

CLX. Paschalis II aus Romagna bekam wegen beständigen Unruhen eine sehr unruhige Regierung. Regierte doch 22 Jahre, 3 Monathe, 7 Tage.

CLXI. Gelasius II aus Campanien hatte eine eben so unruhige Regierung, und regierte nur 1 Jahr, 4 Tage.

CLXII. Callistus II aus Burgund ehemaliger Erzbischof von Wienn ein sehr gelehrter und staatskluger Mann, der die langwierige, und über 50 Jahre dauernde Streitigkeit wegen der Investituren im Lateranensischen Concilio zu Rom beylegte. Regierte 5 Jahre, 10 Monathe, 12 Tage.

CLXIII. Honorius II aus Imola in Bononien ehemaliger Bischof zu Ostia regierte 5 Jahre, 1 Monath, 25 Tage.

CLXIV. Innorentius II ein Römer hatte gleich nach seiner Wahle eine sehr verdrüßliche Regierung. Gieng von Rom weg nach Frankreich, und suchte seine Zuflucht bey dem K. Ludwig VI, und wurde mit großen Ehren empfangen. Von da gieng er nach Lüttich, hielt ein Concilium, und kehrte nach Rom zurücke. Regierte 13 Jahre, 7 Monathe, 9 Tage.

CLXV.

CLXV. Cäleſtinus II aus Toſcana, regierte nur 5 Monathe, 13 Tage.

CLXVI. Lucius I aus Bologna. Die Arnaldiſten erweckten eine Aufruhr gegen ihn, in welcher er mit einem Steine am Kopfe getroffen ſeinen Geiſt aufgab. Regierte nur 11 Monathe 14 Tage.

CLXVII. Eugenius III aus Piſa. Er begab ſich aus Furcht für die Arnaldiſten von Rom nach Frankreich, wo er von dem Könige Ludwig VII mit allen Ehren aufgenommen wurde. Nach 2 Jahren gieng er nach Rom zurücke und bekam eine ruhige Regierung. Regierte 8 Jahre, 4 Monathe, 10 Tage.

CLXVIII. Anaſtaſius IV ein Römer regierte nur 1 Jahr, 4 Monathe, 23 Tage.

CLXIX. Hadrian IV ein Engländer ehemaliger Biſchof zu Alba hatte eine ſehr unruhige Regierung, die 4 Jahre 8 Monathe dauerte.

CLXX. Alexander II aus Siena. Seine Regierung war voll Unruhen, weßwegen er sich von Rom nach Venedig begab. Von ihm soll die berühmte Feyerlichkeit, wo sich die Venetianer das Meer vermählen, ihren Ursprung haben. Regierte 21 Jahre 11 Monathe, 23 Tage.

CLXXI. Lucius III aus Lucca hatte ein sehr betrübtes Schicksal. Die Römer rebellirten gegen ihn, und er mußte sich nach Ravenna flüchten, wo er auch starb. Regierte 4 Jahre 2 Monathe, 22 Tage.

CLXXII. Urbanus III ein Lombarder ehemaliger Erzbischof zu Mailand regierte nur 10 Monathe, 25 Tage.

CLXXIII. Georgius VIII aus Benevent regierte nur 57 Tage.

CLXXIV. Clemens III ein Römer erlebte es endlich, daß sich die arnaldischen Zwistigkeiten in Rom endigten, und Ruhe hergestellt wurde. Regierte 3 Jahre, 3 Monathe, 10 Tage.

CLXXV.

CLXXV. Cäleſtinus III ein Römer kam als ein 85 jähriger Greis zur päpſtlichen Würde; regierte doch 6 Jahre, 4 Monathe, 9 Tage.

Dreyzehntes Jahrhundert.

CLXXVI. Innocentius III aus Anagnia ein Graf von Segni. Unter ſeiner Regierung ſtunden die Albigenſer auf, wozu er Inquiſitoren benannte. Auch wurde Conſtantinopel eingenommen und es hörte das griechiſche Kaiſerthum auf. Er regierte 22 Jahre, 6 Monathe, 9 Tage.

CLXXVII. Honorius III ein Römer, ein Mann von Gelehrſamkeit und Verdienſten, ſuchte die Albigenſerketzerey gänzlich auszurotten. Regierte 12 Jahre, 8 Monathe.

CLXXVIII. Gregorius IX aus Anagnia ehemaliger Biſchof zu Oſtia munterte den Kaiſer Friedrich zum Kreuzzuge auf, war eifrig für die Fortpflanzung und Verbreitung

der

der Religion, regierte 14 Jahre, 5 Monathe, 2 Tage.

CLXXIX. Cälestinus IV aus Mailand ſtarb 18 Tage nach ſeiner Erwählung.

CLXXX. Innocentius IV aus Genua verlieh den Cardinalen den rothen Hut. Regierte 11 Jahre, 5 Monathe, 14 Tage.

CLXXXI. Alexander IV aus Agnania ſuchte die griechiſche Kirche mit der lateiniſchen wieder zu vereinigen. Suchte auch den Frieden zwiſchen den Genueſern und Venetianern herzuſtellen. Regierte 6 Jahre, 5 Monathe, 13 Tage.

CLXXXII. Urbanus IV ehemaliger Patriarch von Jeruſalem. Unter ihm wurde Konſtantinopel von Michael Paläologus eingenommen. Er führte das Feſt und die Feyerlichkeit des Fronleichnames ein. Regierte 3 Jahre, 1 Monath, 4 Tage.

CLXXXIII. Clemens IV aus Narbona Biſchof zu Sabino ein ſehr gelehr-

gelehr-

gelehrter Mann regierte nur 8 Jahre, 9 Monathe.

CLXXXIV. Gregorius X aus Placenz ehemals Archidiaconus von Lüttich. Nachdem bey seiner Wahle beynahe 3 Jahre verflossen, so verordnete er, daß die Cardinäle hinführ gleich den 10 Tag nach dem Tode des Pastes in das Conclave hinein, und nicht eher heraus gehen dörften, bis sie in der Wahl einig wurden. Regierte 3 Jahre 9 Monathe, 14 Tage.

CLXXXV. Innocentius V aus Burgund lebte nach seiner Erhebung nur 5 Monathe.

CLXXXVI. Hadrianus V aus Genua ein Diakon, starb nach 37 Tagen, ehe er noch Priester ward, im Jahre 1276.

CLXXXVII. Johannes XX oder vielmehr XXI ein Portugies, regierte nur 8 Monathe, und ward in seinem eigenen von ihm neu erbauten Schlafzimmer erschlagen.

CLXXXVIII.

CLXXXVIII. Nikolaus III ein Römer pflegte in Verleihung geiſtlicher Präbenden die frömmern Geiſtlichen je den Gelehrtern vorzuziehen. Regierte 2 Jahre, 8 Monathe, 29 Tage.

CLXXXIX. Martin IV aus Frankreich verfolgte die Gibellinen ſehr ſtrenge. Regierte 4 Jahre, 7 Monathe, 7 Tage.

CXC. Honorius IV ein Römer ließ die arabiſche Sprache öffentlich lehren, daß die Saracener und Schiſmatikerin Orient deſto gewiſſer bekehrt würden. Regierte 2 Jahre, und ſtarb 1287.

CXCI. Nikolaus IV aus Aſcoli wollte ſich lange nicht bereden laſſen die päpſtliche Würde anzunehmen, trug für die Verbreitung der katholiſchen Religion viele Sorge, und ſchickte allenthalben Miſſionarien aus. Regierte 4 Jahre, 1 Monath, 14 Tage.

CXCII. Cäleſtinus V aus Neapel, ein ſehr frommer Mann, der ſich mit Staatsgeſchäften gar nicht gerne abgab, ſondern lieber

lieber den himmliſchen Betrachtungen in der Einſamkeit oblag. Er reſignierte auch wirklich nach 5 Monathen, und 8 Tagen.

CXCIII. Bonifacius VIII aus Anagnia führte das hundertjährige Seculum ein. Er wurde von K. Philipp gefangen geſetzt, von den Einwohnern aber der Stadt Anagnia befreyet. Regierte 8 Jahre, 9 Monathe, 22 Tage.

Vierzehntes Jahrhundert.

CXCIV. Benedict XI aus Terriſia, ein ſehr friedfertiger und gottſeliger Mann. Entledigte väterlich alle, die von ſeinem Vorfahrer in Bann gethan waren. Regierte nur 8 Monathe 17 Tage.

CXCV. Clemens V ein Gaſkonier ehemaliger Biſchof zu Bourdeaux. Weil Italien immer voll Unruhen war, ſo legte er ſeinen Sitz von Rom nach Avignon. Regierte 8 Jahre, 10 Monathe, 15 Tage.

CXCVI. Johannes XXII aus Cahors ehemaliger Biſchof zu Porto reſidierte

zu Avignon, hatte eine sehr beschwerliche Regierung; denn Italien war in zwo Partheyen getheilt, in die Guelphen, und Gibeliner. England hatte den Gehorsam aufgekündigt, und ließ keine geistliche Aemter mehr in ihrem Lande vergeben. Regierte 22 Jahre, 4 Monathe.

CXCVII. Benedict XII aus Toulouse ehemaliger Cistercienser Abt trug gar sehr Sorge, daß die geistliche Würden allemal dem Würdigsten gegeben wurden. Vom Repotismus war er himmelweit entfernt; denn er pflegte zu sagen: Ein Papst hat keine Befreundte mehr. Regierte 7 Jahre, 4 Monathe, 6 Tage.

CXCVIII. Clemens VI aus Limoges setzete das 100jährige Jubeljahr auf das 50ste Jahr, erlaubte dem Könige in Frankreich, und der Königinn, daß sie unter zweyerley Gestalten communiciren dorften. Regierte 10 Jahre, 7 Monathe.

CXCIX. Innocentius VI von le Mont in Limosin, ehemaliger Bischof zu Ostia,

Oſtia, verordnete, daß der Hirt nicht von ſeiner Heerde abweſend ſeyn, ſondern ſie perſönlich weyden ſoll. Beſaß viele Mäßigung und Rechtſchaffenheit. Starb zu Avignon nach 9 Jahren, 8 Monathen, 26 Tagen ſeiner angetretenen Regierung.

CC. **Urbanus V** aus Frankreich vorher Abt zu St. Victor. War kein Cardinal, ſondern weil die Cardinäle unter ſich nicht einig werden konnten? nahmen ſie einen dritten außer ihrem Gremio. Er hielt auf die Gelehrſamkeit viel, und ſchätzte und liebte die Gelehrten. Zu Cracau in Pohlen ließ er eine Univerſität errichten, und der Bononienſiſchen ertheilte er viele Privilegien. Regierte 8 Jahre, 1 Monath, 21 Tage.

CCI. **Gregorius XI** ein Graf von Belfort. Der römiſche Stuhl war bereits 70 Jahre zu Avignon; Gregorius gieng aber wiederum nach Rom zurücke. Regierte 7 Jahre, 2 Monathe 27 Tage. Starb im Jahre 1378.

CCII. Urbanus VI ein Neapolitaner vorher Erzbischof zu Bari. Die Römer drangen darauf, daß ein Italiäner Papst wurde; weil sie fürchteten, ein Ausländer möchte wiederum zu Avignon residieren wollen. Wirklich wurde gegen ihn Clemens VII erwählt, der zu Avignon residierte, aber von Niemanden als von den Franzosen und Britten für einen Papst erkannt wurde. Hierdurch entstund aber ein gewaltiges Schisma, welches sehr lange dauerte. Urbanus regierte 11 Jahre, 6 Monathe, 6 Tage.

CCIII. Bonifacius IX ein Neapolitaner wurde von Rom vertrieben, bald darauf von den Römern wiederum zurücke gerufen, und mit allen Ehren empfangen, brachte die Annaten oder gewisse Abgaben auf, die jeder neu erwählte Bischof oder Abt nach Rom reichen mußte. Regierte 14 Jahre, 11 Monathe.

Fünfzehntes Jahrhundert.

CCIV. Innocentius VII aus Sulmo ein Mann von großer Gelehrtheit, und vieler

ler Erfahrenheit. Die Römer rebellirten unter ihm, forderten das Capitolium, die Adriansburg, und andere feste Plätze um sich in Freyheit zu setzen. Während der Aufruhr flüchtete er sich nach Viterbo; da sich aber die Wuth bald legte, zog er wieder feyrlich nach Rom. Regierte nur 2 Jahre, 21 Tage.

CCV. Gregorius XII ein Venetianer, ehevor Patriarch zu Aquileja. Die Spaltung zwischen Rom und Avignon dauerte noch immer fort, und deßwegen war seine Regierung ganz unruhig. War nur 2 Jahre, 6 Monathe, 3 Tage Papst.

CCVI. Alexander V aus Creta war ein kluger, großmüthiger freygebiger Mann. Regierte nur 10 Monathe, 8 Tage.

CCVII. Johannes XXIII ein Neapolitaner. Unter ihm wurde das Concilium zu Constanz gehalten. Um der Uneinigkeit, und der langwierigen Spaltung ein Ende zu machen, und die Ruhe in der Kirche herzustellen, begab er sich der päpstlichen Würde,

die er 8 Jahre, 13 Tage geführt hatte. Starb hinnach zu Florenz 1419.

CCVIII. Martinus V ein Römer widersetzte sich den Irrthümern des Johannes Huß, Wiclefs, und Hieronymus von Prag, schrieb das Concilium zu Basel aus, regierte 13 Jahre 3 Monathe 10 Tage.

CCIX. Eugenius IV ein Venetianer war ein sehr ansehnlicher, großmüthiger, gegen die Armen außerordentlich freygebiger Herr, machte viele Verordnungen zu erbaulicherer Haltung der Gottesdienste, liebte und beförderte die Kirchenzierde, gab sich alle Mühe die griechische Kirche mit der lateinischen wiederum zu vereinigen, und hielt deßwegen das berühmte Concilium zu Florenz. Regierte 16 Jahre.

CCX. Nikolaus V ein Genueser ein großer Gelehrter, und großer Freund der Gelehrten, zugleich ein Mann von vieler Staatsklugheit, und Bescheidenheit. Unter ihm bekam die Kirche eine vollkommne Ruhe; Konstantinopel gieng aber an die Türken über.

Da

Da ſich alſo die Muſen aus Griechenland flüchten mußten, nahm er ſie in Italien auf, ließ in ganz Griechenland eine Menge Bücher zuſamm kaufen, und bereicherte die vaticaniſche Bibliothek mit mehe als 3000 dergleichen Schriften, die er meiſtentheils ins Latein überſetzen ließ. Mit Kaiſer Friedrich III ſchloß er die berühmten Concordaten der deutſchen Nation. Regierte 8 Jahre 19 Tage.

CCXI. Kalliſtus III ein Spanier munterte die weltlichen Regenten auf, daß ſie die von den Türken eroberte Länder wiederum erobern möchten; zu einem guten Fortgange der Waffen ließ er täglich um 12 Uhr das Gebeth des Herrn, und den engliſchen Gruß bethen, und gab einen Ablaß darauf, wozu noch itzt in der ganzen Chriſtenheit das Glockenzeichen gegeben wird. Regierte 3 Jahre, 3 Monathe.

CCXII. Pius II ehemal Aennas Silvius ein ſehr gelehrter, beredſamer Herr, und berühmter Schriftſteller, der ſich weder durch politiſche Geſchäfte, noch ver-

ſchiedene Krankheiten von gelehrten Arbeiten hindern ließ. Er ſuchte Ruhe in der Kirche zu erhalten, und unterdruckte eine theologiſche Zänkerey, wodurch die Franciſcaner und Dominikaner mit einander ſtritten. Regierte 6 Jahre.

CCXIII. Paulus II ein Venetianer ſetzte das hundertjährige Jubeljahr wegen Abnahme des menſchlichen Alters auf jedes 25ſte Jahr, war freygebig gegen die Armen, ſtreng und gerecht gegen die Uebelthäter, doch dabey ſo gnädig, daß er Niemanden mit den Verlurſt ſeines Lebens ſtrafte. Regierte 6 Jahre, 10 Monathe, 26 Tage.

CCXIV. Sixtus IV. aus Savoien befahl das Feſt der unbefleckten Empfängniß Mariä zu feyern. Die Abbethung des Roſenkranzes war zwar ſchon lange in der Kirche üblich; er beſtättigte aber dieſen Gebrauch und gab Abläße darauf. Rom zierte er mit prächtigen Gebäuden, baute die berühmte Tiberbrucke, vermehrte die vatikaniſche Bibliotek, beſtellte, und beſoldete die Aufſeher

ſeher darüber. Unter ihm wurde die Buchdrukerey erfunden. Regierte 13 Jahre, 5 Tage.

CCXV. Innocentius VIII ein Genueſer gab dem Köaig in Spanien Ferdinand V den Ehrentitel eines katholiſchen Königs, denn dieſe Könige noch izt führen. Unter ihm wurde Amerika oder die ſogenannte neue Welt entdeckt. Regierte 7 Jahre, 10 Monathe, 27 Tage.

CCXVI. Alexander XI ein Spanier ſuchte die Meuchelmörder in Rom auszurotten. Nachdem durch die Buchdruckerey viele ärgerliche Schriften erſchienen, verordnete er, daß kein Buch hinführ ohne Biſchöfliche Approbation gedruckt werden ſoll. Regierte 11 Jahre 8 Tage.

Sechzehntes Jahrhundert.

CCXVII. Pius III aus Siena war ein ungemein gelehrter und beſcheidener Herr, und hatte im Sinne viele wichtige Dinge

zu unternehmen, regierte aber nur 26 Tage.

CCXVIII. Julius II ein Savoier fieng den prächtigen Bau des Vatikans an, hatte eine sehr unruhige Regierung, schrieb zur Beylegung das 5te Lateranenische Concilium aus, erlebte aber das Ende desselben nicht. Regierte 6 Jahre, 3 Monathe, 21 Tage.

CCXIX. Leo X ein Florentiner suchte vor allen das Concilium in Laterad glücklich zu endigen, schickte Bischöfe nach Amerika, erlebte die unglückliche Zeit, da Luther in Deutschland aufstund. Heinrich VIII König in Engeland schrieb ein Buch wider Luthern, und Leo gab ihm den Ehrentitel eines Beschützers des Glauben. Beförderte die Wissenschaften in Rom, und errichtete eine Akademie. Regierte 8 Jahre, 8 Monathe, 20 Tage.

CCXX. Hadrian VI ein Holländer von Utrecht gebürtig änderte seinen Namen nicht,

nicht, sondern wollte Hadrian benannt werden, wie vorher. Er war ein tugendhafter, und sehr gelehrter Mann, schickte Missionarien nach Amerika ab, stellte viele Mißbräuche ab, versah die geistlichen Würden mit tüchtigen Männern; aber leider! er regierte nur 1 Jahr, 8 Monathe, 6 Tage.

CCXXI. Clemens VII ein Florentiner hatte eine sehr unruhige Regierung. Unter ihm ward Rom belagert, und England fiel vom Glauben ab, und der König Heinrich VIII warf sich selbst zum Oberhaupte der engländischen Kirche auf. Regierte 10 Jahre, 10 Monathe, 7 Tage.

CCXXII. Paulus III ein Römer gab sich die äußerste Mühe die eingeschlichenen Irrthümer auszurotten, und errichtete das Inquisitionsgericht in Rom, schrieb das Concilium zu Trient aus, suchte die Kirchendisciplin zu verbessern, hatte immer die gelehrtesten Männer um sich, die er zu Rathe zog. Regierte 15 Jahre, 32 Tage.

CCXXIII. Julius III von Arezzo drang und hielt sehr das Verboth ketzerischer Schriften, verordnete, daß im Cardinalcollegio niemal zween Brüder zu gleicher Zeit seyn sollen, errichtete das deutsche Collegium in Rom, worinn junge Geistliche, die gebohrne Deutsche waren, in Wissenschaften unterrichtet, in der Tugend erzogen wurden, damit sie nach ihrer Ruckkehre nach Deutschland die geistlichen Aemter würdig begleiten, und den in Deutschland immer mehr einreißenden Irrthümern Widerstand thun könnten. Regierte 5 Jahre, 1 Monath, 18 Tage.

CCXXIV. Marcellus II aus Jani wurde mit allgemeiner Freude und großer Hoffnung wichtiger Dinge erwählt; war ein Feind des Nepotismus, und ließ seinen leiblichen Bruder nicht einmal nach Rom kommen. Lebte aber nur 21 Tage nach seiner Wahle.

CCXXXV. Paulus IV ein Mailänder, war schon 81 Jahr alt, da er gewählt wurde. Er war ein scharfer Herr, den die Geist-

Geistlichkeit, und selbst die Cardinäle fürchteten, gab das erste Verzeichniß verbothener Bücher heraus, unterstügte das Inquisitionsgericht, und erweiterte die Gewalt desselben. Starb nach 4 Jahren, 2 Monathen, 27 Tagen.

CCXXVI. Pius IV ein Mailänder endigte das Concilium zu Trient, und sezte eine Congregation von 8 Kardinälen zum Vollzuge desselben nieder. Regierte 5 Jahre, 11 Monathe 15 Tage. Im Todbette stunden ihm die zween Heiligen Philippus Nerius, und der Cardinal Karolus Borromäus bey.

CCXXVII. Pius V aus Boschi drang sehr auf den Vollzug des Conciliums zu Trient, erwies sich als einen wahren und freygebigen Vater gegen die verfolgte Königinn in Schotland Maria Stuarta. Unter ihm wurde der berühmte Sieg bey den Echinadischen Inseln über die Türken erhalten, wodurch über 40000 Feinde blieben, und über 15000 Christen aus der Gefangenschaft

schaft erlöset wurden. Starb nach einer 40tägigen sehr schweren und schmerzhaften Krankheit mit gröſter Geduld, und Ergebenheit in den Willen Gottes. Regierte 6 Jahre, 3 Monathe, 24 Tage.

CCXXVIII. Gregorius XIII aus Bologna war ein sehr gelehrter Herr, und groſser Beförderer der Wissenschaften, studirte selbst beständig, errichtete zum besten verschiedener Nationen 23 Collegien in Rom, worinn die Jugend in guten Sitten, und Wissenschaften erzogen wurde, schickte Missionarien nach Japon, und wandt jährlich 4000 Ducaten darauf, lieſs die Bücher der geistlichen Rechte (jus canonicum) und die lateinische Uebersetzung der Bibel verbessern, und arbeitete selbst mit. Regierte 12 Jahre, 10 Monathe, 32 Tage.

CCXXIX. Sixtus V aus le Grotte, war ein groſser aber sehr scharfer Papst. Unter ihm kamen Gesandte von Japon nach Rom, die er königlich hielt, und beschenkte. Errichtete 15 Congregationen von gelehrten

Män-

Männern zur Besorgung theils politischer theils geistlicher Geschäfte. Rom verschönerte er mit prächtigen Kirchen, Spitälern, Brünnen, Pyramiden, Statuen, Säulen, gepflasterten Strassen. Er beförderte die Wissenschaften gar sehr, und richtete die vatikanische Bibliothek, und Buchdruckerey prächtig ein, und bey allen diesem großen Aufwande legte er doch einen großen Schatz Geldes in die Engelsburg. Unter ihm gab es keine Diebe, keine Mörder, keine öffentliche Ruhestörer in Rom. Der einzige Name Papst Sixtus verscheuete sie alle. Regierte nur 5 Jahre, 4 Monathe, 3 Tage.

CCXXX. Urban VII ein Genueser lebte nach seiner Wahle nur 13 Tage. Starb sehr vergnügt, und dankte Gott im Todbette, daß er keine Rechenschaft über das nichtige Amt eines Papstes zu geben hatte.

CCXXXI. Gregorius XIV ein Mailänder war ein Mann vom rechtschaffensten Charaktere, voll guter Hoffnung, und besten

Willen

Willen wichtige Dinge ausführen, starb aber 10 Monathe nach seiner Wahl.

CCXXXII. Innocentius IX aus Bononien eben ein frommer gelehrter, hoffnungsvoller Papst; der aber wiederum anderthalb Monathe nach seiner Erwählung starb.

CCXXXIII. Clemens VIII ein Florentiner, ein gelehrter, und staatskluger Mann, bekam Ferarra zurücke, wo er in Begleitung von 27 Cardinälen einen prächtigen Einzug hielt, liess die lateinische bereits gutgeheissene und allgemein angenommene Bibelübersetzung nochmal übersehen, und verbessern, errichtete ein Collegium in Rom zu Erziehung der Schottländer, beförderte die Missionen in Japon und China, legte viele theologische Streitigkeiten bey, und war bey den Sessionen selbst gegenwärtig. Regierte 13 Jahre, 1 Monath, 3 Tage.

Siebenzehntes Jahrhundert.

CCXXXIV. Leo XI ein Florentiner ward erwählt im 70 Jahre seines Alters; starb aber nach 26 Tagen.

CCXXXV.

CCXXXV. Paulus V aus Siena verſchönerte Rom mit Gebäuden, Kirchen, Straſſen, beförderte die Gelehrſamkeit, und vermehrte die Vaticaniſche Bibliothek, befahl allen geiſtlichen Orden, daß ſie zur Verbreitung des Glaubens die griechiſche, hebräiſche, und arabiſche Sprache lehren laſſen, und derſelben kundige Männer herſtellen ſollen. Regierte 15 Jahre, 8 Monathe 12 Tage.

CCXXXVI. Gregorius XV aus Bologna nahm ſich ſehr um die Bekehrung der Unglaubigen und Irrglaubigen an, und ſetzte zu dieſem Geſchäfte eine beſondere Congregation von geſchickten Cardinälen nieder. Dachte wichtige Dinge zu unternehmen, regierte aber nur 2 Jahre, 5 Monathe.

CCXXXVII. Urbanus VIII ein Florentiner ein großer Gelehrter in allen Fächern der Wiſſenſchaften, verbeſſerte das römiſche Brevier, Pontifical, und Martyrologium, weihete den Vatican ein, errichtete ein Hauptgymnaſium die Weisheit genannt,

hob

hob viele Feyertage auf; weil er sah, daß zu viele Feyertage mehr zum Müßiggange als zur Andacht dienten, gab den Cardinälen den Titel: Eminenz. Regierte 21 Jahre.

CCXXXVIII. Innocentius X ein Römer hob alle kleinen Klöster in Italien auf, wo wegen einer zu geringen Anzahl von Religiosen die Ordensgesetze nicht wohl gehalten werden können. Unter ihm wurde der westphälische Frieden geschlossen. Regierte 10 Jahre, 3 Monathe, 23 Tage.

CCXXXIX. Alexander VII aus Siena gab den Venetianern starke Subsidien gegen die Türken, nahm die Königinn Christina von Schweden mit allen Ehren auf, die den Scepter niederlegte, und sich nach Rom begab. Lebte sehr fromm, und hatte im Leben schon seine Todtentruhe immer in seinem Zimmer. Regierte 12 Jahre, 1 Monath, 15 Tage.

CCXL. Clemens IX aus Pistoia ein außerordentlich frommer, leutseliger, gut-

thä-

thiger Mann, ließ Jedermann vor ſich, hörte ſelbſt im Vatikan Beicht, hob den Getreidezoll auf, verringerte dem Volke die Abgaben. Regierte 2 Jahre, 5 Monathe, 21 Tage.

CCXLI. Clemens X ein Römer war 80 Jahre alt, da er erwählt wurde, war gegen Jedermann freygebig, nur gegen ſeine Verwandte nicht. Gab ſich viel Mühe in Verbeſſerung der Kirchendiſciplin. Regierte 6 Jahre, 2 Monathe, 23 Tage.

CCXLII. Innocentius XI aus Como war ſtrenge in der Sittenlehre, und verwarf 65 Sätze, die zur Zügelloſigkeit Anlaß geben konnten, vertheidigte die Rechte des römiſchen Stuhles ſehr beſcheiden, befahl den künftigen Geiſtlichen, daß ſie vor der Weihe 8 Täge in der Einſamkeit zubringen, und ſich durch Betrachtungen zu ihrem wichtigen Amte zubereiten ſollen. Machte verſchiedene andere gute Verordnungen zum Beſten der Kirche. Regierte 12 Jahre, 10 Monathe, 22 Tage.

CCXLIII. Alexander VIII ein Venetianer ſtund ſeinem Vaterlande gegen die Türken bey, legte die Streitigkeiten mit Frankreich bey, und bekam Avignon wieder, machte viele Verordnungen zu Verbeſſerung der Sitten. Regierte nur anderthalb Jahre.

CCXLV. Innocentius XII ein Neapolitaner gab eine ſcharfe Verordnung gegen den Nepotiſmus heraus, da ſich vorhin viele Bedienſtungen bey den päpſtlichen Collegien mit Geld erlangen ließen, ſo ſchafte er dieſen Unfug ſchärfeſt ab, befahl denen, die ſich Geld koſten ließen, ihr Geld zurücke zu geben, und öffnete den Weg dazu den Verdienſten allein. War ſehr friedſam, ſuchte die kriegführenden Mächte zu vereinigen, war freygebig gegen die Armen, und hatte nicht den geringſten Stolz, ſondern die tiefeſte Demuth bey ſeiner erhabenſten Würde. Regierte 9 Jahre, 2 Monathe, 15 Tage.

Acht-

CCXLVI. Clemens XI aus Urbino einer der merkwürdigſten Päbſte. Drey Tage lang weigerte er ſich dieſe höchſte Stelle anzunehmen, bis man ihn endlich dazu überredete. Gleich beym Antritte ſeiner Regierung erklärte er ſeinen Anverwandten, daß ſie ſich nichts auf ſeine Erhebung zu Guten thun, noch außerordentliche Beförderungen von ihm hoffen ſollten. Zu weitläuftig wäre es, alle ſeine Thaten und Verordnungen hier anzuführen. Er verherrlichte Rom mit prächtigen Gebäuden, war ganz außerordentlich mildthätig gegen die Armen, beförderte, und verbeſſerte die Kirchendiſciplin, beſetzte die geiſtlichen Würden mit auserleſenen frommen und gelehrten Männern, ſuchte den Glauben in China, in Indien, Perſien, Aegypten, Afrika zu verbreiten, war ein ſehr gelehrter, und beredſamer Mann, war ſtark in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, hielt Homilien an das Volk, ehrte die Gelehrten, bereicherte die vatikaniſche Bibliothek, beſuchte die Kranken in Spitälern, hörte

Beicht, verschafte Jedermann Recht, regierte 20 Jahre, 3 Monathe, 25 Tage.

CCXLVI. Innocentius XIII ein Römer trat in die Fußstapfen seines Vorfahrers, gab sich viele Mühe die Geistlichkeit zu reformiren, verbesserte die Kirchenceremonien, hielt strenge auf die Kirchenzucht, und schickte alle Bischöfe, die sich meistentheils in Rom aufhielten, zu ihren Gemeinden, regierte 2 Jahre, 9 Monathe, 32 Tage.

CCXLVII. Benedict XIII ein Römer befahl allen Bischöfen in Italien, daß sie allenthalben Priesterhäuser, und Seminarien zur guten Bildung künftiger Geistlichen errichten sollten, und setzte eine eigne Congregation von Cardinälen nieder, die dieses nützliche Geschäft besorgen sollten; weihete den Churfürsten Clemens von Cöln einen baierischen Prinzen zu Viterbo zum Bischofe, canonisirte den heiligen Johannes von Nepomuck, regierte 5 Jahre, 8 Monathe, 23 Tage.

CCXLVIII.

CCXLVIII. Clemens XII ein Florentiner verschönerte die Stadt Rom mit so nützlich als prächtigen Gebäuden, war ein sehr kluger und staatserfahrner Vorsteher der Kirche, ließ Jedermann Gerechtigkeit wiederfahren, hielt strenge auf die Rechtschaffenheit, und schonte selbst der Cardinäle nicht, wenn sie sich verfehlten, war dabey sehr gnädig, und leutselig. Regierte 9 Jahre, 6 Monathe, 25 Tage.

CCXLIX. Benedict XIV aus Bologna einer der größten, gelehrtesten Päpste der selbst von unsern Glaubensgegner hochgeschätzt wurde. Er schrieb schon als Bischof und Cardinal viele Werke, die ihm Ehre machen, und als Papst fuhr er mit unermüdeten Eifer darinn fort. Er war ein großer Staatsmann, wußte sein Ansehen zu behaupten, die Streitigkeiten mit vielen Höfen glücklich, und gütlich zu enden, und die Ruhe der Kirche zu erhalten. Er hob verschiedene Feyrtage und Freystätte auf. Der König von Portugal erhielt von ihm den Ehrentitel eines getreuesten Königs. Starb

nach einer glücklichen und ruhmvollen Regierung im Jahre 1758, den 3 May.

CCL. Clemens XIII ein Venetianer hatte ein sehr unruhige Regierung, suchte die alten Vorzüge und Verfahrungsart zu behaupten, und neuerdings geltend zu machen, worüber Streitigkeiten mit verschiedenen Höfen entstunden. Der römischen Kaiserinn ertheilte er den Ehrentitel Apostolische Majestät. Starb im Jahre 1769, 2 Hornung.

CCLI. Clemens der XIV aus Rimini war ein sehr gelehrter, und kluger Herr. Bey dem kritischen Zeitpunkte, da er die Regierung antrat, suchte er vor allen die Streitigkeiten mit den bourbonischen Höfen gütlich beyzulegen. Dieß gelang ihm, und er erhielt Avignon wieder, das sein Vorfahrer verlor. Die Höfe Frankreich, Spanien, Portugall und Neapel drangen schon lange her, auch bey der vorigen Regierung auf die Aufhebung der Jesuiten, endlich ließ er das Aufhebungsbreve ausfertigen, starb aber bald hernach den 22 September 1774.

CCLII. Pius VI aus Cesena unternahm das wichtigste Werk, das je ein Papst unternehmen konnte, die Auströcknung der pontinischen Sümpfe, verherrlichte den Vatikan, fiel bald in eine sehr gefährliche Krankheit: Gott aber erhielt ihn zum Besten seiner Kirche, unternahm in wichtigen Absichten eine Reise nach Deutschland und bey dieser Gelegenheit hatten wir das unschätzbare Glücke ihn zu sehen, seine Vaterhand zu küssen, von ihm den heiligen Segen zu empfangen. Welchen unsrer Vorältern wiederfuhr dieses ungehofte Glücke? Die Väter werden ihren Kindern und die Kindeskinder ihren Nachkömmlingen erzählen wie feyerlich er empfangen ward, wie väterlich er uns empfieng, und segnete, wie ansehnlich, ehrwürdig, leutselig, allgemein beliebt, und allgemein bewundert er von allen war, mit welcher innigster Andacht und Erbauung er die heilige Messe las, mit welch' heiligsten Eifer, und wie ganz erfüllt mit dem apostolischen Geiste er auf offnen Platze die Augen und Hände gegen den Himmel erhob,

ihn grossen Gott für sein rechtgläubiges Volk anrief, und dann ihm den apostolischen Segen ertheilte? Wem flossen die Thränen nicht aus den Augen, da er von uns schied? Gott begleite ihn auf seiner Reise, Gott segne und erhalte ihn, Gott gebe ihm eine lange, glückliche, und ruhige Regierung!

Die Heiligen

nach den

Volksbegriffen.

Erſter Band.

Leipzig,
bei Rohrmoſer und Bergmeiſter, 1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wenn Sie die Religion im Groſsen betrachten, ſo wie ſie betrachtet werden ſoll, ſo werden Sie alle die Kindereyen nicht darin finden, welche die pöbelhafte Andachteley hinein ſetzet. Schlagen Sie niemals jene myſtiſche oder apogryphiſche Bücher auf, welche unter dem Vorwande die Frömmigkeit zu unterhalten, die Seele mit nichts bedeutenden tändelhaften Ausübungen beſchäftigen, und indeſſen den Verſtand ohne Aufklärung, und das Herz ohne Gefühl laſſen. **Die wahre Andacht** wird Sie nach dem Zeugniſſe des berühmten Muratori vor allen Gefahren einer falſchen Leichtglaubigkeit bewahren. Ich rathe ihnen dieſes Werk mehrmal nach einander zu leſen, um Nutzen

daraus zu ziehen. — Ich gebe ihnen weder Legenden, noch mystische Bücher. Sie werden die vorzüglichsten Heiligen in der Kirchengeschichte finden, und die Erzählung so wie sie in den unglaubwürdigen Büchern vorkömmt, wurde sie vielleicht nur an den Wundern, die sie gewirkt haben, zweifeln machen, und die ihnen schuldige Ehrerbietung schwächen. Die grossen Leute müssen nur in Grossen gesehen werden; und die Wahrheit hat nur sich selbst nöthig, um Ehrfurcht zu erwecken.

Pabstes Klemens XIV. Brief
I. Th. 30, 40 B.

Inhalt

des ersten Bandes.

I. Der Authot, und sein Hausherr.
II. Der Bibliothekar, und der Pater Priszilian.
III. Teufeln, denen es übel bekommen, die es aber nicht eingestehn.
IV. Das auferbauliche Stein- Pflanzen- und Thierreich.
V. Die betrübte Mutter.
VI. Die Schwester Bibiana.
VII. Das Altarblatt.

I.

Der Author und sein Hausherr.

Hausb. Da haben sie, was sie verlanget haben. Sehen sie: Verbesserte Legende der Heiligen, das ist, eine schöne, klare, und anmuthige Beschreibung des Lebens, Leidens, und Sterbens von den lieben Heiligen Gottes auf alle und jede Tage des ganzen Jahres, so durch P. Dionisium von Lützenburg der rheinischen Provinz Kapuziner gesetzt, und ausgetheilt; nach dessen gottseligen Ableben aus Geheiß der Obern von gar vielen Fehlern gereiniget, mit zierlicherem Stylo verbessert, auch mit hundert und dreyßig neuen schönen Legenden anstatt der gar kurzen, und zu schlecht beschriebenen Leben der Heiligen gezieret, vermehret, und viel besser als jemals zuvor eingerichtet, und ausgearbeitet worden; auch zu Anfang eines jeden Monats mit einem

nem Kupfer versehen, durch P. Martin von Kochem der rheinischen Provinz Kapuziner Jubilarium & Seniorem Augsburg verlegts Mathäus Rieger und Söhne, 1767.

Auth. Schönsten Dank, Hausherr! unverletzt soll ihnen dieses Buch nach vier Wochen wieder zurückgestellt seyn.

Hausb. Hierum will ich wohl auch gebethen haben? denn es ließ hart, daß sich meine alte Muhme bequemte, ihr Lieblingsbuch herzulassen, worinn sie eben noch mit der Brille auf der Nase las, als ich zu ihr kam. Sie sah immer, da ich hinweggieng, nur das Buch, und nicht mich an, und gewiß dreyßigmal mußte ich hören: Aber daß ich mein Buch bald wieder zurückbekomme. Ich werde ihr nun auch bis zur Zurückstellung mehr, denn ein Schuldner seinen Gläubigern ausweichen müssen.

Auth. Seyn sie unbesorgt, Hausherr! setzen sie sich daher zu mir! noch vor vier Wochen

chen sollen sie es zurückhaben! damit sie aus aller Federung und Klage bei ihrer Muhme kommen. Ich weiß zu gut, daß ein Legend der Heiligen besonders vom Kochem der alten Mütterchen ihre Nahrung ist.

Hanoh. Das wundert mich nicht! denn in welchen anderen Büchern sollten wohl die alten Frauen Zeitvertreib und Trost, als eben in den Legenden suchen?

Auth. O! da gäbe es schon bessere Erbauungsbücher zu einem wahren Trost, wenn die guten alten Frauen eine Weisung bekommen hätten, sich an bessere, als frömmelnde Fabelbücher zu gewöhnen.

Hanoh. Was sagen sie von Fabelbüchern? sind denn die Legende der Heiligen Fabelbücher?

Auth. Nicht viel anders. Die Legendenschreiber giengen wirklich mit den Heiligen so um, wie zu Zeiten der Heiden die Dichter und heidnischen Priester mit den Göttern und Halbgöttern.

Hanoh.

Hauch. Verzeihen sie mir, nun reuet es mich, daß ich ihnen Kochems Legende gebracht habe. Mein, sagen sie mir, zu was brauchen sie dieselbe? haben sie diese Legende nicht ehe schon gelesen?

Auth. Freilich habe ich sie schon gelesen, und sie hat mir gute Dienste gethan, da sie mir das Zwerchfell erschüttert. Allein ich habe sie auch damal nur ausgelehnt, und lehne sie itzt wieder aus, damit ich ein und anderes darinn nachlesen kann.

Hauch. Sie haben gewiß nichts anders im Sinne, als die Heiligen nicht in Ruhe zu lassen, und über diesen Punkt ein Religionswidriges Buch herauszugeben?

Auth. Habe ich schon etwas Religionswidriges herausgegeben?

Hauch. Ich meinerseits bin zwar über ihre bisherige Schriften beruhiget, und hauptsächlich deßwegen, weil mich unser gute, ehrliche, und verständige Pfarrer hierüber beruhiget

get hat. Der nimmt immer ihre Parthei, und biethet jedem Trotz, der ihm in ihren Schriften etwas gegen die Reinigkeit des Glaubens und der Sittenlehre zeigen wollte; aber —

Auth. Nun was aber?

Haush. Aber das Lächerlichmachen, und die satyrische Schreibart, dächte ich, sollte doch bei ernsthaften und Religionssachen hinwegbleiben.

Auth. Mein bester Hausherr! Sie selbst sagten mir doch schon öfters, daß sie meine Schriften lieber, denn andere lesen, welche zu gelehrt, und zu finster aussehen. Ein Prediger würde freilich sehr fehlen, wenn er mit seinen Zuhörern satyrisch redete. Aber ein Schriftsteller, der hauptsächlich die Volksklasse zum Lesen reizen will kann keine schicklichere, als eine launigte und satyrische Schreibart wählen. Ein für seine Religion eingenommener Schriftsteller wird auch niemals gegen die Glaubens- und Sittenlehren, sondern er wird nur gegen die Albernheiten, die einige zur

Glau-

Glaubens- und Sittenvorschrift rechnen wollen, mit der Satyre losziehen. Sagen sie mir, verläßt man nicht das am geschwindesten, dessen man sich zu schämen anfängt?

Haush. Sicher; denn kein vernünftiger Mensch, und keiner, der ein wenig auf seine Ehre sieht, behält gern das, dessen er sich schon bei sich selbsten schämen muß, und wegen dessen er noch mehr bei anderen vernünftig Denkenden lächerlich wird.

Auth. Nun bester Hausherr! so ist ja die Satyre gut, und sogar der Religion vortheilhaft, wenn sie zuwegen bringt, daß sich die Leute schämen, Albernheiten zu ihrer Religion zu machen.

Haush. Ist alles recht; aber dabei wird unsere katholische Kirche doch dem Gelächter unserer Glaubensgegner und der Religionsspötter ausgesetzet.

Auth. Weit gefehlt. Wenn uns diejenigen, welche nicht unserer Religion sind, vor-

werf

werfen, daß so viele schädliche Vorurtheile und Mißbräuche, so viele unächte Andachten, so viele ungegründete Meinungen, so viele fabelhafte Erzählungen, so viele abergläubische und sittenwidrige Lehren in unserer katholischen Kirche herrschen; ist nicht dieses dagegen unser sicherster Schild, daß wir sagen können: alles dieses ist nicht der Glaube, nicht die Sittenlehre der katholischen Kirche selbst, sondern dummer einzelner, oder auch einiger dummen Gemeinden, die von dummen Lehrern so unterrichtet worden sind.

Hanoh. O! damit bin ich verstanden, daß man unserer heiligen Kirche nichts aufbürden lassen müsse, was nicht von der Kirche selbst, sondern nur in der Kirche von einigen zu einer verderblichen Richtschnur des Glaubens und der Handlungen genommen wird. Da wäre unsere Kirche wohl sehr herabgesetzet, wenn man es gelten lassen wollte, ihr so widersinnige Dinge zuzuschreiben.

Auch. Ist nicht also das Beste, daß wir denen, die unserer Kirche Vorwürfe machen wollen, beweisen, wie sehr wir selbst solche frey-

Leute verabscheuen, die sich Glieder unseres Kirche nennen, und die grösten Albernheiten zu Glaubens- und Sittenvorschriften dieser Kirche machen wollen?

Haudh. Allerdings! solche Leute verdienen auch derb hergenommen zu werden, die dennämlichen Kirche, wovon sie Glieder sind, so viele Unehre machen, und zur Verdersniß der Begriffe und Sitten unter dem Vorwande der Religion beitragen.

Auth. Mich freut es, daß wir nun schon einerlei Meynung sind. Solche Leute werde ich also derb hernehmen; aber zu ihrem eigenen Vortheil, welchen die beschämende Satyre am verläßlichsten wirken kann.

Haudh. Ganz recht, ganz recht! Aber sie vergessen, daß wir von Legenden der Heiligen geredet haben. Die Heiligen verdienen doch wohl nicht derb hergenommen, lächerlich gemacht, und den heidnischen Göttern und Halbgöttern verglichen zu werden. Das ist ja eine verfluchte Vergleichung!

Auth.

Auth. Langsam, Hausherr! die Heiligen Gottes sind nicht minder, als die heiligen Engel würdig, von uns geehret, und verehret zu werden. Sieht der Hausherr da mein Lieblingsbuch, den **Muratorius von der wahren Andacht des Christen**, und wie ich eben darinn das zwanzigste Kapitel **von der Andacht zu den Heiligen** bemerket habe. Das Buch soll die alte Frau Muhme statt Kochems Legende lesen! das Buch soll in jedem Hause seyn.

Haush. Das werde ich mir gleich beischaffen. Aber wenn das Buch so gut ist, und so, wie es den Titul führt, von der wahren Andacht des Christen handelt, so kann doch unmöglich die Vergleichung unserer Heiligen mit den heidnischen Göttern und Halbgöttern darinn stehn. Meine alte Muhme schmieß es sogleich in Ofen.

Auth. Ich habe schon gesagt, daß die Heiligen geehret und verehret werden müssen, und daß auch Muratorius eigens hievon handle. Weder Muratorius vergleicht, weder auch ich

ver-

vergleiche unsere Heiligen mit den heidnischen Göttern und Halbgöttern. Meine Worte, die sie nicht recht eingenommen haben, waren diese: Die Legendenschreiber giengen mit den Heiligen so um, wie zu Zeiten der Heiden die Dichter und heidnischen Priester mit den Göttern und Halbgöttern.

Haush. Hierinn kann ich noch nicht einstimmen. Mein Pursche hat eben heuer in seiner Klasse die fabelhafte Götter- und Halbgöttergeschichte zu lernen, und aus Neugierde habe ich bei müssigen Abendstunden diese ganze Geschichte nach und nach mit Bedacht gelesen. In so weit ists immer auch für unsereinen gut, wenn man hierüber Malereyen und Bildhauerarbeiten sieht, und sodann gleich weiß, was sie vorstellen. Aber eine Gleichheit der Legenden mit dieser Geschichte habe ich doch nicht gefunden.

Auth. Gar keine?

Haush. Nicht die mindeste. In der fabelhaften Götter- und Halbgöttergeschichte sind ja

lau-

lauter Erdichtungen, abscheuliche Schweinereien, und die sträflichsten widersinnigsten Handlungen, wodurch man sich nicht einmal den Namen eines gesitteten Menschen, zu geschweigen eines Halbgottes, und noch weniger eines Gottes verdienen könnte.

Auth. Wenn ich ihnen aber beweisen werde, daß von den Legendenschreibern ganze Leben einiger Heiligen erdichtet; bei anderen Heiligen selbst das Wahre durch fabelhafte Zusätze, und handgreifliche Lügen entehrt, und verdächtig gemacht; bei manchen Heiligen einige Thaten, die der Vernunft, der evangelischen Sittenlehre, dem Entzwecke des Menschen, und den Pflichten einzelner Gesellschaften sowohl, als dem Wohl ganzer Staaten und Nazionen entgegen gesetzet sind, als verdienstvolle und nachahmungswürdige Handlungen, ja als solche aufgestellet werden, wegen welcher eben dieser oder jener Heilige seine besondere Glorie im Himmel erlanget hat; wenn ich ihnen ganz leicht zeigen werde, wie den Heiligen verschiedene Bestimmungen und Geschäfte von Legendenschreibern eben so zugeschrieben werden, wie solches die Dichter und

heidnischen Priester in Ansehung ihrer Götter und Halbgötter thaten; werden sie auch sodann nicht hierinn eine Gleichheit der Legenden mit der fabelhaften heidnischen Götter und Halbgöttergeschichte finden, und meiner Meinung beistimmen?

Haush. Da nehmen sie etwas schweres über sich, wenn sie alles dieses beweisen wollen.

Auth. Gar nichts schweres.

Haush. Ungezweifelt werden sie sich mit Büchern der Protestanten behelfen wollen. Mit diesen (verzeihen sie mir) werden sie aber umsonst aufgezogen kommen! denn wenn die Quellen schon verdächtig sind, so finden sie gewiß nicht einmal ein Gehör, zu geschweigen daß sie jeden gemeinen Menschen überreden sollten, dort lauteres und gesundes Wasser schöpfen zu können.

Auth. Mein lieber Hausherr! das weiß ich nur gar zu gut, daß ich auf Bücher der Protestanten mich hierinn nicht beziehen kann. Ich wür-

würde beim Volke übel ankommen, wenn ich nur soviel sagen wollte, daß auch Protestanten in der geistlichen und weltlichen Geschichte sehr vieles mühsam und gründlich aufgeklärt haben, und daß dieses von frommen, gelehrten, und in geistlicher Würde stehenden Katholiken erkannt, und angerühmt worden. Nein! ein protestantisches Buch solle in meinem Werke, welches ich gegen die Legende der Heiligen vorhabe, zu keinem Zeugniß, zu keiner Bestättigung, zu keiner Erklärung oder Erläuterung, zu keinem Beweis angeführet werden. Nur die Arbeiten und Schriften solcher Katholiken, welche immer orthodoxe Katholiken geblieben sind, welche man in der katholischen Kirche für fromme, gelehrte, und einsichtsvolle Schriftsteller und Lehrer immer gehalten hat, und halten muß, nur die Arbeiten und Schriften solcher Männer sollen mir gegen die Legenden dienen.

Hanoh. Also wollen sie wirklich gegen die Legenden schreiben?

Anth. Ich bin nicht mehr beim Wollen, sondern schon wirklich beim Schreiben, und

zwar in vollem Eifer; denn beim Herumsehen, durch was noch so viele Katholiken verleitet werden, eine Menge Albernheiten zu ihrem Glauben, und eine Menge vernunftwidrige Handlungen zu ihrer Sittenvorschrift zu nehmen, habe ich mit wahrem Herzensleide gefunden, daß dieses auch hauptsächlich von den Legenden herkomme, die die Hauslectur unter dem Volke ausmachen.

Haush. Tausend hinein! tausend hinein! Die Religion, fürchte ich, wird dabei doch nicht so ganz ohne Stöße davon kommen.

Auth. Sie sind mir ein lieber, aber ein wunderlicher Mann: Wenn sie meine Arbeit werden durchgelesen haben; so werden sie weder mehr die Achsel zücken, weder den Kopf schütteln, weder die Nase rümpfen, weder den Mund und die Augen verdrehen. Die Religion theilet sich in Glaubens- und Sittenlehren. Weder einer Glaubens- noch einer Sittenlehre werde ich zu nahe treten. Vielmehr wird mich immer auch der Eifer begleiten, die Sätze unseres Glaubens, die reinste Sittenlehre,

re, ja sogar die Achtung heilsamer Zeremonien unserer Kirche bei mir und bei meinen Nebenmenschen zu befestigen. Wie soll denn also die Religion bei meiner Arbeit in ein Gedränge, und zu Stössen kommen?

Haush. Ihr Vorsatz ist gar schön und löblich. Aber die Heiligen gehören doch auch zur Religion?

Auth. Ja mein Freund! und deswegen werde ich auch die Ehre keines Heiligen, sondern nur die Unehre, die ihnen die Legendenschreiber machen, angreifen. Nicht die Heiligen, die im Himmel sind, sind der Gegenstand der Geisel, die ich jetzt in die Hand nehme; sondern die Heiligen, die sich die Schaare mönchhafter Legendenschreiber in ihren Büchern, hiernach das Volk in seinen Begriffen, und hiernach die Maler, die Kupferstecher, und die Bildhauer in ihren Arbeiten erschaffen haben, und die von jenen Heiligen, deren Namen sie führen, ganz verschieden sind.

Hauch. Werden sie also den Leuten abrathen, die Handlungen nachzuahmen, die die Legendenschreiber von den Heiligen anrühmen?

Auth. Ich werde die angerühmten Handlungen nach der vernünftigen, evangelischen, und von unserer heiligen Kirche allgemein für rein und richtig erkannten Sittenlehre abmessen. Stimmen sie damit überein; so werde ich die Nachahmung mit den in eben den natürlichen, evangelischen, und kirchlichen Gesetzen enthaltenen Klugheitsregeln mehr empfehlen, als abrathen.

Hauch. Was wollen sie denn mit ihren Klugheitsregeln?

Auth. Nun ich kann ja keinem Mädchen rathen, dem heiligen Chrisostomus dergestalt nachzuahmen, daß sie die Kirchenkanzel besteige, und mit seinem Eifer predige. Diese Handlungen können nur von diesen, jene nur von jenen nachgeahmet werden. Es ist bei der Nachahmung auf die eigenen Kräfte des Verstandes, des Körpers, auf die äusserlichen Umstände, und auf die Hauptpflichten eines jeden Standes zu sehen.

Haush. Ganz recht; ich verstehe sie schon. Sie werden also nur gegen solche Handlungen losziehen, welche, ob sie gleich in den Legenden angerühmet worden, der Vernunft, dem Evangelium, und dem reinen Lehrbegriffe der Kirche entgegen gesetzt sind. Giebt es denn aber solche?

Auth. Ich habe ihnen schon vorher gesagt, daß ich es gründlich erweisen werde, wie viele solche widersinnige Handlungen den Heiligen von den Legendenschreibern angedichtet worden; und ich sage ihnen noch mehr, daß wirklich einige Heiligen selbst so sonderbare Handlungen begangen, und selbe zur Tugend gerechnet haben, die man unmöglich für Tugenden halten kann.

Haush. Nein! das ist zuviel! Eine solche Rede schüttelt einem die Ohren ärger, als ein Kanonenschuß. Da haben wir's schon. Es geht schon über die Heiligen selbst los.

Auth. Langsam, Hausherr! langsam!

Haush.

Hauch. Mit ihrem verzweifelten langsam; und nun sind wir doch schon geschwind genug bei dem, daß die Heiligen selbst sollen herabgemacht werden, die sie doch versprochen haben, ehren und verehren zu wollen.

Anth. Auch solche Heilige werde ich als Heilige ehren, und verehren, und die ihnen schuldige Ehre und Verehrung jedem empfehlen. Aber da eben diese Heiligen nicht Gott, sondern fehlbare Menschen waren, und da ihnen gewiß nicht wegen solcher Handlungen, sondern wegen anderer Werke die ewige Belohnung zu Theil geworden; so sind sie nun, da sie die Anschauung Gottes genieſſen, gewiß selbst nicht dagegen, daß man die Nachahmung ihrer begangenen Fehler gegen die Legendenschreiber, welche solche zur Nachahmung und zum Verdienst anrühmen, mit allem Eifer für die Ehre Gottes, seiner Heiligen, und unserer heiligen Kirche abrathe. Der Heilige bleibt heilig und verehrungswürdig, wenn auch nicht eben alle seine Handlungen heilig und verehrungswürdig sind.

Haush. Das läßt sich freylich recht gut hören; aber mir rinnet doch noch der kalte Schweiß über den Rücken.

Auth. Uiberlegen sie es nur recht; es wird sie der Schauder vollkommen verlassen. Ich sehe schon, ich muß ihnen die Richtigkeit meiner Worte anschaulich machen. Ich muß sie von ihrem jetzigen Schauder in einen heftigeren bringen, um die Krankheit zu wenden, und dieselbe sodann leichter zu kuriren. Sagen sie mir, die Freude geht ihnen ja vom Herzen, die sie nun seit acht Tägen darüber zeigen, daß ihre Tochter durch ihre Schönheit einen so rechtschaffenen Bräutigam erhalten, mit dem sie nächstens wird vermählet werden.

Haush. Diese Freude geht mir gewiß vom Herzen; aber meine Tochter und ihr Bräutigam gehört zu unserer jetzigen Unterredung nicht. Jetzt reden wir von Heiligen, und ihren Handlungen; und ich will und wünsche, daß meine Tochter und ihr künftiger Gemahl die Heiligen nachahmen.

Aurh. Nun ſo werde ich ihrer Tochter rathen, die heilige Brigida nachzuahmen.

Haush. In was?

Aurh. Die heilige Brigida, wie der Jeſuit Ribadeneira in ſeiner Legende erzählet, hätte auch heurathen ſollen, und ihr Vater hätte es auch gern geſehen. Sie war von einer ausnehmenden Schönheit, beſonders hatte ſie ſchöne Augen, welche gleich zween hell leuchtenden Sternen eine ausbündige Annehmlichkeit vorſtellten, alle Herzen raubten, und an ſich zohen, ſo wie die Augen der ſchönen Tochter meines Hausherrn.

Haush. Sie ſind zu gütig. Augen hat ſie ſchöne, das kleine Thierchen, das iſt war.

Aurh. Die ſchöne Brigida bath aber Gott inſtändig, und mit vielen Zähren, ihr die Schönheit zu benehmen, worüber ihr Gott das eine Aug im Kopfe dergeſtalt verkehret, daß es ihr ausgefloſſen und verdorret; und aus dem Heurathen wurde nichts, ſondern ſie gieng

ins

ins Kloſter. Ich werde alſo auch ihrer Tochter dieſes ſchöne Gebeth und die Nachahmung Brigida anrathen.

Hauoh. Bedanke mich gar höflich für ein ſolches Gebeth; da würde freilich auch bei meiner Tochter aus der Heurath nichts. Meinetwegen kann ſich einaugig bethen, wer immer will; meine Tochter thut's gewiß nicht, und ſie wäre eine Närrinn, wenn ſie es thäte. Laſſen ſie meiner Tochter ihre Augen im Kopfe. Das glaube ich mein Lebtag nicht, daß die heilige Brigida ſo gebethet, ich glaube auch nicht, daß ihr Gott deßwegen hat ein Aug ausrinnen laſſen. Das wäre mir eine hübſche Freude, wenn meine Tochter einäugig würde.

Auth. Sorgen ſie nichts; ſobald ſie ſodann im Kloſter iſt, bekommt ſie wieder ihr Aug ſo (wie Ribadeneira erzählt) daß auch die Brigida wieder ihr Aug im Kloſter bekommen hat, weil Gott das Aug nur indeſſen in Verwahrung genommen.

Hauoh.

Haush. Hören sie; ich glaube, sie haben mich zum Besten, oder die ganze Sache ist eine Erdichtung. Sind so viele mit zweyen Augen in Klöster gegangen; so hätte Brigida auch mit zwei Augen sich vom Klosterleben nicht abhalten lassen dürfen, und nicht nothwendig gehabt, sich deßwegen ein Aug hinwegzubethen. Das ganze Beispiel, sey's nun erdichtet, oder wahr, paßt nicht mehr auf die Zeiten, wo die Klöster aufgehoben werden, und die Mädchen also ihre Augen weiter brauchen.

Auth. Nun so werde ich ihrem Hrn. Sohn anrathen. Er solle nichts lernen, aus der Schule gar austreten, Kapuzinerbruder werden; und wenn er sodann auf der Gasse geht, mit der Demuth des heiligen Felix schreien: Macht dem Esel Platz!

Haush. Hören sie, jetzt wird's mir z'viel. Mein Sohn soll sich befleißen, zu seinem und seines Nebenmenschen Besten nützliche Wissenschaften zu erlernen, statt ein demüthiger Esel zu werden. Er wird auch gewiß kein Esel; denn eben gestern erst machte mir sein Professor

die

die Versicherung, daß er der beste aus den Schülern sey, und daß ich dieses morgen selbst werde in der Prüfung hören können, welche öffentlich vor einer Menge Zuhörer gehalten werden wird. Von dieser Prüfung blieb ich auch um alles in der Welt nicht hinweg.

Auth. Nun so erlauben sie mir, daß ich ihnen nur noch eine einzige Nachahmung aus einer Legende anrathen darf, und gerade eine solche, die auf die morgige ihnen ganz billig schon vorhinein so viele Freude verursachende Prüfung passet.

Haush. Aber was geschehenes und wahrhaftes bitte ich mir aus, als ich bisher gehöret habe.

Auth. Kann denn in einer Legende, und in einer darinn angerühmten Handlung eines Heiligen was ungeschehes, was unrichtiges seyn?

Haush. Ich verstehe alle Worte; reden sie also meinetwegen nur fort.

Auth.

Auth. Nun hören sie also: Der böse Feind brachte dem heiligen Makarius von Alexandria den Gedanken bei, nach Rom zu reisen.

Haush. Das paßt schon nicht auf mich, und auf die morgige Prüfung meines Sohnes; denn sein Pater Professor, nicht der böse Feind hat mich hiezu eingeladen.

Auth. Geduld! das macht nichts zur Sache. Der böse Feind gebraucht sich verschiedener Personen und Hilfsmittel, seine Absicht zu erreichen. Er hatte einmal die Absicht, den Makarius nach Rom zu bereden, um eine weitere Absicht zu erreichen. Er dachte nemlich, wenn Makarius in Rom seyn wird, da wird man ihn mit Lobsprüchen, Ehren, und Glückwünschen überhäufen, und dann wird den guten Makarius Eitelkeit und Hochmuth anwandeln.

Haush. Ha! ha! sie denken, daß auch mich morgen Eitelkeit und Hochmuth anwandeln könnte, wenn man mich wegen meines Sohnes mit Lobsprüchen und Glückwünschen beehren wird. Daß mich die Ehre ein wenig kitzeln wird,

wird, das mag wohl seyn; allein ich hoffe zu Gott, daß der Kitzel gar so üble oder sündhafte Folgen nicht haben wird.

Auth. Das können sie nicht wissen. Man muß sich nicht selbst zuviel zutrauen; man muß die Heiligen nachahmen, und gegen alle Gefahr des Hochmuths und der Eitelkeit die Mittel anwenden, die sie angewendet haben.

Hauoh. Nun, wie hat sich denn Makarius dagegen bewahret.

Auth. Statt nach Rom zu gehen, legte er sich nach aller Länge auf den Boden, und ließ sich einen Korb mit zween Metzen Sand auf den Rücken henken, um nicht weiter kommen zu können.

Hauoh. Das würde ich klug machen, wenn ich, statt zur Prüfung meines Sohnes zu gehen, mich unterdessen nach aller Länge auf den Boden legte, und mir noch dazu zween ganze Metzen Sand auf den Rücken henken ließ. Ich sehe schon, ich kann mich nicht mehr erwehren,

wenn

wenn ich nicht zulasse, daß einige Heilige sehr sonderbar gehandelt haben, und daß ihnen von Legendenschreibern auch manches angedichtet worden.

Auth. Dem Himmel sey gedankt, daß sie einsehen, nicht jede Handlung sey deßwegen heilig, weil sie von einem Heiligen begangen worden, sondern die Heiligkeit sey vielmehr nach solchen Handlungen zu messen, die das Gepräg vernünftiger und evangelischer Begriffe haben; und nun werden sie mir es ja erlauben, daß ich gegen die Erdichtungen, und gegen die Anrühmung widersinniger Handlungen, so in den Legenden vorkommen, meine Feder spitze.

Hauoh. Spitzen sie ihre Feder in Gottesnamen zu. Sie werden aber immer dabei eine harte Nusse aufzubeissen haben.

Auth. Wo solle denn diese so harte Nusse herkommen?

Hauoh.

Hausb. Dort kommt's her, wo der heilige Makarius nicht hat hinreisen wollen, von Rom her. Sie, mein Herr! bedürfen gar keines Mittels gegen eine Eitelkeit über römische Lobsprüche; denn diese werden ihnen dort gewiß nicht zu Theil.

Anth. Seyn sie versichert, in Rom selbst gibt es gelehrte Leute, die für die Legenden geringe oder gar keine Hochschätzung haben.

Hausb. Rom wird niemal die, welche dort heilig gesprochen worden sind, verdächtig machen lassen, und gleichsam selbst bekennen, daß die Kirche mit den Heiligsprechungen sich selbst und andere betrogen habe.

Anth. Mein bester Hausherr! sie haben von den Heiligsprechungen niemal wahre Begriffe bekommen, wie leider so viele hievon noch keine wahren Begriffe haben.

Hausb. Wie so? Steht nicht dem Papsten allein die Heiligsprechung zu? Darf wohl auch das nur gedacht werden, daß einer, der nicht

wirklich heilig ist, für einen Heiligen werde öffentlich ausgeruffen, auf die Altäre gestellet, zur Verehrung anempfohlen, und hiemit die ganze Christenheit werde betrogen werden; da sie nemlich mehrere verehren würde, die gar nicht sind, oder nicht die sind, für welche sie in den Lebensbeschreibungen ausgegeben werden? Und sollen sich auch Bischöfe samt allen ihren Klerisein betrügen lassen, da sie Kirchen zu Ehren solcher Heiligen einweihen, zu Ehren solcher Heiligen Messe lesen, in ihren Brevieren ganze Auszüge aus den Leben der Heiligen bethen, wie unser alte Herr Benefiziat meine Muhme in meiner Gegenwart versichert hat? Würde der Papst, würden die Bischöfe, würden die weltlichen Obrigkeiten den Druck und den Umlauf der Legenden angehen lassen, wenn Heilige die gar nicht sind, oder Thaten, die sie nicht begangen haben, oder widersinnige Thaten darinn angeführet würden? Es werden doch zur selbigen Zeit, von welcher sich die Heiligen und ihre Thaten herschreiben, auch glaubwürdige Männer gelebt haben, von denen alles aufgezeichnet worden, und denen man erst beweisen müßte, daß sie Lugen und Fabeln geschrie-

schrie-

ſchrieben, und bei einem Heiligen etwas ſolches, was ein Heiliger nicht thun ſolle, angerühmet haben.

Auth. Sie ſind wieder ganz in ihrem Fieber darinn, und zwar mit Hitze; haben ſie keinen Durſt dabei? Bei einem ſolchen Fieber ließ ſich immer auch ein Glas Wein trinken; befehlen ſie?

Haush. Sie machen immer Spaß darein. Ich trinke nichts von einem Mittagmahl bis zum anderen, ausgenommen ich muß Geſellſchaft leiſten, wenn mich der alte Herr Benefiziat beſuchet. Antworten ſie mir lieber auf das, was ich geſagt habe.

Auth. Sie haben viel geſagt, den Worten nach; aber nichts in der Hauptſache. Ich werde ihnen alles Punkt vor Punkt ganz leicht beantworten.

Haush. Punkt vor Punkt? Da wird wohl der eine und der andere Punkt ausbleiben; denn ich wüßte nicht mehr alles wieder ſo da-

ber zu ſagen, was ich ihnen aufgeworfen habe.

Auth. Ich weiß ein jedes Wort, was ſie geredet haben. Die erſte Frage (denn alle ihre Einwürfe waren fragweiſe) die erſte Frage war: Steht nicht dem Papſten allein die Heiligſprechung zu?

Hauch. Ja, ja! das war das erſte.

Auth. In alten Zeiten der chriſtlichen Kirche, mein beſter Hauzherr! waren keine päpſtlichen Heiligſprechungen, ſondern das Volk verehrte ſelbſt mit Zutrauen diejenigen, welche in groſſem Ruhm der Heiligkeit ſtunden; und dieſe Volksverehrungen ſind von Biſchöfen genehmiget worden. Erſt im zwölften Jahrhundert —

Hauch. Im zwölften Jahrhundert? da alſo die chriſtliche Kirche ſchon über 1100 Jahre alt war?

Auth.

Auch. Ja, ja! das heißt im zwölften Jahrhundert. — Erst im zwölften Jahrhundert wurde vom Papst Eugenius dem III. eine feyerliche Heiligsprechung, und zwar die Heiligsprechung des Kaisers Heinrich vorgenommen.

Hauch. Was das schlecht ist, wenn man belesen ist!

Auch. Und erst der Papst Alexander der III. hat der erste behauptet, daß die Heiligsprechungen nur vom Papste sollen vorgenommen werden.

Hauch. Das wird den Bischöfen wohl in die Nase gebraucht haben. Haben sie es gleich so gelten lassen?

Auch. Einige; wie überhaupt nach und nach die Bischöfe bei ihrem Amte schläfriger geworden, bis sie die Ausübung ihrer wesentlichen Rechte gar verschlafen haben.

Hauch. Werden's wohl nicht allein verschlafen, sondern wohl verspielt, verjagt, veressen,

essen, vertrunken, und verzeih mir's Gott! auf andere Art vernachlässiget haben. Aber wir haben jetzt doch wieder schon einige wakere Bischöfe, die so geschwind von Rom nichts leiden würden. Also nach dem Papst Alexander der wievielte war's?

Auth. Der dritte.

Hausb. Also seit dem Papst Alexander dem dritten sind alle Heilige von Päpsten heilig gesprochen worden?

Auth. Nein! einige Bischöfe (wie es selbst Papst Benedikt der XIV. bekennet) haben auch nach derselben Zeit noch einige Heiligsprechungen vorgenommen; und solche bischöfliche Heiligsprechungen, die sich durch hundert Jahre verjähret haben, wurden auch nachhin noch von Rom für gut gehalten.

Hausb. Bravo! das waren standhafte Bischöfe. Geht es denn aber mit der Heiligkeit, wie mit den Wiesen und Aeckern, daß sie sich mit der Verjährung bestättiget? oder wächst

die

die Heiligkeit eines Verstorbenen geschwinder herzu, wenn der Papst Hand anleget? Man soll keinen heilig sprechen, wenn's nicht gewiß ist; denn die Verjährung macht ihn nicht zum Heiligen; und kann man einen vom Bischof heilig gesprochenen nach hundert Jahren für heilig erkennen; so könnte man ihn auch ehe dafür erkennen; so viel begreif ich doch.

Auth. O sie fangen schon wieder an, ganz richtig zu denken, und zu urtheilen.

Haush. Aber warum sprechen den unsere jetzigen Bischöfe keinen heilig?

Auth. Geduld! Papst Urban der VIII. hat im Jahre 1634 den Bischöfen das Recht, jemanden heilig zu sprechen, ganz benommen; und seit dem haben die Bischöfe sich nicht mehr getrauet, eine Heiligsprechung vorzunehmen.

Haush. Ich sollte Bischof seyn, ich ließe es mir gewiß nicht wehren. Das ist ja so klar, wie die Sonne bewiesen, daß das von Päpsten eine blosse, und zwar eine nicht gar so alte Anmassung ist.

Auth.

Auth. Mich erfreut ihr Geständniß, und ich bin auf ihre erste Frage: **wie den Päpsten die Heiligsprechung allein zusteht,** der weiteren Antwort schon entlediget.

Hauph. Die Bischöfe haben bei dieser päpstlichen Anmassung nicht wenig verloren.

Auth. Wie man's nimmt. Wenn sie auf das Geld sehen, was Rom bei den Heiligsprechungen seither bezogen; so macht das freylich viel aus, und viele Bischöfe hätten damit sehr viel Gutes thun können. Aber in Rücksicht auf die Heiligsprechung selbst haben sie keine grosse Gewalt verloren, weil die Heiligsprechung blos in der geäusserten Meinung besteht, daß dieser und jener, der im Rufe der Heiligkeit verstorben ist, der öffentlichen Verehrung würdig sey; gleichwie die ersten Heiligsprechungen besagtermassen ihren Grund in der Meinung und im Zutrauen des Volkes hatten.

Hauph. Wenn die Heiligsprechung also in solchen bloßen Meinungen bestehet; so sind wir ja doch betrogen, wenn etwa einer nicht wirklich

lich heilig ist, den wir für einen Heiligen verehren?

Auch. Wir sind deßwegen nicht betrogen. Wir verehren ihn ja nur bedingt, wenn er wirklich heilig ist. Und in Nachahmung guter Handlungen, die wir von ihm lesen, können wir uns nie betrügen.

Hauch. Also das ist kein Glaubensartikel, daß dieser oder jener Heiliggesprochene wirklich heilig ist, und daß er die Handlungen, die ihm zugeschrieben werden, alle begangen habe?

Auch. Sehen sie da herein in dieses Buch: Francisci Veronii **Richtschnur des katholischen Glaubens.** ein Buch das sogar zur Bekehrung der Ketzer für bewährt gehalten, und geschätzet wird: **Wir lernen** (heißt es hier) **weder aus dem geschriebenen noch ungeschriebenen Worte Gottes, daß je eines in Gott entschlaffenen Christen Heiligkeit eine uns von Gott geoffenbarte Glaubenswahrheit wäre. Keines**

von

von den Wunderwerken (merken sie wohl) keines von den Wunderwerken.

Hausb. Tausend hinein, nicht einmal die Wunderwerke.

Auth. Keines von den Wunderwerken, welche nach der Apostel ihrer Zeit geschehen sind, ist in dem Worte Gottes geoffenbaret worden; mithin fodert keines den Gott schuldigen Glauben. Wie sollte nun die nach demselben gemachte Heiligsprechung, oder der Spruch der Kirche (merken sie abermal wohl) oder der Spruch der Kirche.

Hausb. Ich seh' es schon, es heißt richtig so: oder der Spruch der Kirche.

Auth. Oder der Spruch der Kirche, daß diese oder jene heilig sind, ein Gegenstand dieses Glaubens werden! Mithin macht keine Heiligsprechungsbulle, welche meistens von Päpsten erlassen worden sind, und nur eine Geschicht-

frage

frage entſcheiden, einen Glaubens-artikel.

Haush. So geht's, wenn man nichts ſtudirt hat. Woher ſolle unſereiner wiſſen, daß es ſo, und nicht anderſt iſt?

Auth. Warten ſie; da haben wir ein anderes Buch; iſt auch vom Muratorius, deſſen Buch von der wahren Andacht ich ihnen vorher angerühmet habe. Es handelt von der Mäſſigung des natürlichen Verſtandes bei Religionsgegenſtänden.

Haush. Was ſie für ſchöne Bücher haben! und lauter katholiſche?

Auth. Die ſind gewiß hauptkatholiſch, und von allen verſtändigen Katholiken geehret.

Haush. Nun was ſteht in dieſem Buche zu unſerer Sache?

Auth. Hören ſie: Alle Schriftausleger ſagen einmüthig, daß uns von Gott nicht

nicht alle Wahrheiten geoffenbaret worden sind, sondern daß uns der heilige Geist nur alle die Wahrheit lehret, welche zum Heil der Menschen, und zur Vollkommenheit und Aufrechthaltung des Glaubens und der katholischen Kirche nothwendig ist. Wie können wir aber sagen, daß irgend eines neuen Heiligen Verehrung, und der Glaube an seine himmlische Seligkeit für die Menschen und für die katholische Kirche nothwendig sey?*

Haush. Es wird ja aber vor einer jeden Heiligsprechung wider denjenigen, der heilig gesprochen werden soll, ein ganzer Prozeß geführet, wo eigens einer, wie ich immer gehöret habe, des Teufels seine Partey nimmt, und sich bemühet; alles hervorzubringen, was zur Verhinderung der Heiligsprechung wie immer dienen könnte. Und erst nach genauester Untersuchung wird vom Papste die Heiligkeit zu oder abgesprochen.

Auch.

* Murat. de Ing. moder. in Relig. neg. c. 17.

Aurk. Mein bester Haushert! die Heiligsprechung, wie ich ihnen schon gesagt habe, ist eigentlich nichts anders, als eine Erlaubniß zu einer öffentlichen Verehrung dieses oder jenes, der im Rufe der Heiligkeit verstorben ist. Ob er wirklich heilig sey, daß hat Gott nicht geoffenbaret; und der Papst kann Niemanden heilig machen, wenn er's nicht ist. Die Menschen (wie denn auch der Papst ein fehlbarer Mensch ist) urtheilen nur nach den frommen Werken, äußerlichen Tugendübungen, und ausserordentlichen wunderbaren Thaten, die von den Verstorbenen vorkommen. Alles dieses gründet sich nun auf Aussagen, Urkunden, und andere dergleichen menschliche Beweismittel. Menschliche Beweismittel können trügen, wenn auch die Untersuchung noch so vorsichtig geführet wird. Selbst der Papst erkennet, daß er sich hierinn irren könne, und verwahret sich deßwegen bei einer jeden Heiligsprechung vor allen Anwesenden mit der öffentlichen Betheurung, daß er mit dieser feyerlichen Handlung nichts zu thun gedenke, was dem Glauben, oder der katholischen Kirche, oder der Ehre Gottes zuwider wäre. Wäre wohl diese Protestazion

noth-

nothwendig, wenn die Heiligkeit des Heiliggesprochenen eine so ausgemachte Wahrheit wäre. Eine schon ausgemachte Wahrheit kann dem Glauben, der katholischen Kirche, und der Ehre Gottes ohnehin nicht zuwider seyn. *

Haush. Jetzt geht es mir aber immer ärger in Kopf, wie man denn sogleich einen jeden Heiligen auf den Altar stellen, oder ihm gar die Kirche weihen könne?

Auth. Mein bester Hausherr! auf den Altären sollte es freilich anders aussehen, als es noch bis itzt aussieht. **Wir sagen zwar** (schreibe Muratorius in der wahren Andacht der Christen) **daß diese oder jene Kirche dieses heiligen Martyrers oder Beichtigers, dieser oder jener heiligen Jungfrau sey; aber in Wahrheit werden die Kirchen und Altäre dem wahren Gott allein zum Gedächtniß seiner se-**

* Van Espen Tom. III. p. 574. Christ. Lupus Tom. IV. Scarl. in Can. p. 573.

seligen Diener gewidmet und geheiliget. Wir pflegen gleichfalls zu sagen; die Messe dieses Heiligen, und dennoch ist es allzugewiß, daß Gott allein dieses unblutige Opfer dargebracht werde, zwar mit der Meinung, das Gedächtniß seiner seligen Diener zu verehren, weit mehr aber den Allerhöchsten, dessen Gnaden und Gaben wir in den heiligen Innwohnern des Himmels verehren, zu loben und zu preisen. — Wir sehen öfters (sagt er weiter von den Bildern der Heiligen) daß dieser grosse Gott zur allgemeinen Anbetung mit wenigen brennenden Kerzen ausgesetzet ist, und daß auf dem nemlichen Altar das Bild eines Heiligen oder einer Reliquien mit grösserer Pracht von Lichtern umgeben sind. Geziemet es sich denn, daß der Herr der Heerschaaren einen Knecht seiner Diener abgebe? — Er unterstützet auch diese seine richtige Lehre mit der Verordnung, durch welche Papst Klemens der XI. den 20ten Jänner 1705 in Rom befohlen, daß wenn das hochwürdige Gut

zur

zur Anbetung ausgesetzet wird, alle Bilder auf jenem Altare bedecket, keine Reliquien oder Bilder darauf gesetzet werden, und noch viel weniger die Abbildungen der armen Seelen des Fegfeuers, auf was Art sie immer vorgestellet werden möchten, oder könnten, allda zu sehen seyn sollen.

Hausv. Bei meiner Treu: so soll es seyn. Die Bilder der Heiligen, in soweit sie aus vermischten, und auf Tuch, Holz, oder Mauer angebrachten Farben, oder meinetwegen aus Gold, Silber, Marmor, Holze, oder Gips bestehen, verdienen gewiß nach dieser ihrer Eigenschaft keine Verehrung, sondern nur der ist zu verehren, auf den uns die Bilder und die Reliquien erinnern. Sie könnten also mit vernünftigen und nützlichen Vorstellungen der Heiligen und solcher Thaten, die wahrhaft, und zugleich nachahmungswürdig sind, auf den Seitenwänden der Kirche angebracht werden. Der Altar ist einmal der Ort, worauf man nichts, als ein Kruzifix, und das ausgesetzte hochwürdige sehen soll; statt dessen, daß un-

ter

ter dem Hauptbilde der Kirche und des Altars das Hochwürdige oder das Kruzifix dergestalt zu stehen kömmt, daß ein Teufel von denen, die der heilige Michael herabstürzet, oder der Drach des heiligen Georgius mit aufgesperrtem Rachen, oder das Schwein des heiligen Antonius mit seinem Rüssel, oder das Rindvieh des heiligen Leonhards sich ober dem Hochwürdigen und dem Kruzifix den Augen des Volkes zeiget.

Auth. Lassen sie sich küssen, Hausherr!

Haush. Es ist schon gut! küssen sie mir nur meine Perücke nicht vom Kopf, sie steht ohnedieß immer überzwerch. Aber sagen sie mir nur, wie ich mit dem alten Benefiziaten übereinkommen werde?

Auth. Lassen sie den guten Alten mit Ruhe. Solche Leute sind nicht mehr zu bekehren. Sie haben ihre Köpfe mit dem Gewirre angefüllet, welches man ihnen in den Schulen, die vormals so schlecht bestellet waren, und in den Kongregazionen beigebracht hat. Gründlich geschriche-

ne Bücher zu lesen, war niemal ihre Sache. Die schlechten Schulbücher, eine Legende, anhere alberne Andachtsbücher, dumm zusammgeschmierte Predigten, und ihr Brevier machen ihren ganzen Büchervorrath aus. Sogar die Bibel ist bei ihnen ein entbehrliches Buch; und es ist gleich besser, sie lassen dieselbe im Staube liegen; denn sie verstehen eben selbe nicht, und wissen weder die biblische Geschichte, weder die biblischen Lehrtexte zu beurtheilen, weil ihr Verstand hiezu niemal ausgebildet worden. Seyn sie versichert, Hausherr! daß ich eher den Kopf eines gemeinen Mannes, als den Kopf manchen Seelsorgers zu recht bringen will; denn der gemeine Mann, dessen Kopf noch nicht mit so vielem zusammgepreßten Unsinne überschoppet ist, hat jene selige Armut am Geiste, wo man Platz findet, die Wahrheit mit Nutzen hinzulegen.

Haush. Sie schildern den Benefiziaten wirklich so, wie er ist. Er will gar von keinem anderen Buche etwas hören, als von einer Legende, und von seinem Breviere; darinn (sagt er) ist die Wahrheit, die trotz aller Freygeister

ſter und Büchelſchreiber ſich unveränderlich erhalten hat.

Auth. Sehen ſie, daß der gute Alte nicht einmal ſein Brevier verſteht, und daß er nicht das mindeſte von dem weis, was den Legenden und den Brevieren ſchon widerfahren iſt. Die Regiſter der Martyrer, die man Martyrologien nennt, die Legende, und die Breviere haben ſchon auf Befehl der Kirchenverſammlungen, der Päpſte, der Biſchöfe öfters die Muſterung paſſirt, und werden noch mehr gemuſtert werden. Es kann nicht alles auf einmal geſchehen.

Hausb. Ei! was ſagen ſie?

Auth. Was das Brevier betrift; ſo haben ſogar der Kirchenrath zu Trient, der Papſt Paulus der IV., und beſonders Papſt Pius der V. ſchon auf die Reformazion deſſelben Bedacht genommen. Pius der V. hat ſich zwar eingebildet, daß das von ihm herausgegebene Brevier keiner Verbeſſerung mehr bedürfe, und hat deßwegen auch alle Abänderung deſſelben

verbothen. Allein sein Brevier ist nicht einmal von allen Bischöfen, besonders in Frankreich angenommen worden, weil noch unschickliches und fabelhaftes darinn stehen geblieben. Deßwegen ist wieder unter dem Papst Klemens dem VIII. eine Verbesserung, und sodann unterm Papst Urban dem VIII. eine abermalige Verbesserung des Breviers herausgekommen. Und ungeachtet dessen haben gelehrte und fleißige Männer unserer katholischen Kirche alle die unschicklichen und fabelhaften Stellen, welche noch im Breviere aus menschlicher Schwachheit und aus Mangel richtiger Prüfung gelassen worden sind, stattlich und dergestalt bewiesen, daß der allgemeine Wunsch verständiger und ehrlich denkender Geistlichen ist, daß doch einmal das Brevier von so vielen unschicklichen Gebethsformeln, und von so vielen unwahrhaften Erzählungen, die aus den fabelhaften Legenden hineingebracht worden sind, möchte gereiniget werden. * Der Herr Benefiziat könnte sich schon aus dem Titelblatt des Bre-

* Van Espen edit. lovar. T. II. pag. 671 & sequ.

Breviers von den geſchehenen Veränderungen deſſelben überzeugen.

Haush. Von allem dem weiß unſer alte Benefiziat kein Wort. Er bekümmert ſich auch bei ſeinem Brevier gewiß wenig um's Titelblatt; denn er ſagt: er ſey allzeit froh, wenn er mit dem Brevier bald fertig iſt.

Auth. Was wollen ſie weiters? ſelbſt in römiſchen Kirchengeſetzen * wird ſchon dem Papſt Gelaſius eine Verordnung zugeſchrieben, daß in der römiſchen Kirche die Thaten und Peinen der heiligen Martyrer nicht ſollen geleſen werden, weil ſolche theils von Ungläubigen, theils von Idioten, theils von Unbekannten mit Fabeln und unſchicklichen Erzählungen zuſammengeſchrieben worden. Und die heilige konſtantinopolitaniſche Kirchenverſammlung vom Jahre 692 befahl gleichfalls; die mit abentheuerlichen Gedichten und unerhörten Märchen angefüllten Legenden im Rauch aufgehen zu laſſen, und ſolche der chriſtlichen Gemeinde zu entziehen.

Haush.

* Gratiam diſt. 15. can. 3.

Hausb. Warum hat man sie denn also nicht verbrennet?

Auth. Mein lieber Hausherr! an dem, daß wir solche Legenden haben, sind vom Anfange die Mönche die Haupturſache gewesen, und sie sind es noch.

Hausb. Ich kenne aber doch rechtschaffene Mönche, die gerade so, wie sie gegen alle Mißbräuche und Fabeln, die sich bei Katholiken eingeschlichen haben, von der Brust wegreden.

Auth. Sie haben recht. Ich kenne selbst einige so rechtschaffene Mönche; aber sie sind nur dem Kleide nach Mönche, weil sie es nun so seyn müssen, aber nicht nach der Gesinnung. Diese werden auch nicht in Abrede stellen, daß die Mönche an dem Daseyn und an dem Umlaufe der falschen Legenden den vorzüglichsten Theil haben. Es hat freilich anfangs Ketzer gegeben, die sogar die Geschichte Christi verfälschet haben, wider welche der heilige Lukas bewogen worden, sein Evangelium zu schreiben.

ben. * Aus gleicher Urſache ſchrieb auch nachhin der heilige Johannes ſein Evangelium gegen die Ebioniter, Cerinthier, und andere dergleichen Ketzer. **

Haush. Die Lebensbeſchreibungen, die die Ketzer geſchrieben, hätten ohnedieß niemal einen Glauben gefunden.

Auth. Die Ketzer haben ſolche Lebensbeſchreibungen nicht unter ihrem Namen, ſondern als Evangelien unter dem Namen der Apoſteln herausgegeben. Man ſah Evangelien von zwölf Apoſteln, vom heiligen Petrus, heiligen Paulus, heiligen Jakob, heiligen Philipp, heiligen Bartholomäus, heiligen Thomas, heiligen Judas Thaddeus, heiligen Mathias, heiligen Barnabas, auch vom Nikodemus, ja ſogar eines vom Judas, der der Verräther Chriſti geworden. ***

Haush.

* Maldonat comment. in Luc. c. I.

** Richard Simon Tom. I. c. 3. hiſt. crit. nov. teſt. Hieronimi viri illuſtr. c. 9. Euſebius hiſt. eccleſ. l. 2. C. 2.

*** Euſeb. hiſt. eccl. l. c.

Hansh. Des Verräthers Judas sein Evangelium mag sauber ausgesehen haben.

Auth. Eben so sind unter dem Namen des heiligen Johannes, Jakobs, und Mattheus falsche Lebensbeschreibungen von der heiligen Jungfrau Maria herausgekommen, die mit kindischen Fabeln angefüllet waren; besonders wurde ein solches unter dem Titul: der Tod der Jungfrau Maria * überall ausgestreuet. Leider hat es sogar unter den alten Kirchenvätern einige gegeben, wie der Klemens von Alexandrien, welche dem Ansehen falscher Lebensbeschreibungen zuviel getrauet haben; und da ihnen hierinn auch einige in spätern Zeiten gefolget sind, wie der heilige Gregorius von Nyssa, der heilige Epiphanius, der heilige Gregorius von Tours, und der heilige Johannes von Damaskus; ** so ist kein Wunder, daß so vie-

* Baron. anal. año 48. Biblioth. patrum VII. B. p. 579.

** Clemens Alexand. stromat. Gregorius Nissenus de Nativ. Christi Tom. 3. Epiphanius hæres. 78. 79. Gregor. turonensis l. 1. gloria martyrum. Joannes Damascus orat. de dormitorio.

viele Fabeln von der Kindheit Christi, von der Familie und Kindheit der heiligen Jungfrau Maria bis auf die letzten Verfälscher der Geschichte der Heiligen gekommen sind.

Haush. Den Nachrichten von dem Leben der Apostel wird es wohl auch so gegangen seyn. Zuletzt weiß man also nicht mehr, was man glauben solle.

Auth. In Ansehung des Lebens unseres Heilandes, der heiligen Jungfrau Maria, und der heiligen Apostel ist das, was in der heiligen Schrift von ihnen steht, zu glauben, und mehr ist weder nothwendig zu glauben, weder auf verläßliche Urkunden gegründet. Hausherr! sie würden Eckel und lange Weile bekommen, wenn ich ihnen alle falsche Nachrichten von dem Leben der Apostel, wie sie herausgekommen sind, mit den Namen derjenigen, von welchen solche geschrieben worden, daher nennen wollte. * Aber hier muß ich wieder mit

* Sieh Hadrians Baillet Abhandlung von den Geschichten der Martyrer, und Heiligen und verschiedenen Sammlungen.

mit Leider ausruffen. Leider waren nicht Ketzer allein, sondern auch Katholiken, und katholische Priester, die sich an die falschen Nachrichten von dem Leben der Apostein hielten, und hiernach ihre eigene Schriften einrichteten. Ein asiatischer Priester war es, der einen ganzen Roman von den Reisen und Begebenheiten des heiligen Paulus und der heiligen Thekla verfertigte.

Hauoh. Ist dieser noch zu haben?

Auth. Ein Auszug oder eine Nachahmung davon unter dem Namen Basilii von Seleucia. Man nennt sie gegenwärtig das Leben der heiligen Thekla, und sie befindet sich in der Sammlung des Surius. Warum lustet sie gerade um diesen Roman?

Hauoh. Ich hätte ihn meiner Tochter angeschaft; man kann dem Weibsbild keine grössere Freude machen, als wann man ihr einen Roman bringet.

Auth.

Auth. Seyn ſie verſichert, wenn ein Roman vernünftig und ſittlich geordnet iſt; ſo wird ein Frauenzimmer hieraus nie ſolchen Nachtheil ziehen, als aus einer fabelhaften und widerſinnigen Legende. Der heilige Johann der Evangeliſt hat auch den Verfaſſer der Begebenheiten des heiligen Paulus und der heiligen Thekla der prieſterlichen Würde entſetzt, obwohl ſich dieſer Verfaſſer entſchuldiget hat, [a] er wäre in der Meinung geweſen, dem heiligen Paulus mit dieſer Erdichtung eine Ehre zu machen. Ein Beweggrund, der ebenfalls die Mönche nachhin belebt hat, Legenden voll von Erdichtungen heraus zu geben, weil ſie nicht minder geglaubt haben, hiedurch die Ehre Gottes und ſeiner Heiligen zu befördern, und der Kirche mit einem ſolchen ihrer Denkart nach frommen Betruge einen beſonderen Dienſt zu leiſten. Mit den Lebensbeſchreibungen der Martyrer iſt die Sache gar auf das äuſſerſte des Widerſinnes und der Unwahrheit getrieben worden.

Hanoh.

[a] Tertullianus de baptismo. cap. 17.

Hanuh. Wie ſo?

Anth. Erſtens verfaßten ſie falſche Geſchichten von wahren Martyrern. Hernach brachten ſie falſche Martyrer und falſche Heilige daher. Biſchöfe und ſelbſt Päpſte wurden darüber aufmerkſam, wollten genaue Regiſter der wahren Martyrer herſtellen laſſen; allein bei Mangel verläßlicher Urkunden kam nichts verläßliches zu Stande, und bei den meiſten wehrte die falſche Meinung fort: man könne in der Sache nicht zuviel thun, weil doch alles zur Erbauung der Glaubigen gereichen würde.

Hanuh. Nach meiner wenigen Einſicht hätte man trachten ſollen, die Akten von Prozeſſen zu bekommen, die den Martyrern gemacht worden ſind; denn wenn jemand hingerichtet wird, ſo fragt man ihn ja um die kleinſten Umſtände ſeiner Herkunft, ſeines geführten Lebenswandels, ſeines Glaubens, ſeiner Handlungen, und ſeine eigenen Ausſagen werden genau und wörtlich aufgeſchrieben. Ich war ja auch Rathsherr vorhin, und war recht gern

bei

bei den Verhören und Konstituten, die mit den Arrestanten sind vorgenommen worden.

Anm. Die Christen erstrer Zeiten kamen auch zur Einsicht solcher Prozeßakten; allein der eine machte sich davon nur eine Abschrift, wie er es für gut fand, der andere machte nur einen kurzen Auszug davon. Die, welche solche Abschriften und Auszüge aus einer Sprache in die andere übersetzten, schrieben so, wie sie der einen und der anderen Sprache mächtig waren. In den meisten hieraus verfaßten Lebensbeschreibungen wurden bald eigene Betrachtungen, bald Zieraten der Beredsamkeit angebracht. Wenige Martyrer hatten die Gelegenheit, ihre Begebenheiten selbst aufzuzeichnen; und wenn sie auch solche eigene Aufzeichnungen machen konnten, so ging es mit diesen, wie mit den gerichtlichen Prozeßakten. Sogar von denen, die den Prozeßen der Martyrer zugehöret haben, hörte einer so, der andere anders; wie es allgemein geschieht, wo mehrere Zuhörer sind, da ein jeder etwas anderes gehöret haben will, oder auch die Erzählung dessen, der richtig gehöret hat, nachhin bei

mei-

weiterer Verbreitung durch andere mit Zusätzen und Unrichtigkeiten vollkommen verändert wird. Und gesetzt, es wären einige Nachrichten von dem Leben der Martyrer ganz unverdorben aufbewahret worden; so ist doch nach so langen Jahren die Entscheidung der wahren von der falschen nicht so leicht und verläßlich. Der Kaiser Diokletian ließ im Jahre 303 dergleichen Nachrichten und Urkunden strenge aufsuchen, und ins Feuer werfen; und diejenigen, welche in den Kirchen aufbewahret wurden, wurden unter dem Schutte derselben vergraben.* Auch die gerichtlichen Prozeße der Martyrer wurden verbrennet, und Niemanden wurde eine Abschrift mehr hievon gelassen.** Kurz! in Italien, Afrika, Griechenland, und in dem ganzen Orient wurde unter dem Diokletian auf die Vertilgung der christlichen Schriften gedrungen; und hundert Jahre nachher wurde theils

* Eusebius hist. eccl. l. 8. c. 2. Basilius Miscel. c. 2. Augustinus coll. d. 3. c. 15.

** Ruinart præfat in act. Apost. pag. 3.

theils durch die abgöttischen Barbaren, theils durch die Arianer auch das verwüstet und vertilget, was bis dahin in Gallien und in anderen Oertern noch sicher war.

Hanoh. Auf diese Weise sieht es freilich schlecht aus mit ächten und wahren Urkunden vom Leben der alten Martyrer. Ist denn nach der Zeit gar nichts hervorgekommen, welches davon wäre gerettet worden?

Auth. Der heilige Martyrer Pamphilus ein Priester von Cäsarea im gelobten Lande hat wirklich einige Geschichten der Martyrer gerettet, und man weiß soviel, daß sie unter Konstantin dem grossen durch den Fleiß des Eusebius wieder an das Licht gekommen. Allein der Papst Gregorius der Grosse ließ dieses Werk in Rom, Alexandrien, und anderer Orten vergeblich suchen; es ist bis itzt noch nicht vorgekommen.

Hanoh. Da haben wir's, ist das auch wieder weg. Woher haben denn also die Le-

gen-

gendenschreiber ihre Erzählungen vom Leben und Peinen der Martyrer hergenommen?

Auth. Das muß ich ihnen gerade aus der Abhandlung des berühmten Baillet * herauslesen: **Das Unglück der Kirche wollte, daß man auch noch die wahren Martyrergeschichten, die sich wieder gefunden, verfälschte unter dem Vorwande, sie zu verbessern.**

Haush. Eine schöne Verbesserung!

Auth. **Es hat sich gefüget, daß die ächten Urkunden, indem sie durch die Hände dieser Verbesserer gegangen, nur schlechter geworden, und nichts als falsche Schriften hervorbringen können.**

Haush. Erlauben sie mir die Feder. Das Wort **Verbesserer** streichen wir aus, so oft's vorkömmt.

Auth.

* l. c. § 10.

Auth. Hinweg mit der Feder; ich lasse mir in meinen Büchern keine Striche hinein machen. Er nennt sie ja nicht im Ernste, sondern nur spottweise Verbesserer.

Haush. Nun, so lesen sie weiter!

Auth. Viele, bei welchen die Liebe zu Fabeln und Wundern die Liebe zur Wahrheit überwog, bekümmerten sich nicht einmal darum, ob die Uibereinstimmung der Zeit und des Ortes beibehalten würde, die doch zu ihren Absichten, um der Sache einige Wahrscheinlichkeit zu geben, unentbehrlich gewesen wäre. Sie gaben denen Namen, welche keine hatten; sie stellten ganz neue Personen auf; sie dichteten den Richtern neue Arten der Grausamkeit, und neue Kunstgriffe an; den Tyrannen und Scharfrichtern neue Erfindungen, sie lieferten uns Disputen, und andere ausgedachte öffentliche Reden, die oft sehr schlecht abgefasset waren; sie erfüllten ihre Schriften mit einer grossen Menge

Wunder, deren die Heiligen nicht bedurften; sie waren nicht damit zufrieden.

Hauch. Was? noch nicht zufrieden? iſt das nicht schon Betrug genug?

Auth. Sie waren nicht damit zufrieden, daß sie die Sammlung der Geschichte der Martyrer mit vielen fremden Sachen angefüllt, sondern sie machten noch lange Anhänge dazu, Sie setzten nemlich die Geschichte der darinn vorkommenden Heiligen nach ihrem Tode dadurch fort, daß sie eine Reihe von Wundern erzählten, welche sich blos auf ein ungewisses Gerücht unter dem Volke gründeten.

Hauch. Also haben müssen Mirackel auch noch dazu gelogen werden. O ihr Fikerments-leute! Aber wie beweisen sie, daß an den falschen und unschicklichen Legenden, die von Katholiken herausgegeben wurden (denn um die, welche von Ketzern geschrieben worden sind,

bekümmere ich mich gar nicht) meiſtens die Mönche Urſach geweſen.

Auch. Im ſechſten, ſiebenten, achten, und neunten Jahrhunderte wimmelte ja ſchon alles von Mönchen. Die Mönche wurden bei immer zunehmender Finſterniß damaliger Zeiten für die einzigen Gelehrten gehalten. In ihre Kirchen und Klöſter wollte Jedermann nach ſeinem Tode begraben werden, und auch die Reliquien deren, welche anderer Orten im Rufe der Heiligkeit geſtorben, und in römiſchen oder anderen Kirchhöfen ausgegraben worden, wurden dahin gebracht. Nebſtdem beſtand ſtatt der groben Handarbeiten, mit welchen ſich die Mönche der erſten Zeiten beſchäftigten, nachhin die Hauptbeſchäftigung der Mönche in Abſchreibung und Verfertigung der Bücher. Das Gerücht der Wunder, welches unter dem Volke von dieſem oder jenem Heiligen herumgieng, und von Mönchen mündlich beſtättiget wurde, wurde von ihnen ſodann zur Gelegenheit, und gleichſam zur Nothwendigkeit genommen, auch ſchriftlich zu lügen; denn die Neugierde und falſche

sche Andacht des Volkes wollte einmal eine vollständige Lebensbeschreibung von denen haben, deren Verehrung man ihm anpries.

Hausb. Das ist ja eine erstaunliche Bosheit!

Auth. Wir müssen billiger denken, und die Ursachen in mehrere Klassen eintheilen, nemlich in Dummheit, in die Folgen der monastischen Beschäftigungen, in unächten Religionseifer, in Eigenliebe und Ehrsucht, und endlich in Begierde, sich zu bereichern.

Hausb. Diese Beweggründe sind weiter alle nicht hübsch. Das Ende davon ist doch dieses, daß die Leute angelogen, betrogen, bei der Nase herumgeführet, um ihren Verstand, um die wahren Religionsbegriffe, und auch um ihr Geld gebracht worden sind. Dummheit! Dummheit! Ist denn alles so dumm gewesen, daß ein solcher Betrug hat überhandnehmen können?

Auch. Das Verderben der wahren Nachrichten von den Leben der Heiligen, wie ich schon gesagt habe, war so allgemein, daß die gelehrtesten Männer nicht im Stande waren, der Wahrheit einen durchaus verläßlichen Dienst zu leisten. Wie die Wissenschaften abnahmen, und die Finsterniß der Köpfe zunahm; so nahmen auch die Fabeln zu, dergestalt, daß (wie Baillet erinnert) fast alle Geschichten unter den Händen derer, die sie abhandelten, zu Fabeln wurden. Mönche, welche die Volkslehrer wurden, wollten das neugierige Volk statt mit der Wahrheit, die sie bei Abgang ächter Urkunden, und aus Mangel der Einsicht und Kritik selbst nicht inne hatten, mit Beredsamkeit und mit Erzählungen befriedigen. Hiezu richteten sie (wie der Kardinal Valerius Bischof zu Verona bemerket) schon ihre jungen Mönche ab. Diese mußten sich in der Redekunst hauptsächlich mit Erweiterung und Schmückung der Geschichte der Heiligen üben. Hiedurch entstanden also mehr mit Zieraten und Erfindungen, als mit Wahrheit ausgearbeitete Lebensbeschreibungen, wovon die witzigsten

zwar

zwar nur als ausgezeichnete Arbeiten junger Schüler aufbehalten, nach langer Zeit aber nicht mehr von den wahren Geschichten unterschieden worden. * Von dem unächten Religionseifer, vermög welchen die dummen Mönche und ihre Anhänger sich berechtiget, ja verbunden zu seyn glaubten, auch mit Lügen und Betruge die Ehre Gottes und seiner Heiligen zu befördern, schreibt Bosquet Bischof von Montpellier: ** **Noch die neueren Zeiten überweisen uns, wie die Mönche getrachtet haben, die Heiligen, welche ihres Ordens waren, oder für welche sie aus anderen Ursachen vorzüglich eingenommen waren, über alle andere Heiligen mit der grösten Beredsamkeit zu erheben; und wir wissen ja, was die ausgeposaunten Mirackel der Heiligen ihrer Orden und ihrer Kirchen ihnen vom Vol-**

* August Valer. Rhetorica eccles. Seu de modo concionandi.

** Hist eccles. gall. præf. pr. edit.

Volke an Geld und Ehrfurcht eingetragen habe.

Hauch. Es blieb also nicht allein bei der Verfälschung der Martyrergeschichte, sondern Mönche machten es auch bei den Leben der Väter, Einsiedler, und übrigen Beichtiger auf die nemliche Art?

Auch. Arnold von Andylli hat wirklich in der französischen Uibersetzung der Lebensbeschreibungen der morgenländischen Väter, welche Heribert Rosweida mit Anmerkungen bekannt gemacht hat, verschiedenes weggelassen, was gegen die Reinigkeit des Glaubens, und zur Beleidigung eines zärtlichen Lesers gewesen wäre. An die Lebensbeschreibungen der abendländischen Väter haben sich zwar genauere Schriftsteller gemacht; allein die mittere Klasse der Legendenschreiber, welche es sich nur zum Ziel setzte, dem Volke etwas zu lesen zu geben, wurde gleichfalls durch unächten Religionseifer, durch Ehrsucht in Emporhebung ihrer Lieblingsheiligen, und durch andere ungleiche Nebenabsich-

ten

ten verleitet, auch in die Geschichte der Väter, Einsiedler, und Mönche Erdichtungen einzuschieben, und darinn besonders solche Handlungen anzurühmen, bei denen die Nachahmung, oder wenigstens der dem Leser zurückgelassene Eindruck zur Verbreitung des Mönchgeistes, und zum Kunstgriff, die Leute in der von ihnen sogenannten heiligen Einfalt vortheilhaft zu erhalten, beitragen könnte.

Haush. Durch das, daß sie die Leute immer in der Dummheit erhalten haben, hat ihnen freylich der Betrug immer gelingen können. Aber bei meiner Treu, es macht ihnen keine Ehre; und Kunst und Mühe hat es weiter auch nicht viel gebraucht, dumme Leute zu betrügen.

Auth. Daran sind sie irrig, Hausherr! die Mönche haben Kunst und Mühe genug anwenden müssen, um diejenigen nicht aufkommen zu lassen, die von Zeit zu Zeit nicht nur unter den Weltlichen, sondern auch unter den Geistlichen, und selbst unter den Ordensgeistlichen mit Kritiken hervorgekommen sind, um den Leuten

ten die Mönchsbinde von Augen hinwegzunehmen. Auſſer dem waren ſie auch öfters bei der einen und anderen Lebensbeſchreibung in Rückſicht auf Erdichtungen in groſſer Verlegenheit; denn das Stroh im Kopfe giebt nicht ſo gute Düngung, wie das Stroh auf dem Felde. Bei ausgetrocknetem Gehirne wußten ſie ſich wirklich öfters nicht anders zu helfen, als die nemliche Urkunde, die ſie ſchon bei der Lebensbeſchreibung des einen Heiligen zum Grund genommen haben, auch bei der Lebensbeſchreibung des anderen Heiligen nur mit Veränderung des Namens zum Grund zu nehmen. Es verſteht ſich von ſelbſten, daß, wenn die Urkunde falſch war, ſodann aus derſelben ſchon zwey falſche Legende entſtanden ſind. Eine Lebensbeſchreibung davon mußte ſchon immer falſch ſeyn, weil doch eine wahre Urkunde, die ſich nur auf einen Heiligen beziehet, nicht auch für einen anderen wahr ſeyn kann, ſondern in Anſehung des anderen ſo viel, als ein entlehnter oder geſtohlener Paß iſt.

Hauch.

Haush. Ich bleibe doch bei dem, daß sie wenigstens in Verfertigung der Legenden nicht viel Kunst und Mühe gebraucht haben, die Leute zu betrügen, weil sie das nemliche Leben gleich auf mehrere Heilige angewendet haben. Auf solche Art wollte auch ich bald eine Legende zusammschreiben. So lehnen die Tröbler ihre Kleider heut dem, morgen einem anderen aus. Sagen sie mir zu Gefahlen nur einige Heilige, die ihre Lebensart nach Vorschrift der Legendenschreiber so haargleich haben einrichten müssen.

Auth. Die heilige Priska, die heilige Martina, die heilige Tatia haben alle drey nur ein Leben. Der heilige Piatus von Dornick, der heilige Luzian. —

Haush. O! den kenne ich! meine Tochter hat sich unlängst seine Schriften gekauft, wie sie jetzt vom Wieland sind herausgegeben worden; der macht die Götter und Halbgötter der Heiden recht herab, der verdient wirklich ein Legend.

Auth.

Auth. Nein, Hausherr! der Luzian, deſſen Schriften ihre Tochter ſich angeſchaft hat, iſt nicht heilig. Der Luzian, von dem ich rede, iſt der heilige Luzian von Beauvais; dieſer, und der heilige Piatus von Dornick, und der heilige Yon von Chartres haben bis auf geringe Veränderungen auch ein gleiches Leben. Die Geſchichte der heiligen Margarita, und der heiligen Lanigia, die Geſchichte der heiligen Honorina von Konflans, und der heiligen Dorothea, die Geſchichte des heiligen Alexis, und des heiligen Johann Calybites, die Geſchichte des heiligen Douchards, und des heiligen Lie, die Geſchichte des heiligen Deſiderius von Bourgis, und des heiligen Ouein von Rouen ſind alle beinahe einerlei.

Haush. Ich höre ja von ihnen itzt Heilige daher nennen, wovon ich die meiſten in meinem Leben nicht nennen gehöret habe.

Auth. Der heilige Sergius aus Kappadozia, und der heilige Saturninus aus Kagliari in Sardinien, die heilige Albina, und die hei-

heilige Reparata, der heilige Gengon und der heilige Julian der Hospitalar haben gleichfalls eine gemeinschaftliche Lebensbeschreibung, so wie die Geschichte des heiligen Sekundianus zur Lebensbeschreibung des heiligen Florens von Perusa, zur Lebensbeschreibung des heiligen Gratignon, und des heiligen Enlin den Stoff gegeben hat.

Hanoh. Sind sie nicht bald fertig mit ihren Heiligen, die der Lebensbeschreibung nach einander so gleich sehen, als Zwillinge?

Auth. Die Lebensbeschreibungen der heiligen Saturnina, der heiligen Benedikta von Origny im Laonischen, und der heiligen Romana von Beauvais sind gleichfalls nicht unterschieden; die Lebensbeschreibungen des heiligen Venantius vom 18ten May, und des heiligen Agapetus vom 18ten August sehen ungeachtet aller gemachten Verbesserung sich noch gleich. Eben so entdeckt man die gleiche Quelle bei den Lebensbeschreibungen des heiligen Marzialis von Limoges, Fronto von Perigneux, Menge von Chalon, Eucharius von Trier — —

Hanoh.

Haush. Ich bitte ſie, hören ſie auf! ich kann's nicht mehr aushalten.

Auth. Sie haben ja ſelbſt verlanget, daß ich ihnen die Heiligen nennen ſolle, für die die Legendenſchreiber ein gleiches Maaß genommen haben?

Haush. Mich reut's genug; denn der Kopf iſt mir ſchon dick geworden von lauter Heiligen; zum Glück ſind ſie mir alle gleich wieder ausgefallen. Ich weiß ihnen wirklich keinen einzigen mehr von allen denen, die ſie daher genennet haben. Wenn ich dieſe Namen alle auswendig lernen müßte, ich würde auf der Stelle ein Narr.

Auth. Ich könnte ihnen die Wunder auch alle hererzählen, welche dem einen Heiligen für den anderen abgeborget worden ſind.

Haush. Nein! ich bitte ſie um alles in der Welt, verſchonen ſie mich nur heut. Ich habe die höchſte Zeit, daß ich gehe. Briefe

schreiben, im Hauswesen nachsehen, eine Menge muß heut noch geschehen.

Auth. Nun ich will sie nicht aufhalten; aber ich hätte ihnen noch eine Menge über die Legende zu sagen.

Haush. Mein lieber Gott! sie schreiben ja ohnedem wider die Legenden; dann werde ich recht mit Begierde und Vergnügen das Geschriebene lesen, und von den Erdichtungen, und unschicklich angerühmten widersinnigen Handlungen, so sie aus den Legenden aufweisen wollen, noch mehr und mit Bedacht mich überzeugen.

Auth. Ich glaube aber doch, daß ich bei ihnen schon heut ein zimliches Fundament geleget habe, um darauf das weitere Gebäud führen und befestigen zu können.

Haush. Eben recht mahnen sie mich mit ihrem Befestigen, daß ich jtzt gleich gehen, und nachsehen muß, ob über unserer Hausthüre

der

der heilige Florian, der etwas locker geworden iſt, ſchon befeſtiget ſey. Wie jetzt ſo ſtarke Winde gehen, ſo könnte er wohl gar hinabgedrehet werden. Gott verhüte es, daß er auf Jemanden falle; daß wäre eine gräßliche Zerſchmetterung derer, die er träfe, er wiegt gegen zween Zentner, das Haus allein, was er auf dem Arm trägt, hat zwölf, und der ſteinene Waſſeramper acht Pfund.

Auth. Das iſt wohl ganz leicht zu begreifen, daß er auf dieſe Art eher etwelchen das Lebensfeuer, als das in einem Hauſe ausgebrochene Feuer auslöſchen würde.

Haush. Still! freveln ſie nicht!

Auth. Nicht im mindeſten. Ich habe ihnen ja verſprochen, zu beweiſen, daß nur die Legendenſchreiber den Heiligen ſolche Aemter und Beſchäftigungen angewieſen haben, wie es die Dichter und heidniſchen Prieſter bei ihren Göttern und Halbgöttern thaten.

Haush. Nun beweiſen ſie es in Gottes Namen, ich muß jetzt gehen.

Auth. Behüte ſie alſo Gott! laſſen ſie ſich aber doch bald wieder ſehen.

Haush. Werde nächſter Tage mir die Freyheit nehmen, mich wieder einzufinden. Empfehle mich ganz höflich!

Auth. Leben ſie wohl!

II.

Der Bibliothekar, und der Pater Priszilian.

Biblioth. Willkommen, Pater Priszilian; wie verlieren sie sich in die Bibliothek hieher?

Prioz. Der Herr Bibliothekar halten mich also für einen Feind der Bibliotheken, der, ohne sich zu verkirren, niemal dahin gebracht werden könnte?

Biblioth. O, das weis ich wohl, daß sie eben noch kein Manifest gegen die Bibliotheken herausgegeben, und sich als Feind erkläret haben. Aber so lange ich hier bei diesem Amte bin, habe ich sie doch noch nicht in unserer Bibliothek gesehen. Sie werden aber ungezweifelt einen eigenen guten Büchervorrath haben!

Prioz. Mit dem stehe's sehr schlecht.

Biblioth. Es kömmt eben nicht auf die Menge der Bücher an, wenn man nur nach seinem Fache, Amt, und Berufe mit einem Kern der dahin gehörigen besten Bücher versehen ist, und allenfalls mit einer guten Nebenlektur sich zu erwehren weis, daß man in der Welt auch sonst für keinen Idioten passirt.

Prioz. Mein Herr Bibliothekar! die Welt ficht mich nichts an; sonst wäre ich in kein Kloßter gegangen.

Biblioth. Verzeihen sie mir; die Klößter sind ja auch in der Welt.

Prioz. Sehr wenige mehr.

Biblioth. Nun, wenn sie auch noch alle stünden; so blieb doch der Say wahr, daß die Klostergeistlichen in der Welt sind, daß sie sogar Lehrer und Gewissensräthe derer machen müssen, die in der Welt sind, und daß sie also die nöthigen Kenntnisse haben müssen, mit den Weltlichen umzugehen, um in Ansehung der

Reli-

Religion und der Sittlichkeit Nutzen zu schaffen.

Prioz. Itzt ist die Welt allzugelehrt, als daß mehr eine Lehre oder ein Rath bei einem Klostergeistlichen eingeholet werden sollte.

Biblioth. Vergeben sie; Klostermänner von Gelehrsamkeit, von Einsicht, von Bescheidenheit, von ehrlichem und auferbaulichem Betragen werden gewiß noch immer geschätzet.

Prioz. Nicht wahr; das haben's gestern gesehen, wie man einen Klostergeistlichen achtet. Ich habe mich nur vor ihnen geschämt, weil ich das erstemal die Ehre gehabt habe, mit ihnen zusamm zu kommen. Waren wir anfangs nicht recht gescheid lustig? Des Lachens wäre ja kein End geworden, wenn ich mit meinen Räthseln und bäurischen Liedern nicht aufgehöret hätte. Der Herr Bibliothecar allein sind noch der ernsthafteste geblieben, haben sich auch noch der Tafel gleich zum Fenster gesetzet, und sind so ganz einsam bei ihren Zeitungsblättern sitzen geblieben. Ich habe

schon geglaubt, es sey ihnen nicht recht wohl, oder es habe sie gar etwas verdrossen, bis mir die Tochter vom Haus gesagt hat, daß man sie ungestört lassen müsse, und daß das schon ihr Brauch sey, gleich nach der Tafel sich zu den Zeitungsblättern hinzusetzen, und nicht eher vom Lesn aufzuhören, bis Zeit zum Nachhausgehen ist.

Bibliorh. Wirklich ist das schon mein Brauch; darum gehe ich auch gern in das Haus dieses Herrn Buchhändlers, weil er die meisten und die besten Journalien sich kommen läßt, und man daselbst ungestört lesn kann.

Priez. Mich wundert's aber, daß sie etwas haben lesn können; denn wie haben ja einen Lärm gehabt, der erstaunlich war.

Bibliorh. Wenn ich einmal beim Lesn bin, da macht mich nicht leicht etwas irre. Ich höre und sehe nicht.

Priez. Nun so haben's also die Hochachtung nicht gesehen, die ich vom Diener der Buchhandlung erfahren habe? **Bibliorh.**

Bibliotheq. Ich seh wirklich nichts.

Prioz. Was? sie sahen nicht, wie beim kurzen Spielen, als die Pfänder ausgetheilet, und die Bussen vorgenommen worden sind, er sein Schnupftuch zusammgedreht, und sich angestellet, als wollte er mich ganz gelinde auf den Rücken schlagen, dabei mir aber den unglücklichen Streich zwischen die Ohren hinein versetzet hat, daß mir auch beide Ohren gleich aufgeschwollen sind? Nun, so sehen sie nur jetzt her, wie groß meine Ohren noch sind.

Bibliotheq. Ich bedaure sie vom Herzen, mein bester Pater Priscilian! Haben sie denn dem Kassier eine Ursache gegeben, sich so zu vergehn?

Prioz. Hätte ich es gewußt, daß der dumme Mensch die Dienstmagd, der ihr Herr und Frau doch selbst erlaubt haben, die kurzen Spiele mitzumachen, bis auf's Heirathen karrestet; so hätte ich keinen Spaß mit ihr gemacht. Was war's denn nöthig, gleich einen solchen Grobian zu machen. Ich hätte maustod seyn

kön-

können; und ich lasse es mir nicht nehmen, er hat nochdazu in das zusammgedrehte Schnupftuch etwas eingefüllt. Mir war alles grün und gelb vor den Augen. Ich glaube, wenn sie mich nicht gleich in die Küche hinausgeführet hätten, wo mich hernach die Köchin mit warmem Weine gewaschen hat, ich hätte mich vergriffen; denn ich muß es gestehen, der Oedenburgerausbruch vom Mittag war mir auch noch ein wenig im Kopfe.

Biblioth. Es ist besser, daß dieses von ihrer Seite nicht geschehen. Auch den Kassier wird es schon gereuet haben; ich kenne ihn sonst immer als einen herzguten Mann.

Priez. Freylich hat er mir heut früh zwey Gulden auf heiligt Messen, vier Pfund Kosfee, acht Pfund Zucker, zwey Pfund Tobak, und ein halb Dutzet Schnupftücher von der schönsten weissen Leinwand geschickt. Allein den Schmerzen hat er mir doch nicht damit bezahlt, den ich heut Nacht wegen dieses Schlages ausgestanden habe.

Biblioth.

Biblioth. Nun dieſer läßt ſich doch auch noch überſtehen. Iſt ihnen denn nicht ſchon leichter?

Prioz. O! um vieles; die Ohren hätte ich nicht geachtet, die hätten meinetwegen noch gröſſer werden können; aber der Schmerz hat ſich in Hals herabgezohen.

Biblioth. Sie hätten ſich ſogleich über den Hals ein warmes Tuch auflegen ſollen.

Prioz. Ich wuſte ein ſicheres Mittel. Ich ſtand vom Bethe auf, nahm meine Blaſikerzen, welche mir noch lange dauren werden, weil man jetzt anderen Leuten keinen Blaſiſegen geben darf, und bethete den Blaſiſegen über mich ſelbſten; ſodann legte ich mich wieder nieder, und ſchlief wie ein Ratz.

Biblioth. Ich gratuliere ihnen, daß der Halswehe ſo vorbeigegangen, wozu hauptſächlich die Wärme vom Bethe und der gute Schlaf mag beigetragen haben. Aber vergeben ſie meiner Aufrichtigkeit, daß ich es unter die

uns durch die gesunde Vernunft bekannt gemachten Pflichten gegen sich selbst rechne, die natürlichen Heilmittel einer ungegründeten Andächtelei nicht aufzuopfern.

Priez. Das ist ja keine ungegründete Andächtelei, oder eine bloße Erfindung der Geistlichkeit. Der uralte griechische Leibarzt Aerius (wie der Jesuit Ribadeneira im Leben des heiligen Blasius schreibt) dieser uralte Leibmedikus bezeugte selbst, daß das bewehrteste Mittel wider den Halsweh sey, wenn man den heiligen Blasius anruft, den schmerzhaften Hals anrührt, und zugleich spricht: **Blasius der Martyrer und Diener Christi befiehlt es, weiche entweder über oder unter sich.**

Biblioth. So wollte ich nicht bethen; denn da käm mir ja der Schmerz entweder ober sich in den Kopf, oder unter sich ins Gedärm. Wär's nicht also besser zu bethen: Weiche gerade bei einer Seite, und zwar ohne auch nur die Achseln zu berühren. Sie scheinen mir viel auf die Legenden zu halten.

Priez.

Prioz. Die Legende des Ribadeneira ist die einzige, die ich nebst Kochems Legende habe; und sie müssen mir verzeihen, daß ich ihnen eben deßwegen heut meine Aufwartung mache, und sie bitte, mir noch mit einer und anderer Legende zu meiner Absicht an Hand zu gehen.

Biblioth. Was haben sie denn für eine Absicht? Wollen sie etwa selbst eine neue Legende schreiben?

Prioz. Kann's nicht läugnen. Wie Gott wunderbarlich die Menschen zu gewissen Unternehmungen leitet, so erkenne ich auch, daß Gott den Kassier, und das Schnupftuch, und was darinn etwa eingefüllet war, nur zum Instrument gebraucht hat, mich zu dieser Unternehmung zu führen, und daß er mich wirklich bei'n Ohren dazu geführet habe.

Biblioth. Es muß freilich wunderbar zugehen, daß durch einen Schlag mit einem zusammengedrehten Schnupftuche die Lust, Legenden zu schreiben rege gemacht werde, und dieselbe sich gleich so fest in geschwollene Ohren einhenke.

Prioz.

Prioz. Muß man nicht beim heiligen Ignaz, wenn man der von ihm unternommenen Ordensstiftung bis auf den ersten Grund nachgehen will, auf seinen blessirten Schenkel hinsehen? Wäre Ignaz nicht blessirt worden; so wäre er nicht so lang im Bette gelegen; so wäre ihm nicht die Zeit lange geworden; so hätte er nicht zum Zeitvertreib eine Legende der Heiligen gelesen, wie denn auch in der ganzen dortigen Gegend kein gescheides Buch anzutreffen war; und so wäre er nie auf den Gedanken gekommen, in die Fußstapfen der lieben Heiligen zu treten, und einen Orden zu stiften. Und eben so wäre auch mir nicht eingefallen, eine neue Legende zu schreiben, wenn ich nicht wäre zwischen die Ohren geschlagen worden, und wenn ich nicht eben deßwegen im Bette, da ich durch eine ganze Stunde vor Schmerzen nicht einschlafen konnte, den Peinen und Martern der Heiligen nachgedacht hätte.

Biblioth. Ich kann aber noch nicht abnehmen, wie sie hiedurch zur Lust, eine neue Legende zu schreiben, geleitet worden, da diese Peinen

der

der Heiligen, denen sie nachgedacht haben, schon in so vielen Legenden beschrieben sind.

Prioz. Es ist wahr, sie sind schon in mehreren Legenden beschrieben, und sie sind auch recht zierlich beschrieben, aber doch nicht so, wie es das Verderbniß heutiger Zeiten fodert.

Biblioth. Wie wollen denn also sie ihre neue Legende einrichten?

Prioz. Auf Katechismusart, welche jetzt die Lieblingsart ist; denn da giebt eine Frage die andere, und so kann man alles in Fragen und Antworten anbringen; was man bei den heutigen Freigeistern gern angebracht haben will.

Biblioth. Mein lieber Pater Prisizilian! die Freidenker bekümmern sich um gar keine Legende. Die, welche den Legenden so vieles auszustellen wissen, sind gelehrte Katholiken, die sich eigens mit der Kritik abgegeben haben, und sowohl einige Thaten der Heiligen, als auch selbst einige Heilige wegen Mangel richtiger Urkunden nicht gelten lassen wollen.

Prioz.

Priez. Gelehrt hin, gelehrt her! der mir die Thaten und Wunder der Heiligen und nur einen einzigen Heiligen, welcher in Legenden ſteht, bezweifelt, der kann ein gelehrter Freidenker oder Ketzer, aber kein gelehrter Katholik ſeyn. Ein gelehrter Katholik muß nichts bezweifeln, was die Heiligen Gottes, und das Anſehen unſerer Kirche groß machen kann.

Biblioth. Sie wollen doch, daß die Heiligen und unſere Kirche ein wahres und dauerhaftes Anſehen vor jederman behaupten ſollen?

Priez. Das will ich, und deßwegen ſchreibe ich meine neue Legende.

Biblioth. Nun, ein wahres Anſehen muß eben deßwegen, weil es ein wahres und kein eingebildetes iſt, ſich auf lautere Wahrheiten und unwiderlegliche Urkunden gründen; ſonſt iſt ein ſolches Anſehen nicht dauerhaft. Bei der erſten Lüge wird ſodann auch das verdächtig, was wahr iſt.

Prioz. Ich weis nicht, ob ſie mich recht verſtehn. Alle Leute ſind noch nicht verführt; bei dieſen will ich alſo hauptſächlich das Anſehen der Heiligen dauerhaft machen. Wenn ich ſoviel erhalte, daß dieſe meine Legende fleißig leſen, und die Schriften der Zweifler gar nicht in die Hand nehmen; ſo höret die Gefahr ohnehin auf, daß mir jemand auf eine Lüge komme. Damit ſie aber die Schriften der Zweifler gar nicht einmal in die Hände nehmen; ſo muß man eben dieſe Zweifler recht herabmachen, ſie geradehin Ochſen und Eſel heißen; denn das überweiſet den gemeinen Mann am erſten. Ja ich werde die Zweifler noch dazu einladen, daß ſie zu mir zu kommen belieben wollen, wo ich ihnen die Zweifel mit meiner Gürtel auflöſen will. Sie werden ſehen, wie die gemeinen Leute ſchon vorhinein lachen, und ſagen werden: Jetzt hat ſich einmal ein Konragirter über das Teufelsgepack hergemacht.

Biblioth. Vergeben ſie mir, Schimpfwörter und Schläge halte ich für kein Mittel, jemanden eines beſſeren zu überzeugen. Ich fürchte, ich fürchte, auch unter gemeinen Leuten werden

ſie

sie darüber ausgelacht, und gering geschätzet werden.

Prioz. Seyn sie versichert, Herr Bibliothekar! wenn man die Kritiker jetziger Zeiten, statt sie zu widerlegen, wacker abprügeln dürfte, sie würden bald eines besseren überzeuget seyn, und ihr Schreiben bei Seite lassen. Sogar die unschuldige heilige Katharina Tochter der heiligen Brigitta ist nur deßwegen, weil sie im siebenten Jahre ihres Alters noch mit anderen ebenfalls unschuldigen Kindern das Puppenspiel trieb, aus Verhängniß Gottes einmal bei der Nacht vom bösen Feinde erbärmlich mit Ruthen gestrichen worden. — Ja, ja! sie mögen lachen, wie sie wollen; der Teufel hat ihr wegen des Puppenspiels einen rezenten * Schilling herabgehaut (wie es Ribadeneira gar schön beschreibt) und sodann hat sie das Puppenspiel gar gern bei Seite gelassen. So würden also die Kritiker jetzi-

* Provincialismus, derer mehrere dergleichen vorkommen.

jetziger Zeiten, die jungen Lecker gewis auch von ihrem kritischen Puppenspiel abgebracht werden.

Biblioth. Aber mein lieber Pater Priszilian! wenn sie wirklich dieses Märchen glauben wollen; so glauben sie doch nicht, daß diejenigen, von welchen die Legenden der Heiligen stattlich kritisiret worden sind, junge Lecker gewesen. Sie waren gelehrte, fromme, bejahrte, in geistlichen Würden und geistlichen Orden stehende Männer; die Jahre und Jahre in ihrer Kritik mühsam gearbeitet, und die in den Legenden enthaltenen Falschheiten gründlich bemerket haben.

Prisz. O! ich werde mir auch keine Mühe zuviel seyn lassen; ich werde einen Heiligen nach dem andern, ohne einen auszulassen, hernehmen; eines jeden Heiligen alle seine Lebensumstände in Fragen und Antworten bringen, bei einer jeden Antwort den Beweis beisetzen, das ist, alle zitiren, die schon das nämliche vor meiner geschrieben haben, und zuletzt bei einem jeden Heiligen den Schluß machen,

chen, daß jeder Mensch verpflichtet sey, demselben in allem ohne Ausnahme nachzufolgen.

Biblioth. Ihr Werk wird auf viele Bände hinaus laufen.

Priez. Das wüßte ich eben nicht warum?

Biblioth. Darum, weil die Heiligen, wie sie im Kalender angeführet werden, schon so viele sind. Nun hat jede Provinz, jeder geistliche Orden, jeder Stand viele besondere Heilige; betrachten sie also, auf wie viele unzählige Bände ihr Werk wird hinausgehen müssen.

Priez. Meinetwegen auf 40 Bände. Ich bin erst 35 Jahr alt, fester Komplexion, kann leicht 75 Jahre alt werden; kömmt also auf jedes Jahr ein Band; denn zu thun hab ich sonst nichts.

Biblioth. Ich wollte mich ja aber lieber, wenn ich in ihrer Stelle wäre, auf seelsorgliche Verrichtungen, und auf Lesung guter zur Seelsorge dienlicher Bücher verwenden.

Priez.

Prisz. Das iſt bei mir ſchon vorbei; ich habe mich zwar zur Seelſorge ſo gut gemeldet, wie andere; denn ich bin geſund und ſtark, und könnte unter meinen Pfarrkindern, wenn die Pfarre auch noch ſo groß wäre, trotz anderen herumſteigen. Aber beim Konſiſtorium — nun! wir wiſſen, wie's zugeht — bin ich auf immer für untauglich erkläret worden. Ich habe geglaubt, ich muß den Kurſor, wie er mir das Dekret gebracht hat, niederſchlagen. Habe mich aber gefaßt, und jetzt ſehe ich, daß mich der Himmel eben zu der Arbeit, die ich vorhabe, aufbehalten wollte; denn jetzt habe ich Zeit zu ſchreiben.

Biblioth. Hören ſie; man muß nicht alles gleich für einen göttlichen Beruf halten. Man muß die Sache bis auf weitere Uiberlegung verſchieben.

Prisz. Nein, nein! ich laß es wohl bleiben, dieſen Beruf im mindeſten zu verſchieben. Der heilige Felix hat ſeinen Beruf auch ſo lange verſchoben, bis ihn zween Ochſen haben darauf mahnen müſſen, die ihn nämlich aus

göttlichem Verhängniß zu Boden gestossen, und ihn also bewogen haben, auf der Stelle seinem Herrn den Dienst aufzusagen, und Kapuziner zu werden. Wenn sie aber glauben, daß ich mich bei Ausarbeitung meiner Legende kürzer fassen solle; nun diesem Rathe will ich schon folgen.

Biblioth. Kurz und gut wäre immer das Beste; aber eben auf das kömmt's an, daß ein Werk gut werde.

Prisz. Nun, deßwegen habe ich mir ja die Freiheit genommen, mich hieher zu begeben, ihnen meinen Vorsatz zu entdecken, und von ihnen als einem gelehrten Manne, und alten Kenner der wahren Quellen, woraus man schöpfen kann, mich Raths zu erholen. Wie wäre es denn, wenn ich von einem jeden Heiligen nur soviel schrieb, was von einem jeden auf den sogenannten Monatheiligen, die bei Bruderschaften und Kongregazionen ausgetheilet wurden, geschrieben stand.

Biblioth. Nachdem sie sich mir schon anvertrauen, und doch werden haben wollen, daß ich als ein ehrlicher Mann aufrichtig reden solle; so müssen sie nicht zörnen, wenn ich sage, daß sie auch hierüber für einen Thoren werden ausgeschrieen werden.

Prisz. Das achte ich nicht; für einen Thoren bin ich schon öfter gehalten worden. Das ist einigen Heiligen auch geschehen, und sie sind sich selbst darum ausgegangen. Hat nicht der heilige Johannes von Gott (wie Ribadeneira alles haarklein erzählet) durch innerlichen Geist angetrieben, und aus Begierde, als wahnsinnig behandelt zu werden, zu Granata sich auf den größten Platz der Stadt begeben, dort sich in einer Kothlacke herumgewalzen, den Kopf mehrmal ganz in einen Misthaufen gesteckt? Ist er nicht sodann voll vom Unflath, welchen die losen Buben mit Kothwerfen an ihm noch vermehret haben, und mit Bitte um Schläge durch alle Gässen herumgelaufen, damit er nur für einen Narren gehalten werde; wie er denn auch gleich in das Tollhaus gebracht worden ist? Hat er nicht auch sodann

Im Tollhause, wo man ihn nur hat säubern, und gelinde zu recht bringen wollen, die Krankenwarter mit so tollen Gebärden, und so bissigen Reden, und so lange durch drey ganze Monate gehetzet, daß sie ihn gebunden, derb abgeprügelt, und ihm einmal gar eine Porzion von tausend Streichen, wobei einem jeden unmirakulosen Menschen die Seele ausgefahren wäre; tüchtig angemessen haben. Wegen Christus vor der Welt für einen Thoren gehalten zu werden, muß ein eifriger Christ nicht achten.

Biblioth. Mein bester Priszilian! Unternehmungen, die noch so richtig nach der Vernunft, nach dem wahren Geist des Evangeliums, nach den richtigsten Grundsätzen, nach dem allgemeinen Besten abgemässen sind, werden oft von Unverständigen und Kurzsichtigen für Thorheiten gehalten; und da bin ich verstanden, daß man sich hiedurch nicht irre machen lassen solle, rechtschafene Unternehmungen fortzusetzen. Aber daß man wirkliche tolle Streiche begehen solle, um für einen Thoren gehalten zu werden, und daß dieses heiße, we-

wegen Christus zum Thoren werden, das wird keiner sagen, der vom Geiste des Evangeliums, und von der Sittlichkeit einen ächten Begrif hat. Die Demut, das Bekenntniß seiner Fehler, und alle andere Tugenden bekommen in einem vernünftigen, wohlständigen, und gesitteten Betragen bessere Richtung, als in einer Kothlache. Eine bescheidene und vorsichtige Uiberwindung der Beschwerden, die sich immer bei Ausführung guter Handlungen ergeben, ist auch verdienstvoller, nützlicher, und sowohl dem vernünftigen Menschen, als der guten Sache mehr angemässen, als sich für einen Thoren auszugeben, und sich derb abprügeln zu lassen.

Priez. Also das billigen sie mir auch wieder nicht, daß ich meine Legende nur gerade nach den Monatheiligen einrichten solle?

Biblioth. Ich kann es nicht billigen; denn die sogenannten Monatheiligen sind nichts, als Auszüge vieler Thorheiten und falscher Mirakel, die in grösseren Legenden enthalten sind.

Priez,

Prioz. So glauben sie an die Mirakel nicht, die in den Legenden enthalten sind? Sind nicht alle durch so viele Zeugen bestättiget worden?

Biblioth. Mein lieber Pater! zur Zeit des Kartouche —

Prioz. O! das war ein Hauptspitzbub in Frankreich, und kein Heiliger.

Biblioth. Geduld, zur Zeit des Kartouche ließ sich zu Elbeuf bei Rouen ein besonderer Mensch sehen. Er gab vor, er sey von der adelichen Familie des heiligen Hubertus.

Prioz. Hubert, Hubert! das ist was anderes, der war ein grosser Heiliger. Wenn er den zum Vettern gehabt hat, da hat er leicht Mirakel wirken, und auch ein Heiliger werden können.

Biblioth. Er war gut gekleidet; hielt sich Bediente; schien recht gut bei Mitteln zu seyn! gab häufig Almosen; war in der Kirche sittsam

ſam und andächtig, und kam in Ruf, daß er nur aus Liebe zu Gott und dem Nächſten herumirre, weil Kraft des Rechtes ſeiner Geburt auch ſeinen Händen die himmliſche Gnade zu Theil geworden, alle Krankheiten durch Anrühren zu heilen. Dieſer Ruf brachte aus allen Gegenden Leute herbei; welche entweder geheilet werden, oder Zuſeher und Bewunderer dieſer mirakuloſen Wirkungen ſeyn wollten. Er rührte keinen Kranken an, der nicht vorher beichtete, und das heilige Abendmahl nahm.

Priez. Eben hiedurch hat er am ſicherſten bewieſen, daß er ein Heiliger und wahrer Wundermann ſey, und hiedurch hat er am geſchwindeſten auch den Philoſophen das Maul geſtopfet, daß ſie ſeine Wirkungen nicht weis Gott was für natürlichen Kräften haben zuſchreiben können.

Biblioth. Einige wollten wirklich ſo philoſophiren; die Frommen aber rufften Mirakel über Mirakel; und wirklich wurden viele wunderbar geheilet.

Prioz. Das habe ich mir ehe eingebildet. Es iſt viel, wenn ihn das Volk nicht gleich lebendig auf den Altar gehoben hat.

Biblioth. Er wurde gehoben, aber auf das Rad.

Prioz. Auf was für ein Rad?

Biblioth. Auf das Rad des Scharfrichters; denn er wurde lebendig gerädert.

Prioz. Gehn ſie! jetzt haben ſie ſich auch einmal nicht recht beſonnen. Damal war ja ſchon in Frankreich alles katholiſch; damal wurde keiner mehr wegen der Mirakel ein Martyrer.

Biblioth. Er wurde auch kein Martyrer der Wahrheit, ſondern er wurde als Hauptſpitzbub und der laſterhafteſte Anhänger des Kartouche, welcher mit ſeiner Bande in wehrender Zeit der Mirakelwirkung bei Verübung der loſeſten Streiche unbemerkt blieb, hingerich-

gerichtet. Sehen ſie, daß man nicht ſogleich alles für Mirakel halten müſſe.

Prioz. Aber bei den Mirakeln der Heiligen iſt man niemal auf ſolche Streiche gekommen, ſondern ſie ſind von ſo vielen Zeugen beſtätiget, und bei den Heiligſprechungen anerkannt worden.

Biblioth. Mein lieber Pater! ſie ſcheinen mir noch nicht geleſen zu haben, was auch unter uns Katholiken die gelehrteſten und frömmſten Männer von Mirakeln der Heiligen geſchrieben haben. Haben ſie des Muratorius ſeine Werke nicht geleſen?

Prioz. In meinem Leben nicht; ich kenne ſie gar nicht.

Biblioth. Haben ſie des Lanoy ſeine Werke nicht geleſen?

Prioz. Die kenne ich auch nicht.

Biblioth. Den Martene, den Mabillon, den Baillet auch nicht?

Prioz. Das iſt das erſtemal, daß ich alle dieſe Bücher nennen höre.

Biblioth. Sie haben alle dieſe nicht geleſen, und wollen eine Legende ſchreiben?

Prioz. Werden denn von dieſen Schriftſtellern die Mirakel der Heiligen in Zweifel gezogen.

Biblioth. In dieſen Schriften würden ſie lernen, wie behutſam man in Anſehung des Glaubens an die Mirakel der Heiligen ſeyn müſſe; wie die Leute hierinn ſich ſelbſt, und andere betrügen können; wie die Päbſte ſelbſt darinn können hintergangen werden. Sie würden überwieſen werden, wie viele Mirakel den Heiligen auch von den Legendenſchreibern angedichtet worden ſind.

Prioz. Und das ſind katholiſche Bücher, woraus ich dieſes alles lernen ſolle?

Biblioth.

Bibliothek. Ja, ja! katholiſche Bücher ſind es, und ihre Verfaſſer waren gelehrte von allen Verſtändigen geſchätzte Katholiken.

Prioz. Da müßte ich mich erſt bei einem Jeſuiten anfragen; denn die waren unſtreitig die Gelehrteſten; und wenn mir ein Jeſuit einen von denen verdächtig macht, die ſie mir genennet haben; ſo haben ſie mir denſelben umſonſt genennet.

Bibliothek. Mein guter Prioz illan! ehe man noch von Jeſuiten etwas wußte, hat es ſchon in jedem Fache gründlich gelehrte, und in der katholiſchen Kirche geſchätzte fromme Männer gegeben. Aber ich werde ſie auch zu Büchern führen, die Jeſuiten zu Verfaſſern hatten, und worinn das nämliche anzutreffen iſt, was ich ihnen ſagte. Ich ſehe ſchon, ich muß ihnen vom Grunde die Luſt, eine Legende zu ſchreiben, aus dem Leibe hinauskuriren, weil ſie ſich mir ſchon einmal vertrauet haben.

Prioz. Aber eines bitte ich mir aus, Herr Bibliothekar! ich kann vor Müdigkeit keinen

Fuß

Fuß mehr rühren. Sie müssen schon gewohnt seyn, immer so auf und ab zu gehen, ja sie laufen recht dabei, so daß ich kaum nachkomme.

Biblioth. Nun wir können uns ja niedersetzen. Setzen wir uns!

Prieg. Gott sey Dank!

Biblioth. Hören sie; die erste Absicht bei einem ehrlichen Manne, der also auch mit der Religion und mit seinen Nebenmenschen in Ansehung der Religion jederzeit ehrlich umgehen wird, muß seyn, die Wahrheit zu schreiben. Guibert Abt von Nogent, welcher vor 600 Jahren lebte, hätte auch eine Legende schreiben sollen; allein er lehnte sogleich diese Arbeit von sich, weil er an dem Verlust der ächten Urkunden, an der Unwissenheit in denen Dingen, welche zur Kenntniß der Umstände der Materie, die man abhandeln will, erforderlich wären, an den nachlässigen, unrichtigen, und mit Fabeln und Lügen angefüllten Ueberlieferungen, und an den Arbeiten seiner

Vor-

Verfaſſer, die in Zeiten des Verfalls den Wunderhaften mit ſchlechtem Geſchmacke, mit dummer Leichtgläubigkeit, und mit Übel angebrachtem Eifer für die Ehre Gottes eine Menge Unſinn dahin geſchrieben haben, ſo viele Schwierigkeiten antraf.

Prieſt. Haben doch der P. Kochem, Ribadeneira, und mehrere Verfaſſer der Legenden, die unter dem Volke herumgehen, alle dieſe Schwierigkeiten überwunden.

Bibliothek. Ganz und gar nicht, mein lieber Vater. Die Legendenſchreiber dieſer Gattung haben eben am meiſten nur jenem Unſinn nachgeſchrieben, und ſich wenig um die Wahrheit bekümmert. Wer eine Menge Wunder, und eine Menge ſolcher Handlungen, die man ohne Vernachläſſigung ſeiner Hauptpflichten, und ohne Verletzung des göttlichen Vernunftlichtes nicht nachahmen könnte, den Leuten vor die Augen zu legen, war ihr Endzweck. Ich will ſo billig ſeyn, und will es ihnen nicht zur Bosheit, ſondern zur Dummheit rechnen, da ſie wie die Verfaſſer ihrer Klaſſe

geglaubt haben, mit solchen Lebensbeschreibungen Gott und den Heiligen einen Dienst zu erweisen.

Prisz. Das ist aber doch wahr, daß die Leute damal eine bessere Religion gehabt haben.

Bibliotz. So rechnen sie Betrug und Lüge zur Religion, oder zu einem nothwendigen Mittel, unsere Religion zu befestigen? Merken sie wohl, unsere Religion, deren Unterscheidungszeichen die Wahrheit ist, welche den, der die Wahrheit ist, zu ihrem Stifter hat. Hat dieser befohlen, Märchen aufzuschreiben, und dem Volke vorzusagen? Die Heiden hatten nothwendig, ihre Religion mit Fabeln von Göttern und Halbgöttern zu unterstützen. Sie erhielten sich freilich hiedurch auch lange Zeit; allein fiel nicht die heidnische Religion bei der mit Verbreitung des Evangeliums zunehmenden Aufklärung eben deßwegen zusamm, weil sie auf Fabeln und Unsinn gebauet war? Sehen sie, daß Fabeln einer Religion keine Feste, keine Dauer geben, und daß eben die Legendenschreiber, und die ihnen ähnlichen

Pro-

Prediger und Seelsorger ſo viele unſerer Religion lau und wankend gemacht haben, weil das Fabelhafte und Unſinnige endlich zu auffallend, und zu eckelhaft wurde, und ſtatt deſſen von denjenigen, deren Amt es geweſen wäre, den Leuten nichts beſſeres vorgeleget wurde, durch welches ſie auf das Wahre und Einfache der natürlichen und evangeliſchen Vorſchriften wären aufrichtig zurückgeführet worden.

Prioz. In der Natur und im Evangelium ſteht freilich nichts von Legenden. Es hätten alſo auf dieſe Weiſe gar keine Legenden ſollen geſchrieben werden.

Biblioth. Mein Pater Prizzilian! die ganze Natur iſt eine Legende, aus der wir täglich die Werke Gottes, und das, was aus der Natur guter Menſchenhandlungen gutes, und aus der Natur böſer Menſchenhandlungen böſes folget, entnehmen können. Die heilige Schrift iſt gleichfalls eine Legende, welche uns die nothwendigen Glaubens- und Sittenlehren, die wahrhafteſten Thaten, und die richtigſten

Nach-

Nachahmungsregeln zur Erfüllung unſerer Pflichten, und Erwerbung der Seligkeit dergeſtalt an Hand giebt, daß wir ſie für das Hauptbuch unſerer Religion anſehen müſſen. Ich ſage nicht, daß die Geſchichte der Heiligen niemal hätte aufgezeichnet werden ſollen. Allein dasjenige Wahre, was davon verlohren gegangen, mit Lügen zuerſetzen, ſogar Heilige und Mirakel zuerdichten, dem einen Heiligen von dem andern ſeine Thaten und Mirakel abzuborgen, das heißt von der Straſſe der Wahrheit und des Einfachen zu weit hinweggehen, und verurſachen, daß viele bei Entdeckung des Betruges auch das Wahre nicht mehr glauben wollen. Wahrheit, Wahrheit, mein Pater Priszilian! iſt das Fundament der vom Chriſto gepredigten Religion, und ein Legendenſchreiber, der nicht die Wahrheit zur Hauptabſicht hat, iſt ein Marktſchreier und Quackſalber, der auf einige Zeit zwar viele Unverſtändige hintergehen, und verderben kann, zuletzt aber ſelbſt als ein unverſchämter Betrüger, oder als ein toller Narr von der Bühne hinabgejagt wird.

Prioz. Sie machen mir eine schöne Luſt zum Legendenſchreiben. Ich glaube aber doch, ſie übertreiben die Sache. Nach dem, was ſie ſagen, hätten alſo die Legendenſchreiber für den einen Heiligen bei dem anderen die Mirakel zu lehnen genommen, oder erbettelt?

Biblioth. Nichts anderes iſt bei mehreren Lebensbeſchreibungen geſchehen. Halten ſie nur den Stock des heiligen Petrus mit dem Stock des heiligen Gregorius Thaumaturgus zuſamm; ſehen ſie auf die Heiligen hin, deren mehrere ihre abgehauenen Köpfe unter den Armen getragen haben. Sie werden bei mehreren Handſchuhe oder Mäntel finden, welche an einem Sonnenſtrahl aufgehenkt wurden. Ins Meer geworfene Kirchenſchlüſſel, welche wieder hervorgekommen; in Flüſſe geworfene biſchöfliche Ringe, welche von Fiſchen verſchlungen, und wieder ausgeſpieen worden, treffen ſie auch bei mehreren Heiligen an. Ich wollte ihnen eine ganze Beſchreibung ſolcher Mirakel und Thaten machen, die in den Lebensbeſchreibungen mehrerer Heiligen auf vollkommen gleiche Art angeführet werden.

Prioz. Kann denn aber das nicht seyn, daß in den guten so wie in den bösen Handlungen einige sich gleich kommen? ereignet sich das nicht alltäglich?

Biblioth. Mein Freund! es ist nicht die Frage, ob Leute in Handlungen sich gleich seyn können, sondern ob sie sich hierinn so durchaus gleich waren; und dieses muß durch unwiderlegliche Zeugnisse erwiesen seyn; denn Thaten müssen bewiesen werden. Fehlen die Beweise, so ist auch kein Grund, das sogleich für richtig zu halten, was von den Leuten gesagt wird. Dieses ist nun um so mehr in Ansehung längst verstorbener Heiligen und der Mirakel wahr; denn das werden sie mir ja doch zugeben, daß heroische Tugenden und Mirakel nicht so, wie gemeine Handlungen sind?

Prioz. Auf diese Weise glauben sie also vielleicht auch die Lebensbeschreibung nicht, die unser Pater Senior von dem heiligen Donat herausgegeben hat, dessen heiligen Leib wir unlängst von Rom erhalten haben?

Biblioth.

Biblioth. Mit den Lebensbeſchreibungen dergleichen Heiligen kommen ſie mir eben recht. Sind nicht dieſe Heilige ſo unbekannt, daß man nicht einmal ihre Namen weiß; und werden ſie nicht eben deßwegen erſt nach der Ausgrabung ihrer Körper zu Rom mit willkürlichen Namen getauft? Wenn man nun nicht einmal den Namen weiß, den ſie in ihrem Leben geführet haben; wenn Niemand wiſſen kann, wer ſie eigentlich geweſen; wie kann man denn mit Wahrheit und Aufrichtigkeit von ihnen eine ganze Lebensbeſchreibung machen? Leider hat man von ſolchen Heiligen, wenn ſchon in Jahrbüchern der Kirche andere Heilige gleichen Namens vorkommen, eben aus den Lebensbeſchreibungen dieſer, die Lebensbeſchreibungen jener zuſammengeſtoppelt, oder wenn in älteren Jahrbüchern keine Heilige gleichen Namens anzutreffen waren, ein ganz neues Leben geſchmidet. Wahrheit, Aufrichtigkeit muß immer die erſte Abſicht bei jeder Geſchichte, und hiemit noch mehr bei ſolchen Geſchichten ſeyn, die zur Ehre der ewigen Wahrheit, und zur Ehre deren, die die

Martyrer und Bekenner der Wahrheit gewesen sind, gereichen sollen.

Priez. Ich wollte ihnen noch zulassen, daß in Ansehung der alten Heiligen manches nicht mehr erwiesen werden kann; aber bei den neuen Heiligen haben wir unwiderlegliche Zeugnisse von solchen Schriftstellern, die mit den Heiligen gelebet haben. Deßwegen, unter uns geredet, habe ich auch immer auf die neuen Heiligen mehr, als auf die alten gehalten.

Biblioth. Sie werden nicht wissen, daß Fleury seine Kirchengeschichte vom Jahre 600 so anfanget: **Die schönen Tage der Kirche sind verstrichen.**

Priez. Wer ist der Fleury?

Biblioth. Kennen sie diesen auch nicht? Ich werde ihnen die Betrachtungen leihen, die er über die Kirchengeschichte geschrieben, und die in das Deutsche übersetzet sind; denn sie würden sich vielleicht nicht bequemen, seine Kirchengeschichte selbst zu lesen. Schon aus die-

dieſen Abhandlungen werden ſie entnehmen, wie in den Zeiten der verfallenen Wiſſenſchaften, der Kreuzzüge, der mit Feuer und Schwerd unternommenen Bekehrung oder vielmehr Zernichtung der Ketzer, der veränderten Kirchenzucht, der auf das Zeitliche ausgedehnten geiſtlichen Macht, der Vervielfältigung neuer Mönchsorden auch ganz neue Helden hervorgekommen ſind, die aber Fleury * mit den Heiligen der vier erſten Jahrhunderten der Kirche nicht zuſammenreimen kann, und verzeihen ſie mir, daß ich ihnen als einem Ordensmanne dasjenige wörtlich ſage, was Fleury von den Ordensſtiftern geſagt hat: **Wenn nicht die meiſten Erfinder der neuen Orden** (ſind ſeine Worte) **heilig geſprochen wären; ſo könnte man vermuthen, daß ſie ſich von der Eigenliebe haben verführen laſſen, und klüger als alle übrigen Menſchen haben ſeyn wollen. Man kann aber ohne Nachtheil ihrer Heiligkeit ihre Einſichten verdenken, und be-**

* Diſ. IV.

befürchten, daß sie nicht etwa alles, was sie hätten wissen sollen, gewußt haben. *

Prioz. Das heißt mit aller Höflichkeit sagen, daß sie bei aller Sehnsucht, in der Frömmigkeit sich hervorzuthun, hübsch dumm waren, und nicht einmal gewußt haben, was zur wahren Heiligkeit gehöre.

Biblioth. Nicht doch mein lieber Pater! Fleury lobt immer das, was an den Ordensstiftern und den neuen Heiligen zu loben ist; nur mit übertriebenen Lobsprüchen, und mit erdichteten Thaten und Mirakeln schreibt er nicht so von ihnen, wie es ihre Legendenschreiber oder ihre Lobprediger thaten.

Prioz. Ich bleibe bei dem, was ich schon gesagt habe, daß diejenigen, die von den neuen Heiligen geschrieben, in derer Leben besser, als in den Leben der alten Heiligen un-

* Dis. VIII.

unterrichtet waren, daß sie alse auch mehr Wahres von den neuen, als von den alten Heiligen haben liefern können.

Biblioth. Nicht allemal sind diejenigen Schriftsteller die aufrichtigsten, die am besten unterrichtet sind. Gewisse Verhältnisse, in welche ein Schriftsteller wegen Freundschaft, Verwandschaft, Nazion, gleicher Schullehre, gleichen Ordeninstituts, und anderer Umstände mit den Heiligen gebracht werden kann, können ihm auch die Aufrichtigkeit in dem, was er besser weis, als andere hemmen. Beides muß bei einem Schriftsteller zusammkommen, Aufrichtigkeit, und sicherer Unterricht; und wie ein sicherer Unterricht die Begierde nach Wahrheit, die Neigung zum Einfachen, und in Rücksicht auf die zuprüfenden Thaten nicht nur eine gemeine gute Einsicht, sondern eine besondere Scharfsinnigkeit nebst den nöthigen kritischen, diplomatischen, und antiquarischen Kenntnissen, und bei allem dem noch die genaueste Sorgfalt, und eine mühsame Behutsamkeit voraussetzet; weil sonst Urkunden, Zeugen, und eigene Augen betrügen können;

so

so muß die Aufrichtigkeit von Eigenliebe, Eigenutz, Partheilichkeit, unächtem Religionseifer, allen Nebenabsichten, und leidenschaftlichen Gesinnungen in der weitesten und unzugänglichsten Entfernung stehen.

Prioz. O! wenn sie dieses alles fodern; so ist gar keine Geschichte richtig; so muß man die weltlichen Geschichtsbücher auch alle hinwegwerfen.

Biblioth. Mein lieber Pater! diesem übereilten Urtheile habe ich folgende Bemerkungen entgegen zu setzen. Richtig wird auch zu einem getreuen weltlichen Geschichtschreiber alles dieses erfodert, und deßwegen ist auch unter den weltlichen Geschichtschreibern der eine schätzbarer als der andere. Die alten Urkunden der weltlichen Geschichte aber, so wie überhaupt die profanen Bücher sind unverdorbener geblieben, als die Urkunden der Heiligen.

Prioz. Wie beweisen sie das?

Biblioth.

Biblioth. In den Verfolgungen unter den heidnischen Kaisern und unglaubigen Barbaren gieng es ja nicht über die weltlichen Urkunden, nicht über die weltlichen Wissenschaften her, sondern über die Christen und ihre Religionsschriften. Bei hergestelltem Frieden der Kirche wurden die gut geschriebenen weltlichen Geschichtbücher auch nicht so sehr angefochten, sondern vielmehr von den christlichen Landesfürsten und Gelehrten forthin in Ehren gehalten, und wohl bewahret. Bei dem Verfalle der Wissenschaften blieben zwar gut geschriebene profane Bücher in Ruhe, aber eben deßwegen außer der Gefahr, so verfälscht zu werden; denn die Geistlichen, die damal die einzigen Lehrmeister waren, setzten ihre Wissenschaft in lauter aszetischen Grillen, in skolastischen Spitzfindigkeiten, und in der schwärmerischen Begeisterungskunst. Um profane Bücher bekümmerten sie sich nicht viel.

Prioz. Geistliche haben sich auch in profanen Büchern gar nicht umzusehen. Haben sie nie gelesen, wie der heilige Hieronimus, der sogern den Cicero und Plautus gelesen, weil

er an den ungeschickten Redarten der Propheten (wie es Ribadeneira recht schön bemerket) Eckel hatte, noch bei lebendigem Leib vor den Richterstuhl Gottes gefodert, hierüber ausgefilzet, statt eines Christen ein Ciceronianer genannt, und endlich gleich in Gegenwart des göttlichen Richters dergestalt dick und dicht zergeißelt worden, daß er, wie er aus dem Schlafe und aus der Entzückung zu sich gekommen, seine abgeblänte Schultern noch gefühlet hat. Fein sauber hat er das weltliche Bücherlesen bei Seite gelassen. Poeten lesen kann Gott bei einem Geistlichen schon gar nicht leiden. Desiderius Bischof von Frankreich, der sich auch so sehr auf die weltlichen Bücher, und besonders auf die Poesie verlegte, hörte gleich von dem heiligen Papst und Kirchenlehrer Gregorius: **Gottes und Jupiters Lob reimen sich nicht in einem Munde.** Es war also der Will: Gottes, daß die weltlichen Bücher von den geistlichen sollten in Ruhe gelassen werden; und wer weis, wenn Gott nicht mit seiner ausserordentlichen Gnade sogleich vor seinem eigenen Richterstuhle dem heiligen Hieronimus so tüchtige Stösse und

Schlä-

Schläge hätte herabmessen lassen, ob Hieronimus nicht durch die weltlichen Bücher wäre verführet worden, die weltliche Schreibart anzunehmen.

Biblioth. O mein Pater! eben die weltliche Schreibart war die Ursache, daß sich die guten profanen Bücher bis auf diese Zeit in ihrem ganzen Werthe erhalten haben. Lassen sie sich hierüber aus dem Melchior Kanus * etwas vorlesen, was ich unter meinen Notaten da eben bei Händen habe. Melchior Kanus war katholisch, Dominikaner und Bischof

Prioz. Schon wieder einer, den ich nicht kenne.

Biblioth. Von den weltlichen Schriftstellern kann man die Aufrichtigkeit, Glaubwürdigkeit, und natürliche Redlichkeit hochschätzen. Einige unter ihnen sind entweder durch eine uneigennützige Lie-

* Loc. theol. l. II. c. 6.

Liebe zur Wahrheit, oder durch eine gewissenhafte anständige Schamhaftigkeit bewogen worden, einen solchen Abscheu vor Lügen zu bezeugen, daß es uns zur Schande gereicht, daß heidnische Schriftsteller zuverlässiger und wahrhafter sind, als die von unserer Religion. Ein Diogenes Laertius ist weit richtiger und gewissenhafter in denen Lebensbeschreibungen der Weltweisen, die er verfertiget, als die meisten unserer christlichen Schriftsteller in den Lebensbeschreibungen der Heiligen. Ein Suetonius ist aufrichtiger und freier, und zeiget weniger Leidenschaft in seinen Leben der Kaiser, als unsere Schriftsteller in den Lebensbeschreibungen der Martyrer, der Jungfrauen, und der Bekenner des Glaubens. Diese Heiden suchen die Fehler nicht zu verstecken, die sie an denen rechtschafenen Leuten finden, von welchen sie reden, und verschweigen auch die scheinbaren Tugenden nicht, die sie an den Bösen entdecken. Aber die meisten unserer Schrift-

stel-

ſteller laſſen ſich faſt gänzlich von Leidenſchaft und Vorurtheil die Feder führen, und treiben die Freiheit zu erdichten ſo weit, daß man beinahe noch mehr Eckel als Scham dabei empfindet. Solcher Leute Schriften ſind der Kirche nur zur Laſt, verſchaffen ihr aber keinen Nutzen. Man kann diejenigen unmöglich rechtſchafene Leute nennen, welche den Leſer durch ihre Schriften von freien Stücken hintergehen, und die Wahrheit, die ſie erkennen, verſtellen. Nichts iſt gerechter, als die Klage des Vives über die fabelhaften Geſchichten, welche man in der Kirche eingeführet; und man hat groſſe Urſache, diejenigen zu verdammen, welche durch andächtige Lügen der Kirche einen Dienſt oder eine Ehre zu erweiſen geglaubt haben; denn anſtatt, daß ihre Arbeit zur Ehre Gottes und der Heiligen gereichen ſollte, welches doch ohne Zweifel ihre Abſicht geweſen; ſo verlieren ſie vielmehr alle Glaubwürdigkeit bei vorſichtigen und vernünftigen Leuten ſelbſt in

An-

Ansehung desjenigen, was sich noch Wahres unter ihren Erdichtungen befinden mag.

Prioz. Das ist stark! Wenn das nicht ein Bischof und ein Dominikaner gesagt hätte; so hätte ich geglaubt, ein Ketzer hätte es geschrieben. Wie dem Herrn Bibliothekar aber gleich alle Bücher einfallen, die ihm zu seiner Sache taugen, und wie sie ganze Stellen auswendig wissen. Sie gleichen dem heiligen Antonius ebenfalls Dominikanerordens, welcher in den heiligen Orden aufgenommen worden, weil er die ihm gesetzte Bedingniß zur Erstaunung aller erfüllet, und ein jedes Gesetz des juris Canonici von Wort zu Wort herzusagen gewußt hat. Der Teufel hat zwar auch ein gutes Gedächtniß; denn aus dem Munde des Mädchens, aus welchem er vom heiligen Norbert Bischof zu Magdeburg mit harter Mühe ausgetrieben wurde, sagte er von Wort zu Wort das hohe Lied Salomons aus göttlicher Schrift daher, und zwar anfangs in lateinischer, und hernach in deutscher Sprache.

Biblioth.

Biblioth. Mein lieber Priszilian! ich bin ihnen für dieses Kompliment verbunden; ich kann mir nun auserwählen, was ich will, eine heilige oder eine teuflische Gedächtniß.

Prisz. Bitte um Verzeihung. Des teuflischen guten Gedächtnisses habe ich nur Amerkungsweise erwähnet,

Biblioth. Sie mengen mir in wehrender Zeit, als ich sie von den Fabeln der Legenden überzeugen will, immer Faxen aus den Legenden darein. Antonius so wenig, als ich, hatte ein mirakuloses Gedächtniß. Er wird ein auferordentlich gutes Gedächtniß gehabt haben. Das war schon genug zu seiner Empfehlung. Bleiben wir dabei stehen, ohne solche Eigenschaften auf den Ambos der Mirakelschmiede zu legen. Ich rechne mein Gedächtniß zu keinem Mirakel, sondern zur Gnade, die mir von meinem Schöpfer und durch die von mir pflichtmässig unternommene Uibung zu Theil geworden. Gehn wir also zurück auf die Schreibart der weltlichen Schriftsteller, die von Legendenschreibern so sehr unterschieden ist, und

zur

zur Dauer der weltlichen Geschichte noch beitragen wird, wenn so viele Legenden schon längst im Stampfe werden gelegen seyn. Der heilige Paskasius Ratbert * aus dem neunten Jahrhundert sagt: **Es ist eine Schande, daß die Asche und Gebeine der Heiligen in Gold und Edelgesteinen aufbehalten, ihre Thaten und Tugenden aber in bäurischer und rauher Schreibart erzählet werden.**

Priez. Jetzt will man freylich alles im Hochdeutschen haben, und die Normalschulbuben haben sich neulich unterstanden, unseren Pater Prediger zu kritisiren. Das könnte mich am meisten vom Legendenschreiben abhalten. Aber verzeihen sie mir mit ihrem Vorzuge, den sie den weltlichen Geschichtschreibern vor den Legendenschreibern geben; hat nicht ein weltlicher Geschichtschreiber das widersprochen, was der andere weltliche Geschichtschreiber angeführet hat? Bei den Legendenschreibern ist aber durchaus mehr Einstimmigkeit. Sehen sie, daß

von

* In vita Rufini & Valerii

von dieser Seite mehr Zeugen und mehrere Proben für die Wahrheit sind.

Biblioth. Ich habe dem Pater schon gesagt, wie behutsam auch in Ansehung der weltlichen Geschichtschreiber vorgegangen werden müsse. Daß ein weltlicher Geschichtschreiber gleich Gegner gefunden, das hat eben die weltliche Geschichte in Ordnung und Richtigkeit gebracht. Der mit seinen Gründen bei der Kritik am besten auslangte, dessen Geschichte erhielt das Feld. Allein bei den Legenden hat einer dem anderen das Geschriebene abgeborget. Leider waren die meisten lange Zeit einstimmig, weil sie gleiches Geistes waren, im fortwehrenden Verfalle der Wissenschaften, und bei der Herrschung der schlechtesten Grundsätze lebten, gleiche elende Begriffe aus gleicher elenden Erziehung erhielten, und vom unächten Religionseifer, von der Neigung zum frommen Betrug, von Eigenliebe, Eigennutz, und solchen Nebenabsichten gleich eingenommen waren. Es haben sich zwar endlich auch katholische Gelehrte und Ordensmänner, Männer von grossen Würden über die geistliche Geschichte, und

gegen die Lebensbeschreibungen hervorgethan; allein sie drangen nicht so leicht durch, wie die weltlichen Geschichtschreiber. Sie wurden von Mönchen, Bethbrüdern, und Schwachköpfen verdächtig gemacht, wo nicht gar als Ketzer ausgeschrieen. Wie hätte nun ihre Arbeit in der Kirche einen Gemeinnutzen leisten können? wie hätten sie zur besseren Belehrung des Volkes etwas beitragen können, da sie nicht unter das Volk kam, für dasselbe nicht eingerichtet war, und von denjenigen, die bei der Dummheit des Volkes ihre Vortheile zu haben, fleißig verhindert wurde, daß auch nicht einmal Auszüge davon gemeinen Leuten, vor die Augen kommen sollten. Haben sie nichts gehöret, nichts gelesen von dem rechtschaffenen Pater Roman Schad Benediktiner zu Kloster Banz, was er für Verleumdungen bei den Augspurgerkritikern, die das Reich der Dummheit mit aller Gewalt erhalten wollen, über seine verbesserte Legende zu erfahren gehabt hat? Er war für einen Bilderstürmer, für einen Verachter der Heiligen, für einen Feind der Mönche ausgeschrieen, und in Rücksicht auf

Re-

Religion und Sittlichkeit verdächtig gemacht worden.

Prioz. Der iſt gewiß ein mißvergnügter Mönch!

Biblioth. Nun ſo redeten eben die Augſpurgerkritiker, aber ſehr dumm in die Welt hinein.

Prioz. Bedanke mich gar ſchön; das geht alſo mich auch an?

Biblioth. Sie müſſen ſchon meinem gerechten Eifer, und der Sehnſucht, ſie auf beſſere Wege zu bringen, etwas zu gutem halten.

Prioz. Nur zu, nur zu; mir ſchadet es nicht; ich kann ſchon was aushalten.

Biblioth. Wenn ſie einen Koch bekommen, der in Anſehung der Sauberkeit, des Geſchmackes, des Fleißes bei Herrichtung der Speiſen, und in Rückſicht auf gute, genießbare, und gedeihliche Speiſen das Konvent bedienen will;

wenn sie einen Kellermeister bekommen, der statt eines ungesunden, sauren Weines ihnen einen guten, gesunden, und unverfälschten Trunk herzurichten weis; wird der als ein Feind des Koch- oder Kellermeisteramtes, als ein Feind des Klosters, als ein mißvergnügter Klosterbruder ausgeschrieen werden können?

Prioz. Mein bester Herr Bibliothekar! sie waren in keinem Kloster, darum machen sie solche Gleichnißen. So bald sich bei uns ein solcher Koch oder Kellermeister hervorthäte; so hieß man ihn einen Galanteriekoch. Die anderen Sudelköche, deren ein jeder gröber ist, als der Koch auf dem Berg Kassino, den der heilige Karolomanus erfahren hat, verfolgeten ihn bis auf's Blut, und die alten Patres selbst würden mit vielem Murren ihre vorige Klosterkost, und ihren vorigen Klostertrunk verlangen, weil vorher im Kloster immer so und nicht anders geessen und getrunken worden. In diesem Stücke ist wirklich eine erstaunliche Dummheit in unseren Klöstern.

Biblioth.

Bibliech. Sie mag nicht allein in Verhang der Liebe, ſondern auch der Geiſtesnahrung ſeyn; und wer bei ihnen über eine kleine Geiſtesnahrung mißvergnügt iſt, der wird wohl nach dem Urtheil der Klöſter der mißvergnügteſte Mönch heiſſen?

Prior. Gott ſey Dank! wir ſind in unſerm Kloſter alle vergnügt. Bei der Nacht haben wir keinen Chor mehr; jeder kann ſchlafen ſo lange, bis Zeit zum Meßleſen iſt; wir frühſtücken nach der Meſſe; bethen ein wenig Breviar, weil kein Chor mehr iſt; gehen hernach um eilf Uhr zum Eſſen. Nach der Tafel kann man ſich unterhalten, wie man will; auch wieder ſchlafen, oder jemanden beſuchen. Man hat alſo zu Hauſe oder auſſer demſelben ſeinen richtigen Inſentrunk. Um ſechs Uhr iſt ſchon wieder das Nachteſſen, und hernach kann man ſchlafen gehen, wann und wie man will. Die Penſion, Gott ſey Dank! erhalten wir richtig; darneben giebt es auch gute Leute, die einem die Aufhebung der Sammlung nicht viel merken laſſen. Ich wüßte nicht, warum ich mißvergnügt ſeyn ſollte? Wir leben beſſer, als vor-

vorher; und auch von denen, deren Klöster schon aufgehoben, oder die schon auf die Seelsorge hinausgestellet sind, sind die meisten so vergnügt, daß ihnen nichts fataleres geschehen könnte, als wenn sie in die Klöster zurückgehen müßten; vielleicht wissen aber der Pater Goldhagen und die Augspurgerkritiker, daß der Pater Schad nur aus Desperazion schreibt.

Bibliorh. Mir scheinet selbst, er desperire, daß die Augspurgerkritiker und Mönche von solchem Schlage in ihrem Leben zu besseren Begriffen, und zu einer ehrlicheren Verfahrungsart werden können gebracht werden. Er despwirk aber so wenig von der sicheren Frucht seiner Arbeit, als auch kein anderer desperiren, und deßwegen die Arbeit für die gute Sache aufgeben solle. Die Wahrheit des Herrn bleibt ewig. Nur Menschenwerke, wie Klöster und augspurgische Schriften sind, können, und werden vergehen. Bei aller Bemühung, in Augspurg so viel unsinniges Gezeug drucken zu lassen: und solches von dort aus in alle Welt zu verbreiten, um nur den Leuten die Binde vor den Augen zu befestigen, fällt doch die-

Diese Mönchsbinde bei den meisten schon von selbsten hinweg, die Aufklärung wächst, und bei dem gemeinsten Manne wird es täglich leichter. Das Uible, was man der Aufklärung anrechnet, und mit welchem man sich über das aufgeklärte Jahrhundert lustig machen will, wird entdecket, daß es vielmehr von den Feinden aller wahren und nützlichen Aufklärung herkömmt, und von ihnen auf das bösartigste angezettelt worden ist. Jedermann lernt sie alle Tage besser kennen. Sie werden bald in ihrer ganzen Blösse dastehen, und den nur zu lehnen genommenen Religionsmantel ablegen müssen. Diese Elenden haben eine schlechte Politik, daß sie selbst so vieles dazu beitragen, nachdem man doch schon aller Orten durch die Erfahrung, und durch das, was die unauslöschliche Geschichte von ihnen sagt, auf sie aufmerksam gemacht worden ist.

Prioz. Da mische ich mich nichts darein; Der Pater Schad soll seine Sache selbst ausmachen, und sich gleichwohl wacker wehren.

Biblioth. Wenn ſie aber eine Legende ſchreiben wollen, Pater Priszilian! ſo kommen auch ſie den Augſpurgerkritikern in die Hände.

Prisz. Das ſehe ich nicht ein, warum?

Biblioth. Schreiben ſie gut; ſo kömmt der Pater Goldhagen ſammt allen Augſpurgerkritikern gewiß über ſie; ſchreiben ſie ſchlecht, ſo werden ſie von wahrhaft gelehrten, und redlichen Kritikern derb hergenommen.

Prisz. Was thue ich denn alſo jezt?

Biblioth. Ich dächte, ſie ſollen gar keine Legende ſchreiben; ſo kommen ſie am beſten davon.

Prisz. Wenn nur eines nicht wäre. Ich muß es ihnen ſchon geſtehen; bei meinen Ohren- und Halsſchmerzen habe ich mich verlobt, eine Legende zu ſchreiben. Ich hatte nämlich — aber ich bitte, das bleibt unter uns —

Biblioth.

Biblioth. Sorgen sie nichts, ich schweige wie eine Mauer.

Prioz. Ich hatte nämlich folgende Erscheinung und Entzückung.

Biblioth. Was sagen sie; eine Erscheinung? eine Entzückung?

Prioz. Ja, ja! nicht anders. Kaum fieng ich in meinem Habit auf dem Bette liegend bei Nachlassung der Schmerzen einzuschlaffen an; so überfielen mich zwölf ungeheure Wölfe, und henkten sich mit Zähnen und Klauen an meine Kapuze so, wie sie es dem heiligen Beichtiger Kolumbanus thaten. Ich schwitzte ärger, als die Bildnißen des heiligen Stanislaus zu Lüblin und Krakau. Sie verließen mich aber bald, da der Engel, der den heiligen Papst Alexander mit einem Windlichte aus dem Kerker führte, mit dem nämlichen Windlichte die Wölfe, welche kein Feuer dulden können, vertrieb, und zu meiner Bewahrung den Drachen zurück ließ, welcher die Leiber Vincentii Sabinæ und Christinæ bewacht,

um den Juden, der dieſes nicht glauben wollte; ſeinen langen Schweif geſchlungen, und ihn ſo lang gequetſchet hat, bis er ein Chriſt geworden. Sie können ſich einbilden, wie froh ich war, daß ich die verzweifelten Wölfe von der Kapuze hinweg hatte, und daß der Drach als ein ſo guter Wächter ſich zu mir legte. Wir lagen eine Weile ſo beiſammen ich und der Drach. Auf einmal aber kam bei der Thüre ein ungeheurer Rieſe herein mit ausgeſpreizten faulendicken Armen. Ich erinnerte mich gleich; daß das derjenige Teufel ſey, welchen der heilige Abt Antonius geſehen, wie er von den ſchon gegen Himmel hinaufflichenden Seelen einige noch im Fluge ertappt. War meine Angſt bei den Wölfen ſchon ſo groß; ſo war ſie jetzt nach gröſſer. Ich erwartete nichts anderes, weil er die Hände ausgeſtrecket, als daß es Schläge abſetze, und daß mir das widerfahren könne, was dem heiligen Romuald widerfahren iſt, nämlich noch Maaſen von teufliſchen Schlägen bis ins Grab tragen zu müſſen. Allein auf einmal veränderte er ſich in einen kleinen Mohrenbuben, ſo wie er in dieſer Geſtalt einen Mönchen des heiligen Bene-

dicts

Flicks stäts an dem Kleide gezupft, um ihn aus dem Kloster hinauszuziehen. Ich kam ihm aber zuvor, schrie so, daß mich der Quardian im Schlafe schreien muß gehöret haben; schrie aber nichts anders, als, **Ich bin vergnügt, mir geht's recht gut, ich bin vergnügt, mir geht's recht gut;** denn die heilige Katharina von Senis hatte auch hierinn die sicherste Gegenwehr, daß sie mit dem Teufel nicht viele Worte gewechselt. Er verschwand auch gleich mit einem solchen Gestank, daß von diesem Gestank meine Zelle noch voll ist; und sobald er verschwand, hörte ich allerhand Geschrei und Heulen durcheinander; bellen wie die Hunde, röhren wie die Ochsen, grunzen wie die Schweine, brüllen wie die Löwen. Ich muß bekennen, da habe ich selbst gelacht darüber; denn wenn man nur einmal etwas solches hört, da ist schon alles gegen die Teufel gewonnen. Das ist sodann ihre bekannte Lamentazion, die sie beim heiligen Basilius auch angestimmet haben, wie er ihnen den entrissen hat, von dem sie doch schon eine schriftliche Obligazion auf seine Seele lautend in Händen hatten.

Biblior.

Biblioth. Mein Pater Priszilian! ich habe nicht erwartet, so viele Erscheinungen bei ihnen aushalten zu müssen. Wir sind noch nicht bei der Entzückung, die sie auch gehabt haben, und worauf erst das Gelübd, eine Legende zu schreiben, erfolget seyn wird.

Prisz. Wir werden gleich dabei seyn. Nun, wie ich gesagt habe, so war's mit dem Teufel gar. Das war gut. Auf einmal steht sodann ein schöner Jüngling vor meiner, und schreiet mir zu: **Predige.** Ich bekannte offenherzig, daß das Konsistorium mich für immer als unfähig erkläret hat, weil es mir nach Konsistorialausspruch im Kopfe, und auch im Vortrage fehlen solle. Hierauf setzte mir der Jüngling ein Aderlaßeisen auf die Zunge, wie er es dem heiligen Equitio gethan, und ihn hierdurch zum Predigen tauglich gemacht hat; beutelte aber den Kopf, und sagte: **Das thut ihm's nicht;** und verschwand. Ich wollte schon verzweifeln, weil ich meine Zunge, die ich dem englischen Jüngling zur Ansetzung des Aderlaßeisens so weit habe herausrecken müssen, nicht mehr hineinbringen konnte,

und

und das Maul eine gute halbe Spanne weit offen halten mußte, wie ein steinener Kopf bei einer Fontaine. Allein wehrend dem, daß ich mich tröstete, daß auch sogar bei den Heiligen immer vor grossen Unternehmungen dergleichen Anfälle vorausgegangen sind; so kam ein Bischof bei der Thüre herein, zoh seine Handschuhe aus, legt: sie nicht etwa auf meinen Tisch, sondern warf sie in die freie Luft hin, und die Handschuhe blieben auch in freier Luft an einem Strahle vor meinem Nachtlichte hangen. Da erkannte ich mich nun, daß es der heilige Evermond sey. Er gieng auch gleich auf mich zu, und gab mir eine solche Ohrfeige, wie er es zu Dietmarsen dem gegeben, der sich mit seinem Feinde nicht hat aussöhnen wollen; und Wunder! Zunge und Mund war wieder zurecht gebracht so, wie auch auf jene miräkulose Ohrfeige die Aussöhnung erfolget ist.

Biblioth. Aber um Gotteswillen; wir sind ja noch nicht beim Gelübde, eine Legende zuschreiben. Werden die Erscheinungen noch lange dauren?

Prioz.

Prioz. Itzt kömmt das Gelübd schon. Nicht genug, daß mir der heilige Evermond Zunge und Mund zurecht gemacht hat, ich wurde auf einmal auch mit einem dicken Spinnengewebe überdecket, wie durch ein solches Spinnengeweb der heilige Priester Felix vor seinen Feinden unsichtbar gemacht wurde. Sodann hörte ich eine Stimme: **aus diesem Spinngewebe heraus wirst du die Legenden der Heiligen schriftlich vertheidigen.** Um Himmelswillen dachte ich, wie wird das möglich seyn, wenn's mit mir so aussieht, wie der Konsistorialspruch lautet, besonders da der Engel des Equitius mit mir auch nichts ausrichten konnte. Ich tröstete mich zwar mit dem, daß man zum Schreiben eben keiner geübten Zunge bedarf; allein der Kopf, dachte ich wieder, sollte doch gut bestellt seyn, wenn man ein Buch schreiben will. Bei diesen meinen zwischen Furcht und Hofnung schwebenden Gedanken trat der heilige Dionis mit seinem Kopf unter dem Arm ein. Wer war fröher als ich; ich erkannte gleich, daß es auf eine mirakulose Kopfvertauschung angesehen sey; denn zum Kopf, um ihn unter dem Arm zu tragen, thut

es

es ein schlechter Kopf auch, so wie die schlechtesten Hüte unter den Arm genommen werden; hiemit könnte auch der heilige Dionis mit meinem Kopfe unterm Arm schon vorlieb nehmen. Ich dachte dabei; hat doch Gott selbst mit der heiligen Katharina von Senis Herzen getauschet, dergestalt, daß er ihr ihr Herz aus dem Leibe genommen, und das seinige hineingesetzt hat, gleichwie auch dort, wo Christus die Seite ihres Leibes eröfnet, und wieder recht sauber vermacht hat, ihr ein grosses Wundenmaal blieb. Allein ich betrog mich abermal. Er legte zwar sein Haupt auf meinen Tisch hin, so wie er es vormal in die Hände der tugendhaften Katulla hingeleget hat; aber er that es nur, um mir bequemer seine Bücher de cœlesti hierarchia & ecclesiastica überreichen, und folgende Ermahnung geben zu können: **Lese dieses Buch fleißig; Lese und lerne auch alle Geschichten der Heiligen, die schon geschrieben sind, auswendig, wie die heilige Katharina von Siena; und schreibe sodann selbst, wie die heilige Katharina von Bologna auf Befehl Gottes die sieben geistlichen Waffen ge-**

schrie-

schrieben hat, ein ganzes Zeughaus wider die, welche die Legenden bezweifeln wollen. Sollte dir aber der Kopf schwach werden; so ruffe entweder mich, oder die heilige Ositha an, die auch ihren Kopf unterm Arme trägt. So wie wir ohne Köpfe so viele Schritte gehen konnten, so wirst auch du in schriftlicher Vertheidigung der Legende grosse Schritte machen. Als ich demungeachtet noch wankte, sprang eine überausgrosse und abscheuliche Krott auf mich, so wie vormal auf Theresia; ich kam hierüber aus dem Schlaf, oder mehr aus der vom Himmel mir zugeschickten Vorstellung, und sah, daß ich nicht im Bette, sondern samt meiner Bethdecke auf dem Zimmerboden so lag, als wenn ich in das Bett diese Nacht gar nicht hineingekommen wäre. Sogleich sprang ich auf, fiel aber sogleich wieder auf meine Knie, und machte mit aufgehobenen Fingern das Gelübd, eine Legende zu schreiben.

Biblioth. Dem Himmel sey gedankt! daß wir nun einmal bei ihrem Gelübde sind. Ich

wollte ſie wären ſchon um viel eher aus dem Bette gefallen.

Prioz. Erlauben ſie mir nur noch ein wenig; das iſt noch nicht alles. Sie müſſen wiſſen, daß der Himmel auch dieſes Gelübd ſchon angenommen habe, und daß ich alſo nicht mehr davon abgehen könne.

Biblioth. Seyn ſie unbeſorgt, ich werde ihnen das Gelübd auflöſen.

Prioz. Sie werden ſehen, es kann nicht aufgelöſet werden. Hören ſie nur! in der nämlichen Stellung, in der ich knieend mit aufgehobenen Fingern um 7 Uhr früh das Gelübd machte, blieb ich unbeweglich wie der ſteinerne Herrgott in unſerem Kellerſtübel in einer Entzückung bis um neun Uhr, hiemit zwo ganze Stunden. Der heilge Thomas von Aquin blieb freilich gar durch zween Tage entzückt; aber auch ich war durch dieſe zwo Stunden ſo entzückt, daß, wenn ich ein brennendes Licht in der Hand gehabt hätte, mir gewiß die Hände, wie es ihm geſchehen iſt, weil ſich

auch heilige Leute die Hände verbrennen können, in der Entzückung, ohne etwas zu spüren, wären verbrennet worden; denn es erschien mir erstens der heilige Franziskus Solanus mit seinem Geiglein, und sagte: Mein Geiglein war immer schlecht gestimmet, und doch hat es endlich den finsteren Pater Johann mehr, dann die künstlichste Musik bewogen, dabei zu hüpfen, und mit mir Lieder von der Mutter Gottes zu singen; so wird auch deine Legende, wenn sie auch noch so schlecht gestimmt seyn wird, die Murrer wider die Legenden bewegen, deiner Arbeit Lob zu singen. Bleibe fest bei deinem Gelübde. Darauf kam die heilige Rosa von Lima mit einer Menge Bücher, welche ihr die Mutter Gottes, die bei ihr nach der Erzählung des Ribadeneira die Stelle einer Aufwärterinn vertratt, nachtrug, und vor meiner hinlegte. Auf diesen Büchern gieng Christus auf und ab, und zwar in so kleiner Gestalt, daß er kaum eines Fingers groß war; sah aber niemal mich, sondern immer die heilige Rosa an, die, da er ihr von den Büchern hinabsteigen wollte, ihn mit ihren lieblichen Versen (wie sie dann eine künstliche Reimdich-

te-

kerinn war) oben zu erhalten gewußt hat, bis sie die Chokolade, die ihr der Schutzengel brachte, ausgetrunken hat. Sodann verschwand sie mit ihrem ganzen Gefolge, und allen Büchern, unter welchen die meisten Legenden waren. Endlich wie die heilige Felizitas eine von lauter Scheermessern zusammgesetzte Himmelsleiter sah, so stellte sich mir eine solche aus einer Menge Papierscheeren zusammgesetzt dar. Ein Zeichen, daß ich nicht lange verweilen solle, sogleich das Papier zu beschneiden, um darauf meine Arbeit bald anfangen zu können. Auf der Leiter hieng eine Lampe mit dem Oel gefüllt, wovon der heilige Lupus nur etwelche Tropfen brauchte, um ein ganzes Ungewitter auf der See zu stillen, und bei dem man also ein Ungewitter auf dem Lande, mit welchem die Kritiker einen Author überziehen wollen, gar nicht zu achten hat. Zugleich war es eine Ermahnung, daß ich auch mir es nicht zu viel seyn lassen solle, an meiner Legende bei der Nacht zu schreiben. Unter der Leiter stand eine Schachtel mit Galläpfeln, um eine eigene gute Dinte hierzu ansetzen zu können, an welchen Aepfeln ich gleich erkannte, daß sie

mir die heilige Dorothea müsse zugeschicket haben, wie sie auch dem Rechtsgelehrten Theophilo Aepfel aus dem himmlischen Garten zugeschickt hat. Neben der Schachtel lag eine Martinigans, die also nicht nur Federn zum Schreiben, sondern weil es um einen hungrigen Author eine erbärmliche Sache ist, etwas für den Wanst lieferte, woraus sie abnehmen können, daß das eben keine dumme Gans war. Bei der Gans stand mit einer Ochsensenne, die voll mit zauberischen Innschriften war, der vom heiligen Jakob bekehrte Zauberer Hermogenes, der mir drohte, mir den Kragen so umzudrehen, wie er es vor seiner Bekehrung durch seine Teufel dem heiligen Jakob thun wollte, wenn ich nicht mein Gelübd mit dem Schreiben einer Legende erfüllen würde. Da sehen sie also, daß nicht nur der Himmel, sondern die Hölle selbst mich von meinem Gelübde nicht abweichen lasse.

Biblioth. Sind sie also nun am Ende ihrer Erzählung?

Priez.

Priez. Ja, sonst weis ich nichts, als daß ich mit denen beim Gelübde aufgehobenen Händen, und in dieser Verzückung so lange geblieben, bis mir der Frater Portner das überbrachte, was mir, wie ich ihnen schon erzählt habe, der Kassier des Herrn Buchhändlers überschickte. Der Frater kam beinahe selbst in Entzückung, wie er mich in dieser Stellung antraf.

Biblioth. Ich bitte sie; nur nichts von der Entzückung des Fraters auch noch dazu. Ich habe schon an ihrer Entzückung genug; und nun hören sie mich so geduldig, als ich sie gehöret habe. Ich weis es schon, ich würde ihnen umsonst sagen, daß dergleichen Erscheinungen und Entzückungen von einer überspannten Einbildungskraft, von einem durch Legendenlesen, und durch fortwehrende Vorstellungen der darinn vorkommenden Bilder erhitzten Gehirne herkommen, und daß sie auch bei vielen Heiligen daher gekommen seyn; denn sie glauben einmal fest darauf.

Priez.

Priosz. In diesem heiligen Glauben will ich leben und sterben; und solle mich der Teufel selbst hierinn mit allen Anfechtungen nicht irre machen können, wenn er gleich die Gestalt des seligen Johannes vom Kreuz wieder einmal annehmen, und mich eines besseren belehren wollte.

Biblioth. Nun gut; ich benehme ihnen ihren Glauben gar nicht, und gestehe es, daß ich gar nicht vermögend wäre, ihnen das zu benehmen, was nun einmal schon so fest in ihrem Kopfe ist; ja ich will ihnen sogar ihren Vorsatz, eine Legende zu schreiben, und ihr hierüber gethanenes Gelübd nicht mehr aus dem Kopfe reden. Sie erinnern sich aber doch auf das, was ihnen der Heilige mit seinem Kopfe unter dem Arm befohlen hat; nämlich vorher das, was schon über die Geschichte der Heiligen geschrieben ist, zu lernen, wie es die heilige Katharina von Senis that.

Priosz. Das werde ich auch thun, sonst wäre ja das Gelübd nicht ganz erfüllet.

Biblioth.

Biblioth. Und dieſes iſt auch deßwegen nothwendig, weil man, wenn man über einen Gegenſtand ſchreiben will, doch die Hauptbücher ſchon kennen muß, die über den nämlichen Gegenſtand geſchrieben worden ſind. Denn der wird ein elendes Buch liefern, der keine Literatur hat.

Prioz. Ich habe ja ſchon geſagt, daß ich mich eben deßwegen mit Vertrauen an ſie gewendet habe, um von ihnen die beſten Hilfsbücher, und alles dasjenige zu erhalten, was ich zum Grund meiner neuen Legende nehmen muß.

Biblioth. Nun beſter Pater! ſo kommen ſie mit mir. Was wir in unſerer Bibliothek über dieſen Gegenſtand haben, das werde ich ihnen mit Vergnügen vorzeigen; und auch das, was wir nicht haben, gleichwie unſere Bibliothek mit den Kloſterbibliotheken keine ſo beſondere Akquiſizion gemacht hat, werde ich ihnen getreu anzeigen, damit ſie auch dieſes etwa aus einer andern Bibliothek zur Einſicht zu begehren wiſſen; denn ſie müſſen mir einmal

das Hauptſächlichſte kennen lernen, was ſchon über die Geſchichte der Heiligen geſchrieben worden iſt, und woraus ſie mit guter Auswahl die erfoderlichen Materialien nehmen können.

Prioz. Ich danke ihnen recht vom Herzen. Wir ſchwänen ſchon zwo Stunden; allein wenn nicht ſie ſelbſt dabei Ungelegenheit haben; ſo will ich mir alles dieſes mit gröſten Freuden zeigen, und erklären laſſen; verſäume ich auch heute Jauſentrunk und Abendeſſen, ſo werde ich es mit der Hilfe Gottes ſchon ein andermal einbringen.

Biblioth. Kommen ſie alſo. Sehen ſie! hier ſind die Martyrologia. Die Martyrologia waren anfangs nichts, als Kalender, welche die Namen der Martyrer, die Oerter ihres Todens, und die Feſte nach dem Tage ihres Todes oder Begräbniſſes enthielten. Der älteſte Kalender dieſer Art iſt der, welcher gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts unter dem Papſt Liberius aufgeſetzet, und eigentlich von

Pet-

Peireszius * aufbewahret, nachhin aber von Pater Gilles Bucher einem Jesuiten aus Arras im Jahre 1634 zu Antwerpen bei der Erklärung des Oster Cyklus herausgegeben worden. ** Man sieht auch aus des Polemius Silvius seinem Kalender, daß die Christen noch am Ende der Regierung des jüngeren Theodosius sehr wenige Festtage gehabt haben.

Prioz. Haben doch auch wir jetzt sehr wenige Festtage mehr in unseren Kalendern.

Biblioth. Es waren auch in den uralten christlichen Kalendern die Feste der Heiden sowohl, als der Christen enthalten.

Prioz. Also gerade so, wie in unserem Toleranzkalender, wo sogar die Feste der Juden und Türken enthalten sind. Alles untereinander.

Biblioth.

---

* Gassendi vita Peiresci l. 3. pag. 58.

** Buchers Cielus pascalis p. 7.

Biblioth. Ich will ihnen alle jene Martyrologien gar nicht aufdringen, die nichts dann Register der Martyrer waren, und die verschiedenen Authoren zugeschrieben wurden; denn sie bedürfen hauptsächlich derjenigen, in welchen wenigstens eine kurze Geschichte der Heiligen eingeschaltet ist.

Prioz. Die anderen wären ohnehin für mich nicht, und es würde nur durch unnützes Lesen bloßer Register die Erfüllung meines Gelübdes verzögert.

Biblioth. Die meisten halten dafür; der erste, der in den Martyrologien kurze Geschichten eingeschaltet hat, sey der ehrwürdige Beda gewesen, welcher Martyrologien in ungebundener Rede, und auch in Versen geschrieben hat, und im 735ten Jahre gestorben.

Prioz. Was? im 735igsten Jahre? So alt ist im neuen Testamente kein Mensch geworden.

Biblioth.

Biblioth. Im 735igsten Jahre nach Christi Geburt.

Prioz. Das wohl.

Biblioth. Beda hat aber seinem Martyrologio keine Geschichte der Heiligen beigesetzet; denn das, was an solchen Geschichten zu seinem Martyrologium gekommen ist, enthält Sachen, zum Beispiel das erst im neunten Jahrhundert allgemein eingeführte Fest aller Heiligen, das in neuere Zeiten als eines Beda gehöret. Man schreibt es vielmehr dem Florus zu.

Prioz. Wer war der?

Biblioth. Man ist weder über die Zeit, in welcher er gelebt, weder über den Ort seines Aufenthalts und seines Amtes einig. Es beweisen auch die historischen Auszüge, welche Florus von dem Leben und Tod der Heiligen gegeben, daß er mit ächten Martyrergeschichten sehr schlecht versehen gewesen.

Prioz.

Prior. Nun, so lassen wir ihn bei Seite, diesen Kunden, wenn er nichts ächtes hat; er mag gewesen seyn, wer er will.

Biblioth. Rabon Erzbischof von Mainz, welcher im Jahre Christi 856 gestorben, verfertigte auch ein Martyrologium, welches Laurius im sechsten Bande seiner lectionum antiquarum drucken ließ. Man zweifelt aber auch, ob das Werk von ihm sey, und über dem ist wenig erheblich, was darinn von dem Leben der Heiligen vorkömmt.

Prior. Halten wir uns also nicht mit dem was auf, was nicht erheblich ist.

Biblioth. Der heilige Aden ein Mönch von Ferrieres in Gattinois, der im Jahre 860 Erzbischof zu Vien wurde, hat gleichfalls ein Martyrologium nach dem Muster desjenigen, welches dem heiligen Hieronymus zugeschrieben wird, verfertigt; und es wurde Anfangs sehr begierig aufgenommen. Allein die Weitläuftigkeit, der er sich bedienet, und die unächten Legenden und verfälschten Geschichten,

aus

aus welchen er ſo weitläuftige Auszüge gemacht hat, benehmen dieſem Martyrologium bald den Werth.

Prioz. Wenn's nicht viel werth iſt; ſo laſſen wir es auch hinweg.

Biblioth. Uſuard ein Mönch von St. Germain des Prez hat zwar in dem Martyrologium, welches er gegen das Ende des Jahres 875 auf Befehl Karls des Kahlen herausgegeben, den Fehler der Weitläuftigkeit vermieden, aber er hat doch eigentlich an Adons Werk, obwohl er hievon keine Meldung macht, und hiemit auch an deſſen unächte verfälſchte Quellen ſich gehalten, welches nicht minder Notker der ſchweizeriſche Mönch von St. Gallen mit dem Zunamen petit beguc, der im Jahre 912 geſtorben, bei ſeinem Martyrologium gethan hat. Des Uſuards Martyrologium erhielt doch dergeſtalt die Oberhand, daß es zum eigentlichen römiſchen und allgemeinen abendländiſchen Martyrologium geworden.

Prioz.

Prisz. Nun, so bleiben wir bei dem.

Biblioth. Mein lieber Priszilian! es giebt so viele verschiedene Martyrologien des Usuards, als ansehnliche Hauptkirchen und Klöster in Europa. Jede Kirche machte Zusätze, Veränderungen, Glossen, und Erweiterungen darein, dergestalt, daß ein Usuardisches Martyrologium dem anderen nicht gleich sieht, so wie es vorhin bei dem Martyrologium, welches unter dem Namen des heiligen Hieronimus herumgieng, geschah.

Prisz. Da sollte ich nun alle die verschiedenen Usuardischen Martyrologien lesen, und wüßte zuletzt doch nicht, wie ich daran bin; das lasse ich wohl bleiben. Es müßte einer gerade verwirrt werden. Hören sie, Herr Bibliothekar! ich halte mein Gelübd, halten sie aber auch das, was sie mir vorhin immer von der Neigung zum Einfachen vorgesagt haben.

Biblioth. Kenntniß müssen sie aber doch auch sogar von dem haben, was sie nicht gebrauchen werden; sie müssen nämlich denjenigen,

die

die ihnen hierüber Vorwürfe würden machen wollen, zu zeigen wissen, daß sie es nicht aus Mangel des Kenntnißes solcher Bücher, sondern aus guter Ursache gethan haben.

Prioz. Nun, in Gottes Namen! Aber ich sollte mir wohl die Namen der Schriftsteller, die sie mir daher nennen, aufschreiben; denn alle diese sammt den Bemerkungen, die sie von ihnen machen, in dem Gedächtniße zu behalten, ist mir unmöglich. Ich habe ein Gedächtniß wie ein Sieb mit grossen Löchern, wo alles sogleich wieder durchfällt.

Biblioth. Ich werde ihnen ja ohnehin von den brauchbaren Büchern, die wir in der Bibliothek haben, eines nach dem anderen zum lesen geben; und von denen, welche wir nicht haben, werde ich gleichfalls die brauchbaren anmerken.

Prioz. Das ist zuviel Gnade. Es würde auch ziemlich langsam mit meinen Rotaten hergehen, und ich würde ihnen nur Aufenthalt machen.

Biblioth.

Biblioth. Vom Usuardischen Martyrologium müssen sie noch wissen, daß ein Augustinermönch Namens Bellin von Padua gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts; Franziskus Maruli, sonst Mauro Lykus ein Sizilianer Abt zu Messina, und berühmter Mathematikus in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, und Jean van der Meulen ein gelehrter Doktor aus Löwen, der geradehin Molanus genannt wird, sich die Mühe gegeben, das usuardische Martyrologium in seiner ursprünglichen Gestalt herzustellen.

Prioz. Gieng es ihnen von statten?

Biblioth. Bellins Arbeit, wovon die erste Ausgabe im Jahre 1498 zu Venedig, eine vermehrte aber unter dem Titul Martyrologium des römischen Hofes im Jahre 1521 zu Paris herauskam, war sehr fehlerhaft, und erhielt bei Verständigen keinen Beifall.

Prioz. Fort mit dem;

Biblioth.

Biblioth. Mauro Lykus machte zwar einige Verbeſſerungen in Anſehung der Zeitrechnung und Erdbeſchreibung; machte aber übrigens den Uſuard unkenntlicher, als es die anderen gethan.

Prior. Der hätte auch eine ſolche Arbeit ſollen ſtehn laſſen.

Biblioth. Molanus hätte das meiſte leiſten können. Auch er war erſt 35 Jahre alt, wie er ſich über die Bearbeitung dieſes Gegenſtandes machte, und war ein ſehr aufrichtiger Mann. Er ließ die Worte des Uſuards unverändert, bemerkte aber auf dem Rande, was Uſuard wider die Wahrheit der Geſchichte angeführet. Man findet auch bei der erſten Ausgabe zu Löwen vom 1568 die Kritik des Doktor Heſſelius ſeines zwei Jahr vorher verſtorbenen Lehrmeiſters über verſchiedene Geſchichten und Leben der Heiligen. Allein das war nicht nach dem Geſchmack der Fabelzeit. Man vernichtete von allen Seiten ſeine Abſichten; beſonders trat in wehrender Zeit in Italien Peter Galeſini des apoſtoliſchen Stuhls Pro-

tonotarius auf, der ſich in ſeinem dem Papſt Gregorius dem dreizehnten gewidmeten, und anno 1577 zu Mailand herausgegebenen Martyrologium zum Gebrauch der römiſchen Kirche ſehr bemühte, denjenigen Uſuard berühmt zu machen, deſſen ſich die römiſche Kirche bediente; aber eine ungemeine Nachläſſigkeit in Anführung der Quellen, eine Menge falſcher Quellen, und ſeltener verdächtiger Geſchichten, eine erſtaunliche Verwirrung und Verwechslung der Zeit, Oerter, und Perſonen konnte bei aller geſchmückten Schreibart nichts beſſeres wirken, als daß man endlich die Nothwendigkeit einſah, das römiſche Martyrologium von den darinn gehäuften Fehlern doch einmal zu reinigen.

Prioz. Ich kann hiemit alles das unrichtige und verwirrte Gezeug, was ſie mir daher genannt haben, leicht entrathen, und halte mich gerade an das, was ſodann verbeſſert herausgekommen iſt.

Biblioth. Der Papſt Gregorius der dreizehnte beſtellte eigene Perſonen, um das Werk

des

des Galesini durchzusehen; und dem berühmten Baronnius Priester des Oratorii zu Rom, der nachhin Kardinal geworden, trug man auf, die zur Verbesserung oder Erklärung dienlichen Anmerkungen zu machen. Dieser Baronnius arbeitete auch wacker darauf. Er strich Ketzer aus, die vorher im Martyrologium waren.

Prioz. Lieber Gott! so sind vorher sogar Ketzer unter den Heiligen gestanden?

Biblioth. Er ließ viele Dinge hinweg, die falsch, verdächtig, oder doch nicht erbaulich waren.

Prioz. Um des Himmels willen; Einige Martyrologien vor Zeiten müssen wunderlich ausgesehen haben. Da würde unsereiner schöne Materialien zu einer Legende bekommen haben.

Biblioth. Baronnius hat auch durch seine Bemerkungen erwirket, daß jenem Martyrologium, so unter dem Titul: Römisches Martyrologium, welches man nach der

Ordnung des neuen Kalenders, und nach der Wahrheit der Geschichte wieder hergestellet, und auf Befehl des Papsten Gregorius des dreizehnten bekannt gemacht hat, im Jahre 1584 herausgekommen, die Bewilligung des Papsten wieder abgenommen, und dieselbe sodann anno 1586 dem zum öffentlichen Gottesdienst bestimmten Martyrologium des Baronnius gegeben worden.

Prioz. Mit diesem Martyrologium haben wir also doch einmal ein sicheres und vollkommenes Werk erhalten?

Biblioth. Nichts minder. Selbst dieses Werk ist seitdem öfters übersehen, kritisiret, und in Verbesserung genommen worden. Baronnius selbst erkannte bei Ausarbeitung seiner Jahrbücher, daß er nicht nur viele Fehler im Martyrologium stehen gelassen, sondern selbst aus Vorurtheil, oder Mangel der Aufmerksamkeit viele neue Fehler hinzugethan.

Prioz. Da haben wir's! Wer hätte das vom Baronnius glauben sollen?

Biblioth.

Bibliothek. Es ist richtig, und von den gelehrtesten Männern unwidersprechlich bewiesen worden, daß er viele Heilige stehen gelassen, deren einige der Ketzerei verdächtig, andere offenbare Ketzer gewesen, daß er zweifelhafte Heilige denen vorgezogen, deren Heiligkeit nie bestritten worden; daß er alle Päpste, von welchen er einige Lobsprüche angetroffen, ja sogar Gegenpäpste in sein Martyrologium genommen, und viele andere, die kein Zeichen einer Verehrung hatten, eigenmächtig unter die Heiligen versetzet. Kein Tag ist beinahe ohne Fehler. Bolandus, Henschenius, Pabebroch und seine Gehilfen haben zwar das Fehlerhafte bereits zum größten Theil angemerket. Noch bei Lebzeiten des Baronnius machte Latino Latini von Viterbo viele und wichtige Verbesserungen, welche aber erst im Jahre 1677 in Rom zum Vorschein kamen. Auch Holstenius lieferte anno 1663 Verbesserungen der Baronischen Arbeit. Philipp Ferrari General der Serviten ließ auch im Jahre 1625 ein Register der Heiligen drucken, um das zu ersetzen, was im römischen Martyrologium nicht beifüglich ist. Allein sowohl mit diesem Werke,

als mit seiner 16 Jahre vorher geschriebenen Topographie des Martyrologiums hat er in Ansehung der Richtigkeit und Genauigkeit wenig Ehre aufgehoben. Man sieht vielmehr (sagt Baillet) daß er das wenige, was er zu wissen geglaubt, sehr schlecht gewußt habe.

Prioz. Tausend hinein! die Serviten haben sonst wackere Leute gehabt.

Biblioth. Besonders hatten sie einen wackeren Mann an Paul Sarpi.

Prioz. O! den kenne ich dem Namen nach; hat eine Geschichte von dem Kirchenrath zu Trient geschrieben; unser Quardian hat sie erst vor etwelchen Tägen einem jungen Geistlichen weggenommen, und ihm dafür zu Mittag Wasser und Brod gegeben. Aber sagen sie mir, ist dann ein Unterschied zwischen Martyrologien und Menologien?

Biblioth. Dieser bediente man sich in der griechischen Kirche; und sie haben die meiste Aehnlichkeit mit den Martyrologien der latei-

nischen Kirche. Auch die Griechen hatten ihre Passionalen oder Leidensgeschichten der Martyrer, ihre Synaxarien oder registrirte Geschichten der Heiligen, die am Tage der Synaxis oder der Versammlung abgelesen wurden; ihre Menäen, oder Auszüge aus den Geschichten der Heiligen. Einige wollen für den ersten Verfasser derselben den heiligen Johannes von Damaskus halten; mit mehrerem Grunde aber glaubt man, daß das älteste griechische Synaxarium und Menologium unter dem Kaiser Basilius dem jüngeren Porphyrogeneta genannt; der im Jahre 1025 gestorben, herausgekommen sey.

Priox. Griechisch kann ich nicht ein Wort lesen, zu geschweigen daß ich es verstünde; da machen sie sich also keine Mühe, Herr Bibliothekar! mir viel von griechischen Legenden vorzusagen.

Biblioth. Die griechischen Menäen und Menologien wurden auch in Ansehung der Lebensbeschreibungen der Heiligen nach sehr schlechten Mustern gesammelt. Die abgeschmacktesten Fabeln,

beln, offenbare Widersprüche, Dinge wider die Reinigkeit und Heiligkeit der Religion, und wider die guten Sitten, den Heiligen selbsten in Mund gelegte Zweideutigkeiten und Lügen sind herrschend darinn. Belieben sie da die venezianischen Ausgaben von 1525 und 1639 in sechs Bänden in Folio anzusehen.

Prioz. Aber um Gotteswillen! was thäte ich denn mit diesen 6 Bänden. Auf meine Ehre! ich kenne nicht einmal das griechische A, B, C.

Biblioth. Wir haben Uibersetzungen vom Peter Arkudius, welche der Abt Ughelli im sechsten Bande seines Werkes Italia sacra; vom Kardinal Sixtet, welche Kanisius im anderen Bande seiner lectionum antiquarum drucken ließ. Auch Rader ein deutscher Jesuit, welcher verschiedene Histörchen aus den griechischen Menäen zog, machte sich anheischig, eine Uibersetzung zu liefern; allein dieses Vorhaben wurde durch seinen Tod vereitelt.

Prioz.

Priez. Requieſcat in pace. Ich bin froh, daß nichts daraus geworden, ſo erſpare ich das Leſen. Zwar ich hätte ſie ohnehin nicht geleſen, nachdem ich nun die Beſchaffenheit weis, die es mit den griechiſchen Menologien hat.

Biblioth. Simeon Metaphraſtes hätte in Zeiten eines beſſeren Geſchmackes leben ſollen. Das wäre ein Mann geweſen, die Menologien zu entlarven. Er hatte Witz, Beredſamkeit, und Wiſſenſchaft.

Priez. Wer war der Metaphraſtes, und wo lebte er?

Biblioth. Er erſchien unter Kaiſer Leo dem Weiſen dem Sohn und Nachfolger Baſilius des erſten; war zu Konſtantinopel gebohren, aus einer anſehnlichen Familie, und mit vortreflichen Natursgaben verſehen; weßwegen er auch die vornehmſten Stellen des Reiches, und ſowohl das Amt eines Oberhofmarſchalls, als jenes des erſten Finanzminiſters bekleidete, und arbeitete an den Lebens-

beschreibungen gegen das Jahr 912, welches das erste der Regierung des Konstantinus Porphyrogenetta ist.

Prisz. Damal muß es zu Konstantinopel noch schlechter um das Finanzwesen, als jezt ausgesehen haben. Beim Hofmarschallamte muß es weiter auch nicht viel zu arbeiten gegeben haben, weil der Herr Hofmarschall und Finanzminister sich auf's Legendenschreiben verlegt hat.

Biblioth. Das war nur seine Erholungsarbeit, die er zuweilen zwischen seinen Geschäften vornahm.

Prisz. Nein, das schwöre ich; hätte ich nicht das Gelübd gemacht, aus Unterhaltung schrieb ich gewiß keine Legende. Sagen sie mir aber nur; ist etwas brauchbares von ihm vorhanden; oder ist etwa an seiner Arbeit auch nichts richtiges?

Biblioth. Er sammelte vor allen eine Menge Lebensbeschreibungen; die er für gut hielte,

ließ

ließ er unverändert, bei den übrigen aber verbesserte er die Schreibart; machte vielen Heiligen eine Lebensbeschreibung aus seinem Kopf, und nach seiner Einbildungskraft; ja er gab Regeln, wie man den Lügen mit einer Wahrscheinlichkeit das Ansehen der Bescheidenheit geben könne, dergestalt, daß man glauben sollte, er habe Lehren der Dichtkunst vortragen wollen. *

Prinz. Das ist wieder eine saubere Arbeit.

Biblioth. Die Griechen erhoben diese Arbeit doch mit Lobsprüchen, und sowohl griechische, als unsere Legendenschreiber sind in ihren Arbeiten getreue Metaphrastes geworden; denn Metaphrastes bedeutet einen, der übersetzet, und zugleich Zusätze macht. Allein Baronnius, Aubertus Miräus, Jakob Loppin, Thomas Ruinart, Tillemont haben bewiesen, daß das, was man an Metaphrastes loben will, in Betrachtung mit dem, wie er der Wahr-

* Surius act. d. 20 Iul. p. 248.

Wahrheit geſchadet, gänzlich hinwegfalle. Hören ſie nur, was der Jeſuit und Kardinal Bellarmin von ihm ſagt: * **Metaphraſtes hat vieles aus ſeinem Kopfe zu den Geſchichten des Lebens der Heiligen hinzugethan, und die Begebenheiten erzehlet, nicht wie ſie wirklich vorgegangen, ſondern wie ſie hätten vorgehen können. Die Reden, welche er die Martyrer halten ließ, die Geſpräche, die Streitigkeiten mit ihren Richtern und Verfolgern, die zahlreichen und wunderwürdigen Bekehrungen der Heiden, die umher ſtehen, die unerhörten Wunderzeichen, und ſoviele andere Sachen, wovon wir in den alten Schriftſtellern der Kirchengeſchichte nichts antreffen, ſind alles ſeine eigene Erfindung.** Sehen ſie! ſo redet ein Jeſuit! habe ich ihnen nicht verſprochen, auch noch aus Jeſuitenbüchern das Verdächtige und Unrichtige der Legenden darzuthun?

Priez.

* De Script. eccles. an. 850.

Priez. Ich bitte sie; schweigen sie mir von den griechischen Menologien; ich will die übrigen gar nicht nennen hören. Sie werden alle nach dem griechischen Geschmacke, hiemit um nicht viel richtiger seyn. Wir sind einmal in der lateinischen Kirche, und ich bin zufrieden, wenn sie mir in dieser etwas ganz verläßliches geben können; denn bisher habe ich auch von den Legendenschreibern der lateinischen Kirche noch nichts vollkommen sicheres gehöret.

Biblioth. Unter dem, was die Schriftsteller der lateinischen Kirche seit dem neunten Jahrhundert geliefert haben, war das berühmteste in Versen unter dem Titul: Triumph der Martyrer und Bekenner der lateinischen oder abendländischen Kirche in 15 Büchern besungen von dem berühmten Flodoard Kanonikus zu Rheims.

Priez. Fünfzehn Bände; da habe ich genug zu lesen.

Biblioth. Ich kann ihnen keinen Band davon geben; denn wir haben ihn nicht. Man

will

will wiſſen, daß es in der Bibliothek der groſſen Kirche zu Trier aufbehalten wird, und ſich davon eine Abſchrift in der Kirche des Karmeliter Dehaux zu Paris befinde.

Prioz. Deßwegen reiſe ich weder nach Trier, weder nach Paris.

Biblioth. Der Auszug, welchen Don Thiery daraus gemacht, und welchen uns du Pin geliefert hat, * zeiget, daß Flodoard mit falſchen Nachrichten reichlich verſehen war.

Prioz. Ich habe es ſchon geſagt, daß ich darum weder nach Trier, weder nach Paris reiſe. Das gieng noch ab, daß man um Lügen eine ſo weite Reiſe machen ſolle.

Biblioth. Gegen das End des eilften Jahrhunderts machte ſich durch ſeine Werke über die Leben der Heiligen Goszelin beliebt, ein Mönch aus der Abtei St Bertin zu St. Omer in Artois. Er war ganz Metaphraſtes.

Prioz.

* Hiſt. eccl. 10. ſiecl. p. 331.

Prioz. Still! ich habe schon genug.

Biblioth. Es sind auch die meisten seiner Werke nicht mehr vorfindig.

Prioz. Ist gar kein Schade darum.

Biblioth. Ein deutscher Mönch Zisterzienserordens Cäsarius von Heisterbach, ein frommer, aber unwissender, und bis zur Ausschweifung leichtgläubiger Mann, * welcher zur Zeit des Kaisers Friederich des anderen gestorben, hat gleichfalls Lebensbeschreibungen der Heiligen, und zwölf Bücher oder Gespräche von Wundern und wunderbahren Geschichten geliefert. Seine Arbeit ist eine Sammlung lauter Märchen.

Prioz. Einen anderen, einen anderen bitte ich mir aus.

Biblioth. Vinzenz von Beauvais ein Jakobiner aus Burgund, welcher anno 1264 starb, und

* Baillet Abh. pag. 597.

und die Kronik des im Jahre 1227 verſtorbenen Ziſterzienſermönchs Heünand benützte, ſchrieb mit dem nämlichen Mangel der Einſichten, wie ſein Vorgänger; und zu Ende deſſelben Jahrhunderts kam die güldene Legende des Jakobs von Varaſe oder de voragine heraus.

Prior. De voragine? das iſt ein wunderlicher Name.

Biblioth. Er war zu Varraggio einer kleinen auf den Küſten von Ligurien gelegenen Stadt zwiſchen Genua und Savona gebohren. Man nannte ihn aber lieber de voragine als de varagine, weil vorago ein Schlund in Rückſicht auf ihn bedeutender war. Er war Generalvikar der Dominikaner, und nachhin Erzbiſchof von Genua.

Prior. Alſo der hat einmal eine Arbeit geliefert, die verdient hat, die güldene Legende genannt zu werden.

Biblior.

Biblioth. Hierüber muß ich ihnen wieder aus meinen Notaten lesen, dergleichen ich bei jeder Bücherschranke einige einlege. Wizelius ein deutscher und katholischer Schriftsteller, der auch vieles gegen Luther geschrieben, sagt von dieser güldenen Legende: **Ein blinder könne von der Abbildung urtheilen, die Voragine von seinen Heiligen macht; dieser Legendenschreiber hat zu viele Fabeln in sein Werk eingemischt, und sey deßwegen auch bei allen vernünftigen Leuten in Verachtung gekommen.** * Der berühmte Vives ein Spanier von Geburt, ein Mann von grosser Einsicht und gereinigtem Geschmacke, der 1537 zu Brügge starb, giebt folgendes Urtheil: **Was man die güldene Legende nennt, ist eine den Heiligen und einem jeden Christen sehr unanständige Sache. Ich weiß nicht, warum man sie gülden nennet, da sie doch von einem Menschen geschrieben ist, der nothwendig einen eisernen Mund,**

* Hagiologia. praef.

und ein bleiernes Herz muß gehabt haben. Ach! wie schädlich ist es für uns Christen, daß man unter uns die schönen Thaten unserer Heiligen nicht mit mehrerer Wahrheit und Richtigkeit beschrieben. * Der eben so berühmte Klaudius Espenzäus väterlicher Seite aus dem Hause Beauvau, und mütterlicher Seite aus dem Hause Ursini von Neapel, der auf der Kirchenversammlung zu Trient war, und 1571 starb, sagte von der güldenen Legende; sie sey eigentlich nichts, als eine Legende der Lügen. So urtheilte auch Johann Hessel Professor auf der Universität Louraine, der ebenfalls auf der Kirchnversammlung zu Trident war. Bellarmin nahm den Verfasser der güldenen Legende nicht einmal in das Register der Kirchenschribenten. Selbst Baronnius, der des Voragine Parthei nahm, um sein eigenes Martyrologium nicht um den Werth zu bringen, konnte gegen so richtige Urtheile nicht aufkommen.

Prioz.

---

* l. 2 de con. all. ad fin.

Prior. Bei dieſer goldnen Legende iſt alſo ſehr ſchlechtes Gold, und viel Zuſatz. Höre ich denn aber nicht bald etwas, was gewichtiger wäre?

Biblioth. Peter Kalo von Chioſa und Bernard Guidonis oder von Guy aus der Gegend Limoges Biſchof zu Tuy in Gallizien, und hernach zu Lodeve in Languedok zween Dominikaner des vierzehenten Jahrhunderts waren nur Sammler der Lebensbeſchreibungen der Heiligen; und hiemit können ſie auf ihre Werke aus meinen bisherigen Bemerkungen ſchlieſſen. Sodann aber kam Peter Natalis Biſchof von Equilia ein Venezianer mit ſeiner Geſchichte der Heiligen im Jahre 1372 daher, worau er noch als Pfarrer arbeitete. Cyprianus fand in dieſem Werke mehr Fabeln und Poſſen, als Miſt in dem Stalle des Augias * geweſen. Peter Natalis hat ſogar Heilige aus dem alten Teſtamente aufgeſucht, die niemals von der Kirche verehret worden; ſelbſt von Ketzern hat er

* in 3 Thimoth. 4 n. 21.

Martyrer und Bekenner hergehalet, dergestalt, daß sein Werk sogar für gefährlich angesehen wird. * Gewissenhafter hatte freylich Bonin Mombrice ein Mayländer zur Zeit Papst's Sixtus des IV. geschrieben. Nur trieb er leider aus Hochachtung für das Alterthum seine Gewissenhaftigkeit so weit, daß er auch die gröbsten Fehler und die unsichersten Urkunden beibehielt.

Prisz. Was wird denn das noch werden? Ich habe ja noch nicht ein einziges verläßliches Buch, an welches ich mich sicher halten könnte.

Bibliotheck. Nur Geduld! ich habe auch geduldig ihre Erscheinungen und Entzückungen angehöret. Le Fevre aus Etaples einer kleinen Stadt in der Niederpikardie machte sich mit Hilfe der schönen Wissenschaften und der Mathematik gegen die damaligen philosophischen und theologischen Sophisten, und auch gegen die Legende. Er ließ schon den ersten Band, wel-

* Baillet. Abh. S. 39.

welcher die Martyrer des Monats Jänner enthielt, unter dem Titul agones Martyrum im Jahre 1525 drucken. Er litt aber hierüber so viele Verfolgungen, daß er kümmerlich noch das Glück erhielt, nach genommener Zuflucht zur Königin von Navarra im Jahre 1537 als ein ehrlicher Katholik sterben zu können. *

Prior. Das ist ein schlechter Lohn für einen, der doch einmal eine christliche Legende herausgeben will. Das wird gewiß andere abgeschrecket haben. Hierauf laße ich mich nicht ein; eher würde ich um Dispensazion von meinem Gelübde einkommen.

Biblioth. Zu eben der Zeit hatte eine gleiche gute Absicht in Spanien Antonius von Ludiga oder Nebrissensis. Allein auch dieser hatte Hindernisse erfahren, und die nach seinem Tod gemachte Sammlung seiner Arbeiten, die 1527 zu Lyon in Druck kam, enthielt nichts, denn Abschriften der Urkunden der Martyrer mit Verbesserungen und Anmerkungen, welche aber

* Baillet §. 41.

aber eben wegen sovieler Hindernisse den Werth einer verläßlichen Unternehmung nicht erreichen konnten. Ein anderer Spanier Johann Maldonat Großvikarius des Bischofs zu Burgos in Altkastilien machte auch eine Sammlung von Lebensgeschichten der Heiligen im Jahre 1530. Er selbst erkannte aber, daß es einer Verbesserung bedarf, wie er dann auch wirklich einiges verbessert hat. Georg Wizelius von Fulda, der sich gleichfalls vor den Fabeln und Thorheiten der goldenen Legende verwahren wollte, bekannte ganz aufrichtig bei seiner Geschichte der Heiligen unter dem Titul Hagiologium, welches im Jahre 1541 gedruckt wurde, daß es ihm an Büchern und anderen nöthigen Hilfsmitteln zur glücklichen Ausführung seines Unternehmens fehle.

Prioz. Ich werde wohl vielleicht noch zuletzt ein gleiches Bekenntniß machen müssen.

Biblioth. Aloisius oder Ludwig Lipoman ein Italiener Bischof zu Verona, und nachhin zu Bergamo, den der Papst bei der Kirchenversammlung zu Trident ganz wohl benützte, wuß-

wußte zu seiner Sammlung von allerhand Lebensbeschreibungen schon Hilfsmittel zu finden. Um sein Werk zu vergrössern, ließ er die Lebensbeschreibungen des Metaphrastes, und die, welche unter dessen Namen bekannt sind, übersetzen.

Prioz. Sobald ich was vom Metaphrastes höre; so hab ich schon genug.

Biblioth. Der erste Band seiner Arbeit kam 1551, und der achte nach seinem im Jahre 1559 erfolgten Tode heraus.

Prioz. Meinetwegen. Das Muster Metaphrastes ist alles, was einen Legendenschreiber bei mir schon jezt auf immer aus dem Kredit bringet.

Biblioth. Ich wette; sie werden entweder ein stattlicher Legendenschreiber, oder gar keiner.

Prioz. Ich gestehe ihnen, wenn ich das Gelübd nicht gemacht hätte; so gäbe ich recht gern schon jezt das ganze Legendenschreiben auf. Ich be-

bekomme ja zum Plunder beinahe gar nichts, was mir zu einem verläßlichen Muster dienen könnte.

Biblioth. Weil ſie ſchon den Namen Metaphraſtes gar nicht hören können; ſo werde ich mit dem Surius auch keine Ehre aufheben.

Prioz. Iſt das wieder ein Metaphraſtes?

Biblioth. Verſchiedene nennen ihn den Metaphraſtes der Lateiner; ja Wanguerek und Allatius ſagen; er habe es ärger gemacht, als Metaphraſtes. * Sogar Baronnius beſchweret ſich über die Willkur des Surius: Was hat Surius anderes gethan (ſchreibt Rosweida **) als daß er das Anſehen ſeiner Urſchriften vernichtet, indem er ihnen ihre erſte Geſtalt und natürliche Schreibart genommen, unter dem Vorwande ihnen das rauhe und unſchlachtige

* Zeiler Hiſt. T. I. P. 2 p. 134.

** Præf. ſaſt.

ge zu benehmen, und sie besser auszuputzen. Er hat die historische Wahrheit in vielen Stellen geschwächt, denen er einen falschen und fremden Sinn gegeben, weil er sie nicht verstanden. Die Kunst hat in diesem Falle die Natur verdorben. Wozu nützt uns die Annehmlichkeit der Schreibart, wenn sie uns den Reiz der Wahrheit entzieht, und dasjenige verstecket, woran uns am meisten gelegen, es nach der Natur zu kennen.

Prioz. Wer war er denn?

Bibliot. Ein Karthäuser, der sich zu Köln aufhielt. Er war von Lübek gebürtig, und starb 1578. Eigentlich geht das, was er geschrieben hat, nur bis auf den Monat Junius in sechs Bänden. Seine Stelle wurde durch Jakob Misander einen Kartheuser aus eben dem Orte ersetzet; dieser lieferte den siebenten Band, worin den später eingelangten Stücken ihr Ort in den sechs ersten Bänden angewiesen wird: und starb im Jahre 1589. Nach dem Tod des Misanders wollte nun alles

den

den Surius ergänzen, oder vermehren, * oder das vorhandene ins Kurze bringen, ** oder es endlich in der Mutterſprache brauchbarer machen. Einige hierunter ſchreiben mit weniger Freyheit, als Surius und gewiſſenhafter. Allein die Quellen waren ſchon immer unlauter, und auch die mit ehrlichſter Bemühung herausgegebenen Legenden wurden von Buchdruckern und Verlegern ſelbſten mit Märchen angefüllet, wie ſich Heraus darüber bei ſeiner letzten Ausgabe beſchwerte.

Prioz. Bei meinem Gelübde wird mir immer bänger.

Bibliorh. Im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts trat ein Jeſuit Heribert Rosweida in Utrecht auf.

Prioz.

---

* Worunter von Unbenannten eine vermehrte Ausgabe in Köln im Jahre 1618 herauskam.

** Zacharias Lipceloo aus Antwerpen, ein Karthauſer zu Köln, und Frenz von der Haer von Utrecht Kanonikus zu Löwen Herrus genannt. Das Werk Lipceloos, welcher ſehr jung ſtarb, machte Petrejus Greffius ein Karthauſer mit Zuſätzen bekannt.

Prior. Bravo! der wird also einmal was geliefert haben, was man sich zum Muster nehmen kann.

Biblioth. Nach dem Entwurf, den er gemacht hatte, sollte das Werk aus 16 grossen Bänden, und noch dazu aus einem anderen mit kritischen Anmerkungen, und aus einem mit Registern bestehen. Zur Probe, und um der Welt von dem Werthe seines Unternehmens einen Vorgeschmack zu geben, liess er 1604 Jahrbücher der Heiligen, deren Lebensbeschreibungen er in den Bibliotheken der Niederländer in Handschriften gefunden hat, wie auch vorgefundene gerichtliche Urkunden von dem Tod des Martyrers Tarakon und seiner Mitgenossen drucken. Allein er wurde vom Tod übereilt, weil er bei seinem Martyrologium, seinem Leben der Väter aus der Wüsten, seiner niederländischen Legende, seiner Kirchengeschichte, und vielen anderen Werken seine Kräften erschöpfet hat; folglich auch ein so grosses Unternehmen niemal hat ausführen können, zu welchem nach Meinung des Bellarmins eine Lebenszeit von 200 Jahren kaum zureicht.

Prior.

Prioz. Zweyhundert Jahre? Da darf ich mein Gelübd gleich aufgeben; so lange lebe ich gewiß nicht.

Biblioth. Bleiben sie nur noch. Da sehen sie die Bollandisten in der Reihe hinauf stehn.

Prioz. Um des Himmels willen! das sind ja bei 50 Tom. Wer wird diese alle lesen? Auf meine Ehre! ich getraute mir nicht, sie vor fünf und zwanzig Jahren auszulesen. Wann würde ich hiernach mit meiner Legende fertig? — Wer sind denn diese Bollandisten, und warum nennt man sie so?

Biblioth. Bollandus ein Jesuit fieng zu Antwerpen im Jahre 1630 diese Arbeit an, um die Unternehmung des Rosweida auszuführen.

Prioz. Und der lebt noch?

Biblioth. Wie kann ihnen dieses beifallen?

Prioz.

Prioz. Weil Bellarmin zweyhundert Jahre zu einer solchen Unternehmung fodert.

Biblioth. Er machte nur den Anfang, führte deßwegen einen Briefwechsel durch ganz Europa, um die nöthigen Hilfsmittel aus allen Bibliotheken, Kartausen, und Kabineten zu erhalten.

Prioz. Wenn aber daselbst überall so viel unrichtiges und unverläßliches war, hat er es richtig und verläßlich machen wollen?

Biblioth. Er entdeckte gleich, daß Roswei-da viele Urkunden für ächt angegeben, die nichts, als verdorbene Abschriften und Zusätze waren, und machte sich über die Untersuchung und Prüfung alles dessen, was ihm eingeschickt wurde.

Prioz. Viel Glück! werden wohl auch über seine Prüfungen wieder von anderen eben so Prüfungen gemacht worden seyn. Lieber Gott! ein einziger Mensch —

Biblioth;

Biblioth. Erlauben sie mir — Er sah selbst ein, daß dieses seine Kräfte übersteige. Er bekam auch im Jahre 1635 den Pater Gottfried Henschenius zum Gehilfen. Im Jahre 1641 kam schon der Monat Januarius in zween starken Bänden heraus.

Prioz. Ist es für ein verläßliches Werk von allen Verständigen erkannt worden?

Biblioth. Man tadelte sogleich, daß ungewisse Stücke nicht hinweggelassen, um sich keine Händel zuzuziehen; daß er viele Neigung gegen die gemeineren unrichtigeren Uiberlieferungen bewiesen; und daß die ungeheure Gröſſe des Werkes einstens der gelehrten Welt zur Last gereichen würde. Es wurden auch bald Fabeln entdecket, und eingestanden, die Bollandus genau nachgeschrieben hat, wie sie ihm vor's Gesicht kamen.

Prioz. Das habe ich mir ja eingebildet; und doch haben sie weiter geschrieben?

Biblioth.

Biblioth. Der Monat Februarius erschien in drey Bänden im Jahre 1658. Zwey Jahre hernach wurde Pater Daniel Papebroch ihr Gehilf. Dieser machte mit dem Henschenius eine Reise in Italien und Frankreich, um einen Vorrath an Handschriften und Nachrichten zusammzubringen. Im Jahre 1665 starb Bollandus; und selbst er gab noch zuletzt seinen Gehilfen den Auftrag, dasjenige in seinem Namen zu widerrufen, was er selbst würde widerrüffen haben; und das übrige nach ihren Gutachten zu verbessern.

Prioz. Da haben wir's. Wenn man die ungeheuren Bände gelesen hat, sodann kömmt erst die Widerruffung und Verbesserung, und hierauf wieder eine Verbesserung, und zuletzt ist doch nichts verläßlich.

Biblioth. Der Monat März in drey Bänden lag schon im Jahre 1668 zum Druck fertig. Der Monat April in drey Bänden im Jahre 1675. Zum Monat May bekamen sie den Pater Daniel Kardon zum Gehilfen, welcher aber bald starb, und durch den Pater Konrad

rad Janning erſetzet wurde, ſo wie der Henſche-nius, der im Jahre 1681 ſtarb, ſchon in ſeiner Krankheit den Pater Franz Baert zum Gehilfen hatte. Nach dem Tod des Henſchenius war Papebroch das Haupt der Unternehmung. Vom Monate May kamen alſo die erſten drey Bände im Jahre 1680; der vierte und fünfte im Jahre 1685; der ſechſte und ſiebente im Jahre 1688.

Priez. Ich bitte ſie um alles in der Welt; nennen ſie mir keinen Monat; keinen Gehilfen, und nicht ſo viele Bände mehr. Ich ſehe ſie da alle vor mir ſtehen, habe weder Zeit weder Luſt, ſie zu leſen; und glaube gern, daß die Bollandiſten alles zuſammgebracht haben, was ſie nur immer haben zuſammbringen können. Aber dieſes macht eben noch nicht in Anſehung der Verläßlichkeit alles aus; ſondern es wird einem vielmehr ſchwerer, aus ſo vielen geſammelten Nachrichten das Wahre heraus zu finden. Das iſt noch ärger, als wenn man alle Zeitungsblätter zuſammſchreiben, und abdrucken ließ.

Biblioth.

Biblioth. Ich muß ihnen bekennen, daß auch deßwegen die Geſchichte der Martyrer der erſten Jahrhunderte, welche im Jahre 1689 zu Paris Don Thierry Ruinart ein Benediktiner der Kongregazion des heiligen Maurus mit gelehrten Anmerkungen herausgegeben; mehreren Beifall erhalten hat.

Prisz. Ich bedürfte aber nicht nur von Martyrern der erſten Jahrhunderte, ſondern von Bichtigern, Einſiedlern und allen Heiligen eine kurzgefaßte richtige Geſchichte, die ich zum Muſter nehmen könnte.

Biblioth. Mein lieber Priszilian! denken ſie nur zurück auf die Haupturſachen, die ich vorhin angezeiget habe, warum wir etwas gar verläßliches nicht haben können. Ich will ihnen ſpaniſche Legenden geben.

Prisz. Was ſoll ich mit den ſpaniſchen Legenden thun. Ich verſtehe kein Wort ſpaniſch.

Biblioth. Sie sind ja übersetzt. Die Spanier liebten diesen Titul der Legenden: Ausbund der Heiligen.

Prisz. Der Author solle lieber ein Ausbund seyn.

Biblioth. Die meisten spanischen Legenden sind nichts, als eine Sammlung falscher Urkunden, und anderer verdächtiger Stücke. Ich versichere sie, daß, ob man gleich des Kochems Legende für das dümmste hält, doch Ribadeneira den Kochem in der dummen, plumpen, und fabelhaften Schreibart weit übertreffe.

Prisz. Und auf den Ribadeneira habe ich alles gehalten.

Biblioth. Mit französischen Legenden werde ich auch nicht aufwarten dürfen?

Prisz. Ich verstehe vom französischen auch nichts.

Biblioth. Die Arbeiten des Tillemonts, und mehrerer Franzosen, welche die Erbauung der Seelen mehr, als sonderbare Begebenheiten und Wunder zur Absicht nahmen, sind gewiß nützlicher zur Lesung, als so viele andere Legenden, die mit Mirakeln, Erscheinungen, Entzückungen, und dergleichen Fabeln das Gehirn einnehmen, oder wohl gar zu fanatischen Handlungen Anlaß geben, worunter unsere deutschen Volkslegenden vorzüglich gehören.

Priez. Was thue ich denn also jetzt?

Biblioth. Was sie wollen.

Priez. Das Wollen wäre ein leichtes; aber das Ausführen.

Biblioth. Wenn sie ihrem Gelübde, und dem ihnen vom heiligen Dionis gegebenen Befehle nachkommen wollen; nun so müssen sie doch alle schon gelieferte Arbeiten über die Geschichten der Heiligen lesen, solche zusammhalten, das Beste und Wahrhafteste heraussuchen, und

sodann gleichwohl ihre Legende zu schreiben anfangen.

Prisz. Wenn das nur nicht so eine Menge Bücher wäre.

Biblioth. O! die sind noch nicht alle. Wenn sie (wie sie mir doch sagten) das Leben eines jeden Heiligen schreiben wollen; so müssen sie wissen, daß der Orient und der Occident, Portugal und Spanien, Frankreich und Wälschland, England und Deutschland, und jede Provinz ihre besondere Heiligen, und ihre besondere Legendenschreiber habe. Weiters haben wir besondere Legenden von Weltpriestern, von Ordensleuten, und zwar von einem jeden Orden insonderheit; von heiligen Jungfrauen, heiligen Weibern, heiligen Wittfrauen, heiligen Jünglingen, heiligen Ehemännern, heiligen Regenten, heiligen Hofleuten, heiligen Soldaten, heiligen Magistratspersonen, heiligen Theologen, heiligen Advokaten, heiligen Aerzten, heiligen Künstlern, heiligen Bürgern, heiligen Bauern, Dienstboten, und Hirten, und so weiter — diese müssen

sen sie alle durchgehen, bevor sie eine Feder ansetzen. Soll ich ihnen die Verfasser alle daher nennen, und diejenigen Werke vorzeigen, die wir hievon in der Bibliothek haben; ich nenne sie zwar nicht alle gern daher, weil man unschickliche Bücher durch Benennung nur bekannt macht.

Priez. Nein, nein! machen sie sich keine Mühe. Jetzt glaube ich's dem Bellarmin, daß man zu einer vollständigen Legend zweyhundert Jahre braucht. Wie wäre es, Herr Bibliothekar! wenn ich standweise schriebe? und in dem ersten Theile die heiligen Advokaten lieferte? Ich glaube, hierüber würde ich mit dem Lesen und Schreiben am geschwindesten fertig seyn.

Biblioth. Sie irren sich; Roberti hat 50 heilige Rechtsgelehrte zusammgebracht.

Priez. Das ist unmöglich; ich habe in meinem Leben nur vom heiligen Ivo gehöret.

Biblioth. Sehen sie, wie nothwendig es ist, daß sie alles lesen, was in den bisher geschriebenen

nen Geschichten von diesen 50 Advokaten vorkömmt.

Prioz. Mein Gelübd werde ich ja doch nicht etwa nur im Schlafe, oder im Taumel gemacht haben?

Biblioth. Mir scheinet es wohl. Sie können mir diese Meinung um so weniger übel ausrechnen, da sie mir so freymüthig gestanden, daß sie bei der Tafel dem Oedenburgerausbruch zu viel gethan haben. Nach der Tafel wird wohl auch wieder seyn getrunken worden?

Prioz. Kann's nicht laugnen; Wein war immer bis auf den Abend genug und gut vorhanden, und da geht so ein Glas nach dem andern im Diskurse unter guten Freunden hinein, daß man es selbst nicht merkt.

Biblioth. Nun zweifeln sie gar nicht mehr, daß diese Exzesse mit den Vorstellungen in Gährung kamen, von welchen ihre Phantasie durch die Legende schon überspannt war, und daß hie-

hiedurch ihre Erscheinung, ihre Entzückung, und ihr Gelübd hervorgebracht wurde. Ich wette, daß sie, wie sie erwachten, sich auf den Boden liegend fanden, und nachhin aufkniecten, auch dieses noch im Schlafe und Taumel geschehen.

Priez. Ich muß es bekennen, frei bin ich nicht gekniet, sondern ich lehnte knieend am Bette mit darauf geneigtem Kopf, so wie es mir öfters beim Lesen geschieht, daß der Kopf auf dem Buch liegt; aber das weis ich gewiß, daß die Hand noch mit denen zum Gelübd aufgehobenen Fingern auf dem Polster ausgestreckt lag, wie der Frater Portner zu mir kam.

Biblioth. Das beweiset eben, daß sie im Schlafe und Taumel Hand und Finger auf den Polster hingestrecket, und sich ungezweifelt werden bemühet haben, wieder in das Bett zu kommen; wozu sie aber noch nicht genug Kraft und Gegenwart hatten, folglich in dieser Stellung lehnen blieben.

Priez.

Prisz. Sie sind ein gelehrter, ein einsichtsvoller, und gewissenhafter Mann, und hätten nichts davon, wenn ich wegen eines nicht erfüllten Gelübdes zum Teufel führe. — Sie bringen mich wirklich dahin, daß ich auf mein Gelübd nicht mehr viel halte.

Biblioth. Ich schätze mich und sie glücklich, wenn sie nichts mehr darauf halten, so wie auch nichts darauf zu halten ist.

Prisz. Nun, ich folge ihnen; ich will expresse nichts darauf halten, und lasse das ganze Legendenschreiben stehen. Der Plunder möchte soviel unverläßliches Gezeug lesen; wornach man zuletzt nicht wüßte, wie man daran ist. Ich habe mich aber doch zu bedanken für die erstaunliche Geduld und Mühe, die sie mit mir gehabt haben, bis sie mir so vieles gezeigt, und erkläret haben.

Biblioth. Sie sind mir keinen Dank schuldig; ich danke ihnen vielmehr, daß sie mir nach meinem Wunsch Gehör gegeben, und den Gedanken vom Legendenschreiben so geschwind ha-

haben fahren lassen, womit sie sich selbst und anderen gewiß den besten Dienst erweisen. Sollte sie noch jemal der Gedanke anwandeln, eine Legende zu schreiben; so müssen sie mir doch sodann die Werke des Launoi, die sie hier sehen —

Prioz. Schon wieder 15 Bände —

Bibliorh. Nur das, was er von Heiligen geschrieben, sollen sie mir lesen. Dieses wird sie vollkommen heilen; denn Launoi ist der, welcher die Lebensbeschreibungen der Heiligen, und ihre Verfasser recht zu mustern gewußt hat. Da vergeht ihnen gewiß der Geschmack an Legenden auf immer; und sie werden die Heiligen selbst auf eine geringere Anzahl zu bringen lernen, als die Zahl derselben bei den Legendenschreibern ist.

Prioz. Seyn sie unbesorgt über meinen Vorsatz, keine Feder an eine Legende in meinem Leben anzusetzen. Ich habe diesen Vorsatz, Gott sey Dank! jetzt nüchtern gemacht, und ich halte ihn gewiß.

Bibliorh.

Biblioth. Mein lieber Pater Priszillan! Eine gute Legende iſt ſchon recht, zum Beiſpiel, wenn darinn mit Hinweglaſſung alles Ungewiſſen, und noch mehr der Fabeln angeführet wird, wie dieſer oder jener Heilige die Pflichten gegen Gott, gegen ſich ſelbſt, gegen ſeinen Nebenmenſchen, die Pflichten ſeines Standes und Amtes nach den natürlichen Geſetzen, und nach der evangeliſchen Lehre zu erfüllen bemühet war, und wie wir ihm hierinn nachahmen ſollen. Eine ſolche Legende iſt erbaulich und nützlich.

Prioz. Alſo auch von Mirakeln nicht viel?

Biblioth. Wunder ſind noch kein ſicherer Beweis der Heiligkeit. Das ſollen ſie ja aus des Evangeliſten Matthäi ſiebentem Kapitel 22tem Vers wiſſen. Petrus Damianus zeiget gar ſchön,* daß es eine Heiligkeit ohne Wunder gebe, und daß ein heiliges Leben über die Wunder vielen Vortheil habe; weil es ein nützliches Beiſpiel zur Nachfolge giebt, da die Wun-

* Epiſt. 19. l. 1. n. 14. vita d. Lorie.

Wunder nichts als Bewunderung erwecken. Ja ich behaupte, daß mehr Nutzen und Erbauung beim Volk durch Anführung der Fehler, welche die Heiligen als Menschen an sich gehabt haben, als durch Anführung übertriebener Wunder verschaffet werden könne, weil hierdurch nicht nur der wahre Begriff von den Pflichten gegen Gott, die zwar nie eine Entehrung Gottes, aber auch nie eine den Pflichten gegen sich und seinen Nebenmenschen; und überhaupt keine der gesunden Vernunft entgegen gesetzte Handlungen zulassen, beim Volk geschärfet würde; dem Leser würde auch die Beurtheilung dessen, was wirklich nachahmungs würdig ist, das Erkenntniß der Gott schuldigen Unterwerfung, und wie wir seiner Gnade beständig bedürftig sind, um dieses und jenes zu vermeiden, in was sogar Heilige wegen Mangel des Unterrichtes und Verwechslung des wahren Guten mit dem scheinbaren verfallen sind, anschaulicher. Die Ehre der Heiligen leidet nichts hiedurch; die heilige Schrift selbsten stellt uns Heilige vor, wie sie waren, ohne ihre Fehler zu verstecken, oder wohl gar zu loben. Es haben auch selbst viele Heilige in ihren

ren Schriften ihre begangene Fehler angeführet, dann Gott nahm ihnen ja die Menschlichkeit nicht.* Allein hievon werde ich mich mit ihnen ein andermal weitläufiger besprechen.

Prioz. Schon das, was sie mir jetzt gesagt haben, vertreibt mir den dicken Nebel, den ich bisher in meinem Kopfe gehabt habe. Alles dieses höret, leset, und studiret man bei uns nicht. Aber jetzt habe ich auch höchste Zeit, daß ich gehe, sonst kann ich bei der Pforte nicht mehr hinein.

Biblioth. Nun so gehen sie; leben sie wohl, und lassen sie sich von den Bollandisten nichts träumen.

Prioz. Diese habe ich heute zum ersten — und letztenmal gesehen. Ich empfehle mich.

III.

* Ambrosius Apol. David c. 2 Bernard. Serm. de S. Martin. Bei Baronius das Leben des Theodor Studites am 12ten November. Ribera. vit. The-

III.

Teufeln, denen es übel bekommen, die es aber nicht eingeſtehn.

Aſtaroth. Was iſt das für ein Lärm?

Hebelfurk. Wer wird denn die Vorwürfe und Spöttereyen leiden, mit welchen Thebar mich nicht allein, ſondern von allen, wie wir da ſind, einen nach den anderen neckt.

Aſtaroth. Was ſind das für teufliſche Bubereien, Thebar!

Hebelfurk. Mir wirft er immer vor; ich hätte aus des heiligen Vincentii Ferrerii ſeinem Eſel unter der Predigt geſchrieen, um die Zuhörer zu ſtören.

Thebar. Iſt das nicht wahr, daß du dieſen Eſelsſtreich begangen haſt? — Haſt du nicht mit Schande abziehen müſſen, weil es der Vin-

Vinzentius gleich bemerket hat? Du hast geglaubt, er kenne seine Esels nicht besser. Ja, ja! du bist ein geschickter Teufel!

Hebelfurk. Alles das ist erlogen.

Thebar. Du wirst ja die Legendenschreiber nicht Lügen strafen; wirst also wohl das auch nicht eingestehen, daß du in Gestalt eines Waldbruders die Leute wider Vincentium hast aufhetzen wollen, und daß dich hernach die Schergen beim Kopf erwischt, und öffentlich in Arrest geführet haben.

Hebelfurk. Derselbe Aufwiegler war ein Mensch; und wie er ihnen aus dem Gefängnisse wieder entwischt ist, haben sie gleich einen Teufel daraus gemacht.

Thebar. Geh, schweige! Du, und der Mephistophiles ist einer ungeschickter, als der andere.

Mephist. Wenn du geschickter bist, nun so sehe, daß du auf Kommissionen geschickt werdest.

Kannst

Kannſt du mir was beweiſen, was ich unſchicklich verrichtet?

Thebar. Um der Höllenwillen! könnte was unſchicklicher ſeyn, als jemanden in Geſtalt eines Hundes zu verſuchen?

Mephiſt. Wer war ein Hund?

Thebar. Du warſt es, und zwar ein groſſer und entſetzlicher Hund, der den Rachen aufgeſperrt, als wenn du den heiligen Dunſtanus gleich verſchlucken wollteſt; hernach aber dich mit einem kleinen Stäblein haſt davon jagen laſſen.

Bellial. Ich weis etwas Ärgeres von ihm.

Thebar. Iſt ſchon recht; ſo bin ich doch nicht der einzige, der ihn ſeiner Unſchicklichkeit überführen kann.

Mephiſt. Redet ihr nur zu; es kömmt ſchon die Rede auf mich auch.

Bellial.

Bellial. Zu dem nämlichen heiligen Dunstanus kam er, um denselben in dem Gebeth zu stören. Der Heilige kannte aber den Vogel aus den Federn; erwischte eine glühende Zange, die ohngefähr in dem Feuer zur Arbeit bereitet lag; ertappte ihn bei der Nase, und gab ihm einen so kräftigen Zwick, daß er überlaut aufschreiend mit Hinterlassung eines grossen Geſtankes seinen Abschied nahm.

Mephist. Kann seyn, daß dieß in einer dumm verfaßten Legende so geschrieben steht. Aber wahr ist es deßwegen doch nicht. Auf diese Weise müßte ich das auch glauben, was ich von dir gelesen habe.

Bellial. Von mir?

Mephist. Von dir, von dir. Du hast es ja recht gescheid machen wollen, wie du die Gestalt des Engels angenommen, und als Engel die heilige Juliana zur Abgötterei hast verführen wollen.

Bellial.

Bellial. Ich war zu keiner Zeit bei der Juliana.

Mephist. Hast recht, daß du läugnest. Kein anderer Teufel hat doch noch eine Beicht abgelegt, wie du. Hast du nicht der Juliana, da sie dich in Ketten hatte, gleich so demüthig und offenherzig gebeichtet, daß du eben derjenige Teufel bist, der die Eva im Paradiese zum Apfelbiß, den Kain zum Brudermord, den Nabuchodonosor zur Aufrichtung seiner Bildsäule, den Herodes zum Kindermord, den Judas zur Verrätherei und zum Aufhenken, die Juden zur Steinigung Stephani, den Nero zur Hinrichtung Petri und Pauli, und endlich den Salomon dahin verführet, daß er durch die Weiberliebe zum Narren geworden? — Und hat dir nicht nach dieser Beicht das heilige Jungfräulein mit Fauststreichen eine dermassen kräftige Absoluzion * gegeben, daß du es aus göttlicher Zuthuung empfunden, und jämmerlich geschrieen hast?

* Ribadeneira Legende. Augspurg 1779. erster Theil pag. 402.

Bellial. Ei so lüg! —

Mephist. Warte ein wenig; ich sage dir ein jedes Wort deiner Lamentazion; sie lautete also: **Dieser Spott ist mir noch nie geschehen, daß mir ein so krippelhaftes Kind dermassen schimpflich mitfahren, und mich so dicht abgezwackt hat; da ich doch so vielen tapferen Helden den Hals gebrochen. Ich habe es fein voraus mir eingebildet, daß ich mit solchem Trinkgeld werde heimgeschickt werden, und danke es dem Luzifer mit tausendfachen Peinen, daß er mich hieher verordnet; dann er hat schon vorher wissen müssen, das junge Zieser sey Stahlfest, und werde sich nicht von Gott hinweglenken lassen.** Das ist wahr; Kourage hat Bellial. Auch auf dem Richtplatze, wohin er Juliana als ein betrübter Sklave mit gehenkten Ohren in Fesseln folgen mußte, ist er nur über einen einzigen feurigen Anblick der Juliana wie über einen Blitz erschrocken, und hat vermeynt, es sey schon an dem, daß es wieder Stösse regnen werde.

Bellial.

Belial. Das kenne ich; davon iſt ein jedes Wort aus einer Legende. An ſolche dumme Erzählungen glauben ſchon ſehr wenige der gemeinſten Leute auf der Welt, zugeſchweigen daß du damit bei uns einen Glauben finden ſollteſt. Wenn ich wirklich einen Bart hätte; ſo würde mir bei ſolchen Lügen kein graues Haar daran wachſen.

Aſtaroth. Das iſt geſcheid, Belial! Wenn jeder gleich über alles lärmen wollte, wie der Hebelfurk; ſo würde des Lamentirens, Zankens, und Händelns nie ein End werden. Genug, wenn keiner ſich in dem ſchuldig weis, was die Legendenſchreiber von ihm anführen. Aber Hebelfurk! du biſt ſchon ein abgeſchmacker Teufel.

Hebelfurk. Aber wenn gar kein End von Vorwürfen gemacht wird; ſo muß einem ja endlich die Geduld vergehen.

Thebar. Da habe ich noch lange hin, bis ich mit deinen Unſchicklichkeiten zu Ende komme.

Aſtaroth. Sage es ihm gerade in Bart hinein. Er muß mürbe werden, und muß lernen, nicht gleich einen ſolchen Lärm anzufangen. Sage alles gerade heraus; ich will mich ſelbſt dabei unterhalten.

Thebar. Mein lieber Hebelfurk! es heißt ſonſt; der Eſel geht nur einmal auf's Eis; aber du biſt recht hübſch zweimal gegangen; denn bei deiner zweyten Verwandlung in einen Waldbruder hätteſt dich ja erinnern können, wie es dir das erſtemal ergieng, da du ſchon als Waldbruder, mit langem ſchwarzen Barte bis auf die Gürtel, dem Vincentio die Lehre geben wollteſt, der Jugend ihren Lauf zu laſſen; auf die Worte aber: **Packe dich, Höllengeſpenſt!** ſogleich mit hinterlaſſenem Geſtank über Hals und Kopf davon liefeſt. Aus der ſchönen Valenzia, in welche du haſt fahren müſſen, weil du ſie angeleimet haſt, Vincentium zu verführen, und ſodann, wie es mißlung, ihn in böſen Ruf zu bringen, als wenn er hätte der Verführer ſeyn wollen, hat er dich auch hübſch herausgejagt. Was ſage ich, herausgejagt? Sobald Vincentius nur

ins Zimmer trat, schriest du schon erbärmlich, hießest den Vincentium eine Salamandra, die mitten im Feuer unverletzt geblieben, und hinweg warst. O du allerliebste Salamandra was sagst hierauf?

Hebelfurk. Ist es doch nicht recht, wenn man sich darüber aufhält.

Astaroth. Ist das wahr, Hebelfurk?

Hebelfurk. Soviel weis ich, daß ich weder beim Vincentio, weder bei der Valenzia gewesen, und daß das lauter Erdichtungen sind.

Thebar. Aber sage mir, Hebelfurk! wie ist dir denn eingefallen, die Gestalt eines Ochsen anzunehmen, da du das kleine Kind Catharinam die Tochter der heiligen Brigitta im Zimmer, und in ihrem Bettlein hast umbringen wollen. Um ein kleines Kind zu überwältigen, hättest du ja nicht nothwendig gehabt, ein Ochs zu werden, und mit Hörnern zu stossen. Ich weis wohl, daß die Katharina von Kindheit auf in einem Nonnenkloster erzogen worden;

den; aber eben das ist noch unschicklicher, daß du geglaubt hast, um in ein Kloster zu kommen, sey die Ochsengestalt die angemeßneste. Schau! der Mephistophiles, der Dagon, und der Satanas wußten schon eine bessere Gestalt anzunehmen.

Dagon. Kömmst über mich auch?

Thebar. Ihr drey seyd ja auf zehntausend Mann, denen Vincentius zu predigen im Begriffe war, als ledig gewordene schwarze Pferde angesprenget. Das war ein Wüthen, ein Schreyen, ein Springen, ein Schlagen, ein Schnauben, und ein Brausen, als wenn alles in Grund hätte sollen getretten werden; und zuletzt war es den zehntausend Personen gar nicht nothwendig, davon zu laufen; nicht deßwegen, weil unter zehntausend Personen wohl einige im Stande sind, drey Pferde zu fangen, oder fortzujagen; sondern deßwegen, weil der einzige Vincentius machte, daß die muthigen Hengsten alle drey zugleich im Rauch aufgiengen.

Dagon.

Dagon. Von dir hab ich wohl gelesen, daß du im Rauche aufgegangen bist.

Astaroth. Bravo, Dagon! Siehst du, Hebelfurk! so hättest auch du es dem Thebar machen sollen.

Dagon. Thebar hat einmal in Gestalt eines Bothens eine fromme Frau mit der Nachricht, daß ihr Sohn gestorben, aus der Predigt des heiligen Antonius von Padua herauslocken wollen. Die Frau ist aber sitzen geblieben, weil Antonius ihr sogleich von der Kanzel herabgerufen: **Das ist kein Both, sondern der Teufel; glaube ihm nicht; dein Sohn lebt.** Und mein guter Thebar, um von dem erhitzten Antonius nicht mehr gezwackt zu werden, trollte sich bei Zeiten hinweg, und gieng als ein Rauch im Angesichte aller Zuhörer durch die Luft hinweg.

Thebar. Diese Erzählung hat dir nicht gerathen.

Astaroth.

Aſtaroth. Laß du ſie nur erzählen; denn ich weis nicht, warum nur du immer allein von ihnen etwas daher reden ſolleſt, und ſie von dir nichts.

Saranas. Er iſt der Meinung, daß nur das geräth't, was er erdichtet. Beim Deckel von der Kanzel, den er unter der Predigt des Antonius herabgeworfen, hat es ihm aber am wenigſten gerathen; denn Antonius hat den Leuten ſchon vorher geſagt; es ſolle ſich niemand entſetzen, wenn etwas brechen oder fallen ſollte; und es hat ſich auch hierüber niemand ſtöhren laſſen.

Mephiſt. Das müßt ihr nicht vergeſſen, daß er den Antonius hat erdroſſeln wollen, aber auch davongejagt worden iſt.

Belzebub. Ihr wißt alle noch nicht das ärgſte von Thebar, was ich weis.

Thebar. Ich weis wohl auch etwas ſehr arges von dir.

Belzeb.

Belzeb. Wisse und sage, was du willst; ich rede jezt einmal von dem, was dir vom heiligen Basilius geschehen ist.

Astaroth. Rede nichts darein, Thebar! du hast nachhin Zeit genug, das zu sagen, was du vom Belzebub wissen willst.

Belzeb. Protemus ein hochadelicher Herr hatte eine schöne Tochter, die aber ihren ganzen Sinn auf die ewige Jungfrauschaft und auf das Klosterleben richtete. Thebar statt dessen, daß er solche Händel dem Asmothäus überlassen sollte, erachtete, geschickt genug zu seyn, durch Liebesflammen dieses zu hindern. Ohne zu bedenken, daß er für ein hochadeliches Fräulein auch einen hochadelichen Amanten aussuchen sollte, machte er den Hausknecht des Protemi in dieses Fräulein verliebt. Der Kerl, der die Liebe nicht einmal mit dem mindesten Zeichen durfte merken lassen, wäre bald zum Narren geworden. Allein Thebar versprach ihm Hilfe gegen dem, daß er sich durch eigene Handschrift mit Leib und Seele verschreibe; und wirklich gelang es dem Thebar bald hernach,

nach, auch das hochadeliche Fräulein gegen den Hausknecht in Liebesflammen zu ſetzen. Ja, es gelang ihm noch mehr. Protemus, der auf das ihm von ſeiner Tochter kläglich gemachte Bekenntniß der mit dem Hausknecht angeſponnenen, und ſchon eingefädelten Liebe gewaltig erſchrack, zog endlich doch das Leben ſeiner Tochter, die eben aus Kummerniß, ihren Hausknecht nicht zu bekommen, ſterben wollte, dem Aergerniß vor, und willigte drein. Die Heurath wurde vollzogen. Jetzt glaubte mein guter Thebar, die Seele des protemiſchen Schwiegerſohnes könne ihm nicht mehr entgehen. Allein die verheurathete Tochter Protemi, welche ihrem betrübten, und ſchwermüthigen Ehegatten ſo lange mit Bitten und Liebkoſungen zugeſetzet, bis er ihr die Urſache ſeiner Traurigkeit, und ſeiner verzweiflungsvollen Gedanken entdecket, hat ſich nach vielem Weinen, Heulen, und Jammern (wie es denn einer jungen Frau nicht leicht ſeyn kann, wenn ſie nicht weis, ob ihr nicht der Teufel alle Augenblick ihren Mann holt) zu dem heiligen Baſilius verfiegt, Baſilius nahm den verhypothezirten Schuldner des Teufels in ſein Zimmer,

mer, sperrte ihn daselbst ein, ließ ihn fasten, daß ihn hätten die Schwarten krachen mögen; und befahl sodann dem Thebar, die empfangene Handschrift vor allen Leuten herzugeben. Thebar ließ freilich allerlei Stimmen hören von einem Hunde, von einem Ochsen, von einer Schwein, von einem Löwen, und endlich von einem Menschen, der einen Schuldschein sich nicht gern aus der Händen reißen läßt. Er glaubte, es sey nicht möglich, daß er sollte können gezwungen werden, den ersten Satz auf den gewesenen Hausknecht zu verlieren, und mit Verlust unter die Kurrentgläubiger zu kommen. Aber der Schuldschein mußte endlich heraus; und Thebar muß auch denselben nicht recht fest gehalten haben, denn das verdammliche Zettel fiel aus der Höhe herab; und gerade dem heiligen Basilius in die Hand, der es vor aller Augen zerriß. *

Thebar. Bist am Ende mit deiner Erzählung? Sey so gut, und gehe auf die Welt hin-

* Ribadeneira in vita S. Basilii.

hinauf, und frage nach, ob jemand mit dem Teufel einen Kontrakt anschlieſſen könne; und wenns möglich wäre, daß einer aus Dummheit eine solche Verschreibung machete, **ob ein unerlaubter Kontrakt, ein unerlaubtes und sündhaftes Versprechen** eine Kraft haben könnte? Hat was solches keine Kraft; so hat auch die darauf lautende Handschrift keine Kraft; und es wäre unnütz, einen ungiltigen Schuldschein in Händen behalten, oder etwas darauf fodern zu wollen. Ich sehe schon, du bist auch kein rechtsgelehrter Teufel, mein lieber Belzebub! — Der Teufel kann keine Seele holen, die nicht dahin verurtheilet ist; kein Mensch wird aber dahin verurtheilet, der in Reue und Busse stirbt. Die Kraft der Busse kann durch eine Handschrift, die der Teufel in Handen hat, nicht gehindert werden. Wenn also ein solcher, der sich dem Teufel verschrieben hätte, seine Sünden durch die Busse auslöschete; so gäbe sodann der ewige Richter auf eine Handschrift so wenig mehr acht, als ein zeitlicher Richter, sobald eine Schuld für ungiltig, oder sonst für erloschen erkannt wird, für die darauf lautende Handschrift, sie mag

sich

ſich wo immer befinden, keine Achtung mehr hat. Sieht, was das dummes iſt, einem heiligen Kirchenlehrer Baſilius ein ſolches widerſinniges Gezeug anzudichten. Selbſt bei uns Teufeln war noch keiner ſo dumm, daß er auf den Gedanken verfallen wäre, eine ſolche Handſchrift zu übernehmen, und als giltig aufzubewahren.

Belzeb. Und doch trift man bei den Verfaſſern der Legenden ſolche Verſchreibungen genug an.

Thebar. Du haſt recht; aber wenns nur auch alles wahr wäre, was man daſelbſt antrift.

Hebelf. Ha, ha! ſauberer Herr! in dem, was du von uns erzähleſt, ſollen die Legendenſchreiber lautere Wahrheit geſchrieben haben; aber was von dir in Legenden geſagt wird, das ſoll alles für Unwahrheit und Lüge gehalten werden?

Aſtaroth. Nun das iſt einmal recht, Hebelfurt! So muß man einen Spötter abfertigen;

gen; so muß man ihm ohne alle Lamentazion und Geschrey begegnen.

Thebar. Genug, daß ich schon bewiesen habe, daß Belzebubs Erzählung keinen rechtlichen und keinen vernünftigen Zusammenhang hat. Aber ich will ihn jezt in seiner ganzen Blösse darstellen, und fünf bis sechs tolle und ungeschickt von ihm unternommene Streiche bekannt machen.

Belzeb. Meinetwegen bemühe dich sechzig tolle Streiche mir anzudichten. Es ist bei deinen Erzählungen der Zusammenhang auch nicht so stark, daß man nicht gleich das Widersinnige und Fabelhafte merkt.

Thebar. Höret nur! Die Seufzer, die dem heiligen Dominikus in seinem Zimmer durch die Verzuckung ausgetrieben wurden, waren so heftig, daß hiedurch auch bei der Nacht die übrigen Brüder in ihren Zimmern aus dem Schlafe aufgeweckt wurden. Dieses, und daß Dominikus öfters beim Gebethe in der Luft schwebte, verdroß den Belzebub dergestalt, daß

er

er ſich vornahm, dieſen Heiligen tod zu werfen, damit ihm das heftige Seufzen vergehen ſolle. Von der Gaſſe wollte er eben keinen Stein aufheben, ſondern er ſtieß einen aus dem Kirchengewölbe heraus. Dieſer fiel nun — aber leider nicht auf Dominikus, ſondern ſtreifte nur deſſen Kapuze, und fiel auf den Boden. Der Boden bekam freilich eine groſſe Spaltung von dieſem ungeheuer ſchweren Steine. Auch der Stein gieng in viele Stücke, welche noch heut zu Tage aufbewahret werden. Aber nicht einmal die Kapuze des Dominikus, zugeſchweigen Dominikus ſelbſt iſt dabei in Schaden, oder aus der Faſſung, und aus der vorigen Stellung gekommen. Iſt Belzebub nicht ein ſtattlicher Steinwerfer? — Aber als Stuzer macht er ſeine Sache noch beſſer. Wirklich hat er fünf Dominikaner aus ihren Beichtſtühlen gejagt. Er kam in Geſtalt eines frechgeputzten Jünglings —

Hebelf. O! da möchte ich ihn geſehen haben; da muß er allerliebſt ausgeſehen haben.

Belzeb.

Belzeb. Du schweig! Weißt du, wie du oben auf der Welt gemalen wirst? als ein Aff mit Gamshörnlein und einen Eichkatzenschweif, hiemit als eine wahre Mißgeburt.

Thebar. In dieser Stuzergestalt begehrte er also vom Frater Sakristaner einen Beichtvater. Der Frater muß ein höflicher Frater gewesen seyn; denn nach einigen Minuten war schon ein Dominikaner im Beichtstuhl. Da beichtete nun Belzebub so unfläthige Dinge und mit so lebhafter Vorstellung, daß der Pater Beichtvater lange wie auf Nadeln saß, hin und her wetzte, es endlich nicht mehr aushalten konnte, und aus dem Beichtstuhle über Hals und Kopf lief; weil seine eigene Seele dabei Mackel bekommen hätte. Dieses Bubenstück trieb er noch bei vier andern Dominikanern, die aber ebenfalls ungeachtet alles Ausspeiens die Schweinereien ohne eigene Gefahr nicht anhören konnten, und eiligst den Beichtstuhl verliessen. Aus der öffentlichen Prostituzion, in die er durch das Hinweglaufen der Beichtväter im Angesichte des ganzen Volkes kam, machte er sich freilich nichts. Wie aber immer

mer sehr ungeschickt ist, die nämliche Buberei zu oft zu treiben, wodurch man endlich entdecket werden muß; so gieng es auch dem Belzebub, da Dominikus selbst in die Kirche kam. Der erkannte sogleich das saubere Beichtkind, fuhr den jungen Herrn mit trotzigen Worten an, und befahl ihm ohne weiterem, sich fort zu packen, und künftig die jungen Geistlichen mit keinen solchen Zoten mehr in dem Beichtstuhle zu beunruhigen; worauf mein Belzebub auch sogleich unsichtbar geworden, und in Beiseyn alles Volkes zum Kennzeichen einen unerträglichen Schwefelgestank hinter sich gelassen hat.

Belzeb. In dieser Erzählung ist wohl gewiß nicht viel Zusammenhang. Mit einem solchen Unternehmen hätte ich ja etwas wider mich selbst bewirken können, nämlich daß so jungen Geistlichen nicht gestattet werde, die Beichten wollüstiger junger Herren; oder wollüstiger Frauenzimmer anzuhören; das lasse ich wohl bleiben.

Theb. Vielleicht hat das mehr Zusammenhang, was du bei der heiligen Klara de mon-

te Falconis verſuchet haſt. Ihr müſſet wiſſen, daß er damal ſogar die Geſtalt einer Kloſterfrau Namens Johanna, die eine Schweſter der heiligen Klara war, angenommen hat, um dieſe vom Kloſterleben abzuhalten. Er fuhr über die kleine Klarl mit ſcharfen Worten her, und drohete ihr den Kopf abzureißen, wenn ſie nur noch ein einziges Wörtlein ſagen würde, daß ſie wolle eine Kloſterjungfrau werden. Allein ſogar das kleine Engelein erkannte gleich, daß Belzebub unter dem Kloſterſchleier ſtecke, und da war's für dießmal wieder aus.

Hebelf. Das hat die Schweſter Johanna übel gemacht.

Belzeb. Du ſey ſtill, Hebelfurk! mit dir gieng ſchon gar keine andere Verwandlung von ſtatten, als in eine Katze.

Theb. Eben mahneſt mich Belzebub darauf, daß du ſelbſt einmal in Geſtalt einer Katze den heiligen Jüngling Ludovikus nachhin toletaniſchen Biſchof ſchrecken wollteſt. Wirklich wollte er als eine abſcheuliche ſchwarze Katze den

im Gebethe begriffenen heiligen Jüngling fertig und begierig anfallen. Aber im Angesichte Ludwigs Kammerdiener, die, ohne sich zu rühren, dem Gefechte der Katze mit ihren jungen Herrn zusahen, mußte er Reißaus nehmen. Überhaupt sind die Heiligen mit ihm bald fertig geworden. Zu Padua war von ihm ein Weibsbild besessen; und in dieser trotzete er dem heiligen Bernard mit diesen Worten: **Du Zwibel- und Knoblauchfresser! du sollst mich gewiß nicht aus meinem Besitze treiben.** Der heilige Bernard ließ die Besessene zum Grab des heiligen Siri führen. Es beliebte aber Gott nicht, daß dermalen der heilige Sirus, sondern vielmehr Bernardus die Ehre dieser Erledigung haben sollte; worauf Belzebub pochender wurde, und mit höhnischem Gelächter sagte: **Sirulus hat mit mir nichts richten können, und Bernardulus soll mir noch viel weniger beikommen.**; und wehrend dem, als er so kühl daher schwätzte, stieß ihn der heilige Bernard aus der bedrangten Person hinaus.

Belzeb. Ich laſſe es mir nicht nehmen, du biſt einem Legendenſchreiber einmal an der Seite geweſen, ſonſt könnte es nicht möglich ſeyn, daß du ſolche Hiſtörchen daher bringen könnteſt. Du redeſt auch vollkommen in dem Style, den man in den Legenden antrift.

Theb. O meine Brüder! das iſt alles noch nichts; jetzt kömmt erſt eine lächerliche Geſtalt, in der er einſt in Armenien hat abziehen müſſen. Der heilige Bartholomäus hat ihn gezwungen, aus einem Götzenbilde in Geſtalt eines höckerichten Mohrens, in der Größe eines Zwerges, mit langem zottichtem Bart, funkelnden Augen, abſcheulichem Angeſicht, einer überaus groſſen Naſe, aus welcher ein unleidentlicher Schwefel- und Pechgeſtank herausgieng, und ganz mit Ketten umwunden, auszufahren; worüber der alte König Palämon, die Königinn, ihre mondſüchtige Prinzeſſinn, und die ganze königliche junge Herrſchaft dergeſtalt erſchracken, daß ſie auſſer ſich erſtarrt ſtunden.

Belzeb. Aſtaroth! merkeſt nichts? die Geſchichte iſt auf dich, nicht aber auf mich gemünzet. Aſtar.

Aſtar. Wie? auf mich?

Thebar. Ich proteſtire; ſoviel unterſtände ich mich nicht.

Belzeb. Da du die Märchen der Legenden ſo gut weißt, Thebar! ſo wirſt ja auch wiſſen, daß Ribadeneira ausdrücklich ſchreibt, daß der Teufel, der aus dem Götzenbilde gefahren, der Aſtareth geweſen, und daß er vor ſeiner Ausfahrt in Gegenwart nicht nur des königlichen Hauſes, ſondern der ſämmtlichen Götzenprieſter, und einer großen Menge Volkes alle ſeine Betrügereien hat bekennen müſſen.

Aſtar. Daß ich dich Thebar nicht gleich —

Hebelf. Nicht doch, Aſtareth! gedenke an die Lehre, die du mir gegeben haſt. Wir wiſſen ja alle, daß das alles eben ſo erlogen iſt, als daß der Apoſtel Bartholomäus ein weißes Kleid 26 Jahre an ſeinem Leibe ohne Verſchleiß getragen hat, welches ebenfalls Ribadeneira in ſeiner Legende anführet.

Belzeb.

Belzeb. Ja, ja! ſchone des Thebars; ſiehſt ja, daß er ſchon bitterlich weinet, wie er es damals that, da ihm der heilige Biſchof Nonus die heilige Pelagia taufte.

Aſtar. Wer war die Pelagia?

Belzeb. Sie war zu Antiochia eine verſchrieene öffentliche Buhlerin, ritt auf einem Maulthiere unter groſſem Geſchwader koſtbareſt gekleideter Diener und Dienerinnen; vom Haupte bis zum Fuß in purem Gold und Purpur, die Schuhe ſchimmerten von koſtbareſten Edelgeſteinen. Die Bruſt war frech entblößt, das Haupt unbedeckt mit fliehend und mühſam gekrauſten Haaren, weßwegen ſie ungezweifelt ſich einen eigenen Friſeur wird gehalten haben. Der Hals war nicht etwa mit Knopperperlein, ſondern mit den edelſten bonnengroſſen Zahlperlen umſchlungen. Die Hände waren mehr als fürſtlich gezieret. Alles an ihr gab wegen der wohlriechenden, angeſtrichenen, und eingeſtreuten Oehlen, und Eſſenzen, und Gepulver einen ſo annehmlichen Geruch von ſich, als trage das

Maul-

Maulthier das ganze glückselige Arabien auf seinem Rücken.

Mephist. Die muß ein gutes Einkommen gehabt haben.

Belzeb. Bei ihrer Ankunft vor der Kirche gliech der ganze Platz mehr einer Spezereikramm, als einer Gasse. Die Schönheit ihres Angesichtes war übermenschlich, und konnte von keinem ehrbaren Auge beinahe ohne Beunruhigung des Gemäthes angesehen werden. Besonders waren die Augen an ihr was wundersames. Gleich einem Uhrwerke dreheten sie sich unverschämt auf die Zuschauer hin und her mit den annehmlichsten Blicken.

Mephist. Da werden die Stutzer gelossen seyn, und sich zu ihr hinzugedrenget haben.

Belzeb. Solches Gelüster rannte von einer Gasse zur andern; paßte ihr aber — und abermal vor, um sich nur wenigstens mit Anschauen an ihr zu belustigen. Von denen acht Bischöfen aber, die damal in Antiochia versammelt

wa-

waren, ſchlug ein jeder die Augen nieder, ſobald ſie das vergoldete Luder * erblickten. Nur Nonus zeigte das Widerſpiel, riß beide Augen auf, ſah ihr, als ob er verzuckt wäre, eines Anſehens nach, rührte ſich nicht, bis ſie vorbei war, machte ſodann den Biſchöfen eine Lehre, wie die Weltdoggen ſich mehr Mühe für ihren Putz, als die Chriſten für ihre Seeligkeit geben; und hielt endlich dem Volke ohne geſchliffene Worte aus der Wohlredekunſt, und ohne ſpitzfindige Sprünge aus der Weltweisheit eine ſo nachdrückliche Predigt, daß Pelagia, die die Predigt anhörte, auf einmal ganz umgekehrt ſich alſogleich wegen ihrer Bekehrung mit dem heiligen Nonus in Korreſpondenz ſetzte, und ihm ein kleines Briefſtein durch zehn Bediente überſchickte.

Mephiſt. Sicherer geht ja ein Brief, wenn er von zehn Perſonen getragen wird.

Belzeb. Es gieng lange her, bis der heilige Nonus die Taufe vornahm; wie man denn über-

* Ribadeneira in vita S. Noni.

überhaupt vor Zeiten nicht sogleich alles auf einen Konvertiten oder eine Konvertitinn hielt. Mit der Pelagia allein reden wollte Nonus schon gar nicht, welches auch ganz gescheid war. Endlich aber, da er von ihrer Bekehrung versichert war, taufte er sie; und dabei weinte mein Thebar bitterlich, und klagte dergestalt, daß es alle Anwesende hören konnten, mit folgenden Worten: **O mir armseligem Tropfen! o in was für Schaden hat mich der alte Grabler gesetzet! Es war dem verschimmelten Geizhals nicht genug, daß er mir dreyßigtausend Sarazenen entführet, und zu Christen gemacht, auch die ganze Stadt Heliopolis aus den Händen gerissen; sondern er entzieht mir nun heut noch dazu alle meine Hofnung. Ist dieß nicht ein unerträgliches Elend! o du vermaledeyter Glatzkopf, was muß ich von dir leiden!** Der heilige Nonus aber lachte dazu, ließ sich wider seine Gewohnheit an diesem Tage wohlgeschmalzene Speisen und Wein vorsetzen, und befand sich dabei recht lustig und wohlauf. *

Satan.

* Ribadeneira l. c.

Satan. Am verächtlichſten hat den Thebar der heilige Martin fortgeſchickt.

Hebelf. Wie ſo?

Satan. Der Graf Adizianus wollte die ganze Stadt Turon mit Peinigung der Bürger unter und über ſich kehren. Die Blutbegier ſah ihm ſchon aus den Augen heraus. Der heilige Martinus bemerkte ſogleich, wer den Grafen zum Mord und Brand hetze. Er ſah nämlich, daß dieſer Teufel in abſcheulicher Geſtalt ſeiner hochgräflichen Gnaden auf dem Rucken ſaß. — Was glaubt ihr wohl, was der Heilige gethan hat; exorciſirt? weit gefehlt. Einen einzigen Blaſer hat er gemacht, und Thebar war von des Grafens Schulter hinabgeblaſen, wie ein Roßkefer; worauf dem Grafen augenblicklich alle Wuth vergieng.

Thebar. Satanas! Satanas! denke auf den heiligen Jakob von der freyen Reichsſtadt Ulm aus dem Orden des heiligen Dominikus.

Satan. Den habe ich nie gekannt.

Thebar.

Thebar. Nicht haſt ihn gekannt? Weiſſe du nicht, wie du mit einem ganzen Geſchwader hölliſcher Geiſter vor ihm herumgetanzt, mit tauſenderlei ungebärdigen Freudenzeichen ein übereiltes Jubelfeſt gehalten, und ihm mit der dümmſten Zuverläſſigkeit noch dazu die Urſache geſagt haſt; nämlich weil anderen Tages ein Tumult entſtehen, und hierdurch die Hölle einen Zuwachs an Seelen erhalten werde; welches aber ſodann Jakob mit ſeinem Gebethe ſo leicht verhindert hat. Ich weis es wohl, daß ihr hierüber erbittert in Geſtalt der Raben haufenweiſe zugeflogen, mit dem Schnabel auf ihn geſtoſſen, in ihm die Klauen einzuſetzen euch bemühet, und ihm die Ohren mit ungeheurem Geſchrei angefüllet habt. Aber das Geſchrei war auch alles, was ihr unternehmen konntet. Ich bitte dich, Satanas! denke auch auf den heiligen Martin, wie du heller dann die Sonne mit königlichem Purpurmantel, koſtbarer Krone mit Perlen und Edelgeſteinen von allen Seiten, mit Schuhen von Gold, und mit ausbündiger Holdſeligkeit des Angeſichtes dich ihm gezeiget haſt. Der heilige Mann ſtutzte freilich anfangs eine Weile,

le, und wußte ſich in eine ſo prächtige Vorſtellung nicht zu finden, bis der Maskopf ſich endlich meldete, und ſagte: er wäre Chriſtus, komme vom Himmel, und wolle foderſt ihn, alsdann auch andere Menſchen gnädiglich heimſuchen. Aber eben aus dem glänzenden Aufzug entdeckte der heilige bald, daß er ein Höllenaas vor ſeiner habe; worüber du vor Schande in einen Dunſt erloſcheſt mit einem abſcheulichen Geſtank zum Angedenken, was du für ein Sauchriſt ſeyſt, wie es Ribadeneira wörtlich ſchreibt.

Aſtaroth. Höret ihr! jetzt habe ich genug an euren Erzählungen. Ich ſehe, daß einer dem anderen nur Vorwürfe über erdichtete Begebenheiten macht, wie ſie in den Legenden enthalten ſind; und zwar mit den nämlichen pöbelhaften, ſchmutzigen, und unſchicklichen Ausdrücken. Mir als Teufel eckelt an ſo dumm und niedrig beſchriebenen Fabeln. Ihr müßt ja doch am beſten wiſſen, daß alles dieſes nicht wahr iſt; wie möget ihr dann hieraus gegen einander eure Vorwürfe nehmen. Schämt euch! Kein einziger rede mir mehr etwas von

ſol-

ſolchen erdichteten Dingen, die wir niemal unternommen haben,

Hebelf. Aber eben deßwegen; weil uns die Legendenſchreiber ſoviel angedichtet haben, ſollte Luzifer einmal von uns einige ausſenden, damit alle fabelhafte Legenden vom Teufel geholet würden.

Aſtar. Du redeſt, wie du es verſteheſt. Die fabelhaften Legenden bringen immer der Hölle einen Vortheil. Bei ſolchen erdichteten Begebenheiten halten ſich die Leute ungemein gern auf. Erzählungen von Mirackeln, von Teufeln, und von auſſerordentlichen Thaten, die ſie nicht einmal nachahmen könnten, ſind ihnen lieber, als Erzählungen, woraus ſie ſich erbauen, und die Erfüllung ihrer Pflichten als Menſchen, Chriſten, und Bürger nach Amt und Stande zur Nachahmung nehmen könnten. Mancher, der recht viel gutes hätte ſtiften können, wenn er mit der geſunden Vernunft und dem Evangelium zufrieden ſeine Handlungen hienach beſcheiden eingerichtet hätte, wurde durch Leſung der Legenden oder Kochemsbücher anfangs klein-

mü-

müthig, und hernach gar zum Narren, und hiemit nicht mehr fähig, was Gutes zu leisten. Ich wäre untröstlich, und Luzifer wäre es auch, wenn die Leute die fabelhaften Legenden bei Seite legten, und dafür nützlichere und wahrhafte Erbauungsbücher in die Hand nähmen. Das wäre nicht übel, wenn sodann die Zahl vernünftig denkender und vernünftig handelnder Menschen, die Zahl wahrer, auf das Wesentliche ihrer Religion bedachter, und den ächten Gottesdienst kennender Christen, die Zahl nützlicher Staatsmitglieder; getreuer Unterthanen, rechtschaffener Hausväter und Hausmütter, treuer und arbeitsamer Dienstbothen, und kurz die Zahl ehrlicher, ihre Pflichten gegen Gott, gegen sich, und gegen den Nächsten erfüllender Leute überhand nähme. Bisher war ein Mensch dem anderen sein Teufel; ja mancher war sich selbst sein Teufel; ob wir gleich den Namen trugen, und für die Urheber ihrer Thaten passiren mußten. Das schadet nichts; laß die Legendenschreiber uns andichten, was sie wollen. Wie mehr ungeschickte Legenden, oder dergleichen mit albernen waldbrüderlichen Flausen angefüllte Bücher unter die Leute kommen,

men, deſto beſſer für die Finſternuß, und hiemit auch für die Hölle als das Reich der Finſternuß.

Hebelf. Aſtaroth! du redeſt die Wahrheit. Schönen Dank alſo dem Kochem, Ribadeneira, und der ganzen Kompagnie dergleichen Legendenſchreiber. Schönen Dank dem Pater Goldhagen, und den Augſpurgerkritikern.

IV.

IV.

Das auferbauliche Stein- Pflanzen- und Thierreich.

Pater Pinxit. Herein! — O dero Diener, Herr Skulpsit? Freut mich, daß ich nach so langem Warten doch endlich die Ehre habe, sie zu sehen.

Skulpsit. Eure Hochwürden müssen schon verzeihen; ich war wirklich jezt durch vier Wochen an meinem Arbeitstische bei einem Kupferstiche so angehenkt, daß ich gar nicht aus dem Hause kam, weil diese Arbeit eilends geliefert seyn mußte.

P. Pinx. Was hatten sie dann so dringend in Kupfer zu stechen?

Skulp. Die Belagerung Belgrads nach der richtigsten Zeichnung, wie sie vor sich gieng.

P. Pinx.

P. Pinx. O ihr Weltkinder! auf die Belagerung des Himmels denket ihr nicht. Immerwährend redet alles von der Belagerung Belgrads, von der Belagerung des Himmels Niemand.

Skulp. Eure Hochwürden werden ja nicht wollen, daß wir, wie die Titanen den Himmel ſtürmen ſollen?

P. Pinx. Ja, ja geſtürmt muß der Himmel ſeyn. Das will der himmliſche Kommandant ſelbſt. Er ergiebt ſich ganz gern. Er will, daß man dieſe Feſtung einnehmen ſolle. Aber freylich muß auch bei dieſer Belagerung mit Gewalt zu Werke gegangen werden. Man muß gegen die Welt und gegen alles Zeitliche Minen anlegen; man muß in das eigene Fleiſch einhauen, und die böſen Lüſte mit Sengen und Brennen vertreiben, und die feurigen Kugeln des Gebeths müſſen unaufhörlich Tag und Nacht in Himmel hineinfliegen.

Skulp. Alle Tage, wenn ich munter werde, danke ich Gott für die glücklich überſtandene

Nacht, und daß er mich wieder einen Tag erleben ließ; empfehle ihm mich samt meinem Weibe und Kindern, mein ganzes Hausgesind, alle, auf die ich zu denken schuldig bin, mein ganzes Hauswesen, und meine Arbeit, die ich ihm auch zum stäten Gebeth aufopfere. Hernach bleibe ich bei meiner Arbeit, und erwerbe mir hiedurch ehrlich mein tägliches Brod. Ich lasse mich in nichts ein, was in meiner Gesundheit, oder in meinem Hauswesen eine Unordnung oder einen Schaden verursachen könnte. Übereſſe, und übertrinke mich nicht; hüte mich vor allem dem, was mich zu meiner Arbeit und zu den Schuldigkeiten meines Standes unfähig machen könnte. Behüte mich Gott; daß ich meinem Nebenmenschen auch nur mit Worten, zugeschweigen mit Thaten übel, oder betrügerisch begegnen sollte. Werde jederzeit meinem bedürftigen Nebenmenschen Gutes thun, was ich kann. Gehe Sonntag und Feyertag in die Kirche, und zum Wort Gottes; halte meine Kinder hiezu eben so, wie zur Schule an; und sorge, daß sie weder von mir, weder von anderen ein übles Beispiel sehen, oder dumme und schädliche Eindrücke bekom-

kommen, sondern an Leibes- und an Seelenkräften gut zunehmen. Schickt mir Gott ein Kreuz und Leiden, nun so opfere ich ihm auch dieses auf. Sehe aber immer, ob nicht diese oder jene üble Folgen aus Handlungen meiner selbst oder anderer, die ich hätte verhindern können, entstanden sind; welches ganz gut zur Besserung und Warnung tauget. Zahle meine Steuern und Gaben; und bin kein Narr, daß ich mich wider meine Obrigkeit, oder wider neue Einrichtungen gefährlich aufhetzen, und aus der Ruhe und Ordnung bringen lasse. Und wenn der Tag so vorbei gegangen; so danke ich Gott wieder dafür; empfehle ihm wieder mich sammt allen, und gehe zwar nicht eher schlafen, bis nicht alles in meinem Hause gut besorgt ist; sodann aber lege ich mich nieder, und schlafe in Gottes Namen recht gut, ohne daß ich vom miniren, einhauen, sengen und brennen, von feurigen Kugeln, oder von was solchem, was ich bei allem Nachdenken nicht begreifen könnte, mir etwas träumen lasse. Ich denke, es wird schon recht werden.

P. Pinx. O! der Herr Skulpsit ist ganz ein philosophischer Christ, gerade so, wie jetzt die Mode ist. Nun, da werde ich mit meiner Arbeit übel ankommen, die ich von ihnen habe wollen in Kupfer stechen lassen.

Skulp. Das wüßte ich nicht, warum. Ich bedarf immerfort einer Arbeit; und wenn auch mehrere Arbeiten zusammkommen, so habe ich schon meine Leute und meine Gehilfen dazu. Sagen euer Hochwürden nur, was, und wie es in Kupfer gestochen seyn soll.

P. Pinx. Mein Herr Skulpsit! In der nunmehr aufgehobenen Kartause, in die ich im dreyßigsten Jahre meines Alters kam, lebte ich auch dreyßig Jahre. Sie wissen, die Kartäuser mußten einer Kunst oder eines Handwerkes kündig seyn, um damit in den von Gebethe übrigen Stunden dem Müssiggange zu steuren, und die Anfechtungen um so leichter zu überwinden. Ich kam nun als gelernter Maler ins Kloster; hatte leider Anfechtungen genug, welches der Medikus auf die von Fastenspeisen herkommenden mehreren Reitze schie-

ben

den wollte; sagte aber dem wahren Urheber dieser Anfechtung dem Teufel immer sogleich: **Warte, ich werde dir was malen**; und malte. Durch dreyßig Jahre, durch die ich dem Teufel so vormalte, kam nun eine ganze Sammlung zusammen, welche ich jetzt in Kupfer gestochen haben möchte.

Skulp. Befehlen sie nur; und lassen sie mir zur Güte ihre schöne Arbeit sehen; ich werde mich schon bemühen, ihr auch im Kupferstiche nachzukommen.

P. Pinx. Es ist eine Sammlung des Stein- Pflanzen- und Thierreiches.

Skulp. Vortreflich! das ist eben jetzt ein Lieblingsgegenstand für die Naturforscher. Ungezweifelt werden sie auch die Klassifikazion und die nöthigen Erinnerungen aus Linnäus und Wallerius nehmen.

P. Pinx. Weit gefehlt, Herr Skulpsit! Meine Sammlung ist nicht für die, die bei der Natur stehen bleiben, und sich nicht höher schwin-

schwingen. Sie ist kein natürliches Stein = Pflanzen = und Thierreich, sondern ein übernatürliches, welches den Entzweck hat, mehrere Himmels = als Natursforscher zu machen.

Skulp. Hierauf bin ich recht fürwitzig; denn von einem übernatürlichen Stein = Pflanzen = und Thierreich habe ich noch nichts gehöret.

P. Pinx. Da sehen sie den Haufen gemalter Stücke. Wir wollen aber eines nach dem anderen hernehmen, wenn sie Zeit haben, sich bei mir aufzuhalten.

Skulp. Sonntags nach dem Gottesdienst habe ich bis nach 7 Uhr Abends Zeit; mich in einem guten Orte aufzuhalten; sodann aber muß ich wieder nach Hause sehen.

P. Pinx. Jetzt ist es 5 Uhr, bis 7 Uhr Abends werden wir ein jedes Stück gesehen, und unsere Spekulazion gemacht haben. Die Sammlung muß einen Band Kupferstiche in Quart ausmachen. Auf dem ersten Blatt wird

nur

nur der Titul gestochen: **Auferbauliches Stein- Pflanzen- und Thierreich denen frommen Seelen gewidmet, die über Steine, Pflanzen, und Thiere eine übernatürliche Gewalt zu erlangen begierig sind, und hierin die sicheren Beweise der Heiligkeit finden wollen.**

Skulp. Wenn was nützliches erlanget werden kann, so bin ich auch dabei.

P. Pinx. Jetzt liegen die Stücke noch übereinander, ich muß sie erst klassifiziren, je nachdem sie in das Stein- oder Pflanzen- oder Thierreich gehören. Das ist aber bald geschehen. Ich will ihnen also nur jetzt ein Stück nach dem anderen, wie sie da aufeinander liegen, vorzeigen; damit sie mir über jedes ihren Gedanken sagen, wenn allenfalls etwas beigesetzet, oder etwas hinweggelassen, oder dieß, oder jenes anders gestellet, gezeichnet, und ausgedrücket werden solle. Nur bitte ich, im Kupferstiche die unter jedem Bilde angesetzten Beschreibungen recht leserlich zu arbeiten. Ich

habe

habe mir viele Mühe gegeben, solche wörtlich aus den Legenden zu nehmen.

Skulp. Sorgen sie nichts; und auch nur deßwegen, weil sie erlauben, werde ich bei den Bildern selbst mir die Freyheit nehmen, hierüber meine Gedanken zu sagen.

P. Pinx. Da sehen sie das erste Stück an. Ich glaube, sie werden mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich mich befließen habe, die Mucken und Schnacken so zu malen, als wenn man es sähe, wie sie den heiligen Makarius von Alexandria stachen.

Skulp. Waren das besondere Schnacken und Mucken?

P. Pinx. Die Mucken waren nichts besonderes; aber das war etwas besonderes, daß sich dieser Heilige durch sechs Monate von Mucken stechen ließ, um die geilen Anfechtungen zu dämpfen. Er stellte sich nackend und bloß an den freien Luft durch sechs Monate, und gab seinen ganzen Leib allerhand Schnacken und

Mu-

Mucken zum ſtechen, beißen, und freſſen preis, worunter etliche von ſolcher Gröſſe waren, die den Bienen gleich auch einem wilden Schwein die Haut hätten durchbohren können. Er wurde auch alſo zugerichtet, daß er einem Ausſätzigen ähnlich geſehen. Nun, habe ich alles gut ausgedrückt?

Skulp. Ja, ja! die Mucken ſind ſo gemalen, daß man glaubt, ſie mit Händen greifen zu können. Ich bedankte mich aber für ein ſolches Mittel wider die Anfechtungen; und Gott ſey Dank! bei der Arbeit und Hausſorge plagen mich die Anfechtungen nicht ſtark.

P. Pinx. Sehen ſie da das zweyte Stück. Könnten wirklich glühende Kohlen anders ausſehen, als ich ſie gemalen habe?

Skulp. Vortreflich! das werden Steinkohlen ſeyn; ſonſt würden ſie wohl nicht verdient haben, in die Sammlung genommen zu werden? Aber auf den Kohlen ſteht ja ein Frauenzimmer, und zwar gar eine Nonne?

P. Pinx.

P. Pinx. Ja! eine Kloſterſchweſter der heiligen Brigitta, welche aus Liebe zur Tugend, und um das beim Anſchauen eines Jünglings in ihr angezundene Liebsfeuer abzukühlen, ſich auf glühende Kohlen geſtellet, und hierdurch ſich auch gar erbärmlich die bloſſen Füſſe verbrannt hat. Dieſe Kohlen ſind keine Steinkohlen, ſondern Kohlen, wie ſie von der Kloſterſchweſter grade aus dem Ofen genommen worden. In einer auferbaulichen Samalung können ſchon auch Brennholz- und Ofenkohlen in das Pflanzenreich eingeſchaltet werden.

Skulp. Da halte ich wieder nicht mit; unter Mucken mit Ausſatz, und auf Kohlen mit verbrannten Füſſen machte ich mich nur ohne Noth zu dem untauglich, was ich leiſten muß. Ich bleibe dabei; geſcheid und mäſſig ſeyn, und fleißig arbeiten iſt das beſte Mittel wider die Anfechtungen.

P. Pinx. Wie gefällt ihnen der Wolf und das Lamm?

Skulp.

Skulp. Sind gut gemalen. Aber, warum ſtehen dann dieſe zwey Thiere am Bette einer ſchlafenden Frau?

P. Pinx. Die iſt die Mutter des heiligen Andreæ Corſin, welcher in ihrer Schwangerſchaft träumte, ſie habe einen Wolfen im Leibe, der aber in ein Lamm wird verkehret werden. Der Andreas Korſinus war auch anfangs ein recht liederliches Tuch; iſt aber hernach Biſchof zu Feſula, und ein groſſer Heiliger geworden.

Skulp. Träume treffen ja immerzu und zufälliger Weiſe ein; aber ich halte nichts darauf.

P. Pinx. Iſt dieſen zwey Pferden etwas auszuſetzen?

Skulp. Nicht das mindeſte! Sie werden aber auch eine fromme Bedeutung haben?

P. Pinx. Sehen ſie dann nicht, wie zween Mönche aus einer Berghöhle hervorgezohen werden

den. Denen hat der heilige Papſt und Kirchenlehrer Gregorius zu Pferde nachjagen laſſen, weil ſie aus dem Kloſter davon gelaufen ſind; und die Pferde, wie ſie zur Berghöhle kamen, wo die Mönche verſteckt lagen, konnten nicht weiter gebracht werden; woraus man abnahm, daß dieſes ein Zeichen ſey, in der Berghöle nachzuſuchen.

Skulp. Der Papſt Gangarelli hätte ihnen gewiß nicht nachjagen laſſen.

P. Pinx. Dieſe vier groſſen Adler werden auch recht gemacht ſeyn, wie ſie die zerſtückten Gliedmaſſen des heiligen Martyrers Stanislaus zween Tag und Nacht bewachten, und beide Nächte hindurch mit brennenden Lampen vom Himmel beleuchtet wurden.

Skulp. Gemalen iſt alles gut; aber —

P. Pinx. Was wollen ſie mit dem aber? nicht wahr, an der ganzen Geſchichte zweifeln? — Da haben ſie einen anderen Adler, der den heiligen Martyrern Vito, Modeſto,

und

und Crescentiæ mit seinen Klauen und mit seinem Schnabel die Speisen zubrachte.

Skulp. Der Adler wird dazu abgerichtet gewesen seyn?

P. Pinz. O du gottloser Mensch! Freilich kostet es den Heiligen wenig Mühe, zu ihrem Dienst auch die wildesten Thiere abzurichten, da die Weltkinder zu thun genug haben, bis sie einem Pudelhund das Apportiren lernen. — Da sehen sie einen Bären von ungewöhnlicher Größe, auf welchen Kaiser Karl der Große gejagt hat, wie sich dieser Bär in die Kapelle der heiligen Gudula geflüchtet, den Klosterjungfrauen sich zu Füßen gelegt, alle Nonnen abgeleckt, und Zeit seines Lebens von diesen keuschen Seelen nicht mehr hinweg zu bringen gewesen.

Skulp. Verzeihen eure Hochwürden! aus dem, daß der Bär die Nonnen abgeleckt hat, weiß ich mir eben nicht viel zur Lehre und Nachahmung herauszunehmen.

P. Pinz.

P. Pinx. Da sehen sie einen Esel. Der hat durch drey Tage kein Futter bekommen, und doch hat er bei der vom heiligen Antonius von Padua angestellten Prozession sich nach dem vorgesetzten Futtersack nicht umgesehen, sondern ist auf die vorderen Füsse niedergefallen, und hat (wie Ribadeneira beschreibet) seinen dummen Eselskopf geneiget; worüber sich die Ketzer geschämt haben, daß der langohrige Doktor sie in die Schule geführet.

Skulp. Der Esel wird doch nicht aus Hunger und Mattigkeit zusammgefallen seyn, nachdem er dreymal vier und zwanzig Stunden nichts gefressen hat. Dem sey aber wie ihm wolle, so hat also der Esel mehr ausgerichtet, als so viele unserer abgedankten Missionarien.

P. Pinx. Wie gefallen ihnen die Häringe?

Skulp. O die wären mir willkommen, wenn sie nicht gemalen, sondern zum Essen wären. Mir thut nichts so leid, als daß die Häringe, die ich so gern esse, nicht so leicht mehr zu bekommen sind.

P. Pinx,

P. Pinx. Warum sind sie nicht heilig? sie könnten so viele haben, als sie wollten. Den heiligen Thomas von Aquin gelustete es einmal in seiner Krankheit nach Häring. Es waren aber keine zu bekommen; deßwegen wurden andere Fische in einem Verschläglein daher gebracht. Und sehe Wunder! bei eröfneten Küstlein sind alle Fische zu Häringen geworden. Ich habe deßwegen auch den Medikus, den Fischer, und etliche Dominikaner um das Fischküstel knieend in verwunderungs- und ausruffungsvoller Stellung gemalen.

Skulp. Den heiligen Thomas von Aquin habe ich schon öfter als den Patron der theologischen Fakultät in Kupfer gestochen; aber ich versichere sie, die Kunst, aus jeder Gattung Fische Häringe zu machen, wäre mir lieber, als seine ganze Wissenschaft.

P. Pinx. Da haben sie wieder Fische, welche schwaderweise von grosser und kleiner Gattung dem Ufer zuschwimmen, ihre Köpfe aus dem Wasser stossen, und solche fest in der Höhe

he halten, um die Predigt des heiligen Antonius von Padua zu hören.

Skulp. Ich nehme mir die Freiheit, ihnen nur als eine Zwischenerzählung anzuführen, daß ich schon bei einigen Fischtruhen war, wo die Fische, sobald man hinzukam, herbeischwammen, und auch die Köpfe heraus reckten, weil nämlich vorher öfters Leute dahin kamen, die ihnen Brod hineinwarfen.

P. Pinx. Nein! das war bei den Fischen des Antonius nicht. Er gieng freilich ans Ufer, wo schon vorher öfters andere Leute auch gewesen sind; aber er rufte die Fische eigens zur Predigt, und lehrte sie, wie ein jeder Fisch seinem Gott dienen könne. Sie senkten sich auch nicht eher wieder in die Tiefe, als bis er ihnen den Segen gegeben hat; nicht etwa deßwegen, daß sie über die beim Segen bewegten Hände erschrocken wären, sondern weil sie wie gescheide Leute, erst nach dem Segen des Predigers abziehen wollten. — Hier haben sie einen schreckbaren Fischkopf.

Skulp.

Skulp. Der iſt ja gar ſchon heißabgeſotten in einer Schüſſel? und das iſt ja ein König, der bei der Tafel ſizt.

P. Pinx. Der iſt Theodgrikus der König der Oſtrogothen, der den heiligen Symachus hinrichten ließ. Sehen ſie draußen im Proſpeckt, nothwendig in einer kleinen Figur, den heiligen Symachus, wie er den abgeſchlagenen Kopf in die Hände nimmt, um in die nächſte Kirche zu gehen, und daſelbſt das heilige Abendmahl zu empfangen. Dem acht und neunzig Tage darnach an der Tafel ſizenden Theodorik wurde unter anderen Speiſen der Kopf eines ſo ungewöhnlich groſſen Fiſches aufgeſetzet; und weil dieſem Kopfe ſcharfe Zähne aus dem Maul, und die trozigen Augen in aller Weite offen ſtunden; ſo gerieth Theodorik in die Phantaſie, dieſer Fiſchkopf ſey der Kopf des Symachi; und wurde nicht nur auf der Stelle zum Narren, ſondern gab auch bald mit ungeheurem Geſchrei ſeinen Geiſt auf.

Skulp. Im Proſpeckt auf der linken Seite iſt ja ein Feuer ſpeiender Berg angebracht.

P. Pinx. Weil ein heiliger Einſiedler in der Offenbarung ſah, wie die vom Theodorik hingerichteten Martyrer Johannes und Symachus ihn gefeſſelt und übel zugerichtet zum Berg Vulkano geſchleppet, und in die Feuer ſpeiende Tiefe geſtürzet haben.

Skulp. Ja, ja; das iſt allerdings möglich, daß eine ſchon mit tollen Gedanken angefüllte Phantaſie beſonders eines gottloſen Wütherichs durch einen einzigen ſchreckbaren Anblick und fürchterlichen Gegenſtand überſpannt werden kann.

P. Pinx. Da haben ſie abermal Fiſche; wie ſie dem heiligen Petro Gonzalez aus dem Predigerorden an das Ufer zugeſchwommen ſind, um den Leuten, die bei einem Brückenbau arbeiteten, eine Mahlzeit abzugeben. Sie ſchwammen nicht eher wieder davon, bis Petrus nicht ihrer ſo viele mit den Händen herausgefangen hat, als für ihn und die Arbeiter zur Nahrung nothwendig waren; und dann warteten ſie auch noch auf den Segen.

Skulp.

Skulp. Ich muß hier abermal erinnern, daß schon zu mir einmal jemand gekommen, der mir bekennet hat, er könne die Fische nach seinem Belieben zum Fang bringen. Worüber ich ihn aber gebeten, solches nur nicht hört vorzunehmen, wo die Fischerey schon jemanden zugehört, und also für andere verboten ist.

P. Pinx. Ist das nicht eine schön gewachsene Salatstaude?

Skulp. Nun, einen heißabgesottenen Fisch hatten wir schon in dieser Sammlung, so mag ja auch ein Salat und bald darnach etwas Gebrattenes oder Gebackenes kommen. Ich esse recht gern Salat.

P. Pinx. Dieser Salat lachte gleichfalls eine Nonne desjenigen Klosters an, welches im Lande Valeria und unter der Obsorge des heiligen Abten Equitii stand. Die gute Nonne riß zu heißhungrig und zu fürwitzig einige Blätter ab, und fuhr geschwind damit dem Maul zu. Allein essen, und vom Teufel besessen werden, beides war zugleich, und die Nonne

wälzte sich in einem fort auf dem Boden herum. Equitius hatte auch Mühe, den Teufel herauszubringen; denn der Teufel schrie immer: **Was habe ich dann verschuldet? Ich saß auf dem Salat; warum ist sie gekommen, und hat mich hineingeschluckt.**

Skulp. Verzeihen mir euer Hochwürden! das glaub ich nicht. Zum ersten halte ich schon nichts auf das Besessen seyn. Warum sieht man denn jetzt in keinem Lande, wo das Volk aufgeklärter und gesitteter ist, Besessene? Ich will dem Stifter unserer Religion, der über den Teufel triumphiret hat, die Ehre nicht nehmen lassen, daß er den Teufel so kraftlos gemacht, und dort, wohin er gehöret, angeschlossen, daß er in keinen Menschen mehr fahren, oder jemanden einen Schaden zufiegen kann. Zweytens kann ich das, daß der Teufel gerade sich auf den Salat hinsetzen solle, um in den zu fahren, welcher den Salat essen wird, für nichts anderes, als für eine lächerliche Erfindung ansehen.

P. Pinx.

P. Pinx. Hätte sie das Kreutz über den Salat gemacht; so wäre auch der Teufel nicht in sie hineingefahren.

Skulp. Ich bitte eure Hochwürden; mir haben im vorigen Jahre die Haasen meinen Salat sauber abgefressen. Nun das werden sie mir wohl zulassen, daß kein Haas vorher ein Kreutz macht, wenn er einen Salat abfrißt; und doch ist der Teufel nicht einmal in die Haasen gefahren. Drittens hätte der Teufel nach seiner eigenen Aussage eben nicht in der Nonne, sondern bei seinem Salat bleiben wollen. Nun, da wäre ja mit einem Vomitiv geholfen gewesen, um den Teufel samt dem Salat herauszuspeien. Viertens scheinet mir auf meine Ehre, daß wegen einer Begierde und einem Fürwitz nach einer Salatstaude der Schöpfer so wenig sein Ebenbild dem Teufel übergeben werde, als ich mir auch von Gott nicht einbilden kann, daß er den Teufeln die Freiheit lasse, sich hin und her auf die Salatstauden zu setzen. Eine Bestrafung des Fürwitzes und der unmässigen Begierde hätte ja wohl auch die Oberinn ohne Teufel vornehmen kön-

können; und zuletzt wird wohl schon Strafe und Warnung genug gewesen seyn, daß sich die Nonne mit dem Salat den Magen verdorben, und in Krämpfungen verfallen ist.

P. Pinx. So nehmen es die heutigen Philosophen freilich nicht, wie es die frommen Legendenschreiber nehmen.

Skulp. Ich bin kein Philosoph. Aber nicht nur die gesunde Vernunft, sondern selbst auch unsere heilige Religion, erachte ich, ist gegen die Glaubwürdigkeit eines solchen Salatmirakels. Die Haasen sollen mir nur meinen Salat stehen lassen; ich fürchte mich gar nicht, daß sich die Teufeln darauf setzen.

P. Pinx. Weil sie wider die Haasen so erbittert sind; so sollte ich ihnen diesen Haasen da gar nicht vorzeigen. Das ist der Haas des heiligen Beichtigers Fructuosi Erzbischofs zu Brackara. Da er noch in der Einöde wohnte, geschah es, daß die Hunde wehrender Jagd einen Haasen verfolgten. Der Haas nahm seine Zuflucht zum heiligen Mann, wornach auch

die

die Hunde sogleich die Spur verloren, und dingte sich bei ihm zum Hausvieh ein. Wie ein an seinen Herrn gewöhnter Hund jammerte er, wenn der heilige Mann ausgieng, und sprang vor Freuden, wenn derselbe wieder nach Haus kam.

Skulp. Im Prospekt liegt ja ein Kranker? Wie kömmt denn der zu der Haasengeschichte?

P. Pinx. Das ist ein muthwilliger Knabe; den hat eine Krankheit überfallen, weil er den Haasen dem heiligen Mann gestohlen, und umgebracht hat.

Skulp. Die Aeltern dieses Knabens, oder die, unter deren Aufsicht er stand, hätten ihm den Schopf beuteln, und dem heiligen Manne den Haasen zurückstellen sollen. Wenn man Kindern angehen läßt, auch nur Kleinigkeiten jemanden zu entfremden; so wächst bei ihnen die Lust zum Stehlen mit den Jahren. Es ist auch nicht gut, wenn man ihnen angehen läßt, das Vieh zu martern. Sie bekommen harte Herzen, und machen es sodann den Leuten so,

wie dem Vieh. Nichts unvernünftigeres und unbescheidneres ist, als wenn einige sagen: **Kinder sind Kinder; und ein Vieh ist nur ein Vieh.** Das Vieh ist zwar zum Nutzen des Menschen, aber nicht zur unnöthigen Marter und Qual erschaffen. Unmöglich wäre es mir, an einer solchen Viehmarter eine Freude zu haben, oder meine Kinder an eine so schädliche Lust gewöhnen zu lassen. Und jemanden anderen noch dabei um sein unschuldiges Vergnügen zu bringen, ist ja immer eine niederträchtige, jedem gesitteten Menschen unanständige, wenigstens einen Keim der Unredlichkeit verrathende, und der Nächstenliebe entgegen gesetzte Handlung, welche man Kindern nicht angehen lassen muß; damit sie sodann als erwachsen nicht das nämliche, und noch mehreres gegen ihre Nebenmenschen versuchen. Eine solche Lehre wird wohl in der Legende der Erzählung dieser That beigefüget seyn, weil das mehreren Eindruck macht, als eine Krankheit, in die nicht jeder muthwillige Pursche verfällt, und die hiemit auch nicht so zur Warnung dienet.

P. Pinx.

P. Pinx. Es steht nur überhaupt darinn, daß der heilige Mann den Knaben gesund gemacht, und ihn zum frommen Lebenswandel gebracht hat.

Skulp. Diese Lehre wäre mir zu wenig, wenn ich eine Legende schriebe. Denn daran liegt wenig, daß ein Haas, der sich verlauft, zahm gemacht wird; und die oberflächliche Erzählung, daß der Knab nachhin frömmer geworden, ist unzulänglich, dasjenige bei dem Leser hervorzubringen, was eben in Ansehung dieser That demselben anpassend und mit Nachdruck zur nützlichen Erbauung, Warnung, und Belehrung hätte eingepräget werden können. Auf diese Weise, dächte ich, könnten auch Kleinigkeiten in den Legenden und Erbauungsbüchern benutzet werden, statt dessen, daß man aus Kleinigkeiten grosse Mirakel nur zur Bewunderung schnitzen will.

P. Pinx. Tausend hinein! sie sollten sich Mühe geben, daß sie ein Normalschullehrer werden. Sie machten ihre Sache vortreflich zur Aufklärung, wie man sie jetzt haben will.

Aber

Aber lassen wir das. — Schauen sie mir dieses Pferd an! Dieses hat der heilige Papst und Martyrer Johannes auf der Reise nach Korinth geritten.

Skulp. Die Zeichnung ist gut; aber was solle an diesem Pferde sonst besonderes seyn?

P. Pinx. Der heilige Mann wollte sich keines Pferdes bedienen, welches muthig wäre, und ihn mit Springen und hartem Trab zu sehr schüttelte, sondern einen sanften Schritt fortgieng.

Skulp. Ich bin auch ein schlechter Reuter, und würde bald abgeworfen seyn.

P. Pinx. Die Gemahlinn eines adelichen Herrn in der Nachbarschaft machte sich eine Freude daraus ihr Reitpferd zu Diensten des heiligen Papsten zu überlassen. Und gedenken sie nur, was geschehen ist. Nachdem es der Papst geritten, und wieder zurückgeschickt hat; hat es kein Weibsbild mehr aufsitzen lassen. Springen, wiehern, schlagen, beißen und spreitzen gieng an,

an, daß es wetterte, und das Feuer von Steinen davon floh, so oft ein Weibsbild aufsitzen wollte. Der adeliche Herr behielt es keine Stunde mehr, sondern schickte dieses (wie Ribadeneira sagt) mehr als etwas natürliches deutende Roß dem Papst zum Geschenk.

Skulp. Da sage ich nichts darauf. Ich verstehe mich nicht auf Pferde. Die adeliche Frau wird es aber doch heimlich verdrossen haben, daß ein Pferd, worauf der Papst gesessen, kein Weibsbild mehr aufsitzen ließ. Nun ein Pferd konnte sie leicht verschmerzen; aber wenn der Papst öfters in das Pferdanslehnen gekommen wäre, so hätte die adeliche Frau wohl selbst nicht Pferde genug gehabt.

P. Pinx. Hier haben sie einen ganzen Bienenschwarm, der dem heiligen Isidor Erzbischof zu Hispali, da er noch in der Wiege lag, eine geraume Zeit zur Vorbedeutung seiner künftigen Weisheit um den Mund herum schwärmte.

Skulp.

Skulp. Eure Hochwürden wissen, daß der Weltweise Plato kein Heiliger ist, und doch solle sich bei ihm ein solcher Anflug der Bienen ereignet haben. Ich habe ihn wenigstens schon im Kupfer so gestochen gesehen.

P. Pinx. Dieselben Bienen werden wohl entweder Teufeln gewesen seyn, oder sie sind aus einem nahen Garten zu ihm in's Zimmer gekommen. Bei einem Philosophen, oder Heiden, oder Ketzer muß man aus solchen Begebenheiten keine mirakulose Vorbedeutung machen. Das muß nur bei unseren Heiligen geschehen, gleichwie dann das nämliche Mirakel recht schön in den Legenden auch vom heiligen Ambrosius, und vom heiligen Dominikus zu lesen ist.

Skulp. Verzeihen mir euer Hochwürden, daß mir das eben verdächtig vorkömmt, daß die Legendenschreiber bei mehreren Heiligen mit ganz gleichen Mirakeln aufgezogen kommen.

P. Pinx. Leider! wird heut zu Tage gleich alles verdächtig, was ehe immer von frommen

men Männern ohne allen Zweifel als ein Mirakel erkannt und verehret worden iſt. — Haben ſie dieſem Baum etwas auszuſetzen?

Skulp. Nicht das mindeſte.

P. Pinx. Dieſer Baum ſtunde nächſt dem Grabe der heiligen Gudula, und fieng mitten im Winter zu blühen, und zu ſproſſen an.

Skulp. Der Winter wird ungezweifelt auſſerordentlich gelind geweſen ſeyn. Das hat ſich in unſeren Ländern auch ſchon ereignet, und zwiſchen Gräbern iſt auch die Gährung in der Erde gröſſer.

P. Pinx. Nur der lieben Natur immerfort was zu Gutem geredet! — Aber kam das auch von der Natur her, daß, wie der Sarg der heiligen Gudula nach Morzella in die Kapelle Sancti Salvatoris überſetzet worden, auch dieſer Baum zugleich ſein voriges Erdreich verlaſſen, und ſamt Wurzeln, Blättern, Blüthe vor die Thüre der Kapelle ſich hingepflanzet hat?

Skulp.

Skulp. Nun die Bäume laſſen ſich ja verſetzen; und es iſt noch kein Glaubensartickel, daß er ſich ſelbſt verſetzet hat. Uibrigens hat ſich in unſerm Lande ein groſſer Theil eines Waldes von einer Anhöhe tiefer in das Thal hinabverſetzet, weil die Erde durch unterirrdiſche Wäſſer ſich von der Felſen gelöſet, und ſich ſelbſt weiter hinab geſchoben hat.

P. Pinx. Seyn ſie ſtill mit ihren Erklärungen. — Sehen ſie mir lieber dieſe Schwein an.

Skulp. Dieſe iſt ſtattlich gemalen. Die Borſten ſind nur zum angreifen.

P. Pinx. Die Schwein iſt der Teufel, der in dieſer abſcheulichen Geſtalt mit vielen Grunſen und Schreien aus der Kirche ſich durch das Volk hinausgeriſſen; aus jener Kirche nämlich, welche der heilige Papſt und Kirchenlehrer Gregorius den Arianern wieder abgenommen, und vom neuen eingeweihet hat.

Skulp.

Skulp. Nun das werde ich gleich einem mir gutbekannten Pfarrer erzählen, der mir neulich geklagt hat, daß ihm öfters Schweine von der Gasse in die Kirche laufen. Diese Schweine werden ja nicht etwa arianische Teufeln seyn?

P. Pinx. Sie mögen nun spaſſen, wie sie wollen; so ist es kein gutes Zeichen, wenn Schweine in eine Kirche kommen.

Skulp. Ich nehme es für ein Zeichen, daß die Leute auf ihre Schweine, und die Kirchendiener auf die Kirche nicht die gehörige Nachsicht pflegen.

P. Pinx. Diese Löwen haben mir viele Mühe gemacht. Sie sind jene Löwen, von welchen Ado und der heilige Antonius sagt, daß sie den heiligen Martyrer Ignazius, der ihnen vorgeworfen wurde, nur erdruckt, nicht aber beschädiget haben.

Skulp. Beschädigung genug, wenn man erdruckt wird.

P. Pinx.

P. Pinx. Ribadeneira hält es mit denen, welche schreiben, daß die Löwen den Heiligen anfielen, zerrissen, und bis auf die Beine fraßen.

Skulp. Neben dem Löwen liegt ja ein Herz?

P. Pinx. Das ist das Herz des Heiligen, welches nach seinem Tode eröfnet worden, und worinn man den Namen Jesus mit goldenen Buchstaben geschrieben fand.

Skulp. Wie geht denn das mit dem zusammen, daß der Heilige bis auf die Beine von den Löwen gefressen worden. Man hat ihn ja also nach seinem Tode nicht mehr eröfnen können.

P. Pinx. Wenn der Ado und der Antonius recht hat; so blieb ja das Herz übrig; wenn aber die andern recht haben, welche sagen: Ignazius sey bis auf die Beine gefressen worden; so müßte ich freilich in mehreren Legenden nachsuchen, wie Ignazius nach diesem Tode wieder geöfnet, und im Herz die goldene

In-

Innschrift gefunden worden. — Da haben sie einen anderen Löwen, der hat die heilige Maria aus Egypten begraben.

Skulp. Auch gefressen?

P. Pinx. Behüte Gott! Ein gottesfürchtiger Ordensmann aus einem Kloster nächst des Jordans Namens Zozimus traf im Walde diese büssende Mariam an, die ganz verwildet war, und beinahe keinem Menschen mehr glich; denn die Haut war schwarz und verbrannt von der Sonne, der Kopf glatzigt, die wenigen Haare grau und taubenweis über die Schulter hangend. Sie lief anfänglich, und der alte Zozimus konnte ihr kaum folgen. Endlich beschwor er sie aber, daß sie bliebe; er kannte sogleich in ihr eine heilige Einsiedlerinn, kniete vor ihr nieder, begehrte von ihr den Segen, worüber aber sie niedergekniet, und vom ihm den Segen begehrte.

Skulp. Das ist auch wunderlich. Sind sie so knieen geblieben? hat er ihr, oder sie ihm den Segen gegeben?

P. Pinx. Zozimus hat es nicht anders gethan, sie hat ihm den Segen geben müssen, als sie hernach aufgestanden, erzählte sie ihm ihren vorhinigen Lebenslauf, ohne daß er nöthig gehabt hätte, auch ihr den seinigen zu erzählen, weil sie denselben aus göttlicher Eingebung schon gewußt hat. Beide weinten dabei ganz entsetzlich; und endlich giengen sie wieder voneinander, sie mit trockenem Fuße über den Fluß Jordan, und er in sein Kloster. Vermög des ihr gemachten Versprechens wollte er sie nach Jahr und Tag in derselben Einöde wieder aufsuchen. Allein nach vielem Suchen fand er sie todt auf der Erde liegen, und neben ihr im Sande geschrieben: **Vater Zozime! verscharre den geringgeschäzten Leichnam der erbarmungswürdigen Maria. Bitte Gott für mich, die ich den neunten April nach Nieſſung des heiligen Abendmahls den Abend vor dem heiligen Charfreytag verschieden bin.**

Skulp. Von wem hat sie denn das heilige Abendmahl in der Wüſte bekommen?

P. Pinx.

P. Pinx. Vom Zozimo; woraus eben Zozimus erkannte, daß ſie gleich darnach geſtorben, als er ſie voriges Jahr verlaſſen hat.

Skulp. Alſo blieb ſie todt, und die Innſchrift im Sande unverletzt durch ein ganzes Jahr, bis Zozimus wieder kam?

P. Pinx. Das verſteht ſich von ſelbſten; Nun aber war dem Zozimo, nachdem er der Verſtorbenen die Füſſe geküßt, und die Tagzeiten für die Abgeſtorbenen gebethet hat, ganz, wie er ohne allen Werkzeug ein Grab zurichten werde. Und ſehe ein Wunder! Ohnverſehens bricht ein entſetzlicher Löw aus dem Gebüſche hervor, ſchleicht ſich hinzu, und küßt der Maria auch die Füſſe, wie der Zozimus. Zozimus, der ſich alſogleich auskannte, befiehlt der ungeheuren Beſtie, in die Erde zu ſcharren, und das Grab herzurichten; und dictum factum hergerichtet war's. Die Maria wurde hineingelegt; der Löw krapte wieder die Erde über das Grab, und gieng ſodann wie ein Lamm in den Wald; Zozimus aber kehrte mit ſeinem Mantel, den er voriges Jahr

der Maria zur Bedeckung gleichen hat, weil sie vorher nacket herumgegangen, in sein Kloster zurück.

Skulp. Ich hätte zu dieser Maria aus Egypten nicht kommen dürfen; sie hätte müssen mit mir gehen, und ich hätte ihr sonnenklar bewiesen, daß sie mehr Gott dienen, mehr Buße thun, und dem Wohlstande sowohl, als den übrigen Pflichten eines Menschen eher genugthun könne, wenn sie nicht wie ein wildes Thier gefährlich und ohne Hilfe im Walde herumirret, sondern sich gleich anderen vernünftigen Leuten mit anserbaulichem und ehrsamem Leben fortbringet. Statt der vorhinigen üblen Handlungen sich guter Handlungen befleißen, das ist die Frucht einer wahren Buße, das ändert den Menschen. Man muß ein anderer Mensch, kein Waldthier werden.

D. Dinx. Ich bitte, seyn sie mit ihren Bußvorschriften nicht so leicht.

Skulp. Seyn sie versichert, denen, die ein übles Leben gewöhnt haben, fällt es nicht leicht,

leicht, sogleich ein besseres Leben anzunehmen. Statt des Vollsaufens nüchtern bleiben, statt des geizigen Geldzusammenscharrens redliches Umwesen geben, statt des üppigen wollüstigen Lebens sich ehrbar und eingezogen beweisen, statt des Müssigangs wacker arbeiten, statt der gewohnten Unordnung ordentlich leben; das kömmt nicht leicht an. Ein erhitztes Gehirn kann einen gesunden in einen Wahnsinn machen; ein solcher Entschluß kömmt mehr von einem erhitzten Gehirne, als von einer reifen Ueberlegung her. Gott dient man nicht, wenn man die Pflichten gegen sich und seinen Nächsten bei Seite setzet, und die Handlungen, die man bessern sollte, gar unterläßt. Ein Mensch bedarf des anderen seiner Hilfe. Im Walde bin ich der Hilfe anderer, und anderer sind meiner Hilfe entzogen. Im Walde gebe ich denen, welchen ich böse Beispiele gegeben habe, keine bessere. Weder die Seele, weder der Leib erhält in einer wilden Lebensart die nöthige Nahrung, Bildung, und Vollkommenheit, die wir in der menschlichen Gesellschaft, wohin uns Gott gestellet hat, zu erlangen trachten müssen. Nun wenn sich Ehrlsam

sten zur Zeit der Verfolgungen, wo sie nirgends glitten, sondern überall verfolget und getödtet worden, in die Wildnissen verlossen, da lasse ich es gelten; denn das geschah eben, um sich nur noch zu erhalten, wie es anders nicht möglich war. Aber sich ohne Noth aus aller menschlichen Gesellschaft und Hilfe entziehen, das heißt wider das natürliche und geoffenbarte Gesetz handeln, oder man ist blödsinnig.

P. Pinx. Ereifern sie sich nur nicht so stark. Ich lasse sie bei ihren Meynungen, und ich bleibe bei meiner Denkungsart. Wir sind deßwegen doch gute Freunde, wenn nur meine Sammlung in Kupfer gut gestochen wird. Werden sich schon Liebhaber darum finden, die auch noch so denken, wie ich denke. Fahren wir jetzt in Ansehung meiner Malereyen weiter fort. Da haben sie wieder einmal einen Bär; dieser hat dem heiligen Abten Kolumbanus Platz machen müssen.

Skulp. Was ist das wieder für eine Begebenheit?

P. Pinx.

P. Pinx. Nun der heilige Kolumbanus ſuchte in der Wildnuß einen bequemen Ort zur Verrichtung ſeiner Andachtsübungen, und fand auf einem ſehr hohen Berge eine finſtere Höhle oder Bergkluft. Der heilige Mann kriecht durch den ſehr engen Antritt hinein; trift aber darinn einen hoch erwachſenen Bärn an, der unbeweglich liegen bleibt, und ihn trotzig anſchaut. Ein anderer wäre auf der Stelle aus Furcht geſtorben. Der heilige Mann ſagte aber nur: **Marſchire! und ſehe dir um eine andere Herberg um;** und der Bär ſchlich ſich fort, und überließ ſeinem wunderthätigen Gebieter den Platz, worinn der heilige Mann ſeine Einſiedeley errichtete, und zur Erquickung aus dem harten Felſen einen kriſtallklaren Brunnen erweckte. Was ſagen ſie zu dieſer übernatürlichen Bärntreibung?

Skulp. Nichts. Belieben ſie nur in der Sammlung fortzufahren.

P. Pinx. Da haben ſie abermal einen Bärn. Der fraß das Pferd, welches dem heiligen Hubert und ſeinen Gefährten auf der Reiſe

nach

nach Rom den Pack nachtrug, in wehrender Zeit, als die Heiligen ein Schläflein machten, und das Pferd waiden lieſſen. Aber der heilige Hubert, da er vom Schlaf erwachte, und das Spectackel ſah, ergriff gleich den Bärn, und ſagte zu ihm: **Nun magſt du unſeren Plunder ſelbſt tragen, und ſollſt mir auch nicht los ſeyn, bis unſere Reiſe vollendet iſt.** Der Bär ſchlich ſich mit gehenktem Kopfe hinzu, ließ ſich alles Geräth geduldig aufbinden, folgte ihnen als ein zahmes Hausvieh allzeit auf dem Fuße nach. Wenn es zur Einkehre kam, und man ihm die Bürde abpackte, ſchlich er furchtſam von einem zum anderen, hettelte ein Futter, verfiegte ſich alsdann wiederum zu ſeinem Pack, ſelben zu bewachen. Sie können ſich einbilden, wie die Leute in den Dörfern und gröſſeren Ortſchaften, durch welche die Reiſe gieng, zuliefen, und Mäuler und Augen hierüber aufriſſen, daß ein grimmiger Bär ein ſo leitſamer Sackträger geworden. Und in Rom würde der Auflauf gar entſetzlich geweſen ſeyn. Deßwegen, und damit die heiligen Pilgrame nicht in Gefahr kämen, durch ein eitles Ehrenwindlein angeblaſen zu

wer-

werden, mahnte ein Engel den Papſt, er wolle ihnen jemanden entgegen ſchicken, und befehlen laſſen, den Bärn nicht nach Rom zu bringen, ſondern denſelben im Walde zu entlaſſen, welches auch geſchah.

Skulp. Dörfen ja auch zu uns nicht mehr Herumreiſende mit Bären kommen.

P. Pinx. Da ſehen ſie einen Stein.

Skulp. Der hat ja die Geſtalt eines Laib Brodes?

P. Pinx. War auch vormals ein Brod, welches eine Bäurinn am Feſte des heiligen Leopoldus backen wollte; aber eben deßwegen wurde es zu Stein. Da lernte die Bäurinn das Geboth; du ſollſt den Sabath heiligen.

Skulp. Von Heiligung des Sabaths hat, ſoviel ich weis, Chriſtus ſelbſt die beſte Lehre gegeben. Er ließ den Eſel, der am Sabath in Brunn gefallen, zu keinem Petrifikat werden.

P. Pinx.

P. Pinx. Da haben ſie Läuſe auch.

Skulp. Dieſe giengen noch ab.

P. Pinx. Es ſind die Läuſe, welche der heilige tolctaniſche Biſchof Ludowick in der Viſitazion ſeiner Diözes bei einem Bettelweibe aufklaubte, die er ſelbſt Beicht hören, tröſten, und beſchenken wollte. Die Bedienten wollten ihm hernach die Läuſe wieder herabklauben. Er geſtattete es aber nicht, ſondern ſagte: **Laſſt ſie nur ſitzen.**

Skulp. Bei armen Leuten, die ſich nicht ſauber halten, bekömmt man bald Läuſe, und daß der heilige Biſchof deßwegen ſich nicht abſchrecken ließ, zu dem armen Bettelweib zu gehen, iſt recht löblich. Aber ſodann ſich von aufgeklaubten Läuſen nicht befreyen laſſen, ſehe ich weiters für keine Tugend an, weil ſich unſauber halten, eine Untugend iſt.

P. Pinx. Dieſe Blume geht auch den heiligen Ludwig an. Wegen ſeiner engliſchen Reinigkeit wuchs ihm nach dem Tode eine Blume

gleich

gleich einer Rose aus dem Munde hervor, welche, wie sie sehen, in roth und weisser Farbe eine annehmliche Gestalt hat. Dieser Heilige sah niemal einem Weibsbild frei in's Angesicht.

Skulp. Ich sehe allen Leuten gern in das Gesicht, und kann nichts weniger leiden, als diejenigen, die den nicht ansehen, mit dem sie reden. Man darf sich deßwegen an einem Gesichte nicht sündlich vergaffen.

P. Pinx. Ist dieser Heuschreck nicht allerliebst? Dieser Heuschreck kam durch acht Tage zum heiligen seraphischen Franz so oft, als er ihn rufte. Er setzte sich auf seine Hand, sang, nit, und solange er es haben wollte. Endlich ließ er ihn zu den seinigen hinziehen, gab ihm den heiligen Segen, und er war nicht mehr zu sehen. — Dieser Schwarm allerhand Vögel bezieht sich auch auf den heiligen Franz. Er stellte sich mitten unter sie, um ihr Gesang zu hören. Sie schwiegen aber alle; doch floh keiner davon, sondern sie neigten ihre Köpflein, gleich als grüßeten sie ihn, und waren auf

das

das bereit, was er befehlen würde. Hierauf hielt ihnen der heilige Franz eine kurze, aber so schöne Christenlehre, wie sie Gott loben sollten, daß die Vögel nach dem Ende der Anrede alle zusammen hell aufschrieen, die Flügel schwangen, die Hälse empor strickten, und allerhand Freudenzeichen gaben. Der Wundermann konnte auch einen Vogel nach dem anderen mit Händen berühren, ohne daß einer davon wich, bis er ihnen den Segen samt der Erlaubniß gab, hinweg zu fliehen.

Skulp. Ich kenne einen Herrn, der alle Tage sich das Vergnügen macht; nach der Tafel die Spatzen zu füttern. Sobald er nur die Fenster aufmacht, und ihnen pfeift, fliehen sie schon dahin, schreien, lärmen, warten auf ihr Futter, setzten sich ihm beinahe auf den Kopf und Hände, wenn er nicht mit dem Futter eilte, fressen ohne Scheu vor seiner, und wenn sie gefressen haben, haben sie auch von ihm Erlaubniß, wieder davon zu fliehen.

P. Pinx. Er macht ihnen aber keine Predigt.

Skulp.

Skulp. Ach ja! er redet in wehrendem Futtern immer mit ihnen.

P. Pinx. Das war doch ganz anders beim heiligen Franz. Der legte auch den Vögeln das Stillschweigen auf, wenn sie ihn im Predigen hinderten. Das that er den Schwalben, die sie hier gemalen sehen. Er sagte nur: **Meine Schwestern! jetzt ist das Reden an mir, ihr habt lang genug geplaudert; könnt schon eine Zeitlang die Schnäbel halten, bis ich mit meiner Predigt fertig bin.** Das nämliche that er einmal beim Brevierbethen.

Skulp. Warum sagte er denn, **meine Schwestern?** waren sie denn nur Weibeln, die so plauderten, und ihre Schnäbel halten sollten?

P. Pinx. Das weis ich nicht; aber das weis ich, daß sie augenblicklich still schwiegen, und sich nicht rührten, bis die Predigt vorbey war. — Ist das nicht ein schöner Hirsch, ein Zwölfer?

Skulp.

Skulp. Stattlich.

P. Pinx. Diesen verfolgten die Jäger, und sprengten ihn in das Thal, wo der heilige Hubert ein Kloster baute, und eben seinen Mantel auf die Erde legte. Diesen Mantel sehen, und sich sogleich in demselben einwickeln, war bei dem Hirschen eines. So eingewickelt setzte er sich ohne Furcht, und vielmehr trotzig den bellenden Hunden entgegen. Die Jäger selbst mußten lachen, bis sie erkannten, daß dem Hirschen von dem Mantel des heiligen Mannes die übernatürliche Stärke, und solcher Muth mitgetheilet wurde; worauf sie dem Heiligen zu Füssen fielen, und ihr ganzes Vermögen zum Eigenthum des neuen Klosters anbothen. — Ich habe es ihnen nicht vor übel, Herr Skulpsit! daß sie lachen; wie ich gesagt, so haben die Jäger auch gelacht. — — Hier ist wieder etwas ernsthafteres.

Skulp. Das sind zwey Lämmer?

P. Pinx.

P. Pinx. Diese bekam der heilige Franz zum Geschenk; und ermahnte sie, fein im Kloster zu bleiben, fleißig in die Kirche zu gehen, und keine heilige Messe zu versäumen. Beide Lämmer befolgten dieses genau, bleckten mit den Geistlichen im Chor, knieeten auch nieder; und das eine, welches der heilige Franz bei seiner Ausreise einer adelichen Frau in Verwahrung gab, ließ dieser Frau, wenn sie nach dem Gebrauch der Weiber zauderte, mit Blecken, Stossen, Treten, und Herumtrappeln keine Ruhe, bis sie sich aus dem Hause packte, und zur Kirche gieng.

Skulp. Einige Lämmer lassen sich wirklich abrichten, wie die Hunde; aber was schon ein Schöps ist, nimmt nicht mehr so leicht einen Unterricht an.

P. Pinx. Da sehen sie einen goldenen Stab.

Skulp. Dieser Stab gehört hiemit als Metall in gegenwärtige Sammlung?

P. Pinx.

P. Pinx. Ein armer Mann wollte von einem Reichen auf künftige Bezahlung und Zinse Getreid borgen. Der Reiche sagte; ich gebe nichts, bis ich nicht ein Pfand habe. Dieser Arme nahm zum heiligen Spiridion seine Zuflucht, und der Heilige gab ihm diesen goldenen Stab, um denselben als ein Pfand hinzugeben. Richtig erfolgte nun Getreid zur Hausnothdurft und zur Aussaat im Uiberflusse. Nach der Aernte konnte nun der Arme ganz leicht seine Schuld bezahlen, und den goldenen Stab hiemit wieder auslösen. Aber sehe Wunder! der dem heiligen Spiridion zurückgebrachte Stab wurde auf dessen Gebet eine Schlange, die er vorher gewesen.

Skulp. Also gehöret dieser Stab eigentlich in das Thierreich. Das war ein Glück, daß der goldene Stab nicht vor der Zeit wieder zur Schlange geworden; der reiche Geizhals wäre erschrocken, wenn er gesehen hätte, eine Schlange statt des Goldes zu haben. Uibrigens versichere ich euer Hochwürden, daß mir dieses Mirakel mit dem Goldmachen auf solche Art das allerliebste wäre. Da brauchte es kein

Labo-

Laboriren, oder sein eigenes Geld in Rauch aufgehen lassen, und statt an einen Goldstab an Bettelstab zu kommen.

P. Pinx. Da haben wir abermal ein Pferd. Dieses ist aber eigentlich eine schöne Frau, welcher ein geiler Venusbub nachsetzte. Da er nichts ausrichten konnte, bemühte er sich durch einen Zauberer das Liebesband zwischen ihr und ihrem Ehemann zu zerreißen. Der Zauberer richtete aber auch nichts aus.

Skulp. Das glaube ich; denn ich halte ein für allemal nichts auf Zaubereyen, die nur dort noch geglaubt werden, wo die Leute dumm sind.

P. Pinx. Der Zauberer hat doch so vieles ausgerichtet, daß die Frau dem Schein nach die Weibsgestalt verlohren, und von allen für ein Pferd gehalten worden. Der betrübte Ehemann wußte auch nichts anderes zu thun, als diesem Pferde einen Zaum anzulegen.

Skulp. Wollte Gott! es lieſſe ſich manche Frau einen Zaum anlegen.

P. Pinx. Aufgezäumt führte er alſo ſeine Frau als Pferd zum heiligen Makarius, der ihr aber mit dem Weihwaſſer gleich die vorige Geſtalt gab, und ſie ermahnte, nicht ſo ſelten in die Kirche zu gehen.

Skulp. Die Frau wird froh geweſen ſeyn, daß ſie wieder in ihr Zimmer gekommen. Denn ſolange ſie Pferd war, wird ſie ungezweifelt der Mann in ſeinem Stalle, oder wohl gar in einem fremden Stalle haben einſtellen müſſen.

P. Pinx. Da haben wir wieder einen Löwen. Dieſer klopfte bei der Thüre des heiligen Makarius von Alexandria an, gieng ſodann in ſein Zimmer, und legte dem heiligen Mann eines ſeiner Jungen vor die Füſſe, welches blind war. Der Heilige wußte gleich, was das Thier verlange; ſtrich dem jungen Thiere ſeinen Speichel in die Augen, und machte es ſehend. Des anderen Tages kömmt die alte Löwinn wieder, und bringt dem Heiligen aus

Dank

Dank ein groſſes Schaaffell. Der Heilige aber ſagte: Ich mag kein geſtohlenes Gut haben; ich will eben keinen anderen Dank, als daß du mir verſprecheſt, künftig keinem Vieh der armen Leute einen Schaden mehr zu thun. Worauf die Löwinn mit Gebärden, welche den ſicheren Gehorſam andeuteten, wieder davon gieng. Makarius behielt aber doch das Schaaffell, weil es ſchon da war; ſchenkte es dem heiligen Athanaſius, und dieſer dem heiligen Melaniæ.

Skulp. Wenn ich das könnte, was der heilige Makarius kann; ſo blieb ich in keiner Zelle, ſondern gieng unter den Leuten herum, und wollte lieber blinde Menſchen ſehend machen, als einen Löwenokuliſten abgeben.

P. Pinx Warten ſie; da haben wir abermal zween Löwen, die dem alten Waldbruder Antonius den heiligen Waldbruder Paulus begraben halfen,

Skulp. Wir haben ja ſchon vorher bei der Maria aus Egypten einen Löwen als Toden-

graber gesehen. Wie ich schon gesagt habe, so haargleiche ausserordentliche Begebenheiten bei verschiedenen Heiligen scheinen mir verdächtig, und von dem einen Heiligen für den anderen abgeborget.

P. Pinx. Wieder etwas aus dem Pflanzenreich. Etwelche Bäume und Kräutlein, welche im kältesten Winter grünten und hervorkamen, da bei ihnen der Leichnam des heiligen Benedikts vorbeigeführet wurde.

Skulp. Auch diese Begebenheit haben wir schon bei der heiligen Gudula gesehen.

P. Pinx. Als wenn nicht ein Heiliger das nämliche Mirakel wirken könnte, wie der andere.

Skulp. Ja es ist nur die Frage, ob es gewirket worden, oder ob nicht vielmehr die Legendenschreiber sich die Sache bequem gemacht, und die Leben der Heiligen mit ganz gleichen Begebenheiten angefüllet haben, um nur etwas nach ihrer Absicht hinzuschreiben.

P. Pinx.

P. Pinx. Seyn sie still! Schauen sie mir lieber den ungeheuren Baum an, welcher dem Jupiter zu Ehren gepflanzet war, von dem heiligen Bonifazius aber auf einen Streich mit der Axte umgehauen wurde, worauf die Zuseher die Abgötterey verfluchten.

Skulp. Mir kömmt vor, dieser Baum war damal schon so modrigt, als die Abgötterey selbsten, die von der Stärke des Evangeliums und der hieraus verbreiteten Aufklärung so geschwind zu Boden geworfen wurde. — Aber um des Himmelswillen! wie kömmt denn der Teufel, den sie auf folgendem Blatte gemalen, auch in diese Sammlung?

P. Pinx. Dieses kleine Männlein ist kein Teufel. Es hat zwar Hörner auf dem Haupte, eine übergebogene Nase, und Geisfüsse; ist aber nur ein Faun oder Satyr, der sich dem heiligen Waldbruder Antonius, wie dieser den heiligen Waldbruder Paulus aufsuchte, in das heilige Gebeth empfahl. Dieser Faunus beklagte nichts mehr; als daß er und seines gleichen vorher von Heiden für Götter gehalten worden,

da

da ſie doch nur ſterbliche Geſchöpfe ſind, die es nun auch ſchon wiſſen, daß Gott für das allgemeine Heil auf dieſe Welt gekommen.

Skulp. Das iſt das erſtemal, daß ich von Faunen und Satyren, die ich ſo oft in Kupfer geſtochen habe, dieſes höre.

P. Pinx. Was wollen ſie? Da ſehen ſie einen halb Menſch und halb Pferd, der dem nämlichen heiligen Antonius den Weg gewieſen hat, auf welchem er den heiligen Waldbruder Paulus antreffen werde.

Skulp. Halb Menſch und halb Pferd? das iſt entſetzlich! das iſt ja gerade aus der heidniſchen Fabelgeſchichte? ja es iſt noch über die Frau, die zu einem Pferde geworden. Und eure Hochwürden glauben alles dieſes?

P. Pinx. Auch nicht an einem einzigen Stücke habe ich den mindeſten Zweifel. Uibel genug, daß es hierüber Zweifler giebt. — Aber ſehen ſie; wir ſind ſchon bald am Ende. Das iſt zwar etwas eckelhaft anzuſehen; eine giftige

Spinne.

Spinne. Nicht wahr, das iſt eine auſſerordentliche, ja entſetzliche Gröſſe von einer Spinne. Dieſe iſt dem heiligen Norbert Stifter des Prämonſtratenſerordens unter der Meſſe in den Kelch hineingefallen.

Skulp. Nun er wird das gethan haben, was für dergleichen Fälle in Meßregeln und Rubriken vorgeſchrieben iſt, und was ein jeder junger Geiſtliche weis, der ſeine erſte Meſſe lieſt.

P. Pinx. Der fromme Norbert wußte nun einmal im Schrecken nicht, was er thun ſollte, und wie immer bei ihm alles der Andacht weichen mußte, ſo überwand er Schrecken und Eckel, und ſchluckte das heilige Blut ſamt der Spinne herzhaft hinein.

Skulp. Pfui! pfui! pfui! das iſt eine gräuſliche Andachtsübung.

P. Pinx. Er ſelbſt ſtellte ſich nichts anders vor, als den Tod, welchen er knieend und bethend

thend erwartete. Aber sehe Wunder! in wehrendem Gebethe nießt er.

Skulp. Zur Gesundheit!

P. Pinx. Wirklich nießte er zur Gesundheit; denn die Spinne wurde durch die Nasenlöcher mit starkem Athemstoß herausgeblasen, ohne daß der Heilige den mindesten Anstoß von einer Unpäßlichkeit gehabt hätte.

Skulp. Weil wir schon bei einem nicht gar säuberlichen Gegenstande sind, nun so geht es in einem, daß ich euer Hochwürden sage; nichts sey natürlicher, als dieses, daß beim Herausbrechen auch etwas durch die Nase herausgestossen werde. Uibrigens habe ich schon von Naturkündigern, und von Apotheckern gehöret, daß nicht alle Spinnen giftig sind, ja vielmehr einige Gattungen in der Arzney gebraucht werden. Ich sehe also bei dieser Geschichte nichts Mirakuloses, sondern theils etwas Eckelhaftes, theils etwas, so eine Unwissenheit in geistlichen Amtsverrichtungen zeiget, theils einen Mangel sogar an Kenntniß

des

des natürlichen göttlichen Verbothes, dasjenige, was man für tödtlich hält, zu genieſſen. Es kann ja gar keine wahre Andacht begreiflich ſeyn, die dem göttlichen Vernunftlichte entgegen geſetzet wäre, ſonſt hätte der Urheber der Natur und der natürlichen Geſetzen nachhin in dem gegenbarten Geſetze ſich ſelbſt widerſprechen; dergleichen Widerſpruch von Gott zulaſſen, oder gar behaupten zu wollen, wäre eine der gröſten Gotteslästerungen.

P. Pinx. Aber nicht wahr; das ſind ſchöne Janghunde? Dieſe haben zwar die Mitmartyrer des heiligen Anaſtaſius zerriſſen, und verzehret; den Leib des heiligen Anaſtaſius aber nicht beſchädiget, ſondern vielmehr denſelben gegen die Anfälle anderer Thiere bewachet.

Skulp. Bei einem Hunde, der ſchon genug gefreſſen hat, finde ich das auch ganz natürlich, daß er das übrige zwar nicht mehr anrührt, doch aber auch dieſes aus Neid ſich von anderen Thieren nicht hinwegnehmen läßt.

P. Pinx.

P. Pinx. Sehen ſie! da kommen aber Hunde, die hungrig waren, und doch den Leib des heiligen Gordiani nicht fraſſen, ſondern denſelben fünf Tage bewachten.

Skulp. O mein hochwürdiger Herr! genug, daß das nämliche Mirakel von den Hunden bei mehreren Heiligen ſchon wieder vorkömmt. Ich weiß nichts daraus zu lernen. Einige Leiber ſind von Hunden gefreſſen worden, andere ſind nicht gefreſſen worden. Durch dieſes Freſſen oder Nichtfreſſen, denke ich, hat ſich die Heiligkeit weder vermehrt, weder vermindert; weder wäre ſie auch hiedurch erprobet worden, wenn ſie nicht ſchon aus den vorgehenden Handlungen bekannt geweſen wäre. Ich habe Katzen zu Hauſe; die eine frißt die Mäuſe, die andere fängt ſie nur, und frißt ſie nicht. Auch die Maus freſſende Katze frißt oft etwelche Tage nichts, und läßt ſogar die Mäuſe liegen.

P. Pinx. Wenn ſie nur etwas als natürlich ausdeuten können, ſo iſt ihnen ſchon leichter. — Sehen ſie da eine Kuh. Der heilige

Ma-

Makarius von Alexandria iſt zwanzig Tage ohne Speis und Trank in der Wüſte herumgewandert, und hat aus Mattigkeit nicht mehr fortkommen können.

Skulp. Schon wieder ein Unternehmen wider die natürliche Pflicht, ſich zu erhalten, und nicht zu verderben.

P. Pinx. Gott ſchickte ihm aber dieſe Kuh, um ſich durch die Milch derſelben die Kräften zu erholen; und dieſe Kuh folgte ihm auf dem Fuße nach, bis er wieder in ſeiner Zelle anlangte. — Sie werden ſich wundern, wie hier der Rab und der Wolf zuſammkömmt.

Skulp. Gar nicht; einen Raben und einen Fuchſen fand ich ſchon in mehreren Fabeln beiſammen.

P. Pinx. Das iſt aber keine Fabel, ſondern das iſt wahr, daß der Rab den Leib des heiligen Martyrers Vincentii nicht nur gegen alle Raubvögel bewahret, ſondern auch ſich einem gefräßigen Wolf, der den heiligen Leib

ſchon anpacken wollte, auf den Kopf geſetzet, und mit Flügeln und mit dem Schnabel dem Weib ſo zugeſetzet hat, bis dieſem der Appetit vergangen. — Sehen ſie; da iſt noch ein Rab, der das vergiftete Brod, welches dem heiligen Benedikt boshaft verehret worden, um ihm das Leben zu nehmen, auf Befehl des heiligen Mannes in ein Ort hat vertragen müſſen, wo kein Menſch dazu kommen konnte. Der Rab wollte nicht recht daran bei dieſer Arbeit, ſchrie, und flatterte um das vergiftete Brod herum; bis der heilige Benedikt ſagte: **Faſſe, faſſe es nur beherzt auf!**

Skulp. Benedikt hätte dieſes Brod wohl auf andere Art auch vertilgen können. Der Rab, wenn es wahr wäre, hätte mehr Geſchicklichkeit gehabt, als unſere Legendenſchreiber, die ihre fabelhafte Geſchichten nicht dahin tragen, wo kein Menſch dazu kömmt, ſondern ſolche dem armen Volke vorſetzen, um ſie von einem beſſeren Genuß abzuhalten.

P. Pinx. Sie müßen immer etwas gegen die Legendenſchreiber haben. — Hier haben

ſie

ſie wilde Thiere nach der Menge, wie ſie in der Bäder zum heiligen Blaſius hinein, um in ihren Leibesgebrechen kurirt zu werden; weswegen ſie auch bei ihm Arbeiter machten; ſo wie ſich die Waldgeiſter bemühten, ſeine Beſchirmer zu ſeyn.

Skulp. Über dieſe Malerei werde ich mich hart wagen; da iſt mir einmal zuviel darauf. Hochwürdiger Herr! es wird ſchon ſpät.

P. Pinx. Warten ſie nur noch ein wenig. Sehen ſie; wir haben nicht mehr, dann etwa zwölf Stücke. Hier iſt die Forelle Antonella.

Skulp. Dieſe Forelle heißt Antonella? Was iſt das für eine Gattung Forellen?

P. Pinx. Dieſe war ſchon todt; aber der heilige Franz de Paula erweckte ſie zum Leben; gab ihr den Namen Antonella, und ſie wurde ſo zahm, daß ſie gleich zuſchwamm, und ſich mit den Händen berühren ließ.

Skulp.

Skulp. Sie wird wohl noch nicht ganz tod gewesen seyn, sondern sich im frischen Wasser nur wieder erholet haben.

P. Pinx. Hören sie nur weiter. Diesen Fisch hat ein Priester gestohlen, und sich kochen lassen. Der heilige Franz de Paula, der durch himmlische Offenbarung den Thäter wußte, schickte also gleich einen Frater hin, den Fisch abzuholen. Der Priester läugnete anfangs; endlich warf er dem Frater den gekochten Fisch dergestalt vor die Füsse, daß der Fisch in viele Stücke zersprang. Das war gut. Der Frater klaubt die Stückel zusammen, und bringet sie dem heiligen Franz de Paula. Dieser redete den gesottenen Fisch also an: **Meine liebe Antonella; wie ist man mit dir so übel verfahren! Das hast du von dem allzubegierigen Naschen; hättest du vom Priester das vorgeworfene Brod nicht so heißhungrig hineingeschluckt, wäre dir dieses Unglück nicht begegnet. Lasse es dir zur Warnung seyn, und siehe hinfür, wem du traust.** Darauf warf der heilige Mann die Fischstücklein in

das

das Wasser, welche sich augenblicklich wieder aneinander gefiegt, dergestalt, daß Antonella lebendig daher geschwommen, und so lange verblieben, als Franz de Paula gelebt hat. Nach dessen Tod hat sich aber keine Antonella sehen lassen.

Skulp. Das letzte, daß sich die Antonella nicht mehr hat sehen lassen, glaube ich vom Herzen.

P. Pinx. Da ist ein todter Löw. Dieser Löw hatte einmal eine Geschwulst am Fuße, nahm zum heiligen Gerasmus seine Zuflucht, wurde von ihm kurirt, und blieb sodann nicht nur bei ihm, sondern liesse sich auch gebrauchen, den Klosteresel, der aus dem Flusse Jordan das Wasser tragen mußte, zu hüten. Aus Uibersehen wurde ihm einsmal der Esel von einem arabischen Kameeltreiber gestohlen; und kehrte also nach fruchtlosem Suchen ganz traurig ohne Esel in das Kloster. Der heilige Abt, der nichts anderes vermeynte, als der Löw habe sich über den Klosteresel hergemacht, und ihn gefressen, verurtheilte den Löwen, künftig

tig ſtatt des Eſels das Waſſer zu tragen; wovon er aber bald befreiet wurde, und einen anderen Eſel zu ſchenken bekam. Nun gab der Löw auch beſſer auf den neuen Kloſtereſel obacht, und hatte bald das Glück, auch den geſtohlenen Eſel wieder zu bekommen. Der diebiſche Kameeltreiber kam nämlich wieder einmal mit dem geſtohlenen Eſel in die dortige Gegend; und dieſer Eſel, ſobald er ſeinen alten Bekannten den Löwen erſah, lief von den Kameelen hinweg, und dem Löwen zu. Der Löw kannte ſich auch gleich aus; nimmt den Eſel mit dem Maul bei dem Zaum, wie er es vorher zu thun gewohnt war, und führte ihn mit freudigem Brüllen zu dem heiligen Abten. Dieſer erkannte nun, daß der Löw unſchuldig war; und das Kloſter gewann auch dabei.

Skulp. Bemühen ſich eure Hochwürden nicht weiter mit Erzählung dieſer Eſelsgeſchichte.

P. Pinx. Mit dem, was die Eſeln betrift, iſt es jetzt ſchon gar; aber die Geſchichte des Löwens iſt noch nicht aus. Als der

hei-

heilige Abt ſtarb, wollte es der Löw nicht glauben, bis er auf das Grab geführet wurde, wo er unter groſſem Heulen ſich den Kopf ſo lang auf die Erde ſtieß, bis er verreckte.

Skulp. Aber die Eſeln ſind noch lebendig geblieben?

P. Pinx. Von dieſen meldet die Geſchichte nicht mehr das mindeſte. — Da haben ſie nun aber auch zween Ochſen, welche von durchmaſchierenden feindlichen Truppen einem Bauersmann weggenommen worden. Der Bauer hätte ſie in ſeinem Leben nicht mehr bekommen; denn abſolute wollten die Soldaten die Ochſen nicht mehr hergeben, und beruften ſich ſogar auf das Kriegsrecht. Aber der heilige Franziskus regis ſagte dem Bauer; er ſolle ſichr mitten unter die Soldaten hineingehen, ſeine Ochſen nehmen, und nach Haus führen. Der Bauer that es, und kein Soldat hat ſich dagegen gerührt.

Skulp. Die Soldaten werden ſich eines anderen beſonnen haben. — Aber um des

Himmels willen! da kommen jetzt Hahnen und Hennen in der Menge; ein ganzer Mayerhof —

P. Pinx. Die heilige Ida, die, um ungehinderter ihre Andacht verrichten zu können, nur immer im Vorhofe der Kirche bethete, pflegte auch hiezu das Geflügelwerk, so sie in der Gegend herum sah, einzuladen. Sie kamen auch richtig, und blieben mit ihr bis zum letzten Evangelium. — Hier haben sie auch eine Menge Vögeln, welche, wie sie dem gesunden heiligen Franziskus Solanus aufgewartet; ihm auch in seiner Krankheit beim Fenster des Krankenzimmers eine liebliche Musik angestimmet, ohne sich vertreiben zu lassen. — Und jetzt kömmt ein weißes Vögelein, welches den heiligen Cajetanum Thieneum also angeredet: Mein Cajetane! der ewige Friede sey mit dir! du sollst denselben auf ewige Zeiten nicht verlieren.

Skulp. Den haben eure Hochwürden zu klein gemalen; das wird gewiß ein Papagei gewesen seyn. Und dann ist es auch nicht so wunderbar, als die Hahnen und Hennen, die

Meß

Meß gehöret haben. Ich laſſe mir es aber doch nicht nehmen, die heilige Ida muß öfter dem Geflügel Futter zugeworfen haben; denn auch meiner Dienſtmagd laufft unſer und das benachbarte Geflügel zu, weil ſie dieſe Magd ſchon kennen, daß ſie, wo ſie ein Geflügelwerk nur ſieht, ihnen Brod, und was ſie ſo bei Handen hat, vorwirft. Hiemit iſt mir auch ganz begreiflich, warum das Geflügelwerk bei der Ida bis zum letzten Evangelium geblieben; denn nach dem letzten Evangelium wird wohl auch die Ida wieder zu ihren Geſchäften gegangen ſeyn. Aber eure Hochwürden! auch ich habe jetzt höchſte Zeit, daß ich zu meinen Hausgeſchäften gehe.

P. Pinx. Nur dieſen Stein ſehen ſie an. Ein perſianiſcher Richter hat einen ungerechten Spruch gemacht. Der heilige Jakob Biſchof zu Niſibi wollte die Ungerechtigkeit darthun, und befahl, daß ein groſſer Stein, der in der Nähe gelegen, über dieſes Urtheil in viele Stücke zerſpringen ſolle; welches auch geſchah.

Skulp. Es geschehen ja immerzu Sprüche, daß vielleicht darüber das ganze Rathhaus zerspringen würde, wenn nicht statt des heiligen Bischofs zu Nisibi ein Nili dabei wäre.

P. Pinx. Nun haben wir nur noch zwey Stücke. Da ist ein Rab; dieser hat dem heiligen Kolumbanus einen Handschuh gestohlen. **Was gilt's**, sagte der Heilige, **er bringt bald wieder das gestohlene Gut; seinen Jungen sey von nun an die Nahrung entzogen.** Und wirklich stund es nicht lange an; kam der Rab, legte den Handschuh dem heiligen Mann vor die Füsse, und blieb dabei stehen, gleich als wäre er des Diebstahls wegen der Strafe gewärtig. Kolumbanus aber sagte: **Es sey dir geschenkt;** und sodann floh der Rab wieder davon.

Skulp. Es heißt nicht umsonst; der stihlt wie ein Rab. Was gilt's, die Legendenschreiber, wenn ihnen die Nahrung wäre entzogen worden, hätten das, was sie an Histörchen zu ihren Legenden gestohlen haben, auch wieder zurückgegeben.

P. Pinx.

P. Pinx. Das letzte ist also jetzt der Bär des nämlichen heiligen Kolumbani, der die Haut eines Hirschen, welchen schon die Wölfe vorher niedergerissen haben, zernagen wollte. Der heilige Kolumbanus ermahnte ihn, er solle von dem Naschen abstehen, damit die Haut nicht verdorben werde. Der Bär gehorchte, und der Heilige ließ die Haut holen, und im Kloster brauchbar machen.

Skulp. War gut auf ein paar hirschhäutene Beinkleider. Es ist nur viel, daß nicht schon ehe von den Wölfen, die den Hirschen gefressen haben, auch die Haut zerrissen und verletzet worden.

P. Pinx. Mein lieber Herr Skulpsit! Das ist nur der erste Theil meines Werkes. Es sind drey Theile von allerlei Gattungen Pflanzen, Steinen, und Thieren, mit welchen sich gleiche, oder ähnliche Wunder ereignet haben.

Skulp. Das ist, was ich gesagt habe, daß nämlich die Legendenschreiber theils aus Verlegenheit, in die sie bei den Lebensbeschreibungen

gen gekommen sind; theils um den einen Heiligen nicht weniger wunderbar, als den anderen zu machen, immer mit gleichen oder nur in etwas veränderten Wunderwerken daher kommen. Einen Heiligen gar ohne Wunderwerke zu lassen, wäre ihnen nicht möglich gewesen; weil sie die Wunder zum Wesentlichen eines Heiligen rechneten; da doch die Heiligkeit nur durch tugendhaften Lebenswandel sich erprobet.

P. Pinx. Disputiren wir nicht hierüber. Versprechen sie mir lieber, daß sie diese Sammlung bald in Arbeit nehmen, und so geschwind es immer möglich ist, liefern wollen.

Skulp. Befehlen eure Hochwürden mit mir in anderen Stücken; aber diese Sammlung kann ich nicht in Arbeit nehmen.

P. Pinx. Warum nicht?

Skulp. Ich machte mir ein Gewissen daraus, etwas beizutragen, daß solche Dinge unter die Leute kommen, wodurch nicht nur kein Glaubens- und keine Sittenlehre erkläret, son-

ſondern vielmehr die Vernunft meiner Nebenchriſten an das Fabelhafte forthin gehäftet würde. Ein Bild muß lehrreich ſeyn; und auch in der Kirche kann ich keine Bilder leiden, bei denen die Vorſtellung nicht lehrreich iſt. Hätten eure Hochwürden eine Sammlung Bilder gemalen, wo man von Heiligen da die ausgeübte Barmherzigkeit gegen die Armen, dort den Unterricht und nach Unterricht begierige Kinder, in einem anderen den arbeitenden Bauer oder Bürger, ſorgfältige Hausväter und Hausmütter, wieder auf einem anderen die ihrem Landesherrn die Steuer willig zahlenden, und zum Beſten des Vaterlandes ſich anbiethenden Unterthanen, und ſo weiters, nicht nur bewundern, ſondern ſich ſogleich die Nachahmung aus dem Bilde in das Herz übertragen könnte; ſo würde ich dieſe Arbeit mit Freuden übernehmen. Die Bilder müſſen nicht nur die Stelle der Bücher vertretten, ſondern ſie müſſen auch den nachzuahmenden Gegenſtand für diejenigen noch anſchaulicher machen, bei denen die Bücher dieſes nicht vermögend ſind. Gleichwie nun kein Buch taugete, worinn nur jeder Buchſtabe als mirakulos bewundert werden müßte,

und hierdurch kein ordentliches und nützliches Lesen zusammgebracht werden könnte; so taugt auch ein Bild nicht, worauf nur Figuren und Mirakel zur Bewunderung, nicht aber nachahmliche Tugenden für jederman dargestellet werden. Und wenn noch dazu das Vorgestellte so sehr bezweifelt werden kann, ja die Vorstellung selbst zum Bezweifeln gegründeten Anlaß giebt; oder wenn auch solche Dinge vorgestellet werden, die man mit gesunder Vernunft, und ohne seine Pflichten zu verletzen, nicht einmal nachahmen dürfte; was für eine Frucht kann aus solchen Vorstellungen zur Ehre der Kirche, zur Belehrung des Verstandes, zur Beruhigung des Gemüthes, zur häuslichen Glückseligkeit, zum allgemeinen Besten erwächsen? Viele, besonders unter gemeinen Leuten, sehen alles gern voll Bilder; wissen aber nicht einmal die Namen, zu geschweigen die Handlungen der gemalenen Heiligen, die sie ansehen. Ist nicht also diesen Leuten mehr geholfen, wenn das Bild eine Vorstellung guter, tugendhafter, keine unächte Auslegung, und keine Zweydeutigkeit leidender Handlungen enthält, welche jeder gleich weiß, was sie sagen wollen;

len; wenn er auch den Heiligen, der dieſe Handlungen ausgeübet hat, nicht zu nennen weiß? Nein, Hochwürdiger Herr! ihre Sammlung kann ich nicht über mein Herz bringen.

P. Pinx. Mir iſt leid; ich bin alſo gezwungen, meine Arbeit nach Augſpurg zu ſchicken; dort findet ſich gewiß ein Kupferſtecher und Verleger, der ſich ein Verdienſt ſtatt eines Gewiſſens daraus machen wird, dieſelbe zu befördern.

Skulp. Ich dächte, eure Hochwürden ſollen ſich vorher bei unſerem rechtſchaffenen Pfarrer Raths erholen. Eure Hochwürden ſagten mir doch vorlängſt, daß ſie ſelbſt alle Hochſchätzung gegen dieſen ehrlichen, verſtändigen, ämſigen, und auferbaulichen Mann haben.

P. Pinx. Dieſe Hochſchätzung gegen ihn habe ich noch, und werde ſie immer haben. Eben der aber wird meiner Sammlung Beifall geben.

Skulp. Wetten wir um etwas; er giebt keinen Rath und keinen Beifall hiezu. Genug,

ich

ich verspreche euer Hochwürden, daß ich nicht nur die ganze Sammlung unentgeltlich in Kupfer stechen; sondern ihnen jedes Stück mit drey Dukaten ablösen will, wenn er dazu einräthe, daß diese Sammlung unter das Volk verbreitet werden solle. Sie aber, hochwürdiger Herr! geben mir, wenn sie die Wette verlieren, nur für jedes Stück einen Dukaten Strafe.

P. Pinx. Sie wetten erstaunlich keck und zuverläßig.

Skulp. Ich kann hierauf leicht zuverläßig wetten, weil eben heut vor acht Tagen, da ich bei ihm war, und wir von verschiedenen Kupferstichen redeten, er mir eine recht schöne und gründliche Lehre über die Bilder, Mirakel, und Lebensbeschreibungen der Heiligen gab, nach welcher Lehre ich gewiß immer nicht nur meinen Kopf, sondern auch meine Arbeit zum Nutzen anderer Köpfe richten werde.

P. Pinx. Was? soll unser Herr Pfarrer auf keine Mirakel glauben, oder wohl gar wider die Verehrung der Heiligen seyn?

Skulp.

Skulp. Gehn sie nur zu ihm; sie werden es schon hören, welche Verehrung der Heiligen er auf das eifrigste vertheidiget, und wie er die Hauptverehrung derselben in der Nachahmung ihrer wahrhaft tugendhaften Handlungen setzet. Aber —

P. Pinx. Was aber?

Skulp. Nun, wenn sie zu ihm gehen, werden sie mehrere **aber** nacheinander hören. Aber von den Mirakeln, sagte er, die nicht im Worte Gottes geoffenbaret werden, ist keines ein Glaubensartikel. Die Legendenschreiber haben den Heiligen eine Menge Mirakel angedichtet, ja ganze Lebensbeschreibungen der Heiligen gerade aus ihrem Kopf genommen, und noch dabei so elend, so niedrig, und auf eine der Ehre Gottes, der Heiligen, und der Kirche unangemessene Art geschrieben, daß der Verständige mit Eckel und billigem Unwillen; der weniger Unterrichtete mit Zweifeln, die zuletzt sich gar auch bis auf das Wahre unseres Glaubens hinausziehen; der Glaubensgegner oder Spötter mit tausend Gelegenheiten, unserer Religion

(obgleich zur Wesenheit derselben die Legenden und Erzählungen von Heiligen nicht gehören) hierüber Vorwürfe zu machen, und endlich der Einfältige mit zunehmender Finsternuß, worinn der arme Mensch zum Vortheil anderer herumtappen, und weder für seinen Kopf, weder für sein Gemüth und Herz was besseres finden solle, ganz überfallen wird.

P. Pinx. Aber um des Himmelswillen! Mirakel haben ja doch die Heiligen gewirket; denn diese wurden eben zum Beweis ihrer Heiligkeit gefodert, und auch vorgebracht.

Skulp. Und eben von Mirakeln sagt unser Herr Pfarrer, daß sie nicht zum Beweis der Heiligkeit genommen werden können; * da Christus selbst zu solchen, die in dem Namen des Herrn prophezeihet, Teufel ausgetrieben, und andere Wunder in Kraft dieses Namens gethan,

* Eulogius Apol. Tom. 4 hisp. illustr. Tertulianus de Præscr. c. 44. Epiphanius hæres. 30. n. 5. Cyprianus Tract. de bapt. hær. Tillemont hist. de l'Eglise T. 5.

gethan, sagen wird: **Ich habe euch nicht gekannt, weichet alle von mir, ihr Uibelthäter!** Hierauf sagte er mir von Wundern, die von Ketzern und Heiden ausgeübet worden, etwas aus einem Buche heraus, wovon ich mir aber den Titul nicht mehr gemerket habe. * Er wird euer Hochwürden dieses alles sagen, und haarklein beweisen.

P. Pinx. Auf diese Weise dürfte ich gar nicht voreilig seyn, und ihm nicht sogleich meine Absicht mit meiner Sammlung entdecken.

Skulp. Es ist besser, wenn sie zurückhalten, und ihn vorher nur auf den Diskurs von Mirakeln und Lebensbeschreibungen der Heiligen bringen. Sie lassen sodann gewiß ihre Sammlung, ja sogar eine Meldung davon bei Seite.

P. Pinx. Wer weiß es, ob ihm nicht doch meine Arbeit und meine Absicht gefällt.

Skulp. Gewiß nicht; denn das, was ich euer Hochwürden ehevor von Bildern gesagt habe,

* Baillet Abhandlung von den Geschichten der Heiligen.

be, habe ich alles aus seinem Munde. Er kann nichts weniger leiden, als nur Figuren und Mirakel auf den Bildern. Jedes Bild eines Heiligen, jedes Bild in einer Kirche soll nach seiner Meynung lehrreich, und eine Vorstellung einer nachzuahmenden guten und tugendhaften Handlung seyn. Um so mehr ist er gegen diejenigen Bilder aufgebracht, worauf fabelhafte Geschichten vorgestellet, oder wohl gar fehlerhafte Thaten der Heiligen mit Lorbern, himmlischer Glorie, oder einem Zusammfluge der Engeln gekrönet werden.

P. Pinx. Das ist doch zu viel, der Heiligen ihre Thaten für fehlerhaft halten, und sie auf den Bildern nicht gelten lassen wollen.

Skulp. Er läßt sie gelten, wenn auf dem Bilde nur auch vorgestellet ist! wie der Heilige darüber Reu bezeiget. Auf diese Weise, sagt er, dienen uns auch die Fehler der Heiligen, die auch Menschen waren, sowohl zum Unterricht, so etwas nicht zu unternehmen, was vielmehr zu bereuen wäre, als auch zur Warnung, daß, wenn sogar heilige Männer

in

in Schwachheiten verfallen sind, wir um so weniger auf uns selbst vertrauen, in unüberdachten Handlungen keine Heiligkeit suchen, vielmehr alles nach menschlichen, christlichen, gesellschaftlichen, und bürgerlichen Pflichten wohl prüfen; und dabei um keine Mirakel, sondern um die Gnade Gottes stets bitten sollen, damit wir wohlbedacht nach Vernunft und Gesetzen, und nicht willkürlich nach übertriebener Hitze des Gehirns und einer überspannten Einbildung handeln. Auf diesem Bilde (sagte er) sehen die Leute, wie der Heilige die Läuse, die von ihm selbst hinwegkriechen wollen, wieder zusammklaubt, und sich in Busen steckt; auf dem anderen, wie ein Heiliger Wanzen ißt; auf einem dritten, wie er sich in der Kothlacke wälzet; auf einem vierten, wie er vom Hause und Hof, vom Pfluge und Arbeit, und aus der Gesellschaft aller Nebenmenschen davon läuft, um ein Waldbruder zu werden, und gleich dem Vieh zu verwilden; auf einem fünften, wie er alles unternimmt, was der Gesundheit und der Selbsterhaltung entgegen gesetzet ist; auf dem sechsten, wie Papst Gregorius der VII nach aufgehetzten Unterthanen ge-

gen

gen ihren Landesherrn mit der Mathildis beim Fenſter herausſieht, und der Kaiſer in Verlegenheit kömmt, bloßfuß im Schnee vor dem päpſtlichen Pallaſt zu ſtehen. Sollen die Anſeher dieſer Bilder (machte er endlich die Frage) ſolche Handlungen gegen alle Pflichten der Vernunft und des Evangeliums, gegen Wohlſtand und Ehrbarkeit, gegen die eigene und allgemeine Ruhe und Sicherheit nachahmen?

P. Pinx. Mein Kopf iſt mir durch dreyßig Jahre, die ich in der Kartauſe lebte, nicht ſo warm geweſen, als ſie mir ihn jetzt machen.

Skulp. Ich bitte eure Hochwürden; gehen ſie nur zum Herrn Pfarrer, ihr Kopf kömmt gewiß wieder zu recht. — Ich empfehle mich; ich muß jetzt nach Hauſe gehen.

P. Pinx. Morgigen Tages beſuche ich den Herrn Pfarrer. Leben ſie wohl!

V.

V.

Die betrübte Mutter.

P. Saleſius. Meine beſte Frau Myrhenbüſchlinn! mich freut es, daß ſie zu mir das Vertrauen haben, und mich in der Zuverſicht ruffen lieſſen, daß ich ihnen Troſt und Erleichterung ihrer Betrübnuß zu geben im Stande ſey. Mit der Hilfe Gottes werde ich auch ſie beruhigen, wenn ſie mir folgen.

Fr. Myrhenbüſchlinn. Eure Hochwürden dürfen verſichert ſeyn, daß ſie an mir das folgſamſte Beichtkind haben werden.

P. Sales. Nun alſo meine beſte Frau; glauben ſie nicht, daß ich meine Troſtrede mit dem anfangen werde, daß ich ihnen ihre Betrübnuß übel anrechne. Ich ſage vielmehr; ſie haben Urſache betrübt zu ſeyn. Ihr ſeliger Gemahl unterließ ihnen ſechs Kinder, worunter noch eines Säugling iſt. Er ſelbſt war ein ehrlicher, verſtändiger, arbeitſamer Mann.

Ein Mann erſt in ſeinem fünf und vierzigſten Jahre, der ſie als ſeine Gemahlinn innigſt liebte, an der Erziehung ſeiner Kinder ſeiner Seits nichts ermangeln ließ, hiezu auch durch die Gnade Gottes, und ſeine immer redlich verwendete Mühe kein geringes Vermögen erwarb. Ein Mann, der bei allen beliebt war, weil ſich Arme und Rathsbedürftige an ihn mit gutem Erfolg wenden konnten, und weil er überhaupt gleichwie ein rechtſchaffener Ehegatte und ein ſorgfältiger Hausvater, alſo auch ein Freund ſeines Nebenmenſchen, und ein guter ſittlichſt munterer Geſellſchafter war. Sie ſamt ihren ſechs Kindern ſind nun ſeiner beraubt als eine Wittwe von 28 Jahren. Aber nachdem ich jetzt alles dieſes deßwegen angeführet habe, damit ſie einestheils ſehen, daß ich die Urſache ihrer gerechten Betrübnuß erkenne; anderntheils aber gegen alles, wodurch in ihren Gedanken, und in ihrem Gemüthe die Fortſetzung dieſer Betrübnuß unterhalten werden könnte, Punkt für Punkt ihnen Troſt geben könne; ſo überlegen ſie auch, daß der Tod ihres Herrn einmal durch den Willen Gottes beſchloſſen war; welchem unabänderlichen Willen eine vernünftige Frau,

und

und eine gute Christinn um so mehr sich siegen muß, als sie hierdurch vor Gott und der Welt das Verdienst der standhaften Ergebung in die göttlichen Bestimmungen erhält, und sich zugleich ferners tauglich macht, die Erfüllung ihrer Pflichten fortzusetzen. Das grosse von dem Seligen so ehrlich erworbene Vermögen ist nicht nur für die ganze Familie, solange sie beisamm ist, hinreichend; sondern sie als Wittwe, und jedes Kind hat seine beträchtliche Erbporzion, dergleichen Tausende nicht haben. Sie haben einen Sohn von 21 Jahren, und eine Tochter von 18 Jahren, die ihrer weiteren guten Versorgung nahe sind. Binnen sechs Jahren ist der andere Sohn von 9 Jahren, welcher in die lateinischen Schulen geht, auch zu einer Bestimmung reif. Nun der Knab von 7 Jahren lernt auch schon fleißig; und das Mädchen von 5 Jahren hat die versprechendesten Gesichtsbildungen. Den kleinen Säugling wird Gott auch erhalten, und zu ihrem Troste heranwachsen lassen. Meine beste Frau Mythenbäschlinn! so liebe, gesunde, wohlgestaltete, schon zum Theil erwachsene, und gut erzogene Kinder haben; ein Vermögen besitzen, welches

ches auch unter ſo viele Erben getheilet noch reichlich iſt; und für die Kinder einen Verhaben erlangt haben, der ſelbſt groſſen Reichthum beſitzet, und ihrem ſeligen Ehegatten an Verſtande und allen übrigen vortreflichen Eigenſchaften gleicht; dieſes iſt gegen jene Betrübnißurſachen ein ſolches Uibergewicht daß es jetzt nur auf ſie ankömmt, durch daſſelbe die bisherige Schwere ihres Gemüthes heben zu laſſen.

Fr. Mych. O eure Hochwürden! es bleibt noch vieles übrig, was mein Gemüth in äuſſerſter Betrübnuß niederhält.

P. Sales. Ich weis denjenigen Punkt wohl, worüber ich noch nichts tröſtliches angeführet; ob ich ihn gleich unter den angeführten Betrübnißurſachen ſchon ſelbſt zählte, nämlich dieſen, daß ſie durch den Tod ihres Seligen zu einer jungen Wittwe geworden. Allein ſie haben viele rechtſchaffene Befreundte und Anverwandte. Dieſe werden ihnen hierüber den beſten Troſt, den beſten Rath, und gewiſſe Beruhigung geben; beſſer als ein Geiſtlicher,

dem

dem es seine Sache nicht ist, und niemal seyn solle, einer Wittwe oder einem ledigen Frauenzimmer hierinn einen Rath zu geben, oder einen Geschäftsträger zu machen. Die Ermahnung, sich im Gebethe zu Gott, und mit Rathseinholung an rechtschaffene, verständige, und erfahrne Weltleute zu wenden, ist alles, was ein bescheidener Geistlicher bei einem solchen Geschäfte über sich nehmen wird.

Fr. Myrh. Um des Himmelswillen! Eure Hochwürden glauben etwa gar, daß mir wieder um eine Heurath zu thun ist? Nein behüte mich Gott! was das anbelanget; so bin ich froh, daß mein Ehestand aufgehöret hat.

P. Saleo. Ich rathe weder zum Heurathen, weder zum Nichtheurathen; weil dieses einen Geistlichen gar nicht angeht. Ich meynte nur, dero frühzeitiger Wittwenstand könnte auch eine Betrübnußursache seyn; und nur weil sie über die von mir angeführten ersteren Trostgründe, worunter ich diesen Umstand nicht einmal berührte, noch nicht beruhiget waren; so

brauche

brachten ſie ſelbſt mich auf den Gedanken, doch auch über dieſen Umſtand ſoviel ſagen zu müſſen, als einem Geiſtlichen zuſteht.

Fr. Myrh. Wären meine Aeltern nicht geweſen; ich hätte Zeit Lebens nicht geheurathet. Ich las allzugern die Lebensbeſchreibungen der lieben Heiligen, und las, wie der heiligen Domitillæ vom heiligen Nereo und Achileo der Eheſtand ganz abſcheulich abgeſchildert worden; wie ſie hierauf das ihrem Bräutigam gegebene Verſprechen Gott zu Lieb gebrochen, und die ewige Jungfrauſchaft gelobet; wie der Bräutigam Aurelianus, der ſie zwingen wollte, am Hochzeitfeſt im wehrenden Tanzen geſtorben; wie der heilige Beichtiger Abraham, und ebenſo die heilige ſchottländiſche Brigida vom Hochzeitfeſte davon gelaufen, um nur die engliſche Reinigkeit zu erhalten. Die heilige Bertillia hat es doch bei ihrem Ehegatten dahin gebracht, daß er ſie unangefochten gelaſſen; und dennoch war ſie froh, daß ſie durch ſeinen Tod vom Bande der Ehe vollkommen aufgelöſet wurde. Die heilige Petronilla hat den nämlichen Tag, als ihr adelicher

Bräu-

Bräutigam Flakus sie zum Hochzeitfeste abhoolen ließ, sich in ihr Bett gelegt, und sich von Gott den Tod erbethen.

P. Sales. Meine beste Frau Myrthenbüschlinn! die Legenden sind kein Evangelium. Im Evangelium ist der Ehestand so wenig abscheulich angeschrieben, daß er vielmehr zu einem heiligen Sakrament erhoben ist. Bedenken sie nur, ob eine abscheuliche Sache ein Gegenstand eines Sakramentes seyn könnte. Sie selbst wären ja nicht auf der Welt, und nie in den Stand gekommen, die ewige Seligkeit sich zu verdienen, wenn keine Heurath vorgegangen wäre, aus welcher sie gezeuget worden. Glauben sie mir als einem Priester; in den Legenden sind oft so widersinnige Sachen geschrieben, daß es für einen vernünftigen Menschen nicht auszuhalten ist, und minder Unterrichtete die irrigste und ausschweifendeste Lebensart sich herausgenommen haben, wenn sie nicht gar verrückt geworden sind. Seyn sie froh, meine Beste! daß sie bescheidene Aeltern hatten, von welchen sie so glücklich, und an den rechtschaffen-

fensten Mann verheurathet worden, der sie inniglich liebte.

Fr. Myrh. Er liebte mich freilich, und auch ich hätte ihn lieben können, wann nicht sodann ein Theil meines Herzens Gott, dem ich es ganz gewidmet haben wollte, abgegangen wäre.

P. Sales. Ich bitte sie um alles in der Welt! Wie hätte denn Gott ein Theil ihres Herzens abgehen können, da sie ihm ganz zugehören? Auf diese Weise dürfte unser Herz sich nicht zur Liebe des Nebenmenschen, und besonders der Armen hinlenken, damit nicht ein Theil unseres Herzens Gott abgehe. Gott befiehlt sogar, uns selbst zu lieben, und er ist der, der die Eheleute vereiniget, und also will, daß sich die Eheleute einander lieben sollen. Alle diese Liebe hat sodann immer ihre Hauptrichtung nach Gott, der die ordentliche Liebe befohlen hat, und dem zu Liebe ein Nebenmensch den anderen, die Ehegatten sich einander, die Aeltern ihre Kinder, und die Kinder ihre Aeltern lieben müssen. Die Liebe Gottes be-

beſteht in der Erfüllung ſeiner Gebote, nicht in ſchwermeriſchen Handlungen, und in leeren Einbildungen.

Fr. Myrh. Hat nicht die heilige Lutgardis ihr Herz ſogar mit dem Herzen Chriſti vertauſcht; und hat nicht Chriſtus ſelbſt ihr die Heurath abgerathen? — Nein! was ich einmal geleſen, das laſſe ich mir nicht abdiſputiren. Mein Glück iſt, daß ich meine Legende immer bei Handen habe. Da ſehen eure Hochwürden! wie Ribadeneira ſchreibt: **Es hienge ihr eine ſtarke Liebsverſtändnuß an mit einem adelichen Jüngling, und hatte Kupido beide Herzen ſchwer gefeſſelt, und heftig entzündet. Solches mißfiele Chriſto dem göttlichen Liebhaber, welcher dieſe Braut für ſich auserſehen, und keinem anderen laſſen wollte.**

P. Sales. Sie leſen mir alles umſonſt vor. Die Fabeln der Legendenſchreiber, und die von denſelben leider unter das Volk gebrachten ſo unrichtigen als albernen Geſchichten ſind mir ſchon zu ſehr bekannt. Ich ſage ihnen nur wieder-

derholt, daß man nicht nur nicht ſchuldig iſt, dieſes Gezeug zu glauben; ſondern daß man noch übel thut, wenn man demſelben einen unverdienten Glauben giebt, und ſich damit den Kopf und die Zeit verderbt. Die nämliche Herzentauſcherei treffen ſie im Leben der heiligen Katharina von Siena auch an; gleichwie es die Legendenſchreiber ſchon im Brauch haben, bei mehreren Heiligen die nämlichen Begebenheiten anzuführen. Die Kirche iſt ſogar nur im ſittlichen Verſtande die Braut Chriſti, und mit der Kirche gehören wir ihm alle zu, ohnedem, daß es nothwendig und thunlich iſt, mit ihm ein hochzeitliches Verſprechen zu ſchlieſſen.

Fr. Myrh. Ihr Vorfahrer mein voriger Beichtvater redete ganz anders.

P. Sales. Mein Vorfahrer iſt mir ein lieber Mitbruder, und ich bedaure ihn vom Herzen, daß er durch ſein finſteres, und ängſtiges, ſtrupuloſes Betragen endlich ſo weit gekommen, daß auf Befehl des Biſchofs ihm der Beichtſtuhl hat unterſagt werden müſſen. Der arme

Mann

Mann läuft Gefahr, noch gar närrisch zu werden.

Fr. Myrh. Das thäte mir wohl vom Herzen leid.

P. Sales. Ich verſichere ſie; auch er hat ſich ſein ängſtiges und trauriges Weſen durch Leſung der Legenden und dergleichen Bücher zugezogen.

Fr. Myrh. Nein! meine Legenden und meinen Wittwenſtand laſſe ich mir nicht nehmen.

P. Sales. Was ihren dermaligen Stand betrift, ob ſie ihn ändern, oder nicht ändern ſollen, da habe ich ſchon geſagt, daß ich mich nicht einmal zu einem Rath gebrauchen ließe. Aber was die Legenden belanget, da habe ich die Pflicht, ihnen zu rathen, daß ſie die Legende des Ribadeneira, und alle die Legenden, welche ſo unſchicklich geſchrieben ſind, weder ſelbſt leſen, weder ihren lieben Kindern zu leſen geben.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Ebenso hat leider mein seliger Ehegatte geredet; und was das übelste war, so hat er es in Beiseyn der Kinder gesagt, die ich hernach auch nicht zum lesen bringen konnte, und noch nicht bringen kann. Das, das ist die Ursache meiner fortwehrenden Betrübnuß, daß ich an meinen Kindern noch keine Freude erlebt, und auch keine erleben werde.

P. Sales. Wie können sie das sagen? Der Gerhab selbst erzählte mir mit Freuden, daß dero ältere Jungfer Tochter eine der glücklichsten Heurathen nächstens bevorstehe, und beinahe schon richtig sey.

Fr. Myrh. Ich gebe meinen Willen nicht dazu, wenn sie mir auch noch hundertmal auf den Knieen nachkriecht, wie sie es schon gethan hat. Es wird freylich der Gerhab und der Magistrat die Heurath doch vor sich gehen machen. Aber genug, mit meinem Willen geschieht es nicht. Könnten eure Hochwürden wohl das glauben, was sie mir gesagt hat. Nach vielen Bitten, und Jammern, und Heulen,

und Weinen sagte sie noch: Will denn die Frau Mutter, daß ich eine schlechte Person werden, und in ein übles Leben gerathen solle?

P. Sales. Nun sie sagte ja nicht, daß sie schon den Vorsatz habe; ein übles Leben zu führen, und ein schlechtes Weibsbild zu werden. Sie stellte nur ihrer lieben Mutter die Gefahr vor, in die sie kommen könnte, und vor welcher ohne Gnade Gottes auch keine so junge und wohlgestaltete Person sicher ist. Selbst der Apostel Paulus sagt ja: Es ist besser heurathen, als Brunst leiden.

Fr. Myrh. O! wider diese Gefahr giebt es schon Mittel. Der heilige Martinianus vertrieb sich den Fleischkitzel hiedurch, daß er auf einen Kohlhaufen stieg, und sich die Füsse verbrannte. Der heilige Benedikt wälzte seinen Leib in einen Dornbusch. Die heilige Agnes hat lieber statt dessen, daß sie sich zum Heurathen entschlossen, sich auf Befehl des Stadtpflegers Symachi in das gemeine Frauenhaus nacket führen lassen. Deßwegen blieb sie doch

rein,

rein; denn ſie wurde von einem Engel mit einem ſchneeweißen Gewande, und ſolchem Glanze umgeben, daß kein Mannsbild ſich getraute, ihr nahe zu kommen. Schon damal, als ſie nacket hingeführet wurde, ließ ihr Gott in einem Augenblick (wie Ribadeneira ſchreibt) die Haare ihres Hauptes ſo lang und häufig wachſen, daß ſelbe bis auf den Boden reichten, und keine Blöſſe an ihr geſehen werden konnte. Der heilige Hugo bewahrte ſich mit dem, daß er kein Geſicht des anderen Geſchlechtes anſah. Er wußte nie, ob er mit einem alten Weibe, oder mit einer jungen Weibsperſon rede. Der heilige Chryſantus lief auch keine Gefahr, da er mit den frecheſten Weibsbildern in ein Zimmer verſperrt wurde, weil von denſelben eine nach der anderen in tiefeſten Schlaf fiel, dergeſtalt, daß dieſe großmächtigen Weibsbilder davon getragen werden mußten, und dabei ſo wenig erwachten, als die Kinder, wenn ſie ſchon eher vom Schlaf überfallen werden, ehe man ſie zu Bette bringt. Der heilige Bernhard trotzte aller Gefahr mit dem, daß er ſich im kälteſten Winter bis an den Hals in einen Teich geſenket, und ſolang

darinn

darinn verharret, bis ihm nicht allein alle ungebührende Hitze verloschen, sondern beinahe die natürliche entgangen; gleichwie er auch halb todt und erfroren herausgezogen wurde. Der heilige seraphische Franz stieg auch öfters bis in den Hals in Schnee, und überwand auf solche Art den Fleischkitzel. Der heilige Einsiedler Jakob nahm in die rechte Hand das gesegnete Oel, um einer Weibsperson, die ihn verführen wollte, und sich deßwegen krank anstellte, nur das Herz zu salben; die linke Hand aber hielt er in das Feuer, um Feuer mit Feuer zu vertreiben, und zwar durch drey Stunden dergestalt, daß die Finger zu prasseln, braten, und ein Glied nach dem anderen in Aschen zu fallen anfieng. Leider brachte dieser nämliche Heilige nach einer Zeit ein Mägdlein zum Fall, und sogar um's Leben. Hätte er sich die rechte Hand auch so abgebrannt, wie vormals die linke; so hätte er auch das zweytemal die Gefahr überwunden, und wegen so grosser Laster nachhin nicht so strenge büssen dürfen.

P. Sales.

P. Sako. Seyn sie versichert, Frau Myrhenbüschlinn! daß ich recht grosse Achtung und Verehrung gegen die Heiligen überhaupt, und auch gegen die insonderheit trage, auf welche sich ihre Erzählungen beziehen. Aber sie werden mir erlauben, daß auch Heilige in den Legenden angeführet werden, die verheurathet waren, die Kinder erzeugten, die ihre Kinder zur Ehre Gottes, und sowohl zu ihrem eigenen, als gemeinen Besten erzogen; die gute Hausväter, gute Hausmütter waren, und sowohl Gott als ihren Nebenmenschen, und dem Staat dienten. Kann also ihre Jungfer Tochter gleich diesen heilig werden, wenn sie heurathet, wenn sie die Pflichten des Ehestandes erfüllet, ihrem Ehegatten getreu ist, für eine gute Erziehung ihrer Kinder, und ordentliche Aufrechthaltung ihres Hauses sorget, und hierdurch ein nützliches Mitglied der häuslichen und bürgerlichen Gesellschaft wird; warum wollen sie ihr ein Hinderniß machen, auf diese Art heilig zu werden? Ist denn nicht schon der Ehestand ein heiliger Stand? Ist er nicht von Gott selbst eingesetzet, und zu einem Sakrament erhoben?

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Wenn der Ehestand ein so heiliger Stand ist, warum dürfen denn die Geistliche nicht heurathen?

P. Sales. Das ist eben nur durch menschliche, nicht durch göttliche Satzungen nach und nach aufgekommen; und es kann wieder davon so abkommen, wie in den ersten Zeiten unserer heiligen Kirche die Geistlichen verheurathet waren.

Fr. Myrh. Eure Hochwürden werden ja doch nicht wünschen, daß der eheloſe Stand der Geistlichen aufgehoben werde.

P. Sales. Mein Alter von 75 Jahren, glaube ich, kann ihnen allen Verdacht benehmen, daß ich hierinn für mich einen Wunsch mache; aber für jüngere Geistliche wünsche ich es gewiß vom Herzen.

Fr. Myrh. O himmlischer Vater! das wäre sauber, mit dem allerreinesten Opfer mit der Prieſterweihe den Ehestand vereinigen?

P. Sales. Und doch haben in den ersten heiligen Zeiten des Christenthums verheurathete Priester die Pflichten des Ehestandes mit den priesterlichen Pflichten zu vereinigen gewußt. Ich erinnerte sie ja schon darauf, daß der Ehestand ein von Gott eingesetzter, und zum Sakrament erhobener heiliger Stand sey. Kann also ein von Gott eingesetzter Stand dem Dienste Gottes, kann ein Sakrament dem anderen Sakramente entgegen seyn? Soll nicht auch von Eheleuten ein tugendhaftes Leben geführet werden? Die Tugend macht die Reinigkeit der Seele aus, und mit dieser Reinigkeit wird also auch der verheurathete Priester zum reinesten Opfer tauglich seyn.

Fr. Myrh. Die Sorgen für Weib und Kinder, für das Hauswesen, die Hauskreuze sind gewiß mit den priesterlichen Verrichtungen nicht vereinbarlich.

P. Sales. Aber wie vereinbaren denn mit allem dem so viele Weltleute die Pflichten der mühsamsten, verantwortlichsten, und wichtigsten Aemter?

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Mir ist genug, daß Christus selbst seinen Aposteln befohlen, Weib und Kind zu verlassen, und ihm nachzufolgen?

P. Sales. Meine beste Frau Myrhenbüschlinn! jeder Staatsbeamte, jeder Soldat, jeder Bürger und Bauer, wenn es sein Geschäft, sein Amt fodert, daß er sich auf einige Zeit von Weib und Kindern entferne; muß seinem Geschäfte, seinem Amte nachgehen. Christus hat nicht befohlen, daß seine Apostel ihre Weiber und Kinder schlechterdings verlassen, und um sie ganz unbekümmert seyn sollen. Er sagte hiedurch nur so vieles, daß Niemand, gar Niemand, hiemit weder geistliche weder weltliche Personen auch durch das, was ihnen hier auf Erde das liebste wäre, von Haltung der göttlichen Gebote, von Annehmung seiner Lehre, von Geduld in Kreutz und Leiden, von einem tugendhaften Lebenswandel, und von Erfüllung der Standes- und Amtspflichten sich abhalten lassen solle.

Fr. Myrh. O! meiner Tochter wird es schon recht seyn, daß sie an euer Hochwürden einen

ſo nachdrücklichen Fürſprecher erhält; itzt würde wohl mein Vorpredigen von den Mitteln, den Fleiſchkitzel zu ſtillen, bei ihr noch weniger fruchten.

P. Sales. Der Apoſtel Paulus dieſer groſſe Heilige ſagt denen, die ſich nicht enthalten können, keineswegs, ſie ſollen auf einen Kohlhaufen ſteigen, ſich die Füſſe verbrennen, in Dornbuſchen wälzen, im kälteſten Winter ſich bis an Hals in einen Teich oder Schnee ſtecken, die Hände ſo lang in's Feuer ſtecken, bis ſie abfallen und abrinnen; ſondern er ſagt ihnen; ſie ſollen heurathen. Sehen ſie, daß dieſes das Mittel iſt, welches ein Apoſtel ein ſo groſſer Heiliger anräth.

Fr. Myrh. Was müſſen denn aber die thun, die nicht heurathen können, weil ſie keinen Ehegatten bekommen; oder durch Leibsgebrechen, oder durch Mangel an Vermögen gehindert ſind, in ehelichen Stand zu tretten?

P. Sales. Auch dieſe haben nicht nothwendig, etwas zu unternehmen, wodurch ſie ſich

der Gefahr ihrer Gesundheit aussetzen, und sich gegen das göttliche Gebot der Selbsterhaltung versündigen würden; denn Fehler der einen Art müssen nicht durch wirkliche Fehltritte einer anderen Art, sondern durch sichere gute Handlungen vermieden werden. Ein mässiges ordentliches Leben, eine stäte Beschäftigung, das Gebeth zu Gott um seine Gnade und seinen Schutz, der Gedanke auf ihn und auf die ewigen und zeitlichen üblen Folgen des Lasters, die Vermeidung böser Gelegenheiten und Gesellschaften, ein Bestreben, sich in der Sittlichkeit und Ehrbarkeit auszuzeichnen, die Lesung nützlicher Erbauungsbücher, die Anhörung des Wortes Gottes, der Gebrauch der heiligen Sakramente, bescheidene Uibungen einer wahren Andacht, und dergleichen; das sind Mittel gegen alle Laster, hiemit auch gegen ein unkenusches Leben.

Fr. Myrh. Nun soll also meine Tochter diese Mittel anwenden, und ledig bleiben.

P. Sales. Die von mir angeführten Mittel sind zur Abwendung einer unordentlichen

Liebe

Liebe und eines Laſterlebens; keine Mittel aber wider den Eheſtand, der nicht laſterhaft iſt. Der Eheſtand ſelbſt, wie ich ſchon ſagte, iſt für die, die ſich verehlichen können, ein vom Apoſtel Paulus vorgeſchlagenes Mittel. Ja ich ſage ihnen noch mehr; die Perſon, welche durch nichts gehindert iſt zu heurathen, iſt auch ſogar ſchuldig, ſich zu verheurathen. Denn jeder, der nicht durch Mangel an Kraft und Vermögen, oder durch Geſetze verhindert iſt, Kinder zu zeugen und zu erziehen, hat die Pflicht, zu der von Gott anbefohlenen Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechtes auf die Art beizutragen, die mit dem vom Urheber der Natur vorgeſetzten Endzwecke und den Geſetzen übereinſtimmend iſt. Und betrachten ſie nur, was ſie auf ihrem Gewiſſen hätten, wenn ſie die Urſache wären, daß die Zahl der Heiligen nicht vermehret würde.

Fr. Myrh. Gott behüte mich, daß ich hiezu eine Urſache geben ſollte.

P. Sales. Die würden ſie gewiß geben; Denn wenn ſie die Heurath verhindern, ſo verhin-

hindern ſie auch die Kinder, die aus der Heurath gezeuget werden, und dermaleins in die Zahl, der himmliſchen Geiſter kommen können.

Fr. Myrh. Wenn dieſe Kinder aber nicht Heilige würden?

P. Sales. Nun ſo haben ſie keine Schuld daran; weil ſie ihrer Seits gethan haben, was ſie thun konnten. Sie thun aber ihrer Seits nicht, was ſie thun ſollten, wenn ſie ſogar die Geburt derjenigen verhindern, welche hätten Heilige werden können.

Fr. Myrh. Nun ſo ſolle ſie in Gottes Namen heurathen meine Tochter. Aber ſagen es ihr euer Hochwürden ſelbſt, daß ich hiezu nur einwillige, um die Zahl der Heiligen zu vermehren.

P. Sales. Ich werde ihr die heilige Abſicht der mütterlichen Einwilligung um ſo geſchwinder melden, als ich überzeugt bin, daß ſie ſelbſt kaum die Zeit erwarten kann, dieſer

heiligen Absicht nachzukommen und zur Vermehrung der Heiligen beizutragen.

Fr. Myrh. Aber wenn doch nur mein gröſserer Sohn ein Geistlicher geworden wäre. Dieſer Troſt wird mir leider wohl bei keinem von allen meinen drey Knaben zu Theil werden, daß ich sagen könnte, einen geistlichen Herrn Sohn zu haben.

P. Salco. Das können ſie noch nicht wiſſen, meine beſte Frau!

Fr. Myrh. Nichts weiß ich ſo verläßlich, als dieſes. Schon von dem Kleinen, der noch Säugling iſt, weiß ich es, daß er nicht geiſtlich, zugeſchweigen heilig wird.

P. Salco. Wie mögen ſie ſich mit ſolchen Gedanken abgeben oder quälen?

Fr. Myrh. Gewiſſe Zeichen und Vorbedeutungen trügen nicht. Ich war ſchon niemal zu bewegen, daß ich meine Kinder ſelbſt ſäugen ſollte. Ich gab mir alſo Mühe, ein ehrbares

Weib

Weib zu finden, die sich als Säugame bei ihm gebrauchen lassen wollte, weil es mein Ehegatte und der Medikus durchaus haben wollten, daß er nicht beim Wasser solle auferzogen werden. Allein die Mühe war vergebens; ich mußte ein solches Weibsbild als Amme in das Haus nehmen, die unlängst im ledigen Stande Kindesmutter geworden. Die heilige schwedische Jungfrau Katharina weinte, zappelte mit ihren Händlein und Füßlein, und wehrte sich erstaunlich, wenn sie an die Brust eines unehrbaren Weibsbildes angeleget werden sollte. Der heilige Amarantus nahm gar keine Brust an, sondern griff schon als ein Kindlein lieber nach dem Kruzifix als nach den Brüsten. Mein kleiner Bub aber schnappte nach der Brust seiner sauberen Säugame; und es ist nicht anders, als wolle er sich von ihren Sünden vollsaugen. Nein, nicht einmal ein meiniges kleines Kind soll meine Brust sehen oder berühren.

P. Sales. Die Kinder nicht nur zu erzeugen, sondern nach der Erzeugung zu erhalten, und zu erziehen, ist eine den Aeltern selbst obliegende Pflicht. Unter die Erhaltung gehöret

nun vorzüglich die Nahrung; und schon der Körper der Mutter ist von Gott hiezu gebauet, daß sie selbst ihren Kindern diese Nahrung gebe, wenn es nicht die Mutter wegen Unpäßlichkeit oder anderen Umständen unmöglich oder schädlich wird. Ich meinerseits würde allen Müttern diesen Rath geben, und ihnen vorstellen; wie sogar die Thiere in Ansehung ihrer Jungen mehrere Sorgfalt, als manche Menschen tragen.

Fr. Myrh. Ein Thier ist ein Thier; das hat keine Vernunft.

P. Sales. Ein Thier hat die in seine Natur von dem Schöpfer gelegte Triebe. Wir sind von den Thieren nur durch die Vernunft unterschieden. Auch wir haben also angebohrne, und uns wesentliche Naturstriebe, die von der Vernunft geleitet werden müssen, damit wir sie nicht mißbrauchen, und damit nicht zu den Trieben, die der Schöpfer in unsere Natur geleget hat, sich Triebe übler Gewohnheiten und ausschweifender Leidenschaften gesellen; oder wohl gar jene durch diese erstücket werden. Und

hier

hiemit müssen auch wir den eigentlichen, vom Schöpfer herkommenden, und ebendeßwegen güten Naturstrieben nachkommen, und uns hierinn von unvernünftigen Thieren nicht beschämen lassen. Seyn sie übrigens recht froh, daß der kleine Säugling an der Brust seiner Amme sich so wohl befindet. Auch der wird noch zu einem Heiligen heranwachsen.

Fr. Myrh. Ja, wenn das wäre! Aber ich habe geringe Hofnung, und bethe deßwegen alle Tage inständig um seinen Tod.

P. Sales. Halten sie ihn also nicht für ein Geschenk Gottes? Wenn dieser selbst ihn wieder-nehmen wollte, nun da müßte ihr Wille mit dem göttlichen Willen vereiniget seyn. Aber den Tod einem gesunden Kinde erbethen wollen, verzeihen sie mir, das ist ein unzuläßiges, und für eine Mutter unverzeihliches Gebeth, weil sie in allen, und hiemit auch durch das Gebeth zu seiner Erhaltung beitragen müssen.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Hat nicht der heilige Hilarius ſeiner Tochter, welcher er zugeredet hat, von der Heurath, die ſie mit einem Jüngling vorhatte, abzuſtehen, und ſich mit Chriſto zu vermählen, endlich von Gott den Tod erbethen, damit ſie nicht mehr im Stande ſey, zu ſündigen? Gott erhörte auch dieſes Gebeth, und der Vater weinte bei der Leiche vor Freuden.

P. Sales. Wenn ſie mir nicht aus der Vernunft, und aus dem Worte Gottes, ſondern aus den Legenden Einwürfe daher bringen; ſo bleibt meine Lehre ſo ſicher und unumſtößlich, daß ſie als eine gute Chriſtinn ſich derſelben fügen müſſen. Die Heiligen konnten als Menſchen fehlen, und haben in vielen ſich verſehlet. Sie haben ſich wirklich zuweilen vergeſſen, ſonderlich wenn ſie Gott der Heftigkeit ihrer Gemüthsart; oder ihres Temperaments überlaſſen hat. * Wir leſen ja auch in den Legenden von Heiligen heftige Reden, und ſogar Schimpfworte, die ſie wider ihre Richter aus-

* Baronius in vita ſtudit.

aufgeſtoſſen; Zänkereien mit welchen einige heilige Lehrer aus vorgefaßten Meynungen, oder in der Hitze zu weit gegangen; perſönliche Streitigkeiten, die ſich zuweilen mit übler Begegnung geendigt, und mehrere dergleichen Fehler. * Sollte man dieſe Fehler nachahmen? Leider ſind einige Fehler der Heiligen von Legendenſchreibern zu heroiſchen Tugenden gemacht worden. Allein gegen die Stärke der Vernunft und des Evangeliums gilt das Anſehen der Legendenſchreiber nichts, gar nichts; beſonders da ſie noch dazu ſo vieles von den Heiligen erdichtet, und nach dem Geſchmack der damaligen finſtern Zeiten hingeſchrieben haben. Ich bitte ſie; legen ſie die Legende bei Seite, und erlauben ſie mir, daß ich ihnen beſſere, nützlichere, und auf die Grundſätze der geſunden Vernunft und des heiligen Evangeliums haltende Erbauungsbücher überbringe; darinn werden ſie Wahrheit, ſichere Richtſchnur ihrer Handlungen, und mehrere Beruhigung finden.

Fr. Mych.

---

* Beiller Abhandlung von der Geſchichte der Heiligen §. 91.

Fr. Myrh. Aber die Tochter des heiligen Hilarius ist doch auf das Gebeth ihres Vaters gestorben, und hiedurch aller Gelegenheit zu sündigen entzogen worden?

P. Sales. Hat die Tochter nicht eben so aus Zufall sterben können? Und gedenken sie nur, wenn sich jeder dieses Beispiel zur Richtschnur machen wollte, was für eine thörichte ungereimte Folge zuletzt herauskommen würde. Alle Aeltern müßten bethen, daß ihre Kinder sterben, um nicht dermaleinst in eine Sünde zu verfallen. Wie viel Kinder glauben sie wohl, daß übrig blieben? Und dürfte nicht dann auch jeder Erwachsene um baldigen Tod bethen, um nicht mehr in eine Sünde fallen zu können? Das heißt soviel, als um baldige Ausleerung der ganzen Welt, um baldige Ausrottung des ganzen menschlichen Geschlechtes bethen. Sie werden ja doch auch nicht Gott selbsten es veragen, daß er Menschen erschaffen, die in Sünden fallen können. Empfehlen sie ihren kleinen Säugling Gott; dieser wird alles recht machen.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Ich wünsche es. Wenn er aber so wird, wie seine Brüder, so sind alle meine Wünsche umsonst.

P. Sales. Ich sehe an keinem ihrer Söhne etwas, woraus sie nicht das Beste hoffen könnten.

Fr. Myrh. Eure Hochwürden sollen nur sehen, was immerzu der mit sieben Jahren, der Eugenerl schon treibt. Die gute Hofnung würde ihnen bald vergehen.

P. Sales. Nun was treibt er denn so übles?

Fr. Myrh. Ich habe ihm ein wunderschönes Meßkleid, alle Paramenten zum Meßlesen, Kelch und Monstranze, eine Bischofshaube, und einen Bischofstab machen lassen. Ein anderes Kind spielete sich damit recht gern; er nicht. Das ist immer ein Reiten und Fahren im Zimmer herum. Wenn man ihn fragt! **Was wirst werden?** bekömmt man keine andere Antwort, als: **Ich werde Soldat.** Dann

macht er sich gleich aus Tischen und Sesseln seine Festungen, lauft Sturm, schlagt und hauet herum, schreit: So machen's die Husaren. Ich bin der Laudon; versprengte mir neulich meine drey Katzen beim Fenster hinaus, und kam mit einem Lerm, daß er die Türken auf das Haupt geschlagen. Und so geht es den ganzen Tag. Die Meßkleider bleiben in einem Winkel liegen. Nur zwinget er immerzu seinen Bruder, den mit neun Jahren, daß derselbe das Meßkleid anlegen, und ihm ein te Deum landamus halten muß, wenn er glaubt, eine Bataille gewonnen zu haben.

P. Sales. Alles dieses giebt mir eben die beste Hofnung von ihm.

Fr. Myrh. Mir nicht. Des heiligen Athanasius sein Spiel in der Kindheit war, Kinder taufen. Schon als ein Kind wußte er alle Kirchenzeremonien, und ahmte sogar einem Bischof auf das artigste in allen bischöflichen Verrichtungen nach. Der heilige Vincentius Ferrerius fieng schon als ein Knäblein an, den kleinen Kindern zu predigen. Der heilige Ber-

Bernardinus Senensis baute gern Altärlein; stieg sogar in der Kirche zu Siena am Feste des heiligen Onuphrii als ein Knäblein unvermuthet auf die Kanzel, und predigte so beredt als andächtig vor allen Leuten, mit welchen die Kirche voll war. Mein Eugenerl hingegen, wenn ich ihm sage; predige! stellet sich zwar auch gleich in Positur; aber wie? mit einem Stock in der Hand, und kommandirt seine Soldaten dergestalt, daß ich mir die Ohren verhalten muß.

P. Sales. Ich könnte ihm recht mit Freuden zuhören, und mich dabei vom Herzen belustigen. Ich würde ihn nur warnen, an den Geräthschaften nichts zu verderben, und weder sich, weder einem anderen Menschen, weder auch einem Vieh was zu leide zu thun; weil das nicht einmal im ernsthaften Kriege ohne Noth geschehen darf. Und auf diese Weise würde ich Gelegenheit suchen, die ersten Grundlinien der auch einem Soldaten nothwendigen und anständigen Sittlichkeit ihm beizubringen. Uibrigens aber würde ich ihm sein Spiel nicht verderben. Wer weiß es, ob ihn Gott nicht

bestimmet hat, daß er dermaleinst ein stattlicher General werde, und dem Vaterlande rechtschaffene Dienste leiste.

Fr. Myrh. Das ist aber wohl gewiß der Weg zur Heiligkeit nicht.

P. Sales. Sogar in den Legenden werden sie ja heilige Kriegsmänner gefunden haben.

Fr. Myrh. Ich fand sie freylich; er aber wird gewiß kein heiliger Soldat. Gedenken eure Hochwürden nur; Ich schrieb neulich auf ein Zettlein den englischen Gruß, und befahl ihm, er solle es in das Maul nehmen, und hinabschlucken, so wie der heilige Thomas von Aquin, da er noch in den Faschen war, sich nicht wehren ließ, ein solches Zettlein hinabzuschlucken, auf welchen der englische Gruß geschrieben war, und welches Zettlein (wie Ribadeneira schreibt) in dem kleinen Thomas Wurzel gefaßt, und die Liebe zur Himmelskönigin hervorgebracht hat. Um alles in der Welt hätte er es mir nicht hinabgeschluckt, und ich hatte zu thun, es ihm wieder aus den

Hän-

Händen zu bringen; mit aller Gewalt wollte er es zu einer Patron für seine Flinte machen.

P. Sales. Ich selbst, wenn ich zugegen gewesen wäre, hätte die Hinabschluckung dieses Zettels nicht angehen lassen. Der englische Gruß ist zum Lesen und Bethen, aber nicht zum Hinabschlucken. Eben so ist das Hinabschlucken der heilsam verbotenen heiligen drey Königzettel, Lukaszettel oder Landshutterbildel ein thörichtes Wesen, und kann eher dem Magen, besonders bei Kindern einen Nachtheil, als der Seele einen Vortheil bringen. Gott hat uns gelehret, wie wir bethen sollen. Er hat das Vater unser nicht auf Zetteln geschrieben, und seinen Jüngern zum hinabschlucken gegeben. Seyn sie versichert; es kömmt viel darauf an, daß man den Kindern schon von ihrem zarten Alter an mit Handlungen und Worten richtige Begriffe beibringe.

Fr. Myrh. Da kömmt freylich viel darauf an; darum bin ich auch unserem Bader nicht mehr gut, der hat mir das kleine Mädel, das erst fünf Jahr alt ist, schon im Grund und

Boden verdorben. Die wird auch nicht mehr heilig.

P. Sales. Wie so?

Fr. Myrh. Meine Köchinn (ich bin froh, daß ich sie bald los werde) hat auch nicht aus Vorsatz, die Heurathsgedanken sich zu vertreiben, sondern eben in diesen Gedanken vertieft sich beide Hände mit siedheissem Wasser verbrannt. Nun mußte man freylich gleich den Bader herbeiholen; und dieser machte ihr, weis Gott was für Umschläge und Pflasterwerke durch vierzehn Täge. So oft der Bader kam, hatte der Plunder die Baberl mein kleines Mädel sogleich bei ihm, und machte sich gleichfalls bei Herrichtung der Umschläge und Aufstreichung der Pflaster, und Zureichung der Binden eine Menge zu thun. Der unbedachtsame Bader lobte sie, und sagte: Die Baberl heurathet gewiß noch dermaleinst einen Chyrurgus; versteht sich schon gut auf's fäschen; das wird eine stattliche Hausmutter werden; und so plapperte er ihr hundert solche Sachen vor, und machte kein

En=

End mit lauter Lehren, daß sie nur auch gut kochen, spinnen, nähen, stricken, Hemder und Lailachen zuschneiden, Hauben heften, und dergleichen lernen solle, um gewiß einen Mann zu bekommen, und eine rechtschaffene Hausfrau werden zu können. Das Mädel, das ohnedem voller Geschäftigkeit ist, bei jeder Rede, durch die eine eitle Weltbeschäftigung empfohlen wird, gleich einen Zunder Feuer fängt, und alle dergleichen Handlungen kaum sieht, als sie solche gleich einem Affen schon nachahmt; diese ist mir nun vollkommen verdorben. Weil sie schon fünf Jahre alt ist, habe ich ihr die Legende vom Pater Kochem hervorgegeben; denn sie ließt schon recht gut; und die heilige Siena hat auch schon im sechsten Jahre ihres Alters die Lebensbeschreibungen der Heiligen gelernet, und schon im siebenten Jahre sich zur ewigen Jungfrauschaft verlobet. Es wäre also auch bei meiner Baberl die höchste Zeit, daß sie in den Legenden zu lesen und zu lernen anfienge. Allein um alles in der Welt ist sie nicht dazu zubringen, besonders weil der saubere Herr Gerhab gerade so, wie mein verstorbener Mann auf eine solche Erziehung und Andacht nichts hält, und

ihr von Zeit zu Zeit bald ein kleines Küchengeschirr, bald kleine Haubenstöcke, bald ein Spinnrädlein, bald leinwandene oder seidene Abschnitzel, bald schön angekleidete Puppen, bald eine kleine Apothecke, und dergleichen Spielwerk daher bringt. Dabei hat sie nun den ganzen Tag zu thun; sie kocht, kleidet ihre Puppen an, schneidet Faschen zu, streicht Pflaster auf, und die Legende bleibt liegen.

P. Sales. Das sind schon wieder die besten Anzeigen, daß auch sie, wie ihre grössere Schwester eine sorgfältige, arbeitsame, und gute Hausmutter dermaleinst werden wird. Auch bei ihr werden sie den Trost haben, daß durch sie die Zahl der Heiligen wird vermehret werden.

Fr. Myrh. Aber verzeihen mir euer Hochwürden! es ist doch zu früh, daß ein Mädel von fünf Jahren schon vom Heurathen rede. Wenn ich sage: Baberl! willst denn keine Klosterfrau werden, und Christus zum Bräutigam haben? was glauben eure Hochwürden, was sie mir zur Antwort giebt? Ich habe unseren

Herr-

Herrgott recht gern, sagt sie, aber mit dem Heurathen ist es bei ihm nichts; er heurathet nicht. Ich muß also schon einen Bader heurathen. Wenn ich darauf sage: du solleſt aber so bleiben, wie Christus, ohne heurathen; so wirft sie mir gleich vor, was sie neulich im Krippelspiel gesehen, daß Christus es gern sieht, wenn man heurathet, weil er selbst bei der Hochzeit zu Kana in Galilea gewesen. Und ich bin nicht im Stande, sie aus ihrer Heurath mit einem Bader herauszubringen.

P. Sales. Nun bei allen diesen Reden, die sie als ein Kind vorbringet, sind noch keine üble Begriffe verbunden. Es ist also nur nothwendig, daß sie nach und nach, wie sie mehr zu Verstand kömmt, vorsichtig geleitet werde. Die guten Begriffe, und die Ausübungen tugendhafter Handlungen werden sich bei ihr durch vorsichtige Erziehung so aneinander ketten, daß zur Zeit, da Gott ihre Hochzeit wie jene zu Kana in Galilea wird gefällig seyn, sie voll Unschuld, Ehrbarkeit, und Bescheidenheit aus dem ledigen Stande in den Ehestand übertretten wird.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Ich wollte ihr alle Spielerei noch verzeihen; aber das Kindereinfaschen kann ich nicht leiden. Wie ihr kleiner Bruder eingefascht ist, so fascht sie ihre Puppen ein. Ich nahm ihr neulich, da sie noch schlief, ihre Puppe weg, und stellte aus meinem Gläserkasten eine kleine Statue von Bildhauerarbeit auf ihren Tisch hin. Die Statue stellt den heiligen Erzengel Michael in größtem Grimme vor; und der Teufel, der zu seinen Füssen liegt, hat auch ein schreckliches Ansehen. Ich bildete mir nichts anderes ein, als daß sie glauben werde; Gott sehe das Puppenspiel nicht gern, und wolle sie hiedurch ermahnen, lieber die schöne aber ernsthafte Gestalt des heiligen Engels zur Anreitzung; und die abscheuliche Gestalt des Teufels zu einem heilsamen Schrecken vor Augen zu haben. Aber ich betrog mich gewaltig. Ehe ich noch daran dachte, daß sie die Statue schon gesehen hat, und ehe ich meine Lehre anbringen konnte, war die ganze Statue schon auseinander gelöset. Den heiligen Erzengel Michael schenkte sie ihrem Bruder dem Eugenerl, welcher ihn wegen des Degens unter seine Soldaten als Offizier hinstellte;

und

und den abscheulichen Teufel behielt sie für sich, faschte ihn ganz ein, so daß er nur mit Kopf und Bart heraussieht; beschmierte auch dort, wo sie dem Teufel schon ein Hörnel hinweggebrochen hat, ihn mit ihrem Pflaster; und ich war gezwungen, ihr ihre Puppe wieder zu geben, um nur meine Statue wieder zu erhalten, und den Teufel aus den Faschen herauszubringen.

P. Sales. Eben aus dem, daß sie sogar die Figur des Teufels eingefaschet hat, können sie abnehmen, daß sie die Einfaschung in der größten Unschuld verrichtet. Und wirklich hat ihre Einfaschung des Teufels mehr Zusammenhang mit der wahrhaften Lehre, daß der Teufel nach dem Triumph, den Christus über ihn erhalten hat, über uns keine willkürliche Gewalt habe, als die Schriften der Legendenschreiber, die vom Teufel eine Menge gegen Menschen und Heilige gewagter Unternehmungen daher erzählen, nicht anders, als ob sie dabei gewesen wären; da doch selbst die Art ihrer Erzählung das Fabelhafte schon mit Händen greiffen läßt.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Das iſt wahr; der einzige Franzel, der jetzt neun Jahr alt, und ſchon in der zwoten lateiniſchen Klaſſe iſt, der hätte meine Wünſche erfüllen können, wenn jetzt nicht die ganze Welt mit vereinigten Kräften bemühet wäre, junge Leute an der Annehmung des Kloſterſtandes zu hindern.

P. Sales. Wie können ſie jetzt ſchon wiſſen, daß dieſer ihr Sohn ein Kloſtergeiſtlicher werden würde?

Fr. Myrh. Das kann ich wohl daher wiſſen, weil ich ihn ſchon in der Wiege zum Franziskanerorden beſtimmt habe, und weil er wirklich jetzt auch in ſeiner Aeuſſerung beſtändig bleibt, daß er Franziskaner werden wolle. Er hat neulich gegen ſeinen gröſſeren Bruder ſich ſo ereifert, daß ich ſchon befürchtete, er werde krank werden.

P. Sales. Was war denn die Urſache des Zankes?

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Anfangs hat der Groſſe dem Kleinen vorgeworfen, daß dieſer ein ſo ſchlechtes Atteſtat bekommen, und beinahe das ganze Jahr auf der Eſelbank geſeſſen. Nun dieſem Handel habe ich gleich ein End gemacht, und habe den Groſſen gefragt; ob er nicht wiſſe, daß der heilige Albertus magnus aus dem Predigerorden ein heiliger und vortreflicher Lehrer geworden, obwohl es auch bei demſelben Anfangs mit dem Studiren, und beſonders mit der Philoſophie (von welcher ich zwar nicht weiß, was ſie iſt) nicht recht vor ſich gehen wollte, dergeſtalt, daß er (wie Ribadeneira gar ſchön beſchreibt) von den übrigen Studenten keine andere Namen, als Ochs, Eſelskopf, Strohputz und dergleichen bekommen hat. Albertus wollte auch ſchon auf und davon laufen. Allein es hielten ihn drey Jungfrauen auf, welche die Aufwärterinnen der Mutter Gottes waren, und ihn bei dieſer aufführten, wo er die Zuſicherung erhielt, daß er ein ſolcher Philoſoph werden würde, dem keiner gleicht, wie er es auch dann geworden iſt. Der Eifer überfiel aber den Kleinen am meiſten über die von ſeinem groſſen Bruder gemach-

machte Herabsetzung der Bettelgeistlichen; und er bemühte sich mit größter Hitze, zu behaupten, daß kein anderer Heiliger, als Franziskus, die fünf Wundenmaale Christi an seinem Körper aufzuweisen habe. Sein Bruder, der doch nie eine Legende ließt, wußte, weiß nicht woher, ihm doch sogleich zu sagen, daß Christus auch der heiligen Ida von Löwen seine Wundmaalen so stark eingedruckt, daß sie hiedurch des Nähens und Spinnens und anderer Arbeiten unfähig gemacht, wieder Gott gebethen, ihr die schmerzhaften Wundmaalen zu nehmen, und zuzuheilen. Er fiegte bei: Die selige Elisabeth von Rutte habe gleichfalls alle Freytage in der Fastenzeit nicht nur die fünf Wundenmaalen; sondern auch die sieben Hauptwunden, welche Christo durch die dörnerne Krone verursachet wurden, bekommen. Sogar der heiligen Lidwina vergaß er nicht, welche gleichfalls die fünf Wundenmaalen von Christo ihrem Körper eingedruckt bekommen; aber auch wieder zur Verhütung alles eitlen Ruhmes sich die Hinwegnehmung derselben erbethen hat. Der Kleine weinte vor Zorn, daß mehrere Heilige

lige als Franziskus die fünf Wundmaalen sollen bekommen haben.

P. Sales. Der Kleine wird noch nicht begreifen, daß die Legendenschreiber mit den fünf Wundmaalen gegen mehrere Heilige so freigebig gewesen, und daß auch Heilige aus einer über die fünf Wundmaalen überspannt gemachten Betrachtung in die Phantasie gekommen, als ob ihnen wirklich von Christo die fünf Wundmaalen eingedrücket worden wären.

Fr. Myrh. Mir ist genug, daß er sich so eifrig um seinen heiligen Franz angenommen; und mir ist es eine gewisse Vorbedeutung, daß er in dem Orden dieses Heiligen auch ein grosser Heiliger werden würde, wenn nicht jetzt die ganze Welt sich vereiniget hätte, den Klosterstand aufzuheben.

P. Sales. Es ist möglich, daß bis zur Zeit, in welcher der jetzt erst neun Jahr alte Franzel bei den P. P. Franziskanern die Klostergelübde ablegen könnte, kein Kloster mehr be-

besteht. Aber deßwegen ist keinem Menschen der Weg genommen, heilig zu werden.

Fr. Myrh. Wie ist wohl jemand sodann im Stande, die drey evangelischen Räthe in ihrer Vollkommenheit auszuüben?

P. Sales. Ebenso, wie jedermann im Stande war, den drey evangelischen Räthen nachzukommen, bevor man noch von Klöstern und Klostergeistlichen etwas wußte. Denn um gegen die Sünden wider die in jedem Stande zu beobachtende Keuschheit mit besonderem Bestreben nach einem ehrbaren, sittsamen, mässigen, und von üblen Gelegenheiten entfernten Lebenswandel, gegen die Sünde eines stolzen Eigensinnes, einer sträflichen Willkur und Halsstärrigkeit mit besonderem Gehorsam und demuthsvoller Unterwürfigkeit gegen seine geistliche und weltliche Vorgesetzte, gegen die Sünde der übermässigen Begierde nach Geld und zeitlichen Gütern mit Handlungen, die dem Geitze, dem Neid, der Hartherzigkeit, der Ungenügsamkeit, der unerlaubten Erwerbungssucht und schmutzigen Bettelei gerade und klug entgegengesetzet wer-

werden können, ſich zu bewahren, bedarf es keines Kloſterlebens und keiner Klöſter, in deren Mauern man eben auch nicht immer alle Tugenden vereint findet. Nicht nur jeder Weltprieſter, ſondern jeder Weltmenſch, wie ich ihnen gezeiget habe, kann die evangeliſchen Räthe befolgen.

Fr. Myrh. Aber es iſt doch ganz etwas anderes, ſich hiezu mit Gelübden zu verbinden. Leider iſt es ſo weit gekommen, daß, da vor Zeiten ſogar die Kinder, welche von Aeltern zum Kloſterſtand verlobt worden, Kloſtergeiſtliche werden und bleiben mußten, jetzt die Gelübde der Kloſtergeiſtlichen ſelbſten ohne allem Anſtande und noch dazu von weltlichen Obrigkeiten aufgelöſet werden.

P. Sales. Die Gelübde, mit welchen die Aeltern ihre Kinder vor Zeiten den Klöſtern geſchenket, und zum Kloſterleben verlobet haben, und welche von den Legendenſchreibern ſo hoch angeprieſen werden; gleichwie ſie auch ſogar von einigen Kirchenverſammlungen * beſtätti-

get

* Concil. tolet. de anno 633 can. 49. 55.

get worden, ſind doch vom heiligen Gregorius dem Groſſen, * vom Papſt Klemens dem dritten, und vom Konzilium zu Trident ſelbſt als unſchicklich verworfen worden. Selbſt auch der heilige Bernhard hielt eine ſolche Kinderweihung für ein langwieriges Menſchenopfer. * * Sehen ſie alſo, daß ſogar von ſpäteren Päpſten, Lehrern, und Konzilien hierinn das verworfen worden, was frühere Päpſte, Lehrer, und Konzilien für heilig gehalten. Was ſollen nun die Legendenſchreiber bei Anrühmung ſolcher Gelübde für ein Gewicht haben? Die geſunde Vernunft iſt ſchon entgegen, daß die Aeltern an ein unſchickliches Gelübd, und die Kinder an ein fremdes perſönliches Gelübd, wozu ihr eigener freyer Wille gehöret, gebunden ſeyn ſollen.

Fr. Myth. Wenn aber hernach die Kinder das nämliche Gelübd freywillig beſtättigen; ſo ſolle

* Lib. 1. epiſt. 42.

* * Horrore mitius illo, quo membra cæduntur ferro. ſed Diuturnitate moleſtius.

ſolle wenigſtens in dieſem Falle kein eigenes Gelübd der Kloſtergeiſtlichen, und hiemit auch kein Kloſter aufgehoben werden.

P. Sales. Meine beſte Frau Myrthenbüſchlinn! wenn ihre Dienſtbothen ein Gelübd machten, drey Tage in der Woche gar nichts zu arbeiten, ſondern nur zu bethen; wobei die nöthige Sorge für ihre Kinder, und das ganze Hausweſen leiden müßte; würden ſie ein ſolches Gelübd angehen laſſen, würden ſie ein ſolches Gelübd für giltig halten?

Fr. Myrth. Für Dienſtbothen wäre dieſes ein närriſches Gelübd, und ich würde mich bedanken, wenn Zimmer und Küche, die Sorge für meine Kinder, und die alltäglich nothwendigen Arbeiten vernachläſſiget würden, und alles zu Grund gienge. Ein ſolches Gelübd ließ ich freilich meinen Dienſtbothen nicht gelten.

P. Sales. Nun ſie wollen dem Landesfürſten alſo nicht das nämliche Recht eingeſtehn, was ſie doch ſelbſt als Hausfrau haben? Solle ein Regent zum Schaden ganzer Länder etwas gelten laſſen müſſen, was ſie nicht ein-

mal zum Schaden ihres einzigen Hauses gelten ließen?

Fr. Myrh. Aber die Klöster und Klosterleute schaden ja nicht, sondern verschaffen den Ländern wenigstens mit ihrem Gebethe Nutzen, und den Segen Gottes?

P. Salco. So könnten auch ihre Dienstbothen sagen; wir wollen statt der Arbeit mit Bethen ihrem Hause Nutzen schaffen. Es ist nicht zu läugnen, daß Klosterleute ganzen Ländern Nutzen verschaffet haben. Besonders hat der Orden des heiligen Benedikts das Verdienst, daß die verwildetesten Länder zur Kultur gebracht worden, und daß jetzt da alles voll arbeitender gesitteter Menschen ist, wo Wälder und darinn nur wilde Thiere, oder einige Waldbrüder sich befanden. Sehen sie, wie selbst die Klosterleute dem natürlichen Hange nachgegangen, die menschlichen Gesellschaften zu vermehren. In den ersteren Zeiten lieferten auch die Klosterleute Handarbeiten zum Bedürfniß ihrer Nebenmenschen; ja sie trugen sogar zur Erhaltung guter Bücher bei, da sie sich mit

Ab-

Abschreibung derselben beschäftigten. Nachhin trugen sie aber auch auf die nämliche Art zur Erhaltung alterer Schriften, und Fortsetzung abergläubischer fabelhafter Dinge bei, wozu hauptsächlich die Legenden gehören. Sie ließen von nützlichen Arbeiten nach; suchten Geld und Güter von allen Seiten an sich zu ziehen; ließen sich zwischen ihren Klostermauern wohl gehen; erstreckten auch ausser denselben ihr Wohlleben mit Übermuth; und oft mit Grausamkeiten; und überließen unter dem Vorwande des Bethens, welches vorzüglich im Chor bestand, alle Lasten den übrigen Gliedern des Staates, welche in Noth und Armuth schmachteten.

Fr. Myrh. Nun so sollte man sie nur wieder zur Arbeit anhalten, und nicht aufheben.

P. Sales. Sobald sie zu der Arbeit angehalten werden, die dem Priester obliget; so sind sie eben hiedurch schon aufgehoben. Da sie Handarbeiten, zum Beispiel den Ackerbau, das Korbflechten, Kotzenmachen, und dergleichen verließen, wurden sie Priester. Der Prie-

ster bekömmt bei der heiligen Weihe die nämliche Pflicht, welche die Apostel und Jünger Christi hatten, nämlich nicht im Kloster beisammen zu sitzen, und zu beten, sondern auseinander zur Seelsorge fortzugehen. Mönch und Seelsorger paßt nicht zusamm. Sehen sie, wie bei Erfüllung dessen, was sie als Priester schuldig sind, der Mönchstand von selbsten sich aufhebt. Keuschheit, die evangelische Armuth, die in Vermeidung des unordentlichen Hanges nach zeitlichen Gütern, und in dem Vorzuge der Pflichten vor allen zeitlichen Absichten bestehet, den Gehorsam gegen die Vorgesetzten können und sollen sie auch auf ihrer Seelsorgsstazion beobachten. Also fällt von ihren Gelübden nichts weg, als das schädliche Gelübd statt der Arbeit unter dem Vorwande des Gebethes beisamm im Müßiggange zu sitzen. Und dieses ist das Gelübd, welches keiner Auflösung bedarf; weil es nach der gesunden Vernunft und nach dem Evangelium schon für sich nicht gilt.

Fr. Myth. Aber die Klostergeistlichen haben ja doch auch in ihren Klosterkirchen gepredigt, und den Pfarrern ausgeholfen.

P. Sales.

P. Sales. Daß der eine oder der andere Sonn- oder Feyertagprediger ist; daß der eine oder der andere in der Seelsorge aushilft, hiedurch ist das noch nicht erfüllet, was ihm in der Priesterweihe auferleget worden. Die wahre Seelsorge fodert nicht nur in den Städten, sondern auf dem Lande mehrere Pfarren, hiemit auch mehrere Seelsorger, und zwar beständige Seelsorger. Es müssen also von den Klosterleuten nicht nur einige, und nicht nur auf einige Zeit aushilfsweise; sondern alle, die immer tauglich sind, zur anhaltenden Seelsorge hinausgehen, da ihnen die heilige Priesterweihe die priesterlichen eigentlich in der Seelsorge bestehenden Pflichten auferleget hat.

Fr. Myrh. Die aber nicht tauglich sind, sollen doch beisamm bleiben.

P. Sales. Nun diese machen sodann kein eigentliches Kloster aus, sondern ein Invalidenhaus; und da bin ich nicht entgegen, daß sie beisamm bleiben könnten, wenn nicht wieder der Vernunft entgegen wäre, daß etwelchen Untauglichen ein ungeheures Klostergebäude ein-

ge-

geräumt bleiben, und nicht nützlicher verwendet werden solle.

Fr. Myrh. Von euer Hochwürden, da sie doch selbst ein Klostergeistlicher sind, hätte ich diesen Unterricht wirklich nicht erwartet.

P. Sales. Ich habe ihnen gesagt, daß ich schon 75 Jahre alt bin; und dieses Alter leistet sichere Bürgschaft, daß ich aus keiner Freyheitssucht die Kloseraufhebungen billige. Ich billige sie, weil ich der Stärke der Wahrheit nicht widerstehen kann.

Fr. Myrh. Ich bitte euke Hochwürden um alles in der Welt, dem Gerhaben meiner Kinder dergleichen nicht vorzusagen. Er hat meinen Franzel ohnedem schon aus der lateinischen Schule nehmen, und zu einem Kaufmann und Fabrikanten geben wollen; weil er sagt: der Bursch wird doch wohl noch zu einem Buchhalter bei der Handlung brauchbar gemacht werden können; und statt seiner kann sein Geld in der Handlung arbeiten. Und ich habe doch noch in keiner Legende von einem heiligen Buchhal-

halter etwas geleſen, oder daß ein Heiliger ſein Geld in eine Fabrick oder Handlung gegeben hätte.

P. Sales. Die meiſten haben freylich vorher ihr Geld lieber in die Klöſter gegeben. Das iſt wohl ein recht guter Gedanke, daß der Gerhab ihn zu einer Handlung geben will. Wenn wirklich das wahr wäre, daß noch kein Buchhalter heilig geworden, ſo müßte ihnen eben das die größte Freude ſeyn, daß ihr Sohn der erſte heilige Buchhalter wäre. In allen Ständen kann man durch Erfüllung ſeiner Pflichten heilig werden.

Fr. Myrh. Mein Franzel leate ſich in Tod; denn er will einmal Franziskaner werden. Wenn er zu Hauſe allein iſt, ſo trägt er immer einen Strick um das Kleid. Erſt geſtern hat er ſich wieder einen neuen Strick eingeſchaft, und drey zwar gar erſtaunliche groſſe Knöpfe daran gemacht, weil nämlich der gute Burſch mit den Knöpfen noch nicht recht umgehen kann.

P. Sales.

P. Sales. Meine beste Frau! überlassen sie alles dem Gerhaben. Das ist ein bescheidener, erfahrner, redlicher Mann. Der wird alles recht machen; denn mit dem Franziskanerorden (sage ich ihnen) ist es schon vorbei. Die Franziskaner so wie andere Ordensleute werden auf die Seelsorge hinausgesetzet, und die Franziskaner haben sich bis dahin, als er Franziskaner werden könnte, längst von selbsten aufgehoben.

Fr. Myrh. So bewegen mir eure Hochwürden doch meinen grossen Sohn, daß er ein Geistlicher, meinetwegen ein Weltpriester werde. Was ich für eine Freude hätte, wenn er auf mündlichen Befehl der Mutter Gottes ihr ein Hochamt halten müßte, von Heiligen selbst mit dem Meßkleid angelegt würde, und nach dem Hochamt von der Mutter Gottes ein weißes Kleid vom unkenntlichen Zeug zu schenken bekäme; welches alles dem heiligen Bonito wiederfahren, dem auch bei seinem Hochamte die Heiligen ministriret, und die Engel musiziret haben. Auch dem heiligen Ildephons (wie Ribadeneira schreibt) hat die Mutter Gottes

aus

aus der himmlischen Schatzkammer ein prächtiges Meßkleid in eigener Person überbracht. Ach bewegen ihn doch eure Hochwürden, daß er wenigstens Weltprieſter werde.

P. Sales. Behüte mich der Himmel! Wir Kloſtergeiſtliche ſind am wenigſten hiezu geſchickt, daß jemand mit uns über einen Stand berathſchlagen ſolle. Mit dem man berathſchlaget, der muß ein erfahrner Mann ſeyn, und ausgebreitete Kenntnuß von ſo verſchiedenen Ständen der Welt haben. Eine ſolche Kenntnuß iſt nicht die Sache der Kloſtergeiſtlichen; und ich muß immer lachen, wenn ich ſo viele Leute ſehe, die über weltliche Händel und Gegenſtände bei unſerer Kloſterpforte ſich Raths erholen. Dero Herr Sohn hat, ſoviel ich weiß, die beſte Hofnung, nächſtens bei einem Dikaſterium angeſtellet zu werden. Dahin iſt alſo ſein Beruf, und dem ſolle er folgen.

Fr. Myrh. O Gott! bei den Gerichtsſtellen ſieht es auch mit dem Heiligwerden übel aus.

P. Sales,

P. Sales. Und da hat man eben die meiſte Gelegenheit, recht viel gutes zu ſtiften. Der Herr Sohn hat gute Talente, und hat ſich die zu ſeiner künftigen Amtirung erfoderlichen Wiſſenſchaften ſtattlich beigelegt. Er hat ein ausnehmend gutes Herz, und einen Hang, jedermann nicht nur Recht und Billigkeit widerfahren zu laſſen, ſondern auch gegen jedermann, und bei jeder Gelegenheit nach aller Thunlichkeit wohlthätig zu ſeyn. Er hat einen ungemeinen Fleiß; hiemit wird er ſowohl zum Vortheil der Geſchäftsbeförderung, als auch mit guter Folge in Rückſicht ſeiner ſelbſt immer beſchäftiget ſeyn; denn ein mit guten Arbeiten beſchäftigter Mann hat beinahe nicht einmal Zeit übles zu thun.

Fr. Myrh. Das iſt das beſte an ihm, daß er nicht eigennützig iſt. Lieber Gott! es giebt ja einige, welche als Patronen und Schützer alles üblen und dummen Gezeuges bekannt, aber auch ſtäts im Solde derjenigen ſind, die um das ſchlechtere zu ihrem Vortheil aufrecht zu halten ſolche Schützer haben, und erhalten müſſen. Mein ſeliger Mann hat es bei ſeinem

Ge-

Gewerbe, wobei man ihn Anfangs nicht aufkommen lassen wollte, genug erfahren. Wie oft, wenn er nach Hause kam, sagte er: es giebt Leute, die, um sechs Gulden Zulage zu bekommen, ihren eigenen Vater zum Galgen herholeten; welche in allen Gelegenheiten nur auf sich denken, von keinem Menschen wahre Freunde sind, nicht nur einzelne Personen, sondern das Beste ganzer Länder ihren schlechten Nebenabsichten aufopfern, und stäts heimlich miniren, um etwas, was diesen ihren Absichten im Wege steht, in Luft zu sprengen. Jedes Wort (sagte er) das aus ihrem Munde kömmt, ist entweder eine Lüge; oder, wenn sie in Verlegenheit kommen, auf Schrauben gesetzt, oder, wenn gäh ein ihren Absichten entgegen gesetzter Wind geht, so wissen sie eine Wendung zu nehmen, und einen anderen vor sich zu schieben, als wenn sie ihrerseits die besten Gesinnungen gehabt hätten. Nein! von meinem Sohne bin ich versichert, daß er nicht so werden wird, und dieß deßwegen, weil er durchaus nicht eigennützig, und auch nicht für sich nur allein bedacht ist.

P. Sales. Nun das freut mich, daß ſie mit meiner Meinung übereinkommen, daß er ein rechtſchaffener Mann werden wird.

Fr. Myrh. Aber ein Heiliger, ein Heiliger ſollte er werden; und das würde er leichter, wenn er in den geiſtlichen Stand trätte.

P. Sales. Er iſt ſchon im geiſtlichen Stande; denn das Wort geiſtlich kömmt vom Geiſt her. Nun er iſt voll guten Geiſtes; und ſein Geiſt wird von Zeit zu Zeit durch Verwendung und Bildung vollkommener werden. Kurz; in dem der Geiſt Gottes iſt, der iſt geiſtlich, er mag geweiht, oder nicht geweiht ſeyn; er mag einen ſchwarzen, oder grünen Rock tragen.

Fr. Myrh. Aber das iſt erſtaunlich, wie mir eure Hochwürden heut zuſetzen. Ich höre heut Sachen, die mir meine vorhinnigen Beichtväter nie geſagt haben.

P. Sales. Was ich ihnen bisher geſagt habe, für das ſtehe ich als Prieſter, und als

ein

ein ehrlicher Mann, daß dieſes alles ſeine Richtigkeit habe, und durchaus der Gott gefälligen Wahrheit angemeſſen ſey; da hingegen in ihren Legenden ein Gewebe von Unwahrheiten, Zweydeutigkeiten, und unrichtigſten Nachahmungsregeln enthalten iſt.

Fr. Myrh. Uiber meine Legenden laſſe ich nichts kommen.

P. Sales. So gewiß, als ich heut das Vergnügen hatte, mit ihnen zu ſprechen, eben ſo gewiß legen ſie noch ſelbſt die Legenden bei Seite.

Fr. Myrh. Das müßte doch wunderbarlich zugehen.

P. Sales. Ganz natürlich wird es zugehen. Ich werde ihnen beſſere Bücher bringen. Dieſe werden ihnen nicht durch Erdichtungen, ſondern durch Gründe der geſunden Vernunft und des heiligen Evangeliums Aufklärung, Troſt, und Beruhigung geben. Auf einmal wird es ihnen leichter im Kopfe, und ruhiger um das

Herz

Herz werden. Ich wette, sie werfen sodann die Legende des Pater Kochems in's Feuer. Haben sie nur Geduld; und überlassen sie sich mit Hinwegsetzung alles Eigendünkels, und aller Schwermuth meiner Leitung, die gewiß zu ihrem Besten ausfallen wird.

Fr. Myrh. Nun meine liebe Legenden der Heiligen; so solle es noch so weit kommen, daß wir getrennet werden.

P. Sales. Sie selbst werden sich von ihnen trennen, so gewiß, als ich jetzt gehe, und mich bis auf Wiedersehen empfehle.

VI.

VI.

Die Schweſter Bibiana.

Schweſt. Bibiana. Ich weis es gewiß, daß unter unſeren Kloſterreliquien, die bei der würdigen Mutter in Verwahrung ſind, ſich auch etwas vom Kleide des heiligen Antonius von Padua befinde.

Würdige Frau. Wie oft muß ich es aber der Schweſter noch ſagen, daß hievon unter allen unſeren Reliquien nichts vorhanden iſt. Sage ſie mir nur; warum ſie denn eben eine Reliquie vom Kleide des heiligen Antonius von Padua haben will?

Schw. Bib. Die würdige Mutter wird es ja ſelbſt im Leben dieſes Heiligen geleſen haben, daß ein Geiſtlicher, dem kein Bethen, Faſten, und Kaſteyen in den unerträglichen Anfechtungen wider die Keuſchheit helfen wollte, alſogleich hievon befreyet worden, ſobald

er

er das Kleid des heiligen Antonius angeleget hat.

Wür. Fr. Das Legendenlesen wird der Schwester noch vollends den Kopf verrücken. Ich weis ihr ein kräftiges Mittel wider ihre Anfechtungen. Beschäftige sie sich nur stäts mit der Bedienung der Kranken, deren wir immer genug im Krankenzimmer haben, und warte sie den Kranken bei Tag und Nacht fleißig ab, so werden ihr die Anfechtungen gewiß vergehen.

Schw. Bib. O das einzige Krankenwarten, das macht noch keine Klosterfrau aus.

Wür. Fr. Nicht? was ist denn wohl anders der Endzweck, und die Hauptpflicht unseres Ordens, als das Krankenwarten? Könnte wohl auch etwas bei Gott verdienstlicheres seyn, als den armen Kranken dienen und beistehen?

Schw. Bib. Das nämliche verrichten in weltlichen Krankenhäusern weltliche Krankenwär-

wärterinnen auch; deßwegen sind sie aber noch keine Klosterfrauen. Eben in dem hat unser Orden den Vorzug, daß wir nicht nur den Kranken warten, sondern auch Klosterfrauen seyn müssen. Wir sind hiemit auch verbunden, auch nach Art der Klosterfrauen zu leben.

Wär. Fr. Weis die Schwester, in was wir als Klosterfrauen von den weltlichen Krankenwärterinnen unterschieden sind? In dem, daß wir uns durch Gelübde zum beständigen Krankendienst verbunden haben; da die Weltlichen nur willkürlich den Kranken dienen, und aus diesem Dienste alle Augenblick austretten können; und daß wir also eben wegen des Gelübdes uns den Krankendienst mehr, als Weltliche sollen angelegen seyn lassen. Im übrigen, meine liebe Schwester! bin ich innerst überzeugt, daß weltliche Krankenhäuser einen grossen Vorzug vor unsteren Krankenzimmern verdienen.

Schw. Bib. Um Gottswillen! wenn die weltlichen Obrigkeiten ein solches Geständniß

aus dem eigenen Munde einer Klostervorsteherinn hörten; so würden wir gewiß aufgehoben.

Wür. Fr. Warum sollte ich ein Geständniß nicht machen, woraus meine Redlichkeit müßte erkannt, und belobet werden, und worüber eine andere Einrichtung zum grösseren Vortheil der Kranken könnte getroffen werden. Sey sie unbekümmert; ich habe nicht nothwendig, mein Geständniß zu machen. Die weltlichen Obrigkeiten werden noch von selbst einsehen, daß eben deßwegen, weil wir Klosterfrauen sind, zu unserem Unterhalt ein grösseres Vermögen, und ein grösseres Gebäud, als für die Kranken, die doch die Hauptpersonen sind, hergenommen werde, und daß wir also sehr kostbare Krankenwärterinnen sind. Der leidenden Menschheit, werden sie sagen, ist besser geholfen, wenn das Gebäud und das Geld zur Hilfe mehrerer Kranken mit leichterem Unterhalt minder kostbarer Krankenwärterinnen verwendet wird.

Schw. Bib. Sie werden es aber schon sehen die weltlichen Obrigkeiten, daß die Kranken

ken von Weltlichen nicht so gut verpfleget werden.

Wür. Fr. Glaube die Schwester nur das nicht. Sind denn nicht wirklich mehrere weltliche Krankenhäuser, wo die Kranken von Weltlichen mit größter Sorgfalt, und unter wirksamster Obsicht gepfleget werden. Eine solche Obsicht ist mir als Klostervorsteherinn ja nicht einmal möglich.

Schw. Bib. Warum nicht?

Wür. Fr. Deßwegen, weil ich die Klosterfrauen, die unter verschiedenem Vorwande sich dem Krankendienste entziehen, nicht so abdanken und entlassen kann, wie dieses ein Vorsteher eines weltlichen Krankenhauses thun kann.

Schw. Bib. Die würdige Mutter ist gegen uns recht hart.

Wür. Fr. Gar nicht. Ich weiß gar wohl, daß einige Klosterfrauen selbst ihre Gesundheit

heim Krankendienste eingebüsset haben; und ich habe gewiß alle Nachsicht und alles Mitleiden mit ihnen. Aber eben ihre kränkliche Zustände geben mir und jedem Vernünftigen einen neuen Beweis, daß weltliche Krankenhäuser den Vorzug vor unseren verdienen.

Schw. Bib. Die weltlichen Krankenwärterinnen gehen lieber eher vom Krankendienste davon, als daß sie ihre Gesundheit aufopfern sollten; hiemit gebühret unseren Krankenzimmern immer noch der Vorzug vor den weltlichen Krankenhäusern.

Wbr. Fr. Dieser Vorzug, daß wir unsere Gesundheit aufopfern, bezieht sich noch nicht auf unsre Krankenzimmer. Eine weltliche Krankenwärterinn, die ihrer nach der Hand empfindet, daß sie zum Krankendienst nicht mehr geeignet sey, tritt aus diesem Dienste aus, und erwählet einen anderen Dienst. Statt ihrer tritt eine Tauglichere ein. Die weltlichen Krankenwärterinnen sind nicht so versperrt; sie können ausser des Krankenhauses in frischerer Luft sich erholen. Bei uns hingegen, die wir sol-

solche Erholungsmittel nicht haben, wird zuletzt selbst aus den Klosterfrauen ein Krankenspital, und statt der untauglichen Klosterfrauen können nicht sogleich taugliche aufgenommen werden, weil sich nicht immer Kanditadinnen einfinden, und weil auch das Vermögen nicht erkleckt, nebst den noch lebenden untauglichen so viele von Zeit zu Zeit neu anzuwerbende taugliche zu unterhalten. Gehn also nicht eben deßwegen, weil wir dem Krankendienste unsere Gesundheit aufopfern, hernach den Kranken die erfoderlichen Krankenwärterinnen ab, die bei einem weltlichen Krankenhaus nicht so leicht mangeln. Sieht die Schwester, daß die weltlichen Krankenhäuser einen Vorzug verdienen.

Schw. Bib. Meinetwegen können sie uns aufheben. Ich gehe deßwegen doch wieder in ein Kloster, aber nicht mehr in ein solches, wo Kranke sind.

Wür. Fr. Nun so muß sie in ein solches gehen, wo die Klosterfrauen sich mit dem Unterrichte der Kinder beschäftigen müssen.

Schw. Bib.

Schw. Bib. Mit den Kindern beſchäftigen? Gott behüte mich! Ich will nicht einmal ein anderes Kind ſehen, als meine Jeſukinder.

Wür. Fr. Gibt es bei ihr mehrere Jeſukinder?

Schw. Bib. Komme die würdige Mutter nur doch einmal wieder in meine Zelle. Es iſt ja nicht nothwendig, gar ſo ſtets im Krankenzimmer zu ſeyn, und dort herum zu arbeiten, wie es die würdige Mutter macht. Ich habe 6 Jeſukindeln.

Wür. Fr. Wie ich ſchon geſagt habe; ſie wird mir noch närriſch. Ich dächte, ein Jeſukindlein wäre überflüſſig; denn jezt iſt ja unſer Heiland kein Kind mehr. Auſſer einer lehrreichen Vorſtellung ſeiner Kindheit, die mit einem einzigen Bilde erreicht iſt, ſolle übrigens dieſer unſer liebe Heiland mannbar, und nach dem Alter, in welchem er unſere Erlöſung vollendet hat, vorgeſtellet ſeyn. Nicht wahr; wir ehrten die Stifterinn unſeres Kloſters, und ließen ſie deßwegen abbilden? Iſt uns aber

wohl

wohl eingefallen, ſie als Kind abbilden zu laſſen?

Schw. Bib. Chriſtus iſt freylich als ein Mann geſtorben; allein nach ſeiner Himmelfahrt iſt er wieder als Kind erſchienen.

Wür. Fr. Glaube ſie ſolche Thorheiten nicht.

Schw. Bib. Gott ſteh mir bei! was ſagt die würdige Mutter? Iſt nicht Chriſtus als ein ausbündig ſchönes Knäblein zum heiligen Antonius gekommen? hat er ſich nicht als ein Knäblein anfangs auf das Buch Antonii geſetzet; bis er gar in ſeine Arme gerücket iſt, ihn angelacht, und mit ihm durch viele Liebeszeichen geſpielet hat? Hat nicht der heilige Johannes von Gott, wie er noch ein Bücherkramer war, und mit dieſen ſeinen Waaren im Vorſatz, ein Bücherhändler zu werden, nach Granata reiſete, unſeren Heiland als ein Knäblein auf dem Wege angetroffen? Er hat ſich freylich nicht eingebildet, daß dieſes Knäblein Chriſtus ſey. Er hat es vielmehr bedauert, weil es bloßfuß und übel gekleidet war; zog

auch deßwegen seine Schuhe aus, sie und legte sie dem Kinde an; und da das Kind in so grossen Mannsschuhen nicht gehen konnte, nahm er es gar auf seine Achsel. Beim Tragen hätte er es zwar merken können, daß es kein natürliches Kind ist; denn das liebe Kuchlein machte sich so schwer, daß der heilige Mann erbärmlich schwitzte, vor Müdigkeit schnaufte, und endlich keinen Schritt mehr gehen konnte, sondern das Kind zu einem Baum hinsetzte, und er sich bei einem Brunn erquicket. Wirklich hat er nichts gemerkt, bis das Kind ihn mit Namen genennet, ihm das zukünftige Schicksal mit einem offenen Granatapfel, in dessen Mitte ein Kreuz war, vorbedeutet, und endlich verschwunden ist. Auch die heilige Ida wurde das Jesukindlein ansichtig, und hierüber so entzückt, daß sie auf öffentlicher Gasse ohne Empfindlichkeit dagelegen, und ihre Vertraute genug zu thun gehabt haben, bis sie solche nach Haus gebracht. Und hat nicht die selige Margaritha ihrem kleinen geschnitzten Jesukindlein verschiedene Fragen vorgetragen, und von demselben richtige Antwort empfangen; welche sie zwar nicht mit den leiblichen

Ohr

Ohren, sondern mit ihrem erleuchteten Gemüthe deutlich vernehmen konnte? — Ich will doch nicht hoffen, daß die würdige Mutter alles dieses nicht glauben wird?

Wür. Fr. Ein Glaubensartikel ist es gewiß nicht, daß Christus mit diesen Heiligen als ein Kindlein gesprochen. Aber das glaube ich wohl, daß manche Heilige in ihren geistlichen Betrachtungen die Phantaße überspannt, und sodann selbst geglaubt haben, dergleichen Dinge zu hören und zu sehen; wozu auch ihr Temperament, und ihre stette Vertiefung in finstere Gedanken, oft kränkliche Zustände, oder eine allzugroße Absönderung von allen anderen Beschäftigungen, als nur nicht von der Lesung übertreibener Geschichten mag beigetragen haben.

Schw. Bib. Aber eine Klostervorsteherinn solle am wenigsten so reden.

Wür. Fr. Eine Klostervorsteherinn solle also vor allen übrigen dumm und leichtgläubig seyn? Meine Schwester Bibiana! Ich habe

die

die Legenden auch gelesen; aber was nur sonderbare Sachen und Wunder betraf, die ich nicht zur Nachahmung nehmen konnte, über diese bin ich immer hinausgegangen; und selbst unser Klosterbeichtvater hat mir nicht nur hierinn recht gegeben, sondern er hat noch beigesetzt, daß in den Legenden eine Menge Erdichtungen enthalten sind, und daß man bei mehreren Heiligen ganz gleiche Erzählungen findet, die nirgens einen verläßlichen Grund haben. In Sonderheit sind mehrere solche Heilige, von welchen in den Legenden ganz gleiche Begebenheiten mit dem Jesukindlein vorkommen.

Schw. Bib. Freylich sind mehrere solche Heilige. Kann aber ein anderes weltliches Kind, wenn es ein freundliches und leutseliges Kind ist, mehreren Leuten zugehen, warum solle das himmlische Jesukind sich nicht bei mehreren Heiligen auf gleiche Art einfinden können?

Wär. Fr. Ich habe es ja der Schwester schon gesagt, daß, nachdem Christus zu einem

Mann

Mann erwachſen, es kein himmliſches Jeſukindlein mehr geben könne.

Schw. Bib. Liebſter Gott! nun werden auch die Kloſterfrauen, und ſelbſt die Kloſtervorſteherinnen ſchon ganz verkehet. Ich habe dieſes wohl heut die ganze Nacht wehmüthigſt überdacht, weil mich eben dieſer Kummer ſchlaflos gemacht. Dreymal hat mir heut Nacht der böſe Feind, um mich nur in meiner Betrachtung zu ſtören, das Nachtlicht ausgeblaſen.

Wür. Fr. Wenn einem das Nachtlicht erlöſcht, ſo muß es der Teufel gethan haben?

Schw. Bib. War es nicht der böſe Feind, welcher der heiligen Ita auch das Nachtlicht ausgelöſcht hat, um ſie mehr anfechten zu können? Sie hat alle ſeine übrige Scheinereyen, nämlich das Werfen, Schlagen, ſich unter das Fenſter ſetzen, die Speiſen ausſchütten; alles dieſes hat ſie nicht geachtet; aber das Lichtauslöſchen konnte ſie nicht leiden. Und da es ihr der böſe Feind abermal that; ſo ſchrie ſie aus

ih-

ihrem Fenſter auf den Freidhof hinaus! ein Verſtorbener ſolle vom Grabe aufſtehen, und ihr von der Freidhofskappe ein Licht bringen. Dieſes iſt auch geſchehen; und der Widerbringer ſagte noch dazu dieſe deutlichen Worte: **Da nimm das Licht von meiner Hand, von Loggenburg bin ich genannt.**

Wär. Fr. Das war alſo gewiß ein verſtorbener Dichter, weil er ſein Licht mit Reimen daher gebracht hat.

Schw. Bid. Die würdige Frau macht zu allen einen Spaß.

Wär. Fr. Wenn die Schweſter glaubt, daß ich hierinn ſo unrecht habe; ſo wende ſie ſich lieber zu unſerem Beichtvater, und verſuche ſie, ob denn dieſer allen ihren Grillen beiſtimmen werde.

Schw. Bid. leider haben wir unſren verlegen Beichtvater nicht mehr. Der Mann hat mit mir gemeint, wie unſer Chor abgeſchafft werden.

Wär. Fr.

Wär. Fr. Unser Chor ist das Krankenzimmer. Dort hören wir alle Stimmen; diese verstehen wir besser, als das lateinische Chorgebeth, und können hierauf auch verständlicher antworten.

Schw. Bth. So ist die würdige Mutter mit ihrem Krankenzimmer schon wieder da. Zu dem Chor wechselweise zu bethen hat der heilige Bischof Ignazius von den Engeln gelernt. Den heiligen Franz de Paula verließ in seiner Krankheit alles Gedächtniß, aber die Psalmen und alle Chorgebether entfielen ihm nicht. Die heilige Lutgarda sah es mit eigenen Augen, wie allzeit beim Verse: Deus in adjutorium meum intende die Teufeln aus der Kirche die Flucht nahmen. Selbst der gekreuzigte Heiland löste sich von Nägeln ab, stieg vom Kreuze, und gieng zu dem heiligen Petrus Alcantara, um mit ihm die Psalmen zu singen. Siehe die würdige Mutter, was der Chor für eine heilige Sache ist, die sich die würdige Mutter nie hätte abdringen lassen sollen? Vergeih mir's die würdige Mutter! das ist nicht zu verantworten.

Wär. Fr.

Wür. Fr. Das verantworte ich ganz leicht. Können die Teufel bei dem Verse: Deus in adjutorium meum intende schon nicht bestehen; so können sie wohl vor Gott selbsten noch weniger bestehen; und daher ist gar nicht zu begreifen, wie die Teufel in unserer Kirche die Gegenwart Gottes aushalten, und sich immer darinn so lang verweilen sollen, bis sie mit dem Deus in adjutorium meum intende erst von den Klosterfrauen oder Chorgeistlichen hinausgejagt werden. Die Kirche ist kein Wohnplatz der Teufeln. Alles, was immer die Schwester aus den Legenden daher erzählet hat, beweist nicht, daß statt der Psalmen, deren Sinn sogar von vielen Geistlichen, zugeschweigen von Klosterfrauen nicht verstanden wird, ein verständlicheres Gebeth nicht besser sey; und noch weniger ist bewiesen, daß ein so oftmaliges langes Chorbethen besser sey, als arbeiten. Eine schlechte Ehre für Klöster, wo die Vorsteher deßwegen so sehr auf den Chor halten, weil sonst die Klostermitglieder müssig bleiben, und sich nicht zu ihrem und ihres Nächsten Vortheil zu beschäftigen wüßten. Das übertriebene Chorgeschrei war wohl gar

dem

dem göttlichen Gebothe der Selbſterhaltung entgegen; weil ſich hiedurch wirklich viele die Geſundheit und Feſtigkeit ihres Körpers verdorben haben, ohne daß dabei der Glauben mehr verbreitet, die Sittlichkeit mehr verbeſſert, und den Nebenmenſchen mehr genutzet worden iſt. Hält die Schweſter auf die Feſtigkeit ihres Körpers ſoviel; nun ſo ſey ſie nur fleißig um die Kranken herum.

Schw. Bib. Der würdigen Mutter ihr letztes Wort iſt immer das Krankenzimmer. Unterdeſſen bekömmt unſere Kirche immer dabei ein ſchlechteres Anſehen; da doch die Geiſtlichen vorher am liebſten bei den Kloſterfrauen Meſſe geleſen haben, weil alles ſchön, nett, und zierlich war.

Wür. Fr. Was fehlet unſerer Kirche?

Schw. Bib. Erſtens läßt uns die würdige Mutter ſchon keine Zeit mehr, daß wir die Kirchenwäſche in ſo viele tauſend Falten zuſammlegen könnten, wie vorher; ſondern es heißt gleich: **Geht's lieber zur Krankenwäſch.**

Zwey-

Zweytens dürfen wir bei der würdigen Mutter auch keine Zeit mehr auf das Reliquien fassen verwenden; und wir bekommen auch hiezu von Weltlichen dasjenige nicht mehr, was man zur Einfassung und Zierung der Reliquien nothwendig hat, weil wir ihnen auch mit keinen gefaßten Reliquien und Nonnenkrapfeln aufwarten können. Drittens hat die würdige Mutter es den weltlichen Kommissarien angehen lassen, daß das meiste von unserem Kirchensilber in das Münzamt gebracht, und das dafür eingelöste Geld für mehrere Krankenbetter verwendet worden.

Wür. Fr. Die Krankenwäsch, meine liebe Schwester! hat einen näheren Bezug auf Gott, als die Kirchenwäsch; denn zum wesentlichen Gottesdienst wäre eben eine Kirchenwäsche nicht unumgänglich nothwendig; aber die Wartung des kranken Armen, in dessen Person Gott zu uns kömmt, fodert Krankenwäsche. Der heilige Kirchenrath zu Tibur hat in seine Satzungen den Spruch des heiligen Bonifazius gebracht, welcher also lautet: **Vor Zeiten waren hölzerne Kelche, aber goldene Prie-**

Prieſter. Kelch, Paten, und andere Zugehör, ſo wir heut zu Tage beim Meßopfer nothwendig haben, ſind erſt um die Helfte des dritten chriſtlichen Jahrhunderts aufgekommen; und daß hiezu Silber, Gold, und Edelgeſteine verwendet wurden, geſchah noch ſpäter. Und da die Schweſter die Legenden ſo gern lieſt; hat ſie denn nicht geleſen, wie der heilige Hugo die Kirchenkelche zu Geld gemacht hat, um nur den Armen Brod und Almoſen geben zu können? Nachahmungswürdige Handlungen, in denen wir den Heiligen gleich kommen können; Handlungen, die uns von Gott ſchon befohlen ſind, und wo uns die Beiſpiele der Heiligen nur zur gleichen Befolgung aufmuntern ſollen, ſolche Handlungen muß man ſich aus den Geſchichten der Heiligen herausnehmen, nicht kindiſche, lächerliche, übertriebene, unnachahmliche, oder gar erdichtete Dinge. Frage die Schweſter nur den Beichtvater, ob ich mit meiner Lehre und mit meinen Ermahnungen nicht recht daran bin.

Schw. Bib. Mir ahnt etwas, würdige Mutter! in Anſehung unſeres neuen Beichtvaters, und ich getraue mir nicht, es zu ſagen.

Wür. Fr. Nur frey herausgeredet. Obgleich derſelbe mir ein recht auferbaulicher, ehrlicher, verſtändiger, und beſcheidener Mann zu ſeyn ſcheinet; und obgleich ſelbſt der Biſchof mir ihn von dieſer Seite angerühmet hat; ſo können wir uns doch als Menſchen irren. Offenbare mir alſo die Schweſter nur ungeſcheut dasjenige, was ſie wider ihn gründlich anführen und beweiſen kann.

Schw. Bib. Hat nicht der Teufel die Geſtalt des ſeligen Johannes vom Kreuz angenommen, und in dieſer Geſtalt eine Kloſterfrau in Beichtſtuhl ruffen laſſen, wo er ihr die ſchädlichſten Lehren in Kopf gebracht hat? Ich fürchte immer, unſer dermaliger Beichtvater, der ganz andere Lehren giebt, als der vorige, iſt (verzeihe mir Gott meine Muthmaſſung) wohl gar der böſe Feind.

Wür. Fr. Ich habe aber dieſe Muthmaſſung, daß die Schweſter wirklich ſchon von Sinnen

gekommen. Wie kann ihr den nur von weitem ein solcher Gedanken beifallen? Was ihr wohl der dermalige Beichtvater für schädliche Lehren gegeben?

Schw. Bid. Ich gestehe es aufrichtig: ich klagte ihm in der Beicht, daß die würdige Mutter uns keine Reliquien mehr zum Einfassen herausgebe. Das gehört nicht in den Beichtstuhl, sagte er, beichte die Schwester ihre Sünden, nicht die Sünden der würdigen Frau oder ihrer Mitschwestern; die werden schon selbst ihre Sünden beichten. Reliquien aber nicht zum Einfassen hergeben, ist keine Sünde. Es ist in Ansehung der Aechtheit auf die wenigsten Reliquien etwas zu halten, und auch in Ansehung der Verehrung kein Mißbrauch, keine übertriebene Andächtelei damit zu treiben.

Wür. Fr. Das ist wohl eine gründliche Lehre, die jeder ächtfromme und bescheidene Geistliche geben wird. Der Teufel giebt gegen Mißbräuche, Aberglauben, und übertriebene Andächteleien gewis keine Lehre.

Schw. Bib. Was nur eine Leinwand, welche mit den heiligen Reliquien berühret worden, für eine Kraft habe, hat der heilige Papst und Kirchenlehrer Gregorius bewiesen. Die fremden Gesandten brachten eine solche ihnen von diesem Papst geschenkte Leinwand zurück, mit Bitte, ihnen doch wirkliche Reliquien zu geben. Der heilige Papst, um die Gesandten sowohl von der Kraft dieser Leinwand zu überzeugen, als auch sie zu belehren, was auf alles dasjenige zu halten sey, so in Rom als ein Heiligthum hergegeben wird, legte die nämliche Leinwand auf den Altar, stach in dieselbe mit einem Messerlein, und siehe Wunder! häufiges Blut floß heraus. **Das ist kein Glaubensartikel** sagte der Pater Beichtvater.

Wür. Fr. Ich halte es mit unserem Beichtvater, und werde mich nie um ein solches Fleckel Leinwand bemühen. Etwelche Stücke Leinwand für die Krankenbetter haben bei mir mehrere Kraft und mehreren Werth.

Schw. Bib. Nun mein lieber Gott! die Katharina Konstanzia hat sogar nur aus sonderbarer Gnade und als einen grossen Schatz vom

heiligen Gregorius etliche Feilspäne von der Kette des heiligen Paulus erhalten. Der heilige Germanus hat Gold und Silber, welches ihm der Kaiser Justinianus angeborhen, hinzuangesetzet, und dafür etwas von der Krone Christi, etliche Gebeine von den unschuldigen Kindern, und den Arm des heiligen Georgius mit gröſten Freuden angenommen. Der Kaiser Zeno hat eine gröſse Kirche von königlicher Koſtbarkeit gebauet, um nur das Evangelium Matthäi zu bekommen, welches der heilige Barnabas mit eigener Hand geschrieben, und welches in deſſen Sarge gefunden worden.

Wür. Fr. Und ich sage ihr hierauf abermal, daß mir, um mehrere Kranke recht gut verpflegen zu können, Gold und Silber viel lieber wäre, als Gebeine von unschuldigen Kindern, deren Aechtheit niemal erprobet werden kann. Nicht mit den Gebeinen und Armen der unschuldigen Kinder, und des heiligen Georgius, sondern mit unseren Armen, wenn wir mit diesen die Kranken heben und legen, ist der leidenden Menschheit geholfen. Der Beichtvater hat recht, daß es um die Aechtheit der

mei-

meiſten Reliquien übel ausſieht. O! wie viele Gebeine ſolcher Menſchen, die nicht heilig geworden, werden mit Reliquien vermenget, und ſchön geziert herumgetragen werden.

Schw. Bib. Verzeihe mir die würdige Mutter; die unzählige Menge der Martyrer zu Zäſarauguſta wurde auf Befehl des Daciani mit Dieben, Mördern, und Uibelthätern verbrennet; und doch hat ſich gleich die Aſche der Martyrer von der Aſche der übrigen fein ſauber abgeſöndert. Falſche Reliquien geben ſich gleich ſelbſt zu erkennen. Auch der heilige Julianus und ſeine Geſellen wurden mit Uibelthätern enthauptet, und alle Körper untereinander geworfen. Aber ſogleich ſetzte ſich eine jede Seele eines Martyrers in Geſtalt eines allerſchönſten Jungfräuleins auf ihren Körper, damit die Körper der Martyrer erkannt werden konnten.

Wür. Fr. Nun werden die Seelen auch der heiligen Männer nach ihrem Tode ſchöne Jungfräuleins?

Schw. Bib.

Schw. Bib. Ich ſagte nur, daß ſie in dieſer Geſtalt erſchienen wegen ihrer Reinigkeit, die ſolche Seelen haben; da ſogar die Gebeine und Reliquien der Heiligen ſich nicht von unreinen Händen anrühren laſſen.

Wür. Fr. Wollte Gott! ſie wären nie von unreinen Händen angerühret worden.

Schw. Bib. Hat's ſchon erfahren der unlautere Hofherr des Prinzen Petrus von Portugal. Der wollte [illegible] das Zimmer des Prinzen hinaufgehen, um die Gebeine der Heiligen Berardi, Accurſii, Adjuti, Ottonis, und Petri zu ſehen und zu verehren. Er mußte aber mitten auf der Stiege wie ein Stein unbeweglich ſtehen bleiben. Eben ſo ergieng es dem Waffenträger, in deſſen Schild die heiligen Gebeine ruhten. Dieſer verſündigte ſich auch wider das ſechſte Gebot, und als er ſodann den Schild anrühren wollte, floh der Schild mit den heiligen Gebeinen ſo hoch in die Höhe, daß er ihn nicht erreichen konnte.

Wür. Fr.

Wür. Fr. Hat ſie alle dieſe Erzählungen bei unſerem Beichtvater als Einwürfe gegen ſeine Lehre vorgebracht?

Schw. Bib. Freylich habe ich ihm alles dieſes geſagt; aber es hat nichts geholfen. Er iſt vielmehr in Eifer gerathen; und da ich mich beurlauben wollte, ſagte er: **Nein! nun muß die Schweſter bleiben, und ich will ihr doch einmal eine rechtſchaffene Predigt von Reliquien machen.**

Wür. Fr. Wie lautete denn die Predigt?

Schw. Bib. Ich hätte mir dieſelbe unmöglich merken können. Ich bat ihn daher, er möchte mir es ſchriftlich geben. Er that es ohne Anſtand; und ich war froh, einen ſchriftlichen Beweis von ſeiner Irrlehre nun in Händen zu haben, und von ſolcher die würdige Mutter überzeugen zu können.

Wür. Fr. Nun ſo bringe mir die Schweſter dieſe Schrift.

Schw. Bib. Ich habe ſie wirklich ſchon zu mir genommen, um ſie der würdigen Mutter vorzuzeigen; da iſt ſie!

Wür. Fr. Leſe mir ſie die Schweſter vor.

Schw. Bib. Erlaube mir die würdige Mutter, daß ich vorher meine Brille aufſtecke. Meine Augen verlaſſen mich vom Tage zu Tage mehr; Gott gebe, daß ich bald blind werde.

Wür. Fr. Was iſt das wieder für ein närriſcher Wunſch. Solle die Schweſter nicht vielmehr Gott um die längere Dauer ihres Augenlichtes bitten; und auch ihrerſeits hiezu beitragen, daß ſie ihre Augen nicht muthwillig verderbe, wie ſie dieſes wirklich durch das immerwährende und angeſtrengte Legendenleſen thut.

Schw. Bib. Nun wie ich ſage, ſo iſt es. Vor Zeiten haben die Leute, und beſonders die Kloſterfrauen ganz anders geredet und gedacht. Eine blinde Kloſterfrau Namens Daria

ſprach

ſprach die heilige Brigidam alſo an: Tochter Gottes! ſegne meine Augen, auf daß ich auch möge ſehen, was in der Welt iſt. Brigida willfahret, und giebt ihr das Augenlicht. Daria aber findet, daß durch das Anſchauen zergänglicher Dinge das Gemüth nur verwirret werde, und der Herzensruhe in Beſchauung Gottes über die Maſſen verhinderlich ſey; bittet daher ſogleich wieder um ihre Blindheit, welche ſie auch alſogleich auf das abermalige Gebeth Brigidæ erhalten.

Würt. Fr. Was das für Fauſen ſind. Das Anſchauen zergänglicher Dinge, wie denn alles, was wir anſehen, zergänglich iſt, macht für ſich, wenn wir nur die Augen nicht mit ſündhafter Abſicht auf etwas heften, das Gemüth noch nicht verwirrt, ſondern erhebt vielmehr daſſelbe zum Schöpfer. Gott, wie er in ſich iſt, können wir in dieſem Leben nicht ſehen; wir können ihn anders nicht beſchauen, als in denen Dingen, die uns in die Sinne fallen, und aus dieſen erkennen, daß er als Schöpfer derſelben auch darüber unendlich erhaben ſeyn müſſe. Zu der uns Menſchen mög-

lichen

lichen Beschauung Gottes sind uns die Sinnen so nothwendig, daß deßwegen bei dem Taubstummen, um ihn zu unterrichten, die ihm in die Augen fallenden Zeichen das Gehör und die Sprache vertretten müssen; so wie auch Blinde durch das Fühlen gewöhnt werden können, die Farben oder andere Eigenschaften der Dinge, die sie berühren, zu unterscheiden. Hätte die Schwester Daria meinetwegen in ihren Betrachtungsstunden die Augen vollends zugemacht, oder tief niedergeschlagen; so wäre sie ja der Zerstreuung auch ausgewichen, und hätte sodann nach verstrichener Betrachtungsstunde mit offenen Augen zur Arbeit gehen können; denn zum stäten Betrachten und Nichtsarbeiten sind wir nicht auf die Welt gekommen. In diesem Stücke hat unser Orden einen wahren Vorzug vor anderen, daß wir eine Beschäftigung haben, wobei die Arbeit stäts eine Betrachtung ist. Unsere arme Kranke lassen uns bei unserer Arbeit an sich immerfort Gott beschauen; weil wir das Gott thun, was wir den Armen thun, und weil der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Wir sehen genug Zergängliches an den verschiedenen

Zer-

Zerstörungen ihrer Gesundheit, und an denen, die den Geist aufgeben. Da hat es nicht nothwendig, die bei dem geistlichen Exerzizienmachen gewöhnliche Fensterverhüllung und außerordentliche Stille zu künsteln. Im Krankenzimmer giebt sich alles dieses ganz natürlich. Weil man aber dabei immer in Bewegung, im Heben und Legen, in Zurichtung und Darreichung der Medizinen, in wachsamer Beobachtung derer bei den Kranken sich ergebenden Veränderungen, oder ihrer Bitten und Wünsche, und in anderen Geschäften zur Hilfe oder Linderung der Kranken begriffen ist; so wird man bei dieser Beschauung Gottes, bei dieser Beschauung der letzten Dinge des Menschen, und der irrdischen Zergänglichkeit doch kein Fantast, wie schon manche durch Legendenlesen, durch Exerzizienmachen, durch Betrachtungen bei verhüllten Fenstern Fantasten geworden sind, dergestalt, daß sie für die menschliche Gesellschaft, für welche sie doch Gott erschaffen hat, und zu was immer für einer nützlichen Arbeit nicht mehr gebraucht werden konnten, und daß sie bei ihrem finsteren Gebethe und ihren düsteren Betrachtungen alle weitere Pflichten bei Seite

ſetzten. — Nun ſo leſe mir die Schweſter doch einmal das vor, was der Beichtvater von den Reliquien geſchrieben.

Schw. Bib. Höre die würdige Mutter nur, wie ſchon der Anfang gottesläſterisch iſt: **Wenn dem heiligen Gregorius von Tours zu glauben iſt.** * Einem Heiligen hat man alſo eben nicht nothwendig zu glauben?

Wür. Fr. Die Heiligen waren auch Menſchen, die ſich irren, oder irre geführet werden konnten.

Schw. Bib. **Wenn dem heiligen Gregorius von Tours zu glauben iſt; ſo war es den Heiligen nicht allemal gelegen, daß man ihre Aſche und Knochen beunruhigte; denn Gregorius ſchreibt: Der heilige Chamant habe ſich bei ſeinem Nachfolger Quintianus von Rodus als über eine ſtrafbare Verwegenheit beklagt, daß er ſeine Knochen umgewühlt**

* Greg. von Tours. Vit. P.P. C. 4.

wühlt unter dem Vorwande, ſie in die Kirche zu bringen, und daß auch Quintianus deßwegen von ſeinem biſchöflichen Sitze werde gejagt werden, welches auch geſchehen.

Wür. Fr. Nun, wenn die Schweſter dem Gregorius von Tours glaubt; ſo muß auch ſie die Reliquien unangefochten laſſen.

Schw. Bib. Die würdige Mutter redet doch manierlicher, als der Beichtvater; bei dem hört man nur die Worte **Knochen, umwühlen.** Die Heiligen haben keine Knochen; Knochen ſind in der Fleiſchbank. Und es iſt keine Rede vom Herumwühlen; das thun Schweine. Aber Kloſterfrauen geben ſich mit Einfaſſung der Reliquien ab.

Wür. Fr. Die Schweſter iſt wohl wunderlich; daß ſind ja nicht die Worte des Beichtvaters, ſondern des heiligen Gregorius von Tours. Die Schweſter zörnt ſich hiemit umſonſt über den Beichtvater, und ſie zieht eigent-

gentlich gegen den Heiligen los, der ſich dieſer Ausdrücke bedienet hat.

Schw. Bib. Gott behüte mich! Wenn der Heilige ſo geſchrieben hat; ſo wird er ſeine Urſache gehabt haben. Genug, daß ich in mehreren Legenden geleſen, daß einige Heilige ſelbſt nach ihrem Tode verlanget haben, ihre Körper zu erheben, und wegzubringen. Die Heiligen ſind nicht alle gleich; der eine will da liegen bleiben, der andere nicht.

Würz. Fr. Meine beſte Schweſter! Ich glaube; allen Heiligen ſey es gleichgiltig, ob ihre Gebeine da oder dort liegen. Leſe ſie weiter.

Schw. Bib. Schon zu Ende des vierten Jahrhunderts wurde der Mißbrauch, der mit Erhebung und Uiberſetzung der Körper der Heiligen begangen wurde, von den Kirchenvorſtehern ſcharf hergenommen. Mönche waren Urheber dieſer Mißbräuche; denn ſie waren hauptſächlich diejenigen, die durch ganze Pro-

vin-

vinzen herumliefen, die Körper der Martyrer herumtrugen, und zuletzt mit Vorzeigung derselben gar einen Handel trieben. * Was denket sich nun die würdige Mutter von unserem Beichtvater? Ist selbst ein Mönch, und schimpfet über die Mönche.

Wür. Fr. Hat nicht auch die Schwester, ob sie gleich selbst Klosterfrau ist, schon bei mir öfters über Fehler ihrer Mitschwestern geklagt? Deßwegen, weil man eine Klosterperson ist, hat man keine Pflicht, Fehler der Klosterpersonen nicht einzugestehn, oder sie wohl gar für Tugenden auszugeben. Lese die Schwester nur fort!

Schw. Bib. Der Kaiser Theodosius machte sogar ein Gesetz, die Körper der Martyrer nicht von ihren Gräbern anderswohin zu übersetzen, oder zu zerstreuen, oder wohl gar damit zu handeln.

* Augustinus de oper. monach. c. 28.

deln.* Auch Karl der Groſſe machte gegen dergleichen ſchändliche Mißbräuche mit den Reliquien eine Verordnung** im Jahre 801. Was gehen mich dieſe Kaiſer an; und was haben die Kaiſer mit den Reliquien zu ſchaffen?

Wür. Fr. Ich glaube aber, als die oberſten Beſchützer unſerer heiligen Religion haben ſie alles Recht, wider die Mißbräuche der Religion Geſetze zu geben. Und wenn noch dazu Mißbräuche eine Unordnung in ihren Ländern und unter ihren Unterthanen verurſachen; ſo haben ſie auch als Landesherren zur Ausrottung ſolcher Mißbräuche ein Recht von Gott, der ſie zu Landesherren geſetzet hat, und dürfen ſich alſo in Ausübung dieſes ihnen von Gott ſelbſt gegebenen Rechtes durch Niemanden irre machen laſſen.

* Humanum corpus nemo ad alterum locum transferat, nemo Martyrem diſtrahat, nemo mercetur. l. ult. cod. de viol. Sepulch.

** Mabillon Sæc. 5 præf. n. 99. capitul. edit. Baluzii.

Schw. Bib. Was? nicht einmal beim Papſten ſollen ſie vorher ſchuldig ſeyn, die Erlaubnuß hiezu anzuſuchen?

Wür. Fr. Sucht die Schweſter beim Papſten um Erlaubnuß an, ſich zu waſchen, die Nägel von Fingern abzuſchneiden, eine Wunde zu verbinden, oder auch verwehren zu dürfen, wenn einer anderen Schweſter einfiele, der Schweſter ihre Reliquien hinwegzunehmen, und für ſich dafür eine Chokolade einzuhandeln?

Schw. Bib. Das verſteht ſich, daß ich hiezu keiner Erlaubnuß bedarf.

Wür. Fr. Nun ſo bedarf der Landesfürſt auch keiner Erlaubnuß, den Staatskörper zu ſäubern, die Mißbräuche hindanzuſchneiden, die Wunden, die durch Mißbräuche dieſem Körper gemacht worden, zu heilen, und auch mit den Reliquien ſo wenig etwas unrechtes angehen zu laſſen, ſo wenig als die Schweſter etwas unrechtes damit angehen ließ. Schlage ſie ſich hierinn allen Skrupel aus; ſie ſieht zu wenig ein, was ein Landesfürſt von Gott

ſelbſt

ſelbſt für Rechte hat, zu deren Ausübung er keiner anderen Erlaubnuß bedarf ebendeßwegen, weil zu dem, was ihm Gott befiehlt, eine menſchliche Erlaubnuß weder etwas dazu thun, weder etwas davon nehmen kann. Leſe ſie lieber weiter fort.

Schw. Bib. Die mailändiſche Kirchenverſammlung machte im Jahr 811 ein Verboth in gleicher Abſicht, ohne Bewilligung der Fürſten- und ohne Erlaubnuß der Synode die Körper der Heiligen nicht von einem Orte an andere zu bringen.

Wür. Fr. Siehe die Schweſter; wie von der mailändiſchen Kirchenverſammlung erkannt worden, was die Fürſten in Rückſicht auf die Reliquien zu reden haben.

Schw. Bib. Der heilige Papſt Gregorius erzählt von griechiſchen Mönchen, die in Rom verſchiedene Todtenknochen ausgruben! ſie mit ſich in ihr Land nahmen, und für Reliquien der

Heiligen ausgaben. Der heilige Gregorius von Tours macht Meldung von einem Marktſchreyer, der allerhand Kleinigkeiten im Reiche herumtrug, und ſie für Reliquien von heiligen Martyrern Vinzenz und Felix ausgab. Zur Zeit Ludwigs des Gütigen iſt der Körper eines heidniſchen Kaiſers ſtatt dem des heiligen Martyrers Sebaſtian genommen, und in die Abtei Manlieu in Auvergne gebracht: aber auch daſelbſt nachhin der Betrug entdecket worden. Amolon Biſchof zu Lion unter Karl dem Kahlen ſchrieb gleichfalls von Landläufern, die Reliquien mit erdichteten Namen und Erzählungen herumtrugen. Von den Betrügereyen mit den Reliquien der Heiligen erzählen auch Guibert Abt von Nogent, und Papſt Innozenz der III.* Man ſieht alſo ſchon hieraus, wie viele unächte Reliquien gleich ſich Anfangs ver-

* Bolland. T. 2. Ian. p. 290. Mabillon ſec. 4. part. 1. pag. 401. Baluzius ed. poſt. Agobard. Guibert de pig. ſanct. l. 1. c. 1. § 2. Innoc. ep. 10. regiſt. 131. l.

verbreitet haben, ſobald die Zerſtümmlungen der Heiligen, und Austheilungen der Reliquien gegen die heilſamen Geſetze, und beſonders im ſiebenten Jahrhunderte überhand genommen haben. Leider ſind die Mißbräuche mit den Reliquien, und die Verbreitungen unächter Reliquien ſo weit gekommen, daß, obwohl die vierte allgemeine Kirchenverſammlung im Latran die Päpſte Honorius III, Gregorius IX, Klemens IV mit mehreren Verordnungen gegen die falſchen Reliquien, und gegen die Mißbräuche mit den Reliquien gewarnet haben, doch falſche Reliquien genug mit den ſchönſten Einfaſſungen in Kirchen und Häuſern herumſtehen.

Wür. Fr. Laſſe die Schweſter ein wenig aus. Ich will ihr auch etwas erzählen, was ich hierüber geleſen habe, obwohl ich es nicht glaube.

Schw. Bch. Aus einem weltlichen Buche etwa?

Wür. Fr.

Wür. Fr. Nein! aus den Legenden.

Schw. Bib. Nun, da ſolle es die würdige Mutter wohl glauben.

Wür. Fr. Wenn ich es glauben ſolle; ſo muß ich der Schweſter ſogleich befehlen, ihre Reliquien ohne weitern wieder dahin zurückzugeben, wo ſie ſelbe herbekommen hat.

Schw. Bib. Die würdige Mutter ſpaßt ſich nur.

Wür. Fr. Höre ſie. Der heilige Fruktuoſus Biſchof zu Torragona in Spanien* erſchien allen denen, welche von ſeiner Aſche, oder halbverbrannten Knochen etwas mit ſich genommen. Er ſagte ihnen; ohne Verſchub ſollen ſie alles das, was ſie von ſeinen und ſeiner Mitmartyrer Reliquien genommen haben, in ein Grab zuſammlegen. Die Reliquien des Simeons Stylites in Syrien** ließ zwar der Bi-

* Acta S. Fructuoſi 21 Iun. n. 4.

** Vita Simon Stylit. 5. Ian. n. 18.

Bischof Martyrius nicht angreifen, doch kam ihm selbst die Lust an, nur ein Haar aus dem Barte des Heiligen herauszureißen, um selbes mit Hochachtung aufzuheben; und augenblicklich wurde er deßwegen von Gott selbsten gestraft.

Schw. Bib. Nun wenn die Heiligen selbst bei mir ihre Reliquien nicht leiden wollen, oder ehe mich Gott deßwegen strafen sollte; so gebe ich sie gleich wieder zurück.

Wür. Fr. Behalte die Schwester nur ihre Reliquien, denn so wie ich nicht glaube, daß einige Heilige begehrt haben, man solle ihre Reliquien anders wohin übersetzen; eben so glaube ich nicht, daß einige darüber, daß man ihre Reliquien übersetzet, oder zerstümmelt hat, ihren Unwillen und Zorn geoffenbaret haben. Lasse die Schwester also ihre Reliquien, da sie nun schon da sind, als Zierathen stehen, wo sie stehen, ohne damit einen Aberglauben oder anderen Mißbrauch zu treiben; und ob es gleich kein Glaubensartickel ist, daß sie bei aller Authentick, die auch ein menschliches Werk ist, ächt sind; so nehme sie ihr daraus eine ver-

ehrungsvolle Erinnerung derjenigen Tugenden, durch welchs wir auch heilig werden können. wenn wir nämlich durch Nachahmung derselben uns eine Fertigkeit in Ausübung unserer Pflichten erwerben. Was schreibt deñ der Beichtvater weiters.

Schw. Bſb. Der heilige Exſuperius von Touluſe war ängſtig darüber, daß man den Körper des heiligen Saturninus an einen anderen Ort wolle bringen laſſen. * Ein Traumgeſicht belehrte ihn zwar, daß man die Heiligen nicht beleidiget, wenn man ihre Körper verlegt, oder ſie zerſtücket, um Reliquien auszutheilen. Allein weil ein Traum nichts verläßliches iſt; ſo bat er hiezu wegen des Geſetzes Theodoſius um Erlaubnuß beim Kaiſer.

Wür. Fr. Sieht die Schweſter abermal einen von einem Heiligen ſelbſten gegebenen Beweis, was die Landesfürſten in Anſehung der Reliquien

* Acta S. Saturnini n. 5

quien zu reden haben. Der Beichtvater hat recht schön geschrieben, und alles recht gut bewiesen. Sie darf sich bedanken, daß er sich die Mühe genommen, soviel davon zu schreiben.

Schw. Bib. Jetzt bin ich bald am Ende. Die Päpste (wie Baronnius anmerket) wollten Anfangs selbst kein Stück von den Körpern der Heiligen wegnehmen, und anderswohin bringen lassen, bis sie hierum von anderen sogar sehr gequälet worden. Der ausserordentliche Eifer, womit man die Uiberbleibsel der Heiligen suchte einerseits; und andererseits die Treulosigkeit, und der Geitz derer, welche damit handelten, haben die Unordnungen angerichtet, welche im Gebrauch der Reliquien eingerissen * dergestalt, daß es besser gewesen wäre, wenn man die Heiligen in ihren Gräbern, und in dem Schoos der Erde gelas-

* Du Gange Chr. S. Ian. 75.

lassen hätte. * Unwissenheit und Bosheit haben Anlaß gegeben, die Gebeine unbekannter oder weniger berühmter Heiligen, besonders wie man angefangen, den neu entdeckten Körpern die Namen berühmter Heiligen beizulegen, für die Reliquien der berühmtesten Heiligen eben dieses Namens auszugeben. Mein Rath wäre also; die Schwester Bibiana solle sich nicht soviel nach den Körpern und Reliquien der Heiligen sehnen, als nach den Körpern der Kranken, welche alle authentische Ebenbilder Gottes sind, um denselben recht fleißig die erforderlichen Dienste zu leisten.

Wbr. Fr. Göttlich hat der Pater Beichtvater geschrieben. Diese Sprache ist vollkommen nach meiner Gesinnung und Uiberzeugung. So schrieb der Teufel niemal, wenn er wirklich zum Schreiben kommen könnte. Sorge sich die Schwester nicht; der Beichtvater redet die Wahrheit, und hiemit redet Gott aus ihm, nicht der Teufel. Schw. Bib.

* Guibert Norig. Pignor 55. l. 1.

Schw. Bid. Nun mein lieber Gott! auf das Chorgebeth der Kloſtergeiſtlichen, auf die langen kloſterlichen Betrachtungen, auf die Reliquien, auf die Anhörung mehrer heiliger Meſſen, auf das oftmalige Beichten, und Kommunizieren, auf die vielen Oktav- und Novenandachten, auf die vielen Segen, Vespern, und Litaneyen nicht viel halten, ſolle von Gott ſeyn?

Wirt. Fr. Das iſt richtig von Gott; denn die Schweſter hat ja Gott angelobet, daß ſie nach allen ihren Kräften den armen Kranken dienen wolle; und Gott hat befohlen, ſogar den Sabath nach Erforderniß dem Dienſte des Nebenmenſchen nachzuſetzen. Wenn ſie alſo ganze halbe Täge mit allem dem zubrächte, was ſie daher geſagt hat, und unterdeſſen die armen Kranken die nothwendige Hilfe nicht bekämen; hieße das Gott ehren? oder hieße es nicht vielmehr Gott mit Übertrettung ſeines Gebots und des ihm abgelegten Gelübdes beleidigen? Und was würde bei ſolchen Beleidigungen das zu oftmalige mehr in eine Gewohnheit gebrachte Beichten, das eben ſo oft-

malige gleichfalls mit Verminderung der Ehrerbietung zur Gewohnheit gewordene Kommuniziren helfen. **Es geschehen viele Beichten** (sagt Muratorius) **und dannoch so wenige Besserung.** Leider halten einige ungeachtet des oftmaligen Beichtens manches nicht einmal für das, worüber sie büssen sollten; sondern halten es vielmehr für eine wahre Andacht, wie die Schwester ihre Andachteleien, wobei ich ihr die Beleidigung Gottes, und die Verletzung ihres Gelübdes klar bewiesen habe, für eine wahre Andacht und für lauter löbliche Werke hält. Die Lehre des Beichtvaters ist richtig von Gott.

Schw. Bib. Ich wäre schon mit einer heiligen Messe zufrieden, wenn nur der Pater Beichtvater und die übrigen Geistlichen nicht schon in einer halben Stunde mit der Messe fertig wären. Die Messe des heiligen Hieronimi Iosephi Prämonstratenserordens dauerte immer etwelche Stunden. Die Klosterfrauen, bei denen er Messe las, murreten auch dagegen; allein dieses Murren hörte sogleich auf, da sie von einem Layenbruder des nämlichen

Prä-

Prämonſtratenſerordens überwieſen wurden, daß bei der Meſſe Hermani eben nicht mehr Wachs verbrennet werde, als bei einer ſonſt abgekürzten Jägermeſſe. Der heilige Johannes von S. Facundo hatte auch zu thun, daß er jemanden bekäme, der ihm bei der Meſſe dienen wollte; und ſogar ſein Oberer, dem er dieſes klagte, gab ihm keine Ausrichtung, ſondern die Antwort: er ſolle ſich anderen Geiſtlichen gleichhalten, und kein Kerzenbrenner ſeyn. Dieſer Obere redete aber gleich anders, wie ihm der Heilige die Urſache ſeines langen Meßleſens angegeben, nämlich: daß ihm unter der Meſſe von Gott alle Geheimniſſe unſeres Glaubens, die man ſonſt nicht begreifen kann, ſondern nur glauben muß, klar und augenſcheinlich geoffenbaret werden. Ich kann unter den Meſſen, wie ſie heut zu Tage geleſen werden, mit meinen Gebethern nie fertig werden.

Wür. Fr. Ich will ihr nicht nur einen Rath geben, ſondern auch ſelbſt dazu helfen, daß ſie gewiß fertig wird. Das nämliche Gebethbuch, welches mir der Pater Beichtvater

ane

angerathen, und ich mir schon angeschaft habe, will ich der Schwester und allen Klosterfrauen anrathen, und ich werde ganz gern einer jeden damit ein Geschenk machen. Jede wird hierinn die schönsten und zureichendsten Gebether finden, und ganz leicht damit unter einer Messe fertig werden. — Die Schwester hat ja heut Nacht bei den Kranken die Wache gehabt?

Schw. Bib. Ich, und die Schwester Ascla. Wir zwo hatten heut die Wache.

Wür. Fr. Hat sich etwas besonderes ereignet? Sind einige schlechter oder schwächer geworden?

Schw. Bib. O mein Gott! es sind einige unter den Kranken so wehlidig, daß sie über alles gleich entsetzlich jammern, als wenn es schon aus wäre. Die heilige Sinklezia hatte eine so faule und garstige Krankheit, daß vor Gestank niemand bei ihr bleiben wollte. Sie hatte nicht nur Zahnschmerzen, sondern nebst diesen verfaultes Zahnfleisch, wurmstichigen

Mund,

Mund, kalten Brand, Lungensucht, Schwindsucht, das hitzige Fieber, alles beisamm; und dennoch fiel ihr nicht bei, um eine Hilfe zu schreien, sondern sie wollte vielmehr keine Salbe, kein Pflaster, keine Medizin, keinen Bader, und keinen Doktor leiden, um nicht des grossen Lohnes der Geduld und der verdienstlichen Schmerzen beraubt zu werden. Hieran sollen sich unsere Kranke spiegeln, und dieser Heiligen nachfolgen. Es blieben uns eine Menge Arbeiten und Unkösten ersparrt; und sie kämen dabei um so geschwinder unter die Schaar der Heiligen.

Wür. Fr. Die Schwester war selbst noch nie gefährlich krank; darum weiß sie auch noch nicht, wie einem Kranken ist. Zweytens war sie vorher immer zu anderen Hausgeschäften verwendet; das ist abermal eine Ursache, daß ihr das Jammern der Kranken fremd und beschwerlich vorkömmt. Habe sie nur Geduld und guten Willen für ihren kranken Nebenmenschen; und sey sie recht ämsig im Krankenzimmer, gleichwie ich denn bei vermehrten Krankenbettern eine jede nach ihren Kräften zum

Kran-

Krankendienst anhalten muß. Sie wird sich schon zu diesem Gott gefälligen Dienst treflich anschicken. Die heilige Sinklezia fehlte in diesem Stücke, daß sie keine Heilmittel annehmen wollte. Sich selbst ein Uibel zuziegen, oder gestissentlich dessen Heilung verhindern, ist eine Sünde wider das göttliche Geboth, sich zu erhalten. Die Geduld ist nur dort verdienstlich, wo gar nicht, oder nicht sogleich uns geholfen werden kann. Bei aller dieser Geduld bleibt man im Gewissen schuldig, die möglichen Hilfsmittel anzuwenden. Welche Kranke jammerte denn so sehr?

Schw. Bib. Das Stubenmädel, das über die Stiege gefallen, und sich eine Rippe gebrochen.

Wär. Fr. Die arme Haut dauert mich. Sie wird denken, sie sey schon zu allem ferneren Dienen unfähig. Nein, nein! sie wird schon wieder hergestellet. Ich werde sie hernach gleich besuchen, und auch den übrigen Kranken nachsehen.

Schw. Bib.

Schw. Bib. Ich habe es ihr heute rechtschaffen gesagt, daß ein solches Jammern unnöthig und unnütz sey. Ich stellte ihr vor, wie dem heiligen Philippus Nereus aus Eifer im Gebethe gar zwo Rippen auf der linken Seite nämlich die vierte und fünfte zersprungen, und wie der Heilige froh war, daß hiedurch seinem Herzen Platz gemacht worden, welches vor Uiberfluß der in ihm vom heiligen Geiste verliehenen Gaben in natürlicher Enge ohne Erstickung nicht hätte bestehen können. *

Wür. Fr. Nun wenn bei der kranken Person die vorgeschriebenen Mittel angewendet werden; so darf und solle man sie allerdings zur Geduld, und zum Vertrauen auf Gott ermuntern. Aber nur immer liebreich und trostreich muß man mit den Kranken sprechen. Das Stubenmädel hat bei der Schwester ihrer Erzählung den Trost gewiß nicht bekommen, der ihr hätte gegeben werden können; denn wenn es wirklich wahr wäre, daß dem heiligen Phi-

* Ribadeneira in vita Philippi Nerei.

lippus Nereus so glücklich zwo Rippen zersprungen, um seinem Herzen Platz zu machen; so würde sich das Stubenmädel noch immer dabei denken können, daß ihr Herz bisher Platz genug gehabt hat, und deßwegen der Rippenbruch nicht nothwendig gewesen wäre.

Schw. Bib. Ich glaube aber immer, ihr Herz hat auch nicht genug Platz gehabt; aber leider nicht aus Liebe Gottes, sondern aus Liebe vielleicht zu einem weltlichen Fleischgötzen. Ich weis schon, wie es solche Mädel machen. Um nur geschwind, verzeih mir's Gott! zu ihren Amanten zu kommen, springen und fliehen sie mehr über die Stiege, als sie gehen. Ist es sodann ein Wunder, wenn ein unglücklicher Fall geschieht, und eine Rippe gebrochen wird? Würdige Mutter, würdige Mutter! das Mädel ist eine Weltdocke. Schau die würdige Mutter nur zurück ihre langen Kopfhaare an; ich habe ihr dieselben heut Nacht schon abschneiden wollen.

Wür. Fr.

Wür. Fr. Unterstehe sich die Schwester nicht, dergleichen Thorheit anzufangen. Ihre Krankheit fodert das Haarabschneiden nicht.

Schw. Bib. Aber die Krankheit ihrer Seele fodert es. Hat nicht die heilige Elisabeth das nämliche einem jungen Mädel gethan, welches ihre schönen Haare auf's beste gekrauset fliegen ließ? Das Mädel schrie freylich, biß, kratzte, stieß mit Händen und Füssen, wollte durchaus ihren Kopf nicht hergeben; und heulte und weinte erbärmlich, wie der ganze Putzgram hinweggemähet war. Ja sie wünschte sogar, daß man ihr lieber gar den Kopf abgeschnitten hätte. Aber kaum hat sie sich erholet: so hat sie der heiligen Elisabeth gedankt, und ist Elisabethinerinn geworden. Die würdige Mutter weis doch, daß wir Kanditatinnen nöthig hätten. Warum solle man es also verschieben, auch diesem Stubenmädel die Haare abzuschneiden?

Wür. Fr. Jenes Mädel, welcher die heilige Elisabeth die Haare abgeschnitten, die hat schon immer den Willen gehabt in das

Kloſter zu gehen; ſie wird auch dieſen Willen ſchon verlautbaret haben. Die heilige Eliſabeth hat hiemit dieſen Willen, von dem ſie ſchon vollends überzeugt war, nur dergeſtalt befördert, daß er wegen des kindiſchen Putzes nicht etwelche Tage länger aufgeſchoben wurde. Die Legendenſchreiber haben leider oft die wahre Gelegenheit, und die wahren Umſtände einer Begebenheit nicht ſo angeſetzet, wie ſolche hätten angeſetzet werden ſollen; hingegen aber Umſtände, Reden, und Thaten dazu geſetzet, die ſich gar nicht ſo ereignet haben. Das Stubenmädel, welches jetzt mit gebrochener Rippe bei uns iſt, hat noch keine Luſt zum Kloſterleben' bewieſen, hiemit ſind ihr ihre ſchönen Kopfhaare zu laſſen. Sollte hieraus für ihre Seele ein Uibel erwachſen; ſo iſt dieſes eine Krankheit, die Gott und ihren Beichtvater; nicht aber uns angeht. Sage mir die Schweſter Bibiana, wird die Schweſter Aſella bei der Krankenwache ohne ihre eigene Gefahr gebraucht werden können? denn auch die Aſella iſt durch ihr übertriebenes ſowohl mündliches, als beſchauliches Gebeth,

und durch das immerwehrende Leſen ihrer finſteren Betrachtungsbücher und Legenden zu einer mißſüchtigen und immer ſelbſt kränkelnden Perſon geworden.

Schw. Bib. Ich verlange mir keine andere Mitwächterinn, als ſie. Sie iſt eine nicht nur recht fromme und heilige Perſon, ſondern ſie hat auch Erfahrenheit; und wenn's nach ihrem Sinn gienge, ſo würden bald die koſtbaren Medizinen erſparret ſeyn, und leicht mehrere Kranke angenommen werden können, weil ſie auch geſchwinder aus dem Krankenzimmer und zu ihrer Geſundheit kämen.

Wür. Fr. Nun ein ſolcher Vorſchlag wäre mir ganz anſtändig; denn das iſt alles, was Ich wünſchen könnte. Aber ich zweifle ſehr daran, daß es beſſer gerichtet werden könnte, als es bisher geſchehen.

Schw. Bib. Was koſten das Jahr hindurch nur unſere Salben! Der heilige Guilielmus Herzog in Gaskonien (ſagte die Schweſter Aſella) brauchte keine ſolchen Salben, und wur-

wurde doch kurirt. So gewaltig ihn die Teufeln einmal bei der Nacht in Gestalt vieler Fechter herumgeschleppet, und erbärmlich mit Schlägen zugerichtet haben, also geschwind ist er ohne alle irrdische Salbe wieder geheilet worden; denn auf sein Vertrauen kamen alsogleich drey wunderschöne Frauen im hellen Glanze. Die edelste war selbst die Himmelskönigin; die beiden anderen zündeten ein Feuer an, wärmten dabei die zerschlagenen Glieder, und bestrichen dieselben mit einer himmlischen Salbe. Es wäre zwar nicht einmal diese Salbe nothwendig gewesen; denn nur das liebreiche Anschauen der seligsten Mutter Gottes hat alsogleich alle Wunden geheilet.

Wür. Fr. Jetzt weiß ich schon wieder, woran ich bin.

Schw. Bib. Auch die heilige Lidwina, welcher, da sie so stark entzückt war, ein grosser hart bei ihr stehender Wachsstock die ganze Seite verbrannte, wurde nicht viel mit irrdischen Salben, sondern von Christo selbst, der samt seiner wertheſten Mutter in Begleitung vieler

Apo-

Apoſteln und anderer Heiligen in ihr Kämmerlein kam, mit einer dermaſſen wohlriechenden Salbe beſtrichen, wovon ſie bis den anderen Tag einen ganz himmliſchen Geruch von ſich gab. Wir haben in unſeren Krankenzimmer allzuwenig geiſtliche Mittel. Es ſind doch nebſt der heiligen Waldburga noch 16 Heilige männlichen Geſchlechtes, und ſieben Heilige weiblichen Geſchlechtes, welche alle Oel ſchwitzen; wie denn der heilige Demetrius von den Griechen auch der Oelſchwitzer genannt wird.* Und dennoch haben wir in unſerem Krankenzimmer nicht das mindeſte von einem heiligen Oel, womit man den Kranken eine Erleichterung geben könnte.

Wür. Fr. Wie weniges Kenntniß ſie von Gott, und von geiſtlichen Mitteln hat. Sind nicht alle Kräuter und Arzneyen von Gott? hat ſie nicht der Schöpfer geſegnet? und können ſie alſo nicht mit Dankſagung und Vertrauen auf Gott ganz geiſtlich genommen werden?

---

* Μεγαβλύτης, Ribadeneira in vita Waldburgæ.

den? Von allen den Oelen, ſo ſie mir daher nennt, iſt keine Offenbarung da, daß man ſie in Krankheiten ſicher brauchen könne. Aber durch die Natur ſelbſt hat uns der Schöpfer ſoviele Heilmittel geoffenbaret, die man alſo vermög des Gebots, ſich zu erhalten, und hiezu die vom Schöpfer gegebenen Mittel anzuwenden, nicht unter dem Vorwande anderer geiſtlicher Mittel zum Schaden der Geſundheit vernachläſſigen darf.

Schw. Bib. Wenn nur wenigſtens die Heiligen, die gegen das Zahnweh, Bruſtweh, Halsweh, Augenweh, und andere Krankheiten angeruffen werden müſſen, abgemalen im Krankenzimmer da hiengen; ſo würden die Kranken durch Anſehung dieſer Bilder zur Foderung und Ergreifung geiſtlicher Mittel angeeifert. Allein auſſer des Kruzifixbildes, worauf nebſt Chriſtus nur die Mutter Gottes und der heilige Johanes neben dem Kreuz zu ſehen iſt, erlaubt der Pater Beichtvater ſelbſt kein Bild mehr. Mir iſt um alle übrigen Bilder, die aus dem Krankenzimmer hinausgeſchaft worden, nicht ſo ſehr leid, als um die vier letzten Din-

ge des Menſchen; durch dieſe ſind die Kranken in diejenigen Betrachtungen gebracht worden, die ſich für einen Kranken gehören.

Wür. Fr. Und eben dieſe Bilder habe ich ſchon vorlängſt aus dem Krankenzimmer hinausgewunſchen.

Schw. Bib. O wie ſchön war die Vorſtellung der Seele, die in Himmel fährt!

Wür. Fr. Ja, ja! recht ſchön fabelhaft war ſie.

Schw. Bib. Der Weg zum Himmel war gar nicht fabelhaft, ſondern ſo gemalen, wie es der heilige Maurus geſehen hat, daß der heilige Benedikt auf einem ſolchen Weg, der beederſeits mit viel tauſend Lampen beleuchtet, und durchaus mit koſtbaren Decken behangen war, im Himmel geſtiegen iſt. Daß auch dabei die Engel mit aller Gattung Muſickinſtrumenten, und muſizirend vorgeſtellet ſind, hat auch in der Wahrheit ſeinen Grund; denn damal, als der Abt Pahomius die Seele eines

Ob-

Ordensmannes gegen Himmel fahren sah, haben auch die begleitenden Engel eine überaus liebliche Musick gemacht. Ebenso erschallte die schönste himmlische Musick bei dem Tod Onuphrii, wie es der heilige Einsiedler Paphnutius hörte. Noch schöner und nothwendiger für die Kranken waren aber die Bilder der Hölle und des Todes. Auf dem Bild der Hölle waren so schön alle Marter der Hölle: Sieden, Braten, Sengen, Brennen, Spiessen, Hacken, Zerreissen, Schlagen, und alle Marterinstrumente recht sichtbarlich für die Kranken dargestellt; und waren nicht auch im Bilde des Todes am Bette des Kranken, und zwar beim Kopf und bein Füssen, und an beiden Seiten des Kranken, ja sogar unter dem Bette die Teufeln in einer unaushaltlichen abscheulichsten Gestalt vortreflich vorgestellet, wie sie den Kranken mit Anfechtungen plagen, schon auf seine Seele warten, ihn zum Verzweifeln bringen wollen. Es kann auch kein strengeres Gesicht in der Natur geben, als das Gesicht des himmlischen Richters, welches beim Bilde des Gerichts gemalen war. Bei solchen Bildern haben doch die Kranken die letzten

Din-

Dinge recht betrachten können. Diese Bilder haben sie in Furcht und Zittern, und endlich dahin gebracht, daß sie sich ganz gern und recht fest an Geistliche gehalten haben, und man nie genug Weihwasser herumsprigen konnte.

Wür. Fr. Das ist eben das unschicklichste, daß man oft durch solche Vorstellungen den Leuten das Sterben erschweret hat; da doch unsere heilige Religion sich hiedurch auszeichnet, daß jeder hierinn mit Trost und vollkommener Beruhigung seinen Geist in die Hände des Schöpfers übergeben kann. Wer sich durch seine Lebenszeit mit widersinnigen Vorstellungen des Pater Kochems das Gehirn angefüllet hat, oder wer zu dergleichen Vorstellungen auf seinem Todtenbette von anderen Personen oder durch Bilder gebracht wird, der wird freylich mit einer bedaurungswürdigsten Angst, und gleichsam auf einer Folterbank dahinscheiden. Wenn der Kranke einmal die Sache mit seinem Gewissensrath ausgemacht, sich den heiligen Sakramenten unterzogen, und sich in den Willen und in die Barmherzigkeit seines

Got-

Gottes ergeben hat; ſo muß man ihn nicht unnöthig quälen, ſondern vielmehr mit lieberreichen Vorſtellungen in der Hofnung auf Gott der die Liebe ſelbſt iſt, ſtärken, damit in ihm eine freudige Sehnſucht, bald bei Gott zu ſeyn, alles Finſtere und Bange überwinde, und er mit einer heiligen Munterkeit die letzte Stunde erwarte.

Schw. Bd. Ja, ja! das iſt jetzt die neue Mode zu ſterben. Man weis bei den Kranken nicht mehr, haben ſie Anfechtungen, oder haben ſie keine. Wenn ſie einmal gebeichtet, und kommunizirt, und die letzte Oelung bekommen haben; ſo rufen ſie auch dann nicht mehr ſo oft nach einem Geiſtlichen, wie vormals geſchehen, da der Geiſtliche durch etwelche Täge vom Bette nicht hinweggekommen, bis die Seele ausgefahren iſt. Die alte Kammerjungfer, die neulich bei uns geſtorben, hat mich gar gebethen; ich ſolle ihr doch nicht mit dem Weihbrunn um das Geſicht ſo herum ſprengen, und ſelbſt der Beichtvater hat mich ſchon mit meinem Weihbrunnkeſſel von etwelchen Betten hinweggejagt.

Wär. Fr.

Wär. Fr. Der Beichtvater hat recht gethan. Ich sehe schon, daß durch die Schwestern mir zuletzt die Kranken nur in ihrer Beruhigung gestöret würden, und daß ich also sie höchstens zu denen werde gebrauchen können, die schon Rekonvalescenten sind.

Schw. Bib. Nun das weis ich wohl, daß ich gehorsamen muß; aber wir könnten uns eine so große Anzahl Rekonvalescenten ersparen, wenn die würdige Mutter dieselben, da sie einmal nicht mehr bettlägrig sind, geschwinder aus dem Kloster entließ.

Wär. Fr. Nicht wahr, damit sie halbkurirt hinauskommen, in eine gefährlichere Krankheit zurückfallen, oder an demselben Tage, in welchem sie hinausgetrieben werden, im nächsten Hause; oder wohl gar auf der Gasse ihren Geist aufgeben.

Schw. Bib. Wenn man schon so ist, wie die Tagwerkers Tochter, die von ihrem hitzigen Fieber nicht halb und halb, sondern ganz hergestellet ist, und sich doch noch unter den

Au-

Rekonvaleszentinnen befindet; so ist keine Gefahr zu einer neuen Krankheit. Verzeih mir's Gott! das Mädel, ich lasse es mir nicht nehmen, ist von dem nämlichen Fraßteufel besessen, den der heilige Makarius in Aegypten aus einem Knaben ausgetrieben, der nie ersättiget werden konnte, weil alle Speisen in ihm zu Dunst wurden.

Wür. Fr. Vergönne die Schwester ihr das Essen. Die arme Haut hat nothwendig, sich so viele Kräfte zu verschaffen, damit sie ihr künftiges beklemmtes Leben und die harte Arbeit wieder ausdauren kann. Ich lasse sie noch vor etwelchen Tagen nicht hinaus. — Ich hoffe ja, daß heut Nacht auch der Dienstmagd, die der Herr Pastor der lutherischen Gemeinde hereingegeben hat, die Medizinen richtig seyen gegeben worden, und daß sie überhaupt gute Wartung erhalten habe?

Schw. Bib. Aus heiligem Gehorsam hat man das gethan, was man hat thun müssen; aber —

Wür. Fr.

Wür. Fr. Was aber? Iſt ſie nicht eben unſer Nebenmenſch? Iſt ſie nicht auch ſogar Chriſtinn? Hat Gott der Herr nicht auch einen Samaritan geheilet, der dafür ſodann dankbarer war, als die, welche ſich rechtgläubig nannten, aber in Werken das Widerſpiel zeigten? Leſe die Schweſter ſtatt der Legenden lieber die heilige Schrift; dieſeiſt die beſte Legende.

Schw. Bib. Aber denke die würdige Mutter nur, was mir ſogar unſer Beichtvater geſagt hat, und zwar unter einer Todſünde; daß nämlich, ſobald dieſe Lutheriſche ihren Paſtor verlangt, ſogleich um denſelben ſolle geſchicket werden. O Herr meines Lebens! ſo gehet es denn ſchon ſo weit, daß zu Kloſterfrauen und in unſer Krankenzimmer auch ein Paſtor noch mit Einwilligung und auf Befehl unſeres Beichtvaters kommen ſolle?

Wür. Fr. Und ich will haben, daß es auch mir gleich gemeldet werde, wenn der Herr Paſtor der lutheriſchen Gemeinde kömmt. Ich ſelbſt werde ihn mit einer Chokolade bedienen, und mich mit ihm beſprechen.

Schw. Bib.

Schw. Bib. Die würdige Mutter hat einen Spaß. Unſere Chokolade gehöret für katholiſche Geiſtliche, wenn ſie uns beſuchen, nicht für lutheriſche. Ehe ſitze ich drey Tage bei Waſſer und Brod auf dem Boden, als ich ihm die Chokolade machete.

Wür. Fr. Bedenke ſie wohl, was ſie redet; ſie wird die Chokolade machen.

Schw. Bib. Ja, wenn die würdige Mutter ſo ernſthaft redet; ſo führt ſie ſchon etwas im Schilde, wo man gezwungen wird, das mindere Uibel ſtatt des gröſſeren zu wählen. Nun in Gottesnamen! ich mache die Chokolade.

Wür. Fr. Und zwar recht gut muß ſie ſelbe machen.

Schw. Bib. Die Chokolade ſoll gut werden; und ich hoffe, der Paſtor wird durch meine Chokolade bekehret.

Wür. Fr.

Wbr. Fr. Abermal eine Grille im Kopf.

Schw. Bib. Nichts Grille. Der heilige Bernhard hat einen ganzen Schwarm muthwilliger Leute, durch deren tumultvolle Luſtbarkeiten diejenigen geſtöret wurden, die in der Kirche betheten, zu einem Trunk wohlgeſchmacktes Biers in das Kloſter eingeladen. Sie ſind richtig gekommen. Aber der heilige Bernhard hat über das Bier ſeinen heimlichen Segen geſprochen, und die muthwillige Schaar, nachdem ſie tapfer darauf gezecht hat, iſt ſogleich von einem ganz anderen Geiſte und Sinne überfallen worden, dergeſtalt, daß ſie fußfällig gebethen, in das Kloſter aufgenommen zu werden. Siehe die würdige Mutter; etliche geſegnete Maaß Bier haben gewirket, daß die muthwillige Geſellſchaft von eben dem Kloſter, wo derſelben das geſegnete Bier ſo wohl ſchmeckte, nicht mehr hinwegzubringen war. Ich weis alſo nicht, warum der Paſtor von der Chokolade, die ich ihm kochen und ſegnen werde, nicht auch ſollte bekehret werden können.

Wür. Fr. Der Schweſter thut es wahrhaftig nothwendig, daß ſie von unſerem Beichtvater in eine ernſtliche und längere Kur genommen werde; und damit ſie ſich in wehrender Kur nicht forthin verderbe, und ihre Krankheit nicht ſelbſt unheilbar mache; ſo werde ich ihr alle ihre Legenden, und unſchickliche Betrachtungsbücher verbrennen. Jetzt gehe ſie in das Krankenzimmer; ich komme gleich nach.

Schw. Bib. Deo gratias würdige Mutter!

VII.

VII.

Das Altarblatt.

Vogteiverwalter. Hochwürdiger Herr Pfarrer! Ich habe mir die Ehre ausgebethen, daß ſie heut mein Gaſt, zwar nur bei einer Hausmannskoſt ſeyn wollen. Sie ſind die Hauptperſon bei der Berathſchlagung, die wir noch vor dem Mittagmahle wegen des neuen Altarblattes halten können.

Pfarrer. Haben wir endlich einmal die Erlaubnuß erhalten, ſtatt des vierhundertjährigen alten Altarblattes ein neues herſtellen zu laſſen? Man hat gar nicht mehr gekannt, was das alte Altarblatt vorſtelle, ſo zerlöchert und verdorben iſt es.

Meßner. Ich habe oft gewunſchen, daß es der h.ilige Nikaſius ſeyn möchte; ſo hätte der H.ilige ſelbſten die Ratzen, die beim Freidhoffenſter hereinkamen, leichter davon abwehren können.

Vogteiverw. Da der alte Freidhof nun aufhört, und in Kürze besser verwendet seyn wird; so giebt sich gegen die Ratzen die Gegenwehre von selbst, damit das neue Altarblatt unangefochten bleibe. Es kömmt nur jetzt darauf an, was dieses neue Altarblatt vorstellen solle. Um mehrere Meynungen zu hören, habe ich auch hier den Herrn Marktrichter nebst einem burgerlichen Kirchenprobsten, wie auch den anderen Kirchenprobsten von Seiten der Bauerschaft unseren rechtschaffenen Nachbar und Mühler dazu eingeladen. Und gedenken eure Hochwürden, mein Weib will auch was dabei zu reden haben.

Verwalterinn. Ich verstehe zwar das wenigste dabei; aber was ich der Andacht halber gern auf dem Altarblatt zu sehen wünsche, könnte ich unmöglich verschweigen.

Pfar. Die Frauen haben oft die besten Gedanken, und beschämen auch oft sogar mit ihren bescheidenen Vorschlägen in Rücksicht auf die Andacht die Männer.

Vogteiverw.

Vogteiverw. Ich weis schon, was ein jeder von uns mit Ausnahm euer Hochwürden für ein besonderes Altarblatt im Wunsche und Vorschlage hat. Eure Hochwürden müssen also zuerst ihren Vorschlag sagen, sodann die Vorschläge der übrigen anhören, und einen jeden Vorschlag beurtheilen.

Pfar. Umgekehrt wird es besser seyn. Jeder solle vorher seinen Vorschlag sagen, und sodann sage ich erst den meinigen; denn meine Absicht ist, daß ich keineswegs auf meinen Vorschlag eigensinnig bestehen, sondern vielmehr sehen will, wie ich die übrigen Vorschläge vereinigen, und wieviel ich an meinem Vorschlag zum allgemeinen Vergnügen nachgeben kann. Die Frau Verwalterinn solle den Anfang machen.

Verwalterinn. Eure Hochwürden vergeben; ich möchte mit meinem Vorschlag gern die vorletzte seyn, damit nicht einige nur aus Höflichkeit mir beistimmen. Nebst dem habe ich den Vortheil, daß ich nach gehörten anderen Vorschlä-

schlägen leichter was besseres sagen kann, als andere gesagt haben.

Pfar. Nun so solle der letzte unserer Rathsversammlung der Meßner die erste Stimme führen.

Meßn. Ich sage aufrichtig; mir wäre am liebsten, wenn der heilige Nikasius auf das Altarblatt käme, damit ich nur bei dieser Kirche mit den Ratzen und Mäusen weniger Mühe bekomme.

Pfar. So glaubt der Meßner also wirklich, daß der heilige Nikasius gegen die Ratzen und Mäuse auf der Wache stehen müsse. Wie oft habe ich doch schon gegen solche alberne Meynungen, und abergläubische Vorurtheile gepredigt! Es wird noch was brauchen, bis man es allen in die Köpfe bringet, daß die besonderen Verrichtungen und Aemter, welche unter die Heiligen vertheilet werden, in dem blossen Gehirne des einfältigen Volkes ohne allen Grund ihren Ursprung haben. Sind wir Heiden oder Christen? Die Heiden haben einem jeden

ihre

ihrer falschen Götter eine besondere Macht, ein besonderes Amt angewiesen. * Die Wahrheit ist diese, daß wir den Vater im Namen des Sohnes bitten müssen, und daß ein jeglicher von den Heiligen in was immer für einem Anliegen von uns angeruffen werden könne, seine Bitte um das, was wir verlangen, wenn es zum Heil unserer Seele ist, mit unserer Bitte bei Gott zu vereinigen; denn in unserem Glaubensbekenntnisse bekennen wir die Gemeinschaft mit allen Heiligen; nicht mit diesem Heiligen nur in diesem, und mit jenem Heiligen nur in jenem Anliegen. Jeder Heilige hat vermög der Liebe zu Gott und dem Nächsten, die er in den Himmel mit sich übertragen, und die dort noch weit mehr zugenommen hat, das Verlangen uns zu helfen. Ich versichere den Meßner, daß es dem heiligen Nikasius selbst lieber ist, wenn er aus ihm keinen Ratzenheiligen macht, sondern statt der Vorstellung des Nikasius auf dem Altarblatt fleißig hinter dem Altar und in der Sakristei Ratzenfallen aufrichtet.

Verwalterinn.

* Muratorius von der wahren Andacht 20 Kapit.

Verwalterin. Der Meßner hat ſchon ſeine Abfertigung, und ich bin vollkommen mit euer Hochwürden verſtanden. In meinem ganzen Hauſe iſt kein Nikaſibildel oder Gebethel mehr; aber Katzen und Mausfallen habe ich genug. Die Katzen ſind mir vorher ja ſogar über die Nikaſizettel gekommen.

Vogtein. Nun muß der Zechprobſt der Nachbar Mühler reden.

Mühler. Wenn ich einen Heiligen für das Altarblatt angeben darf; ſo iſt es kein anderer, als der heilige Antonius mit der Schwein.

Vogtein. Habe ich mir's nicht eingebildet; der kömmt mit einem Mühlerferkel daher. Meinetwegen könnte dieſer Heilige gemalen werden; aber die Schwein laſſe ich nicht dazumalen; das wäre eine wahre Sauerei auf dem Hochaltar.

Mühler. Herr Verwalter! wenn der Maler keine Sau macht; ſo iſt's aus. Kein Menſch in unſerer ganzen Gegend hielte etwas

auf

auf den heiligen Antonius, wenn keine Sau dabei wäre.

Pfar. Abermal ein Beweis der noch verbreiteten und eingewurzelten grossen Unwissenheit. Die Schwein bei diesem Heiligen ist ein bloßer Gedanke der Maler, um die Uiberwindungen der fleischlichen Wohllüste und Versuchungen dieses Heiligen anzuzeigen; gleichwie sie ihm auf die eine Hand zum Zeichen seiner Liebe gegen Gott und den Nächsten eine Flamme, in die andere Hand aber einen Stock, und daran ein Glöcklein geben, um seine Achtsamkeit und sein unermüdetes Wesen im Gebethe anzudeuten. Allein das Volk hält ihn einmal beim Hinblick auf die Schwein und auf die Flamme für denjenigen, der unter den Heiligen der besonderen Schutz für die Bewachung der Heerden und Schäfereien, und für die Bewahrung von Feuersbrünsten habe. Da hilft nun bei den meisten kein predigen, und kein wiederholen, daß nur die Tugenden, wodurch Antonius die Heiligkeit verdienet hat, und zwar die Liebe gegen Gott und den Nächsten durch die Flamme; seine Uiberwindung der Wohllüste durch

die

die Schwein; seine mit dem Gebeth zu Gott begleitete Achtsamkeit auf jeden Schritt in seinen Handlungen durch den Stock und das Glöcklein angedeutet werden. Alles umsonst; in ihren Köpfen muß einmal des Antonius sein besonderes himmlisches Amt seyn, die Schweine, Ochsen, Pferde, Schaafe, und Ziegen auf unserer Erde zu schützen, und zu besorgen. In einigen Orten machen sie sich gleich auch einen Feyertag, und glauben, wenn sie arbeiteten; so würde in demselben Jahre ihr Vieh nicht sicher seyn, und ihre Häuser würden in Gefahr stehen, im Brande aufzugehen; gleich als wenn die Heiligen rachgierig wären, und begehrten, daß man ihnen zu Lieb müssig seyn sollte; oder als ob die Heiligen nicht soviel durch Nachahmung ihrer Tugenden, als durch Feyerung eines Tages, wovon zwey Drittheile im Wirthshause aufgehen, geehret würden.

Vogtein. Mühler! es hilft nichts; die Sau muß hinwegbleiben.

Mühler. Lassen wir den ganzen heiligen Antonius hinweg, und nehmen wir den heiligen

Leo-

Leonard. Der heilige Leonard iſt bald gut genug gemalen; um das ſieht ſich Niemand um, wenn nur viel Vieh bei ihm herumſteht, und der Maler ſich befleißt, recht ſchöne Ochſen, Kühe, Pferde, Schaafe, Ziegen, alle Gattung Geflügelwerk, wie man ſie in Häuſern und Meierhöfen hält, auf dem Altarblatt ſichtbar zu machen. Der heilige Leonard mag ausſehen; wie er will; nur viel Vieh dabei. Freilich ſollen unter dem Vieh doch auch Schweine —

Vogtein. Schon wieder Schweine. Das wäre aus, wenn ein Mühler keine Schweine ſähe.

Pfar. Leider wird mit dem heiligen Leonard vom unwiſſenden Volke der nämliche Aberglaube getrieben. Ach könnten wir doch mit den Heiligen reden (ſagt Muratorius) und ſie befragen, was ihnen am meiſten angelegen ſey; ſo würden gewiß alle einſtimmig antworten, daß ſie einzig und allein wünſchen, daß unſer allgemeiner Vater geliebt, und geprieſen werde, daß, ohne ihm zu gefahlen, man ſeinen heiligen Dienern nicht gefahlen könne, und daß

das Kerzenanzünden, und selbe auf den Altären brennen lassen, nichts, als ein Schauspiel sey, wenn nicht in unseren Herzen die Liebesflamme zu Gott brennt. Die Heiligen sind voll der himmlischen Herrlichkeit; sie haben also unsere Kerzen und Zierrathe nicht nöthig, besonders da dieses oft nur aus unserer Eitelkeit, oder aus zeitlichen Absichten geschieht. Diejenigen Verehrungen sind ihnen angenehm, wodurch die Ehre Gottes wahrhaft befördert, und in uns eine wahre Besserung unseres Wandels, und die Nachfolge ihrer Tugenden bewirket wird. Die meisten haben ihre Andacht zu den Heiligen nur in solang, als sie durch ihre Fürbitte zeitliche Gutthaten hoffen, als da ist, von Krankheiten, von Ungewitter, vom Wasser, von Feuersbrünsten befreyt zu bleiben, eine gute Aehrnte oder Weinlöse zu machen, ihren Gerichtsstreit zu gewinnen, Kinder zu zeugen, eine glückliche Reise oder Schiffahrt zu endigen, und dergleichen.

Mühler. Aber euer Hochwürden Herr Pfarrer! ist es denn übel gethan, wegen dergleichen Dinge sich zu den Heiligen zu wenden?

Pfar.

Pfar. Es ist nicht nur erlaubt, sondern auch löblich, wenn wir Gott nach seiner eigenen Lehre, gib uns heut unser tägliches Brod, auch um das Zeitliche bitten; aber erstens muß dabei die Absicht und Meynung seyn; daß es zum Vortheil unserer Seele sey. Zweytens müssen wir ebendeßwegen, weil Gott besser weis, als wir, was zum Besten unserer Seele ist, uns in den göttlichen Willen ergeben. Ohne diese Beobachtung ist unsere Bitte um das Zeitliche eine niederträchtige Handelschaft unserer Eigenliebe; und wollte Gott, viele giengen nicht gar so weit über die Gränzen, daß sie die Heiligen um gewisse, ungebührliche, ungerechte, und eitle Gaben bitten. *

Verwalterinn. Nachbar Mühler! mit dem heiligen Leonard ist es auch nichts.

Mühler. Ich frage nichts darnach. Aber der Markt, und selbst das herrschaftliche Bräuhaus

* Muratorius l. c.

haus hätte dabei namhaft gewonnen, wenn wir einen heiligen Leonard auf dem Altarblatt hätten. Dann würde ein erstaunlicher Zulauf vom Volke auch aus anderen Pfarren seyn, um von unserem heiligen Leonard Gnaden zu erhalten.

Pfar. Sieht der Mühler, wie das Zeitliche wieder darein kömmt. Ich habe alle Hochachtung gegen die Herrschaft; aber wenn Graf und Gräfinn hier wäre, so würde ich mir ebenso die Freyheit nehmen, ihnen zu sagen, daß man zur mehreren Emporbringung des Bräuhauses keine Mißbräuche und der Reinigkeit des Gottesdienstes entgegen stehende Handlungen in Gang bringen dürfe.

Vogtey. Mein Graf verlanget das von weitem nicht. Ich werde schon zuletzt sagen, was er mir für eine Instrukzion in Ansehung des Altarblattes, aber auch nur Vorschlagsweise gegeben hat. Die Gräfinn hat imgleichen ihren Vorschlag in einem besonderen Briefe mir eröfnet. Wenn also die Rede auf mich kömmt, so habe ich drey Vorschläge: nämlich je-

jenen des Grafen, sodann den der Gräfinn, und endlich den meinigen zu sagen. Wir brauchen hier kein Wahlfahrts- oder Gnadenort, schleicht sich nur das schlechte Gesind immer mit; und da hat hernach die Verwaltung nichts als die unangenehmsten Arbeiten, und die Herrschaft bei dem eingefangenen Gesinde eine Menge Unkösten.

Pfar. Gnadenort! Gnadenort! die ganze Welt ist ein Gnadenort, wo wir täglich jene Gnaden sehen und geniessen, die uns der Schöpfer heranwachsen, zufliessen, und auf verschiedene Art zukommen läßt. Kein Heiliger kann eine Gnade austheilen, die Gnaden kommen von Gott, und diesen kann man aller Orten hierum bitten. Es ist auch im Vater unser kein Wörtlein von einem anderen Orte darinn, als vom Himmel: **Vater unser, der du bist in dem Himmel.** Auch die Heiligen sind im Himmel, und das gegen Himmel geschickte Gebeth wird im Himmel von den Heiligen mit dem unserigen vereiniget, um uns von dem Geber alles Guten, von dem Ausspender der Gaben, welches Gott allein ist, das-

dasjenige zu erwirken, was zum Heil unserer Seele ist. Gott ist das vollkommenste Wesen, das überall ist; hiemit kann in ihm kein Eigensinn und keine Beschränkung auf ein Ort seyn, um eben dort lieber als anderer Orten Gnaden zu ertheilen. Die sogenannten Gnadenörter sind Gott vielmehr höchst mißfällig, weil sie nur zum Müssigang, zum Herumlaufen durch das Land, oder wohl gar durch mehrere Länder, zur Verlassung des pfarrlichen Gottesdienstes, zu unächten Buzbegriffen (da die wahre Busse in der Besserung, das ist in Verlassung sündhafter, und Annehmung guter Handlungen, und in Bestrebung nach der Tugend, das ist nach der Fertigkeit, gute Handlungen auszuüben besteht) ja bei vielen zu grossen Sünden und Lastern Anlaß und Gelegenheit geben. Mir ist es gar keine Freude, aus fremden Pfarren Leute in unserer Kirche zu sehen. Sie sollen in ihrer Pfarre, und bei ihrem ordentlichen Seelenhirten bleiben; der muß sie kennen, dessen Stimme müssen sie hören. Jeder Seelsorger hat zu thun, daß er bei seinen Pfarrkindern seine Pflichten erfülle.

Vogtein.

Vogtein. Burgerlicher Herr Zechprobſt! jetzt kömmt die Rede auf ſie.

Zechprobſt. Ich glaube ja doch ſchön bitten zu dürfen, daß wir den heiligen Sebaſtiani und den heiligen Floriani auf unſer Altarblatt bekämen. Unſere alte Leute wiſſen es noch recht gut, wie ihnen als Kindern die damaligen alten Leute erzählt haben, auch noch als Kinder von den vormaligen alten Leuten, denen es als Kindern von den gar uralten Leuten erzählet worden, gehöret zu haben, daß vor 500 Jahren unſer Markt, da er laut unſeren Inſchriften auf dem Rathhauſe nur in zwey Fiſcherhütten beſtanden, ganz und ſolchergeſtalten durch die Peſt hingerafft worden, daß im ganzen Markte nur ſechs Perſonen übrig geblieben. Und was für Schaden das Feuer in unſerem Markte ſchon angerichtet hat, iſt ohnedem jedermann bekannt. Hiemit wäre gewiß einem jeden das ein ungemeiner Troſt; wenn man dieſe zwey Nothhelfer gegen die Peſt und das Feuer auf dem Altarblatt zu ſehen bekäme.

Pfar. Nicht wahr? dem heiligen Sebaſtian wird der Maler nicht zu wenige Pfeile machen dürfen? denn in einer alten Legende, die ich zu Hauſe habe, ſteht geſchrieben, daß er wegen ſo vieler Pfeile wie ein Igel ausgeſehen hat;* und vom heiligen Florian wiſſen wir ohnedem, wie er gemalen werden muß. O meine liebe Leute! ſo glaubt denn ihr, daß der heilige Florian ganze Täge und Nächte mit dem Waſſereimer ſo daſtehe, wie er gemalen wird, und zwar in der unbequemſten Stellung, weil er dabei den Fahn, und oft noch dazu ein brennendes Haus auch in der Hand halten muß. Zwar das brennende Haus ſteht öfters bei ſeinen Füſſen, dergeſtalt, daß die Flammen vom Dachſtuhl des brennenden Hauſes gerade

an

* Ita eum Sagittis impleverunt, ut quaſi ericius videretur, in legenda Sanctorum, quæ lombardica nominatur de anno 1481 legend. XXIII. pag. XL. Auch vom heiligen Ritter und Martyrer Theodorus am 8ten Hornung ſchreibt Kochem: Sie ſchoſſen ſo viele Pfeile in den Leib des Heiligen, daß er einem Igel gleichſah.

an die Waden des Heiligen anſchlagen, und beinahe er ſelbſt, oder doch ſein Mantel Feuer fangen ſollte. Nein! das iſt entſetzlich; der heilige Florian muß einmal nach dem Volksbegriff die Feuerlöſchkommiſſion über ſich haben; und der heilige Sebaſtian wird mit aller Gewalt zu einem Peſtdoktor und zum göttlichen Regierungsrath in Geſundheitsſachen gemacht. Zwar weil die Gegenſtände ſo häufig ſind; ſo wird dem heiligen Florian der heilige Donat mit ſeinen Donnerkeilen gerade ſo, wie die Heiden den Jupiter gemalen haben, beigeſellet, damit durch keinen Donnerſtreich ein Feuer entſtehe. Dem heiligen Sebaſtian wird aber in Anſehung der Krankheiten der heilige Rochus beigegeben. Meine liebe Leute! das ſind lauter Einbildungen, daß die Heiligen ihre beſondere Dienſte haben, und daß man vor Peſt und Feuer nicht ſicher ſey, wenn nicht eine Statue oder ein Bild eines ſolchen Heiligen in der Kirche, oder am Hauſe angebracht iſt.

Zechprobſt. Aber wie Kochem ſchreibt, ſo hat ja der heilige Rochus noch vor ſeinem To-

de auf einer Tafel, die man bei ihm gefunden, selbſt dieſe Worte geſchrieben: **Ich zeige an, daß diejenigen, ſo mit der Peſt behaftet, und ihre Zuflucht zur Fürbitte des heiligen Rochi nehmen, von der giftigen Seuche ſollen befreyet werden.**

Pfar. Der heilige Rochus ſolle dieſe Ankündigung gemacht, und ſich darinn noch bei Lebzeiten einen Heiligen genannt haben? O meine liebe Leute! gewöhnet euch doch nur einmal an, Gott als denjenigen zu erkennen, der eben deßwegen, weil er Gott iſt, auch in den Anrufungen immer der erſte ſeyn ſolle, der der einzige eigentliche Nothhelfer iſt, weil alles von ihm kömmt; der uns in allem dem gern hilft, was zu unſerem Seelenheil iſt; und der uns gelehret hat, wie wir in unſeren Anliegen bethen ſollen, nämlich zum Vater im Namen des Sohnes. Selbſt die Heiligen müſſen ihn bitten, hiemit muß die Bitte eigentlich auf Gott gehen, und die Anrufung der Heiligen, von denen nicht allein St. Florian oder St. Sebaſtian, ſondern ein jeder zur Abwendung der Peſt oder Feuersgefahr für uns, und mit uns

uns bitten kann, kann sich also auch nur dahin erstrecken, daß die Heiligen unsere Bitte mit ihrer Bitte begleiten. Der Heiligen ihre Würdigkeit ist zwar in Vergleichung mit uns sehr erhoben; jedoch in Betrachtung der unbegreiflichen Majestät Gottes sind sie so zu sagen, ein Nichts zu nennen, * indem der Unterschied zwischen dem Schöpfer aller Dinge und seinen Geschöpfen allezeit unendlich ist. Glaubt nur nicht, daß, wenn ihr gerade Gott durch die Verdienste des göttlichen Vermittlers Jesu Christi um Abwendung aller Feuers- und Pestgefahr bitten würdet, euer Haus, eure Gesundheit nicht genug gesichert wäre. Eine solche Meynung wäre die schädlichste, und wirklich unserem heiligen Glauben sowohl, als schon den vernünftigen Begriffen, die wir von unserem lieben Schöpfer und Mvater haben müssen, gerade entgegen gesetzet.

Sechprobst. Haben sie doch in einigen Kirchen wohl gar 14 Nothhelfer?

Pfar.

---

* Muratorius l. c.

Pfar. Sie haben sie freylich; aber die wenigsten wissen doch, was denn diese Nothhelfer für Heilige waren, wie sie heißen, was sie für Tugenden ausgeübet haben, in denen man ihnen nachfolgen solle; und der Namen **Nothhelfer**, der nur diesen Heiligen beigeleget wird, bringt diese Leute sodann von dem Erkenntniß und Erinnerung ab, daß Gott der eigentliche Nothhelfer sey, an den wir uns nach dem uns von Christo gelehrten Gebeth wenden müssen.

Zechprobst. Auf diese Weise kämen die Heiligen vollkommen aus der Verehrung?

Pfar. Behüte Gott; ich sagte ja erst kurz zuvor, wie die Anruffung der Heiligen einzurichten sey. Ich sagte aber auch schon vorher, daß die Hauptverehrung der Heiligen in Nachahmung ihrer Tugenden bestehe. Wer also die Tugenden der Heiligen in Betrachtung zieht; wer die Belohnung erweget, die sie dafür von Gott in jenem Leben davon getragen haben; und wer hiedurch bewogen wird, ihnen in der Liebe Gottes, in der Liebe des Nächsten, in Erfüllung seiner Standespflichten nachzufolgen,

der ist ein wahrer Verehrer der Heiligen; und auf diese Weise kommen die Heiligen nie aus der Verehrung.

Vogtelv. Laß der Zechprobst seinen Vorschlag auf Floriani und Sebastiani fahren. Ich habe mich erst neulich in einem Bauernhause gezörnet; da gehen sie mit den brennenden Spänen auf die Nacht so unachtsam in Häusern herum, daß es kein Wunder wäre; wenn mehrere Feuersbrünste entstünden. Eben von dem Bauern, dem ich darüber einen derben Verweis gab, bekam ich die dumme Antwort; der heilige Florian, der ober meiner Hausthür steht, wird uns schon vom Feuer bewahren.

Pfar. Hierauß sieht man klar, daß diese einfältigen Leute die Mißbräuche, die bei ihnen in Ansehung der Heiligen in Schwung gekommen sind, sogar auf die steinernen, hölzernen, und gemalenen Bilder erstrecket haben. Einige glauben wirklich, daß sie selbst an den steinernen, hölzernen, oder gemalenen Bildern einen sicheren Nothhelfer haben, und vernach-

läs-

lässigen dabei alle Bewahrungsmittel, deren Anwendung ihnen Gott durch die Natur, Vernunft, und das heilige Evangelium befiehlt. Könnte eine gröſſere Aehnlichkeit seyn zwischen den Heiden und diesen Leuten? Das ist wahrlich ein neues Heidenthum. Muratorius hat recht schön geschrieben, daß derjenige, welcher den goldenen, silbernen, steinernen, hölzernen, gipsirten, oder gemalenen Bildern, diesen irrdischen unempfindlichen Dingen eine solche Verehrung nach ihren Eigenschaften erweiset, eine Abgötterei begehe. * Die Bilder dürfen nicht anders gebraucht werden, als zur Erinnerung an diejenigen, welche auf dem Bilde vorgestellet werden. Aber leider betragen sich einige in Verehrung der Bilder, besonders der sogenannten Gnadenbilder nicht anders, als wenn sie glaubten, der Heilige sey eben in diesem Bilde gegenwärtig, und eben nur bei diesem Bilde könne er auf das wirksamste angeruffen werden.

Vogtein.

---

* Synodus tridentin. Sess. 25 in decreto de invoc. veneratione, et religu. Sanctorum, et Sacris imag.

Vogtein. Nun Herr Marktrichter! was haben sie für einen Gedanken?

Marktrich. Ich weis, daß unser hochwürdiger Herr Pfarrer selbst ein grosser Verehrer der Mutter Gottes ist. Hiemit zweifle ich nicht, mein Vorschlag werde Beifall finden, daß ein Frauenbild zum Altarblatt gewählet werden solle.

Pfar. Wenn ein Frauenbild sich auf Gott beziehet, weil auch Maria nur eine Dienerinn des Herrn war, und sich selbst so genennet hat; wenn es eine lehrreiche Vorstellung enthält, wodurch wir zur Befolgung der Lehre ihres göttlichen Sohnes, und zur Nachahmung ihrer Tugenden bewogen werden; so bin ich gar nicht entgegen.

Vogtein. Der Herr Marktrichter muß uns ja sagen, wie es gemalen werden solle?

Marktr. Ja, mein lieber Gott! Die Frauenbilder sind nicht überall gleich. Einige haben das Kindel auf dem rechten Arm, einige auf dem

dem linken 3 einige an der Bruſt, einige auf der Schoos, und zwar entweder ſtehend, oder ſitzend, angekleidet oder nackend.* Die Frauenbilder ſelbſten ſitzen in einigen Oertern, in anderen ſtehen ſie. Einige ſitzen auf einem Armſeſſel, andere nur auf einem Stockſeſſel, einige auf einem Eſel bei der Flucht in Aegypten, einige unter dem Kreuz, und dieſe haben entweder ſieben Degen in der Bruſt, oder auch unſeren Heiland nach ſeiner ganzen Mannsgröſſe über die Schoos liegen, daß ſich zu verwundern iſt, wie die göttliche Mutter ihren Sohn ſolchergeſtalt habe ertragen können. Einige knieen beim Bethſchämel, einige ſind ſchon in die Wolken erhoben.

Vogtelv. Das wiſſen wir alles ehe. Wie glaubt aber der Herr Marktrichter, daß auf unſerem Altarblatt das Frauenbild gemalen werden ſolle?

Markter.

---

* Molanus hiſt. imag. l. 2 3. c. 17.

Marker. Wenn ich es aufrichtig gestehen darf; so wäre mein Wunsch, daß unser Altarblatt Mariam von gutem Rath vorstellen solle.

Vogtein. Immer ein anpassender Gedanke für einen Rathsherrn, und besonders für einen Marktrichter, dem ist ein guter Rath besonders am Rathstage höchst nothwendig. Was sagt aber unser hochwürdiger Herr Pfarrer dazu?

Pfar. Ich muß abermal einen Muratorius reden lassen. Es ist nur allzugewiß (schreibt Muratorius) daß die wahre gründliche Andacht gegen Mariam ohne Vergleich mehr in der Nachfolge ihrer Tugenden, soviel als uns armen Menschen erlaubt ist, und wir fähig sind, als in allem anderen bestehe. Hiemit wünschete ich ein lehrreicheres Bild, als eine Abbildung Mariä mit dem Namen vom guten Rath.

Marker. Nun; ich überlasse es euer Hochwürden, wie die Vorstellung Mariä gemacht wer-

werden solle; wenn nur Maria, ohne welche sogar kein Zutritt zu Gott ist, und welcher hingegen Gott nichts abschlagen kann, auf unser Altarblatt kömmt.

Pfar. Still! still! das ist zu viel. Maria hat allerdings unter den Heiligen den ersten Rang; sie ist vorzüglich zu verehren; sie ist eine Fürsprecherinn für uns; aber sie ist weder Gott, weder mit Gott kann sie sogleich befehlen. Heilige Maria bitte für uns! nicht befehle mit deinem Sohn, lautet das Kirchengebeth. Wir erkennen nach der Lehre des Apostels Paulus * nur einen Gott, und nur einen Vermittler zwischen Gott und den Menschen Jesum Christum. Ohne diesen Vermittler ist wohl keine Gnade von Gott zu erhalten. Selbst Maria, und die Heiligen können von Gott keine Gnade erhalten, es sey dann vermittels des einzigen wahren Vermittlers unseres Herrn und Heilandes, wie die heilige Kirchen-

* Epist. I. ad Thimoth. c. II. 5.

Kirchenversammlung von Trient uns lehret. Niemand hat jemals geträumet, daß, wenn wir um Hilfe und Fürbitte bei den Heiligen anhalten, die Heiligen sich erst an Mariam wenden müssen, um dasjenige, was wir verlangen, von Gott zu erhalten. Leider sind von der allerseligsten Mutter Gottes, aber gewiß zu ihrem größten Mißfahlen die übertriebensten Lobsprüche, die wundervollesten Erzählungen, und die ausschweifendsten Verheißungen ausgedacht worden; worüber so viele mit Vertrauen, daß sie hiedurch gewiß selig werden müssen, auf eine äusserliche Andacht gegen Marien Sünden über Sünden gehäufet, und ihr Heil gar nicht so mit Furcht und Zittern gewirket haben, wie es nach der Lehre des Apostels hätte geschehen sollen. * Ich weiß wohl, daß der Herr, Marktrichter nicht unter solche Leute zu zählen ist; aber das hält er doch für gewiß, daß ohne Maria von Gott nichts zu erhalten sey.

Marke.

* Ad Philip. cap. II. 12.

Markt. Nun ich muß mir ja Gott als den größten Herrn vorstellen. Zu grossen Herren kann man nicht sogleich hinkommen. Man muß also ansehnliche Freunde suchen, welche die Bitte übernehmen; und kann jemand glücklicher seyn, als der, der seine Bitte bei der Mutter des grossen Herrn anbringt: denn ein grosser Herr schlagt gewiß seiner Mutter nichts ab.

Pfar. Das ist von Wort zu Wort die Lehre derjenigen, welche die Andacht zu Maria und zu den Heiligen übertreiben. Wenn Gott keinen Zutritt zu sich erlaubete, und bei ihm es so wäre, wie bei den weltlichen grossen Herren; da hätte der Herr Marktrichter recht. Aber bei Gott ist es ganz anders. Selbst ein Fürst dieser Erde (sagt Muratorius) der dem Volke den Zutritt erlaubte, um demselben seine Gnaden angedeihen zu lassen, würde es als eine Beleidigung seiner Würde ansehen, wenn die Bittschriften des Volkes nicht an ihn, sondern an seine Hofherren gerichtet würden. Diese Ursache, daß unser Gebeth bei unserem Heilande weit vermögender sey, wenn es von

der

der Fürbitte seiner allerseeligsten Mutter begleitet und unterstützet wird, will allzuviel sagen, und deßhalb erweiset sie gar nichts; denn sonst müßte man niemals Jesum Christum unsern Herrn unmittelbar und gerade, sondern allzeit vermittels der allerseeligsten Jungfrau bitten, welches Niemand zu sagen sich unterstehen wird. Nur immer auf die Lehre Christi hingesehen: **So ihr etwas von mir bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun.** * Er sagt nicht in eines anderen Namen, sondern in meinem Namen. Geht uns vielleicht das Vertrauen oder die Stimme ab, diesen gebenedeyten Heiland selbst zu bitten? Sollten wir uns fürchten, mit unserer Bitte an ihn zu gehen? Leider ist Gott und unser Heiland in so vielen Predigten, in so vielen Betrachtungsbüchern immer als ein erzörnter, die Strafruthe stäts in Handen haltender Gott, der nur durch Mariam, oder die Heiligen wieder besänftiget werden kann, geschildert; und das ist auch die Ursache, daß so viele Leute gegen Gott immer in knechtlicher Furcht sind, und

* Joan. XIV. 14.

und daß bei ihnen das Vertrauen und die Zuflucht zu unserem Heiland äusserst schwach ist, da doch der Glaube uns hierinn zur Stärke auffodert. Wie schön ist diese Auffoderung in der Epistel Pauli an die Hebräer zu lesen: **Weil wir denn einen grossen hohen Priester haben Jesum Christum den Sohn Gottes, der den Himmel durchdrungen hat; so lasset uns das Bekenntniß unserer Hofnung haben; denn wir haben nicht einen hohen Priester, der nicht könne Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versuchet ist in allem nach dem Verhältnisse ohne Sünde. Darum laßt uns mit Vertrauen hinzutretten zu dem Thron seiner Gnaden, auf das wir Barmherzigkeit und Gnade finden zur Zeit, da uns Hilfe vonnöthen seyn wird.** Können wir wohl (schließt Muratorius) gegen denjenigen, der aus Liebe für uns gestorben, der mit seinem kostbaren Leib und Blut uns speiset, der so sehr trachtet, uns Gutes zu thun, und von uns gebeten zu werden, eine Kleinmüthigkeit und Furcht äussern?

Vogtein.

Vogtein. Also zukünftig, Herr Marktrichter! ehe der Rath anfängt, nur ganz kouragirt selbst zum Vater des guten Raths gegangen, und unserer lieben Frau nicht gar so sehr geschmäuchelt; denn sie kann gewiß auch keine Schmäuchler leiden. *

Pfar. Das ist gar das unschicklichste, daß man der Mutter Gottes so verschiedene Namen nach so vielen verschiedenen Orten, und verschiedenen Geschäften giebt. Eben hierüber schreibt Muratorius: Das Volk sollte wohl auch dieses einmal fassen, daß nur eine Mutter Gottes sey, und daß die Mutter des Rosenkranzes nicht mehr Gewalt habe, als die vom Berg Karmelo. Sie wohnet glorreich im Himmel, und sie ist stäts bereitet, demjenigen ihre Fürbitte verspüren zu lassen, der sie in seinen Nöthen von wahrem Herzen anruft. Die

* Dominæ nostræ beatissimæ Virginis Mariæ obsequia venerationem postulant, non adulationem. Petrus Abbas Cellensis l. IX. epist. 10.

den Bildern gegebenen verschiedenen Namen brachten wirklich einfältige Leute dahin, daß sie jenem Bilde in Ansehung jenes Geschäfts, und diesem Bilde in Ansehung dieses Geschäfts eine besondere Kraft abergläubisch zueigneten. Solche verschiedene Benennungen haben richtig ihren Grund in der schändlichen Gewinnsucht, und in der Absicht, das Volk zur Erlangung verschiedener Wünsche auch zu verschiedenen Bildern hinzuziehen, und von denselben bei diesem oder jenem Bilde viele Opfer herauszulocken. *

Vogtein. Unschicklich ist es richtig, der Mutter Gottes so verschiedene Namen zu geben; und wirklich verstehen die gemeinen Leute unter der Maria vom guten Rath eine ganz besondere Maria, die von Maria Trost, oder Maria Hilf ganz verschieden ist. Es ist das schon unschicklich genug, daß Maria bei diesem Bild diese, bei einem anderen Bild eine andere

* Concil. Rothomag anno 1445 can. 7.

re hilfreiche Beschäftigung angewiesen wird, gleich als ob man sie bei verschiedenen Gegenständen auch an verschiedenen Orten, oder bei verschiedenen Bildern, und unter verschiedenen Namen anruffen müßte; und die Anruffung je nach Umständen an diesem Orte besser, als an dem anderen wäre.

Pfar. Ich bleibe einmal bei der schönen Lehre des Paters Petavii eines gelehrten Jesuitens: **Ich werde keinen Anstand nehmen** (sagt er *) **den Andächtigen und Lobpredigern der Mutter Gottes eine Ermahnung zu geben; sie sollen sich nämlich hüten, daß ihre Andacht gegen dieselbe nicht übernehme; sie sollen mit dem wahrhaften, und gegründeten Lobe, welches ihr zukömmt, sich befridigen, und das Erdichtete oder Lügenhafte, wovon entweder gar keiner, oder kein hin-**

* Petavius l. XIV. cap. 8 num. 9 theol. dogm. de incarn.

länglicher Beweis vorzubringen ist, hinweglassen. Diese Gattung von Abgötterey, welche der heilige Augustinus die innerliche, und dem menschlichen Herzen angebohrne nennet, wird von der ernsthaften Lehre der himmlischen Weisheit sehr gehasset, als welche zur Eigenschaft hat, nichts zuzulassen, und zu lehren, als was der gewissen Richtschnur der Wahrheit vollkommen gemäß zu seyn sich befindet.

Vogteiv. Adieu, Mirakelbüchel! darinn ist eine Menge, worüber die Beweise dem Pater Petavio nicht hinlänglich wären. Nun wie steht's Herr Marktrichter?

Markter. Sagen nur sie jetzt einmal ihren Vorschlag, Herr Vogteiverwalter! Mir ist alles recht, was der Herr Pfarrer für gut befinden wird. Aber sie werden schon hitziger disputiren, und ihr Altarblatt durchsetzen wollen.

Vogteiv.

Vogtreiv. Zum ersten muß ich den Vorschlag meiner Frau Gräfinn aus ihrem eigenen Brief lesen. — Da ist ihr Brief! " Mein lieber „ Pfleger; Mein Graf wird ihm zwar einen „ Vorschlag zu dem neuen Altarblatt geben; „ unter uns geredet, es könnte aber nichts „ dümmers seyn, als dieser Vorschlag. Ich „ mag kein weiteres Wort darüber schreiben, „ weil er den Vorschlag des Grafen aus seinem „ Briefelesen, und ihm die Dummheit sogleich „ auffallen wird. Mache er nur, daß der „ Pfarrer, dem er mein Kompliment melde, „ gerade sage; das Altarblatt könne, und „ dürfe nicht so gemacht werden. Ich wünsch- „ te, daß, weil mir jetzt, ich weiß nicht wa- „ rum, die Augen so schwach werden, die hei- „ lige Luzia auf das Altarblatt käme. Auf das Altarblatt möchte also die Gräfinn gern die heilige Luzia haben.

Pfar. Der bloße Name der heiligen Luzia, weil das lateinische Wort lux Licht heißt, hat Gelegenheit gegeben, daß diese Heilige für eine Patroninn des Augenlichtes gehalten worden. Schreiben sie nur der Gräfinn, wenn sie ohnedem

dem wieder auf einige Wochen hieher kömmt; so werde ich mir es zur Pflicht, und zum Vergnügen rechnen, ihr über die Anstalt, die wir in Anschung des Altarblattes treffen werden, Rechenschaft zu geben.

Vogtrey. Des Grafens sein Brief ist gar zum davonlaufen. Es ist schon seine Schreibart allerliebst. Hören sie nur: oben steht nichts, als " An meinen Pfleger! Ich wäre „ über den Bericht, daß ihr die Erlaubnuß er„ halten habt, bei meiner Vogtkirche ein neu„ es Altarblatt machen lassen zu dürfen, sehr „ gleichgiltig, wenn nicht ein anderer Umstand „ dazu käme. Ich habe einen ausserordentlich „ schönen Schimmel, der 500 fl. werth ist, „ aus der Türkei bekommen; diesen möchte ich „ ohnedem gern abgemalen haben. Er könnte „ nun gleich auf das Altarblatt gemalen wer„ den; es gienge unter den nämlichen Unkösten. „ Es versteht sich, daß eine Heilige darauf „ gesetzet werden muß; und ich dächte, daß „ die Judith darauf gesetzet werden solle, wie „ sie mit dem Kopf des Holofernes davon rei„ tet. Auch für die Judith weiß ich schon ein

gu-

„ gutes Gesichtel, welches ich dazu malen
„ ließ. Zum Holofernuskopf könnte der Pfle-
„ ger das Portrait von seinem Gesicht herge-
„ ben; hiemit wäre das Altarblatt fertig.
„ Der Pfarrer ist ein gescheider und munterer
„ Mann, der einen Spaß versteht; und ein
„ anderer hat ohnedem nichts dabei zu reden.
„ Haben schon mehrere bekannte Gesichter sich
„ als Frauenbilder oder als Heilige abmalen
„ lassen. Mache er die Sache bald richtig,
„ und erstatte er mir ehestens seinen Bericht
„ hierüber.

Pfar. Das gieng uns noch ab, daß wir einen türkischen Schimmel, eine Favoritinn vom Grafen, und des Herrn Pflegers seinen Kopf, der doch noch das beste darunter wäre, auf den Altar bekämen. Niemals sollen zu Altarblättern Portraits der noch Lebenden genommen, zugeschweigen eitle Abbildungen von Menschen und Thieren dort aufgestellet werden. * Ich habe in meinem Leben nichts ge-

le-

* Synod. P. II. Mechliniensis Tit. 14. c. 1. Nihil

leſen, daß die Judith mit dem Kopfe des Holofernes auf einem Schimmel davon geritten iſt. Wir braucheten ja noch ein Pferd für die Abra die Dienſtmagd der Judith. Ungezweifelt würde wohl der Graf auch noch ein Portrait für eine Dienſtmagd auftreiben. Nein, nein! da kennt mich der Graf zu wenig, wenn er glaubt, daß ſich meine Munterkeit ſo weit erſtrecke. Schreiben ſie ihm nur, daß wir eine biſchöfliche Verordnung haben, vermög welcher alle Entwürfe der Bilder, die für die Kirche gemacht werden, vorher dem Herrn Biſchof zur Einſicht und Begnehmigung eingeſchicket werden müſſen, * und daß der Herr Biſchof künftig kein Bild aufſtellen laſſe, worauf nicht etwas in Anſehung unſeres Glaubens und der Sit-

---

inordinatum, nihil profanum, nihil inhoneſtum appareat, neque in intima altarium tabula vivorum effigies depingantur.

* Synodus Mechlinienſis P. II. tit. 4. c. 1 Synod. Mediolanenſis I. cap. 7. tit. 7. Synodus Trident. l. c.

Sitten lehrreiches, und vorzüglich aus der Geschichte Christi, oder aus den Geschichten der heiligen Apostel und Jünger Christi vorgestellet ist. Auf diese Weise muß er uns entschuldiget haben, und wir bleiben in unserer Freyheit, einen vernünftigen und christlichen Entwurf zu einem Altarblatt dem Herrn Bischof einzuschicken.

Marker. Maria vom guten Rath hätte keinen besseren Rath geben können, als euer Hochwürden Herr Pfarrer gegen den Vorschlag des Herrn Grafen geben.

Meßner. Alle Bauern kenneten es gleich, daß des Holofernes sein Kopf des Herrn Pflegers sein Kopf ist.

Mühler. Da dürfte sich doch mein heiliger Antonius mit seinem Schwein eher sehen lassen, als der türkische Schimmel mit dieser sauberen Judith.

Zechprobst. Was wäre das für ein Gedanke; ein Altarblatt aus dem alten Testament,

wo

wo jetzt unsere Kirche neu ausgeweisset wird.

Pfar. Das machete eben nichts zur Sache, wenn nur das Gemäld erstens nicht wider die Geschichte wäre; da doch Kirchenbilder schon gar nichts gegen die Geschichte enthalten sollen; * und zweytens keine so schmutzige Absicht darunter steckete. Die Werke Gottes, welche in dem alten Testamente angeführet werden; und auch die darinn enthaltenen Gebothe Gottes, welche den Glauben an Gott, und die Gesetze der Sittlichkeit einschärfen, können immer zu einem lehrreichen Bilde Stoff geben.

Vogtelv. Nun will ich meinen Gedanken sagen. Die heilige Dreyfaltigkeit ist das vornehmste; hiemit sollen die drey göttlichen Personen auf dem Altarblatt vorgestellet seyn.

Pfar.

---

* S. Carolus in Synodo Mediol. I. tit. 1. cap. 7.

Pfar. Mein Herr Pfleger! die heiligſte Dreyfaltigkeit iſt allerdings jenes groſſe Geheimniß unſerer heiligen Religion, welches wir in Unterwürfigkeit glauben müſſen. Aber mit den Abbildungen der heiligen Dreyfaltigkeit muß man ſehr behutſam ſeyn. * Das Wort Perſonen in der Gottheit bedeutet nicht dasjenige, was wir in unſerer gemeinen Redensart dadurch anzeigen wollen, als wenn wir ſagen, daß Petrus, Paulus, und Johannes drey Perſonen ſeyn; denn Gott iſt nicht den Menſchen zu vergleichen, und der Sohn Gottes will nichts anderes bedeuten, als die ewige in ſich ſelbſt beſtehende Weisheit, und das Wort des Vaters; der heilige Geiſt aber nichts anders, als die Liebe zwiſchen dem Vater und dem Sohne. ** Lange Zeit, und noch zur Zeit

des

* Molanus l. 2 hiſtoriæ Ss. imag. c. 3 & 4 Mabillonius in præfat. ad part. I. ſec. IV. Benedict. §. 3. num. 19.

** Muratorius von der wahren Andacht 2 Kap.

des Papſten Nikolaus I waren in der römiſchen Kirche die Abbildungen der heiligen Dreyfaltigkeit unbekannt. * Bei einem ſo groſſen Geheimniße müſſen die allzuviel ſinnlichen Abſchilderungen auf das behutſamſte vermieden werden. ** Leider iſt aus den Abbildungen der heiligen Dreyfaltigkeit die Sache bei dem unverſtändigen Volke ſo weit gekommen, daß ſie wirklich ſich den Gott Vater als einen alten Mann, und die ganze heilige Dreyfaltigkeit körperlich vorſtellen, und einige wohl glauben, daß die drey Perſonen ſo nebeneinander, und übereinander ſitzen, wie ſie abgemalen werden. *** Zu dieſem Aberglauben gaben hauptſächlich einige Mönche Urſach. **** Um

der-

* Chriſtianus Lupus tom. 2 Schol. in canones pag. 1157.

** Pellarminus in controv. de cultu imaginum.

*** Van Espen P. II. Sect. II. tit. I. c. 2. §. 41.

**** Socrates L. 6, c. 7. Sozomenus l. 8. c. 11.

dergleichen Aberglauben hindanzuhalten ist auch gleiche Behutsamkeit in Rücksicht auf die Abbildung der Engeln zu tragen. Von weitem wußte man nichts bei unseren alten heiligen Vorfahrern von solchen Abbildungen. * Wie würden diese sich ereifert haben, wenn man ihnen geflügelte Jünglinge, oder wohl gar nur Köpfe zwischen zwey Flügeln als Engeln vorgebildet hätte.

Vogtein. Auf diese Weise heißt mein Projekt also auch nicht viel. Ich meynte, daß ich noch so gut daran bin. Nun solle mein Weib reden.

Pfar. Ungezweifelt wird die Frau Verwalterinn den besten Gedanken haben. Damit es aber nicht scheine, daß ich hernach nur aus einer einem Geistlichen gar nicht anständigen Schmäuchelei ihren Gedanken billige; so schreibe ich hier auf ein Zettel nur fünf Worte.

Se-

* Binghamus orig. eccles. volum. 5. l. 13. c. 3. §. 2. capit. Caroli M. de ano 789. c. 16.

Sehen ſie! das Zettel iſt jetzt zuſammgewickelt; hierinn iſt mein Gedanke enthalten. Der Meßner nehme dieſes Zettel, und wenn die Frau Verwalterinn ihren Gedanken geſagt hat; ſodann wird der Meßner das Zettel aufmachen, und meinen Vorſchlag herausleſen.

Verwalterinn. Auf dem Altar ſehe ich nichts lieber, als eine ſchöne erbauliche Abbildung des Gekreutzigten. Ich bin mit meinem Vorſchlag ſchon fertig.

Pfar. Meßner! leſe er nun aus meinem Zettel.

Meßner. Eine ſchöne Abbildung des Gekreutzigten.

Vogtein. Du tauſend Regimentsweib! ſo geht's ſchon wieder nach ihrem Kopf.

Pfar. Der Herr Pfleger beliebe ſich nur dieſem Ausſpruch zu fiegen. Es iſt wirklich nichts ſchicklicher, als daß in denen Orten, wo wir zuſammkommen, den unſerer heiligen Religion ent-

entsprechenden Gottesdienst öffentlich und gemeinschäftlich auszuüben, und daß auf dem Altar, wo das ganze Opfer sich auf denjenigen bezieht, der sich zu unserer Belehrung und Erlösung geopfert, und eben am Kreuze die Stiftung unserer Religion vollendet hat, das Bildniß dieses unseres Religionstifters, dieses das größte Opfer seinem Vater für uns bringenden Heilandes das Hauptbild sey. Auf dieses sollen zur Erinnerung sowohl dessen, was er für uns gethan hat, als auch dessen, was wir durch seine Verdienste erhalten können, wenn wir seiner Lehre nachfolgen, die Augen eines jeden in der Kirche sich befindenden Christen geheftet seyn.

Vogtciv. Ich werde gleich unserem Agenten schreiben, daß er zu dem berühmtesten Maler sich verfiegen, von demselben die Ueberschläge der Kosten fodern, und dieselben mir einschicken solle. Das Kruzifixbild solle mir prächtig werden. Mein Graf kann auf seinem türkischen Schimmel hinreiten, wo er will. Den Holofernes kopf, zu dem mein Kopf hätte herhalten sollen, merke ich ihm gewiß auf meine ganze Lebenszeit. Zechprobst.

Zechprobst. Aber hochwürdiger Herr Pfarrer! nachdem jetzt die Kirche geweißet wird, und die alten Bilder nicht mehr aufgehenket werden dürfen; so werden die Wände leer und nicht gut aussehen.

Mühler. Ja, ja! hochwürdiger Herr Pfarrer! auf einer jeden Seite sollen doch wenigstens zwey Bilder erlaubt werden. Wären doch in allem nur vier Bilder.

Markr. Schöner wäre es ja, wenn die Wände nicht gar so leer dastünden, als wie in einem Getreidkasten.

Meßner. Die Bauern verschmerzeten auch die vorigen Bilder leichter, wenn nur einige andere und bessere dafür hinkämen. Ich will gern mehrere Mühe mit dem Abstauben über mich nehmen.

Pfar. Nun wenn es nur lehrreiche, und der Geschichte entsprechende Bilder sind; so will ich gern nachgeben, ob ich gleich auch auf den Kirchenwänden zu viele Bilder nicht gern an-

ge-

gebracht sehe. Es kömmt aber auch auf den Herrn Vogteiverwalter an, ob er damit einstimme; denn man muß dabei nicht minder auf das Kirchenvermögen Rücksicht tragen, ob solches mehrere Unkösten leide.

Vogteiv. Vier Bilder können wir schon bestreiten, besonders, weil wir jetzt viele Kirchengeräthschaften zu Geld machen, die nicht mehr aufgestellet werden dürfen. Soll aber wieder ein jeder von uns ein Projekt dazu machen? Ich mache keines mehr.

Marker. Die Frau Verwalterinn, weil sie es mit dem Altarblatt so gut getroffen hat, solle nun auch zu den vier Bildern ihren Gedanken sagen.

Pfar. Ich bin damit zu frieden; sie wird gewiß wieder etwas anpassendes in Vorschlag bringen, welches immer den nächsten Bezug auf den hat, der auf dem Altarblatt vorgestellet ist, damit Gemüth und Augen durch Seitenbilder nicht von der Hauptvorstellung abgezogen werden.

Vogtein. Nun, so rede;

Meßner. Frau Verwalterinn! ich bitte, schlagen sie die heiligen drey Könige vor. Gold und Weihrauch wäre gar gut für die Kirche, wenn die Bauern dadurch bewogen würden, hieran mehr zu opfern.

Vogtein. Ha, ha! der Meßner denkt auf ein Opfer, wobei auch für ihn selbst etwas zu profitiren wäre.

Pfar. Die Frau Verwalterinn ist zu gescheid, als daß sie aus den Weisen des Morgenlandes drey, und zwar drey Könige machen sollte, wovon in der heiligen Schrift kein Wort enthalten ist. Bleiben wir bei einem König, nämlich dem Landesfürsten, der uns in Ansehung des Kirchenopfers recht heilsame Verordnungen gegeben hat.

Meß. Aber die heilige Zezilia bitte ich mir aus zurück beim Chor, weil sie die Patroninn der Kirchenmusik ist.

Pfar.

Pfar. Das läßt die Frau Verwalterinn auch nicht angehen. Die beste Kirchenmusik (so wie sie auch vorgeschrieben ist) besteht in den Kirchenliedern. Da können alle mitmusiziren, und ist auch die wohlfeilste Musik. Ich lasse ohnedem keine Bierhäuselmusik in unserer Kirche mehr machen. Der Meßner halte jetzt sein Maul, damit wir von der Frau Verwalterinn den Vorschlag zu den Bildern hören.

Verwalterinn. Ich dächte; an die Wände, wo die zween Beichtstühle stehen, könnte auf der einen Seite das Bildniß des büssenden Petrus, und auf der anderen Seite das Bildniß der büssenden Magdalena so angebracht werden, wie hievon in dem Evangelium Meldung geschieht; nicht aber wie sie mit Geiseln und Klosterzilizien auf einigen Bildern vorgestellet werden.

Pfar. Stattlich! dieser Vorschlag hat meinen Beifall.

Vogtein. Mir ist's recht; und die anderen neigen ja auch schon ihren Kopf dazu.

Verwalterinn. Auf den vorderen Wänden aber ſolle auf der einen Seite ein Bild vorſtellen, wie Chriſto der geheilte Samaritan danket; und auf der anderen Seite, wie ſich um unſeren Erlöſer Kinder und Arme befinden, die es uns zum Unterricht, und zu Wohlthaten empfiehlt; aber alles nach der evangeliſchen Geſchichte, wozu der Herr Pfarrer die Vorſtellung beſſer als ich wird anzugeben wiſſen.

Pfar. Noch ſtattlicher. Da iſt Toleranz, Armeninſtitut, Unterricht der Kinder, und Sorgfalt für dieſelben aus der Lehre und den Thaten Chriſti jedem zur Nachahmung vor Augen geſtellt.

Vogtey. Reigen ſchon wieder alle ihre Köpfe dazu; nun ſo ſolle es dabei bleiben. Ich habe meinen Kopf zum Holofernes noch nicht hergegeben, darum hungert mich ſchon; gehn wir zum Eſſen!

End des erſten Bandes.

Die Heiligen

nach den

Volksbegriffen.

Zweyter Band.

Leipzig,
bei Rohrmoser und Bergmeister, 1791.

Auch der höchste Gesetzgeber hat unaufhörlich gegen die Pharisäer geeifert, welche die andächtige Frömmigkeit dazu dienen liessen, tausend aberglaubische Gebräuche zu unterhalten, die sie an die Stelle der wesentlichen Vorschriften des Gesetzes unterschoben. Sie bildeten sich zum Exempel ein, sie ehreten Gott, wenn sie sich äusserlich zeigten, daß sie öffentlich betheten um gesehen zu werden, und sich mit langen Gebethen aufhielten, wobei sie sich ihrer Almosen und ihrer Fasten rühmten, und eine verstellte Mine annahmen, auch nicht einmal erlaubeten, an dem Sabathtage die unumgänglich nothwendigsten Geschäfte zu verrichten. So waren die Aberglaubigen des alten Testaments beschaffen, denen zum Unglücke die falschen Andächtigen, und die falschen

Frommen nachgefolget sind, welche durch ihre Säucheley, und durch ihre willkührliche Unwissenheit das neue Gesetz entehren. Vergebens sagt man ihnen mit den Aussprüchen der tridentinischen Kirchenversammlung, daß die Vermittelung der Heiligen nur gut und löblich ist, daß in den verehrungswürdigsten Bildern keine wirksame Kraft steckt. Vergebens führet man ihnen Gott selbst an, der uns die deutlichste Erklärung giebt, daß nicht alle die, welche ihn anruffen, selig werden; daß man weiter nichts als ein übertünchtes Grab ist, wenn man blos allein einen äusserlichen Schein der Frömmigkeit besitzet; daß, wenn unsere Absichten böse sind, alle unsere Handlungen gleichfalls böse seyn werden; sie vergessen Christum um sich nur mit seinen Dienern zu beschäf-

schäftigen; sie wenden sich an Bildsäulen in dem Vertrauen, als hätten diese an und für sich selbst die Macht sie zu erhören, sie plappern eine Menge Gebether her, ohne im mindesten aufmerksam darauf zu seyn, und sie denken, daß Gebräuche, welche nur die äusserste Schaale des Gesetzes sind, zu ihrer Rechtfertigung und zu ihrer Seeligkeit hinreichend seyn — dieß sind die Wirkungen der übel verstandenen Andächteley, oder vielmehr des Aberglaubens. Ein solcher Andächtler und Aberglaubiger sieht mit einer Wuth, die er für einen wahren Eifer hält, alle diejenigen an, welche das Unglück haben die geoffenbarten Wahrheiten nicht zu glauben — Er ist es, der sich mit falschen Wundern, mit **falschen Legenden** nähret, und überall Lärm bläßt, wenn man sie

nicht

nicht glaubt; welcher ohne Gnade jeden verdammet, der in solchen Sachen, die den Glauben nichts angehen, nicht seiner Meynung ist; welcher die Finsternisse für das Licht hält; und welcher fürchtet man werde verführen, wenn man erleuchten will; der sich endlich einbildet, er thue ein Gott angenehmes Werk, wenn er einen Unschuldigen verfolgt, oder übel von dem Nächsten urtheilet.

Pabst Klemens XIV. Rede über den Aberglauben.

Inhalt

des zweyten Bandes.

I. Die Träume.
II. Der Poſtwagen.
III. Das Geſpräch im Kloſtergange.
IV. Der Pfarrer in der Bauernſtube.
V. Die Spitalweiber.
VI. Die Zunftfähne.
VII. Der Wirt beim blauen Herrgott.

I.

Die Träume.

Pfarrer. Wie ſieht denn er aus, Meßner! fehlet ihm etwas?

Meßner. O mein Gott! mir fehlt nichts.

Pfar. Soviel ich merke, würde es ſchlecht mit ihm ſtehn, wenn er etwelche Nächte nacheinander wachen müßte. Heut kann er ſich ſchon wieder ausſchlafen. Die heutige Nacht muß ein Kirchenprobſt wachen. Es kömmt nur noch auf zween Täge an; dann bekommen wir ſchon die eiſene Sakriſteithüre, die uns gegen fernteres Einbrechen der Diebe verwahren wird.

Meß. Ja, ja! verwahren. Eine eiſene Thüre verwahret uns noch nicht vor allem.

Pfar. Ich wüßte nun nicht, warum wir nicht hinlänglich verwahret ſeyn ſollten. Bei

der

der Kirchenthüre ist keiner im Stande einzubrechen. Die Fenster sind mit starken eisenen Gittern versehen. Nur die einzige äussere Sakristeithüre, weil sie hölzern und schon alt war, konnte so leicht erbrochen werden.

Meß. Ist alles recht. Der Zechprobst solle nur heut Nacht wachen. Er wird's schon sehen.

Pfar. Was wird er sehen? Er wird das sehen, was der Meßner gesehen hat.

Meß. Wenn der Zechprobst das sieht, was ich gesehen habe; so haben wir heut Nacht ein Specktackel. Entweder läuft er unter solchem Lärmen und Schreien davon, daß das ganze Dorf bei der Nacht in Schrecken kömmt; oder er stirbt an der Stelle.

Pfar. Träumt der Meßner; oder ist er närrisch? Hat er etwa einige gesehen, die Lust gehabt hätten, nochmal einzubrechen; und heut die Paramenten auch abzuholen, nachdem sie gestern das Opfergeld geholet haben? Da were

de ich gleich abhelfen; unsere Nachbarn sind schon so gut, daß sie uns zween starke Knechte zur Wache noch mitgeben.

Meß. Ich sage euer Hochwürden, hundert Bauernknechte laufen davon, wenn sich das alles wieder sehen läßt, was ich gesehen habe.

Pfar. Nun erwarte ich schon nichts anderes, als etwas närrisches zu hören. Was wird er denn sonst gesehen haben?

Meß. Bei meiner Treu! das ist gewiß nichts närrisches, was ich gesehen habe.

Pfar. Höre ers; sein gesehen haben wird mir schon zu viel. Was hat er gesehen?

Meß. Die habe ich gesehen, die eure Hochwürden aus der Kirche daraus haben wollen.

Pfar. Die ich aus der Kirche daraus haben will? Hunde, schreyende kleine Kinder, Muthwillen treibende Jungen, und auch Erwachsene, die mit Geschwätz, und Uppigkeit

die

die Leute in der Andacht ſtören; die ſind die einzigen, die ich gern für immer aus der Kirche hinausgebracht ſähe. Auſſer ſeinem eigenen Pommerl aber, den er der Wachbarkeit halber ungezweifelt wird bei ſich gehabt haben, hat er in der Nacht ſonſt von allem dem, was ich aus der Kirche daraus haben will, gewiß nichts ſehen können.

Meß. O mein Gott, o mein Gott! Wenn man eine Sache nicht verſtehen will — — Nun ich wünſche, daß es einen guten Ausgang nehme. Ich habe keine Schuld; das habe ich heut Nacht oft genug geſagt; ich waſche meine Hände.

Pfar. Und ich werde ihm den Kopf waſchen. Iſt er wirklich närriſch; oder will er ſeinen Pfarrer zum Beſten haben? Für das erſte wird der Bader, und für das zweyte der Richter ein Mittel, welches gleich recht angreift, herzugeben wiſſen.

Meß. Es iſt von allem dem nichts nöthig, und es iſt auch nicht nöthig, daß eure Hochwür-

würden Herr Pfarrer zörnen; Ich bin ſchon ſtill.

Pfar. Mit dem iſt mir aber jetzt auch nicht gedient. Nachdem er einmal geſagt hat, er habe heut Nacht ſo etwas erſchreckliches geſehen; ſo will ich nun wiſſen, worinn das beſtanden.

Meß. Aber ich bitte euer Hochwürden um Gotteswillen! — Es hilft doch nichts, wenn ich es auch ſage. Eure Hochwürden glauben das nicht, was man ſagt; und laſſen ſich auch nicht von dem abbringen, was ſie einmal beſchloſſen haben.

Pfar. Was glaube ich nicht; und von was laſſe ich mich nicht abbringen? Heraus mit der Sprache.

Meß. Nun eure Hochwürden haben ja einmal beſchloſſen, daß alle heilige Statuen, die in unſerer Kirche ſind, noch dieſe Woche hinausgebracht werden ſollen.

Pfar.

Pfar. Ja! das ist beschlossen, und bleibt beschlossen; denn es ist einmal der landesfürstliche und bischöfliche Befehl; und ich habe schon in mehreren Predigten und Christenlehren gezeiget, daß das vorlängst hätte seyn sollen.

Meß. Nun da haben wir's schon; was hilft also mein Reden?

Pfar. Was haben denn aber unsere Kirchenstatuen für einen Zusammenhang mit dem, was er schreckbares heut Nacht gesehen haben will?

Meß. Nicht gesehen haben will, sondern gesehen hat. Und das steht in einem solchen Zusammenhange mit dem Entschlusse, unsere Heilige aus der Kirche hinauszuwerfen, daß es freilich gut wäre, wenn ich bei euer Hochwürden einen Glauben fände. Aber dazu ist gar keine Hofnung.

Pfar. Das, was ich ihm längst vorgesagt habe, nämlich, daß er noch einmal ein Narr wer-

werden wird, ſcheint mir bei ihm wirklich ſchon eingetroffen zu ſeyn.

Meß. Nein, nein! meine Vernunft habe ich ſchon noch, Gott ſey Dank!

Pfar. Nun wenn er mir etwas vernünftiges ſagen wird; hat er nicht zu ſorgen, daß er nicht bei mir Gehör finden werde.

Meß. Verſprechen mir nur eure Hochwürden, keinen Heiligen aus unſerer Kirche hinauszuwerfen; ſo ſage ich vom Herzen gern alles, was ich heut Nacht geſehen und gehöret habe; und ein Glück für unſer ganzes Dorf, wenn mir eure Hochwürden glauben, und ihr Verſprechen halten. Sonſt weis ich nicht, was geſchehen wird.

Pfar. Was wird denn geſchehen? Meine Pfarrkinder, Gott ſey Dank! haben ſo guten Unterricht von der wahren reinen Andacht; ſo guten Willen, die Befehle der Vorgeſetzten zu vollziehen; und ſo viel Liebe für mich, daß die Statuen ganz mit Ruhe und Zufriedenheit hinaus

aus kommen werden. Die Kirche wird gemalen, mit wenigeren, aber lehrreicheren Bildern gezieret, und dann gefällt sie gewiß allen meinen Pfarrkindern mehr, als sie jemanden Vernünftigem bis jetzt gefallen konnte. Sie sah ja einem Krammerladen, oder einer Werkstätte eines Bildhauers mehr, dann einer Kirche gleich. Und bei der Menge der Bilder und Statuen noch soviel darinn angebrachte unschickliche Vorstellungen, die bei einigen nur Spötterei, bei anderen aber nichts als eine verderbliche abergläubische Andächtelei hervorbrachten. Unsere heilige Kirche will, und hat es in mehreren ihren Gesetzen den Seelsorgern eingeschärfet, nicht nur unschickliche, sondern auch solche Bilder sogleich hinwegzuräumen, wo man merket, daß das Volk auf eben dieselben eine abergläubische Andacht richte, und zu dem Bilde selbsten ein besonderes Vertrauen trage.

Meß. Soviel auf unsere Pfarrgemeinde ankömmt, da sind freilich wenige mehr darunter, die sich über die Hinwegräumung unserer Kirchenbilder aufhalten. Aber auf die Heiligen kömmt es an; ob sie ebenso mit Hinausschaffung ih-

ihrer Bilder zufrieden ſind. Da wird es übel ausſehen.

Pfar. Sorge ſich der Meßner nichts mit den Heiligen bin ich ſchon längſt hierinn übereingekommen. Ihnen ſelbſt war es immer mißfällig, daß man mit ihren Statuen und Bildern Mißbräuche trieb. Sie, nicht ihre Statuen und Bilder, müſſen der Gegenſtand der Verehrung ſeyn, und auch dieſe Verehrung muß ſich hauptſächlich auf die Nachahmung ihrer Tugenden beziehen, die man aus den wenigſten Statuen und Bildern lernet.

Meß. Eure Hochwürden verzeihen; haben ſie ſchon geredet mit den Heiligen?

Pfar. Es iſt nicht nothwendig, daß man mit Verſtorbenen zur Rede komme. Genug, daß ſo viele Heilige bei ihren Lebzeiten hierüber geredet; daß ſie hierüber uns ſo ſchöne Schriften unterlaſſen; daß unſere heilige Kirche in ihrer Lehre von der Verehrung der Heiligen ſchon ſo vieles geredet hat, und noch redet. Genug, daß Vernunft, Glauben, und

Sittenlehre dahin gehen, daß wir um alles Gott durch seinen Sohn bitten; daß wir die Heiligen nur zur Vereinigung ihres Gebethes mit dem unsrigen anruffen; daß wir die Heiligen hauptsächlich nur durch Nachahmung ihrer Tugenden verehren; daß wir in der Art des Gottesdienstes, und in der Ehrenbezeugung gegen die Heiligen äusserlich und innerlich (weil die äusserliche Religion mit der innerlichen zusammpassen muß) einen himmelweiten Unterschied beobachten; und daß wir leblose Statuen und Bilder nicht zum Gegenstande unseres Vertrauens machen sollen. Mit diesen Grundsätzen sind die Heiligen so gewiß verstanden, als sie sonst keine Heiligen wären. Hat aber der Meßner einmal mit einem Heiligen geredet, und von ihm etwas anderes gehöret; so muß er mich und jeden anderen, bevor man ihm glauben solle, hierinn überzeugen.

Meß. Das ist doch wunderlich, was eure Hochwürden von der Lehre der Kirche sagen; und durch so viele Jahrhunderte ist das nämliche in den Kirchen gewesen, was jetzt abgeschaft wird. Pfar.

Pfar. Ich merke ſchon, er verſteht unter der katholiſchen Kirche die aus Stein gebauten Kirchen, worinn freylich viele Mißbräuche vorgiengen.

Meß. Laſſen wir das gut ſeyn. Aber bei dieſen gebauten Kirchen waren ja auch Seelſorger, es waren Biſchöfe. Ich bin ſchon ſo geſcheid, daß ich einſehe, daß bei den Kirchen nicht die Kirchenmäuer allein, und das Holz und das Eiſen, was dabei iſt, ſondern auch die Pfarrer und Biſchöfe zu verſtehen ſeyn.

Pfar. O mein Meßner! Handlungen einiger Seelſorger und Biſchöfe machen noch die wahre Kirchenlehre nicht aus.

Meß. Eure Hochwürden haben doch ſo lange, bis der Befehl zur Säuberung der Kirchen kund gemacht worden, nichts abgeändert?

Pfar. Kann mir der Meßner beweiſen, daß ich hierinn jemals etwas gebilliget, angerühmet, oder wohl gar empfohlen habe, was auf

das Zutrauen zu Bildern und Statuen, oder auf eine unächte abergläubische Verehrung der Heiligen hinausgeht? Habe ich nicht vielmehr in allen meinen Predigten und Christenlehren auf das Wesentliche unserer heiligen Religion, auf das Vertrauen und Bitten zu Gott, und auf eine reine Andacht gedrungen? Volksmeinungen schonen, und nicht sogleich das abändern, wozu die Gemüther noch nicht hinlänglich vorbereitet sind, heißt noch nicht Mißbräuche billigen, anrühmen, und empfehlen. Aber Gott sey Dank! die Gemüther der meisten unserer Pfarrkinder sind nun durch einen langwierigen Unterricht dergestalt bereitet, daß ich die anbefohlene Abänderung nach meinem Wunsch vornehmen kann. Seelsorger und Bischöfe, die aus dieser Ursache nur in sich hielten, ohne die Mißbräuche zu billigen, anzurühmen, und zu empfehlen; und die übrigens immer ihre Lehren auf Verbreitung und Empfehlung der wesentlichen, wahren, und reinen Andacht einrichteten, giengen alle bescheiden vor. Aber leider haben einige die Mißbräuche selbst angerühmet, und anempfohlen, und wollen solche noch nicht fahren lassen, da

schon

ſchon die meiſten Stimmen zur Zurückführung des reinen Gottesdienſtes, und ſogar Befehle vorhanden ſind. Unter dieſe will ich nicht gehören, ſondern ich halte mich an das, was befohlen iſt, und was in der Lehre der allgemeinen Kirche vorlängſt enthalten war. — Aber ſage er mir nur einmal das, was er ſo ſchreckliches gehört und geſehen hat, und was mich von meinem Vorſatz ſollte abbringen können.

Meß. Eure Hochwürden glauben mir es nicht, wenn ich es auch ſage. Und was hilft's hernach?

Pfar. Das kann er nicht wiſſen, ob es nicht hälfe; und ſage er mir nur einmal, was er gehört und geſehen hat.

Meß. Verſprechen mir euer Hochwürden Herr Pfarrer, daß, wenn ich alles getreu erzähle, ſie die Heiligen nicht aus der Kirche hinauswerfen wollen?

Pfar.

Pfar. Das verſpreche ich ihm auf meine Ehre, daß ich keine Heilige hinauswerfen laſſen werde.

Meß. Aber auch nicht hinaustragen?

Pfar. Ich verſpreche, daß auch kein Heiliger hinausgetragen werden ſolle. Alſo fange er über dieſe Verſicherung ſeine Erzählung an. Den Speisgang haben wir verrichtet; und durch die halbe Stunde, die wir noch bis in den Pfarrhof zu gehen haben, kann ich ihn leichter anhören, als zu Hauſe.

Meß. Nun, weil's eure Hochwürden Herr Pfarrer einmal hören wollen; ſo hören ſie es alſo. Acht Uhr Abends war es, da ich geſtern von ihnen aus dem Zimmer gieng. Ich gieng nur meinen Hund zu holen, der ſehr wachbar iſt; nahm ihn mit mir; nahm auch meine Legende der Heiligen zu mir, damit ich bei der Nacht was zu leſen habe; gieng durch die Sakriſtei in die Kirche, und ſetzte mich nahe neben der Sakriſteithüre, damit ich auf die Kirche und Sakriſtei ſehen konnte, in den Stuhl unter

der Statue der heiligen Ottilia, wo eine Lampe brennet, die mir auch Licht zum lesen gab. Ich saß so eine Weile —

Pfar. Und fieng mit gesenktem legendenvollem Kopfe zu schlafen an, und träumte —

Meß. Bitte um Verzeihung; da müßte ich euch was davon wissen. Ich war hell munter; und auf einmal läutete sich die Sakristeiglocke, wie sie sonst geläutet wird, wenn eure Hochwürden zum Hochamt herausgehen, von selbsten.

Pfar. Wie ich sagte, er schlief und hernach träumte er. — Die Sakristeiglocke wird sich selbst läuten!

Meß. Haben nicht bei der Seligsprechung des heiligen Antonius von Padua alle Glocken zu Lisabon von selbsten zu läuten angefangen? (wie Ribadeneira schreibt) Ist nicht das nämliche beim Tode des heiligen Abten Wunibald geschehen? Hat sich nicht das nämliche beim Tode der heiligen Fina zugetragen? ohne daß

ich

ich noch mehrere Heilige dahernenne, bei welchen sich ebendasselbe nach ihrem Tode begeben hat.

Pfar. In der Legende steht es freilich bei mehrern Heiligen so haargleich beschrieben; aber ein Glaubensartickel ist es nicht. Nun was weiter?

Meß. Das können sich eure Hochwürden einbilden, daß ich erschrack. Ich wollte aufspringen; aber es waren schon die zween Engel vor meiner, die eure Hochwürden aus dem alten Freidhofe samt dem grimmigen Tod haben hinwegnehmen lassen. Beide hielten mich; und der eine sagte: Hast du gelesen, daß zween Engel den Wütrich, der die heilige Menas und Hermogenes martern ließ, vom Kopfe bis zun Füssen wie einen Hund unbarmherzig geprügelt, und solang auf ihn zugeschlagen haben, bis er seinen verfluchten Geist aufgab? Wir werden dir das nämliche erfahren lassen, wenn du dich nur rührest. Bleibst du aber bei allem dem, was du jetzt hören und sehen wirst, still und unbeweglich sitzen; so bist du auch sicher,

cher, daß dir nichts geschieht. Da saß ich gleichwie versteinert mausstill und unbeweglich.

Pfar. Höre er's; der Traum, wenn er ihn nicht zum Narren macht, ist mir recht unterhaltlich.

Meß. Mein Gott! sagen eure Hochwürden nur nichts von einem Traume. Wer könnte denn schlafen; wenn einen zween Engel so schreckbar halten, von Prügeln bis zum Seelausfahren reden, und einem mit ihren Flügeln immer um das Gesicht herumfahren. Ich habe oft geglaubt; ich kann's nicht aushalten, so hat mich das Herumwädeln der englischen Flügel gekitzelt.

Pfar. Nun, was geschah denn weiter?

Meß. Ganz still und unbeweglich, und in vollen Sorgen, daß ich nicht von dem einen oder dem anderen Engel, oder wohl gar von beiden zugleich etwa doch Stösse bekommen möchte, blinzte ich durch ihre Flügel hervor, und da sah ich, wie alle Statuen, die aus

unſerer geſperrten Nebenkirche hinaus geräumt wurden, und zwar erſtens die ſechs Engel, die vorher bei dem heiligen Grabe ſtanden, mit Wachslichtern bei der Sakriſtei herauskamen; auf dieſe folgten die Statuen, die in eben dieſer geſperrten Kirche an den Wänden mit denen dabei brennenden Ampeln hiengen, nämlich die Statue des heiligen Leo, nach dieſer die Statue des heiligen Luzian, ſodann die Statue des heiligen Sabinianus; darnach die Statue des heiligen Simachus; hinter dieſer Statue kam die Statue des heiligen Dionis; nach dieſer die Statue der heiligen Oſita. Alle ſechs trugen ihre Köpfe unter dem Arm, wie ſie ſolche nach ihrer Enthauptung in die Hände genommen haben, und wie ſie nun dergeſtalt vom Bildhauer ausgeſchnitzet ſind.

Pfar. Mein lieber Meßner! er hätte ſicher ſeinen Kopf auch gleich unter den Arm nehmen ſollen.

Meß. Die Statue der heiligen Oſita nahm den Pontifikantenſeſſel ein; die Statue des hei-

heiligen Dionis ſetzte ſich rechts; die Statue des heiligen Simachus links auf die Aſſiſtentenſeſſel, die übrigen auf die Seſſel der Leviten und Miniſtranten. Die Statue desjenigen Engels, der vorhin bei unſerem Todtenkämmerl den Armenſeelenglückshafen hielt, wo man nämlich die Zettel heraushob, um zu ſehen, für welche arme Seele man bethen müſſe, dieſe Statue ſtand als Zeremoniarius neben ihnen; und die Statuen der ſechs Engel mit den Windlichtern nahmen die Plätze ein, auf welchen bei unſeren Hochämtern die ſechs Bauern mit rothen Mänteln und mit ihren Windlichtern daſtehen.

Pfar. Die lächerlich bemäntelten Bauern werde ich auch mit nächſtem abſchaffen. Die Mäntel können für Kleidungen in das Armeninſtitut taugen, und der Kirche werden die Köſten hierauf ſowohl, als auf die Windlichter künftig erſparret. Gott verlangt nicht, ſoviel Kerzen und Windlichter. — Aber es iſt wahr, ich hätte ſeine Erzählung nicht unterbrechen ſollen.

Meß.

Meß. Die Statue der heiligen Oſita ſagte ſodann zu allen denen Statuen, die den Kopf unter dem Arm tragen: Wollen ſie nicht allerſeits ihre Köpfe abiegen? die Köpfe inkomodiren uns nur; legen wir die Köpfe hinweg. Hierauf rufte ſie den Zeremoniarius, und ſagte: Iſt kein Tiſch da? Der Zeremoniarius deutete auf den Kredenztiſch. Hierauf gab ſie ihm ihren Kopf, und befahl ihm, auch den übrigen heiligen Statuen ihre Köpfe abzunehmen ſo, wie ich den Gäſten, die bei euer Hochwürden ſpeiſen, immer vor der Tafel die Hüte abnehmen muß. Der engliſche Zeremoniarius legte die mit vielen Verbeugungen übernommenen ſechs Köpfe auf den Kredenztiſch.

Pfar. Weiß er, was ein Traum iſt?

Meß. O! das weiß ich gut; aber das war wirklich kein Traum.

Pfar. Im Traume geſchieht nichts, als eine theilweiſe Zuſammſtückung von mehreren Gegenſtänden, die man vorher durch die Sinne eingenommen? Er las immer und immer in

ſei-

seinen Legenden, die ich ihm schon so gutmeynend widerrathen habe, von diesen Heiligen ohne Köpfe, von geflügelten Engeln mit Windlichtern, von verschiedenen Wundern und sonderbaren Begebenheiten der Heiligen, von ihren Zusammkünften in den Kirchen, und dergleichen. Er sah auch auf den Bildern und Statuen der Heiligen dieſes und jenes, was sich schon die Phantaſie der Maler und Bildhauer zusammgeſtücket hat; und da kam ihm nun im Traume alles untereinander. Ich wünsche aber, daß es ihm nicht auch bei Tage, und wenn er wacht, eben so fortwährend untereinander kömmt; sonſt wird er gewiß ein Narr. Glaubt er nicht, daß schon mehrere durch das Legendenlesen zu Narren geworden? Was das tolles iſt, sechs Köpfe auf dem Kredenztische!

Meß. Es waren wohl sieben Köpfe darauf.

Pfar. Er sagte ja nur von sechsen; kömmt noch ein siebenter auch dazu; und woher dieſer?

Meß.

Meß. Wie der siebente Kopf dahin gekommen, sah ich ehe, als die Statue der heiligen Osita, die es nicht beobachtete, wie sich die Statue des Soldaten von des Hunenkönigs Totila seinem Regimente zum Kredenztisch hinschlich, und den geschnitzten Kopf des heiligen Martyrers Laurianus unter die anderen Köpfe hineinschob.

Pfar. Dieser Heilige unterscheidet sich also von den übrigen, daß er seinen Kopf nicht selbst unter dem Arm trägt, sondern von einem anderen tragen läßt. War also sein Leib nicht dabei?

Meß. Sein Leib blieb ja dort, wo er enthauptet wurde. Nur der leblose Kopf, wie er schon herabgeschlagen war, und die Soldaten aus Schrocken davon liefen, rief ihnen nach: **Vergeßt mich nicht mitzunehmen, und mich eurem König, wie er es verlangt hat, zu überbringen.** Worauf die Soldaten zurückgekehret, und ihn mit sich genommen.

Pfar.

Pfar. Mich wundert's, daß die Soldaten, die gleich nach der Enthauptung schon aus Furcht und gähem Schrocken davon liefen, sodann durch den redenden leblosen Kopf nicht noch in grösseren, ja in äussersten Schrocken dergestalt gesetzet wurden, daß sie vielmehr stärker davon — als zurückliefen.

Meß. Natürlicher Weise geschieht das freylich nicht, was bei Mirakeln geschieht. Daß ich also euer Hochwürden Herrn Pfarrer weiter sage; so hat die Statue der heiligen Osita diesen siebenten Kopf nicht gleich bemerket. Auf einmal aber entdeckte sie denselben durch einen Hinblick auf den Kredenztisch; winkte dem Zeremonarius. Dieser mußte sogleich bei den Köpfen nachsehen, und Raport darüber erstatten, welcher dann also lautete; der geschnitzte, Kopf des heiligen Laurianus habe sich hieher bringen lassen, um die übrigen Statuen, die auch ohne Kopf sind, angenehm zu überraschen; und er hoffe, der von dem ersten Meister in der Bildhauerkunst so schön gearbeiteten heiligen Osita werde diese Uiberraschung nicht minder wohlgefällig seyn. Die Statue der heiligen

Osita

Osita machte ihm von ihrem Pontifikantensessel herab alsogleich mit ihrer Hand ein recht gar schmeichelhaftes Kompliment, welches die Statuen der heiligen Dionis, Simachus, Luzian, Leo, und Sabinianus auch thaten.

Pfar. Das Kompliment hat nur mit der Hand gemacht werden können; denn lächeln konnten sie nicht, weil sie den Kopf nicht bei sich hatten.

Meß. Die Köpfe lächelten schon für sich untereinander auf dem Kredenztische. Es gieng aber bald ernsthafter zu. Die Statue der heiligen Osita fieng auf ihrem Pontifikantensessel folgendermassen zu reden an.

Pfar. Es wäre natürlicher gewesen, wenn ihr Kopf auf dem Kredenztische zu reden angefangen hätte. Der Kopf ist ja der Hauptheil.

Meß. Ich bitte um Verzeihung; die Köpfe dieser Heiligen hätten alle, wie sie abgeschlagen waren, so liegen bleiben müssen, wenn der

Leib

Leib ſich nicht ſelbſt in Bewegung geſetzet, ſie mit den Händen aufgehoben, und davon getragen hätte. Man lieſt auch weder bei Ribadeneira, weder in einer anderen Legende, daß ſie zum reden die Köpfe wieder auf den Rumpf geſetzet haben. Ribadeneira, der doch ſonſt alles auf das ausführlichſte beſchreibt, macht nicht die mindeſte Meldung, daß der heilige Simachus, da er ſeinen abgeſchlagenen Kopf in die Hände nahm, in die nächſte Kirche gieng, und knieend vor dem Altar das heilige Abendmahl empfieng, hiezu den Kopf wieder auf den Rumpf geſetzet habe.. Meinetwegen können aber auch die Köpfe unter ihren Armen ſonſt hervorgeredet haben. Dermal haben dieſe Statuen alle ohne Kopf geredet.

Pfar. Nun, was ſagte dann die Statue der heiligen Oſita ohne Kopf?

Meß. „ Sie wiſſen allerſeits, wie ich noch „ als ein Kind, da mich die heilige Edita „ mit einem Buch zu der heiligen Modovena „ geſchicket, wegen der durch die Winde ein„ geriſſenen hölzernen Brücke in einen Fluß

„ gefallen, darinn ersäufet, nach drey Tagen
„ aber auf das Gebeth der heiligen Modove-
„ na, und auf ihr Ruffen Osita! Osita!
„ sogleich mit der Antwort: Da bin ich
„ meine Gebieterinn! da bin ich! wieder
„ lebendig und sammt dem Buch frisch und ge-
„ sund aus dem Wasser hervorgekommen bin.
„ Sie können sich vorstellen, was ich für ei-
„ nen Schrocken beim Hinabfallen gehabt
„ habe. Einen grösseren Schrecken hatte ich,
„ da mich mein Herr Vater an Sigerus den
„ morgenländischen Sachsenkönig verheurathete,
„ und dieser, da ich schon seine Ehegattinn
„ war, mich (wie es Pater Ribadeneira mit
„ mehrerem recht auferbaulich beschreibt) in
„ das innerste Zimmer lockte, und dort mit
„ aller Gewalt mich wegen meiner ausbündi-
„ gen Schönheit um mein jungfräuliches Klein-
„ od bringen wollte. Zum Glück kam ein un-
„ gewöhnlich grosser Hirsch an das Thor des
„ königlichen Schlosses. Dieser verursachte so-
„ gleich einen Auflauf, und es wurde auch
„ gleich alles dem König gemeldet. Der Kö-
„ nig, dem die Jagd über alles war, ließ
„ mich auf der Stelle stehen, und eilte lieber

„ dem

„ dem Hirschen nach; dergestalt, daß er ihn
„ durch etwelche Täge in den Wäldern verfolg-
„ te. Noch grössere Angst hatte ich, da ich
„ in währender Zeit, in welcher der König
„ auf der Jagd war, zu mir gottesfürchtige
„ Mönche rufen, durch dieselbe (wie sie sich
„ dann sogleich willig hiezu anerboten) mir
„ die Haare abschneiden, das geistliche Kleid
„ anlegen, und den gesegneten Weihel auffse-
„ tzen ließ, und sodann aus dem königlichen
„ Schlosse in das Kloster entwich. Ich dachte
„ nichts anders, als der König, wenn er von
„ der Jagd nach Haus kömmt, werde mich
„ mit Gewalt wieder aus dem Kloster reissen.
„ Allein Gott sey Dank! meine Angst ver-
„ schwand, als er mich nicht nur mit Ruhe
„ im Kloster ließ; sondern mir zu Liebe das
„ Kloster noch dazu herrlich baute, und dassel-
„ be mit königlichen Gütern reichlich versah.

Pfar. Diesem König müssen die Hirschen wirklich lieber, als seine Gemahlinn gewesen seyn. Denn hat ein Hirsch schon im Anfange ihn so gleichgiltig von ihr hinwegbringen können; so werden wohl noch Hirschen genug ge-

wesen seyn, welche sie bei ihm leicht in Vergessenheit gesetzet haben. Und weil nur das Kloster reichliche Einkünfte bekommen hat; so war der Legendenschreiber auch damit zufrieden, und hat es als eine wunderbare Begebenheit angerühmt.

Meß. „ Für die größte Angst aber (fuhr „ die Statue der Osita weiters fort) könnte „ diejenige gehalten werden, welche ich ausge„ standen, da die dännischen Meerräuber mein „ Kloster geplündert, und endlich mich selbst „ enthauptet haben; wornach ich meinen Kopf „ mit beiden Händen aufgehoben, siebenhun„ dert fünf und dreyßig Schritte bis zur Kir„ che des Heiligen Petrus und Paulus denselben fortgetragen, an der verschlossenen Kir„ chenthüre angeklopft, die Merkzeichen von „ meinen mit Blut gefärbten Händen und Füs„ sen dort eingedruckt habe, und endlich um„ gesunken bin. Allein alle diese Begebenhei„ ten waren mir nicht so schrecklich, als das, „ was ich gestern vernahm, nämlich; daß die„ se Kirche, obwohl sie als Pfarrkirche offen „ gelassen werden muß, doch von den Statuen

„ aus-

„ ausgeleeret werden solle. Bei gesperrten
„ Kirchen ist dieses Schicksal wohl noch end-
„ lich zu verschmerzen; weil nämlich, wenn
„ einmal eine Kirche gesperrt ist, dort ohnehin
„ vor den Statuen keine Lampen mehr anzun-
„ den, keine Kerzel mehr aufgestecket, kein
„ Opfer mehr abgelegt, und kein kräfti-
„ ges Versicherungsgebeth mehr verrichtet
„ wird. Aber bei einer offenbelassenen Kirche
„ hätte ich dieses nicht erwartet. Nachdem und
„ alldieweilen nun eben gestern wir uns zu-
„ sammverstanden haben, daß wir uns selbst
„ hieher versiegen, und alles auf das genau-
„ este untersuchen wollen; sintemalen dann
„ wir auch die Statuen derer Heiligen, die in
„ dieser Kirche sind, hierüber vernehmen müs-
„ sen; so wäre meine unvorgreifliche Meynung,
„ von diesen Statuen eine nach der anderen
„ vorzuladen; um zu hören, warum man sie
„ aus dieser Kirche hinausschaffen will.

Pfar. Nun, konnte denn von denen Statuen, die in unserer Kirche stehen, eine nach der anderen zu dieser Versammlung hingehen? Statuen, die alle noch fest angenagelt sind?

Meß.

Meß. Hören eure Hochwürden Herr Pfarrer nur! — Sodann führete die Statue des heiligen Dionis das Wort folgendermaſſen: Durchlauchtigſte Prinzeſſinn! Die Wunder eurer Durchlaucht — — (eure Hochwürden wiſſen ja, daß ſie von Geburt aus eine Prinzeſſinn war?)

Pfar. Ja, ja: ſie war von Geburt aus eine königliche Prinzeſſinn; und der Meßner iſt von Legenden aus ein Narr.

Meß. Die Wunder eurer Durchlaucht haben ſich gleich nach allerhöchſt dero betrübtem Hintritt auch in dem gezeiget, daß auf dem Platze der Enthauptung ſogleich ein zur Heilung vielerlei Krankheiten vortreflicher Geſundheitsbrunn ſich hervorthat; daß ein lüderlicher Chorherr endlich ſein Gelübd, ein Mönch zu werden, erfüllet; daß ein Weibsbild, welches ſich ungeachtet, daß es ſich vorher mit Gott in einen ewigkeuſchen Bund einließ, doch verheurathete, durch Dero einzigen trotzigen Blick ſo krumm und lahm geworden, daß ſie keinen Schritt von der Stelle gehen konnte.

Es iſt alſo kein Zweifel, daß Dero weiſeſte Anſtalt auch wunderbarlich bei dieſer Kirche wirken wird, damit der gottloſe Meßner keine Hand an einem Heiligen rühren könne, auf der Stelle am ganzen Leibe gelähmet werde, und hiemit erfahre, daß auch eine ſchön und lieblich gearbeitete Statue in gerechteſten Zorn ausbrechen könne. Eure Hochwürden Herr Pfarrer verzeihen; da habe ich hell aufſchreien müſſen: Ich habe keine Schuld, ſondern der Herr Pfarrer. Denn krum und lahm will ich noch nicht werden.

Pfar. Er hat ganz recht gethan. Er darf keine einzige Statue anrühren. Werden ſchon andere daſeyn, durch welche die Statuen werden hinausgetragen werden. Ich bin beſſer mit den Heiligen bekannt, als daß ich von ihnen über die Vollziehung der Befehle meiner Vorgeſetzten, und über Ausführung einer heilſamen Anſtalt eine Lähmung befürchte.

Meß. Die Statue der heiligen Oſta dankte der Statue des heiligen Dionis für ſo ſchmäuchelhafte Worte, ſetzte aber bei; ſie werde nie-

mal ihre Wunder über die Wunder Dionisius erheben; nachdem sie nur siebenhundert fünf und dreyßig Schritte, er aber tausend Schritte ohne Kopf gegangen. Ebenso (fuhr sie fort) erkenne ich, daß Luzianus einen weitern Weg ohne Kopf gemacht hat; da er von dem Berge, wo er enthauptet worden, herabgestiegen, mit trockenem Fuße über den Fluß Thore gegangen, und erst in der Nähe von der Stadt Belvak zusammgefallen ist. Auch der Weg nach der Kirche, den Simachus ohne Kopf gemacht (sagte sie) war weiter. Und obgleich Sabinianus nur neun und vierzig Schritte, und Leo nur hundert fünf und zwanzig Schritte ihre abgeschlagene Köpfe getragen; so waren doch ihre andere Mirakel mehr an der Zahl. Die sämmtlichen Statuen ohne Kopf bedankten sich für diese Lobsprüche mit geschämiger Sittsamkeit, tiefester Verbeugung. Sodann rufte die Statue der heiligen Osita den englischen Zeremoniarius zu sich, und befahl ihm, von denen Statuen, die in unserer Kirche stehen, eine nach der anderen vorzuladen. Dieser Engel gehorchte so geschwind, daß man es von einem geschnitzten Engel nicht glauben sollte; machte den lauten Ruf: Die vergoldete hei-

lige Otilia beliebe herbeizukommen: und sogleich entstand eine solche Kracherei oder meiner, weil ich grade unter der Statue dieser Heiligen saß, daß mich der Schrecken hierüber unter den Kirchenstuhl hineinschlug.

Pfar. Da hätte er doch wirklich von seinem Schlafe munter werden sollen.

Meß. Ich war munter genug; aber so voll Furcht, daß, wie ich mich auch in etwas erholte, und mich wieder aufrichtete, ich den Kopf tief in die Flügel des Engels, der bei mir stand, hineinsteckte.

Pfar. Die Statue der heiligen Otilia ist also wirklich von ihrem Postamente herabgestiegen?

Meß. Wie ein Blitz war sie herunter; und gleich bei der Statue der heiligen Ostia voran, welche zu ihr sagte: Ist es wirklich an dem Otilia! daß du aus dieser Kirche hinausgeschaffet werden sollest; und aus was Ursache? Jetzt geben eure Hochwürden Herr

Pfar.

Pfarrer wohl acht auf die Antwort der Otilia.

Pfar. Warum? geht die Antwort wider mich?

Meß. Ja, ja! eure Hochwürden haben's schon errathen. Der Pfarrer (sagte die Statue der heiligen Otilia) hat mich, wie ich vergoldet mit den zweyen Augen in der Hand daſtehe, ſchon längſt aus der Kirche hinausgewünſcht; weil mich die Leute als eine Patroninn gegen Augenſchmerzen ſo ſehr verehrten, daß oft bei mir über fünfzig Wachskerzel auf einmal brannten, und ſie auf mich ihr ganzes Vertrauen ſetzten.

Pfar. Obgleich dieſes von der vergoldeten Statue niemal geſagt, ſondern nur von ihm geträumt worden; ſo iſt es doch die Wahrheit, daß dieſes mein Beweggrund immer war, eben dieſe Statue aus der Kirche hinauszuwünſchen. Wer Augenſchmerzen hat, wende ſich zu Gott, und bethe, wie ihn Chriſtus zu bethen gelehret hat. Ruffe er meinetwegen was immer für eine Heilige an; denn die heilige Otilia iſt

eben

eben so wenig, als die heilige Luzia eigens im Himmel für die Augenkuren bestimmt; allein dieses Anruffen der Heiligen, damit sie mit unserem Gebethe auch das ihrige zur Abwendung der Augenschmerzen vereinigen, muß in keine Mißbräuche, in keine Hinderung dessen, was man Gott vielmehr schuldig ist, und in kein abergläubisches Vertrauen auf eine hölzerne vergoldete Statue ausarten.

Meß. Ist die heilige Otilia nicht blind, und in Augen so elend auf die Welt gekommen daß sie ihr Herr Vater, der zwar ein Herzog aber ein hochmüthiger und zorniger Mann war, schon hat umbringen wollen; auch sie umgebracht hätte, wenn sie nicht von ihrer Frau Mutter der Herzoginn durch eine Säugamme aus dem Lande, und zwar in das Bisthum Regenspurg gebracht worden wäre? Und hat nicht der heilige Bischof Ethardus ihr die heilige Taufe, die Firmung, und zugleich mirakuloser Weise das Augenlicht gegeben?

Pfar. Aus allem dem, was die Legendenschreiber hievon erzählen, folgt noch nicht, daß

daß ſie eigens im Himmel zu den Augenkuren beſtellet iſt. Gott iſt der, der in allem, und in allem, und hiemit auch bei Augenſchmerzen hilft. Um dieſe Hilfe, wenn ſie zu unſerem Seelenheil iſt, muß er gebethen werden; und jeder Heilige wird mit unſerem Gebethe das ſeinige vereinigen, wenn wir ihn hierum anruffen. Weder der heiligen Otilia aber, weder einem anderen Heiligen iſt es wohlgefählig, wenn wir ſtatt des vorzüglichen Vertrauens auf Gott am erſten auf einen Heiligen, oder wohl gar auf eine Statue eines Heiligen unſer Vertrauen ſetzen; und ſowohl die weſentlichen Heilmittel unſerer Seele, als auch die natürlichen Arzneimittel für die Augen auſſer Acht laſſen. Deßwegen, daß die Statue der heiligen Otilia aus der Kirche hinausgeräumet wird, wird der Meßner nicht blind; aber der Wein wird ihm wohl noch ſeine rothe Augen, die ſchon wie ein gebrannter Ziegel ausſehen, ganz zerrinnen machen.

Meß. Vergönnen mir eure Hochwürden mein Mäßel Wein. Eben die heilige Otilia hat gemacht, daß ein ſchon ausgeleertes Faß mira-

ku-

kuloser Weise gleich wieder bis oben ganz voll Wein war. Ich weiß die Ursache gar gut, warum der Herr Pfarrer der heiligen Otilia nicht gut sind.

Pfar. Ich habe nichts wider die heilige Otilia; sondern nur wider die Mißbräuche, mit denen sie nicht geehret, sondern nur verunehret wird. Wie könnte mir einfallen, wider die Heilige selbst etwas zu haben?

Meß. O lieber Gott! soviel sieht man wohl ein, daß kein Herr Pfarrer jemanden gut syn wird, der sich in die pfarrlichen Verrichtungen einmenget, oder schon eingemenget hat.

Pfar. Die heilige Otilia hat sich wohl nie in die pfarrlichen Verrichtungen eingemenget, und wird sich noch nicht einmengen.

Meß. Wissen denn eure Hochwürden nicht, das die heilige Otilia zweymal gestorben ist? Das erstemal wurde sie auf das Gebeth ihrer Mitschwestern wieder lebendig, obwohl sehr ungern. Da sie aber das zweytemal zum ster-

ben

den war, und der Priester mit der heiligen Wegzehrung kam, fand er, daß es gar nicht nothwendig sey. Es stand nämlich schon im Kelch da, ohne daß jemand wußte, wer ihn dahin gestellet hatte. In diesem lag eine konsekrirte Hostie; und als der Priester ihr dieselbe darreichen wollte, ersparte sie ihm auch hierinn die Mühe; denn sie griff selbst in den Kelch und kommunizirte sich mit eigenen Händen. Das ist freylich etwas, worüber ein jeder Herr Pfarrer den Kopf schüttein wird; denn da würde man bald einen Herrn Pfarrer ersparen können.

Pfar. Zum Kopfschütteln ist diese Geschichte freylich, nicht aber aus Sorge, daß durch mehrere solche Begebenheiten alle Pfarrer dürften erspart werden; sondern aus Unwillen über Mönche, und ihnen ähnliche Seelsorger, welche mündlich und schriftlich dem armen Volke ein so unsinniges Gezeug glauben gemacht, und dasselbe durch alle mögliche andachterische Erfindungen hierinn zu erhalten getrachtet haben.

Meß.

Meß. Was wollten denn aber eure Hochwürden Herr Pfarrer machen, wenn sie zu einer solchen Begebenheit kämen?

Pfar. Das erste wäre, daß ich genau beobachtete, und erforschte, ob die Kranke nicht phantasire. Wäre sie aus ihren Fausen zu bringen; nun so stellte ich ihr vor, daß Gott nicht unnöthiger Weise Mirakel wirke, ich könne es also nicht glauben; daß die Hostie in diesem Kelch, es mag ihn wer immer hergebracht haben, konsekrirt sey. Um recht sicher zu gehen, wolle ich also die Wegzehrung, die ich mitgebracht habe, und mit welcher unsere Glaubenssätze und Gebräuche unserer heiligen Kirche, und die Gegenwart meines als ordentlich aufgestellten Seelsorgers sie allerdings beruhigen müssen, ihr darreichen, und was ich vorgefunden, mit mir nehmen, damit es nicht weiter mißbraucht werde. In jedem Falle nähme ich aber das Vorgefundene mit mir.

Meß. Nun das Mitnehmen halte ich als Meßner selbst für recht. Hätten wir doch wieder um einen Kelch mehr in der Sakristei,

und zwar einen im Himmel gearbeiteten Kelch.

Pfar. Dabei müßte noch vieles untersucht werden; denn meine Absicht wäre keineswegs, jemandem einen Kelch zu entfremden, sondern ihm nur den unrechtmässigen Gebrauch zu benehmen. Ganz gern wollte ich auch einen solchen Kelch nach seinem Werthe mit Geld einlösen. — Sage er mir lieber; was ist denn hierauf in seinem Traume weiters vorgegangen; nachdem die vergoldete Statue der heiligen Otilia die Ursache vorgebracht hat, wegen welcher ich sie vorlängst aus der Kirche hinausgewunschen?

Meß. Die Statue der heiligen Osita hat die erste die Achseln gezuckt; sodann zuckte von den Statuen ihrer heiligen Assistenten auch eine jede die Achseln; die Köpfe aber auf dem Kredenztische sahen mit so unbeweglichen Augen daher, als wenn sie über alles dieses wohl nachdächten.

Pfar.

Pfar. Das soll wenigstens eines jeden Kopfes sein Geschäft seyn, über Sachen, worüber oft die Achseln zu geschwind in's Zucken kommen, wohl nachzudenken. Jetzt habe ich schon gute Hofnung, daß sein Traum, so närrisch derselbe auch aus den Legenden zusammgesetzet ist, für mich recht gut wird ausgedeutet werden können.

Meß. Ich weiß nicht, was eure Hochwürden Herr Pfarrer immer mit einem Traume haben? Ich war hell munter; den möchte ich kennen, der bei etwas solchem schlafen könnte, wenn man sich noch dazu zwischen zween großmächtigen Engeln befindet, in denen die Kraft derjenigen ist, welche schon einen Wütrich zu todt geprügelt haben, und die einem mit ihren Flügeln immer bei der Nase vorbeifahren.

Pfar. Was uns in Träumen vorkömmt, stellet sich ja immer so dar, als wenn wir dabei wachend wären. Selten träumt jemanden: er schlafe, und träume. Mein lieber Meßner! vieles, was wir in Legenden von Erscheinungen und Entzückungen lesen, sind Dinge, die

manchen Heiligen im Traume, oder in allzuvertieften Gedanken nur so vorkamen; obwohl eigentlich in der Sache nichts daran war, sondern nur alles in der Phantaste vorgieng. Uiberdenke er nur alle Träume, die er schon in seinem Leben gehabt; ja nicht nur Träume, sondern auch diejenigen Zwischenzeiten, in welchen er wachend, aber zu stark in Gedanken vertieft dastand, oder dasaß, oder dalag. Was kommen einem nicht immerzu bei einer solchen Gedankenvertiefung über geschehene, gelesene; oder gehörte Sachen für wunderliche Bilder und Zusammsetzungen derselben vor? Wachend kömmt man oft in tiefen Gedanken von einem Lande in das andere, in Himmel, Hölle, und Fegfeuer, in Sonne, Mond, Planeten, und alle Fixsterne. Mit dem Wunsche, fliegen, auf dem Wasser gehen, gegen alle Elemente fest seyn zu können, fliegen sich im Traume, oder auch in tiefen Gedanken des Wachenden solche Vorstellungen, als ob man wirklich im Fluge, oder mit trockenem Fusse ober dem Wasser, oder darinn schwimmend, oder im Feuer unversehrt sich befände. Oerter, Personen, Gegenstände, auf die wir unsere Gedanken heften, sehen wir

dann

dann so, als wenn sie uns wirklich vor Augen stünden. Es geht oft eine Weile her, bis man aus vertieften Gedanken durch einen äusserlichen neuen Gegenstand gebracht wird. Nun denke er sich Leute, die entweder von Jugend auf nur eine Erziehung zur Andächtelei erhalten haben, und niemal zu nützlichen Wissenschaften und zum Kenntniß ächter Grundsätze der Religion, der Sittlichkeit, der allseitigen Pflichten geleitet worden; oder denen nachhin die Köpfe durch sonderbare Umstände dergestalt verrücket worden, daß sie immer und immer gar von nichts anderm, als von sonderbaren Geschichten, schwermerischen Begebenheiten, wunderlichen Erscheinungen und Entzückungen hören, lesen, reden, und betrachten wollten. Denke er sich diese Leute noch dazu vom melancholischen und traurigen Temperamente; weiters wie sie sich noch alle Mühe geben, aller Ausheiterung, aller menschlichen Gesellschaft sich zu entziehen; wie sie dabei ihre Körper und die in Verbindung mit denselben stehenden Geisteskräfte durch übertriebenes Nachdenken, und unrecht verstandene Abtödtungen des Fleisches schwächen. Was glaubt er wohl; was solche

Leute alles träumen; oder auch wachend in verkehrten Gedanken sehen, und nachhin als wirklich geschehen sich einbilden können? Solchen Leuten nähert sich der Meßner schon recht sehr; und das Legendenlesen schiebt ihn von Zeit zu Zeit tiefer in die Narrheit hinein. Statt des Lesens brav in der Kirche abstauben; immer eine Arbeit und nützliche Beschäftigung statt der Legende hernehmen; sich den Vollzug dessen, was befohlen ist, ohne fantastisches Nachsinnen angelegen seyn lassen; sich nach dem Worte Gottes, nach der Lehre der Kirche, nach dem vorgeschriebenen Unterrichte, nicht aber nach unschicklichen und fabelhaften Büchern richten; das hilft zur glückseligen Beruhigung im Leben, und zum Himmel nach dem Tod.

Meß. Und eben euer Hochwürden sind der, welcher mir die Arbeit vermindern will. Bei vier Altären, und bei denen an den Kirchenwänden und Kirchensäulen herumstehenden acht und vierzig Statuen in unserer Kirche hat es bisher genug abzustauben gegeben. Bei der Statue des heiligen Alexius, der unter der Stiege liegt, hatte ich alltäglich zu stäubern.

Pfar.

Pfar. Das iſt auf den Stiegen ſchon nicht anders. Die Stiegen und die Winkel unter den Stiegen können nicht immer ſo gar ſauber erhalten werden, beſonders wenn die Stäfel, wie die bei der Stiege des Alexius aus Papier zuſammgepappet ſind; wo man mit dem Kehrbeſen nicht ſo daran mag. Bei einer Pfarr gibt es für den Meßner andere, nothwendigere, und nützlichere Arbeiten genug. — Haben ſie die Statue des heiligen Alexius nicht vorgeruffen?

Meß. Nein! Auf den müſſen ſie vergeſſen haben, ebendeßwegen, weil er unter der Stiege liegt.

Pfar. Hätte der Meßner nicht auch Luſt, ſich unter eine Stiege ſo zu legen, wie Alexius lag.

Meß. Nein! das bekenne ich. Wenn mir eine königliche Prinzeſſinn als Braut wäre zugeführet worden, und (wie Kochem vom Alexius ſchreibt) ich in Wiſſenſchaften, und beſonders in der Kirchenhiſtorie und in der Re-

bekunft so besonders zugenommen hätte, daß ich, wie er für den Gelehrtesten wäre gehalten worden; so hätte ich mich entweder nicht verheurathet, wenn ich nicht hätte heurathen wollen; oder ich wäre nach der Heurath zum Betrübniß meiner Braut (wie dann die Braut nach Bericht des Kochems keine fröhliche Stunde mehr hatte, wie ein einsames Turteltäubchen seufzete, und sich aus Kümmerniß verzehrte) nicht davon gelaufen. Ich hätte meine Geschicklichkeiten zur Ehre Gottes, und meines Nebenmenschen angewendet. Es ist wahr; er hat das Gold und Silber, was er mit sich genommen, den Armen gegeben. Den Armen hätte ich auch gegeben; aber mich hätte ich deßwegen nicht zum Bettler gemacht, und mich nicht unter die Stiege des Hauses meiner über meine Flucht bis in Tod betrübten Aeltern geleget, um nichts zu arbeiten. In soweit gieng es ihm zwar gut unter der Stiege, daß er von seinem Vater, der ihn nicht kannte, sondern für einen Bettler hielt, alle Tage zweymal gute Speisen von der Herrschaftstafel bekam; und Kochem gibt auch hierin das Zeugniß, daß er keinen Mangel an Essen und Trinken,

ken, wie auch an anderen Leibsnoth durften litt. Aber doch haben ihn immerzu die Hausbedienten auf Anstiften des Teufels übel tractirt; ihn mit Fäusten geschlagen, und bei den Haaren gezogen; auch ihm zu Zeiten den Unflatt, den sie vorbei trugen, mit grossem Gelächter über den Kopf und in das Angesicht geschüttet. Freylich muß das wieder schön zu sehen gewesen seyn, wie er gestorben; einen vorher geschriebenen Brief in der Hand gehalten; diesen Brief auf das Bitten des Kaisers und des Erzbischofes endlich aus den todten Händen fallen gelassen; wie nach Ablesung dieses Briefes, worinn er sich zu erkennen gegeben, sein Vater sich gleich die Haare ausgerauft, die Mutter ihre Kleider zerrissen, die Braut sogleich die Trauerkleider angelegt, mit denen von Pater Kochem angeführten Worten **O du mein herziger Schatz** über den todten Leichnam untröstlich hergefallen; und wie er endlich auf dem kostbaren Bette, welches der Kaiser schon ehe für ihn hat zubereiten lassen, öffentlich zur Schau herumgetragen worden. Aber bei allem dem hätte ich mich und

mei-

meine Geschicklichkeit, nützlichere Dienste zu leisten, nicht unter die Stiege gelegt.

Pfar. Höre er's! ich habe gute Hofnung, daß er noch gescheid wird; weil er lieber arbeiten, als sich unter eine Stiege legen will.

Meß. Gott sey Dank! ich bin eher gescheid. Diese Statue will ich gern verschmerzen, weil sie ohnedieß unter der Stiege verborgen liegt; aber nur die herausstehenden Statuen der Heiligen lassen mir eure Hochwürden stehen. — Hören der Herr Pfarrer nur; hernach hat die Statue des Engels, so die Stelle des Zeremoniarius vertrat, geschrieen: **Der heilige Ritter Georg mit dem silbernen Panzer, mit dem weislakirten Schimmel und mit dem schwarzgebeizten Drachen soll herzureiten.**

Pfar. Nun ich muß ihn in Erzählung seiner närrischen Träume schon wieder fortfahren lassen, in Hofnung, ihn hernach doch noch zurecht weisen zu können.

Meß.

Meß. Nicht Träume; nicht Träume! Es war wirklich so. Der geschnitzte Engel schrie so; und die Statue des heiligen Georgius machte einen Satz mit dem Schimmel über das Speisgitter, daß das Feuer davon flog, und auch der Drach nicht geschwind genug nachfliegen konnte. Sodann neigte diese Statue dreymal die Lanze gegen die Statue der heiligen Prinzessinn Osita, und erwartete ihre Befehle. **Edler Ritter!** (sprach sie) **auch ihnen solle also bevorstehen, daß sie mit ihrem Pferde aus der Kirche hinausgesprenget werden?** Der Drach spreitzte nur einmal seinen ungeheuren Rachen gegen die Prinzessin auf. Sogleich gab ihm die Statue des heiligen Ritters mit dem Sperr einen Stoß auf den Rücken, daß sich der Drach schüttelte, nicht etwa wie ein Pudel, der aus dem Wasser kömmt, sondern so, wie sich die Teufel laut der Legende schütteln, nämlich dergestalt, daß die ganze Kirche erschüttert wurde. Auf die Frage, welche die Statue der heiligen Osita weiter machte, warum die Statue des heiligen Georgius aus der Kirche hinaus kommen solle, war die Antwort: „Ich wurde

„zwar

„ zwar von wenigen, und hauptſächlich nur „ von denen verehret, bei welchen es mit Be„ zahlung des Wohnungszinſes hart hergeht, „ und welche man oft auch mit Verluſt des „ Zinſes nur gern aus dem Hauſe haben will. „ Doch aber leidet mich der Pfarrer nicht; „ weil er das, was in den Legenden von mir „ geſchrieben iſt, für eine Fabel hält.

Pfar. Die Urſache iſt richtig dieſe. Was ſagte die Statue der heiligen Oſita darauf?

Meß. Sie zuckte die Achſeln; die Statue des heiligen Ritters ſprengte mit dem Schimmel und dem Drachen wieder über das Speisgitter, und ſtand wie vorher auf dem Poſtamente. Sodann ſchrie die Statue des Engels abermal: **Der heilige Nikaſius von der Gürtlerarbeit beliebe herbeizukommen!** Er kam; ſeine Ratzen und Mäuſe verliefen ſich aber indeſſen unter die Kirchenſtühle. Niemand war fröher als ich; denn hätte mein Pommerl die Ratzen geſehen, ſo hätten ihm die zween Engel, die neben mir ſtanden, das Kreuzbein abſchlagen mögen, es hätte nichts geholfen.

Er

Er hätte sie aufgesucht, und dem heiligen Nikasius alle seine Ratzen zusammgebissen, weil er sogar erstaunlich auf die Ratzen geht.

Pfar. Daß ich mich doch nicht selbst schon ehe seines Pommerls erinnert habe. Ist denn dieser bei diesem Auftritt immer still geblieben?

Meß. Der Hund war gescheider als ich. Er kennt gleich, ob jemand verdächtiger da ist; und wenn er dieses nicht merkt, so schläft er ruhig, ohne sich zu rühren, oder zu fürchten.

Pfar. Der Hund war dießmal gewiß gescheider, als er; da hat er wahr geredet. Was geschah denn also weiters mit der Statue des Nikasius?

Meß. Die Frage der Statue der heiligen Osita war die nämliche, welche sie an die anderen Statuen gemacht hat; und die Statue des heiligen Nikasius sagte ebenfalls; der Herr Pfarrer sey die Ursache der Hinausschaffung der Heiligen, und wolle ihn für keinen Patron wider die Ratzen gelten lassen, unter dem

dem Vorwande, daß mit solchen Meynungen nur das Ungeziefer in die Religion selbst kommt.

Pfar. Vortreflich!

Meß. Die Statue der heiligen Ostia und ihrer Assistenten zückten wieder die Achseln; die Statue des heiligen Nikasius gieng wieder auf den vorigen Platz: und die Katzen und Mäuse kletterten auch sogleich wieder auf der Mauer hinauf. Nach diesem sagte die Statue der heiligen Ostia; der englische Zeremonlarius solle jezt immer mehrere Statuen, die sich zusammschicken, auch mitsamm ruffen; und da schrie also der Engel: **Die Heiligen mit den Kindern belieben hervorzutretten!** Das gab aber gleich einen Mißverstand. Der Engel meynte nämlich nur die Patronen für die Kinder, nämlich den aus Holz geschnitzten heiligen Franz de Paula, der eine Menge Kinder in Paulanerkleidern um sich hat, und den ebenfalls aus Holz geschnitzten heiligen Bruder Felix, der für die Kinder in Pocken ein Patron ist. Es kam aber auch Antonius von Pa-

dua

dua in seinem goldbortirten Habit, und mit seinem Christkindlein auf dem Arm. Die Statue der heiligen Osita mußte selbst lachen über diesen Mißverstand, sagte aber ganz gnädig; auch die Statue des Antonius solle nur da bleiben. Sodann unterhielt sie sich mit der Statue des heiligen Franz de Paula, und sagte: **Sie sind nicht umsonst der Kinder Patron; denn sie haben ja an ihrem Habit so grosse Ermel, daß in jedem Ermel ein Kind Platz hätte; und die Frauen, welche sie verehren, um Kinder zu bekommen, müssen wirklich glauben, daß sie die Kinder nur aus den Ermeln herausschütteln können.** Der Statue des heiligen Felix sagte sie: **Sie werden jetzt weniger zu thun haben, seitdem den Kindern die Pocken inoculiret werden.** Der Statue des heiligen Anton von Pädua machte sie scherzhaft die Frage; ob Mädchen, die sich zu ihm wenden, um einen künftigen Ehegatten zu finden, so glücklich im Finden sind, als Leute, die durch ihn ihre verlorne Sachen finden wollen? Nach der sodann abermal gemachten Hauptfrage, warum sie aus der Kir-

che

che hinausgeraumet werden sollen, und nach der von ihnen allen gleichmäßig gegebenen Antwort, daß der Herr Pfarrer hiedurch auf Hindanhaltung alles abergläubischen Vertrauens, aller eitler Andächteleien, und verschiedener der wahren Andacht entgegen gesetzter Mißbräuche abziele; sah ich wieder nichts, als ein allseitiges Achselzücken; und die vorgerufenen Statuen giengen wieder auf ihren Platz bis auf die Statue des heiligen Antonius.

Pfar. Warum blieb denn diese stehn?

Meß. Ich wußte anfangs auch nicht, warum. Ja sogar der englische Zeremoniarius sah diese Statue eine Weile an, gleich als ob er sich verwundere, warum Antonius nicht auch fortgehe. Endlich merkte der Engel, was diese Statue wolle. Er nahm sie also um die Mitte, und führete sie in Lüften auf das Postament hinauf, so wie Antonius schon ehe einmal durch einen Engel in Lüften von Padua nach Lisabona, und von dannen wieder nach Padua zurück in wenigen Stunden geführet worden.

Pfar.

Pfar. So geschwind, und mit so leichten Unkösten wünschte ich auch reisen zu können.

Meß. Da die Statue des Engels von dieser Verrichtung mit der Statue des heiligen Antonius zurückkam, erschallte der Ruf: Die zween steinenen Heiligen Rochus und Sebastianus belieben herbeizukommen! Da sah ich wohl gleich wieder nach meinem Pommerl; der raust mit einem jeden Hunde, daß die Haare davon fliegen; und das wäre auch gewiß geschehen, wenn er des heiligen Rochus seinen Hund erblicket hätte. Zum Glück schlief aber mein Pommerl immer so gut —

Pfar. Wie der Meßner.

Meß. Der Meßner hat nicht geschlafen. Der Meßner hat auch wieder hell aufgeschrieen: Die Schuld ist beim Herrn Pfarrer, nicht bei mir; denn der steinene heilige Sebastian hat es sogleich laut geklagt, daß er vorher fünf und zwanzig vergoldete Pfeile gehabt, wovon jetzt nur mehr zween übrig sind; weil statt der durch die Länge der Zeit herab-

gefallenen Pfeile keine neue nachgeſchaft wor-den ſind. Bald hierauf mußte ich abermal zu meiner Sicherheit aufrufen: **Die Schuld iſt beim Herrn Pfarrer;** da nämlich die vorgerufenen ebenfalls ſteinernen Heiligen Flo-rianus und Donatus ſich nicht minder beſchwer-ten.

Pfar. Über was konnten ſich denn dieſe be-ſchweren?

Meß. Der ſteinerne heilige Florian konnte ſich wohl billig beſchweren, denn bei ſeinem Waſſeramper iſt ein ganzes Stück herausge-brochen, ſo daß kein Tropfen Waſſer darinn blieb, wenn man auch immerfort dieſen Amper füllen wollte. In keinem Hauſe litte man ei-nen ſo ſchlechten Feueramper, wie dieſer iſt, mit dem der Heilige bei uns in der Kirche vorlieb nehmen muß. Und der ſteinerne heilige Donatus hat ſchon über ſieben Jahre gar kei-nen Donnerkeil mehr in der Hand. Ich weiß wohl noch, wie er ausſah. Er hatte drey groſ-ſe Zacken, war gut geſchlängelt, gut vergol-det, und vollkommen zum Einſchlagen, wenn

ihn

thn nicht Donatus in der Hand gehalten hätte. Allein auf einmal war der Donnerkeil aus der Hand des Heiligen. Wie er hinweggekommen, und wohin er gekommen, das weis ich nicht. Ich habe gewis schon über hundertmal nachgesucht, um zu entdecken, wohin er etwa gefallen seyn möge.

Pfar. Ich glaube in den Kopf des Meßners, und habe dort das Gehirn verbrannt. Oder seit dem nicht mehr gegen die Donnerwetter geläutet wird, und dieselben deswegen viel geschwinder und ohne Schaden über uns, unsere Häuser, und Felder hinüber gehen, wird sich der vergoldete Donnerkeil des steinernen heiligen Donats zu einem vorübergehenden Donnerwetter gesellet haben, und sammt denen finsteren Wolken, die sich durch so lange Zeit bei uns aufhielten, und nicht nur in die Ortschaften, sondern in die Köpfe der Leute hineingeläutet wurden, fort gefahren seyn.

Meß. Das ist möglich, Herr Pfarrer! und ich bin gar nicht ungehalten; daß ich nicht mehr ganze Täge und Nächte mit dem Wetterläuten

zubringen muß; weil mir nur an meinen Einkünften deßwegen nichts entgangen ist. Auch die Figuren der Heiligen, die der Glockengiesser auf unsere Glocken hinauf gegossen hat, und denen beim Wetterläuten der Glockenschwengel so viele Stunden auf dem Rücken herumgeschlagen hat, sind darüber nicht ungehalten. Sie haben es ausdrücklich dem englischen Zeremoniarius bekannt, wie er zu ihnen auf den Thurm hinaufgeflogen ist, und sie befragt hat, ob sie sich über nichts zu beklagen haben. Die Figuren der Heiligen auf den Glocken sind noch die glücklichsten, die kann der Herr Pfarrer nicht leicht hinwegbringen, weil er sonst neue Glocken giessen lassen müßte.

Pfar. O mein Meßner! wenn es bei mir stünde; so kämen sie doch hinweg, und würden deßwegen doch nicht so viele neue Glocken mehr angeschaft werden. Eine Glocke, womit man das Zeichen zum Gottesdienst geben könnte, wäre überflüssig, und die Kirchengelder könnten nützlicher verwendet werden. Die Leute versäumen doch ihre Tänze, Gastmähler, Spiele, und andere Geschäfte nicht, ob ihnen gleich

da-

dazu nicht geläutet wird; warum muß ihnen dann zum Gebeth geläutet werden, damit sie dieses nicht versäumen? Die Entferntesten von der Kirche, welche die Glocken bis zu ihren Häusern nicht hinhören, versäumen auch wirklich den Gottesdienst weniger, und sind ehe in der Kirche, als die, welche näher wohnen, und es bis auf das letzte Glockenzeichen ankommen lassen, um sich dann erst zu heben, und in die Kirche zu gehen. Thürme und Glocken machen viele Unkösten, und sind mehr zu einer eitlen unschicklichen Zierde der Ortschaften, als der Kirchen selbst geworden.

Meß. Man entdecket aber doch auf den Thürmen leichter ein Feuer, welches in der Gegend herum entsteht?

Pfar. Ja, ja! wenn die Thürme bewohnet sind. Aber Thurmwächter sind nur in grösseren Städten; und da würde es mit einem einzigen Stadtthurm auch gerichtet seyn. Auf den Thürmen der Dorfkirchen sind keine Wächter; und dort läuft man gemeiniglich nur aus Fürwitz auf den Thurm hinauf, wenn die entfernte

Feuersbrunst schon bekannt, und bald am Ende ist. Es geht auf den Stadtthürmen mit der Verkündung der ausbrechenden Feuersgefahr öfters auch langsam her. — Die zween steinenen Heiligen Rochus und Sebastianus werden wohl auch nur mit Achselzucken abgefertiget worden seyn?

Meß. Freylich blieb es immer beim Achselzücken. Aber erstens können eure Hochwürden nicht glauben, was das für ein fürchterlicher Anblick ist, wenn Statuen von Mannsbildern und Frauenzimmern, die keinen Kopf haben, die Achsel zücken; zweitens ist nur die Frage, was das Achselzücken zu bedeuten habe. Ich glaube nicht viel Gutes.

Pfar. Ich hoffe aber alles Gutes, und besorge nicht die mindeste üble Vorbedeutung.

Meß. Die wächsernen Heiligen, die in Kästen in der Kirche herumstehen, sind nicht vorgerufen worden, weil sie gar so zart und zerbrechlich sind. Sondern der englische Zeremoniarius flog zu einem jeden hin. Bei der Sta-

tue

tue der heiligen Rothburga verwunderte er ſich ſehr, daß die Sichel nicht mehr in Lüften hange; mit welchem Mirackel ſie ihren Hausherrn überzeuget, daß, wenn einmal zum Feyerabend geläutet iſt, man beim Einährnten von der Arbeit aufhören müſſe, und der Spruch, die Noth habe kein Geſetz, nichts gelte. Das weiß ich auch nicht, wo die Sichel hingekommen iſt; ich finde ſie nicht mehr.

Pfar. Suche er gar nicht mehr nach; ſey ſie wo immer. Daß man nicht nur am Feyerabend, ſondern ſogar am Sonn- und Feyertage arbeiten müſſe, wenn es die höchſte Noth erfodert, und daß dann auch die Arbeit Gott ein angenehmes Gebeth ſey; dieſes iſt richtiger, als das Mirackel mit der Sichel. Der Anblick einer ſolchen Sichel macht oft bei manchem einen ſichelkrummen Verſtand.

Meß. Die wächſerne heilige Apolonia klagte es auch dem engliſchen Zeremoniarius, daß euer Hochwürden ſchon längſt die Schnüre, woran ſo viele geopferte Zähne hiengen, hinwegnehmen lieſſen. Kein Zahnarzt kann ſich rühr-

rühmen, so viele ausgebrochene Zähne vorweisen zu können; als da am Altare hiengen. Das ist wahr, ich habe jetzt weniger Mühe; denn ich habe oft ganze Täge dieselben Zähne putzen müssen, damit sie den Leuten besser in die Augen gefallen sind. Aber es giengen auch dabei genug Opfer, und so viele Trinkgelder ein, als wenn bei diesem Altar Geld ausgeworfen würde.

Pfar. Jeder solle sich nur seine Zähne selbst sauber halten, so werden bei den meisten die Zahnschmerzen ausbleiben; und wenn einmal ein Zahn herausgerissen werden muß, nun so muß man die Herausreissung durch ein abergläubisches Vertrauen auf ein Apolloniabild nicht gefährlich verschieben, und nicht so lange die uns zum Arbeiten untauglich machenden Schmerzen leiden.

Meß. Die gemalenen Heiligen wurden schon wieder vorgeruffen; das erste war das Bild der heiligen Barbara. Weil aber auf diesem Bilde gemalen ist, wie der in der Feuersbrunst verbrannte Mann gleich einem schwar-

zen

zen Mohren daliegt, und an ihm (so wie es Pater Kochem beschreibt) nicht mehr Bauch, Hals, Brust, Achseln, Fleisch, sondern nur Augen und Herz, so ihm auf Fürbitte der heiligen Barbara zur Empfangung des heiligen Abendmahls, und damit er dreymal eine Generalbeicht machen konnte, übrig blieben, und das Eingeweid durch ein grosses Loch im Bauch hineinzusehen sind; so winkte die Statue der heiligen Osita dem englischen Zeremoniarius, dieses Bild bald hinwegzubringen, weil der Statue der heiligen Prinzessinn ein Grauen darüber ankam. Selbst ihr Kopf auf dem Kredenztische gegenüber schüttelte sich über den Anblick dieses Bildes.

Pfar. Mich hat es schon lange innerst gerüttelt dieses Bild. Was das für unsinnige Beschreibungen sind, welche die Legendenschreiber machen. Derjenige, bei welchem Bauch, Hals, Brust, Achseln sammt allem Fleisch ganz verzehrt sind (wie Kochem schreibt) und dem nichts mehr übrig ist, als das Herz und die Augen (welches mit jener gräulichen Verzehrung schon nicht zusammpaßt) der wird sodann

mit

mit den einzig noch übrigen Augen und Herz dreymal eine Generalbeicht machen. Ich wollte aber sogar über diese unsinnige Vorstellung nichts sagen, wenn nicht noch dazu die Meynung bei dem Pöbel genähret würde; daß, wenn man nur alltäglich zu der heiligen Barbara etwas bethet, man nicht unglücklich sterben könne, welche Meynung recht zuversichtliche Sünder macht.

Meß. Bei dem gemalenen heiligen Nikolaus von Tolentin kam aber der Statue der heiligen Osita die gräusliche Erinnerung des vorigen Bildes wieder ganz aus dem Sinne; denn da lachte sie vom Herzen, weil bei dem Korb, worinn das Fieberbrod lag, das Bild ein großmächtiges Loch hat, so daß man im Korbe kein Fieberbrod mehr sieht; nicht anders als wenn alles durch das Loch aus dem Korb gefallen wäre.

Pfar. Ist recht gut, daß man keines mehr sieht. Diese gemalenen Heiligen kamen also vielleicht nicht einmal zur Rede?

Meß.

Meß. Der gemalene heilige Nikolaus von Tolentin gieng selbst lachend wieder auf sein Ort; und die Statue der heiligen Osita wollte schon die ganze weitere Untersuchung aufheben. Aber auf einmal rissen sich alle Stockadorengel vom Gesimse los, und flohen zu ihr hin. Es war nicht anders, als wenn ein Flug Schneegänse daher käme.

Pfar. Was wollten denn diese?

Meß. Nun eure Hochwürden wollen ja die Kirche ausweissen, und die Stockadorengel herabnehmen lassen; weil schon einer herabgefallen ist, und eine alte Bäurinn, eben wie sie die Erde küßte, so quetschte, daß sie bald gestorben wäre.

Pfar. Freylich leide ich die Stockadorengel nicht mehr; und nichts leide ich mehr in der Kirche, was auf die Leute herabfallen könte. Deßwegen ließ ich ja auch schon das Kruzifix und die Frauenstatue hinwegnehmen, die in der Mitte der Kirche so gefährlich herabhiengen, und auch der Kirche wirklich keine an-

anſtändige Zierde machten. Haben alle Stockadorengel wider mich zuſammgeſchrieen?

Meß. Sie beruften ſich auf ihren alten Beſitzſtand, den ſie durch ſo viele hundert Jahre auf dem Geſimſe oben haben. Und ob ſie gleich auf dem Geſimſe oben vom Spinnengewebe und Staube immer umgeben ſind; ſo ſolle dieſes Niemanden etwas anfichten, indem das ſchon ein uralter Schmutz ſey, der durch Verjährung zur Zierde geworden. Sie ſeyn einmal gleich bei ihrer Entſtehung über alle erhaben geworden; und wenn auch Staub, Spinnen, und ganze Stokadorſtücke, ja auch einige von ihnen ſelbſten auf die Leute herabfielen, ſo mache dieſes nichts zur Sache; weil ſich die, welche unten ſind, von denen, welche oben ſind, etwas ſolches müßten gefahlen laſſen. Es komme eben auf etwelche nicht an, die unten gequetſchet, oder wohl gar erſchlagen werden. Die unten ſind, ſollen nur in Zerknirſchung des Herzens ſich auf den Boden hinſtrecken, wacker opfern, und ſorgen, daß immer Weihrauch in die Höhe ſteige; gleichwie von undenklichen Jahren her der Weihrauch,

wenn

wenn er auf die Glut gekommen, immer in die Höhe gestiegen, und niemal in der Niedere geblieben ist. Anerwogen und allermassen also gegen die alt hergebrachten Gewohnheiten sey, daß die, welche unten sind, nicht mit einer Nasevoll Weihrauch vorlieb nehmen, und alles übrige nicht in die Höhe steigen lassen sollten; so folge nach dem rechtmäßigsten in der alten Verfassung gegründeten Schluß, daß sie Stokadorengel nicht ohne größte Unbilligkeit aus dem Genuße des so lange gerochenen süssen Weihrauchs sollten gebracht werden. Sie wollen sich auch hiemit für den Fall, wenn sie wirklich schon von dem Gesimse herabgenommen, und dergestalt auseinander gelöset seyn sollten, daß sie nicht mehr im Stande wären jemals auf das Gesims dieser Pfarrkirche wieder zu kommen, doch gegen alles Ausweissen und Säubern der Kirche gegen derselben andere Einrichtung, und in Ansehung ihrer vorigen Plätze mit einer Protestazion und der Vorbehaltung des Weges Rechtens auf das feyerlichste bewahret haben.

Pfar. Nun was sagte die Statue der heiligen Ostia auf diesen Vortrag?

Meß.

Meß. Ich muß euer Hochwürden doch auch einmal etwas zum Troſt ſagen. Der Statue der heiligen Oſita fiel das Reden ohnehin ſchon ſchwer; ſie ließ ihnen alſo durch den Zeremoniarius bedeuten, daß dieſes in ihr himmliſches Fach nicht einſchlage; ſolche Gegenſtände ſollten ſie bei denjenigen anbringen, die keine Statuen ſind, und ihre Köpfe nicht unter dem Arm tragen.

Pfar. Sagte ich es nicht ſchon ehe, daß des Meßners Träume für mich noch gut ausgehen werden?

Meß. Ich habe nicht viel Hofnung auf einen guten Ausſchlag.

Pfar. Und ich habe alle gute Hofnung. Diejenigen heiligen Engel, welche keine Stokadorengel, und wahrhaft über alles erhaben ſind, werden uns ſchützen, daß wir in der Geſchichte nicht als ſolche erſcheinen, die wegen der Stokadorengel allen alten Schmutz in die Kirche wieder zurückgeführet haben.

Meß.

Meß. Ich wünsche es; aber ich besorge —

Pfar. Ich aber besorge nichts. — Sind seine Träume nun am Ende?

Meß. Ich weiß nicht, was der Herr Pfarrer immer mit den Träumen haben wollen? Es waren keine Träume. Alles ist wirklich so vorgegangen. Da die Stokadorengel wieder auf ihre Plätze geflohen sind, hob sich die Statue der heiligen Osita sammt ihren Assistenten von den Sesseln, und richtete sich zum Fortgehen. Der englische Zeremoniarius sollte ihnen die Köpfe vom Kredenztisch herbeibringen. Allein er kam in Verlegenheit, weil er bei keinem Kopf mehr wußte, wem solcher zugehöre. In dieser Verlegenheit, und in der doch nöthigen Geschwindigkeit brachte er also der Osita den Kopf des Laurianus; Dionis bekam den Kopf des Simachus; Simachus den Kopf des Dionis; Leo den Kopf des Sabinianus; Sabinianus den Kopf des Luzians; Luzian den Kopf des Leo; und der Soldat des Hunenkönigs Totila, der den Kopf des Laurianus nehmen

men wollte, fand einen Frauenzimmerkopf, nämlich jenen der Ostia. Das war also keine kleine Verwirrung bei diesen Köpfen.

Pfar. Die Verwirrung bei dem Kopf des Meßners ist aber noch viel grösser.

Meß. Endlich ersah doch jede Statue ihren Kopf bei der anderen; und nach gewechselten Köpfen sollte also der Zug wieder aus der Kirche durch die Sakristei hinausgehen, wie er hereingekommen ist. Da blieben aber die Statuen der Engel mit den Windlichtern noch immer stehen; weil die Statue des Engels, so die Stelle des Zeremoniarius vertret, gleichfalls vergaß, ihnen zu sagen, daß Zeit zum gehen sey; und überhaupt weiß ich nicht, wie die Engel miteinander reden.

Pfar. Ist ewig Schad, daß er die Theologen nicht eben so, wie die Legenden lesen kann; denn die Theologen rühmen sich gleichfalls, die Sprache der Engel, und die Art, wie sie miteinander reden, vollständig zu wissen;

sen; obwohl es der eine Theolog besser, als der andere erklären will. *

Meß. Nun habe ich das erzählet, was ich gehöret und gesehen habe; denn sonst sah ich nichts mehr, und die Statuen derer zween Engel, welche mir gedrohet, mich, wenn ich nicht still wäre, so zu prügeln, wie der Tyran der heiligen Menas und Hermogenes zu todt geprügelt worden, verliessen mich endlich auch, und folgten dem Zuge; worüber ich herzlich froh war, und erst wieder frey athmen konnte.

Pfar. Er wird sich wohl auch die Augen ausgerieben haben; wie man es macht, wenn man vom Schlaf erwacht.

Meß. Ich habe mir freylich die Augen ausgerieben; denn es war mir, als wenn mir etwas von einer Feder eines englischen Flügels hin-

* Eusebii Amort. Theologia eclectica Tom. I. disp. 2. quæst. 5. pag. 61 edit. Aug. Vindelic. 1752.

hineingekommen wäre. Aber wegen des Schlafes habe ich mir die Augen nicht ausgerieben. Genug! eure Hochwürden Herr Pfarrer haben mir einmal versprochen, keinen Heiligen aus der Kirche hinauszuwerfen, und dieses Versprechen hoffe ich, werden der Herr Pfarrer auch halten.

Pfar. Dieses Versprechen halte ich gewis. Aber alle Statuen müssen mir morgiges Tages aus der Kirche hinausgeräumet seyn.

Meß. Was wäre denn das? Das hieße nicht Versprechen halten. Wenigstens lassen eure Hochwürden den heiligen Quirinus mit seiner Tochter, wie dieselbe der heilige Papst Alexander vom Kropf befreyet, auf dem Postament, oder meinetwegen nur in einem Winkel stehen; damit wir doch für die Kröpfe einen heiligen Patron in der Kirche haben.

Pfar. Ich versprach, keinen Heiligen hinausbringen zu lassen; und kein Heiliger wird auch hinausgebracht werden. Aber die Statuen müssen mir alle hinauskommen. Dieſe

se sind nicht die Heiligen, obwohl von ihm und seines gleichen gar oft die Statuen der Heiligen geradehin gleich die Heiligen selbst genennet werden. Das habe ich nicht versprochen, daß keine Statue hinausgebracht werden solle.

Meß. O ich Dummkopf! hätte ich nur die gehabte Erscheinung nicht erzählet. Ich hätte es merken sollen, daß das ein auf Schrauben gesetztes Versprechen sey. Ich erzählte jetzt um alles in der Welt auch keinem anderen diese Erscheinung mehr.

Pfar. Ich habe gar nicht nothwendig, ihm eine solche Erzählung zu verbieten; denn ich bin versichert, daß sogar die braven alten Weiber meiner Pfarr sich dadurch nicht irre machen lassen, sondern ihn für einen Narren halten würden, besonders da es bei der Pfarrgemeinde bekannt ist, daß es in seinem Kopfe nicht richtig aussehe. Meine Pfarrkinder halten nicht viel auf die Legenden, und wissen, daß die Legendenschreiber eben so geträumet haben, wie er geträumet hat. Leider haben solche

Träume, da ſie ärgerlich für Wahrheiten ausgegeben wurden, lange genug einen der wahren Andacht nachtheiligen Eindruck gemacht. Aber dieſe Zeiten ſind Gott Lob in meiner Pfarr vorbei. Er iſt der einzige, der noch in die Legenden vernarrt iſt. Aber auch für ihn weiß ich noch ein Mittel, ihn davon zu kurieren, welches ſogleich wirken wird.

Meß. Ich laſſe mich von meinem Legendenleſen nicht abbringen.

Pfar. Nun ſo ſehe er ſich um einen anderen Dienſt um. Ich werde mit dem Vogteiverwalter reden, damit wir einen vernünftigern Meßner bekommen. Will er aber ſeinen Dienſt behalten; ſo hat er mir erſtens und zwar gleich morgen ſeine Legenden zu überbringen, damit ich ſie in das Feuer werfe; Zweytens keine einzige Legende mehr in ſein Haus zu bringen; denn ich werde ihm andere Bücher zum Leſen geben; Drittens weder mir, weder jemanden anderem mehr ein Wort aus einer Legende zu ſagen.

Meß.

Meß. Eure Hochwürden ſind mein Seelſorger, und müſſen für meine Seele bei Gott gutſtehn. Ich will alſo deßwegen meinen Dienſt nicht verlieren, und gleichwohl das thun, was der Herr Pfarrer ſchaffen. Aber ich werde mich bei Gott immer auf eure Hochwürden ausreden.

Pfar. Wenn ich ihm Bedingniſſe ſetzte, welche gegen die geſunde Vernunft, gegen die gute Sittenlehre, gegen die Pflichten eines Unterthanns, und gegen unſere heilige Religion wären; da dürfte er mir nicht folgen, ob ich gleich ſein Seelſorger bin. Weil ich ihm aber nur das Leſen unſinniger fabelhafter Legenden verbiete; ſo kann er allerdings es meiner Verantwortung bei Gott überlaſſen. Er ſelbſt aber wird es noch einſehen, daß mein Verboth nützlich war, ſobald ihm der Kopf nach Hinwegräumung dieſer Legenden, und durch Leſung beſſerer Erbauungsbücher wird lichter geworden ſeyn. Alles, was er glaubt, geſehen und gehöret zu haben, war ein Traum; denn er ſchlief, er mag ſagen, was er will.

Und sage er mir nur auch gar nichts anderes mehr, als daß er geschlafen habe.

Meß. Und wenn ich wirklich geschlafen hätte, können nicht auch Träume Vorbedeutungen haben? Ist nicht die Heiligkeit des heiligen Dominikus seiner Mutter im Traume, die Frömmigkeit des heiligen Albertus eben seiner Mutter im Traume vorbedeutet worden? Hat nicht der heiligen Brigitta geträumet, die Mutter Gottes setze ihr eine Krone auf? Hat diese Heilige nicht schon im dreyzehnten Jahre ihres Alters Christum voller Wunden vor ihr im Traume gesehen? Ist nicht dem heiligen Hugo der heilige Bruno mit seinen sechs Gesellen in Gestalt sieben Sterne im Traume erschienen? Ist nicht der heilige Xaverius im Traume zur Bekehrung nach Indien beruffen worden? Hat nicht der Mutter des heiligen Bernhards geträumet, sie gebe mit einem bellenden Hunde schwanger? Hat nicht der Mutter des heiligen Kolumbanus geträumet, sie gebähre einen Sohn, welches alles eingetroffen? Und wissen eure Hochwürden denn nichts von dem Traum des Bedienten, welcher bei jenem Priester diente, der den hei-

heiligen Biſchof Sidonius Apollinaris angefeindet? Ach laſſen mir eure Hochwürden nur noch, dieſe Geſchichte erzählen.

Pfar. Nun ſo erzähle er auch dieſen Traum noch; aber dieſe Erzählung ſoll die letzte ſeyn.

Meß. Der heilige Biſchof Sidonius Apollinaris ſtarb wirklich aus Kummer, den ihm einige Prieſter verurſachet haben, wovon aber einer, eben da er dem Heiligen in die Haare fallen wollte, aus unaufhaltlicher Leibsnoth (wie Ribadeneira ſchreibt) auf den Abtritt gehen mußte, und dort den Unflatt, die Gedärme, und ſeine beſudelte Seele zugleich ausſchüttete, und alſo durch dieſen ſtinkenden Weg zum ſtrengen Richterſtuhl Gottes zu eilen gedrungen wurde. Eure Hochwürden verzeihen; ich erzähle es wörtlich ſo, wie es Ribadeneira geſchrieben hat.

Pfar. Nur zu, nur zu! Es iſt freylich nicht viel ſäuberliches daran; aber eben das ſoll ihn überzeugen, daß an den Legenden ſelbſt nicht viel ſäuberliches ſey.

Mes. Ein anderer Priester aber glaubte nach dem Tode des heiligen Sidonius Apolinaris schon **Bischof zu seyn**, wie er denn sich einmal in Kopf gesetzet hat, mit aller Gewalt **Bischof zu werden.** (Ich erzähle abermal alles wörtlich nach dem Jesuiten Ribadeneira) Dieser Priester hatte einen **erstaunlichen Hohmuth**; rühmte sich **vieler Verdienste**; und suchte alle, die nur hohen Amtes und Stammens in der Stadt waren, mit **herrlichen Mahlzeiten** auf seine Seite zu bringen. Es steht alles wörtlich so in der Legende des Ribadeneira; und nur dieses einzige ist mein Gedanke, **daß die Leute in dieser Stadt sehr hungrig, und nach Gastmählern müssen begierig gewesen seyn, und daß sie ihre Hochschätzung gegen die Leute nach der Menge der Gastmähler und der Speisen müssen eingerichtet haben.** Dieser Priester meynte wirklich schon (wie Ribadeneira schreibt) er habe den **Bischofhut** auf seinem thorrechten Kopf, und war lustig und guter Dinge. Währendem solchen guten Muth, und gröstem Vergnügen bei seinen stattlichen Gästen schrie er seinen

Mund-

Mundſchenk an; einen anſehnlichen Pokal Weins herbeizubringen. Der Diener ſäumte nicht; indem er es aber darreichet, ſagte er mit gebührender Ehrerbietung folgende Worte: Herr! wenn mir erlaubt iſt, zu reden; ſo möchte ich euch wohl ein wunderliches Traumgeſicht erzählen, welches mir verwichene Nacht im Schlaf vorgekommen. Mich dunkte, als ſtehe ich in einem königlichen Pallaſt, und ſehe auf einem hocherhobenen Throne einen Richter, welcher viel anweſenden Partheyen ohne allen Mangel der Gerechtigkeit einem nach dem anderen das Recht ſpreche. Unter dieſem Haufen kam mir vor, als ſähe ich auch unſeren abgelebten Biſchof ſtehen, und gegenüber denjenigen Prieſter euren guten Freund, der unlängſt ein ſo ſtinkendes End genommen. Ich ſah wohl auch, daß ſie miteinander im Streithandel lagen; was es aber betraf, konnte ich ſo genau nicht vernehmen. Dieſes vermerkte ich aber wohl, daß das Recht auf Sidonius Seite gegen den Prieſter euren Freund ausfiel, und dieſer in ein finſteres Gefängniß geſtoſſen wurde. Sodann aber brachte Sidonius eine neue Klage gegen euch vor, und es wurde ſogleich um ei-

nen umgehen, der euch vor Gericht fodern sollte. Da versteckte ich mich zwar, damit die Bothschaft nicht auf mich falle. Ich wurde aber entdeckt, und bekam den Befehl, euch die Vorfoderung anzukünden. Der Bediente hat die Erzählung dieses seines Traumes kaum zu Ende gebracht, als der Priester, **der immer Bischof seyn wollte**, und sich bei der ganzen Erzählung gleich einem leblosen Bilde mit dem Pokal in der Hand nicht rührete, augenblicklich des Trinkens vergaß, erstarrte, und seinen sündhaften Geist an selbiger Stelle aufgab. Sehen eure Hochwürden, wie die Träume ausgehen?

Pfar. Mein lieber Meßner! um einen solchen Tod anzukündigen, ist kein Traum und kein Bedienter nothwendig. Dieser Priester ist wegen des Traumes nicht eher und nicht später gestorben. Voll Hochmuth seyn, erhizet von selbsten schon das Geblüt. Kömmt nun übermäßiges Essen und Trinken dazu, besonders eine Menge verschiedener und starker Weine; ist dabei das ganze Leben ein immerwährender Taumel nach Wohlleben, nach Hoheit, nach

Be-

Befriedigung aller Leidenſchaften; da hat es auf einmal ein gähes End. Der Bediente dieſes Prieſters, da ihm das ganze Thun und Laſſen ſeines Herrn bewußt war, mag ſich wohl ein ſolches End bei ſeinem Herrn immer gedacht haben. Dieſes Überdenken mag ihm auch den Traum verurſachet haben. Ja, wenn ihn der Herr wohl leiden konnte, durfte er ſich auch die Freyheit nehmen, ihm zu ſagen, daß er ein übles End nehmen werde. Aber der Erfolg kam nicht ſo ſehr vom Traume, als ganz natürlich von dem her, was vorgegangen iſt; obgleich durch dieſe Erzählung des Traumes bei dem Prieſter die Erinnerung aller ſeiner böſen Thaten mit gewaltiger Bedrängſigung rege gemacht, hiedurch eine gähe und heftige Zuſammendrängung im Gehirne verurſachet, und auf ſolche Art ſein Tod befördert worden ſeyn kann.

Meß. Ja, ja! das iſt möglich. Aber es ſind noch eine Menge Träume in den Legenden, die alle in Erfüllung gekommen.

Pfar.

Pfar. Theils erdichtete Träume, theils solche Träume, die durch Umstände verursachet worden, welche vermög natürlicher Folgen in Erfüllung kommen mußten. Nehme er zu seinen Gegenständen nur solche Dinge, die zur Erfüllung seiner Pflichten gehören; lese er fleißig die Bücher, die ich ihm zum lesen geben werde; er wird sogar bessere Träume haben. Denn der wachend gescheid ist, hat selten närrische Träume; oder wenn er sie auch hat, so lacht er darüber, und weiß, daß man über Träume sich nicht abergläubisch beängstigen müsse. Ich will also nun auch von keinem Traume mehr etwas aus seinem Munde bei Verlust des Dienstes hören; und reden wir jezt gleich etwas anderes. — Mir ist recht leid, daß dieser Bauer stirbt, dem ich die heilige Wegzehrung gegeben habe.

Meß. War gegen seine Hausleute ein harter Mann. Einen Knecht, der an einem abgebrachten Feyertage nicht arbeiten wollte, jagte er sogleich aus seinem Dienste.

Pfar.

Pfar. Hat recht gethan; dieſe Täge gehören zum Arbeiten, nicht zum Herumlumpen und Müſſiggehen, in welchem die Hauptandacht an abgebrachten Feyertägen bei den meiſten beſteht.

Meß. Dieſer Mann hat aber ſonſt auch geflucht und geſcholten, wie ein Heid.

Pfar. Da hat er übel gethan; aber dafür iſt er auch reumüthig, und ſtirbt ſo, wie ein geſcheider Mann und guter Chriſt ſterben ſoll.

Meß. Ich habe noch bei keinem Kranken einen ſo auſſerordentlichen Geſtank erfahren, als bei dieſem Bauern. Dieſer Geſtank iſt kein gutes Zeichen.

Pfar. Was iſt das wieder für eine Narrheit?

Meß. Der heilige Hilarion hat immer die Sünden ſeiner Brüder aus dem Geſtank, und aus dem Geruche ſowohl der Leiber als der Kleider bemerket.

Pfar.

Pfar. Ist er mir schon wieder mit einem fabelhaften Exempel aus der Legende da? Sagte ich ihm nicht, daß er mir kein Wort mehr aus einer Legende daher sagen solle?

Meß. Nun ich bin schon still, und werde keines mehr daherbringen.

Pfar. Ich rathe es ihm ernstlich. Wenn der Gestank der Leiber und Kleider die Sünden bedeutete; so wären besonders im Sommer die Franziskaner die größten Sünder. Die Leute die vorhin bei den Konkursen in der Menge zusammkamen, machten diese nicht immer in unserer Kirche auch einen unleidentlichen Geruch? Waren sie aber deßwegen Sünder? Gehe er nur in die Städte; da wird er viele Sünder antreffen, die ihren Leibern und Kleidern auf verschiedene Art einen guten Geruch zu geben wissen, und die man dem Geruche nach für die heiligsten halten müßte. — Da sind wir bei einem Hause, worinn ich noch einen Kranken besuchen muß. Geh er nur indessen fort in den Pfarrhof, und mache er Anstalt, daß morgen verläßlich die Statuen

alle

alle aus der Kirche hinausgebracht werden können. Bestelle er hiezu Schlosser, Maurer, Tischler, Zimmerleute, und Tagwerker.

Meß. Wo müssen wir denn die abgenommenen Heiligen hinlegen?

Pfar. Alle indessen in meinen Keller; weil ich ohnehin mir keinen Wein einlege, ist Platz genug darinn.

Meß. Platz ist freylich darinn. Nun in Gottes Namen, weil eure Hochwürden Herr Pfarrer es so haben wollen.

Pfar. Geh er also nur fort!

Meß. Ich gehe schon; ich gehe schon.

II.

II.

Der Postwagen.

Kondukteur. Gut sitzen wir wieder. Fahr zu, Schwager! in Gottes Namen.

Schätzmeister. Jetzt haben wir eine kleine Poststazion zu überstehen.

Konduk. Ja! die ist nicht stark. Wenn man sie aber zu Fuß machen müßte, könnte man doch dabei müde werden.

P. Simeon. Ich kann dem Herrn Vater nicht genug danken, daß ich aus ihrer Güte unentgeltlich mitgenommen werde. Ich hätte diesen Weg wirklich zu Fuß machen müssen. Deo gratias, Herr Vater! tausendmal Deo gratias. Gott wird es vergelten, was sie einem armen Franziskaner hierdurch gutes gethan haben.

Konduk.

Vonduk. Hat ja leicht seyn können, da ohnehin ein Platz leer war.

P. Sim. Ich werde schon mit etwas aufwarten, was ich aus dem heiligen Lande, aus der Vaterstadt aller Christen, aus der Gegend, die Gott das Erbtheil und Eigenthum seines auserwählten Volkes nannte, mitgebracht habe; wenn ich an Ort und Stelle bin, und meine Schachtel auspacken kann.

Vonduk Ich bin ihnen für den guten Willen verbunden. Meinerseits halte ich ein jedes Land für ein heiliges Land. Ein jedes Land ist von Gott erschaffen; auf ein jedes Land ist seine Sorge gerichtet; und mir ist ein jedes Land ein heiliges Land. Dort, wo der Christ gebohren wird, und die heilige Taufe empfängt, ist auch seine Vaterstadt als Christens. Den Israeliten hat das gelobte Land vormals richtig zugehöret, aber unser Eigenthum ist es deßwegen nicht. Selbst die Israeliten haben es schon ehe verloren; und die es erobert haben, verloren es wieder. Ja selbst Christus wollte nie irrdischer König seyn;

wie

wie konnte er uns ein irrdisches Reich zum Eigenthum und Erbtheil unterlassen? Niemand hat auf ein Land und Ort deßwegen einen Anspruch, weil sein Wohlthäter, sein Lehrmeister dort unschuldig hingerichtet worden. Unser Jerusalem und künftiges Erbtheil muß der Himmel seyn.

P. Sim. Erlaube mir der Herr Vater aber; das Land, wo unser Erlöser gekreuziget worden, fodert doch immer eine Verehrung.

Kondukt. Bei mir nicht; denn ich weiß daß man Ortschaften, worinn Gewaltthätigkeiten und Rebellionen vorgiengen; schon mehrere zu Asche gebrannt hat. Das war ihre Verehrung. Und soviel weiß ich auch aus dem Evangelium, * daß Christus selbst gesagt hat: Es kömmt eine Zeit, da ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem den Vater anbethen werdet. Es kömmt die Stunde, und ist schon da, wo die wahrhaften Anbether den Va-

* Joh. IV. 20 sequ.

Vater im Geiſte und in der Wahrheit anbethen werden; denn der Vater auch ſolche ſuchet, die ihn anbethen. Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbethen, die müſſen ihn anbethen durch den Geiſt und die Wahrheit.

P. Sim. Der Herr Vater iſt ein vollkommener Schriftgelehrter.

Bonduk. Das eben nicht. Aber das Evangelium leſe ich fleißig, und das müſſen mir meine Kinder, wenn ich zu Hauſe bin, beſonders an Sonntägen fleißig daher ſagen. Die Stadt Jeruſalem, ſoviel ich weiß, iſt nicht mehr auf dem Platze, auf welchem ſie ehevor geſtanden.

P. Sim. Ich verſichere den Herrn Vater aber, daß man noch alle Fußtritte ſieht, wo Chriſtus, die göttliche Mutter, und die Apoſteln gegangen ſind. Auch wo ſie ſaſſen, ſind Merkmaale in den Steinen zu ſehen. Eben von der Erde und von denen Steinen, worauf ſie gegangen und geſeſſen ſind, habe ich etwas mitgebracht, womit ich aufwarten werde.

Vonduk. Schuldigen Dank! Damit können eure Hochwürden bei jemanden anderem eine grössere Ehre aufheben. Die Merkmaale, die dort in der Erde und in den Steinen zu sehen seyn mögen, sind meines Erachtens hernach von denen Christen, welche das heilige Land erobert, und einige Zeit inne gehabt haben, als Erinnerungszeichen gemacht worden. Die Erde und die Steine, worauf Christus, die göttliche Mutter, und seine heilige Jünger und Apostoln gegangen sind, haben durch die Länge der Zeit gewiß ihre Veränderung gelitten, wie das ganze dortige Land so viele Veränderungen gelitten hat. Diese Veränderungen haben leider so viele tausend durch die Kreuzzüge unglücklich gewordene Familien erfahren; wofür diejenigen die Verantwortung bei Gott haben werden, welche zu einer Unternehmung, die von Gott keinen Segen haben konnte, und wobei soviele Grausamkeiten und alle Gattungen Laster vorgegangen, deßwegen angerathen haben, damit sie den Landesfürsten ihre Länder schwächen, und ihnen sodann hierinn Gesetze vorschreiben könnten. Eure Hochwürden verstehen mich schon. — Und hat denn noch

bis

bis jetzt die Christenheit einen Nutzen vom heiligen Lande? Eure Hochwürden müssen mir schon verzeihen, daß ich meine Meynung sage. Ich meyne, den größten Nutzen haben die Türken und Patres Franziskaner hievon; und die übrigen Ehrlosen haben für die ungeheuren Summen, die dahin giengen, nichts, als die sogenannten Jerusalembethen, und etliche eben nur sogenannte Reliquien. Daß die in Jerusalem heut zu Tage noch angezeigten verschiedenen Merkmaale von Christi Zeiten her seyn, glaube ich einmal nicht. Stehen so viele Mirakeln im Evangelium, welche sich vor, und nach dem Tode Christi ereignet haben; und doch steht kein Wort darinn, daß diese Merkmaale dergestalt hinterlassen worden, daß sie von Juden nicht haben vertilgt werden können.

P. Sim. Wir haben ja nicht nur das Evangelium, sondern auch die Erblehre.

Bondak. Ganz recht. Zeigen sie mir aber aus dem Katechismus, daß diese Merkmaale, und mehrere solche Dinge, die die Patres

Franziskaner vom heiligen Lande erzählen, in der Erdlehre gegründet sind.

P. Sim. Im Katechismus steht freylich nichts darinn; aber die Sage nicht nur von mir, sondern von so vielen Tausenden, die in Jerusalem waren, verdienen wohl doch auch einen Glauben.

Bonduk. Bei mir nicht; denn alle die, die in Jerusalem waren, sagen nur das, was ihnen dort vorgesagt worden. Das ist noch kein Grund zum Glauben. Behalten sie also ihre Erde aus dem heiligen Lande für andere fromme Liebhaber.

P. Sim. Ich habe nicht nur etwelche Stücklein Erde und Steine bei mir; sondern auch ein Stück vom Löffel, mit welchem das Kindlein das Koch gegessen hat; etwas von seinen heiligen Windeln; etwas vom Stroh aus dem Stalle zu Bethlehem (vom Stroh habe ich besonders viel mitgebracht) etwelche Fläschchen von dem Brunnen, aus welchem zu Kana in Galiläa das Wasser, das nachhin in Wein verwan-

wandelt wurde, geschöpfet worden, und wo sich noch alljährlich das Wasser auf einige Zeit in Wein verwandelt.

Bonduk. Das Mirakel zu Kana in Galiläa glaube ich; denn das steht in der Schrift. Aber daß auch seit dem in diesem Brunnen noch alljährlich das Wasser in Wein verwandelt werde, das glaube ich nicht.

P. Sim. Lese der Herr Vater nur die Legende der Heiligen vom Pater Ribadeneira.* Er führet auch einen anderen Brunnen in der arabischen Stadt Gerasa, den Fluß Nilus, und den Brunnen in der Insel Andro an, wo das nämliche Mirakel geschiehet; und beweiset alles dieses mit den Zeugnissen des heiligen Epiphanius und des Plinius.**

Bonduk. Auf das, was die Legendenschreiber erzählen, wenn es sonst keinen Grund hat, hal-

* Im Leben Christi.

** Not. hist. L. 2. c. 103.

halte ich nicht viel. Ich kenne den heiligen Epiphanius und den Plinius nicht; aber soviel weis ich, daß sie keine Evangelisten waren.

P. Sim. Die Mirakeln mit dem Wein lasse ich mir einmal nicht abstreiten. Mit der Hochzeit zu Kana in Galiläa hat das Weintrinken nicht aufgehöret. Ein ehrlicher Mann hält noch immer was auf ein gutes Glas Wein. — Mein hochwürdiger Herr Reisgespann sitzet da neben meiner ganz still, statt dessen, daß er mir gegen den Herrn Kondukteur Hilfe leistete, um ihn zum Glauben zu bringen.

P. Petrus. Der Herr Kondukteur ist ohnehin ein Rechtgläubiger. Dasjenige aber ihm glauben zu machen, was eure Hochwürden vom heiligen Lande gesagt haben, dieses übernehme ich um so weniger, als ich selbst nichts darauf halte.

P. Sim. Eure Hochwürden spassen nur, damit durch den Disput uns auf dieser Reise die Zeit besser vergehen solle.

P. Pet.

P. Pet. Ganz und gar nicht; es ist mein ganzer Ernst. Ich halte so wenig darauf, als ich für mich keine mirakulose Veränderung des Wassers in Wein verlange, weil ich nur Wasser trinke. Ich bin mit dem Herrn Konduktenr in allem vollkommen verstanden.

P. Sim. Wir zween sollen aber doch einerlei Meynung seyn; denn obwohl eure Hochwürden den Kapuzinerhabit haben; so sind wir doch Kinder des nämlichen heiligen Franziskus.

P. Pet. Es ziehen ja andere Kinder doch endlich euch die Kinderschuhe aus, wenn sie einmal erwachsen sind. Warum sollen denn also die Kinder Francisci immer in Kinderschuhen herumgehen, besonders da die Schuhe der Kinder Francisci so leicht auszuziehen sind?

P. Sim. Reverende Pater! spassen sie sich nicht mit ihrem heiligen Habit.

P. Pet. Reverende Pater! es ist gut, daß die Witterung nicht warm ist, sonst könnten

ten da die guten Herren im Postwagen von unserem heiligen Habit üblen Geruch genug bekommen.

P. Sim. Prudenter, reverende pater coram laicis.

P. Pet. Reden wir deutsch; unsere Herren Reisegefährten sind in ihren Köpfen so gut bestellt, daß sie mir mein Geständniß nicht für unklug ausrechnen werden.

Vonduk. Sie würden auch vergebens lateinisch reden; denn wir verstehen alle die lateinische Sprache bis auf den Herrn Friseur, und der ist der französischen und welschen Sprache kündig, wodurch man leicht das eine und andere lateinische auch versteht.

P Sim. Mit was für Herren habe ich denn also die Ehre zu reisen?

Vonduk. Der Herr, der neben mir sitzet, ist ein Friseur, welcher von Paris zurückkömmt.

Von

Von denen zween Herren, die auf dem mitteren Sitze sind, ist der Herr rechts ein Schätzmeister, der von einer Klosterinventur herkömmt; der Herr links ein Buchhändler, der auf die Messe reiset. Der geistliche Herr neben ihnen ist der Pater Petrus, der vom Bischof einberuffen ist, um eine Pfarre anzutretten, und dem heiligen Petrus in der Seelsorge wahrhaft nachzufolgen.

P. Sim. Nun weis ich die Ursache, warum eure Hochwürden Pater Petrus dem Klosterhabit nicht mehr gut sind, weil nämlich derselbe bald ausgezogen wird.

P. Pet. Ja; binnen acht Tagen erscheine ich schon im weltprieſterlichen Kleide.

P. Sim. Ich wünsche alles Glück dazu, wie auch zur erlangten Pfarre.

P. Pet. Das nämliche Glück können eure Hochwürden auch haben, wenn sie sich anders zur Seelsorge verwenden wollen.

P. Sim.

P. Sim. Dazu bin ich nicht würdig. — Darf ich allerſeits aufwarten mit einem Tobak von der Franziskanerpaiz?

P. Pet. Ich ſchnupfe keinen; ich ſage Dank;

Konduk. Mit Erlaubnuß eure Hochwürden! —

Buchhändl. Ich werde mir auch die Freyheit nehmen, in die Doſe zu ſteigen.

Schätzm. Ich bitte gleichfalls um ein ſo gutes Labniß für meine Naſe. Die Patres Franziskaner haben immer guten Tobak.

P. Sim. Ich gebe mir wohl Mühe mit der Paize; und habe auch noch in jedem Konvente dieſe Beſchäftigung bekommen, daß ich für das ganze Kloſter Tobak paitzen mußte. Ich war auch deßwegen von allen anderen Verrichtungen exemt, um nur den ganzen Tag auſſer des Schlafens, Eſſens, und Trinkens auf das Tobakpaitzen verwenden zu können.

Friſeur.

Friſeur. Schönſten Dank! meine Naſe iſt nur an das Haarpuder gewöhnt.

P. Sim. Was wir für eine ſchöne Witterung haben! Gott ſey ewiger Dank geſagt!

Tonduk. Eure Hochwürden ſagten mir vorher, ehe wir auffaſſen, daß ſie Simeon heiſſen. Iſt Simeon ein anderer Name, als Simon?

P. Sim. Freylich iſt Simeon ein anderer Name, als Simon. Ein heiliger Simon iſt der heilige Apoſtel Simon. Die Legende von ihm iſt ganz kurz. Pater Kochem erzählet nur mit wenigen Zeilen, daß er und der heilige Apoſtel Judas ſich die himmliſche Lehre Chriſti tief in ihre Herzen drückten. Daß von ihnen auf die Frage des Generals Barodach, ob der damalige Krieg lang dauern werde, die Götzenpfaffen, welche einen langwierigen und blutigen Krieg vorſagten, und den General bei aller ſeiner Bravour in groſſe Furcht brachten, beſchämet worden; weil der Krieg ſo, wie die heiligen Apoſteln prophezeihten, gleich

ein End hatte; Daß auf Befehl der heiligen Apostein die grosse Menge derjenigen abscheulichen Schlangen, welche durch die Zauberey der zween Hauptzauberer Zaron und Arphaxad zusammgebracht worden, sich über die Zauberer selbst hergemacht, und dieselben in das Angesicht, in die Hände, in den Bauch, in die Arme und Beine so gewaltig gebissen haben, daß sie nach vielem Heulen und Schreien mit Schimpf und Spott die Flucht nehmen mußten; endlich daß die Zauberer, nachdem sie doch die Marter dieser heiligen Apostein zuwegen gebracht, sammt allen dortigen Götzentempeln durch den Donner zu Asche verbrannt worden; Diese Erzählungen machten noch, daß die Legende von diesen zween heiligen Apostein doch beinahe auf zwey Blätter kam. Die Legende vom heiligen Simon Stock ist zwar auch ganz kurz gefaßt, aber voll Saft und Kraft. Recht schön wird nämlich beschrieben, wie er auf Einrathen der Himmelsköniginn im zwölften Jahre des Alters seinen Aeltern davon gelaufen, und sich in die Einöde begeben; wie er dort in einem Baum oder Stock, wovon er den Namen führet,

lan-

lange Zeit gewohnet, und studirt hat; wie ihm zu Zeiten zu seiner Erquickung ein Stücklein Brod von Hunden gebracht worden; wie ihm und dem Papsten Honorius die göttliche Mutter erschienen, und den ganzen Karmeliterorden in Schutz genommen; wie ihm die Himmelskönigiinn in grossem Glanze, und in Begleitung vieler Engeln das heilige Skapulier mit der Versicherung überbracht: **Dieß wird dir und allen Karmeliten zum Privilegium und Freyheit seyn; der hierin sterben wird, soll die ewige Brunst nicht leiden**; wie der Karmeliterorden zwar schon neunhundert dreyßig Jahre vor Christi Geburt das Skapulier getragen, aber dasselbe erst durch den Simon Stock als ein besonderes Schutz- und Ehrenzeichen von der Himmelskönigiinn erhalten worden; wie durch das heilige Skapulier so viele Mirackeln geschehen, die ein besonderes grosses Buch fodern; wie der heilige Simon gekochte Fische seinem kekerischen Bruder geschicket, und wieder lebendig gemacht habe; wie ihm der Teufel sogar am Altar den Wein aus den Meßkännlein hinweggenommen, worauf

aber Simon das Wasser in den allerbesten Wein verwandelt hat.

Kondukt. Was sagen eure Hochwürden Pater Petrus dazu?

P. Pet. Ich glaube erstens nicht, daß jemal die göttliche Mutter einem Kinde angerathen, seinen Aeltern davon zu laufen, und in die Einöde zu gehen. Ich glaube die angeführten Erscheinungen der göttlichen Mutter, die Auferstehung der Fische vom Tod zum Leben, den vom Teufel begangenen Diebstahl des Weins, und die Mirakeln mit dem Skapulier ebenfalls nicht; weil ich weder von der Offenbarung, weder von der Vernunft, weder durch eine andere unläugbare Urkunde bewogen werde, dieses zu glauben. Die Verheissung, daß der, welcher in einem Skapulier sterben wird, die ewige Brunst nicht leiden werde, für wahr halten zu wollen, wäre höchst religionswidrig und gefährlich, weil das Skapulier zum Panzer der ruchlosesten Leute, die sich auf das Skapulier verließen, gemacht würde. Das Skapulier war vor Zeiten

nichts,

nichts, dann ein Vortuch, welches die Mönche bei der Arbeit über ihre andere Kleidung hatten, und welches an den Achseln befestiget war, gleichwie auch in unseren Zeiten verschiedene Handwerker und Arbeiter solche Vortücher bei der Arbeit umnehmen. Aus solchen Vortüchern wurde hernach von unseren Klostervorfahrern ein Heiligthum gemacht; und damit das Skapulier um so gewisser von Weltlichen für ein Heiligthum, und nicht mehr für ein Vortuch angesehen, ja auch selbst von Weltlichen getragen, und mit Begierde verlanget werden könnte; so wurde das Klosterskapulier mit einer anderen Form zum stäten Theil des Klosterhabits gemacht, und das Skapulier für die Weltlichen wurde dergestalt geformet, daß es nur aus zweyen Tuchflecken bestand, wovon das eine mit einem Muttergottesbildchen über die Brust, das andere über den Rücken an den zweyen über die Achseln liegenden Bändchen herabhieng. Bekennen wir es nur, daß auch das Skapulier eine Quelle reicher Einkünfte für die Patres Karmeliten war.

P. Sim.

P. Sim. Das iſt doch erſtaunlich, wie ei-
re Hochwürden noch ehe, als ſie den heiligen
Habit anziehen, ſchon ſich über die Kloſter-
geiſtlichen hermachen.

P. Per. Behüte Gott! ich mache mich nur
über Mißbräuche, und über die in Klöſtern
aus ungleichen Abſichten aufgebrachten Andäch-
teleien her. Kloſtergeiſtliche von richtiger rei-
ner Denkungsart, und von wahren nützlichen
Wiſſenſchaften bleiben mir immer ſchätzbar. Vie-
le Kloſtergeiſtliche denken gerade ſo, wie ich.
Unter meinen Mitbrüdern den Kapuzinern kan-
ne ich wirklich viele. Ja ſogar unter den P. P.
Karmeliten kenne ich ehrliche, verſtändige, ge-
lehrte Männer, die keine andere Geſinnungen
haben. Und ebenſo wird es ganz unzweifelt
von gleichen Geſinnungen verdienſtige Männer
unter den P. P. Franziskanern geben.

P. Sim. Ich will hoffen, daß eure Hoch-
würden nicht zweifeln werden, daß bei uns
recht ſtudieret worden iſt. Ich habe es empfun-
den. Ich wurde krank darüber, und habe vom
Studieren ſogar aufhören müſſen, um mein

Le-

leben nicht einzubüßen; gleichwie ich auch Gott ſey Dank, nach hinweggelegten Studien recht geſund und ſtark geworden bin. Mir iſt in der Theologie der ganze Kopf aufgeſchwollen, und ich habe nicht mehr gewußt, wo ich alles, ungeachtet es unſer ſubtiler Doktor Skotus recht gar fein hergerichtet hat, in meinem Kopfe mehr hinſchieben ſolle. Aber ſolche Gesinnungen, wie eure Hochwürden haben, und welche mehreren P. P. Kapuzinern eigen ſeyn ſollen, habe ich nie gelernet. Zwar ſchon die Kapuze der P. P. Kapuziner ſieht einem Trichter gleich; und durch dieſen Trichter hat alſo den P. P. Kapuzinern freylich eine größere Gelehrſamkeit, als uns armen P. P. Franziskanern eingegoſſen werden können. Die Franziskanerkapuze iſt nur wie ein abgekürzter Schmelztiegel, worunter alles Feuer erſtickt wird.

P. Per. Eure Hochwürden ſind ſehr ſinnreich in Vergleichungen der Kapuzen. Mir wären ſie nicht beigefallen. Ich bin weder ein ſkotiſtiſcher, weder ein tomiſtiſcher, weder ein moliniſtiſcher Theolog. Meine Theologie iſt

die Theologie Christi, wie sie jetzt auf allen gereinigten Universitäten ohne Schulgezänk, und mit Umgehung der arabischen Steppen gelehret wird. Uibrigens vermuthe ich nicht, daß eure Hochwürden mit mir den Krieg wegen des Zuschnitts der Kapuze, der durch so lange Zeit von den P. P. Franziskanern gegen die Kapuziner gewaltig geführet worden, erneuern werden.

Vondul. Gehen wir über alles dieses hinaus. Um Kapuzen und Skapulier bekümmert sich ohnehin bei uns Niemand mehr. Wir hoffen, daß so, wie die Skapuliere bei uns aufgehöret haben, auch bald keine Kapuze mehr zu sehen seyn werde.

Friseur. Bis auf die Kapuzen an den Saloupen der Frauenzimmer; die bitte ich mir aus, daß sie von den hinwegzuschaffenden Kapuzen abgesondert werden.

P. Sim. O der Herr Friseur weiß auch sein Wort darein zu reden; der ist nicht leer im Kopfe, soviel ich höre.

Friseur.

Friſeur. Wir Friſeurs haben ja immer Kopfarbeit.

P. Sim. Das iſt das erſte, was ich höre. Ich glaube, zum Friſiren wird es nicht vieler Kopfarbeit bedarfen.

Friſ. Bei uns iſt alles Kopfarbeit; ich möchte den friſiren ſehen, der nicht auf den Köpfen herumzuarbeiten wüßte. Sogar bei Friſirung der Perücke haben wir hölzerne Köpfe vor uns.

P. Sim. Ja, ja! auf dieſe Weiſe haben ſie viel Kopfarbeit. Das Zugvieh, welches am Kopfe angeſpannt wird, hat auf ſolche Art wohl auch eine Kopfarbeit.

Friſ. Das heißt ſoviel, als unſere Kopfarbeit iſt nicht viel beſſer, als die Kopfarbeit der Ochſen. Verzeihen mir eure Hochwürden, das iſt weiter kein höfliches Kompliment.

P. Sim. Ich bin so ganz gerade heraus. Sie müssen mir schon ein und anderes nicht für übel nehmen.

Fris. Ganz und gar nicht.

Bonduk. Fahren euer Hochwürden lieber in ihren Erzählungen von den Simonen und Simeonen fort.

P. Sim. Von den Simonen habe ich bereits alles erzählet. Was die Simeonen betrift; so ist zwar auch ein heiliger Simeon, der Bischof und Martyrer war, und dessen Fest auf den achtzehnten Februar fällt. Von diesem hat aber die Legende des Paters Kochems nur ein halbes Blatt; denn es kömmt alles auf das hinaus, daß er das Evangelium geprediget hat, und dafür gemartet worden. Aber die Legende vom heiligen Simeon Stilita, der über vierzig Jahre, und die letzteren Jahre nur mit einem Fuß auf verschiedenen kleineren und gröſseren Säulen gestanden. Diese ist schon schöner zu lesen.

Bonduk.

Vonduk. Von diesem Heiligen bitte ich; nichts weiter zu sagen; denn gewiß keiner von uns hält diese Geschichte für wahr.

P. Pet. Der gelehrte Bingham bezweifelt selbst, daß er immerfort gestanden. * Er setzet auch bei, daß nur dieser Simeon, hernach ein anderer jüngerer Simeon, und sehr wenige solche Sonderlinge gemacht haben; und daß eben hieraus erhelle, daß sie sich in der Kirche keine grosse Hochschätzung erworben haben.

P. Sim. Ich bin schon still, ich bin schon still mit meinem heiligen Simeon Stilita. Vielleicht findet der heilige Simeon zu Trier mehreren Beifall.

Vonduk. Der hat sich gewiß in Trier als Bischof, oder als Edelmann, oder als Bürger, oder als Bauer in Erfüllung seiner Standespflichten ausgezeichnet?

P. Sim.

---

* An vera dicit historia? volum. 3. pag. 18. edit. Halæ Magdeburg 1734.

P. Sim. Das hat der Herr Vater nicht errathen. Er war ein Einsiedler, lief seinen Aeltern schon in der Jugend davon nach Jerusalem, begab sich im heiligen Lande in eine Wüste, gieng dann in ein Kloster, gieng wieder in die Wüste. Der Teufel wollte ihn, da er noch nicht zum Priester geweiht war, zum Meßlesen zwingen. Er fuhr auf dem Meere; entkam den Seeräubern, weil er nackend sich in das Meer stürzte; kam glücklich an's Ufer; mußte aber lange nackend herumgehen, weil dort die Leute, die er egyptisch, syrisch, arabisch, griechisch, und lateinisch anredete, ihn nicht verstanden. Bekam endlich doch ein Kleid. Er wurde nützlich gebraucht, die Klosterschulden einzutreiben, die bei verschiedenen Leuten hafteten; bekam aber bei demjenigen Grafen zu Roan, den er auch hierum angieng, keinen Kreutzer, weil der Graf schon gestorben war. Ließ sich zuletzt zu Trier in einem Thurm versperren, um dort zu leben, zu sterben, und begraben zu werden, welches alles auch so geschah. So sollten wir leben und sterben können, Herr Vater.

Bonduk.

Vondul. Dafür bedanke ich mich. Ich will gern, soviel mir schwachem Menschen möglich ist, mich äusserst bewerben, meine Pflichten zu erfüllen, und hierdurch Heilige nachzuahmen; aber zu einem einsiedlerischen Leben, Sterben, und Begraben werden in einem Thurm entschliesse ich mich nicht; eben darum, weil ich ohne alles dieses durch Erfüllung meiner Pflichten in Himmel kommen kann. Warum speeren sich denn eure Hochwürden in keinen Thurm ein?

P. Sim. Wer weiß es, was noch geschieht. Mit meinem Klosterleben, mit der Reise nach Jerusalem, mit der Reise durch die Wüsteneyen, und verschiedene wegen der arabischen Räuber gefährliche Wege bin ich diesem heiligen Simeon schon nachgefolget; jezt geht also nur der Thurm ab. Weiß mir der Herr Vater keinen solchen Thurm?

Vondul. Ein Thurmwachter werden eure Hochwürden nicht werden wollen?

P. Sim.

P. Sim. Nein, nein! die müssen von ihren Thürmen schon zu sehr und zu sorgfältig auf das Irrdische immer herabsehen.

Vonduk. Nun vergeben eure Hochwürden, daß ich keinen anderen Thurm weiß, als den Narrenthurm.

P. Sim. Der heilige Simeon Salus, der mein Namenspatron ist, wurde wirklich Simeon der Narr genannt. *

Vonduk. Wie? war er denn so närrisch?

P. Sim. Simeon hatte schon als Jüngling an einem gewissen Johannes ebenfalls Jünglinge ein Tausendbrüderl. Sie waren unzertrennlich. Beide waren Söhne reicher Aeltern, und beide giengen heimlich ihren Aeltern davon, um in dem nächst Jericho gelegenen Thale Mönche werden zu können. Alles geschah

* P. Rattler im 2ten Theil des Ribadeneira. Baillet von Geschichten der Heiligen §. 92.

ſchaft auf Eingebung des Himmels; denn da ſie auf einem Scheidweg mit dem Loos verſuchten, ob ſie auf der Landſtraſſe bleiben, oder auf dem Seitenwege nach dem Jordan gehen ſollen, fiel das Loos für den Seitenweg aus.

Vonduk. Dieſe Heiligen kann ich ſchon nicht nachahmen, weil ich als Kondukteur immer auf der Landſtraſſe bleiben muß.

P. Sim. Der irrdiſche Poſtwagen muß freylich auf der Landſtraſſe bleiben; aber die Reiſe nach dem Himmel muß durch verſchiedene beſchwerliche Seitenwege gemacht werden.

Vonduk. Damit bin ich nicht verſtanden; ich halte dafür, der Weg zum Himmel ſey der geradeſte; und wenn man ſodann auch gerade darauf immer nach ſeinen Pflichten zugeht, ſo könne es einem nicht fehlen. Gott ſelbſt iſt ja der Weg; und der liebe Gott ſelbſt kann ja kein ſo ſchlimmer Weg ſeyn.

P. Sim. Aber der Herr Vater wiſſen ja, daß der Weg zum Himmel ein enger, der Weg

zur

zur Hölle aber ein breiter Weg ist. Was ist nun breiter, ein Seitenweg, oder die Landstrasse? Sieht der Herr Vater, daß der Weg zum Himmel eine Seitenstrasse seyn müsse, und keine Landstrasse seyn könne?

Vonduk. Aber mein bester Pater Simeon! durch diese ihre gar zu sinnliche Vergleichung der irrdischen und ewigen Wege stellen sie sich ja selbst auf den breiten Weg.

P. Sim. Ich mich selbst auf den breiten Weg?

Vonduk. Ja, ja! auf einem engen Wege haben nicht soviele Klöster, soviele Wahlfahrtskirchen, soviele Bruderschaften, soviele grosse Packwägen mit Kirchengeräthschaften, soviele Prozessionen Platz. Der enge Weg hingegen reichet eben nur zu, daß der Rechtschaffene darauf so gerade fortkommen kann, wenn er sich durch diejenigen nicht aufhalten läßt, die ihn da und dort auf den breiten Weg hinüber bringen, und zu sich locken wollen, um ihm noch dabei

zu

zu ihrem eigenen Vortheil eine beträchtliche Zeche machen zu können.

P. Sim. Eine jede Vergleichung hinket ja etwas. — Aber um dem Herrn Vater vom heiligen Simeon, das weitere zu erzählen; so ist er also mit seinem lieben Steinbrüderl Johannes nach dem Jordan gegangen, und beide sind dort in einem Kloster aufgenommen worden. Die achzigjährige Mutter des Simeons, die nicht wußte, wo ihr Sohn hingekommen, war eben so betrübt, als der Vater und die Braut des Johannes betrübt waren; welches auch Simeon und Johannes nach ihrer Entweichung öfters sich dergestalt zu Herzen nahmen, daß sie beinahe die Einöde verlassen hätten, und den Weg wieder zurückgegangen wären. Allein durch die Liebe zum ewigen Leben überwanden sie die Liebe zu ihren Aeltern und Befreundten, und trotzten hiemit den teuflischen Versuchungen.

Vonduk. Ich glaube, sie haben nur dem gesunden Menschenverstande getrotzet; denn seine Aeltern zu ehren, sie ohne Noth nicht zu be-

betrüben, und mit einem auferbaulichen nüzlichen Lebenswandel (den jeder in seinem Vaterlande noch beſſer, als am Fluſſe Jordan führen kann) ſich um den Himmel zu bewerben, iſt keine teufliſche Verſuchung, ſondern ein in der Vernunft, und in der Offenbarung gegründetes Geſez. Sie hätten beſſer gethan, wenn ſie wieder zurückgegangen wären.

P. Sim. Der heilige Simeon iſt wirklich wieder mitten unter die Menſchen der Welt gegangen, um die Irrenden zu ihrem Gott zu leiten.

Bonduk. Nun, ſo war er ja doch ſo närriſch nicht?

P. Sim. Herr Vater, Herr Vater! pudelnärriſch war er. Er iſt eben nur deßwegen aus der Einöde unter die Leute gegangen, damit er öffentlich für einen Narren gehalten werde, und auf dieſe ganz beſondere Weiſe Seelen gewinnen könne.

Bonduk.

Vonduk. Das iſt wirklich eine ſonderbare Art, welche in der Lehre, und in den Beiſpielen Chriſti und ſeiner Apoſtel nicht anzutreffen iſt. — Nun er wird es ſo gemacht haben, wie vor Zeiten bei uns einige Prediger auf der Kirchenkanzel als Spaßmacher auftratten, und gleichfalls für Narren gehalten wurden.

P. Sim. O mein lieber Herr Vater! Das iſt kein Vergleich mit einem Pater Abraham a ſancta Clara, oder einem Pater Parhamer. Solche Narrheiten, die der heilige Simeon unternommen, wären jenen von ihren geiſtlichen und weltlichen Vorgeſetzten nicht einmal geſtattet worden.

Vonduk. Nun, in was beſtanden dann dieſe für ſo heilig ausgegebenen Narrheiten?

P. Sim. Höre der Herr Vater nur. In der Stadt Emeſa war (wie es der Pater Ribadeneira wörtlich ſagt) das Vorſpiel von der Komödie, die mit dieſem Heiligen ſollte geſpielet werden. Er ſah dort auf einen Miſthaufen auſſer der Stadt einen todten Hund.

Vonduk.

Tonduk. O pfui Teufel!

P. Sim. Nichts pfui Teufel;

Tonduk. Fahren eure Hochwürden nur fort in ihrer Erzählung; aber machen sie nur, daß sie damit bald vom Misthaufen und vom todten Hunde hinwegkommen.

P. Sim. Vom Misthaufen sind wir bald hinweg; aber der todte Hund kömmt noch eine Weile mit; denn der Heilige band seinen Strick, mit dem er sich sonst umgürtete, an die Füsse des todten Hundes, und schlepte ihn also mit allerhand lächerlichen Gebärden gerades Weges dem Orte zu, in welchem die Knaben in der Schule unterrichtet wurden. Das kann sich der Herr Vater leicht einbilden, wie die Buben gleich über den Heiligen hergefallen sind. Seht den Mönch, schrieen alle, liefen ihm um so begieriger nach, als er sie durch Geschwindlaufen dazu reizte, und tuselten ihn endlich auch wohl ab.

Tonduk.

Vonduk. Das heißt eben nicht der Jugend ein gutes Beispiel geben, um dieselbe zu einem sittlichen Betragen anzueifern.

P. Sim. Es war ihm ja aber nur um das zu thun, daß er wegen Gott für einen Narren gehalten werden solle.

Vonduk. Mein lieber Pater Simeon! ich mag die Gebothe Gottes hin und her zählen; so finde ich nicht darunter ein Geboth, welches so lautete; **fange Gott zu Ehren närrische und tolle Streiche an.** Ich glaube vielmehr, daß solche tolle Streiche mit dem Namen Gottes bemänteln wollen, den Namen Gottes eitel nennen heisse, und folglich wider die göttlichen Gebothe streite. Bei der Welt werden oft die klügesten heilsamsten Anstalten für närrisch gehalten. Dann lasse ich es zu, daß man über diese Volksreden zur Ehre Gottes, und zur Beförderung der guten Sache standhaft hinausgehen müsse; dann kann man auf einige Zeit, bis diejenigen selbst geschieden werden, die das Gute für närrisch ausschrieen, geduldig alle Nachreden aushalten. Aber daß

man

man wirklich tolle Streiche begehen solle, das fodert die Ehre Gottes nicht. Die Ehre Gottes, und die gute Sache wird nur durch bescheidene ächte Frömmigkeit befördert. — Erzählen sie aber nur weiter.

P. Sim. Ein andermal, es war eben Sonntag, an welchem jedermann dem Gottesdienste zueilte, stieg Simeon auf den Altar, zerbrach alle Kerzen, und löschte die Lichter aus. Natürlich mußte hierüber ein Getümel entstehen. Es blieb aber nicht bei dem, sondern alles gieng auf ihn zu, um ihn zu verjagen; und da er sich auf die Kanzel hinauf flüchtete, und sogar von dannen unter die Weiber Nüsse herabwarf; so wurde er bei der Kirche hinausgeworfen. Auch da gab er noch keine Ruh, sondern er warf denen, welche Kuchen und anderes auf dem Platze vor der Kirche verkauften, alle ihre Tische über einen Haufen, weßwegen er bald todtgeschlagen worden wäre.

Bonduk. An einem Sonntage, welcher der Tag des Herrn ist, die Leute, welche dem Got-

Gottesdienste zueilen, in der Andacht stören; in der Kirche Lichter auslöschen, und die Kerzen zerbrechen; hiemit der Kirche Unehre und Schaden machen, anderen Leuten ihre Sache verderben, sollen das heilige Handlungen seyn?

P. Sim. Er that ja alles dieses nur deswegen, damit er für einen Narren wegen Gott gehalten werde.

Vonduk. Was ist das für ein Widerspruch, wegen Gott solche Dinge thun, die Gott nach der Vernunft und Offenbarung mißfählig seyn müssen. Auf diese Weise dürfte man zur Ehre Gottes fluchen, schelten, Gott verläugnen, und alles Unheil anfangen, um für einen Narren wegen Gott gehalten zu werden. Nein! alles dieses fand bei Gott gewis keinen Beifall, und konnte keinen finden.

P. Sim. Wenn der Herr Vater den dritten Theil des Paters Ribadeneira gelesen hätte, wie denselben der admodum reverendus Pater Maximilianus Rassler ebenfalls aus der Gesellschaft Jesu, die die Stütze der Kir-

che war, recht auferbaulich geschrieben hat; so würde der Herr Vater ganz anders reden. Der Pater Raßler schreibt ausdrücklich, daß nun nach diesen Auftritten und erfolgten Schlägen das Spiel beinahe ein End gehabt hätte, weil Simeon selbst sagte: **Auf diese Weise, wenn man mich also belohnet, wird dein Spielen nicht lang dauren. Allein** (setzt der Pater Raßler aus der Gesellschaft Jesu bei) **Gott mußte eine Vorsehung thun, daß ein so wunderliches Spiel, welches aus seiner Anordnung angefangen worden, könne fortgesetzet werden.**

Vonduk. Das ist gotteslästerisch; den Gott, der den Feyertag zu heiligen befohlen, der laut des Evangeliums die reinste Sittenlehre geprediget hat, dieser Gott wird solche tolle, unsittliche, schändliche, und die Andacht störende Streiche anordnen, und sich damit ein Spiel machen? Von Sinnen müßte man gekommen seyn, wenn man nicht die Dummheit des Simeons sowohl, als des Paters Raßlers einsähe. O armes Volk! welches du solange an solche Dummheiten gefesselt warst! — Gott sey Dank;

Dank; unſere Polizeyeinrichtung würde jedem, der unter dem Vorwande der Heiligkeit ſo tolle Streiche unternehmen wollte, das gebührende Ort anweiſen, und ſogar in jedem Dorfe würden Zechpröbſte und Bauern eine ſolche Heiligkeit nicht mehr gelten laſſen.

P. Sim. Ja, wenn dem Herrn Vater ſolche Begebenheiten mißfahlen; ſo rede ich kein Wort mehr.

Konduk. Erzählen ſie fort; ich mache nur meine Anmerkungen, und ſage nur meine Meynung, welche hauptſächlich dieſe iſt, daß Simeon ſtatt des närriſchen Herumlaufens, und ſtatt ſo toller Streiche ein ehrliches, ſittſames, auferbauliches, und arbeitſames Leben hätte führen können, und dabei gewis Gott wohlgefälliger geweſen wäre.

P. Sim. Es hat ihn wirklich einer mit Namen Fuskatarius alſo angeredet: Beliebte es nicht, anſtatt alſo herumzulaufen, da ſtill zu ſitzen, und mir meine Kräuter und Früchte zu verkaufen? — Si-

meon nahm die Einladung an; ſetzte ſich zu den Kräutern und dem Obſt; allein ſtatt etwas zu verkaufen, ſchenkte er dem nächſten beſten das, was ihm anvertraut war; und damit er auch ſeiner nicht vergaß, weil er ſchon durch acht Täge vorher nichts gegeſſen hatte, fing er an, das übrige (ſo viel nur immer, wie Pater Raßler aus der Geſellſchaft Jeſu ſchreibt, der Kropf faſſen konnte) ganz begierig hinein zu ſchlucken. Fuskatarius würde es vielleicht nicht geachtet haben; aber ſeine Gemahlinn die Frau Fuskatarinn redete etwelche Worte hierüber: **Was haſt du** (ſagte ſie ihrem Ehemanne) **uns da für einen ſeltſamen Mañ beſtellet, unſere Waaren zu verkaufen; indem ich ihm nur zuſehe, hat er ſchon einen ganzen Korb voll aufgefreſſen.** Der Ausgang war abermal mit Schlägen. Er wurde beim Hauſe hinausgeworfen, und ihm ſogar die Haare aus dem Bart gerauſet.

Tonduk. Ich habe mir gar keinen anderen Erfolg vorgeſtellet.

P. Sim.

P. Sim. Bitte um Vergebung. Der Erfolg war endlich dieſer, daß Fuskatarius, der ein Neger war, bekehret wurde; weil die Hausfrau ſah, wie ſich Simeon auf der Gaſſe einen Rauch machte; und da es ihm an einer Glutpfanne mangelte, ſogleich die Glut ohne einigen Schaden in die Hand nahm.

Tonduk. Entweder iſt die ganze Geſchichte nicht wahr, oder Simeon war wirklich närriſch, oder wenigſtens äuſſerſt dumm.

P. Sim. Er that alles, um Seelen zu gewinnen. Aus dieſer Abſicht ließ er ſich nämlich von den Reichen für einen Narren halten, um ſie wegen ihrer Laſter deſto freyer beſtrafen zu können; gleichwie auch ſeine Scheinfreundlichkeit und ganz freye Weis, mit gemeinen Weibsperſonen zu handeln, nur dahin gerichtet war, daß er ſie zur Liebe der Reinigkeit brächte. Er gab ſolchen Weibsperſonen ſogar reichlich Geld, um ſie wenigſtens eine Nacht von ihrem üblen Leben anfangs abzuhalten, und ſodann Gelegenheit zu bekommen, ſie ganz aus ihrer ſchändlichen Gewohnheit zu bringen.

O dann gewis einen hohverständigen Narren (ruft Pater Raßler auf) der mit angemaßter Narretei die wahre Narretei der Welt so selten verbessert ; der die Aussage des Apostels schon so bekräftiget hat, daß Gott diejenigen ihm auserkiesen, welche die Welt für thorrecht haltet.

Vonduk. Verzeihen mir eure Hochwürden; der Pater Raßler war auch ein Narr. Das sieht man aus dieser Anwendung der Lehre des Apostels. Der Apostel hat keine tolle Streiche begangen. Seine ernsthafte eifrige Lehre wurde ihm nur von manchen zur Thorheit ausgerechnet. Nirgens lehret der Apostel daß Gott diejenigen auserkiesen habe, welche wirklich närrische Auftritte unternehmen. Ist dieser Simeon gemartert worden ?

P. Sim. Nein! sondern da er aus himmlischer Offenbarung seine Todesstunde wußte, gieng er nach Haus, steckte den Kopf unter einen Haufen abgeschnittener Rebzweige, die in Büschlein zusammgebunden waren; und gab

in

in dieſer Leibsbeſchaffenheit ſeinen Geiſt aufgab. Erſt nach zween Tagen fanden ſeine Bekannte ihn todt, und ſprachen: **Sehet! jedermann hätte nun vermeynet, Simeon ſey bei guter Vernunft; und dannoch iſt auch ſein Tod dem Leben nicht ungleich.** Sie haben ihn auch ohne alles Gepräng, ohne Geſang, und ohne Licht kaum beſſer, als einen todten Hund zum Begräbniß der Fremdlinge hinausgetragen. Deswegen hat ſich aber doch dabei die engliſche Muſik hören laſſen.

Vonduk. Wer wird dieſe Muſik gehöret haben?

P. Sim. Ein Glaſerer, welcher vom heiligen Simeon aus einem Juden zum Chriſten gemacht worden. Dieſer Glaſerer hörte eine ganze Schaare Engel ſingen; lief deswegen zum Fenſter, um dem Schauſpiel zuzuſehen; und da ſah er auch die Leiche Simeons vorbeitragen. Er zörnte nicht wenig, daß dieſe Leiche wie ein Aas vorbeigeſchleppet werde.

Vonduk.

Zondul. Zuletzt war dieſer Glaſerer auch ein närriſcher Mann, in deſſen Kopf es immer rund herum gieng. Laſſen wir den guten Heiligen liegen, wo er liegt.

P. Sim. Dem biete ich Troz, der ihn von dannen nehmen wollte.

Zondul. Warum.

P. Sim. Sein Freund der Diakon Johannes hat ihn wirklich ausgraben, und ihm an einem ehrlicheren Orte ein anſtändigeres Grab verſchaffen wollen. Aber Gott (wie Pater Roſier ſagt) iſt dem Johannes vorgekommen, und hat an ein Ort, welches keinem Menſchen, ſondern nur Gott bekannt iſt, den Leib Simeons durch die Engel übertragen laſſen, ſo daß die Menſchen, von denen ein ſo heiliger Mann dermaſſen hönisch und ſpöttisch gehalten worden, nicht würdig geweſen, dieſen werthen Schaz zu beſizen.

Zondul.

Bondak. Das glaube, wer will; ich glaube es nicht. Ich verehre die heiligen Engel mehr, als daß ich aus ihnen sogleich Musikanten bei einer Leiche machen ließe. — Hat der Pater Kaßler nicht noch mehr Narrheiten zu erzählen gewußt?

P. Sim. Er selbst gesteht, daß, wenn er alle dem Scheine nach ungereimte Possen der Länge nach erzählen wollte, manche von den Lesern den Ausspruch geben könnten; es seyn ja diese Werke eines wahren oder also verstellten Narren, daß in der That kein Verständiger sich ohne Aergerniß also stellen solle, oder könne.

Bondak. Es ist besser, daß er mit seiner Erzählung abgebrochen hat. Uibrigens sind die angeführten Erzählungen schon genug, um jeden Verständigen zu dem Ausspruch zu bringen, den der Pater Kaßler vermieden haben will.

P. Sim. Aber betrachten der Herr Vater nur unsere Reisgefährten. Ja während mei-

ner

ner Erzählung sind alle eingeschlafen. Wir werden gut thun, wenn wir auch nicht mehr reden, damit sie in ihrem Schlafe nicht gestöret werden.

Vonduk. Sobald wir zu reden anfhören; so werden sie um so ehe munter. Sie sollen schlafen, so lange es ihnen schmecket; und wir reden, so lange es uns gefählt.

P. Sim. Mir wäre nicht möglich, in diesem Wagen zu schlafen; denn er stoßt ja, daß einem Lunge und Leber herausfallen möchte.

Vonduk. Wenn eure Hochwürden öfter Nachts, und auf solchen Wägen eine Reise machten, würden sie recht schön gewöhnen, darauf schlafen zu können.

P. Sim. In der Stille geredet Herr Vater; mir ist es ganz recht, daß der Pater Petrus schläft. Das ist ein erstaunlicher Mann. Ist selbst ein Mönch; und doch, wenn es auf ihn ankäme, riß er allen Mönchen die Köpfe ab.

Vonduk.

Vonduk. Das eben nicht; ich denke, er wünsche ihnen nur eine bessere innere Einrichtung in den Köpfen.

P. Simon. Unsere Köpfe sollten gewiß auch so eingerichtet seyn, wie die Köpfe der sogenannten Aufgeklärten? Das wäre nicht übel; da würden die Klöster sich bald von selbsten aufheben, und ich würde schwerlich mehr für ein ganzes Konvent Tobak paitzen können. Weiß der Herr Vater, welche die lichtesten Zimmer sind? Diejenigen sind es, wo sich wenige Einrichtung darinn befindet, wo nur die weisse lichte Mauer herfieht, und mit keinem Bilde behangen ist. Aus dem also, daß die Köpfe der Aufgeklärten lichter sind, folgt noch nicht, daß diese Köpfe auch gut eingerichtet sind. Hingegen in unseren Köpfen wird eben durch das wenigere Licht erprobet, daß darinn mehrere Einrichtung von verschiedenen Bildern, Kästen, Tischen, Sesseln, Bänken, Küche- und Kellergeschirr vorhanden sey.

Vonduk. Wenn sie die Kopfeinrichtung in diesem Verstande nehmen, da reden sie freylich wahr,

wahr, daß in ihren Köpfen mehr, als in den Köpfen der Aufgeklärten alle Plätze mit dergleichen Gegenständen angefüllet sind. Aber ich meinerseits halte sogar auf eine Zimmereinrichtung, welche nur in den nothwendigen und nützlichen, aber dauerhaft und gut ausgearbeiteten Geräthschaften besteht, viel mehr; als auf ein Zimmer, welches eher einer Rumpelkammer gleichsieht, worinn soviel an Geräthschaften ist, daß alles aufeinander stehen muß; worinn man beinahe doch nicht weiß, wo man sich sicher hinsetzen könne, weil kein Tisch und kein Sessel feste Füsse hat; und eine Menge schlecht geschmirte Bilder dicht aneinander, aber keines fest an den Wänden hanget; worinn man lange suchen muß, bis man das Zusammpassende findet; weil in den Kästen weisse und schmutzige Wäsche, buntscheckigte und bordirte Kleider, gute und zerlumpte Mäntel, ganze und halbe Schuhe, Schlafröcke, Tagröcke und Masken, einige Kleider gar ohne Beinkleidern; Gürtein, Stricke, Rieme, Bänden, gespitzte und runde Kappen, staubige Bücher und Weinschläuche, kleine Chokoladeschallen und Suppentöpfe, kleine Konfektmes-

messerl und ungeheure Tranſchiermeſſer, kurz, alles und alles untereinander liegt.

P. Sim. Der Herr Vater glaubt alſo, daß einer ſolchen Einrichtung die Einrichtung der Kloſterköpfe gleich ſehe? — Sage mir der Herr Vater lieber; ſind unſere Reiſegefährten alle katholiſch?

Bondul. Alle.

P. Sim. Gott ſey Dank! — Nur mit keinem fahren, der nicht katholiſch, oder der ſonſt exkommunizirt iſt.

Bondul. Das iſt gegen alle Toleranz. Was geht mich eines andern ſein Glaube an? Beliebt ihm anders in die Ewigkeit zu fahren; ſo folgt nicht daraus, das man nicht auf dem Poſtwagen mit ihm fahren könne. Eure Hochwürden werden gewis den Herrn Büchhändler für proteſtantiſch gehalten haben?

P. Sim. Nein! ganz und gar nicht. Der Herr Vater hat mir ja ſchon vorher geſagt, daß

daß er auf Meſſen ausreiſe. Wer auf heilige Meſſen ausreiſet, um ſie ungezweifelt an Wahlfahrtsörtern zu hören, und leſen zu laſſen; der iſt gewis gut katholiſch.

Vonduk. Die Meſſen, auf die er reiſet, ſind keine Halbengulden Meſſen.

P. Sim. Deſto beſſer, wenn er mehr bezahlt. Leider Gott werden die Meſsgelder jezt immer ſeltſamer, und geringer. Man muß oft froh ſeyn, um ſiebenzehn oder zwanzig Kreuzer eine zu bekommen. Von vier Gulden Meſſen höret man gar nichts mehr.

Vonduk. Seine Meſſe trägt ihm immer etwelche hundert Gulden ein.

P. Sim. Tauſend hinein! Was ſagt der Herr Vater? Das müſſen gute Stiftmeſſen ſeyn, worauf groſſe Stiftungen gemacht ſind.

Vonduk. Weit gefehlt. Meſſe heißt ja auch ein groſſer Jahrmarkt. Weil man nämlich vor Zeiten bei Gelegenheit zahlreicher Andachtsverſamm-

ſammlungen an Feſttägen der Heiligen, oder an den Tägen der Kirchweihen, die auch noch da und dort Kirchmeſſen heiſſen, manches feil gehabt hat, haben ſolche Jahrmärkte den Namen Meſſe bekommen. *

P. Sim. Hievon hat unſer Pater Lektor kein Wort geſagt, da er uns die Kaſus erklärt hat.

Bonduk. Haben denn bei ihnen die ſtudirenden Geiſtlichen ſich im Kirchenrechte und in der Kirchenhiſtorie nicht umſehen müſſen?

P. Sim. O in der Kirche hat bei uns alles recht und genau ausſehen müſſen; und Gott ſey Dank, ich wüßte von unſeren Kirchen keine, wo ſich etwa zu derſelben Entehrung oder Entweihung eine beſondere Hiſtorie ereignet hätte.

Bonduk. Soviel ich merke, verſtehn wir uns einander ſchon wieder nicht. Aber wir ſind ja

* Du Cange in gloſſario verbo. miſſa.

ja ganz aus unserem Diskurs von den heiligen Simeonen gekommen. Ist also sonst kein Simeon in der Legende?

P. Sim. Der einzige heilige Knab Simeon ist noch besonders merkwürdig, welchen zu Trient die Juden aus Haß wider die Christen im Jahre 1475 in der Karwoche um das Leben gebracht haben; dafür aber auch nach entdeckter That durch Pferde geschleifet, mit Zangen zerrissen, auf das Rad geleget, und theils den Bestien zum Auffressen hingeworfen, theils sammt dem Rad lebendig verbrannt wurde.

Kondukt. Wie die That, so der Lohn.

P. Sim. Die Grausamkeit, welche die Juden an diesem unschuldigen Knaben verübet haben, und welche der Pater Kochem auch wirklich zum Grauen beschreibt, macht, daß ich in meinem Leben nicht mehr im Stande seyn werde, einen Juden um mich zu leiden, und nur einen anzusehen.

Schätzm.

Schätzm. Warum können eure Hochwürden keinen Juden mehr leiden?

P. Sim. Sehe ein Mensch nur, wie der Herr Schätzmeister aus seinem guten Schlafe nur bei dem Namen Jud so munter geworden.

Vonduk. Das macht, weil die Herren Schätzmeister immer auch mit Juden zu thun haben. Wenn man also diese ihre Saite berühret, bekömmt man sogleich einen Ton.

Schätzm. Ich kenne unter den Juden recht viel stattliche, ehrliche, und vernünftige Männer und Weiber.

P. Sim. O seyn sie still! Es ist ja ein schmutziges, und betrügerisches Gesindel unter den Juden, wie es mit Augen von jedem gesehen werden kann.

Schätzm. Was konnten denn eure Hochwürden bisher von einem unglücklichem Volke erwarten, welches überall verfolgt, von allen Handwerken ausgeschlossen, in Ansehung ihrer

Bildung gar nicht beſorget, und nur gezwungen war mit lauter Tröblerei ſein Leben elend durchzubringen. Da mußte freylich hierunter eine Menge ſchmutzig ausſehen, zu nichts anderm im Staate brauchbar ſeyn, und ſich mancher mit ſchlechten Streichen abgeben. Aber laſſen eure Hochwürden Zeit; da jetzt die Verachtung gegen ſie nachläßt; da ſie von Jugend auf beſſer unterrichtet werden, wie ſie mit ihrer Religion nützliche Mitglieder des Staats ſeyn können, und ſeyn ſollen; da ſie wirklich nicht nur in Anſehung des Kommerziums, ſondern auch in Rückſicht auf Handwerke, Künſte, Wiſſenſchaften, bürgerliche und Militairdienſte ſich da und dort ſchon auszeichnen; ſo wird auch dieſe Religionspartey in Kürze eine andere vortheilhaftere Geſtalt bekommen.

P. Sim. Sie bleiben aber doch immer Juden.

Schätzm. Meinetwegen ſollen ſie es bleiben wenn ſie noch nicht eines beſſeren überzeugt ſind. Das hanget von Gott ab; denn der Glaube iſt eine Gabe Gottes; und es iſt beſſer, daß ein

Jud

Jud auch in Ansehung seiner Religion nicht unehrlich wird, und sich etwa etlichemal nur aus Eigennutz taufen läßt. Auch Juden sind unsere Nebenmenschen, die wir vielmehr lieben, als hassen müssen. Begehen unter ihnen einige etwa schlechte Streiche; nun so strafe man sie, wie andere Religionsgenossene, welche sich schlechte Streiche erlaubten. Schlechte Streiche einiger Juden haben aber keinen Bezug auf ehrliche Juden. Ich sage euer Hochwürden nochmal, daß ich unter den Juden recht sehr viele rechtschaffene Leute kenne.

P. Sim. Ich nicht.

Schätzm. Das kömmt daher, weil sie noch nicht mit Juden so viel umgegangen sind, wie ich. Ich weiß es aber doch, wenn die Juden den P. P. Franziskanern ein reichliches Geschenk machten, sie würden es wohl annehmen, ob es gleich aus jüdischen Händen kömmt.

P. Sim. Das lassen die Juden wohl bleiben.

Schägm. Ich weiß aber, daß von Juden recht viel Almosen armen Christen gegeben wird! daß von ihnen ganze christliche arme Familien schon in der Noth unterstützet worden.

P. Sim. Ja, ja! ich selbst, da ich nach dem heiligen Lande, und von dannen wieder zurückreisete, kam da und dort auf dieser Reise zu Juden, die mir Gutes thaten; aber daß auch ich ihnen deswegen innerlich recht gut seyn solle, das ist mir unmöglich. Sie sind Juden, die unseren Erlöser gekreuziget haben.

Schägm. Sie haben ihn nicht gekreuziget, sondern ihre Vorfahrer. Sind unsere Vorfahrer nicht auch Juden und Heiden gewesen? Sind nicht von unseren Vorfahrern soviele Heilige gemartert worden? Sind nicht bei unseren Vorfahrern schon nach verbreitetem Christenthum viele rechtschaffene, gelehrte, tugendhafte, und ächtkatholische Männer unter dem Vorwande, daß ihre Lehren nach Ketzereien riechen, verfolget, ja auch durch Feuer und Schwert hingerichtet worden? Mit unseren Vorfahrern des mittleren Zeitalters, worunter doch auch so viele Geistliche waren, sah es wirklich

lich übel aus. Daran aber haben wir keine Schuld. Wir haben keine Urſache, daß deßwegen einer dem anderen nicht gut ſeyn ſolle. Sondern wir danken Gott, daß er uns durch ſeine Barmherzigkeit ein helleres Licht aufgehen ließ; und hoffen, daß es auch denen einmal aufgehen werde, in deren Köpfen es noch finſter ausſieht.

Bonduk. Ich weiß die Urſache beſſer, warum der Pater Simeon keinen Juden leiden kann. In den Legenden wird nicht viel vortheilhaftes für die Juden enthalten ſeyn. Erzählen uns eure Hochwürden auch von Juden etwas aus der Legende.

P. Sim. Von dem heiligen Guntrannus König in Burgund haben die Juden geglaubt, ſie müſſen die Erlaubniß erhalten, ſtatt der ihnen eingeriſſenen Synagoge wieder eine neue zu erbauen. Gott behüte mich aber (ſagte der heilige König) daß ich nach Wunſch dieſes Judengeſindels jemals etwas dergleichen erlaube. Den Kaiſer Konſtantinus haben ſie gar zum jüdiſchen Glauben bereden wollen; aber Papſt

Sil-

Silveſter verhinderte es noch zur rechten Zeit, und trieb (wie Ribadeneira ſchreibt) das Judengeſchmeis ſo in die Enge, daß ſie nicht wußten, wo ſie ſich aus oder ein wenden und kehren ſollten. — Dieſe Gattung Leute iſt hart zu bekehren.

Schätzm. Kein vernünftiger Jud hält mehr diejenigen Geſetze für verbindlich, welche nur für ihre vormalige Staatsverfaſſung eingerichtet waren, eben deßwegen, weil ſie keine eigentliche Religions- ſondern nur Staatsgeſetze waren; und die Staatsverfaſſungen ſich ändern können, ohne daß die Religion dabei leidet. Das, was den Juden von Gott geoffenbaret worden, wird auch von Chriſten geglaubt. Die ſittlichen in den Gebothen Gottes und ſchon in der Vernunft gegründeten Geſetze, die die Juden zu beobachten hatten, müſſen auch wir Chriſten noch beobachten, und machen den meiſten Theil unſerer Religionsgeſetze aus. * Ich bin

* In lege evangelica nullum continetur præceptum, quod non ſit naturale, exceptis his, quæ pertinent ad fidem et ad Sacramenta. S. Thom. I. 2. quæſt. 108. art. 1.

bin alſo verſichert, daß ein vernünftiger Jud am erſten durch die Vernunft ſelbſt zur Schätzung des Evangeliums gebracht werden könne; und das iſt ſchon eine groſſe Erleichterung, wenn die von Gott erweckte Vernunft ſelbſt zur Bekehrung mithilft. Uiber ſynagogiſche Zeremonien ſind beſcheidene Juden ſchon längſt hinaus; und ſind doch ſelbſt im äuſſeren chriſtlichen Gottesdienſte viele Zeremonien aus der Synagoge angenommen.

P. Sim. Am leichteſten iſt ein Jud bekehrt, wenn man ihm mit einem Mirakel Geld verſchaffen kann. Das beweiſet die Legende des heiligen Martyrers Menas recht ſchön.

Tonduk. Nun ſo erzählen uns eure Hochwürden dieſe Geſchichte.

P. Sim. Ein Jud gab einem Chriſten, der ſein vertrauter Freund war, einen wohl verſiegelten Sack voll Geldes in Verwahrung, feſtiglich glaubend; es werde nirgens beſſer, als allda aufgehoben ſeyn. Uiber eine Zeit aber ſticht den Chriſten der Schatz in die Augen, ent-

entwendet ihn zu seinem Nutzen, und da es zum Wiedergeben kömmt, läugnet er ihn dem Juden rund ab.

Schätzm. Da haben eure Hochwürden also selbst aus der Legende ein Beispiel, daß ein Jud von einem Christen betrogen worden; und daß es unter den Christen ebenso, wie unter den Juden Betrüger, und schlechte Leute gebe.

P. Sim. Zwischen mehr und weniger bleibt immer ein Unterschied. Daß ich also weiters sage; so war niemand ängstiger, als der Jud. Uiberzeugen konnte er den Christen nicht; und wußte seines Leides keinen Rath. Endlich fällt ihm bei, und er bietet dem Treulosen diese Bedingung an; sofern er werde vor dem Heiligthum des heiligen Menas mit einem Eidschwur betheuren können, daß ihm der Geldsack nicht wäre behändiget worden, wollte er sich befriedigen lassen, und von der Zurückstellung einiges Hellers kein Wörtlein mehr verlieren. Der Christ williget ungescheuet ein, aus Irrwahn, einen Juden zu betrügen sey ein falscher Eid schon erlaubt.

Schätzm.

Schätz. Alſo giebt es auch Chriſten, welche meynen, einen Juden zu betrügen ſey keine Sünde: ſo wie einige von Juden behaupten wollen, ſie hielten es für erlaubt, einen Chriſten zu betrügen?

P. Sim. Kurz! der Chriſt ſchwur tapfer darauf, und der Jud mußte mit leerer Hand davon gehen. Aber ſiehe Wunder! wie der Jud mit betrübtem Herzen nach Haus kömmt, erſcheinet ihm der heilige Menas, und reichet ihm mit freundlichem Anblick das Geld ſammt dem Sack unverletztes Sigils mit eigener Hand dar; worauf ſich der Jud mit ſeinem ganzen Hauſe zum chriſtlichen Glauben bekehret hat; der Dieb aber nicht nur ſein Hab und Gut der Kirche des heiligen Menas geſchenket, ſondern auch bei dieſer Kirche Zeitlebens ſich als einen bußfertigen Bedienten hat gebrauchen laſſen.

Schätzm. Wäre ganz hübſch dieſer Ausgang der Geſchichte, wenn alles wahr wäre. Ich glaube aber immer, der Dieb habe den Sack mit dem Gelde durch jemanden anderen ungezwei-

zweifelt durch einen Geistlichen zurückstellen lassen. In soweit als es den Dieb gereuet hat, vor dem Leibe des heiligen Menas einen falschen Eid geschworen zu haben, hat der Jud dem heiligen Menas die Zurückstellung allerdings zu verdanken gehabt. Und dann wird die gemeine Sage eine Erscheinung des heiligen Menas daraus gemacht haben. Das kann nicht einmal durch ein Mirakel geschehen, daß ein **verletztes** Sigil **nicht verletzet** worden; * wie eure Hochwürden sagten, daß dem Juden der Sack, den der Christ mit **erbrochenem Sigil** ausgeleeret, und das Geld zu seinem Nutzen verwendet hat, **unverletztes Sigils** wieder zurückgestellet worden. Uibrigens können sich eure Hochwürden aus dieser Geschichte selbst ein Beispiel nehmen, daß, da der heilige Menas den Juden so freundlich angesehen hat, eure Hochwürden doch auch den Juden freundliche Anblicke gönnen.

P. Sim.

---

* Quod factum est, infectum fieri nequit.

P. Sim. Ich kann mir nicht helfen; einen Juden kann ich nicht leiden: und ich weiß nicht, ob das, was man jetzt alles zu Gunsten der Juden thut, Gott wohlgefählig sey.

Schätzm. Daran zweifeln eure Hochwürden gar nicht; denn die Erfüllung des Gebothes der Liebe gegen unsere Nebenmenschen, welches er ohne Unterschied der Religion durch die Vernunft, und in der Offenbarung als ein Hauptgesetz gelehret hat, muß ihm nothwendig gefahlen.

P. Sim. Unter der Regierung Juliani Apostatæ hat man auch die Juden wieder begünstigen wollen. Ja es wurde ihnen sogar erlaubt, ihren Tempel zu Jerusalem aufs neue zu erbauen. Es war schon der Grund gelegt. Allein der heilige Bischof Zirillus hat gleich gesagt: Es wird doch kein Stein auf dem anderen bleiben, wie dieses Christus selbst vorgesagt hat.

Schätz. Christus hat nur von dem Tempel, der zu seiner Zeit stand, dieses gesagt. Er

hat auch die ganze Zerſtörung Jeruſalems als eine Folge des hartnäckigen aufrühreriſchen Betragens der Juden vorgeſagt. Deßwegen iſt aber doch ſeitdem ſchon eine neue Stadt Jeruſalem gebauet worden.

P. Sim. Laſſen wir das gut ſeyn. Des Zirillus Weiſſagung iſt doch auch erfüllet worden; denn was geſchicht? Folgende Nacht erhebt ſich ein entſetzliches Erdbeben; zerrüttet den völligen Grund, und ſtreuet die größten Steine aller Orten auseinander. Auch Feuer fiel vom Himmel, und verzehrte allen Vorrath, alles Zugehör, allen Zeug, ſo zum Bau zuſammgebracht worden. Ja, was noch verwunderlicher; da die Juden über ſolches Getümmel erwachet, erſah ein jeder hellſcheinende Kreuzlein auf ſeinen Kleidern, welche ſich weder mit Waſſer, noch mit Seife, noch Salpeter, noch auf andere Art abwaſchen, und austilgen lieſſen; worauf ſich freylich viele Juden bekehret haben.

P. Per. Dieſe Geſchichte hat keine authentiſche Urkunde für ſich.

P. Sim.

P. Sim. Sind eure Hochwürden auch wieder munter? Nun kann ich mich schon auf mehrere Widersprüche wieder gefaßt halten. Sie sind der ungläubige Thomas.

P. Pet. Ich glaube vom Herzen gern, was einen guten Grund hat; über alle Erzählungen aber, die nur von einer bloßen Sage herkommen, mache ich das Kreuz.

P. Sim. Ist recht viel, daß eure Hochwürden noch auf das Kreuz etwas halten.

P. Pet. O! das bleibt mir immerwehrend ein schätzbares Zeichen der christlichen Religion. Aber mit der Menge Kreuzpartikel, und mit der übertriebenen Verehrung derselben bin ich wohl nicht verstanden.

P. Sim. Da haben wir's ja schon; eure Hochwürden lassen vielleicht gar nicht einmal zu, daß das Kreuz Christi ist erfunden worden.

P. Pet. Baronius gesteht ja selbst seine Verwunderung ein, daß der kirchliche Geschichtschreiber Eusebius, welcher der beste Zeug hätte seyn können; welcher die Geschichte der heiligen Helena so genau beschrieben hat; welcher die vom Konstantinus zu Jerusalem erbaute vortrefliche Kirche so ausführlich vorgestellet, der Erfindung des Kreuzes mit keinem Worte gedacht habe. Nur Russinus, der nicht allerdings ein glaubwürdiger Skribent ist, hat im ersten Buch seiner Kirchengeschichte; Zirillus von Jerusalem in einem Briefe an Konstantinus; und Ambrosius in einer Rede an Theodosius von dieser Begebenheit Meldung gethan, welche freylich sodann mehrere nachgeschrieben haben. Uiberhaupt lauten die Aussagen von dieser Kreuzerfindung sehr verschieden. Die heilige Helena hat es gewiß gut gemeinet, da sie Jerusalem reinigen wollte. Aber in die Volksbegriffe ist daselbst nach der Zeit vieles der Wahrheit und reinen Andacht entgegen gesetztes gebracht worden; und vieles ist in Aberglauben ausgeartet. Haben eure Hochwürden nicht den Brief des heiligen Hieronimus an den Paulinus gelesen; worinn die Thorheit bei den

Kri-

Reiſen nach Jeruſalem und zum heiligen Grab gezeiget wird? Haben eure Hochwürden unter den Werken des Gregorius Nyſſenus nicht auch jene Rede geleſen, die er eigens wieder die gehalten, die nach Jeruſalem Wahlfahrten gethan?

P. Sim. Was gehen mich dieſe Briefe und Reden an? ich habe ſie nicht geleſen, und werde ſie nicht leſen. Ich verehre einmal jeden Kreuzpartickel mit ganzem Vertrauen.

P. Per. Daran thun eure Hochwürden übel. Keine Statue eines Heiligen, und kein Partickel des Kreuzes, wenn er noch ſo authentiſch wäre, verdienet ein Vertrauen. Das Vertrauen muß nur auf Gott, nicht auf ein Holz oder andere Materie gerichtet ſeyn. Dergleichen Dinge können uns deſſen erinnern, auf den wir vertrauen ſollen; ſie ſelbſt aber müſſen nicht mit Vertrauen und mit einer abergläubiſchen Andächtelei geehret werden.

P. Sim. Genug, daß das Kreuz das Inſtrument zu unſerer Erlöſung war.

P. Per.

P. Per. Auf dieſe Weiſe müßten eure Hochwürden auch die Juden mit einem beſonderen Vertrauen ehren, weil ihre Vorfahrer gleichfalls ein ſolches Inſtrument waren; und doch haben eure Hochwürden geſagt, daß ſie ein abgeſagter Feind von Juden ſeyn, weil ihre Vorfahrer Chriſtum gekreuziget haben.

P. Sim. Das Kreuz war ein unſchuldiges lebloſes Ding, was zur Kreuzigung in ſich nichts beitrug.

P. Per. Nun ſo war es alſo auch kein eigentliches Inſtrument, dem wir die Erlöſung zu verdanken haben; Dieſer Dank gebühret unſerem lieben Gott allein. Übel genug, daß ſoviele zweydeutige Ausdrücke vom Kreuze Chriſti gebraucht werden. Das Zeichen des Kreuzes behält nur immer in ſoweit ſeinen uralten Werth, als wir dadurch bekennen, die Religion desjenigen zu haben, der für uns am Kreuze geſtorben iſt. Das Holz des Kreuzes ſelbſten, wenn es noch vorhanden iſt, iſt ein Holz; und ein Holz muß mit keinem Vertrauen beehret werden. Haben ſie jemal geſehen,

sehen, daß die Ritter des Adlerordens, obwohl sie ihr Ordenszeichen in Ehren halten, auch den wirklichen Adlern eine vertrauliche Verehrung deßwegen bezeugen?

Schäzm. Dem Pater Simeon ist gewiß leid, daß die Kreuzzieher nicht mehr umgehen.

P. Sim. Das Kreuzziehen war immer eine auferbauliche Sache.

P. Pet. Das haben die Mönche erfunden, welche den Text: **Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt, und folget mir nach, der ist meiner nicht wert**, nach dem Buchstaben genommen, sich hölzerne Kreuze gemacht, und auf den Schultern herumgetragen; deßwegen aber nur von unwissenden und abergläubischen Leuten belobet worden. * Von Bescheidenen sind sie ausgelacht worden.

* Quidam districtissimi monachorum, habentes quidem zelum Dei, sed non secundum Scientiam, fecerunt sibi cruces ligneas, easque jugiter humeris

P. Sim. Schlafen euer Hochwürden lieber wieder ein.

Vonduk. Bringen sie mir allerseits meinen Pater Simeon in keine üble Laune — Halt, Schwager halt!

P. Sim. Bricht etwas am Wagen?

Vonduk. Nein; nein! am Wagen ist alles gut. Aber der gute Isak ein Jud, der eben in dem Orte zu Hause, wo die nächste Poststa- zion ist, geht da zu Fuß. Ich muß ihn her- einsitzen lassen. Ich setze mich auf den Sitz vor die Kutsche hinaus.

P. Sim. Aber was fällt dem Herrn Va- ter ein? Warum muß dieser Jud zu uns in Wagen herein. O mein Gott! o mein Gott! wä-

---

circumferentes non ædificationem, sed risum cunctis videntibus intulerunt. Cassianus Co lat. VIII. c. III. Istiusmodi adfectata agendi ratio ab antiquis generatim condemnata, nec nisi ab indoctis et Superstitiosis adprobata fuit. Bingh. VII. pag. 53.

wäre ich nur nicht aufgeſeſſen. Ich gehe zu Fuß, Herr Vater!

Kondukt. Seyn ſie nur geſcheid, und bleiben ſie —

Schütz. Denken ſie auf den freundlichen Anblick, den der heilige Menas gemacht hat.

Kondukt. Nur daher, mein lieber Iſak. Der Herr Friſeur rückt an mein Ort; der Herr Buchhändler auf das Ort des Herrn Friſeurs; und mein guter Iſak ſetzet ſich da gerade dem Pater Simeon gegenüber.

Iſak. Schönſten Dank, Herr Kondukteur! ſchönſten Dank für dieſe Erlaubniß. Ich bediene mich derſelben mit Vergnügen; denn ich bin wirklich müde.

Kondukt. Nun, Pater Simeon! erzählen ſie nur weiter; ich höre ein jedes Wort auf meinen Siz hinaus; werde mir auch die Freyheit nehmen, öfters in Wagen hinein zu re-

den. — Ich ſitze ſchon wieder, Schwager! fahr nur zu.

Iſak. Ich inkommodire eure Hochwürden doch nicht? Belieben ſie nur ihre Füſſe auszuſtrecken. Man ſitzt nicht gut, wenn man nicht die Füſſe ausſtreckt, und aneinander ſchlieſſet.

P. Sim. Habe der Herr keine Sorge für meine Füſſe.

Iſak. Ich halte es aber für meine Pflicht, beſorgt zu ſeyn; und dieſe Beſorgnuß und Achtung verdienen ſie wohl. Es iſt hart genug, daß ſie keine eigentliche Schuhe, und gar keine Strümpfe haben.

P. Sim. Das geht den Herrn nichts an, daß ich keine Schuhe und Strümpfe habe. Werden wohl viel hundert Juden auch keine Schuh und keinen Strumpf anzulegen haben.

Iſak. Nun ich habe es ja gut, und nicht übel gemeynt.

P. Pet.

P. Per. Herr Isak! dem Pater Simeon müssen sie nichts für übel nehmen; er hat noch Überbleibsel von einer Hirnentzündung.

Isak. Bedaure vom Herzen.

P. Sim. Reverende Pater! das ist ziemlich grob. Die P. P. Kapuziner haben weiter nicht nothwendig, den P. P. Franziskanern über Grobheiten Vorwürfe zu machen.

P. Per. Sehen sie nun selbst, was sie für ein schlechter Nachahmer ihres heiligen Namenspatrons sind, der es für das größte Glück und für das größte Verdienst gehalten hat, daß er für einen Narren verrufen worden.

P. Sim. Das ist auch ihr Glück, daß sie mich auf meinen Namenspatron erinnern, sonst wollte ich ihnen etwas anderes sagen.

Schlazm. Nichts fehlt uns jetzt, als daß wir nicht auch ein Frauenzimmer bei uns im Wagen haben.

P. Sim.

P. Sim. Ja, ja! das gieng uns noch ab.

Schätzm. Sind eure Hochwürden gar ein ſo groſſer Feind vom Frauenzimmer?

P. Sim. Ich bin immer ſehr froh, wenn ſie weit von mir hinweg ſind.

Friſ. Da taugeten eure Hochwürden auch zu keinem Damenfriſeur. Die müſſen immer um das Frauenzimmer ſeyn.

P. Sim. Der Herr hat auch nur ſolang ſchlaffen können, bis der Diskours vom Frauenzimmer angieng?

Friſ. Meine gröſte Wohlthäterinn war eine rechtſchaffene Dame.

P. Sim. Ich verlange mir keinen Kreuzer von dem, was der Herr von ihr bekommen hat.

Friſ. Eure Hochwürden werden ja doch ſelbſt von Damen da und dort Almoſen bekommen haben?

P. Sim. Was iſt das für ein einfältiges Reden? Glaubt der Herr Friſeur, daß die Franziskaner auf dieſe Art Geld zu bekommen wiſſen, wie die Friſeurs?

Friſ. Ich ſage ja nicht, daß ſie auf unerlaubte Art von Damen ein Almoſen bekommen haben. Auch ich habe in meinem Leben nicht auf ſchlechte Art mir ein Geld bey Damen erworben. Die Dame, deren Wohlthätigkeit ich mein Aufkommen zu danken habe, war eine alte Dame, die mir und meinen Aeltern aus der Noth half.

P. Per. Jetzt haben eure Hochwürden mit ihrer üblen Vermuthung kein gutes Beiſpiel gegeben.

P. Sim. Ich bitte eure Hochwürden nochmal; ſchlafen ſie wieder ein.

Schlgm.

Schätzm. Wir wollen nun aber wiſſen, warum eure Hochwürden dem Frauenzimmer ſo gar feind ſind.

P. Sim. Weiber ſtecken voll böſer Liſt, und ſind des Teufels Werkzeug, die heiligen Männer zu betrügen; wie es der Pater Ribadeneira in ſo vielen Lebensbeſchreibungen der Heiligen dergeſtalt beſchreibt, daß ich es mir gar nicht getraue, ihm wörtlich nachzuerzählen; weil die Art zu kareſiren, deren ſich die Weiber bedienen, gar zu ausführlich beſchrieben iſt. * Wenn ſonſt nichts wäre; ſo iſt das unnütze Plaudern der Weiber ſchon genug. Selbſt die heilige Thereſia hat ihr vorhinniges unnützes Plaudern zwanzig Jahre von der Vollkommenheit abgehalten. Aber es bleibt beim Plaudern nicht. Das hat der heilige Abt Eugenius erfahren, der doch ſelbſt ein Weibsbild war.

Schätzm.

---

* Im Leben des heiligen Joſaphat. Im Leben des heiligen Martinianus.

Schätzm. Eure Hochwürden werden doch nicht träumen. Ein Weibsbild war ein Abt eines Mannsklosters?

P. Sim. Ja, ja! ein Weibsbild war ein Abt eines Mannsklosters. Eugenia, aus Begierde in ein Mannskloster aufgenommen zu werden, verstellte sich in männliche Kleidung, und bat den Abten Helenus, der zugleich Bischof war, um in sein Kloster aufgenommen zu werden. Dem gottseligen Vorsteher war zwar aus göttlicher Eingebung nicht verhalten, daß Eugenia ein Weibsbild sey; aber aus keinem anderen Ziele, als Gott zu dienen, sich unter dem Namen Eugenius und der männlichen Kleidung verbergen wolle.

Schätzm. Der Abt Helenus hat also gewußt, daß sie ein Weibsbild sey; und hat sie doch in das Mannskloster aufgenommen?

P. Sim. Ja, ja! er hat es gewußt, und hat sie aufgenommen; und nach seinem Tode ist Eugenia Abt geworden. Allein die gottlose Melanzia hat aus boshafter Rache, weil Eugenia in ihr

un-

unkenſches Begehren nicht einwilligte, dieſen verſtellten Abten angeklagt, er habe ſie mit Gewalt zur Ungebühr zwingen wollen; und hierauf iſt entdecket worden, daß der Abt Eugenius eine Eugenia ſey. Denn Eugenia (wie Pater Kochem ſchreibt) riß ihre Kleider von einander; und der Landpfleger ſammt allen denen, ſo mit zu Gericht ſaſſen, ſahen klärlich, daß ſie kein Mann, ſondern ein Weibsbild war. Und der Ausgang war gerade wie in einer Komödie; der Landpfleger war ihr Vater, und die Rathsherren ihre Brüder, die Anfangs den ſeltſamen Abten bewunderten, bis ſie ſich ihnen entdeckte; wornach die Mutter auch hievon berichtiget wurde, und dieſem Spectakel zueilte.

Schizm. Dieſe Eugenia muß als Geiſtlicher und als Abt auch von Gott diſpenſirt worden ſeyn, ſich in alle Kirchenverrichtungen einzumengen, von welchen ſonſt die Weiber ausgeſchloſſen ſind; denn der vorige Abt, der ſie aufnahm, war nach der von euer Hochwürden aus der Legende genommenen Erzählung zugleich ein Biſchof.

P. Sim.

P. Sim. Der Pater Ribadeneira merket hierüber nichts an.

Schätzm. Eure Hochwürden werden aber doch unter den Frauenzimmern einen Unterſchied machen. Es giebt üppige, es giebt aber auch wohlerzogene, ſittſame, ehrbare, und tugendhafte Weibsbilder; und alte Frauen können eure Hochwürden ſchon gar nicht für gefährlich halten.

P. Sim. Mein lieber Herr Schätzmeiſter! der Pater Ribadeneira gibt eine ſchöne Probe jenes alten Sprichwortes; wo der Teufel nicht hin kann, da ſchicket er ein altes Weib hin.

Schätzm. Das iſt ja erſtaunlich, wie in den Legenden das Frauenvolk hergenommen wird. Mich wundert nur, daß die Legenden bei ſo vielen Weibern noch Lieblingsbücher ſeyn können.

P. Sim. Die meiſten leſen die Legenden nicht mehr recht aufmerkſam. Daß ich alſo ihnen von dieſer Probe ſage; ſo müſſen ſie wiſ-

ſen, daß, da der Teufel die heilige Eliſabeth zu keiner Ungeduld bringen konnte, er ſich hiezu eines alten Weibes bedienet habe. Eliſabeth gieng ganz ſchlecht und allein gleich jedem armen unachtbaren Weibe in ihren heiligen Gedanken den ſchmalen Nebenpfad eines mit tiefem Koth angeſchwellten Hohlweges. Da begegnete ihr der alte Werkzeug des Teufels, und ſtieß die heilige Fürſtinn, weil ſie ihr wegen gar zu groſſer Enge nicht völlig aus dem Wege tretten konnte, mit ſolcher Gewalt in die ſtinkende Kothlacke, daß der Pful faſt über den Kopf zuſammſchlug. Allein die heilige Eliſabeth ließ nicht den mindeſten Unwillen bemerken. Mit lachendem Munde über und über beſudelt kroch ſie auf Händen und Füſſen aus dem Wuſte hervor, und ſäuberte wieder mit freudigem Gemüthe ihre Kleider. Sehen der Herr Schätzmeiſter die vom Pater Ribadeneira ſtattlich angeführte unlaugbare Probe, daß, wo der Teufel nicht hin kann, er ein altes Weib ſchicke.

Schätzm. Das ſehe ich hieraus ganz und gar nicht. Das alte Weib war gewiß nicht

eine abgeſandte des Teufels; ſondern ſie war ein grobes, altes, vielleicht ſchon halbblindes Weib, welches etwa auch die ſchlechter gekleidete, und gleich einem armen Weibe daher gehende heilige Eliſabeth nicht kannte, und welcher die Heilige nicht genug ausweichen konnte. Die heilige Eliſabeth in der Geduld hierüber nachzuahmen, finde ich ganz ſchön; aber den Pater Ribadeneira möchte ich in Anführung ſolcher Probe von dem Satz; daß der Teufel ein altes Weib hinſchicke, wohin er nicht kommen kann, keineswegs nachahmen.

Friſ. Von unſeren Mädchen, beſonders wenn ſie ſchön geputzt und geſchminket ſind, würde wohl keine ſo geduldig und ohne Unwillen ſeyn, wenn ſie in eine Kothlache fiele.

P. Sim. Ich bitte den Herrn, ſey mir der Herr von der Weiberſchminke ſtill; von der kann ich gar nichts hören. Leſe der Herr den Pater Ribadeneira, was dieſer von der Weiberſchminke ſchreibt.

Friſ.

Friſ. Erzählen es uns eure Hochwürden lieber; wir möchten nie Gelegenheit haben, den Ribadeneira zu leſen.

P. Sim. Nun ſo hören ſie alſo. Sieben andächtige Frauen waren es, die ſich einen ganz anderen Anſtrich, als die heutigen Weltdocken zu machen wußten. Sie trockneten das Blut, was aus dem zerfleiſchten Leibe des heiligen Martyrers Blaſius häufig herausſchoß, von der Erde auf, und färbten ihre Wangen damit, mehr den Augen Gottes, als der Welt hiedurch eine angenehme Geſtalt vorzuſtellen. O wie weit gereimter (ruft Ribadeneira auf) wie weit ſchöner zierte ſolcher Anſtrich die Wangen dieſer Frauen, als jene Schminke, womit die gottloſe Jezabel ihre Augen beſtrich; oder der Krokodillenkoth, mit denen, wie Antiphorus bezeuget, die Weiber das Angeſicht zu färben pflegten. Klemens Alexandrinus ſetzet vom gemeldten lobwürdigen Anſtrich dieſe Worte bei: Solche Weibsbilder, die ſich zu ſchminken den Krokodillenkoth gebrauchen, oder mit Meerſpinnenſchaum ſich beſchmieren, ſind nicht ein, ſondern dreyfach nicht wert, daß ſie die Son-

ne

ne beſcheine. O wie viel glücklicher waren ſie, als jene Popäa, die Ehegemahlinn des Kaiſers Domitius Nero, die aller Orten ſich fünfhundert trächtige Eſelinnen nachtreiben ließ, in deren Milch ſie den Leib gleichſam beizete, um die Haut ihres Angeſichtes ſolchergeſtalt auszudehnen, die Runzeln abzuebnen, und die Weiſſe zu erhalten. — Das iſt ja eine eſelhafte Schmink.

Schätzm. Ja, ja! da haben eure Hochwürden recht.

Kondukt. Halt, Schwager! halt!

P. Sim. Was giebt es denn ſchon wieder?

Schätzm. Es iſt hier ein Hufſchmied. Vielleicht läßt der Herr Kondukteur einem Pferde die Hufeiſen befeſtigen.

Friſ. Es ſtehet ja ein zerbrochener Wagen vor der Schmiede?

Schätzm. Wirklich. Es iſt ein Rad daran gebrochen. Dieſer zerbrochene Wagen muß der Frau, die darneben ſteht, zugehören. —. Schau, ſchau! wie freundlich der Herr Kondukteur mit dieſem Frauenzimmer ſpricht.

Iſak. O! das iſt die Gemahlinn des Herrn Paſtors von der evangeliſchen Gemeinde des Ortes; wo wir jetzt hinkommen. Gewis iſt der guten Frau im Nachhausfahren der Wagen gebrochen.

Friſ. Jetzt kömmt der Herr Kondukteur mit ihr zu uns her.

P. Sim. Nun, ich will ja nicht hoffen, daß etwa dieſe auch einſitzet?

Kondukt. Ich weis, der Herr Friſeur haben ſoviele Achtung für dieſe Madam, und ſetzen ſich zu mir vor den Wagen heraus, damit ſie darinn Platz bekomme.

P. Sim. Das iſt doch entſetzlich!

Friſ.

Friſ. Mit Vergnügen.

P. Sim. Warum ſteigen denn eure Hochwürden Pater Petrus auf des Herrn Friſeurs ſeinen Platz?

P. Pet. Ich ſitze ſchon, und recht gut. Nicht alle Leute können in den Wägen unten anſitzen. Und der Wohlſtand fodert es, daß man der Madam den oberen Platz einräume.

Vonduk. Nun alſo, Madam! nur hinauf, gerade neben dem Pater Simeon.

Paſtorinn. Sie ſind allerſeits gar zu gütig. Ich wäre an einem anderen Platze auch gut geſeſſen. — O rücken eure Hochwürden Pater Simeon nicht ſo ſehr hinüber; ich habe übrigen Platz.

P. Sim. (Mit ſich ſelbſt:) Vor meiner ein Jud, neben meiner ein Weibsbild, und gar eine Paſtorsfrau!

Vonduk. Fahre nur wieder zu, Schwager!

Schätzm. Haben ſie ein Unglück gehabt, Madam?

Paſtorinn. Ein Rad zerbrach mir in meinem Wagen. Es wird eine Welle hergehen, bis der Schmied mit einem eiſenen Bande hilft. Allein der Knecht kömmt früh genug nach Hauſe; ich aber ſollte ſchon zu Hauſe ſeyn; und ſowohl vom Herrn Kondukteur; als von ihnen allerſeits iſt es mir eine überaus groſſe Gefälligkeit, daß ſie mich mitkommen laſſen.

Schätzm. Ich habe die Ehre, ſie zu verſichern, daß keiner in unſerem Wagen iſt, dem es nicht ein ausnehmendes Vergnügen wäre, daß wir eine ſolche Geſellſchafterinn bekamen.

P. Sim. Deus, in adjutorium meum intende.

Schätzm. Was belieben euro Hochwürden Pater Simeon zu ſagen?

P. Sim. Ich fange nur an, ein wenig zu bethen.

Schätzm.

Schätzm. O jetzt iſt keine Zeit dazu. Wir kommen ohnehin bald an Ort und Stelle; da haben eure Hochwürden Zeit genug, zu bethen.

Paſtor. Das ſind die Hauptbeſchäftigungen der geiſtlichen Herren, bethen, auf Predigten ſtudieren, predigen, Bücher ſchreiben.

P. Sim. Da thun ſie mir unrecht, Madam! Ich ſchreibe das ganze Jahr nichts, als etwa alle Wochen einen Brief an meine Guthäter. Werden ſchon von anderen Leuten Bücher und Büchein über verſchiedene Gegenſtände, daß es Gott erbarm, recht gar ſauber geſchrieben.

Buchhändl. Die Herren Authoren haben eine gute Weile Stillſtand gemacht.

P. Sim. Nun das iſt das erſte Wort, das ich auf der ganzen Reiſe vom Herrn Buchhändler höre.

Buchhändl. Ich pflege immer im Fahren ſehr wenig zu reden.

P. Sim. Sie haben auch aus allen in währendem Fahren am ſtärkeſten und längſten geſchlafen.

Buchhändl. Wirklich kann ich mich im Fahren des Schlafens kaum erwehren; und heut war es mir ſchon gar nicht möglich, weil ich die vergangene Nacht nichts geſchlafen habe.

P. Sim. Aber wunderlich. Bei der Rede von Juden iſt der Herr Schätzmeiſter, beim Diskours vom Frauenzimmer der Herr Friſeur, und bei der Meldung vom Bücherſchreiben der Herr Buchhändler redend und munter geworden.

Iſak. Haben ſie, noch ehe ich kam, von Juden geſprochen?

Schätzm. Ja, und zwar alles gutes. Der Pater Simeon iſt gar beſonders gut für ſie geſinnet.

Iſak. Das freut mich vom Herzen.

P. Sim.

P Sim. Darf ich wieder einmal mit meinem Tobak aufwarten? Zwar der Herr Iſak und die Madam werden keinen nehmen; denn die Frauenzimmer ſchnupfen nicht gern Tobak, und der Herr Iſak wird ſelbſt einen beſſeren haben, als ich.

Paſtor. Ich danke, ich ſchnupfe keinen.

Iſak. Weil eure Hochwürden ein ſo guter Freund von uns ſind; ſo werde ich recht in die Doſe greifen.

Schlezm. Laſſen eure Hochwürden die Doſe gleich herumgehen.

P. Sim. Wie's beliebt.

Iſak. Wie befindet ſich dero Herr Gemahl, Madam?

Paſtor. Ich danke für die Frage; er iſt recht geſund.

Buchh. Der Herr Gemahl wird wohl die neue Auflage vom Jerusalem richtig bekommen haben, die ich ihm eingeschicket?

Pastor. Ich zweifle ganz und gar nicht; er läßt mich aber wenig von seinen Büchern wissen.

P. Sim. Ist von Jerusalem etwas neues heraus?

Buchh. Eine neue und zwar schöne Auflage.

P. Sim. Die muß ich mir auch beischaffen. Weil ich selbst in Jerusalem war; so kann ich am besten urtheilen, ob es wahr schreibt.

Buchh. O das ist nicht von der Stadt Jerusalem, sondern vom Herrn Abt von Jerusalem.

P. Sim. Von einem Abten zu Jerusalem habe ich nichts gehöret, und dort auch nichts gesehen.

Buchh.

Buchh. Dieſer Abt iſt ein Glaubensgenoſſener der Madame. Sein Name iſt nur Jeruſalem. Er ſchreibt recht ſchön, ſo, daß auch jeder katholiſche Geiſtliche ſeine Werke benutzen kann.

P. Sim. Schuldigen Dank! Wenn ſie einmal eine neue Auflage vom Pater Kochem, oder Alphonſus, oder ſonſt von einer ſchönen Legende der Heiligen bekommen; ſo bitte ich, auf mich nicht zu vergeſſen.

Buchh. Die Legende des Paters Kochems darf ja nicht mehr eingeführet werden; und es wird bald mehreren Legenden ſo ergehen.

P. Sim. Warum das?

Buchh. Man ſagt, es ſey zu viel unſinniges und fabelhaftes darinn.

P. Sim. Wer ſagt das? Die Herrn Aufklärer, nicht wahr? Das gienge noch ab, daß keine Legenden auch mehr geleſen werden ſollten. — Zwar ich ſollte jetzt von den Leben unſerer Heiligen nichts mehr reden; denn die

Ma-

Madam da neben meiner wird vermuthlich ihrer Religion auch nichts darauf halten.

Paſtor. Ich bitte um Vergebung! Meine Religion verbeut es nicht; ſondern bringt es vielmehr mit ſich, daß man allen rechtſchaffenen und tugendhaften Leuten Gerechtigkeit und Ehre wiederfahren laſſe. Schöne Thaten machen jeden auch nach dem Tode noch ehrwürdig. Ja ich glaube, es iſt ſchon eine natürliche Pflicht, ſchöne Handlungen und Tugenden anderer nachzuahmen, und ſie durch ſolche Nachahmung zu ehren. Gute Kinder, Schüler, Untergebne, Freunde bemühen ſich gewis vorzüglich, ihre Aeltern, Lehrmeiſter, Vorgeſetzte, Freunde mit Nachahmung guter Beiſpiele zu ehren. Ich wüßte ſelbſt nicht, warum man die, die im Rufe eines tugendhaften Lebenswandels verſtorben ſind, nicht durch Nachahmung wahrer Tugenden ſolle ehren dürfen.

P. Sim. Mit der Nachahmung allein iſt noch nicht alles ausgerichtet. Wir zwey ſind in unſeren Meynungen noch weit auseinander, ſo nahe wir auch jetzt beyſamm ſitzen.

Paſtor.

Paſtor. Seyn eure Hochwürden verſichert; ich leſe auch recht gern, und laſſe mir auch gerne ſolche Geſchichten erzählen; worinn ſchöne tugendhafte Handlungen wahrhaft beſchrieben ſind. Solche wahrhafte Geſchichten geben wirklich vielen Troſt, und neuen Antrieb zur Tugend; weil man nämlich hieraus lieſt und höret, wie vom denen, die doch auch Menſchen waren, wie wir ſind, durch die Gnade Gottes, die menſchlichen, geiſtlichen, häuslichen, bürgerlichen, und chriſtlichen Pflichten erfüllet worden.

P. Sim. Wir ſind noch immer weit voneinander,

Paſtor. Ich dächte, hierinn ſeyn wir gar nicht weit auseinander.

P. Sim. O noch gar weit, noch etliche hundert Meilen ſind ſie von der Station, der ich entgegen ſehe.

Paſt.

Friſ. (Vom äuſſeren Sitz in Wagen hinein) da wäre ich untröſtlich, wenn wir noch ſo lange zu fahren hätten. —

P. Sim. Ich bitte den Herrn, halte der Herr ſein Maul! der Herr muß ſich über keinen Religionsdiskours wagen; dazu iſt der Herr viel zu ſchwach. Bei Religionskontroverſen iſt nämlich nicht genug, daß der Kopf äuſſerlich friſirt iſt; er muß auch innerlich friſirt ſeyn. Und der Herr wird uns Franziskanern nicht lehren, wie wir reden müſſen, wenn wir eine Konventikuln machen wollen.

Friſ. Vergeben mir aber eure Hochwürden, daß auch ich ihnen einmal ein paar trockene Worte in Wagen hinein ſage. Ich habe mich in keinen Religionsdiskours gewagt, ſondern nur geſagt, daß ich nicht mehr hundert Meilen Wegs fahren möchte. In Religionsdiſpute werde ich mich Zeit Lebens nicht wagen; denn wenn ſchon auch nicht Geſetze hierüber beſtünden; ſo giebt es mir meine Vernunft, und die natürliche Regel des Wohlſtandes, daß auf dem Poſtwagen, und an jedem Orte, wo verſchie-

ſchiedene Religionspartheyen beiſamm ſind, kein Religionsdiſput, keine Kontroverſien, und keine Proſelitenmacherey angefangen werden müſſe. Das thun ſogar unſere vernünftige Bauernleute nicht mehr; ſondern ſie leben, handeln, und wandeln mitſamm ohne den mindeſten Religionsdiskours, oder toleranzwidrigen Zank; und hieraus ſchlieſſe ich, daß ſie innerlich gut friſirte Köpfe haben müſſen.

Schäzm. Nun wir ſind ja die ganze Zeit her freundſchaftlich und luſtig mitſamm gefahren; wir werden uns alſo doch jezt nicht entzweyen, wo wir ſchon bald an Ort und Ende ſind.

Paſtor. Ich wäre untröſtlich, wenn ich meinerſeits hiezu eine Gelegenheit geben ſollte. Ich glaube nicht, daß ich nur ein einziges Wort zur Beleidigung der Religion meiner wertheſten Reiſegefährten geſprochen habe.

Schäzm. Ganz und gar nicht, Madam! Ich will nur den Pater Simeon mit dem Herrn Friſeur wieder vereinigen.

P. Sim.

P. Sim. Kontroverſien, Proſelitenmacherey, und daß ſich das in Poſtwagen nicht hereinſchicke, mir vorzuwerfen! was das für ein naſenweiſer Menſch iſt.

Schätzm. Seyn ſie gut, ſeyn ſie gut, Pater Simeon! Ich weiß, der Herr Friſeur redet kein Wort mehr; und die Madame iſt gleichfalls ſo beſcheiden, daß ſie nicht einmal im Stande iſt, von ihrem Diskurs beleidiget zu werden.

P. Sim. Das habe ich auch nicht im Sinne. Ich habe ja mit der Madam ganz gut geredet. Wenn der Herr Friſeur ſo hohgelehrt iſt, ſo ſolle er nur entſcheiden, ob die Madam recht hat, da ſie ſagt; daß wir in Rückſicht auf die Begriffe von Heiligen gar nicht weit voneinander ſind; oder ob ich recht habe, da ich ſage, daß wir hierinn noch hundert Meilen Weges voneinander ſind.

Schätzm. Kein Wort reden ſie mir mehr in unſeren Wagen herein, Herr Friſeur:

Zonduk.

Vonduk. Ich halte ihn feſt; er darf nicht einmal mehr in Wagen hineinſehen.

P. Sim. Ja, meine Madam! wir ſind in unſeren Meynungen von Heiligen noch weit voneinander. Wir haben auch Andachten zu den Heiligen; ſie aber nicht. Sehen ſie die Weite, die uns noch von einander entfernet?

Paſtor. Aber erlauben mir eure Hochwürden nur eine Frage.

P. Sim. Auf alle Weiſe.

Paſtor. Lehret denn die katholiſche Kirche, die Andacht zu den Heiligen ſey den Chriſten unumgänglich und unentbehrlich nothwendig, und ein allgemeines Geboth, welches einen jeglichen betreffe?

P. Sim. Was das für eine verzwickte Frage iſt.

Paſtor. Ganz und gar nicht.

P. Sim.

P. Sim. Eure Hochwürden Pater Petrus, soviel ich merke, wollen einen Tobak; darf ich aufwarten? Loquatur reverendus pater mei loco, ego non amplius habeo Solutiones objectionum in tam recenti memoria.

Schlym. Bitte auch um eine Prieſe; mich hat eben noch nie um einen Tobak ſo gelüſtet, als eben jetzt.

P. Pet. Ich habe mich ſchon vorlängſt mit nützlichen Büchern für mich und für meine künftige Pfarrkinder verſehen. Darunter iſt eins, welches ich eben da bei mir habe. Es iſt das Büchlein von der wahren Andacht, welches der berühmte Katholik Muratorius geſchrieben hat.

Buchh. O das iſt ein vortreflichs Buch. Wir allein haben ſchon die ſechſte Auflage hievon veranlaſſet; und wir werden in unſerer Buchhandlung nicht mehr, als hundert Exemplarien haben.

P. Sim.

P. Sim. Ich kenne das Buch nicht; habe auch bei uns im Konvent vom Muratorius nie etwas reden gehöret.

P. Per. Er schrieb sehr behutsam zu seinen noch haiglichen Zeiten; schonte noch recht sehr da und dort die Volksmeynungen; und doch schrieb er von der Verehrung der Heiligen folgendes. — Ich muß aber erst sehen, ob ich bei dem Stossen des Postwagens lesen kann.

Schlym. Halten eure Hochwürden nur das Buch fest an des Herrn Isaks Rücken an; so kann es durch die Stöße des Wagens weniger geschüttelt werden.

Isak. Ich lehne meinen Rücken ganz gern her. Ich halte selbst viel auf schöne und heilige Handlungen verstorbener tugendhafter Leute.

P. Sim. Ha ha! die Juden haben ja keine Heilige.

Isak.

Isak. Bitte um Vergebung. Verehren sie nicht in ihrer Kirche selbsten die Heiligen des alten Testaments?

P. Sim. Ja dieselben waren andere Juden.

P. Pet. Nun still! ich werde die hieher passende Stelle im Lesen wohl zusammbringen. Muratorius schreibt also folgendermassen: Endlich könnte es wohl auch seyn, daß einige um die Ehre der Heiligen so beeifert wären, daß sie vorgeben und ausbreiten möchten, als sey die Andacht zu den Heiligen den Christen unumgänglich und unentbehrlich nothwendig. Derjenige Schriftgelehrte, der sich zu unseren Zeiten hat einfallen lassen, zu behaupten, daß die Anruffung der Heiligen ein allgemeines Geboth sey, welches einen jeglichen betreffe, der hat zu unseren Gesetzen noch eines gesetzet, von welchen man in vorigen Zeiten nichts gewußt hat.

P. Sim.

P. Sim. Was ist das? So schreibt ein Katholik? In vorigen Zeiten soll man von einem solchen Gesetze nichts gewußt haben; da doch das Gnadenbild in unserer Kirche schon über vierhundert Jahre alt ist? Der würde unsere Kirche recht hübsch um die Andachten beim Frauenaltar, und beim Antonialtar bringen.

P. Pet. Ja ja! Muratorius ist ein guter und zwar berühmter Katholik. Hören sie nur weiter. **Es ist gewis, daß diese Nothwendigkeit, diese Schuldigkeit von der Lehre der katholischen Kirche uns nicht vorgetragen, noch auferleget werde. Sie hat in ihrer allgemeinen Versammlung zu Trient einzig und allein erkennet, daß die Anruffung der Heiligen nützlich und löblich sey; wodurch also ihr Wille und Meynung, welche so viele katholische Schriftsteller bestättiget haben, genugsam an den Tag geleget wird.**

P. Sim. Haben sie gehört, Madam! daß die Anruffung der Heiligen nützlich und löblich sey? *

Pastor. Das höre ich schon; und ich weis auch, daß die Anruffung der Heiligen in der katholischen Kirche für nützlich und löblich gehalten werde. Aber die Frage war ja nur um das; ob wir so gar weit in der Achtung der Heiligen auseinander seyn, und ob denn in der katholischen Kirche auser der Nachahmung der Heiligen in einem tugendhaften Lebenswandel auch die Anruffung der Heiligen für unumgänglich und unentbehrlich nothwendig, und für ein allgemeines jeden betreffendes Geboth gehalten werde? Dieses wird nun vom Muratorius selbst, und von so vielen katholischen Schriftstellern verneinet; hiemit können wir ja also in der Achtung der Heiligen sogar weit nicht entfernt seyn.

P. Sim.

* Muratorius von der wahren Andacht. 20. Kap.

P. Sim. Reden wir von etwas anderem.

P. Per. Ja es wird beſſer ſeyn; und ich ſtecke mein Buch auch wieder in den Sack. Mich freut es recht, Madam! daß ich Gelegenheit bekommen, ſie noch ehe kennen zu lernen, als ich meine Pfarr antrette. Ich werde Pfarrer in ihrer Nachbarſchaft; empfehlen ſie mich alſo indeſſen ihrem Herrn Gemahl. Ich werde mich bemühen, nicht nur gute Nachbarſchaft zu halten; ſondern ich hoffe zu verdienen, daß er mir auch ſeine Freundſchaft ſchenke.

Paſtor. Hierum werden wir bitten, und uns beeifern, daß wir uns ſtätte Freundſchaft von euer Hochwürden erwerben. Das iſt recht vortreflich, daß ſie zu uns in die Nachbarſchaft kommen, und daß ich ſchon heut die Ehre habe, unſeren würdigen Nachbarn kennen zu lernen.

P. Sim. (Für ſich beim Wagen hinaus) Gleich und gleich geſellt ſich gern.

P. Pet. Nach meiner Installazion werde ich mir sogleich die Ehre ausbitten, daß sie bei mir zu Mittag speisen.

P. Sim. (Für sich beim Wagen hinaus) Wünsche einen guten Appetit zum voraus.

P. Pet. Der Pater Simeon muß uns bei dieser Mittagstafel auch Gesellschaft leisten.

P. Sim. Das wird nicht seyn können.

P. Pet. Warum?

P. Sim. Bis dorthin bin ich nicht mehr in dieser Provinz. Ich habe, Gott sey Dank, endlich die Erlaubniß erhalten, ausser Landes in eine solche Provinz zu gehen, wo man die Franziskanerklöster mit Ruh läßt.

Pastor. Das werden eure Hochwürden doch nicht thun; bleiben sie bei uns. Sie werden ja gute Pension bekommen, und dann können sie auch bei uns gut und ruhig leben.

P. Sim.

P. Sim. Penſion! Penſion! ein Franziskaner ſoll nicht von der Penſion, ſondern von der Sammlung leben. Es iſt ein altes Sprichwort: Ein jeder übe ſich in der Kunſt, die er gelernet hat. Ich habe die Kunſt zu betteln in meinem heiligen Orden gewis lernen müſſen, in der Kunſt will ich mich alſo auch dort üben, wo eine ſolche Uibung noch erlaubt iſt.

Schätzm. Eure Hochwürden werden ſich auch in einem anderen Lande nicht lange in dieſer Kunſt üben können; denn ſeyn ſie verſichert, in allen Ländern kömmt es noch zur Verminderung der Kloſtergeiſtlichen, und beſonders der Bettelgeiſtlichen.

P. Sim. Mein, mein! was ſagt der Herr Schätzmeiſter nicht alles? Dagegen wird Gott einen Riegel ſchieſſen.

P. Per. Gott ſchießt gewis keinen Riegel dagegen; denn Gott hat kein Kloſter, ſondern das kirchliche Lehramt geſtiftet.

Schätz. Ich war schon bei so vielen Klöster-aufhebungen; habe aber lauter Riegeln gefunden die nicht von Gott, sondern von Klostervorstehern sind angeschafft worden. Wir haben auch diese Riegeln ganz leicht hinweggeschoben.

P. Sim. Nur Geduld, nur Geduld! Es giebt noch andere Riegeln, die von Klostergeistlichen gemacht werden können. Es giebt auch noch Bischöfe, die im Riegelmachen mithelfen; und endlich haben wir Klostergeistliche schon noch Männer, die einige vom Volke selbst anreifern können, Riegeln mitzumachen.

P. Per. Das wäre eben keine Nachahmung der Heiligen, sondern vielmehr eine Nachahmung derjenigen, welche Ruhestörer und Aufwiegler sind, gegen die Warnung der heiligen Apostel: Eine jegliche Seele sey um Gotteswillen aller menschlichen Kreatur unterthan, es sey dem König, als dem vortreflichsten, oder den Befehlshabern ꝛc. * Eine jegliche Seele sey unterthan der

* I. Petri II.

der obrigkeitlichen Gewalt; was aber Gewalt hat, das ist von Gott verordnet. Derowegen, wer also der Obrigkeit widerstrebet, der widerstehet der Ordnung Gottes. Welche aber widerstreben, die werden ihnen selbst die Verdammniß gewinnen. *

P. Sim. So wär's recht! Seyn eure Hochwürden so gut, und verdammen sie gar den heiligen Pabst Gregorius den siebenten, und den heiligen Beno, die sich den Landesfürsten widersetzet haben. Ist es nicht genug, daß wir ihre Geschichten im Brevier haben verkleistern müssen? Bin ich nur in einer anderen Provinz, ich reisse die Verkleisterung gleich hinweg. Verkleistern, verkleistern! als wenn nicht jeder, der schon lange Brevier bethet, solche Stellen auswendig wüßte; und wenn es nicht alle Leute in den Legenden angerühmt lesen könnten.

P. Pet.

* Ad Rom. XIII. 1 seqq.

P. Pet. Ich verdamme den Pabsten Gregorius den siebenten, und den Beno nicht; aber ich denke, noch vor ihrem Tode werden sie ihre Widersetzlichkeit gegen die Landesfürsten, und all das durch sie verursachte Unheil bereuet, folglich dadurch wieder Gnade und Verzeihung bei Gott gefunden haben; denn wegen dessen, was sie zur Zerrüttung der Staaten unternahmen, hätten sie gewis nicht heilig werden können; und man dürfte sie nicht ohne schwereste Sünde und größte Verantwortung bei Gott in solchen der allgemeinen Ruhe entgegen gesetzten Unternehmungen nachahmen. O mein Pater Simeon! ziehen sie durch dergleichen Vorsätze sich und der Geistlichkeit doch das größte Uibel nicht über den Hals. Das größte Uibel wäre ja, wenn die Geistlichen für denjenigen Stand gehalten werden müßten, der der allgemeinen Ruhe am gefährlichsten ist. Geistliche, welche mit Sanftmuth, mit Geduld, mit Friedensliebe, mit Gehorsam, mit Ermahnung und Aneiferung zur allgemeinen Ruhe in Lehren und in Beispielen sich die ersten auszeichnen sollen, die sollen vor der ganzen Welt erscheinen als die Aufhetzer und Anführer einiger

Miß-

Mißvergnügten ? Selbſt dieſe Mißvergnügten erkennen zuletzt, daß die angezettelte Unruhe auf ihre Koſten gehe; daß ſie ſamt ihren Familien unglücklicher geworden; und daß die Folgen ihrer Unruhe, wo endlich ein Mißvergnügter den anderen würget, den anderen plündert, und um Hab und Gut bringet, und das, was einem am wertheſten ſeyn muß, nämlich die Sicherheit allerſeits verſchwunden iſt, weit drückender ſeyn, als das, was ihnen vorher als eine Bedrückung von den Aufhetzern vorgeſtellet worden. Der Ausgang ſolcher von Geiſtlichen erregten Unruhen iſt alſo immer der übelſte für die Geiſtlichkeit ſelbſt, die alles dieſes vielmehr hätte verhüten, als anſpinnen, und vermög ihres Standes die getreuen Unterthanen obliegenden Pflichten vorzüglich hätten erfüllen ſollen.

P. Sim. Ich weiß nicht, was eure Hochwürden mit den Unterthanspflichten haben wollen? Kein Prieſter iſt eigentlich ein Unterthan. Der heilige Biſchof und Martyrer Thomas von Kandelberg gieng die Punkte nicht ein, die damal ſein König haben wollte; ſo wie ſie

auch

auch jetzt leider angenommen sind, nämlich: daß keiner ohne Vorwissen des Königs nach Rom appeliren solle; daß die Bischöfe Erlaubniß vom König begehren sollen, aus dem Lande zu reisen; daß keine Exkommunikazion ohne Einwilligung des Königs gelte; daß kein Bischof die Macht habe, zeitliche Strafen wider die Unterthanen auszuüben; daß die Geistlichen den weltlichen Obrigkeiten in Rechtshändeln, in Zehenden, und geistlichen Renten untergeordnet seyn sollen. Er wurde freylich als ein Verräther behandelt; aber hierum fragte er nichts. Eben vermög seines Standes ist jeder Priester mehr, als der Landesfürst.

P. Per. Das hat weder Christus, weder ein Apostel gelehret; und hierüber ist jetzt schon ein jeder Schüler des Kirchenrechts im Stande, euer Hochwürden zu recht zu weisen.

P. Sim. Ich lasse mich von Niemanden mehr zurecht weisen, und aus den neuen Schulbüchern schon gar nicht. Hätten eure Hochwürden statt dieser Bücher das Leben des heiligen Bischofs Martinus gelesen, wie es Pater

Ko=

Kochem beſchreibt; ſo würden ſie wohl nicht mehr zweifeln, daß ein jeder Prieſter mehr als der Landesfürſt ſey. Der Kaiſer lud einmal den heiligen Martinus zu einer Mahlzeit ein, und ließ den Heiligen neben ſich ſitzen. Unter der Mahlzeit reichte ein Bedienter dem Kaiſer einen Pokal mit Wein; den aber der Kaiſer nicht annahm, ſondern dem heiligen Martinus überreichen ließ, verhoffend, er würde ihm eins zutrinken. Der heilige Mann trank, und überreichte aber ſodann das Geſchirr nicht dem Kaiſer, ſondern ſeinem Kaplan, hiedurch anzeigend, daß keine vornehmere Perſon, als eben ſein Prieſter ſich an der Tafel befinde. Uiber dieſe That (ſagt Kochem weiters) verwunderte ſich zwar der Kaiſer ſammt ſeinen Bedienten ſo hoch, daß gleich der Ruf davon den ganzen Pallaſt durchwanderte; wie daß ſankt Martinus an des Kaiſers Tafel ein Stücklein gethan, welches kein Biſchof auch an eines geringen Richters Tiſch hätte wagen dürfen.

P. Pet. Bei dieſer Tafel hat alſo der Kaiſer die erſte Martinusgans verkoſten müſſen.

P. Sim. Was fällt euer Hochwürden von einer Gans ein? Daß weis ich eben nicht, haben sie eine Gans, oder ein Schöpsenes, oder einen Kalbskopf, oder einen anderen Braten gehabt. Von Martinigänsen hat der Pater Scherrer aus der Gesellschaft Jesu gar eine schöne Predigt gehalten. Aber auf das Vorige zu kommen, so sind vormal die Priester von Landesfürsten ganz anders geehret worden. Eben dem heiligen Martinus hat mit Erlaubniß des Kaisers die Kaiserinn selbst mit eigenen Händen eine Mahlzeit zugerichtet, und ihn als eine Magd ohne einige Mithilfe an der Tafel bedient. Wenn einmal eine Kaiserinn selbst in die Küche geht, und zu kochen anfängt; da kann man doch endlich auf die Grösse der Hochachtung schliessen. Damals haben die Bischöfe nicht gleich alles gethan, was die Landesfürsten verlangt haben.

Schlagm. Ein Unglück für die damaligen Landesfürsten, daß sie durch verschiedene Umstände verhindert waren, ihre Befehle durchzusetzen; aber niemal eine Ehre für solche Bischöfe.

P. Sim.

P. Sim. Solche Bischöfe haben die Ehre für eine Eitelkeit gehalten; genug, daß es nach ihrem Kopf hat gehen müssen. Der Staat hatte mögen gleich zu Grund gehen; so haben die Bischöfe doch nicht sogleich Steuern gezahlt, wie jetzt. Der heilige Hugo Bischof zu Linkoln hat dem König Richard keinen Kreuzer zum Krieg wider die Franzosen gegeben. Der Erzbischof befahl zwar auch, daß alle Bischöfe und Prälaten etwas beitragen sollten, weil der König nicht Geld genug hatte. Aber der heilige Hugo sprach zum Erzbischof: **Wenn schon alle dem König willfahren wollen; so werde ich's dennoch nicht thun.**

Schätzm. Und der König hat damit so vorlieb genommen?

P. Sim. Der König hat zwar mit Einverständniß des Erzbischofes Soldaten geschickt, die bischöfliche Wohnung zu plündern. Aber der heilige Hugo hat in allen Kirchen der Stadt die Glocken läuten, und den König exkommuniziren lassen. Worüber kein Soldat etwas von bischöflichen Sachen angegriffen hat.

Schätzm.

Schlzm. Um solche aus zeitlichen Absichten erlassene Exkommunikazionen frägt man heut zu Tage nicht viel.

P. Sim. Sie glauben also, eine Exkommunikazion habe nicht viel zu bedeuten? Um die Kraft einer Exkommunikazion zu zeigen, hat der heilige Antonius sich ein weisses Brod herbeibringen lassen, und über dasselbe die gewöhnlichen Worte der Exkommunikazion gesprochen. Er hatte selbige kaum ausgesprochen; siehe Wunder! da veränderte sich nach Zeugniß des Ribadeneira das schneeweisse Brod augenblicklich vor den Augen aller Anwesenden in eine schwarze Kohle. Und wie er hernach über dieses Brod die Lossprechung vom Banne herabgelesen; so hat auch das Brod seine vorige Weisse wieder bekommen.

P. Per. Und dieses alles glauben sie wirklich so, wie es geschrieben ist?

P. Sim. Ich ziehe hievon gar kein Wort in Zweifel.

P. Per.

P. Per. Aber wiſſen ſie wohl, was eine Exkommunikazion iſt?

P. Sim. Ich habe es vielleicht ehe gewuſt, als eure Hochwürden noch das Wort Exkommunikazion haben ausſprechen können.

P. Per. Mir ſcheinet es doch nicht; denn die Exkommunikazion iſt eine geiſtliche Strafe, wodurch ein Chriſtgläubiger (merken ſie wohl) ein Chriſtgläubiger, nicht aber ein weiſſes Brod von der Gemeinſchaft der Kirche abgeſondert wird. Ich weis alſo nicht, wie ein weiſſes Brod, das nie eine Gemeinſchaft mit Chriſtgläubigen in gottesdienſtlichen Verrichtungen hatte, von ſolchen hat ausgeſchloſſen werden können.

P. Sim. Das ſind Spitzfindigkeiten. Nun das Brod war dennoch exkommunizirt.

Schlym. Das gute weiſſe Brod, was gar nichts verſchuldet hat, war auf dieſe Weiſe auch noch unglücklicher, als alle bisherige Exkom-

kommunizirte, deren noch keiner zu einer Kohle geworden iſt.

P. Sim. O deren ſind genug ſchon zu Kohlen geworden auf dem Scheiterhaufen, worauf ſie die heilige Inquiſition werfen ließ. Auch der heilige Antonius hat einen ketzeriſchen Arzten zu Aſche verbrennen laſſen.

P. Per. Das waren ja aber keine unmittelbaren Folgen der Exkommunikation, und Mirakel ſchon gar nicht.

P. Sim. Mirakel waren es freylich nicht; ja nicht einmal etwas ſeltſames; denn die Legende führet mehrere Heiligen an, welche aus Eifer für die Religion Juden, Ketzer, und ſolches Geſchmeiß ohne viele Zeremonien haben verbrennen laſſen.

Iſak. Bedanke mich hochwürdiger Herr für den Theil, der mich angeht; für den übrigen Theil, der auf die Madam kömmt, kann ſie ſich ſelbſt bedanken.

Paſtor.

Pastor. Ich habe es überhöret.

P. Sim. Sie müssen mir schon verzeihen, daß es mir so herausgerumpelt ist. Ich habe auf keins von ihnen beiden gedacht, daß sie da sitzen.

Schleym. Sagen uns eure Hochwürden zur Güte, welche Heilige werden denn in der Legende angeführet, die sich mit Höflichkeit ganz besonders ausgezeichnet haben?

P. Sim. Daß ist gar kein Zweifel, daß es auch höfliche Heilige gegeben hat; aber daß ich ihnen solche jetzt daher nennen sollte, das ist zuviel begehret. Ich habe auf diese Eigenschaft bei Heiligen nie eine besondere Aufmerksamkeit gerichtet, weil ich selbst kein Liebhaber von vielen Komplimenten bin. Aber wenn ich im Pater Kochem oder Ribadeneira so gelesen habe, wie dieser oder jener Heilige einem Kaiser, oder einer Kaiserinn, oder einem König, einem Hofherrn, einem Landpfleger, einem Richter, ja auch geistlichen Vorgesetzten, Pöpsten und Bischöfen, wenn diese von der heili-

gen Einfalt abgehen, es mit der Welt halten, oder sich bei Ausrottung der Feinde der Kirche doch zu weichherzig finden lieſſen, etwas recht unter die Naſe gerieben hat, da war ich in meinem Vergnügen. Ganze solche Stellen habe ich mir auswendig gemerket.

Buchh. Das Wort Vernunft wird wohl auch so selten, als das Wort Höflichkeit in Legenden vorkommen.

P. Sim. Das Wort Höflichkeit kömt recht oft vor. Denn wie ich schon sagte, so waren vor Zeiten die weltlichen Leute und die gröſten Herren gegen die Prieſter und gegen die Heiligen ungemein höflich. Heilige gegeneinander neigten sich auch tief; und selbſt Chriſtus, seine göttliche Mutter, oder andere verſtorbene Heilige, wenn sie denen noch lebenden Heiligen erſchienen, waren gegen dieſe voller Höflichkeit. Aber von dem Worte Vernunft wüſte ich mich nicht zu erinnern, daß es in den Legenden oft vorkomme. Soviel weis ich gewiß, daß es bei allen drey Theilen des Ribadeneira, deren doch jedem ein groſſes Regiſter

angehenkt iſt, in keinem Regiſter das Wort Vernunft angemerket iſt.

P. Per. Das Wort Wahrheit wird wohl auch ſelten vorkommen?

P. Sim. Das Wort Wahrheit iſt wirklich auch nur in einem einzigen Regiſter, nämlich im Regiſter des erſten Theiles angemerket.

Buchh. Eure Hochwürden wiſſen ſogar die Regiſter der Legenden auswendig.

P. Sim. Das kömmt daher, weil ich, wenn ich mit der Meſſe, mit dem Brevier, und mit dem Tobakpeitzen fertig bin, mich immer ſogleich über die Legenden hermache. — Dreyßigmal (was ſage ich dreyßigmal) fünfzigmal habe ich des Paters Kochems und des Paters Ribadeneira Legende ſchon ausgeleſen.

Schlzm. Was kömmt denn von dem Worte Wahrheit im Regiſter beim erſten Theile des Ribadeneira vor?

P. Sim. Nichts anders, als daß der heilige Justinus, um die christliche Wahrheit zu finden, an die Lebensbeschreibungen der heiligen Martyrer angewiesen, und von den heidnischen Weltweisen abgemahnet worden.

P. Pet. Nun ich habe bisher immer geglaubt, die christliche Wahrheit sey in der Bibel zu finden; und die heiligen Martyrer selbst haben dieselbe hauptsächlich in der Lehre Christi und der Apostel gesucht.

P. Sim. Bibel, Evangelium, heilige Schrift erinnere ich mich auch nicht in einem Register des Ribadeneira mit besonderer Anmerkung gefunden zu haben.

Schätzm. Aber das Wort Esel, meyne ich, kömmt in diesen Registern öfters vor?

P. Sim. Das ist kein Wunder, mein bester Herr Schätzmeister! denn mit dem einen und anderen Esel haben sich gar besondere Begebenheiten ereignet. Was war der Esel des heiligen Antonius von Padua nicht für ein beson-

der-

Herer Esel, der, ungeachtet er hungrig war, sich zur Bekehrung eines Ketzers gebrauchen ließ? Was war der Esel des heiligen Franziskus de Paula nicht für ein gescheider und gehorsamer Esel, der die ihm angeschlagenen Hufeisen wieder hinweggeschnellet hat, weil der Schmied für das Hufeisenanschlagen hat bezahlet werden wollen? Der heilige Papst Zölestinus hätte sich um alles in der Welt bei der päpstlichen Krönung nicht auf das kostbar aufgeputzte Pferd, ja nicht einmal auf ein Maulthier bringen lassen. Ein zottigter Mühlesel hat hermüssen; und auf diesen hat er sich sodann aufgesetzet. Und so kommen mehrere Begebenheiten mit Eseln beim Kochem und Ribadeneira vor, dergestalt, daß, wenn ich alle erzählen wollte, ich in einem Tage von Eseln nicht fertig würde. Und ebenso sind unzählige Begebenheiten mit Ochsen darinn, daß man abermal einen Tag brauchte, alle Historien von Ochsen zu erzählen. Nun, es war doch schon bei der Krippe Ochs und Esel.

P. Per. Hievon macht keiner der heiligen Evangelisten die mindeste Meldung; denn aus dem

dem Texte des Iſaias, * daß ſogar ein Ochs den, dem er zugehöret, und ein Eſel die Krippe ſeines Herrn kennet, und doch von Leuten, denen Verſtand gegeben iſt, Gott nicht erkannt wird; folgt nicht, daß auch bei der Geburt unſers Heilandes ein Ochs und ein Eſel geweſen ſey.

P. Sim. Nun ſeyn eure Hochwürden ſo gut, und bringen ſie den Ochſen und den Eſel aus der andächtigen Verehrung der Krippe auch hinweg.

P. Pet. Sind doch die Krippen ſelbſt ſchon aus den Kirchen hinausgeſchaft.

P. Sim. Uibel genug! wo wir doch von ſovielen Heiligen in der Legende leſen, daß ſie eine beſondere Andacht zur Krippe des Herrn gehabt haben. Der Ochs und der Eſel bei der Krippe hatten mehr Verſtand, als die heutigen Aufklärer. Jenes Vieh hat dem Chriſt-

* Cap. I. 3.

Chriſtkindel mit dunſtigem Athem zur Erwärmung gedienet. Die heutigen Aufklärer ſchnarchen aber heut zu Tage alle Chriſtkindel und Krippen an.

Schluym. Eure Hochwürden ſind aus ihrer Erzählung vom heiligen Hugo ganz gekommen. Ich hätte ſo gern noch gehöret; ob er denn über die Widerſetzlichkeit gegen ſeinen König und ſeinen Erzbiſchof gar nicht geſtraft worden.

P. Sim. Wer wird denn einen heiligen Mann ſtrafen? der es allen laut genug ſagte, daß er nur aus Eifer für die Religion alles unter- und über ſich kehre.

P. Per. Ein ſolcher Mann iſt weder wahrhaft heilig, weder hat er ein Kenntniß von einem wahren Religionseifer, oder von dem, was wahrhaft zur Religion gehöret. Die Religion leidet keine gewaltthätige Widerſetzlichkeit, und keine Land und Leut verderbende Unruhen.

P. Sim.

P. Sim. Es iſt eben keine ſo groſſe Unruhe über das Betragen des heiligen Hugo entſtanden; er fürchtete doch, der König möchte einen bedenklichen Schritt machen, und verſiegte ſich daher eilends nach Hof. Der König hörte eben damal in der Kapelle Meſſe.

Schätzm. Nun ſo muß die vom Hugo wider den König ausgeſprochene Exkommunikazion nicht viel geachtet worden ſeyn.

P. Sim. Leider ſcheint ſchon dieſer König die Exkommunikazion nicht geachtet zu haben. Das war gut. Der heilige Hugo kniet ſich gerade neben den König hin; und ſagt: **Herr König! gib mir der Herr König einen Friedenskuß.**

Schätzm. Das heißt ziemlich platt mit einem König gehandelt und geredet. Hat ihn der König nicht hinwegweiſen laſſen?

P. Sim. Der König ſagte nur: **Du haſt ſolchen nicht verdient.** Sankt Hugo ſprach: **Ich habe ſolchen aber wohl verdient,**

da

da ich einen ſo weiten Weg her zu euch gekommen bin. Der König wollte aber noch keinen Kuß geben. Endlich aber zog der heilige Hugo den König ſo ſtark beim Mantel, daß der König endlich lachte, und ihm einen Kuß gab.

Schätzm. Ich laſſe mir meine Meynung nicht nehmen, daß der König den heiligen Hugo unter diejenigen gerechnet, über deren Blödſinn man zuletzt lachen muß.

P. Sim. Blödſinn! Freylich wird jetzt gleich derjenige Biſchof für einen Fantaſten, blödſinnigen, oder boshaften Mann ausgeruffen, der ſich gegen den Landesfürſten empört. Aber damals war es ganz anders.

Paſtor. Mein Ehegemahl prediget der Gemeinde von nichts ſo ſehr, als von Liebe, vom Frieden, und vom Gehorſam gegen die Obrigkeiten.

P. Sim. Der Herr Gemahl kann alſo recht ſchmäucheln.

Paſtor.

Paſtor. Behüte Gott! er iſt ein gerader ehrlicher Mann.

Iſak. Das iſt er richtig.

Schätzm. Ein rechtſchafener Mann iſt dero Herr Gemahl.

Paſtor. Von Chriſtus und von den Apoſteln iſt ja auch ſo geprediget worden; und Niemand hat ſich noch erlaubet, ſie einer Schmäuſchelei zu beſchuldigen.

Schätz. Obacht! tauſendhinein, obacht —! Ich habe ſchon geglaubt, wir werden jetzt umgeworfen.

Buchh. Der Iſak wäre gerade auf den Pater-Simeon hinaufgefallen.

P. Sim. Das wäre mir weiter nicht lieb geweſen. Die Madam könnte ſich auch beſſer am Seitenbande des Wagens halten, damit ſie nicht immer bei einem jeden Stoſſe des Wagens auf meine Achſel herumkomme.

Paſtor.

Paſtor. Ich bitte um Vergebung; es iſt in ſolchen Wägen aber wirklich nicht möglich, ſich ſo feſt zu halten.

Buchh. Der Habit von euer Hochwürden kann ſchon etwas aushalten.

P. Sim. Laſſen ſie meinen heiligen Habit nur gut ſeyn. Sie wiſſen nicht einmal, was ein Ordenskleid iſt. Der heilige Anaſtaſius hat ſeinen Peinigern erlaubt, auf ihn zuzuſchlagen, wenn ſie wollten; nur bath er, daß ihm vorhin das Kleid ausgezogen werde, damit das Mönchskleid keine Beſchimpfung leide. Dem heiligen Reginald hat die Mutter Gottes ſelbſt das Ordenskleid des heiligen Dominikus gegeben. Und das Ordenskleid des heiligen Antonius von Padua hat einem Prieſter die engliſche Reinigkeit erhalten.

Iſak. Erlauben mir euer Hochwürden, da kriecht etwas auf ihrem Kleide.

P. Sim. Laß es der Herr nur kriechen.

Paſtor.

Paſtor. O Gott! wenn ich nur ausſteigen konnte. — — —

Schätzm. Sorgen ſie nichts, Madam! das, was Iſak kriechen ſah, kriecht nicht mehr zu ihnen hinüber. Iſak hat es ſchon im Fange — — Werfe es der Herr beim Wagen hinaus, Herr Iſak!

P. Sim. Das iſt ein Getümmel, als wenn die Laus ſchon den ganzen Poſtwagen freſſen wollte. Wir haben im Noviziat niemal eine abtödten dürfen. Sein eigenes Fleiſch muß man abtödten.

P. Per. Die Abtödtung iſt im ſittlichen Verſtande, und von den böſen Leidenſchaften zu verſtehen; nicht daß man ſeinen Leib unreinlich halten, oder ihm ſonſt eine unnöthige Plage gegen das Geboth der Selbſterhaltung und des Wohlſtandes zufügen ſolle.

P. Sim. Ha, ha, ha! Sie, ja ſie, die ihren heiligen Habit bald an Nagel henken werden, verſtehen das ſchon wieder beſſer, als

als es die verſtanden haben, von denen die Leben der Heiligen beſchrieben worden.

Schätzm. Ich gratuliere ihnen, Madam! wir ſind ſchon im Orte der Poſtſtazion.

Paſtor. Gott ſey Dank! ich bin recht froh.

P. Sim. Ich auch.— Herr Iſak! trette der Herr auf ſeine eigene Füſſe, nicht auf die meinigen.

Iſak. Ich bitte um Vergebung! es geſchah wider Willen; ich richtete mich ſchon zum Ausſteigen.

Buchh. Denken eure Hochwürden nur auf die Abtödtung des Fleiſches, worunter die Zehen auch gehören.

P. Sim. Das habe ich noch bei keinem Heiligen geleſen, daß er ſich von einem Juden hat auf die Zehen tretten laſſen.

Schlz.

Schätzm. Bravo, bravo! Jetzt sind wir an Ort und Stelle.

P. Sim. Nur ausgestiegen. Ich bleibe der letzte — — Nur keine Komplimente; die sind mir zuwider.

Schätzm. Wie die Madam aus dem Wagen hinaus eilte.

P. Sim. Wäre besser gewesen, sie wäre gar nicht hereingekommen. Hinweg — ich bedarf Niemanden, der mir hinaushilft.

III.

Geſpräch im Kloſtergange.

P. Zyprian. Was iſt das? der Herr Lichtſtrahl in unſerem Kloſtergange hier? und in Betrachtung der da aufgehenkten Bilder?

Lichtſtrahl. Ich habe mit dem Pater Johann Baptiſt zu ſprechen. Aber eben jetzt prediget er. Weil ich nun warten muß, bis die Predigt geendiget iſt; ſo wollte ich mir mit Anſehung dieſer Bilder die Zeit vertreiben. Die Zeit wäre mir zwar beſſer und nützlicher vorübergegangen, wenn ich ſeine Predigt hätte hören können. Es iſt aber in der Kirche, auf dem Chor, und in allen Oratorien ſo voll, daß ich vor Hitze und dem Gedränge der Leute nicht beſtehen könnte.

P. Zipr. Ich bin recht froh, daß dieſer Mann einen ſolchen Beifall und Zulauf hat. Anfangs wollten ihm viele keinen Beifall geben;

ben; denn sie waren an den lärmenden Pater Sonntagsprediger gewöhnet. Aber jetzt gehen den Leuten die Augen auf; und sie lernen das Schöne eines gründlichen, dem Evangelium angemessenen, und nur auf wahren Unterricht und ächte Anwendung eingerichteten Vortrages von dem Blendwerke der eitlen, übertriebenen, und mehr auf Geschrei, auf leere Wohlredenheit, oder wohl gar auf Fabeln hinausgehenden Predigten zu unterscheiden.

Lichtst. Der Pater Johann Baptist ist ganz gewiß einer der statlichsten Prediger.

P. Zypr. Der zeiget wirklich den Weg des Herrn; nicht den Weg, den vorhin so viele Prediger giengen, und die Missionarien wohl gar wie die Marktschreier hin und her liefen. O Gott! was hatten wir noch vor zehn Jahren für Prediger. Zum Lachen gab es freylich genug bei ihren Predigten, so daß die Leute vor Lachen hätten bersten mögen; und deßwegen war auch damals unsere Kirche immer völler, als ein Theater. Aber der Kopf und das Herz eines jeden Zuhörers blieb von dem

leer,

leer, was doch in einer Predigt in den Kopf und in das Herz gebracht werden sollte.

Lichst. Heut giebt dem Pater Johann Baptist das Fest aller Heiligen eine schöne Gelegenheit, dem Volke einen besseren Unterricht zu geben, als der ist, welcher von manchem Prediger in Rücksicht auf die Verehrung der Heiligen bisher gegeben worden.

P. Typr. Diese Gelegenheit benützte er recht gut. Er ließ mir seine Predigt gestern lesen. Vortreflich zeiget er im ersten Theile die wahre Verehrung der Heiligen; und eben so vortreflich zeigt er sodann im zweyten Theile, wie der bewiesenen wahren Andacht zu den Heiligen alles dasjenige entgegen gesetzet sey, was so viele fälschlich für eine Verehrung der Heiligen halten.

Lichst. Ich wollte beinahe die Untertheilungen des ersten Theiles errathen. Da wird die Anruffung der Heiligen, und sodann ihre Nachahmung erkläret werden. Die Gebether zu den Heiligen wird er zeigen, daß sie eigentlich mit

der Anruffung Gottes angefangen, und mit der Bitte zu Gott geschlossen werden müssen; und daß nur im Verlauf des Gebethes von denen Tugenden, wodurch die Heiligen ihre Seligkeit erworben haben, und fähig geworden, um in der Nähe Gottes ihre Bitte mit der unsrigen zu vereinigen, eine lehrreiche und tröstliche Erinnerung gemacht werden dürfe. Die hauptsächliche Nachahmung der Heiligen wird er in der Erfüllung derjenigen Pflichten setzen, die wir Gott, uns selbst, unseren Nebenmenschen, und hierunter besonders unseren Vorgesetzten schuldig sind.

P. Zypr. Sie reden, als wenn auch sie die Predigt gelesen hätten. Nun können sie wohl ebenfalls die Ausführung des zweyten Theiles leicht errathen.

Lichst. Freylich läßt sich diese leicht errathen; weil die unschicklichen Gebether zu den Heiligen, die falschen Offenbarungen, die in Ansehung einiger Heiligen herumgetragen werden, die fabelhaften Vorstellungen der Heiligen in Legenden und Bildern; das übertriebene

und

und schädliche Vertrauen auf die Heiligen, oder wohl gar auf ihre Bilder und Statuen; das Kerzelanzünden bei denselben, und anderer dabei angebrachter Prunk; die schlechte Art, womit die Tage der Heiligen von vielen gefeyert werden; die unerlaubte Feyerung der abgebrachten Festtäge; die Mißbräuche mit den Reliquien; die Vorurtheile, daß die Heiligkeit in den Mirakeln, und sonderbaren unnachahmlichen Handlungen bestehe; die Vermengung und Verwechslung derer von Heiligen ausgeübten wahren Tugenden mit ihren menschlichen nicht nachzuahmenden Fehlern; die Meynungen, daß dieser Heilige in diesem Anliegen ein besonderer und grösserer Patron, als ein anderer Heiliger sey; der Irrwahn, daß man bei den Heiligen selbsten Gnaden erhalten könne, und durch sie gehen müsse, wenn man von Gott Gnaden erhalten will, und so weiter denen im ersten Theile erwiesenen Wahrheiten gerade entgegen gesetzet sind.

P. Zypr. Ich weiß nicht, ob alle Geistliche unseres Konvents mit dieser Predigt zufrieden seyn werden.

Lichtst. Ich zweifle selbst; denn ohne ihnen zu schmäucheln; so sind sie Pater Zyprian, und der Pater Johann Baptist die einzigen, die ich unter ihnen als helldenkende Männer kenne.

P. Zypr. Gott weiß es, daß ich mit meinem geistlichen Stande, obwohl ich denselben als ein unverständiger Jüngling angetretten habe, zufrieden, und ebenso bereitet bin, meine Pflichten immer zu erfüllen. Aber eben deßwegen, weil ich sehe, daß ich die Pflichten des Priesterthums, die mir bei der Priesterweihe auferlegt und empfohlen worden, besser erfüllen könne, wenn ich nicht mehr Mönch bin; so bestrebe ich mich eine Lockalkaplaney oder Pfarre zu erhalten. Sie können nicht glauben, was das für eine Presse für einen mit Essen, Trinken, Schlafen, Brevierbethen, Herumlaufen nicht befriedigten, sondern der Vernunft und christlichen Wahrheit weiter nachgehenden Menschen ist, unter solchen Leuten eine Maschine mitmachen zu müssen; denn mit vielem Lesen, und mit der Anwendung des Gelesenen zieht man sich Verdacht, Abneigung,

Gespött, oder wohl gar Verfolgung über den Hals.

Lichst. Trösten sie sich nur mit der sicheren Hofnung, daß ihr Wunsch bald werde erfüllet werden.

P. Zypr. Gott gebe es!

Lichst. Haben sie die Bilder hier in ihrem Klostergange nie mit Aufmerksamkeit betrachtet: Mir sind sie schon öfters sehr aufgefallen; sie stellen die sonderbarsten Handlungen vor.

P. Zypr. Es ist aber nicht einmal alles, dasjenige wahr, was auf diesen Bildern vorgestellet wird.

Lichst. Das weis ich ohnehin, daß die meisten dieser Bilder eine Sammlung gemalener, so wie die Legenden eine Sammlung gedruckter Fabeln sind, die ihren Ursprung aus den Zeiten der Dummheit herhaben; wo man glaubte, man dürfe zur Ehre der lieben Heiligen

ligen Gottes wacker lügen. Die Ehre und das Interesse der Mönche selbsten und ihrer Klöster war zwar immer dabei die verborgene Haupttriebfeder, die aber, Gott sey Dank! dem größten Theile des Volkes nicht mehr unbekannt ist.

P. Typr. Deßwegen zörnen auch viele Mönche nicht wenig über die zunehmende Aufklärung. Sie lassen zwar jezt nicht mehr soviel merken, daß sie wegen des eigenen Interesse darüber zörnen. Sie lassen beinahe auch schon zu daß der Weltpriesterstand ein vollkommenerer Stand, als der Mönchstand sey; weil sie sich nämlich nach aufgehobenen Exemzionen nicht mehr über die Bischöfe und Weltpriester zu erheben getrauen. Aber hingegen nehmen sie nun immer einen politischen Saz in den Mund, daß es nicht gut sey, wenn die gemeinen Leute zuviel aufgeklärret werden.

Lichtst. Das ist gar nicht politisch geredet; denn wenn dieser ihr Saz den gemeinen Leuten zu Ohren kömmt; so müssen dann die gemeinen Leute um so geschwinder und leichter einsehen,

ſchen, daß alſo von jeher die Abſicht der Mönche dahin gegangen, und noch dahin gehe, daß die gemeinen Leute in Unwiſſenheit bleiben ſollten. Bauren und Bäurinnen werden mit dieſem Satze nicht zufrieden ſeyn. Sehr viele Bauersleute haben mehr Vernunft, als manche Stadtleute. Sie werden unter ſich alſo reden: Giebt es denn zwo Religionen? eine für die Vornehmeren, und eine für den Bürgers- und Bauernſtand? Chriſtus hat ja nur eine geſtiftet, und die nämliche hat er befohlen, allen Völkern zu predigen. Nur andere ſollen alſo die wahre, die reine, die uneigennützige, die troſtreiche Lehre Chriſti in ihrem Zuſammenhange wiſſen? Nur ſie ſollen hierinn aufgeklärt werden? wir aber ſollen hierinn unaufgeklärt bleiben? Wir ſollen eine Menge Albernheiten, Fabeln, und ſo viele unſer gutes Geld aus den Säcken herauszichende Mißbräuche in die Religionsbegriffe und Religionsübungen fortwährend zu nehmen angeiſert werden?

P. Zyprr. Ich will es ihnen nicht abſtreiten, daß wirklich mancher vernünftiger Bürger und Bau-

Bauer so denken, und vielleicht auch so reden wird. Aber die Mönche werden aufbrausend entgegen setzen: das, was man ihnen zur Last lege, gehöre alles nur unter Nebendinge.

Lichst. Aber das sind ja doch wesentliche Hauptsätze sowohl der vernünftigen, als der geoffenbarten Religion, und unseres christkatholischen Glaubens; daß Gott die ewige Wahrheit selbst sey; daß Christus sich die Wahrheit genennet habe; daß die Wahrheit Albernheiten und Fabeln gerade und wesentlich entgegen stehe; daß es ein wesentlicher Fehler sey, Nebensachen dem Volke für wesentliche Heilsmittel auszugeben; daß die wesentliche Absicht Christi gewesen, allen Völkern seine Lehre rein zu predigen; und daß hiemit die Anrühmung und geflissentliche Einmengung unächter Andächteleien und Mißbräuche dieser Absicht Christi wesentlich entgegen sey; daß Christus zum wesentlichen des Apostel- und Lehramtes nebst der Wahrheit und Reinigkeit der Lehre auch die Entfernung von allem Eigennutze, von allen zeitlichen Absich-

ten gefodert; und daß also Nebendinge, die aus Privatintereſſe dem Volke gelehret werden, um ſo mehr gegen das Weſentliche des Lehramts ſtreiten.

P. Hyp. Unſere Obere wollen aber beobachten, daß es ſelbſt für den Staat gut ſey, wenn die gemeinen Leute nicht zu ſehr aufgeklärt werden; und daß der Staat übel beſtellt ſey, wo die Leute keine Religion haben.

Lichtf. Wer ſagt denn, daß die Leute keine Religion haben ſollen. Sie ſollen ſie haben, und müſſen ſie haben, wenn ſie anders zeitlich und ewig geſichert ſeyn wollen. Aber eben hiezu dienet nur die wahre und reine Religion Chriſti, nicht aber das Fabelhafte, Abergläubiſche, und Mißbräuchliche, welches von gewiſſen Mönchen in die Religion eingemenget worden. Durch die wahre reine Religion Chriſti, nicht durch die mönchiſchen Nebendinge werden gute getreue Unterthanen und nützliche Mitglieder des Staates gebildet. Gehen wir nur in die Geſchichte hinein; darinn finden wir, daß die meiſten Widerſetzlichkeiten, Rebellionen,

und

und Zerrüttungen der Staaten bei dummen Nazionen, die von ebenfalls dummen oder eigennüzigen Seelenhirten geleitet waren, ſich ereignet haben. Aufgeklärte Unterthanen überdenken zu ſehr die ſchlimmen Folgen, die aus öffentlichen Gährungen zu ihrem noch gröſſeren Unglück, und zum Umſturz aller Sicherheit entſpringen. Aufgeklärten Chriſten liegt zu ſehr die Lehre Chriſti und der Apoſtel am Herzen, daß man ſeinem Landesfürſten treu und gehorſam ſeyn müſſe. Nur Dumme laſſen ſich **unter dem Vorwande der Religion**, die doch alle Gewaltthätigkeiten ausſchließt, zu Enthuſiaſten und Fanatikern machen, um ſich ſelbſten ihren Familien, und ihren Nebenmenſchen das Meſſer an die Gurgel zu ſetzen. Ich bin überzeugt, daß ſelbſt ſie, Pater Zyprian ebenſo, wie mehrere rechtſchaffene Geiſtliche dieſes beklagen; und das neueſte Beiſpiel in Niederlanden als einen Beweis erkennen werden, daß dort dumme von dummen Seelenhirten irre geführte Leute niemal ſo gegen ihren rechtmäſſigen Landesfürſten aufgetretten wären, wenn ſie über die ächte Religion und das, was dieſelbe fodert, wären aufgeklaret geweſen.

P Zypr.

P. Typr. Ich kann nicht widersprechen; und mir ist leid genug, daß sich dort die katholische Geistlichkeit vor der ganzen Welt als denjenigen Stand darstellet, auf welchen sämmtliche Nazionen, und ihre Regenten ganz besonders ein obachtsames Aug zu tragen haben, um in ihren Staaten Ruhe, Sicherheit, Gehorsam, und Ordnung zu erhalten. Ich munkte neulich lachen, da unser Pater Prior behauptete, dumme Leute seyen besser zu Soldaten, als aufgeklärte.

Lichtst. Das sieht man bei den dummen Türken, die vor einer kleinen, aber wohlgeordneten Trouppe davonlaufen. Gehorsam, Gewöhnung an Ordnung, Kenntniß und Uibung im Kriegswesen, Gegenwart des Geistes macht einen guten Soldaten; und das setzet schon Unterricht und Aufklärung in Ansehung des Militairstandes voraus. Vaterlandsliebe, eigene Ehre, und die Versicherung, daß auch Gott diejenigen gewiß belohnen werde, die mit Gehorsam gegen die Vorgesetzten seine Gebothe erfüllen, sind die Triebfeder des Muthes; und diese bekommen ferners mehrere Kraft durch

Auf-

Aufklärung; da bei dem Dummen nur eine wilde Wuth, und auch diese nur auf einige Zeit arbeitet; und eine solche wilde Wuth läuft nämlich ungeachtet aller vom Mahomet oder vom Pater Kochem gemachten Vorstellungen des künftigen Lebens zuletzt sammt denen davon, welche sie vorher so hitzig und unbesonnen anlaufen machten.

P. Typr. Unser Pater Prior will es aber sogar aus der heiligen Schrift beweisen, daß nicht alle Leute aufgeklärt werden sollen.

Lichtst. Diesen Schriftgelehrten wäre ich begierig zu hören.

P. Typr. Er sagt: Redete nicht selbst Christus mit dem Volke durch Gleichnisse; da nur den Jüngern Christi gegeben war, die Geheimnisse des Himmelreichs zu verstehen? * Waren nicht auch bei den ersten Christen schon Ge-

* Math. XIII. 11. Mark. IV. 11. Luk. VIII. 10.

Geheimniſſe, die den Katechumenen nicht erkläret worden. *

Lichtſt. Ich ſelbſt würde dieſe geheimnißvolle Lehrart beobachten, ſobald ich ihren Pater Prior in Unterricht nehmen müßte. Ich würde ihm nämlich, bis er mir nicht die erſten Grundſätze wohl erlernet hätte, alle übrige Sätze noch geheim halten, die aus jenen folgen, und nach jenen erſt verſtanden werden können. Und ſo machte es Chriſtus bei ſeiner Lehre. Er fieng bei dem abergläubiſchen Volke erſt Gleichnißweiſe zu reden an, um es zu jener Lehre vorzubereiten, welche die übrigen Jünger ſchon inne hatten. Dem Schüler und Jünger, der ſchon die Hauptſätze inne hat, dem iſt es gegeben, ſogleich zu wiſſen, wo der Lehrer mit dieſem oder jenem Satze hinaus will. Die aber die Anfangsgründe noch nicht wiſſen, denen iſt auch nicht gegeben, die gefolgerten Sätze einzuſehen. Das war eine

Haupt-

* Emanuel Schelſtratus de Diſciplina arcani.

Haupturſache, warum in den erſtern Zeiten der Kirche den Katechumenen nicht alles ſogleich eröfnet worden. Eine Zurückhaltung beobachteten auch die Lehrer der erſten Zeiten vor ſolchen Perſonen, welche nicht nur zu den Geheimniſſen und Gebräuchen der Kirche nicht vorbereitet waren, und noch keine Frucht davon gehabt hätten, ſondern welche auch das ihnen Geoffenbarte zum Geſpött und böſartigen Mißbrauch würden genommen haben. Es gibt ja ſogar unter den dermaligen Chriſten noch viele, die ſich nicht die Mühe nehmen, ein Buch im Zuſammenhang zu leſen, ſondern den nächſten beſten Satz herausſtechen, und ſolchen ſodann entweder aus Mangel der Kentniß, oder aus Bosheit zum Geſpött, oder als einen Beweis einer unrichtigen Lehre aufſtellen wollen. Auch dieſes würde mich vielleicht zu einer längeren Zurückhaltung bei ihrem Pater Prior bewegen. Hätten ſie ihn doch gefragt, was denn für Myſterien den Katechumenen nicht ſogleich erkläret worden. Er hätte es gewiß nicht gewußt, daß hauptſächlich den Katechumenen, bis ſie nicht vorbereitet waren, von den Sakramenten der Taufe und des

Abend-

Abendmahls das Vollſtändige nicht geoffenbaret worden. * Hätten ſie ihn weiter gefragt, ob denn von unſerem Heilande, von ſeinen Jüngern, von den Seelenhirten der erſten Kirche denjenigen Leuten, welche noch nicht zur vollſtändigen Belehrung zubereitet waren, unterdeſſen Unwahrheiten, falſche Sachen, Mißbräuche, Vorurtheile beigebracht werden? Das Volk, welches erſt zu bekehren war, wurde in ſoweit geſchonet, daß man nicht ſogleich gegen alle ſeine Vorurtheile raſch zu Werke gieng. Aber gebilliget, beſtättiget, belobet, empfohlen, oder gar für heilig ausgegeben wurden ſolche Vorurtheile niemal vom Chriſtus, von ſeinen Jüngern, und von den Seelenhirten der erſten Zeiten. Bei jenem geheimnißvollen Betragen, welches der Pater Prior für ſeinen Satz anführen will, war nie die Abſicht, das Volk dumm zu laſſen, ſondern viel-

mehr

* Quid eſt, quod occultum eſt, & non publicum in eccleſia? — Sacramentum Baptiſmi, Sacramentum Euchariſtiæ. Opera noſtra bona vident & pagani, Sacramenta vero occultantur illis. S. Auguſt. Comment. in Pſalm. CIII.

mehr daſſelbe zur Aufklärung vorzubereiten, und Schritt vor Schritt endlich der reinſten Wahrheit und den helleſten Begriffen daſſelbe näher zu bringen. Jenes Betragen beweiſet hiemit vielmehr gegen ihn für die Aufklärung, und für die Unrichtigkeit dieſes Satzes, daß es nicht gut ſey, wenn alle Leute aufgeklärt werden.

P. Zypr. Wenn man ihm wirklich dieſes ſagen wollte; ſo wäre es vergebens geſagt, weil er richtig unter denen iſt, denen es noch nicht gegeben iſt, die Geheimniſſe des Himmelreichs zu verſtehen. Unſer guter Pater Johann Baptiſt hat von ihm ſchon manche Ermahnung bekommen, dem Volke nicht neumodiſch, ſondern populär zu predigen.

Lichtſt. Der Pater Prior wird zu einer populären Predigt eine grobe rauhe Sprache, Erzählungen aus Exempelbüchern und Legenden, immerzu luſtige Oſtermärchen, immerzu donnernde Strafreden, oder wohl gar fromme Schimpfe und Scheltworte, und überhaupt die Anpreiſung aller Gattung der Volksandäch-

dächteleien fodern. Leider bestehen noch die Hindernisse der Aufklärung in solchen Predigten, oder dergleichen geistlichen Unterredungen, in schlechten Gebethbüchern und unächten Erbauungsbüchern, in gemalenen, geschnitzten, und im Kupfer gestochenen albernen Bildnissen. Wegen meiner könnten diese Bilder da in ihrem Klostergange herumhangen; denn es ist ohnehin bald nicht mehr an ihnen zu erkennen, was sie vorstellen sollen; aber wenn nur nicht mit dergleichen Bildern die Krammläden, die Gebeth- und Lesebücher des Volkes, ihre Wohnungen, die Strassen und Gässen voll wären, um nur in allen Oertern den Leuten etwas vor die Augen hinzustellen, was sie immer und immer von der reinen Religion Jesu Christi entfernet.

P. Typr. In Ansehung der Predigten wäre bald geholfen, wenn von den Bischöfen den Seelsorgern die Gegenstände vorgeschrieben würden, über welche sie das Jahr hindurch zu predigen hätten. Die Predigten müßten geschrieben werden; und dann könnte der Bischof nachsehen, ob nach der Vorschrift geprediget,

und keine Albernheiten eingemenget worden. In Rücksicht auf die Gebethbücher wäre es noch leichter; denn hierinn ist nur nothwendig, alberne Gebethbücher nicht zum Druck und zum Verkauf zu lassen. Sobald das elende Gezeug nicht mehr zu haben ist; so wird es den Leuten zur Nothwendigkeit, sich die besseren Gebethbücher anzuschaffen. Wir haben schon wirklich schöne und nützliche Gebethbücher; aber durch Aufmunterung der Bischöfe könnten von helldenkenden Geistlichen noch mehrere verfertiget, und verbreitet werden.

Lichtfl. Ich wünschte ein einziges vollkommenes Gebethbuch. Haben doch die Geistlichen nur ein Brevier, damit sie gleichförmig bethen; warum sollte nicht auch für die Weltlichen ein einziges gleichförmiges Gebethbuch hinlänglich seyn? Es könnten darinn Gebethe für jedermann enthalten seyn. Gleichwie aber das Brevier der Geistlichen anders eingerichtet werden sollte; so sollte auch das Gebethbuch für die Layen ganz anders eingerichtet seyn, als bisher die meisten Gebethbücher eingerichtet waren. In dem Gebethbuche, welches ich

wünsch-

wünſchte, müßte ſchon kein Gebeth auf einen Heiligen allein lauten, ſondern ein jedes müßte mit dem Gebethe zu Gott ſich anfangen, und ſchlieſſen; und der Verdienſte dieſes oder jenes Heiligen müßte mit der Bitte zu Gott, daß er dieſelben anſehen, und des Heiligen Gebeth mit dem unſrigen vereinigen laſſen wolle, nur Erwähnung geſchehen. Von Litaneyen wäre ich ſchon gar kein Liebhaber.

P. Zypr. Der Papſt Innozenzius der eilfte verboth wirklich im Hornung des Jahres 1678 einige Tagzeiten von der **unbefleckten Empfängniß** der allerſeeligſten Jungfrau; das nämliche that Papſt Benedikt der vierzehnte, und verboth andere nicht ungleiche Tagzeiten von der **unbefleckten Empfängniß**, und nicht weniger eine neuntägige Andacht zu Ehren ebenfalls der **unbefleckten Empfängniß Maria.** Wenn Andachten (ſagt Muratorius) wider die reine Lehre des chriſtlichen Glaubens laufen; ſo hat man wohl nichts anderes zu gewarten, als den Fluch, welchen Papſt Klemens der eilfte, und nach ihm Papſt Benedikt der vierzehnte gegen gewiſſe Gebräuche haben

ergehen lassen, von welchen man erkannt hat, daß sie **mit dem heiligen Glauben Christi** nicht bestehen können. *

Lichest. Sehen sie, wie Muratorius meinen Satz bestättiget, daß gewisse Dinge nur **für Nebensachen** ausgegeben, und deßwegen nicht sorgfältig genug hindanngehalten werden, welche doch immer dem **Glauben** selbst zu nahe tretten. Die Litaneyen (wie ich gesagt habe) woll n mir die meisten nicht behagen. Wenn mich jemand um etwas bäthe, und mir in einem Athem fort hundert verblümte Titulaturen gäbe, und mich unter anderen auch einen **helfenbeinenen Thurm** hieße; so müßte ich ja einen solchen Menschen für unsinnig halten. Der göttlichen Mutter ist es auch gewiß nicht gefählig, daß man sie eine **Himmelskönigin** nenne. Ob wir gleich ihr vor allen Heiligen vorzügliche Verehrung schuldig sind; so hat sie doch keine königliche Gewalt im Himmel, sondern sie ist ein Geschöpf, und

nur

* Mur. Von der wahren Andacht letztes Kapitel.

nur eine Fürbitterinn. Gott iſt der König Himmels und der Erde. Wer iſt dieſem gleich; und wen kann man alſo neben ihm als König oder Königinn begrüſſen? Uiberhaupt ſollen ſchon weltliche Machtstitulaturen den Heiligen nicht gegeben werden. Es iſt aber leider ſoweit gekommen, daß ſogar Bilder und Statuen beſondere Titulaturen bekommen. Auch unächte Bilder und Statuen könnten bald aus dem Umlauf gebracht, und den Augen des Volkes entzogen werden. Maler, Kupferſtecher, und Bilderhändler ſollten nichts dergleichen verfertigen dürfen, und die Sache würde ſich von ſelbſt beheben. Sie ſollen Bilder malen, im Kupfer ſtechen, in ihren Buden ausſtellen, aber nur ſolche Bilder, die lehrreich ſind, und der Geſchichte wahrhaft entſprechen.

P. Typr. Muratorius ſagt in Anſehung derer Bilder, die auf der freyen Straſſe, an Häuſern, auf offenen Plätzen, unter den Schwibögen aufgeſtellet ſind: **Wenn wir betrachten, wie wenige, ja gar keine Verehrung diſe Bilder von dem meiſten Theile des Volkes davon tragen, ja daß ſie ſo-**

ſogar der Verunehrung, und den Handgriffen der Diebe ausgeſetzt ſind, ſollte man wohl überlegen; ob es nicht geziemender wäre, daß man ſolchen Bildern in dem Hauſe Gottes, oder in den Häuſern ihren Platz anweiſe. Uiber dieſen Gebrauch und die Menge ſolcher ausgeſetzten Bilder klagte auch Ambroſius Katerinus ſehr, da er von den Bildern der Heiligen handelte. Und das ſchönſte (fährt Muratorius fort) iſt noch dieſes, daß an verſchiedenen Oertern Almoſen für einige geſammelt wird, um dieſelben zu zieren, Oel und Wachskerzen vor denſelben brennen zu laſſen. Was gewiß zu ſeyn ſcheinet, iſt dieſes, daß ſolche gemeine Andacht von ſehr geringer Erheblichkeit ſey.

Lichtf. Dieſe Stelle habe auch ich in dem Buche des Muratorius von der wahren Andacht öfters ſchon geleſen. Er ſetzet bei, daß er es ſelbſt gehöret, wie ein Prediger ein ſehr groſſes Lob einer ganzen Stadt gegeben, weil ihre Plätze, Straſſen, Häuſer, Schwibbögen

mit

mit dergleichen Bildern überflüssig gezieret waren. Die vor solchen Bildern immerzu bethen, könnten wohl auch in der Kirche, und in ihren Häusern bethen. Die übrigen aber treiben nur Unfug, wie es bei Gassenandachten zu geschehen pflegt. Besonders ist aber Mutetorius über dieses aufgebracht, daß die Bilder der Heiligen sogar Wirthshäusern und Gasthöfen zum Zeichen und Schilde dienen müssen.

P. Typr. Ich muß oft lachen, wenn ich bei Bürgershäusern vorbeigehe, und gemalen sehe, wie da bei einem Bäckerladen Maria Hilf auf einem Laib Brod sitzet; dort bei einem Schusterladen Maria Trost aus einem Stiefel oder Pantofel herausstehet; hier vor einer Schneiderwerkstätte Maria vom guten Rath zwischen zwoen Scheeren eingeklammert ist; auf einer anderen Seite bei einem Schmied die göttliche Mutter in einem Hufeisen steht; oder Maria Loretto über dem Eingang zum Haus eines Rauchfangkehrers aufgestellet ist; oder bei einem Kupferschmied oder Bierbräuer Maria Altenöding ober dem Kessel schwebet; oder

bei

bei einem Krammladen Maria Zell in der Mitte anderer herumgemalener Waaren, als Kerzen, Seife, Schuhwichs, Tobakpfeifen, Rauchtobak, Karten, und dergleichen sich befindet; oder bei einem Fleischhackershause Lukas mit dem Ochsen anzeigen sollen, daß da Ochsen und Kälber geschlachtet werden.

Lichtst. Vergessen sie die Weinfässer in manchen Klosterkellern nicht, wo auf jedem Faße ein besonderer Heiliger aufgeschnitzet ist, oder auch eine Lampe vor einem Mariabild im Keller brennet.

P. Typr. Bei uns selbst ist das Franziskusfaß ein Hauptfaß, wovon schon mancher mehr als fünf Wundmaalen davon getragen hat.

Lichtst. Mein Pater Johann Baptist prediget heut länger, als sonst.

P. Typr. Es ist wirklich erst eine Viertelstunde, daß er auf der Kanzel steht. Er prediget nie länger, als eine starke halbe Stunde;

de; und auch die heutige Predigt wird nicht länger dauren.

Lichtst. So erklären sie mir unterdessen die eine und die andere Geschichte, die da auf ihren Klosterbildern abgemalen ist.

P. Zypr. Diese Bilder da habe ich nicht nothwendig, ihnen zu erklären, die kennen sie ohnehin, daß das eine Maria Heimsuchung, und das andere die Flucht in Aegypten vorstellet.

Lichtst. Daß doch aber meistens auf diesen Bildern ein Esel vorgestellet wird, wie die göttliche Mutter darauf sitzet, und der Esel vom heiligen Joseph geweiset wird. In der heiligen Schrift steht kein Wort davon.

P. Zypr. In der heiligen Schrift steht freylich nichts davon. Habe ich doch schon in Predigten gelesen, daß die Hirten dem Kinde Jesu zur Krippe dasjenige als Gabe gebracht haben, was sie zu Jerusalem auf dem Wochenmarkte um theures Geld hätten anbringen können;

nen; daß das Kind Jesu sammt seinen Aeltern alles dessen zwar nicht bedürftig gewesen, weil alle von Engeln reichlich mit allen versehen worden, und aber doch in der größten Armuth gewesen; daß der heilige Joseph, welcher bei der Flucht in Aegypten den ganzen Handwerkszeug hat zurücklassen, und sich einen neuen Werkzeug hat in Aegypten anschaffen müssen, nicht einmal die Reise nach Aegypten hätte antretten können, wenn ihm nicht die drey grundreichen Könige mit nicht wenigem Gelde zu Hilfe gekommen wären. Wo steht etwas in der heiligen Schrift von solchen Gaben, vom Wochenmarkte, vom Handwerkszeuge, und von den Weisen aus Morgenland, daß sie drey, und daß sie drey Könige waren?

Lichtst. Von diesen steht ganz sicher nichts in der heiligen Schrift.

P. Zypr. In der heiligen Schrift steht auch nichts, daß im Stalle zu Bethlehem abgenütztes Stroh, und zwey Lastthiere gewesen, daß Christus die armen Hirten ehe, als diejenigen,

gen, die seines Standes waren, nämlich die Könige beruffen habe.

Lichrst. Nachdem Christus als ein Armer gebohren werden wollte; so dächte ich, daß ehe die Hirten seines Standes gewesen; denn man muß ja doch auf den Stand sehen, den er beim Eintritte in die Welt genommen hat. **Christus war kein irrdischer König,** und er wollte keiner seyn; und die **Weisen** waren **keine himmlische Könige.** Ich weis hiemit nicht, wie sie eines Standes seyn kounten, besonders da nirgens in der Schrift die Weisen für Könige ausgegeben werden, wie Pater Zyprian selbst vorhin ganz gut angemerket hat.

P. Zypr. Das ist noch nicht alles; in der heiligen Schrift steht: Es waren Hirten in derselben Gegend, die wachten, und hüteten des Nachts ihre Heerde. * Ich habe aber Predig-

* Lucas II. 8. Et Pastores erant in regione eadem vigilantes, & custodientes vigilias noctis super gregem suam.

higten gelesen, worinn die Hirten durch eine englische Nachtmusik, nämlich mit einem himmlischen Gesange sanft aus dem Schlummer erwecket worden. Sieht eine solche Predigt nicht so aus, als wenn sie aus einer Legende herausgeschrieben wäre? oder als wenn der Prediger sich einen Krippelspieler zum Muster genommen hätte? O elende Exegetik!

Lichtst. Nun solche Prediger sind im Irrwahn, daß das Populärpredigen solche Krippelspielereien fodere, und daß Bauersleuten schon gar nichts anders gepredigt werden müsse. Arme Bauersleute! nach der Absicht einiger Geistlichen sollt ihr einmal dumm seyn, und dumm bleiben. Nur euch, solle man Erdichtungen und Spielwerke, und unächte Andächteleien immer in die Religion Christi einmengen, damit ihr niemal das Reine ganz einsehet.

P. Typr. Diese Absicht wird aber bald verfehlet seyn; denn die Bauernkinder werden in den Schulen zur heilsamen Aufklärung schon vorbereitet; und auch die erwachsenen Bauern merken es aus denen von ihren Kindern gegebe-

nen

nen Proben richtigerer Begriffe, daß es vorhin mit dem Unterrichte des gemeinen Mannes übel ausgesehen. Ich kenne einige schon erwachsene und bejahrte Bauern, die denjenigen zum Troz, welche sie in der Finsterniß lassen wollten, sich nun selbst immer mehr und mehr herumsehen, der Aufklärung nachgehen, die hiezu dienlichen und faßlich geschriebenen Bücher lesen, und ihre Kinder mit aller Sorgfalt zur Schule anhalten. Erst neulich redete ich mit einem Bauern, und verwunderte mich über die guten Erbauungsbücher, von denen er mir sagte, daß er sie lese. Beinahe hätte er meine Verwunderung übel genommen. Hat denn mich (sagte er nach seiner platten Art) Gott Vater zu einem Esel erschaffen? Ich bin ja auch Mensch, dem die Vernunft nicht umsonst gegeben ist. Hat Gott Sohn (fuhr er fort) für die Bauern etwa eine andere Religion gestiftet, damit sie Eseln bleiben sollen; Ich lese in der heiligen Schrift vielmehr, daß Christus zu dem gemeinem Volke vor allen anderen seine Predigten gehalten, und demselben nichts, als lautere Wahrheiten vorgesagt

sagt hat. Der Geist Gottes ist gekommen, um die Apostel die Wahrheiten zu lehren, welche sie durch die ganze Welt allen Völkern predigen sollten; und sie predigten auch den Völkern durch die ganze Welt nichts, dann Wahrheiten, ohne daß sie etwas Falsches dazu gemenget hätten. Auch das Fest der Auferstehung und Pfingsten steht für die Bauern ebenso, wie für andere im Kalender.

Lichtstr. Dieser Bauer ist sicher kein Dummkopf. Ja, ja! es wird denjenigen, welche behaupten, daß es nothwendig sey das gemeine Volk in der Dummheit zu erhalten, in kurzer Zeit nicht mehr so leicht seyn, bei Bauersleuten die geistlichen Krammereiwaaren und andächtigen Spielwerke für baares gutes Opfergeld anzubringen. Ich wette, daß es in Städten noch länger hergehen wird, bis die Aufklärung die Oberhand gewinnt; weil unter den Stadtleuten noch eine Menge vom Müssiggange, Feyerlichkeiten, Wohllust, Ergötzlichkeiten und auch von solchen Geistlichen, dergleichen

mehrere daselbst, und in gröſserer Anzahl, als auf dem Lande für die Erhaltung des alten Sauerteiges eifern, von der Auflösung bis dahingehalten wird. Einige Bürger ſitzen den ganzen Tag im Wirthshauſe, ſo wie einige Vornehmere den ganzen Tag beim Spieltiſche; und die Kirche ſelbſt dienet ihnen meiſtens nur zur Unterhaltung, oder zur maſchinmäſſigen Verrichtung gewohnter Andachten.

P. Hypr. Es iſt gut, ſagt mein Vater Prior, wenn die Leute in Religionsſachen nicht viel nachdenken, weil der Kohlenbrennerglaube der beſte iſt.

Lichtf. In Rückſicht auf die Geheimniſſe unſeres Glaubens, die wir mit der Vernunft nie ergründen werden, hatte der Kohlenbrenner recht, daſs er nur immer ſagte; ich glaube, was die katholiſche Kirche glaubt; und die katholiſche Kirche glaubt das, was ich glaube. Aber dieſer Kohlenbrennerglaube geht nicht auf das, was nicht von der katholiſchen Kirche, ſondern nur von den Schwärmern dem Volke vorgetragen worden; und was denen in der hei-

ligen

ligen Schrift, und in den ächten Urkunden unſerer heiligen Kirche ſattſam erklärten Glaubens- und Sittenlehren entgegen geſetzet iſt. Kein Kohlenbrenner wäre doch zu leben, wenn er ſeine Kohlen für eine falſche Münze hingäbe, oder Kohlen ſtatt Brod eſſen wollte. Nun, wie ſoll denn alſo bei einem Kohlenbrenner ſo ſodendwerth ſeyn, wenn er für ſeinen Geiſt nur mit einer kohlenmäßigen Nahrung vorlieb nehmen, und die wahren Heilsmittel mit einem falſchen in Rückſicht auf die Seligkeit keinen wahren Werth habenden Surrogat vertauſchen wollte. Darf er das Geld wohl anſehen, was er für ſeine Kohlen einnimmt, ob es gut, oder nicht gut ſey; ſo darf er wohl auch um ſo mehr das, was ſeine Seligkeit angeht, wohl anſehen, ob wirklich das ächte Gepräg der Kirche darauf ſey.

P. Hypr. Machen Sie mir das Herz nicht ſchwer, welches jedem Vernünftigen bei Erinnerung deſſen, was von einigen der Mönche in die Welt und in die Religion gebracht werden, aus Liebe für die Religion und den Staat wirklich bluten ſollte. Vernünftige Männer wür-

werden aber auch nach den Regeln der Theatervorſtellung manchen Mönch entſchuldigen, der in der Jugend und Unüberlegenheit in die Kapuze und in die Zelle ſich betrogen ließ; das ſelbſt keine andere Erziehung bekam; von allen Aufklärungsmitteln beraubt war; folglich die Mönchsbegriffe mit Saft und Blut hineinbekam. Wie hätten bei ſolchen Umſtänden viele eine Luſt bekommen ſollen, ſich ſelbſt zu bilden? Die wirklich dazu eine Begierde ſpürten, hatten doch nicht den Muth, die nöthigen Mittel zu ergreifen, und dieſes an ſich bemerken zu laſſen. Ich verdenke keinen, der auch dem beſten Mönche nicht viel zutraut, bis derſelbe nicht offenbare und ſtandhafte Beweiſe einer beſſeren Denkungsart giebt. Ich verdenke keinen, der deswegen die Mönche im ſcharfen Zaum und in genauer Beobachtung hält. Aber Mitleiden fodert doch auch jede Gattung Mönche; denn daß ſie das ſind, was ſie ſind, hieran hat doch ſelbſt die Kirche und der Staat Schuld. Man hätte längſt ſie von Seite der Kirche und des Staates nicht ſo beglückigen ſollen; ſo wären ſo viele, die jetzt Mönche mit

verdorbenen Begriffen sind, nützliche Mitglieder der Kirche und des Staates geworden.

Lichtst. Hierinn bin ich ihrer Meynung. Ich sehe aber auch, daß mit den Mönchen bei ihrer Aufhebung recht gut umgegangen wird, und daß sie auch nachhin gut pensionirt, oder wohl gar recht gut befördert werden.

P. Zypr. Ein Mönch muß wirklich beschämet werden, wenn er die Geschichte liest, und die Art, mit welcher oft Mönche gegen Weltliche verfahren sind, mit derjenigen Art zusammhält, mit welcher Mönche bei ihrer Aufhebung von den Weltlichen behandelt werden.

Lichtst. Arme Juden, und andere, die ihre vom katholischen Glauben verschiedene Religion nur für sich hielten; weil sie hierinn von Jugend auf erzogen, und eines besseren nicht überzeuget waren; und dabei nicht im Stande waren, die katholische Religion selbst unrein zu machen, wurden auf Anordnung der Mönche um ihr Hab und Gut gebracht, und mit Feuer und Schwerde vertilget. Mit Mönchen aber,

die

die zewis mit sovielen Fabeln, abergläubischen Dingen, und gemeinschädlichen Lehren die Religion Christi selbst unrein gemacht haben, wird ganz klug alle Nachsicht getragen; und immer sowohl auf die Umstände, durch welche die Mönche zu solchen Mönchen geworden, als auch auf die sich darunter befindlichen gutdenkenden, und mit rechtschaffenen Handlungen sich auszeichnenden, oder auszuzeichnen fähigen Männer Rücksicht genommen. Das ist freylich ein Unterschied.

P. Typr. Kommen sie letzt her; ich will ihnen das Bild zeigen, mit welchem uns neulich der Pater Prior gegen die Aufhebung der Mönche getröstet hat. Dieser Heilige (sagte er) war nicht umzubringen. Und so sind auch die Klostergeistlichen nicht um das Leben zu bringen.

Lichtst. Wer will denn die Klostergeistlichen um das Leben bringen? Man will sie vielmehr gut, vernünftiger, und nützlicher leben machen. Was ist denn das für ein Heiliger, der nicht

umzubringen war? Ist es dieser da, der keine Füsse hat, sondern einem Blocke gleich sieht?

P. Zypr. Nein! dieser ist es nicht. Dieser Heilige ist nur der heilige Martyrer Arkadius, dem erstens alle und jede Glieder der Finger, dann die Hände von den Armen, dann die Arme von den Ellenbogen, dann die Ellenbogen von den Schultern, dann die Schultern und die Achselglieder von dem Leibe, dann die Zehen von den Füssen, dann die Füsse von den Schinbeinen, dann die Schinbeine von den Knieen, dann die Kniee selbsten, dann die Schenkel von den Hüften, dann beide Hüfte selbsten dergestalt abgeschnitten wurden, daß er zum Block ward, wie es der Pater Kochem ausführlich beschreibet.

Lichtst. Hier denke ich auf meinen Baillet, der in seiner Abhandlung von den Geschichten der Heiligen sagt; daß oft nur von den Legendenschreibern diese oder jene neue Art der Grausamkeit; dieser oder jener neue Kunstgriff, die Martyrer von der Standhaftigkeit abzubringen; diese oder jene Erfindung besonderer Tormenten

den

den Richtern, Tyrannen, und Scharfrichtern angedichtet worden.

P. Zypr. Ich bin der nämlichen Meynung. Unser Erlöser ist doch selbst für uns gestorben, und vorher verspottet und gepeiniget worden. Auch durch den wegen der Wahrheit des christlichen Glaubens von Aposteln, vom heiligen Stephanus, von so vielen Jüngern Christi standhaft erlittenen Tod wurde unsere heilige Kirche befestigt, und ausgebreitet. Aber von diesen liest man in der heiligen Schrift, oder in ächten Urkunden nichts, daß sie mit sovielen neu erfundenen Peinigungen hergenommen worden; daß sie bei dieser und jener grausamsten Peinigungsart, die sonst den menschlichen Körper zu Grund richten müßte, ohne alle Schmerzen, und ganz unversehrt geblieben.

Lichtst. Die Legendenschreiber, welche nach Bekenntniß des Baillet ebenfalls so viele Wunder erdichteten, überdachten nicht, daß ihre Erdichtung ganz den Zweck verfehle. Warum dich-

§. 10.

dichteten sie denn nicht noch dazu, daß der Scharfrichter auch gar nicht im Stande war, diesem oder jenem Heiligen, in dessen Leib kein Peinigungsinstrument eingieng, den Kopf abzuschlagen. Immer floh zuletzt doch der Kopf davon; und obgleich einigen Heiligen angedichtet wird, daß sie die abgeschlagenen Köpfe in die Hände genommen, und etwelche Schritte damit gegangen sind; so setzten sie doch nicht wieder die Köpfe dergestalt auf den Leib, daß sie mit ihrem Kopfe wie vorher fortlebten. Auf diese Weise hätten freylich die Legendenschreiber die christkatholische Religion geschwinder ausgebreitet, als es die heiligen Jünger Christi im Stande waren. Denn die Prediger des Evangeliums wären von den Heiden vergebens eingefangen, vergebens gepeiniget, vergebens enthauptet, vergebens ersäuft, und vergebens wie immer getödtet worden. Sogleich wären sie wieder als Prediger da gewesen; sie hätten gar nichts empfunden; und die Heiden hätten nie sagen können: wir haben ihnen mit einem Schwerdstreiche die Zauberei aufgelöset. Von unserem Heilande und bei seinen Apostein sind erstens Wunder und Zeichen nicht für

Haupt-

Hauptbeweiſe der Wahrheit ihrer Lehre aufgegeben worden. * Zweytens ſieht man dort Wunder, die meiſtens zur Hilfe des armen, kranken, und bedrangten Nebenmenſchen gewirket worden. Drittens aber lieſt man nicht, daß ihre Leiber gegen alle Peinigungen durch Wunder unempfindlich geworden. Sie haben ſtandhaft die Wahrheit geprediget, haben ſtandhaft alle Schimpfe, Verſpottungen, und Peinen ausgeſtanden. Der ſtandhafte Eifer in der Lehre bei empfundenen Verfolgungen und Peinen, und die einleuchtende Wahrheit dieſer Lehre waren Urſache, daß das Evangelium ſo geſchwinde Verbreitung und Oberhand über die Albernheiten des Heidenthums und der jüdiſchen Synagogen erhalten.

P. Typn. Das Leiden Chriſti und der Apoſtel wird wirklich in der heiligen Schrift und in den ächten Urkunden unſerer Kirche lange nicht ſo beſchrieben, wie das Leiden dieſes Heiligen, welchen ſie da gemalen ſehen, und von wel-

* Matth. XII. 38. XVI. 1-4. Marc. VIII. 11. 12. Luk. XI. 16. - 29. XXIII. 8. Joh. IV. 48.

welchem der Pater Prior nach der Legendensprache des Paters Kochems sagt, daß er nicht umzubringen war.

Lichtst. Wie heißt dieser Heilige, der so gar nicht umzubringen war?

P. Zypr. Der heilige Bischof Klemens von Anzyra. Im zwanzigsten Jahre seines Alters wurde er Bischof. Domizianus ließ ihn Anfangs mit eisenen Kämmen zerreissen, und die Henker mußten ihm die Haut und das Fleisch von dem Leibe herabkratzen.

Lichtst. Hierüber hätte er wohl seinen Geist bald aufgeben sollen; denn wenn einem einmal die Haut und das Fleisch vom Leibe hinweggekratzet ist, so besteht der Leib in nichts anderem mehr, als in Beinen; und so tödtliche Wunden können einen nicht mehr lange leben lassen.

P. Zypr. Er gab in währenden Tormenten nicht das geringste Zeichen einer Traurigkeit von sich; und die Schergen konnten vielmehr

ihre Arme nicht bewegen. Der Landpfleger ließ zwar sogleich neue Schergen kommen, so ihm das noch übrige Fleisch vom Leibe abkratzen sollten.

Lichtst. Also ist doch noch hie und da ein wenig Fleisch an den Beinen geblieben?

P. Typr. Kochem erholet sich ja wieder, und läßt ihn nach etwelchen Zeilen nur wie ein rohes Fleisch aussehen. Da auch den neuen Schergen die Arme unbeweglich wurden; so wurde er nachhin auf Befehl des Landpflegers von vielen gottlosen Buben mit Steinen auf den Mund, auf die Backen, auf die Nase, auf die Stirne dergestalt geschlagen, daß er nach dem kochemischen Ausdruck die menschliche Gestalt verlor, und einem geschundenen Wildprät gleichsah.

Lichtst. Und hierauf hat er seinen Geist noch nicht aufgegeben?

P. Typr. Noch lange nicht. Der Landpfleger wollte ihn für weitere Peinigungen aufbehal-

halten, und deswegen in das Gefängniß tragen lassen. Er jagte aber alles von seinen beiden Seiten hinweg, und gieng von sich selbst dem Gefängnisse zu. Der Landpfleger schickte ihn sodann nach Rom zum Kaiser, welcher es nicht glauben wollte, daß der Heilige, der von einem so frischen Angesichte war, schon so viele Tormenten ausgestanden habe.

Lichtst. Ich bin in diesem Stücke wie jener Kaiser; denn ich glaube es auch nicht.

P. Zypr. Der Kaiser befahl hierauf, ihn an ein Rad zu binden. Das Rad war also gemacht, daß es dem, der darauf gelegt wurde, Arm und Bein in Stücke brach. Eben dieses Rad wurde mit ihm herumgetrieben, Arm und Beine wurden ihm dabei zerschmettert; und die Henker stunden auch noch dabei mit knottigten Prügeln, und schlugen ganz unbarmherzig auf den heiligen Leib. Allein das Rad stand bald von sich selbst still; diejenigen, die es umtrieben, wurden kraftlos; und der Heilige, ehe ihn jemand herabgelöset hat, ward von allen Stricken befreyet, und an allen Gliedern ge-

gesund. Weswegen der Kaiser ganz zornig sogleich befahl; den Mund des Heiligen mit grossen eisenen Nägeln zu zerschlagen; worüber ihm auch die Zähne aus dem Munde sprangen, und der Kinnbacken zerschmettert wurde.

Lichtst. Nun zweifle ich freylich nicht mehr, daß ihm die Legendenschreiber auch Zähne und Kinnbacken werden restituiret haben.

P. Typ. Hievon wird in der Legende nichts gemeldet. Allein bald darauf wurde er wieder mit rohen Ochsensennen abermal so geprügelt, mit eisenen Hacken am ganzen Leibe so zerrissen, mit Fackeln so gebrennet, daß die Gebeine wieder vom Fleische entblößt gesehen wurden. Der Heilige aber zuckte sich nicht einmal über dieses Torment.

Lichtst. Und ich kann doch nur bei Anhörung dieser Geschichte mich des Zuckens nicht erwehren.

P. Typr. Der Kaiser Diokletian sagte selbst: Ich habe viele Christen peinigen lassen; aber ein

ein solcher ist mir noch niemal vorgekommen. Ich will ihn zu dem Kaiser Maximinianus meinem Mitregenten nach Nikomedien schicken; ich weis, **er wird sein Lebtag kein härteres Fleisch gesehen haben.** Agathangelus, der allein von allen Anhängern des Heiligen mit dem Leben glücklich davon kam, weil die anderen alle enthauptet worden, fuhr mit dem Heiligen nach Nikomedien; und weil sie beide bei Tag gar für keine Leibsnahrung besorgt waren, schickte ihnen Gott des Nachts durch seine Engel himmlische Speisen. In Nikomedien gab sich zwar der Kaiser Maximinianus mit ihnen nicht ab, sondern übergab sie dem Staathalter Agrippinus.

Lichtst. Da gieng also die Marter wieder vom neuen, und ungezweifelt auf eine andere besondere Art an?

P. Zypr. Uiber den heiligen Agathangelus wurde Anfangs nur mit Ochsensennen hergegangen. Aber sankt Klemens wurde mit beiden Armen an ein Holz in die Höhe gebunden, und dann wurden ihm mit Messern an allen

allen fleiſchlichen Gliedern ganze Stücke Fleiſch herausgeſchnitten.

Lichtſt. Starb er noch nicht hievon?

P. Typr. Nein! deßwegen wurden des anderen Tages wilde Thiere auf ſie ausgelaſſen; dieſe ſpielten aber mit ihnen, wie die Hunde.

Lichtſt. Das iſt ein Mirakel, welches den Legendenſchreibern in mehreren Lebensbeſchreibungen brauchbar war. Jetzt aber wird es doch einmal auf die Enthauptung kommen?

P. Typr. Noch lange nicht. Der Staathalter, der beinahe ſchon verzweifeln wollte, ließ in ſeinem Grimme ſpitzige Schuhahlen ganz glühend machen. Die Schergen mußten dieſe glühenden Schuhahlen den Heiligen unter den Nägeln der Finger hineinſtechen, und ſo lange bohren, bis daß die Spitze der Schuhahlen hinter den Ellenbogen hinaushiengen.

Lichtſt. Das müſſen lange Schuhahlen geweſen ſeyn!

P. Typr.

P. Zypr. Zugleich wurden ihnen andere glühende Schuhahlen bei den Achseln hinein, und bei den Schultern wieder herausgetrieben. Bei dieser Peinigung mußte aber der Staathalter sammt den Seinigen die Flucht nehmen, um nicht von dem Volke mit Steinen todt geworfen zu werden.

Lichtst. Also sind die Heiligen dem Tyrann entkommen?

P. Zypr. Er ließ sie sogleich wieder fangen, ihnen die Beine in Stücke zerschlagen; das Fleisch am ganzen Leibe mit Prügeln zerschmettern; sie in Säcke einbinden, und dann mit angehenkten schweren Steinen von einem Berge herab in das tiefe Meer stürzen.

Lichtst. Bei zerschlagenen Beinen, und zerschmettertem ganzen Leibe waren sie nun also gewis schon ehe todt, als sie in das Meer fielen.

P. Zypr. Die Heiligen blieben eine Zeit lang unter dem Wasser verborgen; kamen aber her-

hernach wieder auf das Wasser; und als etliche Christen die Säcks aufmachten; waren sie wieder gesund gefunden.

Lichest. Pater Prior hätte recht gesagt, daß dieser ein Heiliger sey, der gar nicht umzubringen gewesen, wenn die Geschichte wahr wäre.

P. Hypr. Von Nikomedien wurden die Heiligen wieder nach Anzyra dem Richter Eurizius zugeschickt, auf dessen Befehl dem heiligen Klemens ein glühendes Eisen zwischen die Achseln gestochen, und sodann auch ein glühender Sturmhut auf das bloße Haupt gesetzet, welcher ihm den Dampf zum Mund, Nasen und Ohren ausjagte, sonst aber keinen Schaden zufügte. Eurizius war also gezwungen, sie dem amesinischen Staathalter zu überschicken, damit auch dieser seine Grausamkeiten an ihnen probiren sollte. Dieser ließ sie auch sogleich in eine Kalchgrube werfen. Weil sie noch nicht getödtet waren, ließ er ihnen Riemen aus den Rücken schneiden, sie sodann auf feurige Better legen, und lebendig bra-

braten. Weil aber die Heiligen auf diesen Bettern ohne Verletzung ganz sanft schliefen, schickte sie der amesinische Staathalter dem Kaiser Maximinianus wieder zurück.

Lichtst. Dieser Kaiser hat aber schon ehe bewiesen, daß er sich mit ihnen nicht abgeben wolle.

P. Zypr. Dießmal ordnete aber Maximinianus selbst die Marter an. Er ließ nämlich einen grossen Ofen anzünden, und die heiligen Martyrer hineinwerfen. Allein sie blieben einen ganzen Tag und Nacht unverletzt darinn; und ebenso war der Kaiser nicht im Stande, mit denen hierauf versuchten noch stärkern Tormenten sie um das Leben zu bringen. Sie wurden also wieder in den Kerker geführet, worinn sie vier ganzer Jahre gefangen saßen. Endlich übergab sie der Kaiser einem Götzenpriester, damit auch dieser seine Kunst mit ihnen versuchen sollte.

Lichtst.

Lichtst. Nun fürchte ich sehr, daß die Heiligen doch endlich einmal unter den Händen dieses Priesters werden haben unterliegen müssen.

P. Zypr. Dieser verfluchte Priester (sagt Pater Kochem) gieng über die Heiligen bald mit süssen Worten, bald mit Bedrohungen. Da er aber sah, daß alle seine Mühe vergebens seyz ließ er sie solang mit Prügeln auf die Schultern schlagen, bis das Schulterblatt sich von einander theilte. Darnach wurden sie mit Dörnern solang in die gemachten Wunden geschlagen, bis daß auch das Gelenk von dem Rückgrad von einander sich theilte, und man ihnen in den hohlen Leib hineinsehen konnte. Statt ihrer ist aber der Priester in Ohnmacht gefallen, und da er von seinen Bedienten nach Haus getragen wurde, giengen die Heiligen auch wieder in die Gefängnisse.

Lichtst. Dieser Götzenpriester, soviel ich aus der Ohnmacht schliessen kann, muß doch mitleidiger und weichherziger gewesen seyn, als die Patres Inquisitores, die nicht nur ohne

Ohnmacht, sondern vielmehr mit Herzenslust und innerstem Vergnügen zusehen konnten, wenn ihre Nebenmenschen auf den Scheiterhaufen geworfen, oder schon vorher bei der Inquisizion grausamst gefoltert worden. Und über die Grausamkeiten der Inquisizion sind doch verläßlichere Dokumenten vorhanden, als diejenigen sind, woraus die Legendenschreiber die besonderen Peinigungsarten für die Lebensbeschreibung manches Heiligen sich zusammgeschmidet haben.

P. Zypr.. Nun kam aber Maximinus ein gewaltiger Tyrann daher, welcher die heiligen Martyrer in seiner Gewalt zu haben begehrte. Der Kaiser gab ihm völlige Gewalt, mit ihnen nach Belieben umzugehen.

Lichtfk. Ich wette, Maximinus wäre nicht daher gekommen, wenn ihn nicht die Legendenschreiber hergeholet hätten, um die Marter anhaltender und ausserordentlicher zu machen.

P. Zypr.

P. Zypr. Dieser Tyrann befahl, grosse spitzige Steine in die Erde zu setzen, den heiligen Klemens mit blossem Leibe darauf zu legen, und auf ihn mit dicken Hölzern zu schlagen. Die Schergen zerschlugen ihm auch die Rippen und das Brustblatt, den Bauch und das Eingeweid; und die spitzigen Steine drangen hinten bei dem Rücken hinein. Aber ungeachtet er vorne ganz zerschmettert, und auf dem Rücken ganz durchbohret war, blieb er doch nicht nur beim Leben, sondern auch bei der Kraft, zerschmettert und durchbohrt wieder in den Kerker gehen zu können. Auch sein Gespann Agathangelus blieb gesund, ob ihm gleich glühendes Blei auf das Haupt gegossen wurde. Maximinus sagte hierüber dem Kaiser: **Diese zween Heiligen müssen unsterblich seyn.** Allein es war sogleich wieder ein anderer da Namens Aphrodisius ein Persianer, welcher sich über diese zween Heiligen Gewalt ausbath, um seine Grausamkeit ohne Hinderniß an ihnen auszuüben.

Lichtst. Es wird aber bald keine Peinigungsart mehr geben, die diese Heiligen nicht schon

ausgestanden haben. Mit Kämmen zerreissen; das Fleisch vom Leibe herabkratzen; das ganze Gesicht mit Steinen zerschlagen; auf einem Rade Arm und Bein in Stücke brechen; grosse eisene Nägel in Mund durch die Zähne hineinschlagen; den Leib mit eisenen Hacken zerreissen, in Säcke stecken, und mit Steinen beschwert in das Wasser werfen; mit Fackeln brennen; mit Messern von allen fleischlichen Gliedern ganze Stücke herabschneiden; den wilden Thieren vorwerfen; glühende Schuhahlen theils unter den Fingern hinein, und beim Ellenbogen hinaus; theils bei den Achseln hinein und bei den Schultern heraustreiben; abermal ein glühendes Eisen zwischen die Achseln stechen; einen glühenden Sturmhut auf das blosse Haupt setzen; in eine Kalchgrube werfen; Rieme aus dem Rücken schneiden; auf feurige Better legen, und lebendig braten; in einen brennenden Ofen werfen; das Schulterblatt einschlagen; den Leib auf spitzige Steine legen, und mit Prügeln und dicken Hölzern so darauf schlagen, daß der Rückgrad von Steinen durchbohrt, Brustblatt, Bauch, Eingeweid, und Rippen zerschmettert werden. Ich weis nicht,

was

was auſſer dem Enthaupten, oder Halszuſchnüren, oder Erſchieſſen noch für ein anderes Mittel erdacht werden könnte, jemanden um das Leben zu bringen.

P. Zypr. Im Oel hätten ihn ja die Legendenſchreiber auch noch ſieden, oder auf glühendem Eiſen gehen, oder ihm Glasſcherben einreiben laſſen können; dergleichen bei mehreren Lebensbeſchreibungen auf ganz gleiche oder nur mit wenigen Worten veränderte Art vorkömmt. Aphrodiſius wollte was gelinderes verſuchen. Er ließ ſie in ſein Haus bringen, und ſetzte ſie ganz höflich zu einer mit allerhand koſtbaren Speiſen wohlbeſetzten Tafel, auf daß ſie eſſen, und ihre Kräfte ergänzen ſollten.

Lichtſt. Das war geſcheider.

P. Zypr. Sie aſſen aber keinen Biſſen; bedankten ſich, und ſagten: Gott der Herr ſchicket uns himmliſche Speiſen; daher haben wir keine Luſt zu irrdiſchen Mahlzeiten; worüber Aphrodiſius erzörnt, zween groſſe Mühlſteine bringen, und einem jeden Heiligen einen an

den

den Hals binden, und ſie mitten durch die Stadt ſchleifen ließ.

Lichtſt. Da waren ſie alſo erdroſſelt, oder ihnen die Köpfe durch die Mühlſteine gar vom Leibe geriſſen.

P. Zypr. Sie blieben friſch und geſund, wie vorher; obſchon noch dazu in allen Gäſſen, durch welche ſie geſchleifet wurden, die Soldaten mit Steinen auf ſie werfen mußten. Auf die Frage alſo, was mit dieſen unſterblichen Chriſten weiters angefangen werden ſolle, hieß es: **wieder in den Kerker.** Allein bald darauf wurden ſie wieder hergenommen; und dem Agathangelus wurden glühende und ſpitzige eiſene Häftlein mit Gewalt durch die Ohren bis zu dem Hirn hineingeſchlagen. Dem heiligen Klemens aber wurden täglich hundert und fünfzig Wunden in das Haupt und in das Angeſicht geſchlagen.

Lichtſt. Das nimmt gar kein End, ſoviel ich höre.

P. Zypr.

P. Typr. Und itzt auf einmal hat es ein Ende; denn Agathangelus wurde vor die Stadt hinaus geführet, und enthauptet; und da sankt Klemens zu Weihnachten in der Kirch Meß las, wohin er von Christen aus dem Kerker gebracht worden, kamen viele Soldaten plötzlich in die Kirche, wovon einer dem heiligen Klemens das Haupt abschlug; die anderen aber denen zween Leviten, die dem Heiligen am Altar dienten, den Garaus machten.

Licht. Nachdem die Heiden doch nur zur Hauptabsicht hatten, den Heiligen aus dem Wege zu räumen, damit er nicht mehr den christlichen Glauben sollte predigen können; so nimmt es mich Wunder, daß nicht schon ehe einer auf den Gedanken verfallen, es mit dem Schwerde zu versuchen, ob denn diese Heiligen wirklich unsterblich seyn.

P. Typr. So steht es einmal geschrieben. Dergleichen Geschichten sind noch mehrere in Legenden, die ich nicht nur wegen Kürze der Zeit itzt nicht erzählen könnte, sondern auch deswegen nicht erzählen wollte, weil das Unglaubliche

auch

auch auf eine gräusliche und unsittliche Art beschrieben ist. Genug sie kennen itzt den Heiligen, der wenigstens durch so lange Zeit gar nicht umzubringen war.

Licht. O die lieben Heiligen Gottes, die durch die göttliche Gnade die ewige Belohnung für die Tugenden erworben haben; die gewis nichts anderes verlangen, als daß auch wir durch Tugenden zu ihnen kommen sollen; die immer Prediger und Zeugen der Wahrheit waren, und im Himmel gewiß nicht durch Lügen geehret werden können, auch eines lügenhaften Lobes gar nicht bedarfen; wie sehr misfällig müssen ihnen die Erdichtungen der Legendenschreiber seyn, durch welche sie mehr entehret, als verehret werden; weil bei solchen Erzählungen das Unglaubliche und gestissentlich Übertriebene die Leute hindert, den wahren Werth der Heiligen und der Tugenden einzusehen. Ich habe bei dieser Geschichte vom heiligen Klemens, worinn soviele Erdichtungen konzentrirt sind, soviel Eckel, daß ich mir die noch gräuslicher und unsittlicher beschriebene Marter anderer Heiligen gar nicht zu hören verlange. Vom Herzen wünsche ich,

daß

daß solche Beschreibungen von Niemanden gelesen, oder gehöret werden. Man sollte beinahe nicht glauben, daß es jemals möglich war, solchen offenbaren Unsinn bei den Leuten für Wahrheit anzubringen. Und doch geschah es leider, weil die Legendenschreiber weit mehrere Mittel erfanden, die Vernunft der Leute umzubringen, als die Tyrannen erfinden konnten, die Körper zu peinigen. Wie wahr sagte der Heiland: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können; sondern fürchtet euch vielmehr vor dem, der die Seele und den Leib in der Hölle zu Grund richten kann. * Wie gut ist es, daß solche den Verstand tödtende, der Wahrheit und Reinigkeit der Religion zuwider laufende Gegenstände einmal hinweggeräumet werden.

P. Hypr. Ich trachte, der Vater Prior glaubt, daß, so wie dieser Heilige solange nicht umzubringen war, auch dieses Bild selbst bei

* Matth. X. 28.

bei einer Klosteraufhebung nicht so leicht hinwegzubringen seyn werde.

Lichtst. Dafür würden die Kommissarien sorgen, und nicht nöthig haben, soviele Mittel zu erfinden, welche die Hinwegräumung bewirken könnten.

P. Zypr. Nun ist Pater Johann Baptist auch mit seiner Predigt fertig.

Lichtst. Wirklich wird schon zum Hochamt geläutet. Jetzt empfehle ich mich also euer Hochwürden, und eile in die Sakristei, um mit dem Pater Johann Baptist sprechen zu können.

P. Zypr. Erlauben sie, daß ich mitkommen darf. Ich gehe eben auch in die Sakristei, weil ich beim Hochamte assistiren muß.

Lichtst. Nun so arbeiten wir uns mit vereinigten Kräften durch das Gedräng.

IV.

Der Pfarrer in der Bauernſtube.

Pfarrer. Grüſſe euch Gott, liebe Leute! — Das iſt löblich; alles in Arbeit; jeder beſchäftiget.

Bauer. Was ſollten wir wohl anders im Winter thun? Im Sommer heißt es auf dem Felde arbeiten. Auch ſchon im Fruhjahre und noch im Herbſte giebt es darauſſen Arbeit. Aber im Winter in der Stube muß das Spinnrad herhalten.

Pfar. Recht ſo. Unſer lieber himmliſcher Vater hat mit den Jahrszeiten auch die Mittel abgewechſelt, durch welche wir von ihm zum Beſten unſeres Leibes und unſerer Seele das tägliche Brod erwerben ſollen. — Da ſehe ich ja auch ein Buch. Muß etwa die, die dabei ſitzet, hieraus den anderen vorleſen?

Bauer.

Bauer. Kennen eure Hochwürden die alte Salome nicht? Die iſt die Vorleſerinn.

Pfar. Ich kenne ſie gut. Sie war ja noch zu Zeiten meines Vorfahrers des vorigen Pfarrers bei unſerer Kirche durch zwanzig Jahre Kerzelweib; und ſie wird erſt drey Jahre vor ſeinem Tod aus ihrem Dienſte ausgetretten ſeyn.

Salome. Ja, ja! ſchon bei Lebzeiten des vorigen Herrn Pfarrers ſind wir arme Kerzelweiber auch abgedankt worden.

Pfar. Meine liebe Salome! derjenige im Himmel oben, der uns Sonne, Mond, und ſoviele Millionen Sterne angezunden hat, läßt uns deßwegen das Licht nicht auslöſchen. Er iſt ſelbſt das helleſte, reinſte, und alles erleuchtende Licht. Bei dieſem Lichte finden wir alles, was wir zu unſerem Seelenheil, und zu unſerem zeitlichen Bedürfniß zu ſuchen haben. Und gewiß hat es die Salome auch gefunden; denn ſie ſieht bei ihrem Alter recht gut aus.

Bauer.

Bauer. Sie hat eine Natur vom Eisen. Es ist ihr vom Herzen vergönnt, was wir sie von unserem Wenigen mitgenieſſen lassen. Und ich muß es ihr nachsagen; bei Tage giebt sie mir wohl recht auf meine kleine Kinder acht, und Abends im Winter liest sie immer fleißig den übrigen bei der Arbeit vor.

Pfar. Was ist denn das für ein Buch, aus welchem sie vorliest?

Bauer. Sie hat uns das Buch selbst ins Haus gebracht. Es ist eine Legende der Heiligen.

Pfar. Ich sehe es schon. Es ist die Legende des Paters Ribadeneira. Woher hast denn du das Buch bekommen, Salome?

Salome. Ich habe es von meinen Aeltern geerbt, die es sich auf Anrathen eines Paters Missionarius angeschaft haben.

Pfar. Wenn du das ganze Buch hast, so hast du in allen drey so grosse Theile?

Salome.

Salome. Die anderen zween Theile ſind in meiner Kammer.

Pfar. Iſt alſo dieſes Buch dein Lieblingsbuch?

Salome. Zu dem, denke ich, iſt es gleichwohl gut, daß einem die Zeit vergeht, daß man dabei was Heiliges höret, und daß man ein Verlangen kriegt, auch ſo heilig zu werden.

Pfar. Recht gut iſt es, meine liebe Salome! wenn man jede Zeit auch zu ſeinem Seelenheil zu benützen weiß; recht gut, wenn man ſogar in wehrender Arbeit gern von heiligen Dingen höret; und endlich recht gut iſt es, wenn man ein Verlangen hat, heilig zu werden. Denn es iſt unſere Schuldigkeit, daß wir nach Heiligkeit nicht nur ein Verlangen haben, ſondern daß wir uns ſogar hierum beſtreben. Aber weiß die Salome, in was die Heiligkeit beſteht?

Salome.

Salome. O mein Gott! Es ſind ſoviele Heilige in den drey Theilen dieſer Legende, daß ich alle die Heiligkeiten, die ſie ſo verſchiedentlich ausgeübet haben, mir gar nichteinmal merken, zugeſchweigen auswendig daher ſagen kann. Und dieſe Heiligkeiten alle auszuüben, o mein lieber Gott! dazu bin ich eine viel zu ſchwache und ſündhafte Perſon.

Pfar. Zur Heiligkeit, meine liebe Salome! iſt mit der Gnade Gottes Niemand zu ſchwach. Auch die Heiligen waren Menſchen, wie wir ſind. Auch die Heiligen hatten Fehler als Menſchen; und eben dieſes, daß ſie Menſchen, und auch ſchwache Menſchen waren, iſt unſer gröſter Troſt, der uns aufmuntern kann, ſie in dem nachzuahmen, durch was ſie heilig geworden ſind. Die Heiligkeit haben ſie durch nichts erworben, als durch die Erfüllung derer Pflichten, die ſie Gott, ſich ſelbſt, ihren Nebenmenſchen, und hiemit auch dem Stande ſchuldig waren, in welchem ſie ſich unter ihren Nebenmenſchen als Aeltern, oder als Kinder, oder als Ehegatten, oder als Hausvä-

ter

ter und Hausmütter, oder als Dienstbothen, oder als Nachbarn, oder als Unterthanen befanden. Diese Schuldigkeiten kann und soll noch jeder erfüllen; hiemit kann und soll auch jeder auf diese Art nach Heiligkeit trachten.

Bauer. Eure Hochwürden Herr Pfarrer sagen gerade das, was ich der Salome schon so oft gesagt habe. Ich habe auch schon oft gesagt, daß mir ein anderes Buch lieber wäre. Es kommen ja in diesem Buche einige Sachen vor, die man kaum glauben kann. Das weiß ich, daß mich mein Pfleger in Arrest, oder in das Spital stecken ließe, wenn ich das eine und das andere nachahmen wollte, was darinn von einigen Heiligen geschrieben steht. Ich glaube es mein Lebtag nicht, daß sie es gethan haben. Und haben sie es gethan; nun so weiß ich nicht, ob sie hierinn eben so recht gethan, oder es recht verstanden haben. Ich getrauete mir einmal nicht, es nachzuahmen. Mit den Mirakeln käme ich schon gar nicht weit; und mit denen Teufeln, mit denen sie sich herumgeschlagen haben, wollte ich auch nicht gern was zu thun haben. Ich bezeichne mich alle

Ta-

Tage nach gut katholiſchem Gebrauch mit dem Zeichen des heiligen Kreutzes; verrichte mein Gebeth; gehe meiner Arbeit und meinem Hausweſen nach; ſchau, daß meine Obrigkeiten und meine Nachbarn mit mir nicht unzufrieden ſeyn können; und dabei habe ich noch mein Lebtag keinen Teufel geſehen. Ich glaube auch nicht, daß ich jemal einen ſehen werde. Sogar meinem Weibe der Bäurinn gefählt dieſes Buch nicht.

Bäurinn. Mir kömmt allzuoft darinn etwas vor, was ich nicht hätte laut leſen laſſen, wenn ich es ehe gewußt hätte; weil es gar ſo unſauberlich beſchrieben iſt. Auf Kinder muß man ohnehin Acht haben, daß ſie ſich nichts ſolches merken. Es iſt aber weiter für die erwachſenen Purſchen und Dirnen gar nicht nützlich, wenn ihnen die Exempel ſo garſtig daher erzählet werden.

Pfar. O mein Bauer und meine Bäurinn! was habe ich für eine Freude, daß ihr ſo redet, und auf dieſes Buch nicht viel haltet. Ich werde euch ein beſſeres Buch in die Stube

ſtiften, welches ihr vorleſen laſſen könnt. Daraus werdet ihr erſtens lauter Sachen hören, die wahr ſind; zweitens Sachen, die ſchön und auferbaulich, und doch begreiflich und angenehm beſchrieben ſind; drittens Sachen, die man alle entweder im Gottesdienſte, oder für ſich in ſeinem Hausweſen, bei ſeinem Feldbau, bei dieſem oder jenem Geſchäfte und Handel, bei dieſem oder jenem Unglücks- oder Krankheitsfalle, oder in Anſehung ſeines Nächſten, und hierunter beſonders der Armen, wie auch in Anſehung der vorgeſetzten Obrigkeiten anwenden, und ſich dadurch ſowohl hier auf Erde ein troſtvolles Leben, als auch die für die Erfüllung unſerer Pflichten von Gott verſprochene ewige Belohnung erwerben kann.

Bauer. Damit thäten mir euer Hochwürden Herr Pfarrer wohl eine rechte Gnade; ich will gern das zahlen, was ein ſolches Buch koſtet.

Pfar. Für dieſesmal ſchenke ich euch eins. Es giebt ſchon noch etwelche andere gute Bücher,

cher, die ihr euch kaufen könnt; und die ich euch schon nennen werde.

Bauer. Für solche Bücher ist mir um kein Geld leid. Mir macht ohnehin kein Wirthshaus, oder keine andere üppige Zusammenkunft das Jahr hindurch Unkösten; weil ich allzugern bei den Meinigen zu Hause bin. Ich kann schon also auf gute Bücher noch ein Geld wagen. Das wird mich noch nicht zu Grund richten, wenn es auch alle Jahre zwey, drey Gulden austrägt, was ich hierauf verwenden solle. Vertrinkt, oder verspielt mancher oft in einem Sonntage oder Feyertage vielmehr, und hat gar nichts dabei, als einen schlechten Magen, einen dicken Kopf, ein leeres Geschwätz, und oft, wenn er unter Disputirer und Raufer hineinkömmt, wohl gar Schläge, und hundert andere Ungelegenheiten.

Bäurinn. Und ich bin recht froh, wenn bei dem Vorlesen der Legende auf den Abend das Gespött und das Gelächter aufhöret, was oft der Roßknecht mit der Kühdirne dabei hat. Aber, Gott verzeih mir meine Sünde! ich

muß selbst oft dabei lachen über die Possen, die darinn geschrieben stehen. In seinem Leben hat das Buch kein Geistlicher geschrieben.

Pfar. Meine Bäurinn! es war leider ein Geistlicher, der diese Legende geschrieben hat, und noch dazu ein Jesuit.

Bäurinn. Was sagen eure Hochwürden? ein Jesuit? Ich hätte geglaubt, es wäre so von Komödianten, die auf dem Lande herumreisen, zusammgeschrieben worden; denn solche Leute (wie ich es auch etlichemal gesehen habe) führen solche Komödien auf, wo Teufeln vorkommen, und solche Narrheiten treiben. Einmal haben uns auch dergleichen Komödianten einen Heiligen gespielt, ich weiß nicht mehr welchen, der seinen Aeltern davon gelaufen ist, der Pflug und Acker verlassen hat, der in ein Wildniß gegangen ist, und dort nichts, als gebethet, sich mit Geiseln, Walzen in Dörnern, oder Schnee, oder Eis, und mit Fasten so abgemartert, daß er sich seinen ganzen Leib und alle Kräfte ruinirt hat. Daß man das thun solle, steht ja doch nicht in den

zehn

zehn Gebothen Gottes, oder in den Gebothen der Kirche, oder ſonſt wo im Katechismus. Mir wäre es weiter nicht recht, wenn meine Kinder von Hauſe und Hof, und von der Arbeit hinwegliefen, und ſtatt unter den Menſchen als nützliche Leute zu bleiben, darauſſen in Wäldern unter dem Waldvieh nacket und blos herumliefen, und dabei die Geſundheit ſo wenig, als die Ehrbarkeit achteten.

Bauer. Einmal haben uns die Komödianten einen Heiligen, den ich aber nicht mehr weiß, geſpielet, wie er vor dem Landpfleger geſtanden iſt, und dem Landpfleger ſolche Grobheiten in den Bart hineingeſagt hat, daß, wenn ich nur mit dem Amtmann ſo redete, mir gewis der Kotter auf etwelche Täge bevorſtünde. Ich denke; wenn wirklich die Obrigkeit Unrecht hat, ſo iſt es nicht erlaubt, gegen ſie ſo grob zu ſeyn; weil man ohne Grobheiten ſeine Unſchuld vorſtellen, und wenns nichts hilft, hernach gleichwohl geduldig leiden ſolle.

Pfar. Meine liebe Leute! ich ſage es euch nochmal; ich habe eine wahre Freude an dem,

was ihr da redet, und denket. Die Heiligen, die ſich ſo allein in die tiefſten Wälder verlaufen haben, mögen recht gethan haben, wenn ſie heraußen vor ihren Verfolgern nicht ſicher waren. Sonſt aber haben ſie mit Verlaſſung ihrer Arbeit und übrigen Pflichten gewis nicht recht gethan. Und ebenſo iſt nicht recht geweſen, wenn ſie gegen die Pflicht, die jeder Menſch hat, ſich ſelbſt zu erhalten, und ſich nicht zu verderben, ſich um ihre Geſundheit gebracht haben. Gott dienen, heißt ſeine Gebothe erfüllen. Hierunter iſt das Geboth, du ſollſt nicht tödten. Wider dieſes Geboth iſt alſo, ſeine Geſundheit zu Grund richten; und was wider die Gebothe Gottes iſt, das kann ja nicht **Gott dienen** heiſſen. Weil Gott dienen nichts anderes iſt, als ſeine Gebothe erfüllen; ſo heißt auch das nicht Gott dienen, wenn man nur die eine und die andere Pflicht unter dem Vorwande, Gott zu dienen, nach ſeinem Eigenſinn herausnimmt, und die anderen Pflichten alle fahren läßt. Wenn der Roßknecht oder die Kühdirne ſagen wollte; ich will bei dem Vieh recht darauf ſehen, daß daſſelbe die Futterei richtig bekömmt; wäre der Dienſt beim

Vieh

Vieh schon gerichtet? Muß nicht auch das Vieh gesäubert, der Stall ausgemistet werden? Würde der Bauer die Entschuldigung annehmen, wenn der Roßknecht oder die Kühdirne sagte: Ich habe freylich das Vieh nicht gesäubert, den Stall nie ausgemistet; aber hingegen habe ich fleissig auf die Futterei gesehen.

Bauer. Mein! sagen uns eure Hochwürden Herr Pfarrer zur Gnade; bin ich denn schuldig zu glauben, daß alle die Mirakel von Heiligen gewirket worden, die in der Legende stehen?

Pfar. Kein Mirakel, welches nicht in der heiligen Schrift steht, ist ein Glaubensartikel.

Bäurinn. Ich habe aber wohl noch einen andern Zweifel, wobei ich nicht weis, ob ich mich nicht versündiget habe.

Pfar. Nun, was für einen Zweifel?

Bäurinn. Ich habe oft beim Vorlesen der Legende gezweifelt; ob denn die so gräuslichen aus-

ausserordentlichen Arten wahr sind, mit welchen einige Heilige sollen gepeiniget worden seyn?

Pfar. Was hievon alles die Legendenschreiber anführen, das ist gleichfalls kein Glaubensartikel. Schon vorlängst haben fromme Männer den nämlichen Zweifel, den die Bäurinn hat, auch in ihren Schriften hierüber geäussert. Eine Menge Erdichtungen sind gewis in den Legenden. Das ist hauptsächlich zu glauben, daß die Heiligen den ewigen Lohn durch Tugenden, und standhafte Verharrung im Glauben an Christus und seine Lehre erlanget haben; daß die Heiligkeit in nichts anderem, als in Tugenden, das ist, in der durch die Gnade Gottes erworbenen Fertigkeit, die Handlungen genau nach den Gebothen und Gesetzen einzurichten, bestehe; daß auch heilige Männer schwache und der Gnade Gottes bedürftige Menschen gewesen, die entweder nicht immer die wahre Einsicht, und die nöthigen Kenntnisse hatten, oder die evangelische Bescheidenheit nicht

immer

immer beobachteten, * und daher in Fehler verfielen, die wir nicht nachahmen dürfen; daß wir in Rückſicht auf die auch von Heiligen getragenen menſchlichen Fehler uns aufmuntern können, daß nicht minder wir, ob wir gleich ſchwache Menſchen ſind, ihre Heiligkeit, das iſt, ihre Tugenden nachahmen, und die Fehler zur Wahrnung, zur Zuflucht nach der uns immer nöthigen Gnade Gottes, zum Antrieb nach einem reinen Unterricht in der Glaubens- und Sittenlehre, und nach einer beſſeren Belehrung von unſeren Pflichten nehmen ſollen; und endlich iſt zu glauben, daß, ob wir gleich um alles, was zu unſerem Seelenheil gereichet, Gott ſelbſt nach ſeinem Befehl durch die Verdienſte ſeines Sohnes bitten müſſen, doch löblich und nützlich ſey, auch die Heiligen anzuruffen, daß ſie ihr Gebeth mit dem unſrigen vereinigen. Daß ſich alle die Mirakel, alle die Peinigungsarten, und alle die beſonderen Umſtände ſo ergeben haben, wie hievon die Legenden lauten, das iſt aber kein Glaubensartikel.

Bauer.

* Matth. X. 16. XXIV. 45. XXV. 2. Luk. XII. 42. XVI. 8.

Bauer. Das sage ich ja auch immer; und alle meine Hausleute, ja sogar die alte Salome habe ich schon oft auf meine Meynung gebracht. Aber mein Ochsenknecht der Jodel, der ist auf alles das, was in der Legende steht, der verpichteste; er glaubt ein jedes Wort der Legende, als wenn's ein Evangelium wäre.

Pfar. Dieser Knecht ist mir ja ganz fremd; der kann noch nicht lange bei euch seyn?

Bauer. Erst vierzehn Tage. Er war vorher im Stifte zu Kellerstein in Diensten, und zwar auch als Ochsenknecht.

Jodl. Habe ja die Schöpsen auch besorgen müssen.

Pfar. Mein lieber Jodel! wie bist denn du beim Hüten der Ochsen und Schöpsen ein solcher Vertheidiger der Legenden geworden?

Jodl. Eben eine solche Legende, wie da die Salome hat, ist auch immer in der dortigen Gesindstube gelegen; und im Winter ist auch

alle

alle Abende dem Geſinde hieraus vorgeleſen worden.

Pfar. Und noch dazu biſt vielleicht du der Vorleſer geweſen?

Jodl. Kanns weiter nicht laugnen.

Pfar. Nun wundert es mich nicht, daß du dich um die Legenden ſo annimmſt. Du glaubſt alſo feſtiglich, das alles das wahr ſey, was darinn beſchrieben wird?

Jodl. Der Pater Schaffner hat's ja g'ſagt, daß alles die gründliche Wahrheit iſt. Ich habe einmal eben aus dem Leben des heiligen Joſephs Hermanus geleſen, wie er noch als ein Kind vor dem Bilde der Mutter Gottes geſtanden, derſelben einen Apfel mit der Bitte dargereicht, ſie möchte denſelben doch annehmen; und wie das Mariabild nicht nur den Arm ausgeſtreckt, und den Apfel angenommen, ſondern auch den Heiligen ſelbſt bei der Hand zu ihr hinauf gehoben, und ihm ſodann erlaubt hat, mit dem Jeſukindel, und mit dem kleinen

Jo=

Johannes, die vorher ſchon untereinander kurzweilig geſpielt haben, auch mitzuſpielen. Hierüber hat der Reitknecht dem Viehmenſchen nur in das Ohr geſagt: Miedel! das glaube ich nicht; und die Miedel hat ihm gleichfalls wieder in das Ohr g'ſagt: Ich glaube es auch nicht, Andres. Der Pater Schaffner aber, der ſchon alleweil gelauert hat, ob nicht der Reitknecht des Herrn Prälatens ſich mit dieſem Viehmenſchen was zu reden mache, hat den Andres gleich gefragt, was er dem Viehmenſchen in's Ohr geſagt habe? und da es beide beſtehen mußten; ſo kam der Reitknecht ſogleich als ein Glaubensſpötter aus dem Dienſte, und nur das Viehmenſch behielt man noch aus höchſter Gnade im Dienſt. — Wenn alſo ein Legendenſpötter ein Glaubensſpötter iſt; ſo muß man wohl auch auf die Legenden feſtiglich glauben.

Pfar. Mein lieber Jodel! Dem Andres iſt zu hart geſchehen; denn der Andres war geſcheider, als der Pater Schaffner, der ein Buch, welches Ribadeneira zuſammgeſchmiret, und mit ſo vielen Dummheiten angefüllet hat,

den

den heiligen wahren Glaubensurkunden an die Seite ſtellet; und denjenigen für einen Glaubensſpötter ausgiebt, der alberne Erzählungen der Legendenſchreiber nicht glauben will. Hat nicht der Apoſtel Paulus durch den Thimotheus die Epheſier ermahnen laſſen, daß ſie auf Fabeln nicht Acht haben ſollen? * Hat er nicht den Thimotheus ſelbſt ermahnet, ſich der unnützen altvetliſchen Fabeln zu entſchlagen, und ſich dafür in der Gottſeeligkeit zu üben? ** Die Prophezeihung eben dieſes Apoſtels: **Es wird eine Zeit kommen, daß ſie die heilſame Lehre nicht dulden werden, ſondern werden ihnen ſelbſt nach ihren eigenen Lüſten häufige Lehrmeiſter aufwerfen, ſo die Ohren jucken; und ſie werden zwar das Gehör von der Wahrheit abwenden, aber zu den Fabeln ſich kehren;** *** ſchicket ſich die Prophezeihung nicht

auch

* I. ad Thimoth. I.

** Ibid. IV. 7.

*** II. Ad Thimoth. IV. 4.

auch auf ſolche, welche die wahrhaft lehrreichen Erbauungsbücher nicht mehr dulden, ſondern dem Volke fabelhafte Legenden dafür vorlegen wollten?

Bauer. Alle meine Hausleute da müſſen mir Zeugniß geben, daß ich oft geſagt habe: In Religionsbüchern ſollen keine Unwahrheiten für Wahrheiten ausgegeben werden, und Religionsbücher, in denen Unwahrheiten für Wahrheiten ausgegeben werden, ſind keine Religionsbücher, ſondern Bücher, die der Religion entgegen ſind; weil die Religion, die uns unſer lieber Gott, der ſelbſt die Wahrheit iſt, gelehret hat, nichts als Wahrheiten enthält. Gleich ſind einige mit dem Ausſpruch fertig; daß man keine Religion habe, wenn man ihren Fabeln nicht glaubt; da doch vielmehr ſie keine Religion haben, weil Fabeln immer Fabeln, und keine Religion ſind. Aber die Texte aus der heiligen Schrift habe ich nicht ſo daher zu ſagen gewußt, wie eure Hochwürden Herr Pfarrer. Das iſt von einem Bauern nicht zu begehren.

Pfar.

Pfar. Mein lieber Bauer! dieſe Texte des Apoſtels gründen ſich alle auf die geſunde Vernunft. Weil ihr nun eine geſunde Vernunft habt; ſo habt ihr auch das nämliche leicht mit eigenen Worten ſagen können.

Bauer. Gott wird mir die Gnade geben, daß ich als ein wahrer Katholik lebe, und ſterbe. Aber eben dabei hoffe ich auch die Gnade Gottes zu erlangen, daß ich nie in meinem Hausweſen närriſche und abergläubiſche Andächteleien leiden werde. Gedenken eure Hochwürden Herr Pfarrer nur, was der Jodel geſtern wieder geſagt hat, da mir im Stalle eine Kuh nicht hat freſſen wollen. Verzaubert iſt ſie, hat er g'ſagt. Ich glaube auf keine Zauberei, hab ich g'ſagt. Zauberer giebt's richtig, hat er g'ſagt. Wo ſteht das g'ſchrieben, hab ich g'ſagt. In der Legende ſteht's g'ſchrieben, hat er g'ſagt.

Pfar. Nun, da haben wir ja wieder die ſchöne Frucht von den Legenden. Kein vernünftiger Menſch glaubt mehr an Zaubereien. Da nun die Legenden voll der Zauberer ſind,

ſo

ſo muß ja eben dadurch auch jedem Vernünftigen auffallen, daß die Legenden voll der Lügen ſind. Die Entſchuldigung für die Legendenſchreiber kann doch nur höchſtens dieſe ſeyn, daß ſie in Zeiten geſchrieben, wo noch von unwiſſenden Leuten (wie denn die meiſten auch vom höheren Range und Stande, ja ſogar die meiſten von den ſogenannten Gelehrten damal ſehr dumm waren) Zaubereien geglaubt worden. Was beweißt aber dieſe Entſchuldigung anders, als daß die Legenden nach den fabelhaften Zeiten auch fabelhaft geſchrieben worden? Es giebt böſe Leute, die oft dem Menſchen und dem Vieh auf eine Art ſchaden, die man nicht gleich entdecken kann; aber dieſe ihre Bosheit üben ſie ganz natürlich, und mit natürlichen Mitteln aus. Hexen und Zauberer, die durch Teufels Hilfe ſchaden, giebt es nicht; aber böſe Leute giebt es, die durch verdeckte natürliche Mittel manchen Schaden machen. Kurz! in keinem Lande, und in keinem Orte, wo die Leute nicht mehr dumm ſind, höret man mehr etwas von Hexen und Zauberern. Dieſe Erfahrung, die geſunde Vernunft, und unſer Glaube, daß von unſerem

lieben Heilande durch ſeinen Tod alle Gewalt dem Teufel dergeſtalt benommen worden, daß der Teufel nicht ſogleich berufen oder unberufen ſich über uns und unſer Hab und Gut hermachen kann, iſt für jeden denkenden Menſchen ſattſame Beruhigung; ohne daß er nöthig hat, die Schriften der Gelehrten zu kennen, in welchen die Hexerei und Zauberei als ein lauterer Betrug bewieſen wird. * Unſere heilige Kirche ſelbſt hat gegen diejenigen, welche auf Hexen und Zauberer glauben, die ſchärfſten und nachdrücklichſten Geſetze gemacht. ** Wider die Vernunft, wider die Liebe unſeres himmliſchen Vaters, wider den Triumph Chriſti über den

* Franciſci Conſtantini Kanz de cultibus magicis Viennæ 1771. Anzeigung der allergnädigſten Landesverordnung Ihrer k. k. apoſtol. Majeſtät, wie es mit dem Hexenprozeſſe zu halten ſey, wider den P. Angelus Merz, der ſogen P. Don Ferdinand Sterzinger die Hexereyen vertheidigen wollte. München 1767.

** Can. 1. §. 9. 12. 14. XXVI. 9. §. can. 14. 16. 17. 9. 7.

Teufel, wider alles Kenntniß des ächten Sinnes der heiligen Schrift, und derer darinn enthaltenen Ausdrücke, * wider die Kirchengesetze haben sich also die Legendenschreiber versündiget, die geschrieben haben, daß wirkliche Zauberer bei Lebzeiten der Heiligen aufgetretten sind. Dieser ganze Aberglaube (sagt der heilige Chrisostomus) kömmt von dem Heidenthum her. ** Es ist gewiß, daß sich alle diese Betrügereien von den Heiden herschreiben, sagt auch Klemens von Alexandria. *** Und ebenso reden mehrere Väter, die alle Hexerei und Zauberei geradehin einen Betrug nennen. **** Auch in denen landesfürstlichen Gesetzen, die hierüber schon vor Alters ergangen sind, hat man die Hexereien und Zauberien theils für Erdichtungen; theils für Verletzungen,

* S. Thomas 20. cap. 95 art. 4. ad 2.

** Can. 13. XXVI. 9. 7.

*** Admonit. ad gentes.

**** Euseb. de præp. evang. V. 7. Tertul. de anim. c. 57.

gen, die mit verdeckten natürlichen Mitteln geſchähen; theils für abergläubiſche Bemühungen, die ſich einige dumme Leute gaben, in Hofnung, von dem Teufel eine Hilfe zu erhalten, erkannt. * Leider ſtieg die Dummheit einiger Leute und ihrer Richter ſo hoch, daß die Richter ſogleich jemanden für eine Hexe oder einen Zauberer hielten; einige Leute aber ſelbſt von ſich in ihrer Phantaſie glaubten, daß ſie Hexen oder Zauberer ſeyn; oder auch einige unter der Tortur, mit welcher dumme Richter das Hexengeſtändniß herausbringen wollten, wirklich ein ſolches Geſtändniß machten, um der ferneren Tortur zu entgehen. **

Pfar. Nun, Jodel! was ſagſt jetzt dazu?

* Capitul. Pipini de anno 793. c. 31. Sieh bei Baluz. Tom. I. fol. 150. 174. 961. 418. 539. 1143. 1287.

** Friderici Spre de proceſſibus magicis contra Sagas. Rintelii, 1631.

Jodl. Wenns nicht in Legenden darinn ſtünde, daß der Teufel in das Vieh fahren kann; ſo hätte ich es nicht behauptet. Aber ich habe es mir aus dem Leben des heiligen Patrizius gar zu gut gemerket, daß er noch als ein Kind den Teufel, der in eine Kuh ſeiner Baaſe gefahren iſt, daraus getrieben hat; gleichwie er denn auch bei dem Herrn, bei welchem ſeine Baaſe in der Dienſtbarkeit war, und zur Reinigung der Viehſtälle angehalten wurde, alle Ställe mit einem einzigen Kreuzzeichen von allem Miſt alſo wunderlich geſäubert, daß ſie darnach in vielen Jahren kein Säubern mehr vonnöthen hatten.

Pfar. Schau, ſchau! mein lieber Jodel! bedenke nur, was das unſinniges iſt, das heilige Kreuzzeichen zum Stallausmiſten gebrauchen wollen. Die Heiden hatten auch unter ihren Heiden und Halbgöttern einen, Namens Herkules, welcher die Ställe des eliſchen Königs Augias ausmiſtete.

Jodl Die Statue haben wir in unſerem Kloſtergarten gehabt. Zur Jauſenzeit im Sommer

mer hat es immer geheiſſen: Tragt den Wein nur wider zum Herkules hinaus; weil dort Tiſche und Bänke herum waren. Es war auch das Sprichwort; der ſtärkeſte Wein und noch ſoviel davon kann beim Herkules keinen überwältigen.

Pfar. Nun die Dichter ſagen, daß dieſe Ställe, die der Herkules ausgemiſtet hat, niemalen vorher gereiniget wurden, obwohl darinn ſoviele Kühe, Ochſen, und Schaafe waren, als Wolken, die der Nordwind am Himmel heraufttreibt. * Du kannſt alſo denken, was das für eine Menge Miſt müßte geweſen ſeyn. Und doch iſt die vom Herkules unternommene Ausmiſtung vernünftiger; und die Religion weniger entehrend von Heiden und Dichtern beſchrieben, als jene Stallausmiſtung, die der heilige Patrizius unternommen haben ſolle, von den Legendenſchreibern vorgeſtellet wird. Herkules dämmte nämlich den Fluß Alpheus, leite-

* Theokrit. V. 90—95.

tete ihn in die Ställe des Augias, und auf dieſe Weiſe wurde der Unflat durch das Waſſer ganz natürlich fortgeriſſen. Bei dieſer Erzählung wird doch noch ehe die Vernunft befriediget, und die Religion nicht beleidiget. Aber mit dem heiligen Kreuzzeichen es machen, daß nicht nur der Miſt, der im Stalle iſt, ſich ſogleich ſelbſt hinausbegebe; ſondern daß auch noch durch viele Jahre hernach immer der Miſt von ſich ſelbſt aus dem Stalle gehe, und der Stall alſo ſchon vorhinein von allem künftigen Miſt gereiniget werde; durch dieſe Erdichtung iſt weder der Vernunft, weder dem heiligen Kreuzzeichen, und unſerer heiligen Religion eine Ehre erwieſen. Wie doch die Mönche zu allen ſogleich ein Mirakel, und zuletzt auch ein Mirakel zum Ausmiſten hergenommen haben. — Glaubſt denn du, Jodel! daß Gott ohne allerwichtigſte Urſache gleich auf dem Miſt ein Mirakel geſchehen laſſen wird; damit die Baaſe eines Heiligen die Arbeit und das Ausmiſten erſparre, und einen beſſeren Dienſt bekomme? Sey geſcheid; und habe eine gröſſere Ehrfurcht gegen Gott. Dieſe ganze Erzählung vom hei-

li-

ligen Patrizius, wie auch daß der Teufel in die Kuhe gefahren, iſt zuſammgedichtet.

Bauer. Siehſt, Jodl! wie geſcheid der Herr Pfarrer redet. Mache du das heilige Kreuzzeichen, wie es jeder andere gutkatholiſche Chriſt macht. Aber du, das ſag ich dir, zum Ausmiſten brauche mir das heilige Kreuzzeichen nicht, ſondern lege ſelbſt immer fleißig Hand an! ſonſt bleiben die Ochſen zuletzt mit deinem Mirakel im Miſt bis über die Ohren ſtecken. Sorge dich nur auch gar nicht, daß dir der Teufel in deine Ochſen fährt. Der Teufel fährt in kein Vieh, und in keinen Menſchen. Ich habe mein Lebtag deßwegen auch auf die Beſeſſenen nichts gehalten; iſt lauter Betrügerei.

Pfar. Das iſt wahr geredet, mein lieber Bauer! nichts iſt darauf zu halten. Krankheiten, Narrheiten, oder Bosheiten, nicht aber Teufeln waren in denen, die für Beſeſſen ausgegeben worden. Man höret auch in keinem Orte, wo die Leute nicht mehr dumm ſind, etwas von Beſeſſenen. Jeder Bader, oder wenn

es

es Bosheit ist, jeder Dorfrichter weiß jetzt ein heilsames Mittel; solche Teufel auszutreiben. Vor einigen Jahren haben freylich die Mönche ganze Komödien mit den Besessenen öffentlich, und sogar in der Kirche aufgeführet; sie haben auch fleißig Hexenrauch, Amulete, Lukaszetteln, und dergleichen abergläubische Krämmerei in ihren Sammlungen für Eß- und Trinkwaaren ausgewechselt. Aber jetzt haben wir ausgeredet von dem Werthe solcher Albernheiten, wobei manche Familien wegen Mangel dessen, was sie von ihrem Vermögen verschwenderisch hingegeben haben, sogar am Leibe mägerer geworden. Kein Teufel fährt in einen Menschen.

Jodl. Aber verzeihen mir eure Hochwürden Herr Pfarrer! Ich wüßte doch was dagegen zu sagen, wenn es mir erlaubt wäre.

Pfar. Sage es sicher heraus; so weiß ich doch, was dir noch am Herzen liegt.

Jodl. Der gottseelige Kapuzinerbruder Gotthard war mit seinen gebrechlichen Leibsumständen,

den, gegen die er, nur um recht leiden zu können, keinen Doktor, und keine Medizin annahm, noch nicht zufrieden; sondern erhielt von Gott, daß zu seiner noch grösseren Peinigung ein Teufel in ihn fuhr. Dieser Teufel quälte ihn auch durch ganze fünfzig Jahre, störte ihn im Gebethe, prügelte ihn mit Stecken, daß ihm viele Beule aufschwollen, und die anderen Geistlichen des Klosters jeden Streich hörten, und um ihn auch bei der Nacht im Schlafe zu stören, grunzte der Teufel wie ein Schwein, wenn es abgestochen wird; oder schüttelte ihn solang, bis er wieder erwachte; oder riß ihm die Bettdecke hinweg, und trug sie anderswohin. Sehen eure Hochwürden Herr Pfarrer, daß sogar in heilige Leute schon Teufel gefahren sind.

Pfar. Das sehe ich nicht. Ich sehe nur, daß du die Legende gelesen, und daß in der auch diese Fabel darinn geschrieben stehe. Denn eine Fabel ist es wohl richtig. Da man im Gewissen schuldig ist, gegen Krankheiten die nöthigen Heilmittel zu gebrauchen, und alles dasjenige nach unseren Kräften hindanzuhalten,

ten, was uns im Gebethe, in der Arbeit, in der erfoderlichen Ruhe, und übrigens in Erfüllung unserer Pflichten stören kann; so hat ja der gottselige Bruder hierinn stark gefehlet, daß er sich selbst Krankheiten und dergleichen Hindernisse über den Hals hat ziehen wollen. Er hätte vielmehr das: **Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Uibel** recht verstehen, und bethen lernen sollen.

Bauer. Das Vater unser ist wohl richtig das beste Gebeth, auf welches ich mehr halte, als auf alle die Gebethbüchel, die der Jodel im Klosterdienste bekommen hat. Eins heißt der Kern aller Gebether. Ich weiß es weiter nicht, ist es ein bitterer, oder ein süsser Kern.

Pfar. Der Kern der Andacht muß sich in unserem Innerlichen einfinden, nämlich in unserem Herzen, welches Gott, und den Nächsten wegen Gott liebt; welches den Gebothen Gottes, der Kirche, und unserer Vorgesetzten zu folgen in Demuth bereitet ist; und welches auf

die

die Hilfe der dabei nöthigen Gnade Gottes seine Hofnung setzet. Mit diesem Kern der Andacht muß freylich auch eine äusserliche Andacht verbunden werden. Diese aber muß hauptsächlich in der Eingezogenheit des Gesichtes, in der Ehrbarkeit des Leibes, in Vermeidung dessen, womit wir uns selbs, oder andere in der Andacht stören würden, in der Entfernung von aller Gleißnerey, und in Unterlassung aller mißbräuchlichen Gebethformeln, und albernen Gebährden bestehen. Wider die Gleißner* wider die, welche nur Gott mit dem Munde verehren** wider die traurigen Fantasten, *** wider die, die ihre Andacht in besondere lange Gebethe setzen, **** hat unser Heiland scharf und

* Math. VI. 2. 5.

** Math. XV. 8.

*** Math. VI. 16.

**** Math. XXIII. 14.

und nachdrücklich geredet. Eine gewisse Verwendung der Augen, ein krumm gezogener Hals, öfteres Seufzen und Klopfen auf die Brust, und andere dergleichen Gebährden, wodurch sich einige in der Andacht auszeichnen wollen, sind alberne Gebährden, die zu dem Spottnamen Bethbruder, Bethschæster Anlaß geben, und zur wahren Andacht nichts beitragen.* Und die besonderen Gebethformeln, die nicht nur von der Kirche nicht gut geheissen sind, sondern von den kirchlichen Gebethformeln vielmehr gänzlich abweichen, sollen verbrennet werden, weil sie nur schlechte Begriffe von der Andacht, und besonders von der Verehrung der Heiligen den Leuten beibringen. Alle Gebethe, die im Meßbuche, und in anderen kirchlichen Gebethsvorschriften enthalten sind, werden auf Gott gerichtet, mit der Bitte zu Gott angefangen, und mit der Bitte zu Gott geschlossen, und nur in den Gebethern selbsten darinn wird Meldung von den Verdiensten der Heiligen gemacht. Allein so viele Gebethe, die von Mönchen verfaßt, und unter das Volk verbreitet wor-

* Murat. von der wahren Andacht. 25. Kap.

worden, haben den Heiligen zum Hauptgegenstand, und deswegen sind sie nicht mehr werth, als daß sie verbothen; und auf alle Weise den Leuten aus den Augen gebracht werden sollen. Mein Jodel! bethe du fleißig das Gebeth, welches uns Gott selbst gelehret hat, und singe hübsch die Kirchenlieder mit.

Bauer. Wegen des Singens muß ich ihn schon selbst entschuldigen; denn das läßt sein Kropf nicht zu. Haben ihn deswegen auch nicht zum Soldaten genommen.

Pfar. Du wirst also froh gewesen seyn, daß du für untauglich zum Soldatenstand bist befunden worden?

Jodl. Das Leben des heiligen Einsiedlers Gutlakus macht einem wohl froh seyn. Dem Heiligen hat Gott selbst in den Sinn gegeben, daß das Soldatenleben mühefelig und gefährlich sey, und man dabei so leicht seine Seeligkeit verscherzen könne. Worüber der Heilige ungeachtet alles Zuredens sein Gewehr, und seine Waffen von sich geworfen, um sich in ein Klo-

ster

ſter begeben, um ſeine begangene Sünden dort büſſen zu können.

Pfar. Mein Jodel! dieſe Erzählung hat einen erſtaunlichen Widerſpruch. Der Legendenſchreiber, nicht Gott, ſagte, daß das Soldatenleben ein mühſeeliges Leben ſey. Wenn es mühſeelig iſt; ſo hätte ja der heilige Gutlakus ſeine Sünden dabei noch mehr büſſen können, als in einem Kloſter? Glaubſt du das nicht?

Jodl. Ja, ja!

Pfar. Sey verſichert; Der Soldat, der in Zucht und Ordnung erhalten wird; der einen weit gröſſeren Gehorſam gegen ſeine Vorgeſetzte beobachten muß, als vielleicht die Geiſtlichen zu Kellerſtein gegen ihren Prälaten oder Prior beobachten; der mit Sauberhaltung ſeines Gewehrs und ſeiner Montur, mit Exerziren, und mit ſeinem Dienſte immer beſchäftiget wird; der über ſolche Exzeſſen, über welche der Pater Prior kein Wort redet, hergenommen wird; der ſich nicht nach Belieben

aus

aus einem Kloſterkeller einen Trunk heraufholen, nicht nach Belieben in den Ortſchaften herumlaufen kann; der hat viel weniger Gefahr, ſeine Seeligkeit zu verſcherzen, als mancher Mönche. Es giebt freylich auch unter den Soldaten lüderliche; aber dieſe giebt es in jedem Stande. Nicht der Stand, ſondern die Unterlaſſung der Pflichten, die der Stand fodert, macht lüderliche und ihr Seelenheil verſcherzende Leute. Hat denn Chriſtus zu dem Hauptmann zu Kapharnaum, deſſen Knecht er geheilet hat, geſagt, daß der Hauptmann die Kriegsdienſte verlaſſen, und hiezu ſeine Kriegsleute bereden ſolle, weil der Soldatenſtand ein gefährlicher Stand iſt? * Der Soldatenſtand iſt ein Stand, der in denen durch die Vernunft und durch unſere heilige Religion einleuchtenden Gebothen Gottes, auf ſeine und des Nächſtens Sicherheit zu ſehen, dem Landesfürſten, und denen von ihm uns Vorgeſetzten zu gehorſamen, ſich von ihnen zu nöthigen Staatsdienſten gebrauchen zu laſſen, gegründet iſt. Ein auf

Ge-

* Matth. VIII. 5.

Gebothe Gottes gegründeter Stand kann in sich nicht gefährlich seyn. Kein Staat kann ohne Bewahrer und Vertheidiger der Sicherheit seyn.

Bauer. Ich habe die Soldaten recht gern, und kümmere mich gar nicht wegen meiner Buben, wenn sie Soldaten werden müssen. Ist gleich was anderes, wenn einer Soldat gewesen ist. Es geht ihnen alles leichter aus der Hand; sind nicht mehr so träge, langsam, und ungeschickt. Wissen gleich vernünftiger zu reden, und sich in alles zu finden. Sie stehen schon ganz anderst da, und lassen sich nicht so leicht mehr hintergehen.

Bäurinn. Tausend hinein! wenn ein unsriger Bub einmal als Herr Hauptmann daher käme! das wäre weiter was!

Pfar. Meine Bäurinn! das kann wohl seyn. Soldaten, die sich gut aufführen, und sich mit Genauigkeit und Geschicklichkeit im Dienste auszeichnen, kommen immer weiter.

Bäurinn. Du Bauer! ich wette, unſer Bub der Riepel wird einmal ein braver Soldat. Wenn ſich der Bub gleich den Schedel anſchlagt, daß er fauſtgroſſe Beulen kriegt; oder wenn er gleich auf die Naſe herfallt, daß ihm das Blut über und über herabrinnet; ſo achtet er nichts. Es iſt ihm auch ganz gleich, ob er im Regen, oder im Schnee, oder in der Sonnenhitze herumgeht; ob er was zu eſſen kriegt, oder nichts kriegt. Etwas fürchten iſt ſchon gar ſeine Sache nicht, und immer iſt er luſtig; aber dabei, Gott ſey Dank! in allem gehorſam, was man ihm ſchafft.

Pfar. Nun, das ſind ſchon gute Eigenſchaften. Er lernt auch recht gut in der Schule. Das Zeugniß muß ich ihm ſelbſt geben.

Bauer. Aber der Jodel will ihm nicht viel gutes prophezeyhen.

Pfar. Warum?

Bauer. Eure Hochwürden Herr Pfarrer wiſſen, daß bei mir kein abgebrachter Feyer-

tag gehalten wird; denn ein abgebrachter Feyertag ebendeswegen, weil er abgebracht ist, ist auch kein Feyertag mehr, sondern ein Werktag; und an einem Werktage muß man arbeiten; so will es Gott und die Obrigkeit haben. Mein Jodel aber hat gestern, weil dieser Tag vormals ein Feyertag war, zu der Arbeit gar keine Lust gehabt. Um sich recht schlau davon zu bringen, so hat er meinen Buben den Riepel anlernen wollen, mich zu ersuchen, daß ich ihnen erlauben möchte, nach Grillenfeld zum heiligen Patrizius Wahlfahrten zu gehen, damit uns, weil wir so nahe am Wasser liegen, der bevorstehende Eisstoß keinen Schaden mache. Der Riepel aber hat ihm gleich geantwortet: Mein Vater hält nichts auf die Wahlfahrter, und ich halte auch nichts darauf. Es kömmt alles auf Gott an, wie er's machen will; und Gott kann man zu Hause, und in unserer Pfarrkirche auch anruffen.

Pfar. Recht hast du geredet, Riepel.

Bauer. Der Jodel aber hat g'sagt: Aus dem Riepel wird sein Lebtag nichts werden, weil er auf die abgebrachten Feyertäge, auf

das Wahlfahrten, und auf die heiligen Patronen nichts hält.

Pfar. Du bist ein schlechter Prophet, mein lieber Jodel! Sage mir zum ersten; warum willst du denn just zum Patrizius gegen den Eisstoß deine Zuflucht nehmen?

Jodl. Weil dieser Heilige ganze Stücke Eis in das Feuer geworffen, daß sie ihm wie Holz haben brennen müssen. Der Heilige kann also das Eis am besten schmelzen machen. Zu Kellerstein haben wir auch bei einer Eisgefahr vor seinem Bilde bethen müssen; so wie wir, wenn ein Regen nöthig war, zum Bilde der heiligen Skolastika, die von Gott sogleich einen Regen zuwege gebracht hat, damit ihr Bruder der heilige Benedikt bei ihr hat über Nacht bleiben müssen; und wenn ein Schnee zur Bedeckung der Felder nothwendig war, zum Bilde der heiligen Eulalia haben bethen gehen müssen; weil über ihren heiligen Leib, da er blos am Kreuze hieng, sich sogleich ein ganzes schneeweisses Gewand zusammgeschneeen hat. Wider die Mäuse aber haben wir die heilige Fina anruffen müssen. Ich

habe zwar in meinem Stalle den heiligen Nikasius aufgehenkt. Der Pater Schaffner hat mir ihn aber gleich herunter geworfen, und hat dafür das Bild der heiligen Jina hingehenkt, weil diese (wie er sagte) eine grössere Patroninn gegen die Mäuse ist, da sie selbst viel von Mäusen gelitten, nachdem ihr bei ihrer Krankheit die Mäuse so tiefe Löcher in Leib hineingefressen haben, daß sie sich darinn haben verbergen können.

Pfar. O mein Jodel! der Pater Schaffner hat unsere heilige Religion entweder selbst nicht verstanden, oder er hat euch mit allem Fleiße in der Dummheit lassen wollen. Christus ist unser Patron und Mittler bei Gott, und kein Heiliger hat bei diesem oder jenem Anliegen eine grössere Gewalt, uns zu helfen, als der andere. Ein jeder Heiliger kann sein Gebeth mit dem unsrigen vereinigen; und wo steht das geschrieben, daß das Gebeth des einen Heiligen besser sey, als des anderen? Wo steht geschrieben, daß wir nicht gerade zu Gott selbsten bethen sollen? Findest du hievon etwas Jodel im Vater unser, wo alle Bitten durchaus

an

an Gott selbst gerichtet sind. Der Riepel hat recht, daß er auch auf das Wahlfahrten nichts hält.

Jodl. Vielleicht wäre er einmal froh, wenn er wahlfahrten könnte. Vielleicht geht es ihm aber hernach so, wie der Königinn Alfrida, die den heiligen Eduard hat aus dem Weg räumen lassen, um ihren Sohn auf den Thron zu bringen; die hat auch hernach mit Reu über ihre Sünden zum Grab des heiligen Eduards wahlfahrten wollen. Aber das Pferd, worauf sie geritten ist, hat nicht von der Stelle gebracht werden können. Sie hat hernach zu Fuß gehen wollen; hat aber auch nicht fortkommen können.

Pfar. Aber ihre Sünden hat sie doch bereuen können?

Jodl. Das hat sie freylich wohl können.

Pfar. Das glaube ich selbst; denn zu Reue und Leid ist nicht nothwendig, Wahlfahrten reiten, oder Wahlfahrten gehen; sondern

dern ſein Leben beſſern, und ebenſo gegen künftige üble Handlungen, wie vor den begangenen einen wahren Abſcheu haben. Sey verſichert Jodel! eine Menge Wahlfahrter reiten, gehen, fahren ohne alles Hinderniß, und ſind auf ihrer Wahlfahrt noch geſchwinder in Wirthshäuſern, als in der Kirche darinn. Wäre viel beſſer, wenn ſie bei ihrer Abreiſe nicht von der Stelle kämen; denn ſie müßten ſodann ſtatt des Herumlaufens bei der Arbeit, und bei ihrem Hausweſen bleiben; könnten zu Hauſe und in ihrer Pfarrkirche, wo Gott ebenſo, wie im Wahlfahrtsorte iſt, zu ihm ihr Gebeth verrichten; erhielten zu Hauſe ehe das, um was ſie bitten; weil Gott nicht nur ſeine Hilfe nicht auf gewiſſe Oerter und Bilder hinausſetzt, ſondern auch nur denen ſeinen Segen giebt, die ihre Andacht ordentlich ohne Verletzung anderer Pflichten, und ohne abergläubiſche Meynungen einrichten; kämen in keine üble Geſellſchaften, in die ſo viele Wahlfahrter kommen; könnten mit gröſſerer Frucht die heiligen Sakramente empfangen; viel ungeſtörter das Wort Gottes, und einen nützlichen Unterricht anhören, als dieſes bei den

Wahl-

Wahlfahrtern geſchicht, die aus dem Wahlfahrtergedränge nicht nur mit keiner Beſſerung, ſondern mit neuen Sünden zurückkehren. Liederliche Lumpen ſind die meiſten Wahlfahrter, ſchlecht unterrichtete Chriſten ſind ſie. Das Herumlaufen iſt ihnen lieber, als das Arbeiten. Die nämliche Urſache haben auch die meiſten, die die abgebrachten Feyertäge noch halten. Gott, der haben will, daß man den Vorgeſetzten gehorſame, und ihn mit Arbeit und Befolgung der Geſetze ehre, verlangt an dieſen Tägen nicht, daß man mit Verlaſſung der Arbeit in die Kirche laufe. Er wird vielmehr hiedurch beleidiget. Denen wenigſten, die die abgebrachten Feyertäge halten, iſt auch um die Kirche zu thun. Müſſigang durch den übrigen ganzen Tag, ſündhafte Zuſammenkunft, Wirthshaus, Kegelſpiel, daß iſt ihre Feyerung ſolcher Täge.

Jodl. Nein! zu einem Kegelſpiel gehe ich nicht. Der heilige Benediktulus hat einmal einem Kegelſpieler das Kegelſpiel ſauer gemacht. Dieſer Spieler hat geflucht. Der Heilige hat ihm hierauf mit ſeinem Stecken alle

Ke-

Kegel umgeworfen. Der Kegelſpieler hat dem Heiligen eine erſtaunliche Ohrfeige gegeben; aber ſtatt deſſen, daß dieſe Ohrfeige dem Heiligen was geſchadet hätte, iſt dem Spieler das Maul ganz krumm auf einer Seite ſtehen geblieben, und der Heilige hat erſt wieder durch ſein Gebeth ihm das Maul gerad machen müſſen.

Pfar. Du weiſt gleich auf eine jede Sache aus der Legende eine Geſchichte, oder ein Mirakel.

Jodl. Aber die Mirakel werden eure Hochwürden Herr Pfarrer doch wohl glauben?

Pfar. Daß alle die Mirakel geſchehen ſeyn, die von den Legendenſchreibern angeführet werden, das glaube ich nicht; und es iſt auch kein Glaubensartickel. * Ich habe es dir ja ſchon

* Nec quæ ſupernaturali fide ullam credere cogimur ex iis miraculis, quæ extra canonicos Scripturas ab hiſtoricis, ſanctiſſimisque etiam viris referuntur.

ſchon geſagt, daß Mirakel nicht ohne erhebliche Urſachen, ſondern nur zum Zeugniß der Wahrheit in Anſehung Gottes, des Glaubens, und der Kirche gewirket werden. Solcher Legendenmirakel bedarf unſere heilige Religion, und die Kirche nicht mehr. * Daß man ſich beim Spielen nicht verſündigen, Niemanden Unbilden und Schläge zufügen ſolle, hiezu iſt keine Beſtättigung durch Mirakel nothwendig.

Idol. Der heilige Einſiedler Markus von Athen, von dem in der Legende ſteht, daß er wie ein wildes Thier überall mit Haaren überwachſen war, hat mit dem heiligen Serapion, der ihn beſucht hat, über die Worte des Evangeliums: **wenn ihr werdet Glauben haben, wie ein Senfkörnlein, und zu dieſem Berg ſagen; gehe hin, ſtürze dich in's**

* Miraculis fidelibus non exigendis ſunt, ſive quærendis, non enim amplius iis indiget vera fides & eccleſia, ut veritatem ſuam oſtendat. Muratorius de ingen. moderatione in religionis negotio. L. III. C. XI.

in's Meer, und es wird geschehen, nur einen Diskours geführet. Der Berg, worauf sie sassen; verstand das unrecht, was der heilige Markus sagte; glaubte, es gehe ihn an; erhob sich sogleich; fieng an zu gehen, und gerade in das Meer hinein. Der heilige Einsiedler hat sich aber hierüber selbst auf das Maul geschlagen, und dem Berge gleich zugeschrieen: **Was machest denn du Berg? was fehlet dir? Habe ich denn zu dir gesagt, daß du dich in das Meer begeben sollst? Bleib an deinem Orte stehn.** Der Berg gieng alsbald nicht mehr weiter. Sehen eure Hochwürden Herr Pfarrer, daß ein Mirakel in Beiseyn des einzigen heiligen Serapions, der gewiß nicht nothwendig hatte, von der Wahrheit des Glaubens überführet zu werden, gewirket worden. Der Pater Schaffner hat g'sagt: Nur weil die Leute keinen solchen Glauben mehr haben, so geschehen solche Mirakel nicht mehr.

Pfar. Das ist ja aber für den Pater Schaffner selbsten, und für alle Klostergeistliche zu Kellerstein eine schlechte Ehre. Sie sollen ja

mit

mit einem ſolchen Glauben vorzügliches Beiſpiel geben. Wie gut wäre es, wenn manche Berge bei Ortſchaften, aus denen man Feſtungen machen will; oder dort, wo man gern ebene Poſtſtraſſen hätte, hinweggeräumet, und dorthin geſetzet würden, wo gebirgigte Päſſe gegen den Feind, oder ſteinigte Dämme gegen das Waſſer nöthig wären. Sie waren ohnehin vormals Miſſionarien; nun wie viele könnten ſie noch jetzt bekehren, wenn ſie ſich überall zur Hinwegräumung der Berge gebrauchen ließen. Aber freylich hat Chriſtus dieſelben Worte nicht ſo verſtanden, wie ſie die Legendenſchreiber genommen, und noch mit einer Lüge bekräftiget haben. * Weder von unſerem Glaubensſtifter, weder von ſeinen Apoſteln lieſt man, daß ſie Berge überſetzet haben; aber die berghohen Hinderniſſe, die der Verbreitung der reinen Glaubens- und Sittenlehre gemacht worden, haben ſie eben gemacht; und

* Numquid Deus indiget veſtro mendacio, ut pro illo loquamini dolos Job. XIII. 7. S. Auguſtinus in lib. contra mend. cap. 1. 18.

und das wäre auch den Kellersteinergeistlichen möglich, wenn es ihnen Ernst wäre, die Aufklärung zu befördern. Sie sehen es aber selbst allzugern, daß nicht Tag wird.

Jodl. Nein! dem Pater Schaffner muß ich vielmehr Zeugniß geben; daß, wenn die Robboter im Kloster gearbeitet haben, er immer gewunschen, daß der Tag nochmal so lang seyn möchte, und die Nacht nicht einfiele. Ich habe ihm einmal gesagt: Nicht wahr eure Hochwürden Pater Schaffner, es wäre gut, wenn jetzt das nämliche geschähe, was beim Tode des heiligen Patrizius geschehen ist, wo nämlich in dem ganzen Lande durch zwölf Tage nie Nacht gewesen ist; weil vom Leichnam dieses Heiligen, wie von der Sonne das ganze Land erleuchtet worden.

Pfar. Du hast mich nicht recht verstanden, Jodel! im Kopfe soll es bei den Kellersteinergeistlichen lichter seyn, und sie sollen sich befleissen, auch die Köpfe anderer Leute durch einen guten und wahrhaften Unterricht, durch nützliche Predigten und Christenlehren lichter zu machen.

Jodl.

Jodl. Sie haben nur zween, die predigen. Es iſt ihnen jetzt hart gegangen, bis ſich einer entſchloſſen hat, das Predigtamt zu übernehmen, weil ihnen der Biſchof den vorigen Prediger abgeſchaft hat.

Pfar. Warum iſt er denn abgeſchafft worden?

Jodl. Ich weiß es nicht. Mir hat er gefallen. Der Mann hat eine Stimme gehabt, daß ich ihn bis in den Stall hinausgehöret habe. Dreymal haben ſie ihm die Kanzel ausbeſſern müſſen, ſo hat er den oberen Theil davon mit den Händen und Fäuſten zerſchlagen. Geſtrampft hat er mit den Füſſen, daß wir oft geglaubt haben; jetzt wird er gleich durchfallen. Er hat ſelbſt oft geſtanden, daß ihm Lenden und Rippen wehe thun, weil er ſich auf der Kanzel ſo hin und her an alle Seiten und Ecke der Kanzel geworfen hat. Gäh hat er ſich über die Kanzel zu uns völlig herabgelegt; gäh iſt er aber wieder in die Höhe gefahren, als wenn er gleich beim oberen Deckel der Kanzel ausfliegen wollte. Der Chorrock iſt dabei herumgetrie-

trieben worden, als wie eine Wäsche, die zum trocknen aufgehenkt ist, wenn ein Sturmwind darein kömmt. Mir war leid, wenn ich den Mann gesehen habe, wie er geschwitzet, und was er für eine Röthe dabei im Gesichte bekommen hat. Aber so schön hat er geprediget, daß nicht einmal ein anderer im Stande war, das daher zu sagen, was er geprediget hat. Die letzte Predigt war gar schön, wo er einen Todenkopf auf die Kanzel mitgebracht, und denselben zu allen denen, die auf die Andachten nichts mehr halten wollen, hat reden lassen. Man hat gewis gewußt, daß der Kopf kein Hirn mehr hat, und doch hat man geglaubt, man höre diesen Kopf reden.

Pfar. Und was hast du für eine Frucht von dieser Predigt bei den Leuten gesehen?

Jodl. Haben ja doch einige dabei geweinet. Einige lose Leute haben freylich dabei gelacht. Einige sind gar vor dem Todenkopf aus Abscheu in Ohnmacht gefallen; andere aber haben sich durch die Leute so hinausgedränget, daß etweiche bald erdrücket worden wären.

Pfar.

Pfar. Und das hat dir gefallen?

Jodl. War doch das Gedräng bei den Predigten, die der gottselige Hieronimus von Narrin aus dem Kapuzinerorden gehalten, auch ein solches Gedräng, daß bisweilen Leute dabei erdrücket wurden. Dieser nämliche Heilige hat am fünften Sonntag in der Fasten, da die Kreuze bedeckt sind, von seinem Kruzifix auf der Kanzel die Decke herabgerissen, und einige Stücklein davon unter die Leute geworfen mit den Worten: **Falle hin auf den Geizhals falle hin auf die unverschämten Weiber.** Und wirklich ist ein solches Stücklein auf einen sehr grossen Geizhals, ein anderes auf eine junge unkeusche Frau, die ihre Brust nicht genug bedecket hat, hinaufgefallen, so, daß sie öffentlich beschämt worden, und die junge Frau ihre Brust gleich zugedeckt hat.

Bäurinn. Still, Jodel! Siehst nicht, daß nicht lauter Erwachsene in der Stuben da sind?

Jodl. Nun, was ist denn das unrechtes. Die heilige Hildegung, die in einem Mannskloster Mönch geworden ist, hat sich (wie die Legende ausführlich sagt) ihre Brust mit einem Tuch so eingebunden, daß erst nach ihrem Tode der Krankenwarter bei Hinwegnehmung dieses Tuches erkannt hat, daß sie ein Weibsbild war; worüber (wie die Legende weiter schreibt) sodann auch der Pater Prior mit den vier Aeltesten des Konvents den Augenschein eingenommen.

Bäurinn. Sey still, sag ich, mit solchen Erzählungen. Heute ist es das letztemal, daß bei uns eine Legende gelesen worden. Ich lasse aus keiner mehr etwas vorlesen, weil alle Augenblick was unschickliches und unsäuberliches darinn vorkömmt, was nicht vor Erwachsenen, zugeschweigen erst vor Kindern erzählet werden solle.

Pfar. Bis morgen sollt ihr schon von mir das Buch zum Geschenke haben, was ich euch versprochen habe.

Bauer.

Bauer. Das wäre einmal zuviel Gnade.

Pfar. Hieraus werdet ihr alle keine unglaubliche und erdichtete Begebenheiten, oder unschickliche Beschreibungen, sondern lautere Wahrheit und die schönsten Erklärungen von denen Pflichten, die wir als Menschen, Christen, und Unterthanen gegen Gott, gegen uns selbst, gegen unsere Vorgesetzte, Untergebene, und andere Nebenmenschen zu erfüllen haben; von der reinsten Sittenlehre, von der wahren Andacht, und von der sicheren Art, tugendhaft und glücklich zu leben, mit Trost und Belehrung hören.

Bauer. O! da freue ich mich recht vom Herzen darauf.

Pfar. Um so freudiger gebe ich auch das Buch her; weil ich sehe, daß ihr beinahe alle schon richtig denkt, und keinen Hang zu Mißbräuchen, abergläubischen Dingen, nichtswerthen Andächteleien habt; sondern vielmehr besorgt seyd, euer Hauswesen und eure Andacht rein und ordentlich zu halten. Der

Jodel selbst vergißt noch die Legende, wenn er keine mehr sieht, und höret. Tugendhaft seyn, mein Jodel! das ist das beste.

Jodel. Der Pater Schaffner hat aber g'sagt, daß sey nicht genug, sondern wir müssen auch wie die Heiligen nach der größten Vollkommenheit trachten.

Pfar. Hat der Pater Schaffner aber auch gesagt, was das heisse Vollkommenheit?

Jodel. Nun er hat es öfter wiederholt, daß wir nach Vollkommenheit trachten sollen, und wir haben es alle gut gehöret und verstanden.

Pfar. Daß er geredet habe, das habt ihr freylich gehöret; ihr habt ihn auch verstanden, daß er das Wort Vollkommenheit gesagt habe. Aber was das Wort Vollkommenheit bedeute, hat er euch nicht das auch gesagt?

Jodel.

Jodel. Die Heiligen, hat er g'ſagt, haben die Vollkommenheit erreicht, und durch das Kloſterleben kömmt man leichter, als in der Welt zur Vollkommenheit. Das hat er g'ſagt: ſonſt hat er weiter nichts g'ſagt.

Pfar. Das iſt ſoviel, als nichts geſagt, und daraus habt ihr noch nicht gelernet, was **Vollkommenheit** ſagen wolle. Vielleicht hat es der Pater Schaffner ſelbſt nicht recht gewußt. Schau, Jodel! was haſt du für ein Ziel und End gehabt, wie du da beim Bauern in Dienſt getretten biſt?

Jodel. Daß ich einen Unterſtand, einen guten Lohn, mein Brod, und meine andere Bedürfniſſe habe.

Pfar. Gut; um dieſes zu erhalten, was mußt denn alſo thun?

Jodel. Die Schuldigkeit, die der Dienſt mit ſich bringt.

Pfar. Wie weißt du aber deine Schuldigkeiten, die in diesem Bauernhause geleistet werden müssen?

Jodel. Das weiß einem der Bauer lautgenug zu sagen, was er will.

Pfar. Nun, wann glaubst du, daß du in diesem Bauernhause deinen Dienst vollkommen gerichtet hast?

Jodel. Wenn ich das gethan habe, was der Bauer befiehlt.

Pfar. Was thust denn also; wenn der Bauer sagt: Miße den Stall aus?

Jodel. Da nehm ich die Mistgabel.

Pfar. Der Bauer hat ja aber nicht von der Mistgabel, sondern nur von Ausmisten geredet?

Jodel. Das versteht sich von sich selbst, daß, wenn das Ausmisten befohlen ist, man auch

das dazu nehmen müsse, was zum Ausmisten gehört; ebenso wie sich von selbst versteht, daß ich nicht etwa nur einen Theil des Stalles, sondern den ganzen Stall ausmisten, und den Mist nicht wieder in ein anderes Ort hinwerfen muß, wohin er nicht gehöret.

Pfar. Aber Jodel! wenn du die Mistgabel nicht in die Hand nähmest, sondern nähmest deinen Stallkotzen um, kröchest dem Bauern überall auf den Füssen nach; oder schauetest, daß du etwas von seinen Kleidern, einen Schuh, einen Strumpf, einen Stiefel bekämest, um es zu küssen, und zu verehren. Könntest du dabei hoffen, daß der Bauer diesen Dienst und diese Verehrung lieber, als das Ausmisten haben würde?

Jodel. Da wäre ich ja ein Narr, wenn ich was solches thäte. Arbeiten, ausmisten muß man. Ich glaube, der Bauer schmieße mir Schuhe und Stiefel in Kopf, und würfe mich sammt dem Kotzen bei der Thüre hinaus.

Pfar.

Pfar. Recht, ganz recht. — Ihr werdet wohl mehr Miſtgabeln haben?

Jodel. Wir haben freylich mehrere; zwo gute, eine aber iſt nichts nutz, obwohl ſie gut herſchaut.

Pfar. Was nimmſt denn alſo für eine Miſtgabel?

Jodel. Bei den zwo wahrhaft guten Miſtgabeln iſt es gleich, ob ich dieſe oder jene nehme. Die aber nur gut herſchaut, in ſich aber nichts nutz iſt, die laſſe ich fein ſauber liegen, weil ich nur im Ausmiſten gehindert wäre.

Pfar. Das hält'ſt du alſo auch für deine Schuldigkeit, daß du alles das, was dich im Ausmiſten hindern kann, beſeitigeſt?

Jodel. Das verſteht ſich wieder von ſelbſt. Sonſt würde nie vollkommen ausgemiſtet. Bei der Arbeit, damit ſie vollkommen wird,

wird, muß alles mit dem, was man zu arbeiten hat, übereinſtimmen.

Pfar. Damit die Arbeit **vollkommen** wird, muß alles mit dem, was man zu arbeiten hat, übereinſtimmen. Sagſt wieder recht. Und nun haſt du ſelbſt erklärt, was die **Vollkommenheit** ſey, nämlich die **Uibereinſtimmung aller Mittel** mit dem Ziel und End, auf welches man hinarbeiten muß. Was haben wir Menſchen und Chriſten für ein letztes Ziel und End?

Jodel. Daß wir einmal zu Gott als das höchſte Gut kommen, und den ewigen Lohn im Himmel erhalten.

Pfar. Was müſſen wir thun, um dieſes höchſte Gut, dieſen ewigen Lohn zu erhalten?

Jodel. Jeder Menſch und Chriſt muß ſeine Schuldigkeit thun.

Pfar. Woher weiß aber der Menſch und der Chriſt, was er für Schuldigkeiten hat?

Jodel.

Jodel. Die gesunde Vernunft sagt ja schon in vielen Stücken, daß das eine gute, jenes eine üble Folge habe. Noch mehr wird in unserer Glaubens- und Sittenlehre erklärt, was gebothen, und was verbothen ist. Kurz! Gott hat durch die Vernunft, und durch die Offenbarung uns seinen Willen erklärt, und dem muß der Mensch und der Christ mit Erfüllung der Gebothe, und mit Unterlassung des Verbothenen nachkommen.

Pfar. Du antwortest recht brav, und ersparst mir viele Fragen. Ein Zeichen, daß dir das Vorlesen zu Kellerstein doch eine Leichtigkeit im Reden, und einen weiteren Platz im Kopfe gemacht hat, aus welchem jetzt nur das Schlechte herausgemistet, und was besseres hineingebracht werden muß. Nicht wahr, Jodel! Es kann dir etwas als gut vorkommen, und ist doch nicht gut?

Jodel. Ja, ja! wie bei meiner Mistgabel, die gut hersieht, und doch nichts nutz ist. Da muß man die Augen recht aufmachen, und die Sache wohl anschauen, und ehe untersuchen,

ob

ob es zu dem wirklich taugt, was befohlen iſt; oder ob es nicht vielmehr hindert. Nur dann kann man dieſes oder jenes thun; wenn ein jedes gleich gut iſt, und zur Erfüllung der Gebothe gleich beiträgt. Alles aber, was einen hindert, die Gebothe zu erfüllen, das muß man vermeiden; weil ſonſt die Gebothe nicht erfüllet würden, und gerade das Gegentheil, nämlich das Verbothene herauskäme. Ich verſtehe eure Hochwürden legt ſchon gänzlich: Ein **vollkommener** Chriſt iſt der, bei dem die Handlungen mit dem Ziel und Ende, zu Gott zu kommen, und hiemit auch mit dem göttlichen Willen, das iſt, mit den Gebothen Gottes übereinſtimmen. Das hätte ich mein Lebtag nicht geglaubt, daß ich durch die Miſtgabel ehe, als durch den Pater Schaffner zur klaren Kenntniß der **Vollkommenheit** ſolle gebracht werden.

Pfar. Wir ſind aber noch nicht ganz am Ende. Sage mir; ſtimmen bei denjenigen alle Handlungen mit dem Willen Gottes übereins, die nur ein Geboth erfüllen, und die anderen unterlaſſen? oder der wohl gar ein Gelübd machen

chen wollte, nur eine gewisse Gattung der Pflichten zu erfüllen, die übrigen Pflichten aber alle auf seinen Nebe menschen, auf andere Unterthanen hinüber wälzen wollte?

Jodel. Das wäre weit gefehlt; ein solches Gelübd geltete ja nichts. Gleich als ob ich ein Gelübd machte, meine Arbeit zum Theil anderen zu überlassen. Ich habe auch schon gesagt, daß der Stall nicht ausgemistet wäre, wenn ich nur einen Theil ausmistete.

Pfar. Wenn also ein Klostergeistlicher sagen wollte; der Klosterstand sey der vollkommenste, weil man da nichts, als bethen und betrachten darf, wenn man gleich dabei der Kirche und dem Staate sonst keine Dienste leistet; wäre dieß wahr?

Jodel. Hab ich mir's doch eingebildet; der Pater Schaffner kömmt noch mit seiner **Vollkommenheit** übel an. Gott hat dem Menschen und Christen freylich mehr befohlen, als zu bethen und zu betrachten; und es muß also die Erfüllung der übrigen Gebothe auch dazu kom-

kommen, damit alles mit dem Willen Gottes übereinstimme.

Pfar. Also heißt **Gott dienen**, die **göttlichen Gebothe erfüllen**? — Nun so ist ja nicht das allein ein **Gottesdienst**, wenn man eine Messe, ein Amt, eine Vesper, und eine Kirchenmusik dabei höret?

Jodel. Freylich nicht, sondern **jede Erfüllung eines göttlichen Gebothes, welches zu erfüllen kömmt, gehöret zum Gottesdienst**; so wie zu meinem Dienst nicht das allein gehöret, daß ich mit meinem Bauern, oder von meinem Bauern nur immer was schönes rede; ich muß ihm durch das dienen, daß sich alles das vollziehe, was er mir befiehlt; sodann ist mein Dienst vollkommen.

Pfar. Richtig ist die **Vollkommenheit** nichts anders, als die **Uibereinstimmung unserer Handlungen mit denen Gebothen, die wir als Menschen, als Christen, als Mitglieder des Staates haben.** Durch eine solche Uibereinstimmung kann also ein jeder

auch

auch auſſer des Kloſters **vollkommen** werden. Und es giebt gar keine andere **Vollkommenheit** und **Heiligkeit** auf dieſer Welt, als dieſe, die mit der **Fertigkeit, die Gebothe Gottes zu erfüllen**, erreicht wird. **Jede Erfüllung auch derjenigen Gebothe, welche wir in Anſehung unſerer ſelbſt, unſeres Nächſten, unſerer Vorgeſetzten erfüllen müſſen, iſt ein Gottesdienſt.** — Aber noch eins muß ich aus dem, was du ſelbſt geſagt haſt, für dich herausnehmen. Du haſt ſelbſt geſagt, daß unter deinen Miſtgabeln eine ſo gut herſieht, und daß ſie doch nichts nutz ſey; welches du damals erfahren haſt, da dieſe Miſtgabel von dir iſt recht angeſehen worden. Wie wäre es denn, wenn du die Haltung der abgebrachten Feyertäge, die Wahlfahrten, die Andächteleyen, die Legenden und dergleichen, was dich bisher ſo gut angeſehen hat, beſſer betrachten wollteſt? Wer weis, ob du alles dieſes nicht eben ſo liegen lieſſeſt, wie dieſelbe zwar gut herſehende, aber nichtswerthe Miſtgabel? — Gedenke nur, wie du ſelbſt geſagt haſt, daß ſogar dein Bauer es nicht gern ſehen würde, wenn du ſtatt der vorgeſchrie-

ſchriebenen Arbeiten in einem Kotzen vor ihm herumkriechen, ihm ſogar Schuh, Strümpfe, und Stiefel immer abküſſen, und dabei vertrauen wollteſt, daß dein Dienſt hiedurch für vollkommener werde gehalten werden, als wenn du ohne dieſen nur die vorgeſchriebenen Dienſtbarkeiten verrichteteſt.

Jodel. Jetzt geht es mir, wie dem Pater Schaffner mit ſeiner Vollkommenheit.

Pfar. Noch eine Frage Jodel! Wenn dir der Bauer ſelbſt, oder ein anderer verſtändiger ehrlicher Knecht geſagt hätte: Jodel! laß die Miſtgabel liegen, die iſt nichts nutz; hätteſt du ſie liegen laſſen?

Jodel. Da hätte ich mich um dieſe ganze Miſtgabel gar nicht mehr umgeſehen, weil es mir einer geſagt hätte, der es verſtehen muß, und der mir vorgeſetzt iſt.

Pfar. Nun mein lieber Jodel! du wirſt mich ja doch auch für einen ſolchen halten, der es verſteht, dich zu deinen Seelenheil zu leiten:

ten; und daß ich dir als Pfarrer vorgesetzt bin, das weißt du auch? Kannst denn also ein Bedenken haben, wenn ich sage: Laß die Mißbräuche, die Andächteleien, die Haltung der abgebrachten Feyertäge, die Legenden fahren; denn alles dieses gefählt Gott so wenig, als es deinem Bauern gefiele, wenn du statt der Arbeit in einem Kozen vor seinen Stiefeln und Schuhen herumkriechen wolltest.

Jodel. Nun ich lasse es in Gottesnamen fahren.

Pfar. Mich freut deine Bereitwilligkeit. Aber ich will, daß du es aus Überzeugung fahren lassest. Und deswegen höre fleißig zu, wenn das Buch vorgelesen wird, welches ich herschenke; komme fleißig in meine Predigten und Christenlehren, und wir werden auch sonst noch zusammkommen, wo ich dir heilsame Belehrung werde geben können. Alles muß durch Überzeugung im Kopfe und dann im Herzen recht fest werden, sonst hat es keine Dauer. Du könntest ja wieder einmal unter einem solchen Pater Schaffner zu stehen kommen, und

dann

dann würdeſt du ihm als deinem Vorgeſetzten wieder anders glauben. Überzeugt muſt du mir werden. Sodann ſorge ich nicht mehr, daß dich jemand von der erkannten Wahrheit abbringen wird.

Bauer. Jodel! ich mache wegen deiner aus einem Werktag keinen Feyertag; aber auf'm Sonntag feyre ich deine Bekehrung.

Pfar. Nun behüte euch Gott, gute Leute. Ihr werdet es mir wohl nicht übel nehmen, daß heut Abends bei meinem Reden etwas weniger geſponnen worden?

Bäurinn. O lieber Gott! ganz und gar nicht.

Bauer. Wenn wirklich was weniger wäre geſponnen worden; ſo wäre es durch die Güte, daß uns eure Hochwürden Herr Pfarrer haben beſuchen wollen, und hauptſächlich durch die guten und ſchönen Lehren, die wir gehöret haben, reichlich erſetzet.

Pfar.

Pfar. Und doch habe ich euch noch nicht gesagt, warum ich eigentlich zu euch gekommen bin. Ich war zwar ohnehin bei einem kranken Nachbar, und war mir ein leichtes, euch bei euch zuzusprechen. Aber ich habe es mir schon gestern vorgenommen, daß ich besonders zu euch gehen, und mich bedanken will; daß ihr mit euren Beiträgen zum Armeninstitut immer eine so gute Aushilfe, und ein so gutes Beispiel gebt.

Bauer. Das ist unsere Schuldigkeit. Hab ich vorher auch zur Bettlerkasse, wie sie bei der Herrschaftskanzley war, alle Jahre vier und zwanzig Gulden geben müssen. Warum soll ich denn itzt nicht freywillig eben soviel geben, da das Freywillige den Verdienst bei Gott vermehrt; und da man das Vergnügen hat, daß man itzt sieht, wie das Allmosen angewendet wird.

Bäurinn. Was sollen wir denn bei den Armen ersparen wollen? Haben wir es itzt doch schon vorhinein herinn, da die Sammelgrißlichen, die grossen Stolgebühren, die

Beicht-

Beichtkreuzer, und andere Ausgaben, die man vorher in der Menge hat tragen müssen, aufgehöret haben. Es sind ja uns Bauern auch viele andere Erleichterungen in Steuern und Gaben geschehen; und die Arbeit an einem jeden abgebrachten Feyertage macht gewiß das Jahrhindurch einen guten Gewinn für das Haus. Ich ärgere mich immer, wenn einige Bauern sagen: Haben wir doch vorher auch gelebt, obgleich an diesen Tägen nicht gearbeitet worden. Und doch wenn sie zahlen sollen, klagen sie sich über harte Zeiten. Das geht ja nicht zusammen. Und wenn sie wirklich nicht für sich arbeiten, und an einem solchen Tage keinen Gewinn für sich haben wollten; so sollen sie den Gewinn desselben Tages den Armen geben. Darf man sogar an gebothenen Feyertägen den Armen in der Noth beispringen; so wäre es ja an einem abgebrachten Feyertage recht schön, wenn man den Gewinn der Arbeit desselben Tages berechnete, und den Armen gäbe.

Pfar. Jodel! hast du das einmal vom Peter Schaffner so gehöret, was du jetzt von der Bäurinn hörst?

Jodel. Ich mag vom Pater Schaffner gar nichts mehr hören.

Pfar. Warum bist denn du aus den Kloſterdienſten gekommen?

Jodel. Ich habe nicht geglaubt, daß es ſo unrecht ſey, und habe im September, wie ganz unvermuthet zu der Zeit ein ſo groſſes Donnerwetter noch daher gekommen iſt, mich auf den Thurm geſchlichen, und habe dort gegen das Donnerwetter geläutet; weil auch die Bauern dort herum wegen des abgeſchafften Wetterläutens ſo beängſtiget waren. Die Geiſtlichen haben mich zwar darüber gar nicht ausgeſilzet. Ich habe es ihnen vielmehr aus dem Geſichte, und aus dem Lächeln abgenommen, daß es ihnen ſo unlieb nicht war. Jedoch haben ſie geſagt: Jodel! ſchau gleichwohl zu, wenn etwa das Kloſter deswegen in Verdruß käme; du müßteſt ſodann Haare laſſen. Richtig iſt's auch ſo geſchehen. Im Oktober darauf war ſchon eine Unterſuchung da; wobei um alles gefragt worden; ob geläutet worden, und von wem geläutet worden. Da haben ſie

ſich nun gefürchtet, es möchte eine Strafe erfolgen; und haben gerade der Komiſſion geſagt; der Ochſenknecht habe nur aus Dummheit geläutet.

Pfar. Siehſt Jodel! daß ſelbſt ſolche Geiſtliche die Andächteleien, die ſie vorher für ſo heilſam ausgaben, ſobald ſie dafür ſollen geſtraft werden, für Dummheiten ausgeben, ſich mit der Dummheit des Volkes entſchuldigen, und die Schuld auf das Volk wälzen wollen; obwohl ſie daran Urſache ſind, daß ſoviele unter dem Volke noch dumm ſind. Wenn eine heilſame Verordnung herauskömmt, dann erſt eine Predigt darüber halten, und nur dieſe dergeſtalt halten, daß man ſieht, es gehe ihnen nicht vom Herzen; dieſes fruchtet nichts. Die Einfältigen ſagen gleich: das iſt eine angefirnite Predigt, und werden dabei überdrüſſig, ſtatt nützlich, und wahrhaft belehret. Ein Geiſtlicher, der einen wahren Eifer hat, die ihm untergebenen Seelen zu ihrem zeitlichen und ewigen Glück aufzuklären, der findet das ganze Jahr hindurch Gelegenheit, in Predigten, in Chriſtenlehren, in Unterredungen väterliche

Erinnerungen über das und jenes zu machen, wodurch die Pfarrkinder unvermerkt zu beſſeren Begriffen, und zu einem Verlangen nach dieſer und jener beſſeren Einrichtung kommen. Der Geiſtliche muß nur ſelbſt hierüber im Kopfe Uiberzeugung und ernſtlichen Willen haben, und die Geſchicklichkeit beſitzen, jede Gelegenheit zur Aufklärung ſeiner Pfarrkinder freundſchaftlich zu benützen; ſodann geht alles. Wie iſt es denn aber dir ergangen?

Jodel. Uibel. Uiber fünfmal bin ich einberuffen worden. Die Angſt, die ich dabei gehabt habe, das Hin- und Hergehen, das immerwährende Antworten bei dem ſcharfen Examen, die Ungewisheit, was ſie mit mir noch anfangen werden, und endlich das Urtheil, daß ich auf vierzehn Täge hätte im Zuchthauſe arbeiten ſollen, das hat mir mein Wetterläuten ſauer genug gemacht.

Pfar. Alſo haſt wirklich in das Zuchthaus müſſen?

Jodl.

Jodel. Nein! ich bin doch nur mit einem dreytägigen Arreſt beim Diener davon gekommen; weil ich hernach auch laut geſtanden, daß ich nie geläutet hätte, wenn der Pater Schaffner nicht kurz vorher in der Geſindſtube von der Glockenweihe ſoviel geredet hätte, daß ſie richtig gegen die Donnerwetter die ſicherſte Kraft habe.

Pfar. Da wird es hernach dem Pater Schaffner nicht gut gegangen ſeyn?

Jodel. Behüte Gott! der hat gelaugnet wie Stein und Bein, Er hat vielmehr g'ſagt: Er habe ſein Lebtag nichts auf das Wetterläuten gehalten; das Läuten ziehe nur die Donnerwetter herzu, oder halte ſie länger auf. Bei aller Glockenweihe habe es ſchon in die Thürme ſelbſt eingeſchlagen; es könne ihm gar nicht einfallen, daß eine Weihe mißbraucht werden ſolle, um die Gefahr herbei zu ziehen, und ſodann durch die Weihe ſo unſicher wieder hindann zu bringen.

Nur

Nur einige Bauern sammt mir seyn so dumme Esseln. Da habe ich also immerfort der dumme Esel seyn müssen. Die anderen Dienstöothen haben's auch nicht eingestanden aus Furcht, den Dienst zu verlieren. Die Obrigkeit scheinet es aber doch gemerkt zu haben, und ich glaube, daß mir hauptsächlich deßwegen die Strafe vermindert worden. Aber hingegen hat mir der Pater Schaffner gleich den Dienst aufgesagt.

Pfar. Mein Jodel! ich wünsche dir erstens Glück, daß du nicht in das Zuchthaus gekommen bist. Zweytens wünsche ich dir aber noch vielmehr Glück, daß du den Dienst zu Kellerstein verlohren. Du hast eigentlich nichts dabei verlohren; sondern am Verstande sowohl, als an äusserlichen Umständen gewonnen. Die frommen heiligen Christen der ersten Zeiten, da lange nach sechshundert Jahren von Entstehung der christlichen Kirche erst der Gebrauch der Glocken da und dort eingeführet worden, haben sich gegen alles Uibel, und auch gegen die Gefahren der Donnerwetter mit dem Vertrauen auf Gott bewahret; und noch wissen sich die

Chri-

Chriſten in jenen Ländern, wo man ihnen keine Glocken duldet, mit dem Vertrauen auf Gott zu beruhigen. * Auch durch **acht hundert Jahre** hat man von **Glockenweihen** nichts gewußt. Man findet vielmehr in den alten landesfürſtlichen Geſetzen ſchon **Verbothe gegen die Mißbräuche, die einige bei der Glockenweihe haben einführen wollen.** ** Und der Pater Schaffner hat es recht gut erklärt, daß das Wetterläuten nichts nütze; daß es unſchicklich wäre, **durch etwas Geweihtes die Gefahr herzuziehen, und doch durch die Weihe zugleich hindanhalten wollen,**

Jodel. Das hat er aber nur geſagt, wie es bald über ihn losgegangen wäre.

Pfar. So machen es mehrere. Wenn ſie was zu fürchten, oder was zu hoffen haben; ſo

---

* Bingham orig. eccles. Tom. III. pag.

** *Ut cloccæ non baptizentur.* Capitular. Caroli magni citat a Durando de ritib. eccles. l. I, c. XXII. n. II.

ſo nehmen ſie gleich andere Grundſätze an. Man dächte, ſie wären die helleſten Köpfe, die eifrigſten Vertheidiger der Wahrheit. Sobald ſie aber auch nur aus einem ungegründeten Rufe vernehmen; es ſey wieder erlaubt, auf die alten Mißbräuche zurückzugehen; ſo geben ſie ſich ſogleich zu erkennen. Welches eben Gott zuläßt, daß man ſie recht kennen lerne. Ganz ſicher haſt auch du bei dieſer Gelegenheit den Pater Schaffner recht wohl kennen gelernt.

Jodel. Ja, ja! unſer Herrgott verzeih ihm's!

Pfar. So iſt es recht. Der Pater Schaffner iſt ohne ſeine Abſicht zu einem Inſtrument geworden, den Jodel auf einen beſſeren Weg zu bringen. Jetzt lebt wohl, liebe Kinder! ich muß gehen.

Bäurinn. Nun wir bedanken uns unendlich für den heutigen Abend.

Bauer. Wirklich unendlichen Dank, eure Hochwürden Herr Pfarrer! — Geh, Sandel!

del! geh g'ſchwind, nimm da Licht, und leuchte ſchön vor; s'iſt gar finſter. — Kinder! küßt die Hand dem Herrn Pfarrer.

Pfar. Behüte euch nochmal Gott!

Bauer. Behüte Gott!

V.

V.

Die Spitalweiber.

Stubenmutter. Ich weiß nicht, über was ihr zwey Weiber immer zu zanken habt. Ihr habt doch einen Taufnamen; nennt eine jede sich **Rosa**, so daß man euch gar nicht unterscheiden könnte, wenn man nicht die eine die **grosse**, und die andere die **kleine Rosa** nennte; und zankt doch die **eine Rosa** mit der **anderen Rosa** den ganzen Tag.

Grosse Rosa. Die **kleine Rosa** hat keineswegs die nämliche heilige Namenspatroninn, die ich habe. Ich bin die **Rosa von Viterbo**, und sie ist nur die **Rosa von Lima**.

Kleine Rosa. Was nur die **Rosa von Lima**? Also die **Rosa von Lima** hat nicht soviel zu bedeuten, als die **Rosa von Viterbo**?

Gr. Rosa. Ich will wohl hoffen, daß die heilige Rosa von Viterbo eine gröſſere Heilige iſt. Meine heilige Rosa hat noch nicht auf den Füßlein ſtehen können, und iſt doch ſchon vor jedem Mariabild geknieet.

Kl. Rosa. Ja, ja! die Kinder ſind alle eh auf den Knieen als auf den Füſſen, Aber die heilige Rosa von Lima hat auch ſchon in ihrer Kindheit gezeigt, wie ſie dermaleinſt für die Glorie Gottes wider das Fleiſch ſtreiten werde, da ſie keinen Laut von ſich gegeben, als ihr der Bader den Nagel von demjenigen Finger hinweggeſchnitten, welchen ſie ihr zwiſchen dem Deckel einer Kiſte eingeklemmt hat.

Gr. Rosa. Tauſend hinein! das iſt eine Standhaftigkeit! Aber das weiß ſie nicht, daß die Rosa von Viterbo nicht auf eine Einklemmung bei einer Kiſte gewartet hat, ſondern daß ſie ſelbſt mit rauhen Zilizien, ſcharfen Disziplinen, und ſtrengen Faſten ſich hergenommen habe. O ihre heilige Rosa kömmt deßwegen der meinigen heiligen Rosa noch nicht gleich.

Kl. Rosa.

Bl. Rosa. Sie weiß auch das rechte von meiner heiligen Rosa, welcher ihre Mutter befahl, ihr einmal einen schönen Blumenkranz aufzusetzen; und die Heilige hat ihn richtig aufgesetzet; aber darunter eine lange spitzige Nadel sich dermassen tief in das Haupt hineingedruckt, daß man diese Nadel nicht ohne Mühe wieder herauszuziehen wußte.

Gr. Rosa. Meine heilige Rosa hat immer einen rauhen grauen Rock getragen: ist immer barfuß mit bloßem Haupte, und mit fliegenden Haaren gegangen.

Bl. Rosa. Ja! das wäre recht! fliehende Haare! meine heilige Rosa hat ihr schon in ihrem fünften Jahre ihre schöne Haare der Haut gleich abgeschnitten.

Gr. Rosa. Aber Mirackel hat doch ihre heilige Rosa als ein Kind noch nicht gewirket, wie meine heilige Rosa, die ihre todte Base mit ihrem Handlein nur angerühret, und sogleich zum Leben erwecket hat.

Bl. Rosa.

Bl. Rosa. Iſt das nicht Mirakel genug, daß bei meiner heiligen Rosa, als ſie noch in der Wiege ſchlief, ihre Mutter ſah, daß anſtatt des Angeſichtes des Kindes eine ſchöne Roſe in der Wiege gelegen; weßwegen ſie auch ſtatt Iſabella hernach Rosa genannt worden.

Gr. Rosa. O dieſe Roſe iſt noch nicht ſo mirakulos; da hat meine heilige Rosa mehrere mirakuloſe Roſen aufzuweiſen. Da ſie einsmals einen Schoos voll Stücklein Brods den Armen zutrug, ertappte ſie ihr Vater unter der Thüre, und fragte, was ſie in dem Schoos habe? Ich habe Roſen, ſagte ſie. Laß mich ſehen (ſprach er) und als ſie den Schoos eröffnete; ſah er lauter Roſen darinn. Das iſt etwas anders. Geſichter wie Roſen ſieht man mehrere, aber nicht in Roſen verwandelte Stücke Brods.

Bl. Rosa. Du lieber Schatz! was ſagſt du? Meine, heilige Rosa hat freylich ein ſchönes Geſicht gehabt; deswegen haben ſie auch unterſchiedliche Herren zur Ehe begehrt. Aber ebendeßwegen hat ſie nicht nur die Schönheit ihres

An-

Angesichtes mit vielfältigen Fasten, und die Schönheit ihrer schneeweissen Hände mit überstrichenem lebendigen Kalk vertrieben; sondern sie hat ihr auch die Augenbräume mit indianischem Pfeffer bestreuet, damit die Haut und die Augen roth und feurig wurden.

Gr. Rosa. Das glaube ich, wenn man sich die Gestalt vorstellet, daß man sodann keinen Liebhaber, und keine Anfechtungen mehr habe.

Bl. Rosa. Jetzt hat sie das Wahre getroffen, daß es Gott erbarme! wie wäre es denn aber, wenn meine heilige Rosa sich ihre schöne Gestalt gleich wieder nach Belieben verschafft hätte. Aus frommem Unwillen, daß sie wegen ihrer ausgezehrten Gestalt für eine Heilige gehalten wurde, hat sie am Charfreytage um ihre vorige schöne Gestalt zu Gott gebethen; und sogleich gieng sie nach verrichteter Andacht so schön, so röthlich nach Hause, daß einige lose Buben (wie in der Legende steht) spottweise sagten: die muß wohl gefressen und gesoffen haben,

Gr. Rosa.

Gr. Rosa. Was heißt alles das? Meine heilige Rosa war bei lebendigem Leibe in der anderen Welt; sah die Peinen der Hölle, und die Glorie des Paradieses; und nicht etwa nur einmal, sondern öfters wurde sie von der Mutter Gottes mit einer himmlischen Gesellschaft besuchet. Die Mutter Gottes ermahnte sie, nicht nur den Habit des dritten Ordens Sancti Francisci anzunehmen; sondern brachte ihr auch den Habit dazu vom Himmel herab.

Bl. Rosa. Geh sie, und schweig sie still! Meiner heiligen Rosa ist Christus selbst erschienen, und hat ihr gesagt; daß er ihre Liebe suche. Worauf er sie mit schönen von Gold, Silber, Perlen, und Edelgesteinen glänzenden Kleidern angethan. Auch die Mutter Gottes und der heilige Schutzengel ist ihr öfters erschienen; und sie hat sich mit Christus durch einen Ring vermählet, welchen sie am grünen Donnerstage in den Tabernackel sperren ließ; am Ostersonntage aber von freyen Stücken wieder an ihren Finger bekam.

Gr. Rosa. Meine heilige Rosa aber war mehr ein Mann, als ein Frauenzimmer nach ihren Thaten. Sie nahm ein Kruzifix in die Hand; gieng auf den Straſſen der Stadt herum; predigte mit apoſtoliſchem Eifer dem zulaufendem Volke; ſtrafte die Ketzer und Sünder, wie auch die Anhänger des Kaiſers Friderich des Zweyten; machte, daß ein Ketzer, der ſie in wehrendem Predigen und Diſputiren auf den Arm ſchlug, durch eine Krankheit gleich einem Unthiere verſtellt wurde. Und ſolche Predigten hielt ſie nicht etwa erſt als erwachſen; nein! ſondern ſchon mit zehn Jahren; und weil ſie wegen ihrer kleinen Statur von dem Volke nicht hätte geſehen werden können, ward ſie vom Geiſte Gottes ſammt dem Stein, darauf ſie ſtand, ſo hoch erhebt, daß ſie von allen geſehen und gehöret werden konnte. Nach der Predigt ward ſie wieder ſanft auf die Erde geſenkt.

Bl. Rosa. Das Predigtamt iſt nicht für Weiber.

Gr. Rosa.

Gr. Rosa. Sie redet eben, als wie die damaligen Anhänger des Kaisers, welche auch auswirkten, daß meine heilige Rosa sammt ihrer ganzen Freundschaft aus der Stadt wegen des Predigens verjagt wurde.

Bl. Rosa. Für ein heiliges Weibsbild ist es genug, wenn sie eine Begierde hat, den Glauben zu verkündigen. Und das steht auch von meiner heiligen Rosa in der Legende, daß sie bereitet war, unter die Heiden zu gehen, und mit Gefahr ihres Lebens ihnen den heiligen katholischen Glauben zu verkündigen. Es ist gewis, daß Niemand gescheider einem Weibsbilde für übel nehmen wird, wenn sie nicht auch wirklich auf allen Gassen und Strassen unter dem Volke herumprediget; und ich weis auch nicht, ob es Gott selbsten gefahle, wenn ein Weibsbild ein wirkliches Predigeramt übernimmt,

Gr. Rosa. Hieran will sie zweifeln; da doch Gott das Predigtamt meiner heiligen Rosa mit mehreren Mirakeln bestättiget hat? Meine heilige Rosa ließ auf öffentlichem Platze

ein grosses Feuer anmachen, und blieb drey ganze Stunden darinn kniend, stehend, hin und her gehend, und die Psalmen singend, wodurch auch sogleich eine verstockte Ketzerinn sich bekehrte, die vorher sogar mit der heiligen Schrift von meiner heiligen Rosa nicht hat überwunden werden können.

Bl. Rosa. Endlich und endlich, wenn man nur genug Keckheit hat, ist es auch für ein Weibsbild nichts so ausserordentliches, vor mehreren Leuten zu reden. Aber von Gott die Herrschaft über die wilden Thiere, über die unempfindlichen Bäume, und über die herumschweifenden Geister zu erhalten, wie solche meine heilige Rosa erhalten hat; das ist etwas anderes. Meine heilige Rosa hatte zum Wohnort nur ein Hüttlein unter etlichen Bäumen im Garten. Dieses Hüttlein war nur fünf Schuhe lang, und drey breit; und eine Menge Schnacken waren immer in dieser Zelle; aber wie waren sie dort? Man hörte den ganzen Tag nicht einen einzigen von ihnen brummen; es hatte keiner das Herz, daß er die heilige Jungfrau jemals berührte, obwohl das Thor, das Fenster-

sterlein, und die Wände ganz angefüllet waren; sondern alle waren vielmehr bemüht, von ihr die Sonnenhitze gleichsam wie ein Schatten abzuhalten. Wenn aber andere auch fromme Personen zu meiner heiligen Rosa kamen; flohen die Schnacken gleich haufenweise herzu, und verschonten sogar der Mutter der heiligen Rosa nicht. Das ist noch nicht alles. Wenn meine heilige Rosa morgens früh die Thüre der Zelle eröffnete, so sprach sie zu den Schnacken: **Nun wohlan! Lasset uns den allmächtigen Gott Lob sagen.** Da stellten sich die unvernünftigen Kreaturen in gewisse Ordnung in die Runde; brummelten in der Stille mit gewissen Pausen das Lob Gottes daher, daß man (wie die Legende selbst sagt) sollte geglaubt haben, diese Thierlein hielten **wie die Geistlichen** den Chor. Zuletzt hat ihnen meine heilige Rosa verbothen, jemanden zu stechen; welches sie auch getreu befolget, und Niemanden gestochen haben, als eine einzige dritte Ordensschwester. Diese aber hat selbst aus Freundlichkeit dreyen Schnacken die Erlaubniß gegeben, ihr zum Gedächtniß der

heiligſten Dreyfaltigkeit drey Stiche zu verſetzen.

Gr. Roſa. Meine heilige Roſa hat auch gewußt, ſogar die wilden Vögel dergeſtalt zahm zu machen, daß ſie auf ihr Haupt flogen, das Brod aus ihren Händen nahmen, und ſich gern von ihr fangen lieſſen. Mit Schnacken hat ſie ſich nicht abgegeben. Die Geduld bei Verfolgungen der Leute iſt mehr werth, als die Geduld bei Schnackenſtichen; und die Leute laſſen ſich nicht gleich ſo, wie die Schnacken das Stechen wehren. Meine heilige Roſa hat es erfahren. Nicht genug, daß ſie von Anhängern des Kaiſers aus der Stadt Viterbo iſt verjagt worden. Auch da der Friede ſchon hergeſtellet war, und ſie wieder in ihr Vaterland zurückkehrte, mußte ſie viele Verfolgungen leiden. Sie wollte eine Klariſſernonne werden; aber weil ſie arm war, wurde ſie nicht aufgenommen. Hernach warb ſie ſich ſelbſt etliche fromme Jungfrauen der Stadt an, und wollte eine eigene Verſammlung mit ihnen ausmachen; wozu ihr Beichtvater der Stadtpfarrer gar ein frommer und ein-

einſichtsvoller Mann ein bequemes Haus beſtellte, damit ſie darinn wohnen, und Gott dienen könnten. Aber die übrigen Geiſtlichen und Nonnen haben ausgewirket, daß ſogar der Papſt dieſe Verſammlung aufgehoben hat; wornach meine heilige Roſa auch in einer kleinen Zelle für ſich allein geblieben iſt.

Bl. Roſa. Höre ſie! daß der Papſt ſelbſt die Lebensart ihrer heiligen Roſa nicht gebilliget hat; das macht — ich will weiter nichts ſagen — nun es macht mir die ganze Lebensart ihrer heiligen Roſa verdächtig. Das iſt meiner heiligen Roſa nicht geſchehen.

Gr. Roſa. Als wenn der Papſt nicht auch ein Menſch wäre, der fehlen könnte!

Bl. Roſa. Nun, ſey ſie ſo gut, und gebe ſie ein ſo löbliches Beiſpiel, daß auch ſchon die Spitalweiber den Papſten für einen Menſchen halten, der nicht unfehlbar iſt.

Gr. Roſa. Nicht nur die Kloſterfrauen haben ihren Fehler erkannt, und haben den Leich-

nam

nam meiner heiligen Rosa, die sie vorher lebend im Kloster bei sich nicht haben wollten, bezehrt; sondern meine heilige Rosa ist auch dreyßig Monate nach ihrem Tode dem Papsten Alexander dem vierten, da er eben zu Viterbo war, erschienen; und hat ihm befohlen, ihren Leichnam in die Kirche der Klarisserinnen zu übertragen. Da hat der Papst keinen Anstand mehr gemacht; ist geschwind zum heiligen Grab hingangen; hat dort gesehen, wie eine schöne Rose aus dem Grabe herausgewachsen; welche Rose er auch wegen des Wunders (denn es war der vierte Tag des Herbstmonats) für sich behalten hat; hat gesehen, daß der heilige Leib glänzend und wohlriechend, dessen Augen klar und gegen Himmel gewendet, der Mund und die Lefzen lachend, die Farbe des Angesichts roth und weis vermischt, der ganze Leib frisch und beweglich sey, und wie hieraus ein heilsames Oel und Manna für die Kranken und Preßhaften fliesse. Gleich haben vier Kardinäle den heiligen Leib auf die Achseln genommen, und in das Klarisserinnenkloster getragen. Der Papst gieng hinter selbigem, und ließ den heiligen Leib nicht in die Erde

begraben, sondern in einen kostbaren Kasten, in welchem er noch zu jetziger Zeit geschen, verehret, und mit Wunderzeichen gezieret wird.

Bl. Rosa. Mein, mein! wieviel Wunder sind denn nach dem Tode ihrer heiligen Rosa geschehen?

Gr. Rosa. Die Zahl davon weiß ich eben nicht daher zu sagen.

Bl. Rosa. Ich weiß ihr aber zu sagen, daß auch meine heilige Rosa nach ihrem Tode unversehrt, schön und ebhaft geblieben; daß auch ihre Lefzen roth wie Korallen und lächelnd waren; daß man auch an ihrem Leibe einen himmlischen Geruch verspüret hat, desgleichen (wie die Legende sagt) bis dahin kein Mensch geschmecket hatte. Und nebst allem dem weiß ich ihr zu sagen, daß durch meine heilige Rosa vor und nach dem Tode über hundert und neunzehn grosse Mirakel — (merke sie sich diese Zahl) über hundert und neunzehn grosse Mirakel — (und das merke sie sich auch) grosse Mirakel gewirket worden.

Gr. Rosa.

Gr. Rosa. Und sie merke sich das auch; daß es bei der Heiligkeit nicht auf die Mirakel, sondern auf das strenge Leben ankomme.

Kl. Rosa. Nun! so erzähle sie uns die außerordentlichen Strengheiten von ihrer heiligen Rosa.

Gr Rosa. Hat sich meine heilige Rosa nicht erstaunlich kasteiet? Hat sie nicht öfters in dreyen, bisweilen auch in acht Tägen nur einmal gegessen? War sie nicht oft gehöret, wie sie sich stark disziplinieret, und hierüber von Christus und den heiligen Engeln, die mit ihr von himmlischen Dingen sprachen, getröstet worden?

Kl. Rosa. Jetzt ist sie fertig. — Jetzt aber gebe sie acht, ob ich auch sobald fertig werde; und ob ich von den Kasteiungen meiner heiligen Rosa auch nur so überhaupt, oder nicht vielmehr eine Menge in Sonderheit daher zu sagen wisse. Die alte Margareth solle mir nachzählen, auf wie viele besondere Kasteiungen

gen

gen die Abtödtung meiner heiligen Rosa hinauslauft.

Alte Margareth. Ich werde es fleißig zusammenthun; und sodann werden wir sehen, die welcher ihre heilige Rosa eine gröſſere Heilige iſt.

Bl. Rosa. **Erſtens** hat meine heilige Rosa geſucht, von allen Leuten verſchmähet zu werden; deßwegen hat ſie öfters ihre Dienſtmagd gebethen, daß ſie ſie mit Füſſen tretten ſolle. **Zweytens** wenn man ſie lobte, hat ſie ihr gleich die hörnerne Krone, ſo ſie unter ihrem Schleier verborgen trug, deſto tiefer in das Haupt hinein gedruckt. **Drittens** hat ſie ſich immer mit kaltem Waſſer übergoſſen, damit ſie ihr die Schönheit vertriebe. **Viertens** iſt ſie am heiligen Charfreytage **dreißig ganze Stunden** nacheinander in der Kirche des heiligen Dominikus, deſſen dritte Ordensſchweſter ſie war, unbeweglich ſtehend verharret. **Fünftens** hat ſie ſich nicht nur von Kindheit an alles Obſtes enthalten; ſondern ſie hat auch von ihrem ſechſten Jahre an nichts als Brod

Wasser genossen, und im fünfzehntem Jahre sich auch mit einem Gelübde verbunden, kein Fleisch mehr zu essen, ausser sie wurde durch Gehorsam dazu gezwungen. **Siebentens** —

Gr. Rosa. He, he! langsam! jetzt kommt erst sechstens.

Alte Margr. Sie ist nur irre geworden; weil sie vorher vom sechsten Jahre ihrer heiligen Rosa geredet hat.

Bl. Rosa. Also **sechstens** hat sie keine andere Suppe gegessen, als die ohne Salz und ohne Schmalz nur mit den bittersten und bissigsten Kräutern, die sie ihr eigens hiezu im Garten wachsen ließ, und alle Morgen mit Schaafsgalle begoß, gekocht war. **Siebentens** aß sie in der heiligen Fastenszeit nichts anderes, als täglich nur etwelche Zitronenkörnlein, und zwar am Feyertage nur fünf solche Körnlein. **Achtens** verharrte sie oft ganze Wochen ohne einiges Essen und Trinken, weil ihr die heilige Kommunion hinlängliche Nahrung war. **Neuntens** gewöhnte sie sich vom Donnerstage an bis an den Sonntag ohne Spei-

se und Trank, ohne Schlaf und Ruhe unbeweglich in ihrem Zimmer zu stehen. Zehntens geißelte sie sich alle Nacht mit zween Ketten, daß das Blut häufig von ihr abrann, und die Zimmerwände aller Orten damit bespritzet wurden; welches ihr aber der Beichtvater verboth.

Gr. Rosa. Da haben wir es ja! Was hilft denn eine solche Heiligkeit, die kein Beichtvater gutheissen kann. Und zuletzt hat sie vielleicht nicht einmal ihrem Beichtvater Gehorsam geleistet.

Bl. Rosa. Jetzt hat sie es errathen. Gleich hat sie gehorsamet; hat aber eilftens die Ketten dreymal stark um den Leib gewunden, dieselben durch ein Schloß verknüpfet, und den Schlüssel hinweggeworfen; worüber die eisenen Ketten in wenigen Wochen die Haut entzwey gefressen, und letztlich so tief in das rohe Fleisch hinein geschnitten haben, daß sie kaum mehr konnten gesehen werden, und sie bald gestorben wäre.

Gr. Rosa.

Gr. Rosa. Das iſt ein ſchöner Gehorſam gegen den Beichtvater; die eine Art, ſich zu Grund zu richten, aufgeben, und dann noch eine ärgere Peinigung ſich zufiegen.

Bl. Rosa. Sie redet, wie ſie es verſteht. Gott hat ſchon gemacht, daß dieſe dreyfach eingepreßten und überwachſenen Ketten, die nicht mehr natürlicher Weiſe herausgebracht werden konnten, weil der Schlüſſel dazu verworfen war, von ſelbſten mirakuloſer Weiſe hinwegfielen. Daher hat ſie auch zwölftens, ſobald dieſe Wunden geheilet waren, dieſe Ketten vom neuen ſich um den Leib gebunden. Der Beichtvater ha. ihr aber nicht nur widerholt die Tragung dieſer Ketten verbothen; ſondern ſie hat ihm auch dieſe Ketten überſchicken müſſen; und er hat etliche Ringlein dieſer Ketten aufbewahret, welche immer einen wunderlichen himmliſchen Geruch von ſich gegeben haben.

Gr. Rosa. Das heißt ja aber doch gegen alle Vernunft, und gegen den Rath des Beichtvaters den Eigenſinn auf das höchſte treiben;

wenn

wenn man sich vom neuen der Todesgefahr aussetzen, und nicht ehe abstehen will, seine Gesundheit, die wir vermög göttliches Gebothe zu erhalten schuldig sind, zu schwächen, bis die Ketten hinweggenommen werden.

Bl. Rosa. Rede sie nur zu. Die Hinwegnehmung der Ketten hat sie nicht gehindert, das göttliche Geboth der Abtödtung vollständig zu befolgen; denn sie band sodann **dreyzehntens** den oberen Theil ihrer Arme mit Strickenz, legte auf ihre Brüste, und unter die Achseln, und an ihre Seiten kleine Büschlein von Disteln und Dörnern, machte sich bis über die Knie hinab ein scharfes Bußkleid aus lauter Pferdhaaren, welches sie aber wegen des immerwährenden Blutspeiens wieder ablegen mußte.

Gr. Rosa. Ihre heilige Rosa muß das Abtödten, welches Christus befohlen hat, nicht recht verstanden haben. Die Abtödtung versteht sich ja nur von den fleischlichen Lüsten und Begierden; nicht aber von einer solchen Abtödtung, wodurch einem die Seele aus dem Leibe fährt.

Bl. Rosa.

Bl. Rosa. Tausend hinein! was sie für eine Schriftgelehrte ist. Ich lasse einem schon die Lüste abtödten, wenn das Fleisch nicht selbst zu Grund gerichtet wird. Deswegen hat auch meine heilige Rosa **vierzehntens** —

Gr. Rosa. Jetzt hat sie sich schon wieder überzählt.

Alr. Margar. Nein! jetzt hat sie recht gezählt. Sie hätte wirklich mehr zählen können; denn sie hat vorher mehrere Kasteiungen zusammengenommen.

Bl. Rosa. Lassen wir es nur bei vierzehntens. **Vierzehntens** hat also meine heilige Rosa nur auf einem ungehobelten Block, auf sieben knotigen krummen Hölzern, auf Glasscherben und Dachziegeln geschlafen, und ihr Schlaftrunk, ehe sie sich niederlegte, war ein Seitel Galle; aber auf Befehl hat sie diese Liegerstatt wieder verändern müssen.

Gr. Rosa. Lauter Sachen, die man ihr nicht hat hingehen lassen können.

Bl. Rosa.

Bl. Rosa. Wie dumm sie daher redet. Ihre Vorgesetzte haben es ihr freylich nicht angehen lassen wollen; und sie selbst, wie sie sich dadurch Ohnmachten über Ohnmachten zugezogen hat, hat es unterlassen wollen. Aber gleich ist ihr der göttliche Bräutigam erschienen, hat ihr betheuert, daß er weit mehr gelitten; und hat sie also hiedurch zum ferneren Leiden aufgemuntert.

Gr. Rosa. Das glaube ich nicht, daß Gott sie aufgemuntert habe, sich durch Benehmung des Schlafes zu verderben. Christus der Herr hat sich seine Marter und seinen Tod nicht selbst zugefüget. Er hat nur die Marter und den Tod zu unserer Erlösung von denjenigen ausgestanden, die seiner vernünftigen wahren Lehre entgegen waren. Ihre heilige Rosa hätte die Nacht, die Gott zur Ruhe angeordnet hat, wie andere vernünftige Leute gebrauchen sollen.

Bl. Rosa. Sie redet wirklich, wie der Teufel. Der hat meine heilige Rosa freylich verfu-

ſuchen, und zum Schlafen bringen wollen. Aber ſie hat **fünfzehntens** gleich gemerket, daß es eine Verſuchung ſey, und hat ſich den Schlaf durch erſchreckliche Mittel vertrieben. Denn ſie pflegte entweder das Haupt wider die Wand zu ſtoſſen, oder ihre Seiten mit Fäuſten zu ſchlagen, oder ſich mit den wenigen Haaren, die ſie auf dem Kopfe hatte, an einem Nagel in der Wand aufzuhenken, und ſo in Lüften hangend zu Gott dem allmächtigen zu bethen; worüber ſie in der Legende belobet wird, daß ſie gegen den hölliſchen Satan, gegen ihre natürliche Neigungen, und gegen den Schlaf ſo herrlich obgeſieget; ob ſie gleich hernach Halsſchmerzen, Gliederſucht, Magenkrampf, Gedärmwehe, Gicht, Seitenſtechen, Fieber, Stein, Engbrüſtigkeit, den Schlag an der linken Seite, und endlich eine Krankheit bekommen hat, die die Aerzte ſelbſt nicht mehr erkennen konnten.

Gr. Roſa. Ich ſage ihr nocheinmal, daß ich das nicht gutheiſſe; und kein Beichtvater, und kein vernünftiger Menſch wird es gutheiſſen. Ich glaube es auch nicht, daß es ihr

Gott

Gott gutgeheissen habe. Und das war keine Versuchung des Teufels, daß sie hätte schlaffen, und ihre Gesundheit erhalten sollen. Ich halte es einmal für ein Geboth Gottes, sich um das Leben nicht zu bringen, und sich das Leben nicht zu verkürzen. Wir sind nicht Herren von unserem Leben. Gott hat uns zum Daseyn erschaffen; hiemit müssen wir uns auch; so viel bei uns steht, solang erhalten, bis er uns von dieser Welt abruft. Gott kann sich nicht widersprechen. Er kann nicht zugleich befehlen: **Erhalte dich!** und zugleich befehlen: **Ruinire dich!**

Bl. Rosa. Das ist eine Beredsamkeit! Ich meyne, sie glaubt; die Krankheit meiner heiligen Rosa sey vom Kasteien hergekommen? Da irret sie sehr. Gott selbst hat ihr eine besondere Krankheit zugeschickt, von welcher die Aerzte bekennen mußten, daß dieselbe keine natürliche Krankheit sey. Meine heilige Rosa wußte dieses wohl aus göttlicher Offenbarung, und machte von ihrer Krankheit folgende Beschreibung: **Es ist mir nicht anders, als wenn man oben zur Hirnschale ei-**

nen glühenden Bratspieß durch's Herz und Eingeweid, wie auch durch den übrigen ganzen Leib gestochen hätte, und letzlich durch die Sohlen des rechten Fusses unten wieder herausgienge. Eben also empfinde ich auch glühende Dolche kreutzweis durch das Herz von der rechten bis zu der linken Seite durchgestochen, wodurch ein rechtes Kreuz formirt wird. Es ist mir auch nicht anders, als wenn man mir das Eingeweid stückweise mit glühenden Zangen aus dem Leibe risse, als wenn mein Haupt in einem glühenden Sturmhut eingeschlossen wäre, und unaufhörlich mit gewaltigen Hammerstreichen zerschlagen und zermartert würde. Meine Gebeine des ganzen Leibes werden nach und nach zu Pulver, und das Mark darinn zu Asche.

Gr. Rosa. Das glaube ich schon, daß sie in eine äusserst schmerzliche Krankheit verfallen. Aber eben diese hat sie sich selbst durch ihre Lebensart ganz natürlich zugezogen. Das

war ein Fehler, keine Heiligkeit. Und hiemit hat ſie mit allen ihren fünfzehn Kaſtelungen —

Alte Marg. Ja! es ſind fünfzehn, ohne die kleinen Kaſtelungen mitzurechnen.

Gr. Roſa. Mit allen den fünfzehn Kaſtelungen hat ſie nicht bewieſen, daß ihre heilige Roſa eine gröſſere heilige Roſa ſey, als meine heilige Roſa.

Stubenmutter. Schämt euch, daß ihr diſputirt, welche Heilige die Größte ſey. Wie können das Spitalweiber beurtheilen? Ein Prediger kann das thun, wenn er eine Lobpredigt hält. Der kann behaupten; daß die Heilige, von der er prediget, eine gröſſere Heilige ſey, als andere Heilige. Er wird es ſchon zu behaupten wiſſen. Das ſteht nur Predigern zu, nicht Spitalweibern; die müſſen eine jede Heilige für eine Heilige halten, und weiter nichts.

Alte Marg. Ich glaube, daß dieſes auch ſogar Predigern nicht zuſtehe. Wie viele Lobprediger habe ich ſchon gehöret, deren jeder ſei-

nen Heiligen, von dem er predigte, zum größten Heiligen gemacht hat. Welcher unter diesen Predigern hatte nun Recht? Wessen sein Heiliger ist grösser, dann andere Heilige? Das ist nur Gott bekannt, welcher Heilige sich einen grösseren Lohn im Himmel verdient hat. Wir Menschen können das nicht wissen; und wir bestimmen hier auf der Welt einigen Handlungen gar oft einen grösseren Werth, als wir bestimmen würden, wenn wir alles zusammshielten, was in Ansehung aller uns obliegenden Schuldigkeiten dabei betrachtet werden solle. Das ist richtig, daß je mehrere Tugenden ein Heiliger vor dem anderen ausübet; desto grösser wird auch seine Heiligkeit, und sein Lohn seyn.

Junge Marg. Bildet sie ihr nicht etwa auch ein, daß sie eine bessere **Margareth** sey, als ich bin?

Grubenmut. Nun fangt ihr mir auch an, zu disputiren?

Alte Marg.

Alte Marg. Sie heißt ja nicht einmal Margareth. Ihre Heilige heißt Margarita. Meine heilige Margaretha war Königinn in Schottland. Ihre heilige Margarita war aber keine Königinn.

Junge Marg. Sie wird wohl zuletzt nicht fodern, daß ich deßwegen zu ihr eure Majestät sage? Meine Heilige war auch nicht vom Bauerngeschlecht; sie war von einem vornehmen edlen Geschlechte. Und daß ich es ihr nur kurz sage; so nimmt das Leben ihrer heiligen Namenspatroninn in der Legende nur ein Blatt ein. Zum Leben meiner heiligen Namenspatroninn aber haben kaum zwey Blätter erkleckt.

Alte Marg. Mißt sie die Heiligkeit nach den Blättern, die die Legendenschreiber zur Beschreibung gebraucht haben? Das einzige Blatt des Lebens meiner heiligen Namenspatroninn ist mir lieber, als viele Blätter anderer Lebensbeschreibungen; denn in diesem Blatt steht nichts von Mirakeln, oder von besonderen unnachahmlichen Begebenheiten; sondern

von lauter solchen Tugenden, die man zur Nachfolge nehmen kann. Meine heilige Margaretha war eine getreue Ehegattinn. Sie hat ihre Kinder gut erzogen, und selbst gut unterrichtet. Für die armen Leute, für die Wittwen und Waisen trug sie ausserordentliche Sorge. Sie schickte heimlich Kundschafter aus, um zu erfahren, **ob nicht etliche arme Unterthanen von ihrem Herrn gar zu hart gehalten würden; und wenn sie deren etliche erfahren; so machte sie dieselben los, und erlöste sie von der Tyrannei ihrer Obrigkeit.** Uiberhaupt zeichnete sie sich in der Nächstenliebe aus; und glaubte nicht, daß mit dem Gebeth und mit der Andacht, obwohl sie hierinn auf rechte Art und zu rechter Zeit eifrig war, schon alle Pflichten erfüllet seyn. Man findet bei ihr keine widersinnige Kasteiungen. Sie genoß Speis und Trank mässig zur Stärkung ihrer Glieder. Nur mit den Tugenden, und hauptsächlich mit der Nächstenliebe, und der dahin gerichteten Beschäftigung bewahrte sie ihr Gewissen. Sie hielt rechtschaffene Leute in Ehren; ermahnte die Bösen zur Besserung; stellte die

Miß-

Mißbräuche ab; trug ihr Kreuz und Leiden geduldig, welches ihr sowohl durch die Krankheit, als auch durch die Bothschaft, daß ihr Herr sammt ihrem Sohne in der Schlacht umgekommen, verursacht worden. Von ihrem Tode wird das Schönste gesagt, daß sie nämlich von allen Armen beklaget worden. Man liest freylich nur von einer Kirche, die sie erbauet hat, und welche sie ungezweifelt aus Sorgfalt für die Seelsorge ihrer Unterthanen wird haben erbauen lassen, aber von Klosterstiftungen nichts. Und vielleicht hat der Legendenschreiber deßwegen wenigere Blätter zur Beschreibung ihres Lebens gebraucht. Meine heilige Margareth war schon recht; sie war vom österreichischen Geblüte; denn ihre Mutter war eine an den König in Engeland verheurathete Prinzessinn aus dem Hause Oesterreich.

Junge Marg. Wenn man schon christlich erzogen ist, da ist es leicht, eine Heilige zu werden. Aber meine heilige Margareth hat sich aus dem Heidenthum durch viele Martern erst heilig machen müssen. Ihr Vater war selbst einer der vornehmsten Götzenpriester. Er über-

gab

gab sie zur Erziehung ihrer Baase; diese war eine heimliche Christinn, und unterrichtete sie im christlichen Glauben.

Alt. Marg. Nun! so wurde sie ja auch christlich erzogen?

Junge Marg. Aber heimlich. Freylich hat es hernach ihr Vater erfahren, und ist deßwegen sogleich zu der Baase hinausgeritten.

Alte Marg. Warum denn eben geritten?

Junge Marg. Weil er nicht gefahren ist. Weiß sie es jetzt? Gehupft oder gesprungen ist eins soviel, als das andere; genug daß meine heilige Margarita bei allem Zureden sowohl ihres Vaters, als auch des Landpflegers vom christlichen Glauben keinen Absprung mehr gemacht hat. Der Landpfleger hat sie mit aller Gewalt wieder beim Heidenthum, und zu seiner Gemahlinn haben wollen. Und als sie in keinem Stücke einwilligte, hat er die zarte fünfzehn Jahr alte Jungfrau entblössen, mit Ruthen unbarmherzig geiffeln, mit Nägeln an

ei-

einem Pfosten annageln, mit scharfen Häcklein schneiden, ihre Brüste und Seiten mit Fackeln brennen, und sie mit gebundenen Händen in einen grossen Kessel stürzen lassen. In welchen Martern aber sie unbeschädigt geblieben; denn schon im Kerker ist ihr ein grosses glänzendes Kreuz erschienen, und auf dem Kreuze saß eine weisse glänzende Taube, von welcher Taube sie mit vielen schönen und deutlichen Worten zur Standhaftigkeit aufgemuntert worden.

Alte Marg. Die Taube hat zu ihr geredet?

Jung. Marg. Ja! die Taube hat geredet; und die nämliche Taube hat wieder mit ihr in dem Wasserkessel geredet; denn das vorige glänzende Kreuz erschien abermal, stand im Kessel, und die Taube, die eine Krone in ihrem Schnäblein trug, setzte sich über das Haupt der Jungfrau, und sprach ihr Muth zu.

Alte Marg. Der Taube muß ja die Krone aus dem Schnabel gefallen seyn, wie sie zu reden angefangen hat?

Junge Marg. So meine schöne Spötterinn! Das ist allerliebst für eine katholische Christinn!

Alte Marg. Befiehlt denn der katholische Glaube solche Dinge für wahr zu halten? Ist das bei uns ein Glaubensartikel? Uiber ihre heilige Margarita, über derselben Standhaftigkeit im Glauben, über derselben Tugenden werde ich nie spotten; vielmehr verehren werde ich solche Tugenden, so wie ich die Tugenden meiner heiligen Margareth verehre, und zur Nachahmung nehme. Aber deswegen glaube ich nicht alles, was ausser diesen Tugenden von Legendenschreibern immerzu ganz übertrieben erzählet wird.

Junge Marg. Wenn einen der Teufel einmal zur Verachtung der Legenden bringet; so bringet er einen leicht zur Verachtung der Heiligen auch.

Alte Marg. Das ist nicht wahr; denn sonst dürfte man eine Legende nicht einmal verachten, wenn eine solche auf allzuschwarzem Papier, mit schlechten Buchstaben, und hart

leserlich gedruckt, oder schlecht eingebunden ist. Solche Dinge haben keinen Zusammenhang mit den Heiligen. Und darf man also ohne Verachtung der Heiligen die schlechte äussere Beschaffenheit einer Legende verachten; so darf man wohl noch mehr die schlechte innere Beschaffenheit verachten, wenn nämlich in der Beschreibung selbst die ungereimtesten Sachen angeführet werden, die gegen Vernunft; Wahrscheinlichkeit, und allen Nutzen sind. Eine solche Verachtung kömmt nicht auf Anstiften des Teufels her, sondern sie hat ihren guten Grund in der Liebe zur Wahrheit, und in dem Verlangen, daß den lieben Heiligen Gottes nichts angedichtet werden solle; weil dieses vielmehr zu ihrer Entehrung, und hiemit auch vielmehr gegen unsere heilige Religion, als für dieselbe ist.

Junge Marg. So fromme Gedanken weiß einem der Teufel schon auch einzugeben, damit er sein Ziel und End erreicht. Er erscheinet nicht gleich einer jeden in so wilder Gestalt wie meiner heiligen Margarita. Dieser ist er in einer erschrecklichen Drachengestalt erschienen.

Alte Marg.

Alte Marg. Ungezweifelt als ein groſſer Drach?

Junge Marg. Spotte ſie nur fort. Es giebt doch, glaube ich, Drachen, und ſie hätte doch im Leben des heiligen Gregorius des Groſſen leſen können; daß der Drach, der ſich damal in die Tyber geſtürzet hat, ſo wie ein Maſtbaum lang war. Richtig iſt meiner heiligen Margarita der Teufel als Drach erſchienen, mit vielen abſcheulichen Schlangen umgeben, aus ſeinem Rachen ungeheuer brüllend, und aus ſeinem ganzen Leibe unerträglich ſtinkend.

Alte Marg. Der Teufel läßt ja (wie es die Legenden anführen) immer einen ärgerlichen Geſtank von ſich.

Jung. Marg. Nur fortgeſpottet! Er lief doch etlichemal um die heilige Martyrinn herum; jagte ihr einen unnatürlichen Schrecken ein; und ſtellte ſich mit aufgeſperrtem Rachen vor ihre Augen, gleich als ob er ſie verſchlingen wollte. Sie vermeinte auch nicht anders, als daß er ſie ſchon verſchlungen hätte, und daß

ſie

ſie nur nach Bezeichnung mit dem heiligen Kreuze wieder unverletzt aus ſeinem zerriſſenen Bauch heraus gienge.

Alte Marg. Das iſt einmal zuviel. Da muß man die Fenſter aufreiſſen ſtatt des Drachenbauches, damit dieſe Lüge hinausfliegen kann. Was ſind das für kindiſche Poſſen! Ihre heilige Margarita wird zuletzt enthauptet worden ſeyn; nicht wahr?

Jung. Marg. Freylich iſt ſie enthauptet worden; wobei ein entſetzliches Erdbeben entſtanden; Chriſtus mit einer ganzen Schaar Engel aus dem Himmel zugegen geweſen; die Soldaten zu Boden fielen; und die Heilige ſelbſt dem Scharfrichter mit den Worten: Lieber Bruder! ſo thue doch, was dir meinetwegen befohlen iſt, hat Muth machen müſſen, daß er ſie endlich enthauptet hat.

Alte Marg. Schon wieder zuviel bei der Enthauptung. Sie war ſtandhaft im Glauben; ſie vertheidigte den Glauben bis in den

Tod,

Tod, und mit ihrem Tode. Das iſt genug; und die Standhaftigkeit im Glauben iſt ſowohl das Verehrliche an ihr, als auch für uns ein Beiſpiel, daß wir gleichfalls ehe ſterben, als Gott und ſeine wahre Lehre verlaſſen ſollen.

Stubenmutter. Die alte Margareth hat Recht. Ich verehre mit ihr auch die heilige Margarita aus der nämlichen Urſache. Aber das Leben der heiligen Margaretha; Königinn von Schottland, wie es recht ſchön blos nach ihren Tugenden beſchrieben iſt, und keine unwahrſcheinliche und unnütze Nebenſachen darinn vorkommen, gefällt mir beſſer. Unſer Herr Spitalverwalter iſt ein guter; aber geſcheider Chriſt; den fragt ihr einmal, ob das alles, was in Legenden ſteht, zu glauben ſey. Der wird euch gerade das, was mir mein Beichtvater ſchon geſagt hat, auch ſagen; daß ihr nämlich ſtatt ſolcher mit ſo vielen Fabeln angefüllten Bücher euch um beſſere Erbauungsbücher umſehen ſollet. Mich wundert nur, daß nicht auch die lange Chriſtina mit der kurzen Chriſtina zanket, welche unter ihren Namenspatroninnen eine gröſſere Heilige ſey;

denn

denn es iſt doch unter euch eine jede dem Namen nach eine andere Chriſtina?

Lange Chriſtina. Ich bin die **Chriſtina von Köln**; ſie iſt aber die **Chriſtina aus Welſchland.**

Kurze Chriſtina. Ich glaube, daß meine heilige Chriſtina ſtandhaft wegen des Glaubens geſtorben. Deswegen verehre ich ſie; hierinn will ich ihr nachfolgen; und wenn es Noth wäre, wollte ich mit der Gnade Gottes auch ehe ſterben, als vom Glauben abweichen. Aber alles, was daneben in der Legende angeführet iſt, glaube ich nicht, oder ich wollte es nicht nachahmen.

Lange Chriſtina. Sie iſt alſo auch eine neue Modechriſtinn? Ich hingegen glaube alles, was von meiner heiligen Chriſtina in der Legende ſteht. Sie heißt bei uns zum Unterſchiede von mir die **kurze Chriſtina**, weil ſie kürzer vom Leibe iſt, als ich. Ich meyne, ſie iſt aber auch kürzer im Glauben.

Kurze Chriſt.

Kurze Christ. Ja, ja! es haben manche einen groſſen hölzernen Glauben an ihren Rosenkränzen; aber der Glaube, der im Kopfe, und im Herzen iſt, iſt bei ihnen ſehr kurz. Mein Glaube, den ich im Kopf, und im Herzen habe, iſt ſo lang, daß ich bis zur Wahrheit damit hinreiſſe.

Lange Christ. Das iſt hochgelehrt; — Ich habe nicht darauf gedacht, daß ſie eine Mannermeiſterstochter iſt. Sie hat vom Herrn Vater gelernet, alles nach dem Maaßstab zu nehmen.

Kurze Christ. Ich rede von ihrem Vater weit aufrichtiger, als ſie von dem meinigen. Ich habe ihren Vater wohl gekannt; er war ein ehrlicher Schneidermeiſter, der auf Geſellen und Dienſtbothen nicht viel gehalten hat, welche Bethbrüder und Bethſchweſtern waren. Weiß ſie ſich nicht mehr zu erinnern, wie er oft geſchrieen hat: **Nichts andächtelu; Gott und den Nächſten lieben, wie ſich ſelbſt, und rechtſchaffen arbeiten.** Ihr Vater hat nämlich kein elendes

Flick-

Flickwerk auf den Kleidern geduldet, zugeſchweigen erſt bei der heiligen Religion.

Lange Chriſt. Eine Spitzfindigkeit nach der anderen. Was iſt denn alſo dasjenige, was ſie von ihrer heiligen Namenspatronam nicht glaubt?

Kurze Chriſt. Wegen meiner kann es wahr ſeyn, daß der Landpfleger, der eben der Vater meiner heiligen Chriſtina war, in einem Thurm viele goldene, ſilberne, und metallene Götzenbilder gehabt hat. Die Heiden haben ja ihre Hausgötzen gehabt, und manche in der Menge. Wollte Gott, es wäre nicht bei manchem Chriſten der Mißbrauch, daß auch ſie ſich in ihren Häuſern ganze Altäreln mit einer Menge kleiner Bilder aufthürmten; worunter oft fünf Chriſtkindeln, ſechs Frauenbilder, und unzählbare Statuen der Heiligen, deren jeder für das und das ſein beſonderes Nothhelferamt haben muß, auf einem Platze beiſamm ſtehen. Wegen meiner kann weiters wahr ſeyn, daß meine heilige Chriſtina ſammt zwölf Dienerinnen in jenem Thurm

wohnen, und die Verehrung der Götzen hat besorgen müssen. Das gilt mir gleich.

Lange Christ. Kömmt noch nichts, was sie glaubt?

Kurze Christ. Das glaube ich, daß meine heilige Christina durch die göttliche Gnade eingesehen hat, daß solche Bilder keine Götter seyn, und daß ihnen kein Opfer noch Verehrung gebühre; so wie manche Christen einsehen sollten, daß es noch weniger bei dem Kenntniß der wahren Religion zu entschuldigen sey, wenn Andacht und Vertrauen auf Bilder und Statuen gesetzet wird.

Lange Christ. Sie sollte gar nicht Christina heißen, weil sie immer dabei so vieles gegen die Christen zu erinnern hat.

Kurze Christ. Eben hiedurch will ich meinem Namen Ehre machen, und mich als eine wahre Christinn bezeigen, die vom Christenthum alles dasjenige unreine hinwegwünschet, was so schädlich hinzugeflicket worden.

Lange Christ.

Lange Christ. Jetzt wird also nicht mehr viel übrig seyn, was sie von ihrer heiligen Christina glaubet.

Kurze Christ. Ich glaube daß sie Gott fleißig um Erleuchtung angeruffen, und ihr Gebeth beim Fenster hinaus gegen Aufgang der Sonne, ja auch den Weihrauch, den sie den Götzen hätte opfern sollen, dahin gerichtet habe; denn es ist nichts natürlicher, als daß sie auch ihre äusserliche gottesdienstliche Gebräuche sogleich nach dem Gegenstand ihrer inneren Andacht abgeändert hat. Aber daß sodann gleich ein Engel aus dem Himmel zu ihr in das Zimmer gekommen, der sie völlig im christlichen Glauben unterrichtet hat, das ist schon wieder kein Glaubensartickel.

Lange Christ. Wie wäre denn ihre heilige Christina unterrichtet worden, wenn kein Engel vom Himmel herabgekommen wäre?

Kurze Christ. Hat sie nie gehört, wenn jemand ein Anliegen hat, und zu ihm gäh einer kömmt, der ihm nach Wunsch und Verlangen

Hilfe leistet; wie der, dem geholfen wird, den Helfer seinen Schutzengel, seinen Schutzgeist nennet? Sie sind wirklich mein Schutzengel, sagte er, sie sind ein Engel, der mir von Gott geschicket worden. Nun zu meiner heiligen Christina wird von den damaligen Dienern und Verbreitern des Evangeliums auch einer gekommen seyn, der sie im christlichen Glauben unterrichtet hat; und der war auf diese Art ein, ihr vom Himmel geschickter Engel, welchen aber die Legendenschreiber sogleich zu einem wahren himmlischen Engel umgestaltet haben.

Lange Christ. Höre sie; sie ist eine ganze Gelehrte. Sie muß nicht mehr im Spital bleiben. Sage sie mir nur, woher sie diese grundgelehrten Auslegungen habe?

Kurze Christ. Ich habe mir das wohl gemerkt, was in meinem väterlichen Hause von meinem seeligen Vater, und von stattlichen geistlichen Männern, die in unser Haus gekommen sind, hierüber geredet worden.

Lange Christ. Zu einem Maurermeister kommen freylich verschiedene Leute, aber auch freylich von verschiedenen Religionen.

Kurze Christ. Waren alle gut katholisch. Damit ich ihr aber weiter sage, was ich nicht glaube; so bekenne ich ihr ohne Anstand, daß ich die ganze Peinigungsart, mit welcher meine heilige Christina soll hergenommen worden seyn, ebenfalls für keinen Glaubensartikel halte. Das Geißeln bis zur Ermüdung lasse ich zu. Ich lasse zu, daß die lieben heiligen Martyrer auch auf die eine oder andere Art vor ihrem Tode gleich anderen Böswichtern, für welche man sie angesehen hat, schärfest und schmerzlichst gezüchtiget worden. Aber das lasse ich nicht zu, daß immer alle die ausstudirten Peinigungsarten, die in den Legenden angeführet werden, mitsamm vorgegangen. Bei meiner heiligen Christina, welche noch dazu von ihrem eigenen Vater als Landpfleger nach den damaligen Landesgesetzen zum Tode verurtheilet werden mußte, scheinet mir in Rücksicht auf das Vaterherz das Zerreissen mit scharfen Häcklein; das Anbinden an ein Rad,

worunter glühende Kohlen lagen, auf welche Oel gegossen wurde; die eisene Wiege mit brennendem Pech, Harz, und Oel, worein sie gelegt wurde; der geheizte Ofen, in welchen man sie schob, allzuviel, oder wenigstens nicht ganz wahr zu seyn. Ich dächte, der erzörnteste Vater, wenn er sähe, daß das Bitten der Aeltern eben so wenig, als harte Züchtigungen helfen, würde doch lieber das vorgeschriebene Todesurtheil nicht verschieben, als an seinem Kinde ausgesuchte Grausamkeiten verüben lassen. Das glaube ich aber schon gar nicht, daß meine heilige Christina ihrem erzörnten Vater ein Stück Fleisch von ihrem Leibe in das Angesicht geworfen, und zu ihm gesprochen habe: **Du grimmiger Wolf! fresse das Fleisch, so du gezeuget hast; und saufe das Blut, so du mir gegeben hast.** Meine heilige Christina wollte einmal des Glaubens wegen alles geduldig leiden. Dieser Tugend wäre ja entgegen gewesen, den eigenen Vater zu schimpfen. Schimpfen läuft immer wider die Geduld, und im gegenwärtigen Falle zugleich wider die Ehrfurcht, die meine heilige Christina gewis auch gegen ihren

ren erzürnten Vater nicht hat verlehen wollen. Hiedurch hätte ſie eben zur Bewegung des väterlichen Herzens, zu ſeiner Uiberzeugung daß der chriſtliche Glaube den Pflichten des Menſchen mehr Stärke gebe, als etwas benehme, nichts beigetragen. Ich glaube alſo nicht von meiner heiligen Chriſtina, daß ſie ihrem Vater ein ganzes Stück Fleiſch von ihrem Leibe mit ſolchen Ausdrücken in das Geſicht geworfen habe. Und wenn es wirklich wahr wäre; ſo würde ich, falls ich der Legendenſchreiber geweſen wäre, hierüber angemerket haben, daß ſie zwar vom auſſerordentlichen Schmerzen, und menſchlicher Schwachheit hiezu verleitet, von Gott aber in der Standhaftigkeit für den wahren Glauben erhalten, und in Anſehung ihrer Tugenden mit der ewigen Glorie belohnet worden. Der Legendenſchreiber hätte ſollen dafür recht gezüchtiget werden, daß er meine heilige Chriſtina als eine ſolche beſchrieben hat, die gleich fertig war, jemanden etwas in das Geſicht zu werfen; denn es wird weiter in der Legende geſagt, daß, als ihr die Brüſte ohne Blutvergieſſen, und nur mit Herausflieſſung der Milch abgeſchnit-

schnitten, und die Zunge ohne Verlust der Sprache aus dem Halse gerissen worden, sie die Zunge genommen, selbe dem Richter gerade auf ein Aug geworfen, und ihn auf diesem Auge blind gemacht habe. Welches ich wieder nicht glaube.

Lange Christ. Auf die Mirakel, die bei der Marter ihrer heiligen Christina vorgegangen sind, muß sie also auch nicht glauben; weil sie die Marter selbst nicht durchaus glaubt.

Kurze Christ. Meine heilige Christina, die nichts anders, als eine Christinn seyn wollte, und hiezu schon unterrichtet war, hatte ja gewis die Begierde zur Taufe, und die Bluttaufe war bei ihr als Martyrinn ohnedem. Zu was wäre denn also nothwendig gewesen, daß Christus selbst vom Himmel herabgestiegen, und er mit eigenen Händen sie auf dem See, in welchen sie geworfen worden, getauft hätte? Meiner heiligen Christina solle ein Mühlstein mit Stricken an den Hals gehenkt; sie damit in das Wasser geworfen; die Stricke sogleich von den Engeln abgeschnitten; eben von

den

den Engeln sie auf den Mühlstein hinaufgesetzet, und damit schwimmend gemacht; sie dann vom Christus auf dem Mühlstein getauft; vom Christus dabei die Worte: **du sollst, wie ich heißen, und Christina genannt werden**, öffentlich gesagt; und endlich eben vom Christus sie dem heiligen Michael mit dem Befehle, daß er sie wieder zum Gestade führe, übergeben worden seyn? Das glaube ich aber nicht. Ebenso glaube ich nicht, daß die Flamme von denen mit Oel begossenen glühenden Kohlen, worüber meine heilige Christina geleget worden, soweit ausgeschlagen, daß fünfzehn hundert Heiden verbrennet worden. Ihren Vater soll der Teufel erwürget haben; einen Zauberer, der zu der heiligen Jungfrau, da sie im eingeheitzten Ofen fünf Täge und Nächte herumspatzirte, grausame Schlangen und Nattern hineingezaubert hat, sollen eben diese Schlangen umgebracht haben; wieder ein anderer Richter soll aus Schrecken vor dem in Gegenwart der heiligen Jungfrau zu Stücken zerfallenen Bild des Apollo auf der Stelle gestorben seyn. Alles daß ist mir nicht glaublich,

lich, und besonders das vom Zauberer nicht, weil ich auf Zaubereien und Hexereien schon gar nicht glaube.

Lange Christ. Die Neumodechristen, die auch an dergleichen nicht glauben, würden eine rechte Freude haben, wenn sie wüßten, daß es schon sogar unter den alten Spitalweibern einige gebe, bei welchen die Neumodelehre sich verbreitet hat. Nein! hierunter will ich nicht gehören; ich glaube alles, was von meiner heiligen Christina geschrieben steht. Ich glaube, daß ihr schon im sechsten Jahre ihres Alters Christus sich persönlich in der heiligen Hostie gezeiget hat. Ich glaube, daß sie in ihrem achten Jahre von ihrem Schutzengel in den Himmel geführet, und dort von einem Seraphin folgendermassen begrüsset worden: Gegrüsset seyst du Christina! du bist voll der Gnaden; der Herr ist mit dir; du bist für vielen anderen gebenedeyet; und gebenedeyet ist JesusChristus dein Bräutigam; denn viele Sünder werden durch dich bekehret werden, viele Gerechte werden durch dich gestärket werden, und viele Seelen werden aus dem Fegfeuer erlöset

werden. Ich glaube, daß sie im neunten Jahre der Mutter Gottes von den Engeln vorgestellet, und von der göttlichen Mutter als die süßeste Tochter, und als die liebste Braut Christi die Gratulazion empfangen habe. Ich glaube, daß im zehnten Jahre ihres Alters ihre Vermählung mit Christo dergestalt feyerlich vor sich gegangen, daß Christus ihre Hand in seine Hand genommen; und ihr (wie die Legende sagt:) zur Morgengabe folgende Versicherung gegeben, nämlich; daß alle, welche eine Andacht zu dieser Heiligen tragen, bis zum Ende der Welt ihres Leidens, wie auch ihrer Tugenden zur Zierde und zur Stärke ihrer Seelen, und der himmlischen Dinge werden theilhaftig werden.

Kurze Christ. Von allem dem glaube ich aber nichts, als dieses, daß die, welche die heilige Christina in ihren Tugenden nachahmen, ebenso wie sie den himmlischen Lohn erlangen werden; welches keiner besonderen Versicherung bedarf, weil das schon im Evangelium enthaltene Wort Gottes jeden versichert, daß diejenigen den himmlischen Lohn sicher zu gewarten haben, welche sich um die Gnade Got-

tes, seine Gebothe zu erfüllen, nach allen ihren Kräften beworben haben. Zu was ist also nöthig, eine Bestättigung hievon erst durch eine feyerliche Vermählung, durch einen förmlichen Heurathskontrakt, und durch eine bestimmte besondere Morgengabe zu erdichten? Erdichtungen sind dieses, und nicht im Geiste und in der Andacht, sondern allzusinnlich immer nach dem Model fleischlicher Lüste gegossene Vorbildungen.

Lange Christ. Nur zu, nur zu! Sie Spitalweise! denn eine Weltweise kann ich sie doch nicht nennen; weil unser Spital den geringsten Theil der alten Welt ausmacht. Ich sage ihr aber, daß ich weiter glaube, daß meine heilige Christina ihren Aeltern davongelaufen ist, wie man sie verheurathen wollte.

Kurze. Christ. Das kann seyn; denn in der Legende werden mehrere angeführet, die ihren Aeltern davongelaufen, und in die Wüste oder Klöster gegangen sind. Es waren damal die Begriffe der Leute darnach, und man hat geglaubt, nicht heilig, oder wenigstens nicht so heilig in der Welt bei aller Erfüllung seiner

Pflich-

Pflichten werden zu können, als in einem Kloſter mit Bethen, Betrachten, Chorſingen, und Habittragen.

Lange. Chriſt. Meine heilige Chriſtina iſt in kein eigentliches Kloſter gegangen; ſondern ſie begab ſich zu denen geiſtlichen Jungfrauen, welche man Beginnen nannte.

Kurze. Chriſt. Was waren dieſe für geiſtliche Jungfrauen, die Beginnen?

Lange. Chriſt. Nun ſie waren geiſtliche Jungfrauen, die Beginnen genannt wurden, in der Welt lebten, und Gott dienten.

Kurze Chriſt. Hierum werde ich gleich unſeren Herrn Verwalter fragen, ſobald er zu uns kömmt. Der kennet alle die Sachen, die vorhin geweſen ſind. Gewis waren ſie Bethſchweſtern, die abgeſchaft wurden; weil man iezt nichts mehr von dieſem Namen höret. *

Lange Chriſt.

* Lambert ein lütichiſcher Prieſter, der anno 1177 ſtarb, mit dem Zunamen der Stammelnde brachte

Lange Christ. Frage sie, wie sie will. Meine heilige Christina war einmal eine Begine; lernte den Psalter lesen, fastete in Brod und Wasser; trug keine Leinwath an ihrem Leibe —

Kurze Christ. Um Läuse zu bekommen.

Lange Christ. Lasse sie den Heiligen ihre Läuse. Die Läuse heiliger Leute gehen sie nichts an. Meine heilige Christina hatte einmal statt des Hemdes einen Strick voller Knoten; schlief auf Brettern und Steinen; gieng baarfuß

---

verschiedene Witwen und unverheurathete Frauenspersonen zusamm, die er überredet, in Einsamkeit zu leben, und welche nach seinem französischen Zunamen Begun, Beginnen genannt worden. Weil sie aber durch fantatische Mönche auch fantatisch geworden, und in verschiedene irrige Meynungen und Gebräuche gegen die Reinigkeit des Glaubens und der Sittenlehre abgegangen sind, sind sie vom Kirchenrathe zu Vienne und vom Papst Klemens dem fünften verdammet worden. Siehe Fleury X. Theil §. 382 und XIII. §. 237.

fuß in Schuhen ohne Sohlen; betrachtete immer das Leiden Christi; und was das merkwürdigste ist, so wir alle nachahmen sollen, kniete sie des Nachts zweyhundertmal (merke sie sich das) zweyhundertmal nieder, und bethete auf ihrem Angesichte liegend.

Kurze Christ. Ich bethe, wenn ich mich zu Bett lege; und bethe, wenn ich aufstehe. Aber daß ich bei der Nacht zweyhundertmal aufstünde, da wäre ich nicht gescheid. Ich benütze die Nacht zur Ruhe, und Erholung meiner Kräfte; und glaube, daß dieses Gott wohlgefälliger sey. Man muß froh seyn, wenn man keine schlaflose Nächte hat. Jeder wird so denken, der nicht von Sinnen ist.

Lange Christ. Die Beginnen haben auch geglaubt, meine heilige Christina sey von Sinnen; da sie immer in der Verzuckung lag; und haben sie deswegen nicht mehr bei sich gelitten.

Kurze Christ. Gewis war sie nicht recht bei Sinnen. Ich schliesse es aus allem, und werde

de in meiner Meynung nun um so mehr bestätiget, da sie nicht einmal von den Beginnen geduldet worden.

Lange Christ. Weil der Teufel sein Spiel dabei gehabt hat. Als sie fünfzehn Jahre alt war, hat sie der Teufel schon stark versucht, und ihr eingegeben, daß sie sich umbringen solle; und es wäre auch geschehen, wenn es Gott nicht verhindert hätte; weil ihr der Teufel vorgemacht hat, daß sie hierdurch eine Martyrinn werde.

Kurze Christ. Immer werde ich in meiner Meynung mehr bestärket, daß sie nicht recht bei Sinnen war.

Lange Christ. Hauptsächlich brachte sie die Versuchung des Teufels dazu (wie die Legende sagt) daß sie die Gegenwart Christi in der heiligen Hostie nicht glauben konnte.

Kurze Christ. Aber nach der Erzählung hat sie ja schon in ihrem sechsten Jahre Christum persönlich in der heiligen Hostie gesehen.

Lange Christ.

Lange Christ. Deßwegen hat sie es doch wieder nicht geglaubt, und so lange nicht, bis sich nicht Christus ihr nochmal in der Messe aus der heiligen Hostie herausgezeiget, und ihr gesagt hat: Ich bin Jesus dein Erlöser.

Kurze Christ. Ich glaube die Gegenwart Christi im heiligen Altarssakrament, ohne daß ich meinen Heiland persönlich sehe. Was man schon sieht, das hat man nicht mehr nöthig zu glauben, sondern das weis man schon. Hielte sie was auf einen katholischen Christen, der es nicht ehe glauben wollte?

Lange Christ. Ich habe ihr aber ja schon gesagt, daß es eine Versuchung vom Teufel war.

Kurze Christ. Einer Versuchung in Glaubenssachen muß man aber nicht dergestalt nachgeben, daß man ehe nicht glaubt, bis man nicht sieht. Immer war es also gefehlt, und wir müssen unsere Fehler nicht immer auf den Teufel schieben.

Lange Christ. Wenn sie vom Teufel so geplagt würde, wie meine heilige Christina geplagt worden ist; so würde sie den Teufel schon besser kennen lernen. Meine heilige Christina ist schier täglich von vielen sichtbaren Teufeln geprügelt, geschleift, mit glühenden Ketten gebunden, mit glühenden Eisen gestochen, tödlich verwundet, in ein gefrornes Wasser gestürzet, an Bäume und Galgen aufgehenkt worden. Lese sie nur die Legende; darinn wird sie weiter finden, daß meiner heiligen Christina die Teufeln auch den Leib aufgeschnitten, ihr Eingeweid herausgerissen, ihr Herz durchstochen, am Feuer gebraten, sie über die Strassen durch den Koth gezogen, ihr Haupt mit einer Säge durchschnitten, und mit allen erdenklichen Peinen nicht nur gemartert, sondern auch tormentiret haben. Dieses hat gewähret von ihrem fünfzehnten bis in ihr fünf und viertzigstes Jahr. Freylich ist sie immer vom Christo wieder geheilet und erquicket worden.

Kurze Christ. Geh sie; schweig sie stille! Das sind entweder zum Theil lautere Erdichtungen; oder vieles ist ihrer heiligen Christina

nur

nur so in der Phantaſie vorgekommen. Sie muß wirklich an Verſtande und Geſundheit eine Zerrüttung gehabt haben; ich laſſe es mir nicht nehmen. Ihre Tugenden ehre ich; aber dieſe Dinge, wenn ſie ſich mit ihr zum Theil begeben haben, waren eine bedaurungswürdige Folge übler Leibsumſtände. Alles dieſes könnte auch für andere Leute nicht zur Nachahmung, ſondern nur zu dem taugen, daß man mit einer ſolchen Perſon Mitleiden habe; Gott danke, daß man nicht in gleichen üblen Umſtänden ſich befinde; und Gott bitte, jeden vor dergleichen Anfällen zu bewahren. Sonſt iſt wirklich keine Belehrung und keine Frucht dabei.

Lange Chriſt. Keine Frucht? Sie weiß es gut, daß es Gott erbarm. Es ſind dadurch viele verſtockte Sünder bekehret, viele fromme Leute auferbauet, und viele Seelen aus dem Fegfeuer erlöſet worden. Unter dieſen war die Seele der eigenen Mutter meiner heiligen Chriſtina, welche ſechshundert Jahre im Fegfeuer hätte bleiben ſollen. Item ihr Vater Heinrich Bruzon genannt, welcher zwölftauſend Jahre hätte brennen ſollen. Item ein Bürger aus

Köln, welcher ſie einmal aufgenommen, wohl tractirt, und knieend um ihr Gebeth angeſprochen hatte, und welcher dreyßigtauſend Jahre im Fegfeuer hätte gepeiniget werden ſollen. Dieſes und viel mehreres iſt in ihrer vierzig Bögen groſſen Legende beſchrieben, und mit Verwunderung zu leſen *.

Kurze Chriſt. Wirklich zur Verwunderung über Leute, die was ſolches ſchreiben; und über Leute, die was ſolches glauben konnten. Kein Evangeliſt hat zur Beſchreibung des Lebens und der Lehre unſeres Heilandes ſo viele Bögen gebraucht. Aber freylich faßt ſich die Wahrheit kürzer.

Seubenmut. Ich bin mit der **kurzen Chriſtina** verſtanden; und ich ehre zwar nicht minder die heilige Chriſtina von Köln, wie die andere heilige Chriſtina; aber ich glaube ebenfalls dasjenige nicht, was unſerer kurzen Chriſtina in beiden Lebensbeſchreibungen nicht gefahlen will. Frage die **lange Chriſtina** nur

un-

* Henſchenius Tom. IV. ad diem 24 Junii.

unſtern Herr Pfarrer; und ſie wird hören, daß auch er hieran keinen Glauben und kein Wohlgefahlen habe. Er iſt (wie ich euch ſchon erinnert habe) kein Liebhaber von Legenden. Erſt neulich ſagte er mir wieder: Es wäre ganz gut, Legenden leſen, wenn ſie beſcheidner und nützlicher geſchrieben wären; aber die meiſten ſind nicht mit vollſtändiger Wahrheit, mit unpartheiiſcher Aufrichtigkeit, mit richtigen Belehrungen, mit nützlichen Anwendungen, und mit einer auferbaulichen Schreibart verfaßt, wie ſolche Beiſpielbücher verfaßt ſeyn ſollen. Es iſt alſo beſſer (ſagte er) andere Erbauungsbücher zu leſen, in denen dieſe Eigenſchaften angetroffen werden. Die Gebothe Gottes, die Gebothe der Kirche, die hierüber theils von der Kirche vorgeſchriebenen, theils von ächt frommen und beſcheidenen Männern verfaßten Unterrichtsbücher belehren einen ganz ſchön, was man zu thun, oder zu laſſen; und wie man ſeine Pflichten zu erfüllen habe. Der ſeine Handlungen hiernach einrichtet, wird tugendhaft und heilig, wenn er auch nicht gleich daher zu erzählen weis, von welchem Heiligen dieſe nämlichen Tugenden ſchön ausgeübet worden.

den. Weil die Heiligen durch die Tugenden heilig geworden; ſo wird man ein ſicherer Nachahmer auch der unbekannteſten Heiligen, wenn man ſich der Tugenden befleiſſet.

Weiſſe Blara. Die Tugenden ſind die Münze, mit welcher man ſich den Himmel erkauft. Wiſſen wir doch auch bei unſerer irrdiſchen Geldmünze nicht alle die, durch deren Hände die Münze, die wir itzt im Sacke haben, ſchon gelaufen iſt; von welchen ſie nützlich und recht gebraucht worden; welche dabei in keine Hoffahrt, in keinen Geiz, in keine Verſchwendung, in keinen Uibermuth, in keinen wohllüſtigen Gebrauch verfallen ſind; ſondern das nämliche gute Geld fleißig und rechtſchaffen erworben, vorſichtig erhalten, und beſcheiden benützet haben. Wenn wir nun das nämliche Geld auch ſo gebrauchen; ſo ahmen wir alle jene brave Leute nach, ohne daß wir ſie kennen; genug daß wir aus güter Erziehung, aus gutem Unterrichte, aus Erfahrung und Beiſpielen derer neben uns Lebenden die Art wiſſen, auf welche das Geld erworben, erhalten, und gebraucht werden ſolle; da eben ſo viele unter uns Lebende

te uns die traurigſten Beiſpiele geben, wie übel es zuletzt denen ergehe, welche das Geld übel erworben, oder daſſelbe nicht vorſichtig genug zu erhalten gewußt, oder mit demſelben einen unrechten und ſündhaften Gebrauch gemacht haben.

Stubenmut. Meine weiſſe Klara! ſie hat vollkommen recht. Auf dieſe Weiſe erſpart man wirklich das Legendenleſen.

Weiſſe Kla. Sieht oft ein Geldſtück recht ſchön her, und zuletzt iſt es ein falſcher Siebenzehner. Gerade iſt es ſo mit vielen Handlungen, die in Legenden angerühmt werden. Wenn man ſie recht unterſucht; ſo ſind ſie für Gott, und für einen vernünftigen Menſchen keine gangbare Münze.

Schwarze Kla. Hält ſie alſo die Handlungen ihrer heiligen Klara nicht durchaus für eine gangbare Münze?

Weiſſe Kla. Ich habe das Leben meiner heiligen Klara öfters geleſen, und habe dabei

mich ſelbſt befragt; haſt du das nachgeahmet, oder haſt du es nicht nachgeahmet? Dieſes und jenes, was du nicht nachgeahmet haſt, reuet es dich nicht nachgeahmet zu haben? Kannſt du ſie noch nachahmen? Muſt du ſie auf die nämliche Art, die ſie gebraucht hat, nachahmen; oder kannſt du ihre Tugenden auf eine andere Art auch erreichen? — Meine heilige Klara gieng von ihren Aeltern davon; ließ ſich wider Willen der Aeltern vom heiligen Vater Franziskus die Haare abſchneiden, und mit dem Habit bekleiden; und ſtärkte ihre Schweſter Agnes in dem nämlichen Vorhaben, daß die Träger, die daher kamen, die Agnes wieder nach Hauſe zu tragen, ſie ungeachtet derer zum Mittragen herbeigerufenen Feldarbeiter nicht vom Platze bringen konnten; weil ſie ſo ſchwer wurde, als wenn ſie aus Blei gegoſſen wäre. Daß ich ſie hierinn nicht nachgeahmet habe, das reuet mich nicht. Ich blieb bei meinen Aeltern, Gott vergelte es ihnen; ſie gaben mir eine gute Erziehung; lieſſen mich in der Religion, und in Handarbeiten gut unterrichten; und ich wurde an einen braven Mann verheurathet, der auch meinerſeits keine Urſache fand,

mit

mir ſo wenig die Haare aus dem Kopfe zu reiſſen, ſo wenig ich Luſt hatte, mir dieſelben abſchneiden zu laſſen. — Ich weis es, daß meine heilige Klara viele Eheleute bewogen hat, als dritte Ordensbrüder und dritte Ordensſchweſtern keuſch beiſamm zu leben. Aber auſſer dem, daß ich die eheliche Keuſchheit mit der Gnade Gottes beobachtete, und meinem Manne nicht untreu wurde, erfüllte ich übrigens die Pflichten des Eheſtandes, und bekam zween Söhne, die itzt ſtattliche Soldaten ſind; und mir, da ſie mich im vorigen Jahre beſuchten, erzählten, daß ſie in einem aufgehobenen Klarißerkloſter einquartiert ſind. Mich reuet es alſo wirklich nicht, daß ich ihr hierinn nicht nachgefolget bin. — Meine heilige Klara war demüthig. Freylich haben die Kloſterfrauen beſondere Arten, ihre Demuth äuſſerlich zu zeigen; aber weil dieſe Arten nicht alle für leute ſind, die in menſchlicher Geſellſchaft auſſer dem Kloſter leben; ſo hatte ich nur zur Hauptabſicht, dasjenige nachzuahmen, was zum Weſentlichen der Demuth gehöret. Gott wird mich noch ferner behüten, daß ich in einen Stolz gerathe, und mich leichtfertig über andere erhebe, oder

mich unbesonnen eines Vorzuges über andere, oder einer Eigenmacht über anderer Leute Handlungen anmasse.

Schwarze Ela. Sie sagte aber doch neulich; die Strümpfe, die ich gestrickt habe, seyn nicht so gut, wie die Strümpfe, die sie stricket. Sieht sie, daß sie ihre heilige Klara in der Demuth noch bei weitem nicht erreichet hat!

Weisse Ela. Aber sie hat doch nicht erfahren, daß ich ihr dabei mit Stolz und Verachtung begegnet bin? Das ist nicht wieder die Demuth, wenn man sich bewußt ist, etwas gelernet zu haben, und hiernach eine andere Arbeit prüfen kann, ob sie recht, oder nicht recht ist. Sonst foderte die Demuth, daß, wenn andere nicht Gelegenheit gehabt haben, durch Unterrichtung und Uibung eine Arbeit besser zu erlernen, man auch schlechter mitarbeiten, und jede schlechtere Arbeit für gut ausgeben müßte.

Seubenmut.

Stubenmut. So wurde leider manche Tugend oft Unrecht genommen, daß einige aus lauter übel verſtandener Demuth ihre Talente, mit welchen ſie nützliche Dienſte hätten leiſten können, vergraben haben. Ebenſo gieng es mit der heiligen Einfalt, unter welcher manche ſtatt eines einfachen Herzens die Dummheit übel verſtanden, und ſich gar nicht um mehrere Kenntniſſe beworben haben, mit welchen ſie die Erfüllung ihrer Pflichten hätten beſſer einſehen, und vollkommener leiſten können. Wollte Gott! es wäre in Klöſtern oft nicht der Gehorſam dergeſtalt mißbraucht worden, daß der Befehl des Paters Provinzials, oder des Paters Quardians, oder des Herrn Prälatens dem Befehle der Päpſte, Biſchöfe, und Landesfürſten vorgezogen worden. Und ſagt mir nur, liebe Weiber! ob mit der Kloſterarmuth nicht ein wahres Spielwerk getrieben worden.

Weiſſe Ila. Meine heilige Klara hat ſich hierinn gewiß nicht verfehlet, ſondern die evangeliſche Armuth gewiß beobachtet. Und weil man die evangeliſche Armuth mit Vermei-

meidung alles unordentlichen Hanges nach zeitlichen Gütern auch im weltlichen Stande beobachten kann; so habe ich mir in soweit auch dieſe ihre Tugend, ſo wie ihren Gehorſam gegen ihre Vorgeſetzte zur Nachahmung genommen. Gegen Gott werde ich Niemanden gehorſamen. Ich werde mich niemal zu einer Handlung gegen ſeine Gebothe verleiten laſſen. Aber das iſt wohl möglich, daß ich nicht nur durch beſondere Umſtände, ſondern auch von meinen Vorgeſetzten ſelbſten verhindert werde, dieſe oder jene Handlung, die ich für eine Andacht gehalten habe, auszuüben; und dann wird mich Gott behüten, meinen Vorgeſetzten mich deswegen zu widerſetzen. Sie werden es beſſer verſtehen, als ich; ſie werden es zu verantworten haben. Gott nicht beleidigen, das kann ich allzeit für mich; aber dieſe oder jene Handlung auszuüben, das ſteht nicht immer bei mir. Ich habe keine Schuld, wenn mir zu einer ſolchen Ausübung durch eine andere Einrichtung die Gelegenheit benommen wird, die ich mir gegen das Verboth meiner Vorgeſetzten nicht eigenſinnig und gewaltthätig ſuchen darf.

Schw. Kls.

Schwarze Kla. Aus der Kirche, und von der Andacht hinweg laſſe ich mich durch keinen Landesfürſten ſchaffen.

Weiſſe Kla. O ſie Armſelige! Sogar der Meßner ſchafft ſie hinaus, wenn er die Kirche zuſperrt, und die Bethſchweſtern über die gehörige Zeit nicht mehr darinn läßt; und der Landesfürſt ſolle ſie nicht hinausſchaffen können? — Alles hat ſeine Zeit; und wenn die Zeit des Gebethes mit Unterlaſſung anderer Pflichten, und mit üblen Beiſpielen überſchritten wird; ſo kann man wohl auch vom Gebethe hinweggeſchafft werden. Iſt Gott nur in der Kirche? Redet Gott nicht auch durch unſere Vorgeſetzte? Wenn ſie Gott alſo durch ihre Vorgeſetzte aus der Kirche heraus zur Arbeit ruft; kann ſie wohl noch bei Gott in der Kirche ſodann wohlgefällig verbleiben? Den Eifer im Gebethe, welchen meine heilige Klara hezeiget hat; habe ich mir ſo weit zur Nachahmung genommen, daß ich recht eifrig und mit vollem Vertrauen zu Gott auch mündlich bethen will, wenn es Zeit zum Bethen iſt, und dabei keine von jenen gröſſeren Pflichten

vernachläſſigt wird, die mir eben auch von Gott entweder durch die Vernunft, oder durch das Evangelium, oder durch meine Vorgeſetzte auferlegt iſt.

Schwarze Ela. Was können das für gröſſere Pflichten ſeyn? und was redet ſie da von Vernunft daher?

Weiſſe Ela. Ich rede das daher, was ſie doch ſelbſt im vorigen Jahre erfahren hat. Weiß ſie, wie alle ſchon in der Kirche bis auf mich und ſie waren? Sodann giengen auch wir mitſamm; ſie fiel aber über die Stiege, ſo, daß man geglaubt hat, ſie habe ſich einen Fuß gebrochen. Hätte ich ſollen in die Meſſe gehen, und ſie liegen laſſen? Nein! — die Vernunft gab mir ein, daß die Liebe des Nächſten vorgehe; das Evangelium erinnerte mich, daß man die Feyerung des Sabaths unterlaſſen dürfe, um einem Eſel zu helfen, der in den Brunn gefallen iſt. Ich trug ſie alſo in das Zimmer; und der Herr Spitalverwalter befahl mir auch, bei ihr zu bleiben. Sieht ſie, daß, wenn ich in die Meſſe gegangen wäre, ich da-

bei

bei gröſſere Pflichten gegen ſie vernachläſſiget hätte, die mir Gott durch die Vernunft, durch das Evangelium, und durch meine Vorgeſetzte auferleget hat.

Stubenmut. Ja, ja; ſchwarze Klara! der Eſel, der in den Brunn gefallen iſt, iſt eine recht anpaſſende Erklärung für ſie.

Schwarze Kla. Jetzt hätte ich bald was geſagt. Aber meine heilige Klara hat ſich beſonders mit dem Stillſchweigen ausgezeichnet.

Stubenmut. Das iſt gewiß ſehr gut, wenn man ſeine Zunge im Zaume hält, und überhaupt nicht zu viel redet. Man muß mehr hören und denken, als reden. Aber auch das Denken muß nicht in das Arge ausarten; und dort, wo zu reden iſt, kann und ſolle man; aber beſcheiden reden.

Schwarze Kla. Am leichteſten hat ſich meine heilige Klara mit Gott geredet.

Stubenmut.

Stubenmut. Mit Gott redet sich ein jedes leicht durch Gebeth und Gemüthserhebung, wenn anders das Gebeth und die Gemüthserhebung auf eine, Gott wohlgefählige Art eingerichtet ist. Denn durch ein gleißnerisches, abergläubisches, unzeitiges, oder mehr nach eigenen Absichten, als nach der Ergebung in den Willen Gottes eingerichtetes Gebeth redet man sich mit Gott auch nicht leicht, weil er ein solches Gebeth nicht erhöret.

Schwarze Kla. Ich muß es aufrichtig gestehen; einmal ist es meiner heiligen Klara wirklich nicht nach ihrem Wunsche gegangen. Es erschien ihr zwar auf ihr Gebeth die göttliche Mutter mit dem holdseeligen Jesukindlein. Die göttliche Mutter hat auch zu ihrem Kindlein gesagt; es solle seine Braut die heilige Klara umfangen, und ihr seine grosse Liebe kund machen. Die heilige Klara streckte auch schon ihre jungfräuliche Hände aus, und wollte (wie die Legende sagt) das liebste Kindlein umhalsen. Aber das Jesukindlein hat sich losgerissen, und unter den Mantel seiner geliebten Mutter versteckt.

Stubenmut.

Stubenmut. O mein liebſter Gott! ſo mußt du, nachdem du in deinen mannbaren Jahren geſtorben, auferſtanden, und gegen Himmel gefahren biſt, nicht nur als ein Kind, ſondern noch als ein ſolches Kind zum Vorſchein kommen, welches ſich gleich den ſcheuen Kindern unter dem Mantel ſeiner Mutter verſteckt.

Schwarze Kla. Was will denn die Stubenmutter ſagen? Chriſtus iſt meiner heiligen Klara nicht dießmal allein, ſondern öfters, und in verſchiedenen Geſtalten erſchienen. Am öfteſten kam er zu ihr in Geſtalt eines Lämmleins, und blieb eine gute Weile bei ihr. Einmal erſchien er ihr mit einer heiligen Hoſtie, und gab ihr mit eigener Hand die heilige Kommunion. Ein andermal erſchien er ihr als ein Jüngling mit dem Kreuz auf der Schulter, und ſprach: **Tochter Klara! ſuche ein ruhiges Ort, da man dieſes Kreuz aufrichte; bereite derowegen deine Bruſt, denn mir beliebt, ſolches in derſelben ſteif anzunageln.** * Und wirklich fand man

* Ex Cronicis ord. min. part. 3.

nach ihrem Tode in ihrem Herzen ein, aus, Fleisch formirtes Kreuz, drey Nägel, das Speer, den Schwamm, die Säule, die Ruthen, und die dörnerne Krone.

Grubenmut. Nicht wahr, wie man sich einbildet, in Hechtenköpfen auch das Leiden Christi zu finden? Was das für Unsinn, und ein, unsere heilige Religion entehrender Unsinn ist! Heilige Dreyfaltigkeit steh uns bei!

Schwarze Ala. Auch von der heiligen Dreyfaltigkeit hat sie Zeichen in ihrem Leibe gehabt. In der Galle fand man nämlich drey runde Steine so groß, als eine Nuß gleiches Gewichtes, gleicher Grösse, und Farbe. Einer wog soviel als die zwey anderen, und insbesondere war jeder dem anderen im Gewicht gleich.

Grubenmut. Schweig sie still mit diesem erdichteten Gezeuge. Ich glaube nicht an diese ganze Erzählung; die zu nichts taugt, als zum Beweis, daß, wie unser Herr Pfarrer und unser Herr Spitalverwalter sagt, die Legenden wirklich nicht sollen gelesen werden.

Nicht

Nicht nur die eine oder die andere Legende solle verbothen seyn; sondern keine soll erlaubt seyn, in welcher ausser den nachahmlichen Tugenden der Heiligen, und ihrer verläßlichen Geburts- und Todesgeschichte etwas mehreres erzählet wird. Die heiligste Dreyfaltigkeit muß nicht durch Steine und Nüsse, und durch eigens hiezu erdichtete Steine erkläret werden. Fantasten können geglaubt haben, dergleichen in der Galle der Heiligen zu sehen; ein vernünftiger Mensch hätte es gewis nicht gesehen.

Weisse Kla. Auch das, was ihre heilige Klara bei ihren Lebzeiten gesehen zu haben glaubte, kam gewis von einer, bei ihrer Andacht überspannten Einbildung her. Sag sie mir nur; hat ihre heilige Klara Verzückungen gehabt?

Schwarze Kla. Freilich wohl; öfters durch längere Zeit. Auch der Teufel hat sie durch sieben ganze Jahre mit erschrecklichen Erscheinungen, geängstiget. Sie wäre auch bald zu früh begraben worden; denn da man sie in ihrer Entzückung für todt hielt, und in die

Kirche trug, hat ſie ſich wieder daſelbſt erholet; iſt aber auch gleich ſodann dort recht geſtorben.

Weiſſe Kla. Da haben wir es ſchon. Sobald ich von vielen Entzückungen, Erſcheinungen, Plagen des Teufels, und dergleichen höre, oder leſe; ſo wird mir es Gott verzeihen, daß ich alles dieſes einer überſpannten Einbildung, einem gepreßten Gemüthe, und verſchiedenen Leibsumſtänden zuſchreibe. Hiedurch wird nichts der Ehre der Heiligen, nichts ihren Tugenden benommen; denn eben wegen ihrer Tugenden wurden ſie heilig, und bleiben immer deswegen verehrungswürdig; aber die Legendenſchreiber ſind nicht verehrungswürdig. Nicht wahr, **magere Magdalena!** ſie iſt meiner Meynung?

Magere Magdalena. Ich bin vollkommen ihrer Meynung. Ich verlange mir von meiner heiligen Magdalena nichts anderes zu wiſſen, als was von ihr in der heiligen Schrift ſteht. Ich habe zwar ihr Leben, wie es zu Maria Einſiedel im Drucke herausgekommen iſt, auch

geleſen; verlange es mir aber in meinem Leben nicht mehr zu leſen. Nach derſelben Beſchreibung muß ſie eine Fürſtinn, Gräfinn, oder wenigſtens eine Bäroninn geweſen ſeyn; weil dort angeführet wird, daß ihr das Kaſtell Magdalum ſammt allen Freyheiten, Unterthanen, und Renten; ihrer Schweſter Martha der Flecken Bethania; und ihrem Bruder Lazarus viele Landgüter zugehöret haben. Dieſe Landgüter würden alſo meiner heiligen Magdalena auch als ein Erbtheil zugefallen ſeyn, wenn ihr Bruder Lazarus nicht vom Tode wäre erwecket worden. Daß ſie, ſolang ſie noch zu Jeruſalem war, täglich die heilige Meſſe gehöret, welche der heilige Johannes geleſen; daß ſie ſammt ihrer ganzen Freundſchaft, und mit ihrer Magd von Juden in einem alten Schiffe auf das weite Meer hinausgeführet; dort verlaſſen; ſodann ohne Ruder, Segel, Speiß, Trank nach Frankreich gekommen, und bei der Stadt Marſilia ausgeſtiegen; wo die Gemahlinn des Landesfürſten auf Bitte meiner heiligen Magdalena gleich mit einem Sohne ſolle ſchwanger geworden ſeyn, das glaube ich nicht. Weiters glaube ich nicht, daß ſie ſodann in

jener Höhle, in welcher sie ein einsames Leben solle geführet haben, einen geflügelten Drachen, welcher grösser als ein Ochs, und giftiger als Kroten und Nattern war, nebst einer Menge unzahlbarer giftiger Schlangen angetroffen habe; daß sie von diesem Drachen wirklich verschluckt, aber wieder aus dessen Schlunde von einem Engel herausgrissen worden; daß, nachdem der Drach sammt den Schlangen sich halb kriechend, halb fliegend über den Felsen hinabgestürzet hat, der Engel aus seinem Munde einen wohlriechenden Athem herausgeblasen, und dieser Athem sich in eine feurige Flamme verwandelt habe, wodurch die Höhle und die Luft darinn gereiniget worden; daß, da sie von Teufeln versucht worden, sogleich der heilige Michael mit seinem ganzen Kriegsheere wider diese Teufeln daher gekommen, und ihr ein Kreuz vor die Berghöhle aufgesteckt habe; daß die Engeln sie vor die Pforten der Hölle, wo sie eine unsägliche Menge der verdammten Seelen, sammt den unterschiedlichen Qualen gesehen; sodann in das Fegfeuer zur Ansehung der daselbstigen Peinen geführet; nachhin aber alle Tage siebenmal zwischen Tag und Nacht hoh in die Luft er-

hoben, damit ſie die himmliſchen Melodieen auch erſchallen gehöret; daß Chriſtus vor ihr hundert und zehnmal ſo verkläret worden, wie er es auf dem Berge Tabor war; daß ſie von Engeln zum heiligen Biſchof Maximinus in die Kirche getragen worden, um dort noch vor ihrem Tode kommuniziret zu werden; daß der, eine Stund weit von ihrer Höhle entlegene Einſiedler, da derſelbe aus Schickung Gottes vor ihre Höhle kam, von ihr hörte, was geſchehen würde, und ihr deswegen auf dieſe Luftreiſe ſeinen Mantel leihen mußte, weil ihre Kleider vorlängſt verfault waren, und ſtatt derer ihr Gott Haare wachſen ließ, ſie beym heiligen Biſchof Maximinus ſchon vorher angeſagt; daß ſie endlich dort in der Kirche nach erzählter ihrer ganzen Lebensgeſchichte, und hierauf empfangener heiligen Kommunion unter gar lieblicher Muſik der Engel geſtorben, und mit der nämlichen Muſik in den Himmel übertragen worden; das ſind lauter zuſammengedichtete Sachen von jenen Zeiten her, wo ſolche Erzählungen von himmliſchen und hölliſchen Geiſtern, von Göttern und Göttinnen, von Drachen und Zauberern, von Rittern und

Prin-

Prinzessinnen, von Helden und Heldinnen, und von anderen sonderbaren Personen männliches und weibliches Geschlechtes auch in die Lebensbeschreibungen der lieben Heiligen Gottes, nur mit einiger Umstaltung, die unserer Religion hätte gleicher sehen sollen, um das Volk nach der damaligen Denkungsart zu befriedigen, sind hineingebracht worden.

Stubenmut. Hierinn hat sie wohl recht. Und seitdem die Bücher von Feen, die Zauberhistorien, die Zauberkomödien, die Bücher voll unsinniger Abendtheuer nicht mehr im Schwunge sind; seitdem geht einem auch das Licht auf, daß solche romanhafte Sachen noch weniger in Religionsbücher gehören. Sie wird sehen, meine liebe magere Magdalena! daß alle bisherige Legenden und Exempelbücher, welche nicht ganz rein sind, ebenso wie die Mirakelbüchel, und die, mit falschen Offenbarungen und ungegründeten Andachtsübungen angefüllten Gebethbüchel gewis noch aus dem Gebrauche kommen werden.

Magere Magd.

Magere Magda. Gott gebe es! Ich werde ihn täglich hierum bitten. Ich werde auch meine heilige Magdalena, die ich wahrhaft verehre; von der ich alles glaube, was im heiligen Evangelium geschrieben ist; und deren Liebe zu Gott, wodurch sie seine Gnade verdienet hat, ich mir immer zum Beispiel nehmen will, diese werde ich auch inbrünstigst anruffen; daß sie ihr Gebeth mit dem meinigen bei Gott vereinige, damit solche elende Bücher, welche mit solchen Fabeln und unschicklichen Erzählungen nicht zur Ehre Gottes, seiner lieben Heiligen, und seiner Kirche, wie auch nicht zum wahren Nutzen des Lesers dienen können, den Leuten bald aus den Augen kommen.

Grobenmut. Schau, magere Magdalena! die fette Magdalena schüttelt den Kopf! Sie muß nicht unserer Meinung seyn.

Fette Magda. Ich schüttle nicht deswegen den Kopf. Ich bin vollkommen mit euch verstanden. Ich schüttle nur den Kopf über die erstaunlichen Narrheiten, die von den Legenden-

benſchreibern in die Lebensbeſchreibungen der Heiligen gebracht worden. Wenn die Legenden von alten Kindsweibern wären geſchrieben worden; ſo wunderte es mich nicht. Ich dächte, ſie hätten ſolche Erzählungen erfunden, um ihre Kinder dabei einzuſchläfern.

Seubenmut. Meine **fette Magdalena!** bei den Legendenſchreibern war gewis die nämliche Abſicht, kleine und groſſe Kinder damit einzuſchläfern. Sie haben (ſagt unſer Herr Pfarrer) den Befehl Chriſti; daß wir wie die Kinder werden ſollen, * nicht von der Demuth, wovon dort die Rede iſt, genommen; ſondern ſich gegen die Lehre des Apoſtels ein Recht herausnehmen wollen, kindiſche Dinge in die Religion einzuführen, ** und die Leute den Begriffen nach, immer als Kinder zu erhalten.

Fette Magdalena. Das Leben meiner heiligen Magdlena von Pazzis, die Karmeliterinn war,

---

* Matth. XVIII. 3. 4.

** I. ad Corinth. XIII. 11.

war, fand ich Anfangs ganz leidentlich beſchrieben. Das erſte, was mir auffiel, war dieſes, daß ſie die Sünden der Weltmenſchen erſtaunlich beweinet hat. Ich dachte; hat denn meine gute Heilige wirklich dabei vergeſſen, auch die Sünden der Kloſterleute zu beweinen? Giebt es denn dort nichts zu beweinen, wenn ſchon einmal über andere geweinet werden muß? Aber ſobald ich auf die Verzückungen, Erſcheinungen, Plagen vom Teufel gekommen bin, dann fand ich an der Art, wie ihr Leben beſchrieben iſt, ſchon für mich keine Auferbauung mehr, ſondern ich nahm mir nur das wahrhaft Tugendhafte zu ihrer Ehre, und zu meinem Nutzen heraus, und blieb in Anſehung des übrigen gleichgültig, ob es erdichtet ſey, oder ob das eine und andere bei ihr eine Wirkung der Phantaſie, des Temperaments, der Gemüths- und Leibesbeſchaffenheit geweſen. Wer wird das glauben, daß ihr der himmliſche Vater im Jahre 1585 eben den 21ten May befohlen hat, zur Abbüſſung der menſchlichen Laſter in Brod und Waſſer zu faſten, und ſich nur allein an Sonn- und Feyertägen mit Faſtenſpeiſen zu begnügen? Wenn nicht jeder ſelbſt ſeine Laſter durch Beſſerung des Lebens abbüſ-

[redacted]

set, und hiedurch sich der Verdienste unseres Heilandes theilhaftig macht; so ist alles vergebens. Durch das, daß der Hans faster, wird der Veit noch kein ehelicher oder braver Mann. Zu Gott bethen, daß sich die Sünder bekehren, ist heilsam und nützlich. Aber die Schuldigkeiten, die das Sakrament der Buß mit sich bringt, müssen sie selbst erfüllen; sie müssen selbst büssen, damit sie der Verdienste dessen theilhaftig werden, der für die Sünder gestorben ist. — Wer wird glauben, daß meine Heilige, da sie in einer achttägigen Verzuckung war, wirklich den heiligen Geist siebenmal, nämlich in Gestalt des Feuers, des Wassers, einer Taube, einer Wolke, eines Windes, einer feurigen Zunge empfangen habe? In ihrer Phantasie mag dieses vorgegangen seyn, so wie auch ihre Vermählung mit Christo durch einen goldenen Ring, die Erscheinung Christi, um ihr die dornene Krone aufzusetzen, und ihr nicht nur die fünf Wundenmaalen einzuprägen, sondern auch mit goldenen Buchstaben: das Wort ist Fleisch geworden, in ihr Herz zu schreiben; die Einkleidung mit dem Habit, so Gott selbst unter einem englischen

Ge-

Gesange an ihr vorgenommen haben solle, nichts dann Wirkungen ihrer, aus Andacht überspannten Einbildung waren.

Seelenmut. Die Plagen von Teufeln, wie sie in den Legenden beschrieben werden, sind gewis nur Wirkungen einer Beklemmung des Hirns, und des Gemüthes, und Folgen eines, über bestimmten Geblüts und dessen Umlaufes.

Ferte Magda. Die verschiedenen Gestalten, in welchen der Teufel meiner Heiligen erschienen ist; die Art, mit welcher er sie zu Boden geworfen, an allen Gliedern zerprügelt, sie öfters beinahe erwürget, bei der Nacht nicht ruhen gelassen; die Erscheinungen des Teufels, einmal wie selber den schläfrigen Klosterfrauen im Chore Kissen unter das Haupt legte, um darauf bequemer schlafen zu können; ein andermal wie er die Gestalt meiner Heiligen selbst annahm, und aus der Küche ein Stück Fleisch raubte, als wenn er es heimlich fressen wollte, um die Heilige zur Fleischdiebinn und Fleischfresserinn zu machen; alles dieses kam bei meiner Heiligen sicher von ihrer Gemüths- und Leibs-

be-

beſchaffenheit her; worüber ich ſie, wenn ich gegenwärtig geweſen wäre, vom Herzen bedauret hätte. Ich bin überzeigt, daß dieſe meine gutmüthige Bedauernis von ihr jetzt im Himmel gut wird aufgenommen werden.

Stubenmut. Kommen von ihr keine Mirakel in der Legende vor?

Fette Magda. Als ein überaus groſſes Mirakel wird angeführet, daß ſie in ihren Verzückungen doch nähen, mahlen, weben, und jede Arbeit verrichten konnte.

Stubenmut. Nun zweifle ich ſchon gar nicht, daß ſie bei allen ihren Geſchäften eine immerwährende Spannung in dem Hirn, wie auch Milz- und Bruſtbeſchwerde mit ſich herumgetragen habe.

Fette Magda. Noch als ein beſonderes Mirakel wird angeführet, daß, da ſie ſchon ſterben wollte, ihr Beichtvater eben die heilige Meſſe las. Man brachte ihm die Nachricht zum Altar, er aber ließ ihr unter dem heiligen

Ge-

Gehorſam befehlen, mit dem Sterben zu warten, bis er mit der Meſſe fertig ſeyn würde, und zum Seelenſegnen kommen könnte; welchem Befehle ſie auch gehorſam nachgekommen, und mit dem Sterben bis dahin gewartet hat. Die übrigen Mirakel habe ich mir nicht alle gemerket. Das weis ich, daß ſie noch nach ihrem Tode ein koſtbares, mirakuloſes, und heilſames Oel ſchwitzen ſolle.

Stubenmor. O dergleichen mirakuloſe Oele werden auch bei vielen Körpern anderer Heiliger ausgegeben. Ich, obwohl ich nur ein Weib bin, bemühe mich um ſolche Oele nicht. Ich ſalbe mich mit dem Vertrauen auf meinen Gott.

Magere. Magd. Aber ſoviel ich ſehe, ſind von uns Spitalweibern, wie wir da ſind, die meiſten, welche ſo denken, und den Legenden ihr gebührendes Urtheil ſprechen.

Stubenmor. Wirklich machen wir die meiſten Stimmen aus. Unſer Herr Pfarrer und unſer Herr Spitalverwalter können an uns eine wahre Freude haben. Aber die Legenden-

ſchrei-

ſchreiber, oder die, bei denen die albernen Legendenerzählungen noch in Hochachtung ſind, würden übel zufrieden ſeyn, daß ſogar im Spitale von alten Weibern wider ſie das Urtheil geſprochen worden. — Hört Weiber! ſie läuten zur Spitalmeſſe! — Gehn wir, daß wir nicht zu ſpät kommen. Ein andermal reden wir aber von Legenden gar nichts mehr; ſondern nur von Pflichts — und Tugendregeln, wie wir ſolche in beſchrieben geſchriebenen Erbauungsbüchern auſſer der Arbeitszeit leſen wollen.

VI.

VI.

Die Zunftfähne.

Maler. Belieben die Herren Zechmeiſter nur einer nach dem anderen zu reden, jeder für ſeine Zunft, was dieſelben auf ihren neuen Zunftfahnen gemalt haben wollen; denn wenn alle zuſammreden, ſo weiß ich von keinem, was er geredet hat, und ich werde ganz verwirrt. Es iſt ja auch nothwendig, daß ich mir ſodann eigens das aufſchreibe, was ich für jeden Zunftfahn malen ſolle.

Goldſchmied. Wir wollen ſchon einer nach dem anderen reden. Aber was auf jeden neuen Zunftfahn gemalen werden ſolle, das muß uns der Herr ſagen; denn deswegen ſind wir hieher gekommen, weil wir wiſſen, daß der Herr gute Einfälle hat. Die Zechmeiſter von den anderen Zünften ſind zu einem anderen Maler gegangen; wir haben aber zu dem Herrn unſer Zutrauen, daß uns der Herr mit

Rath und Arbeit beſtens an die Hand gehen werde.

Maler. Nun ſo nehmen wir für die Goldſchmiedsfahne den heiligen Eligius. Der hat dieſes Handwerk aus der Kunſt gelernet, und gar ſchöne Arbeit machen können. Er arbeitete nicht nur goldene Geſchirre, ſondern auch Ringe und Geſchmuck aus Perlen und Edelgeſteinen. Man ſieht noch bis auf den heutigen Tag die, von ihm aus Gold, Silber, und Edelgeſteinen gemachten Läden, darinn die Gebeine des heiligen Germanus, pariſiſches Biſchofs, des heiligen Abtens Severinus, der heiligen Jungfrau Genofeva ſind. Sonderbar wird das, von ihm nicht weit von Paris verfertigte herrliche Grab des heiligen Dioniſius angerühmet, und für ein auſſerordentliches Kunſtſtück gehalten.

Goldſchm. Mein Herr! mit dieſem Heiligen iſt uns nicht geholfen. Er iſt beim Handwerke nicht geblieben, ſondern iſt ein Biſchof geworden. Nebſt dem machen einige gar einen

Huf-

Hufschmied aus ihm. Sag uns der Herr einen anderen Gedanken.

Maler. Es ist ja nicht nothwendig, daß es eben ein Heiliger sey, der ein Goldschmied war, und ein Goldschmied geblieben ist. Wenn nur in der Geschichte eines Heiligen etwas vorkömmt, was einen besonderen Bezug auf das Goldschmiedhandwerk, und die Goldschmiedarbeit hat; so dächte ich, könnte es schon zur Vorstellung auf der Goldschmiedsfahne taugen. Wie wäre es denn; wenn wir den heiligen Zyrillus, dritten General des heiligen Karmeliterordens auf die Fahne brächten?

Goldschm. Was solle denn ein Karmeliterordensgeneral für einen Bezug auf uns Goldschmiede haben?

Maler. Diesem Heiligen, da er auf dem Berge Karmelus in der Kapelle des heiligen Hilarions Messe las, erschien ein Engel in einer lichten Wolke, der eine goldene Ruthe und zwo silberne Tafeln in der Hand hatte. Diese silbernen Tafeln übergab der Engel dem Heili-

gen mit diesen Worten: Diese Tafeln schicket dir der allmächtige Gott, als seinem vertrautem Freunde, und treuem Prediger; und wenn die heilige Messe wird aus seyn, so schreibe die Worte, so darauf stehen, alsbald sauber ab. Darnach sollst du aus diesen Tafeln einen Kelch, und ein Rauchfaß machen lassen, auf daß Gott dem Herrn am Altar damit gedienet werde.

Goldschm. Haben das andere Leute auch gesehen?

Maler. Das weis ich nicht, ob sie den Engel selbsten, wie er die Tafeln überbracht hat, gesehen haben. Der Engel blieb zwar bis zum Ende der Messe in der größten Klarheit am Altar stehen; aber weil der Heilige in einer Kapelle Messe gelesen, und weil es bei Mönchen, die ein Eremitenleben führten, gar nichts neues war, ohne Ministranten zu lesen; so weis ich nicht, ob auch andere Leute zugegen gewesen. So viel ist richtig, daß der heilige Zirillus erst nach der Messe die himmlischen

Sil-

Silbertafeln angenommen, und ſeine liebe Brüder zu dieſem Wunder beruffen; auch den Innhalt der Tafeln, welcher auf die zukünftigen Dinge der Welt lautete, alſogleich ganz ſauber abgeſchrieben, und hernach die Tafeln ſchmelzen, und einen Kelch ſammt einem Rauchfaß daraus machen laſſen.

Goldſchm. Nein! Der Heilige iſt auch nicht für uns. Erſtens iſt das Ding hart zu glauben. Zweytens paſſete dieſe Geſchichte mehr für die Silberarbeiter, als für die Goldarbeiter; denn der Engel hat nur die ſilbernen Tafeln hergegeben, die goldene Ruthe hat er fein ſauber wieder mitgenommen. Drittens geht das Ding auf das Verſchenken hinaus. Alle Augenblicke käme ein Pater Sakriſtaner daher, und mahnete uns auf den heiligen Zunftpatron, damit man ihm zu Ehren etwas um ein leichteres thun ſollte. Nein, nein! Es iſt ſchon ſo auch gut. Der Engel hat die Silbertafeln leicht herſchenken können, ihn haben ſie keinen Kreuzer gekoſtet.

Maler.

Maler. Laſſen ſie die heilige Athanaſia auf die Fahne malen.

Goldſchm. Warum dieſe?

Maler. Weil ſie eine Goldſchmiedstochter war, und weil die Erfahrung lehret, daß die Frauenbilder gleich mehreren Werth finden, als die Bilder der Männer.

Goldſchm. Der Gedanke läßt ſich hören. Ein ſolches Bild würde auch bei unſeren Töchtern Beifall finden, und für ſie ſchmäuchelhaft ſeyn. Hat die heilige Athanaſia einen Ehemann bekommen?

Maler. Sie iſt eben auch an einen Goldſchmied den heiligen Andronikus verheurathet worden.

Goldſchm. Bravo, braviſſimo! Bei dieſer Heiligen bleiben wir; und wir können ja auf der einen Seite der Fahne die heilige Athanaſia, auf der anderen den heiligen Andronikus malen.

Maler.

Maler. Das gilt mir gleich, ob ich sie nebeneinander male, oder eine jede Figur auf ein besonderes Blatt. Ohnehin müssen sie durchaus haargleich gemalen werden, so daß sie von einander nicht zu unterscheiden sind! hiemit ist es besser, wenn sie nicht nebeneinander stehen, sondern eins auf die vordere, und das andere auf die hintere Seite kömmt.

Goldschm. Was sagt der Herr? Durchaus müssen sie haargleich gemalen werden, so, daß sie von einander nicht zu unterscheiden sind? Die heilige Athanasia, die ein Weibsbild war, und der heilige Andronikus, der ein Mannsbild war, sollen durchaus gleich gemalen werden; daß man zuletzt nicht wüßte, ob die heilige Athanasia der heilige Andronikus, oder der heilige Andronikus die heilige Athanasia sey? Hat denn die heilige Athanasia ein Mannsgesicht, oder der heilige Andronikus ein Gesicht wie ein Frauenzimmer gehabt? Oder haben sie einander wie zween Zwillinge gleichgesehen? Nun wenn auch dieses alles ist; so unterscheiden sie sich ja hinlänglich dadurch, daß der heilige Andronikus in der Männerkleidung, und die

heilige Athanasia in der Frauenkleidung gemalen wird.

Maler. Dann würden mich die Historienmaler nicht wenig auslachen. Sie muß die nämliche Kleidung haben, wie er. Und um die Geschichte wahrhaft vorzubilden, müssen die, welche das Bild der heiligen Athanasia ansehen, gar nicht kennen, daß es ein Frauenzimmer ist; weil auch selbst der heilige Andronikus zuletzt sie nicht mehr gekannt hat, daß sie sein Weib sey.

Goldschm. Was ist das? Der heilige Andronikus hat sein eigenes Weib nicht mehr gekannt?

Maler. Ja, so ist es! — Der heilige Martyrer Julianus ist in dem Habit eines Mönches der heiligen Athanasia erschienen; und hat sie über den Tod ihrer Kinder dergestalt getröstet, daß er ihr gesagt hat; sie solle lieber ihre Sünden, als ihre Kinder beweinen. Und hierauf beredete sie ihren Mann, das Handwerk zu verlassen, und nach Jerusalem und so-

ſodann in Egypten zu reiſen. Dort bekam er Luſt, in das Kloſter Laura ſich als Mönch zu begeben; und ſie wurde im Nonnenkloſter in Tebaide aufgenommen. Nach zwölf Jahren gieng Andronikus als Mönch abermal nach Jeruſalem; und Athanaſia bekam auch Erlaubniß dahin zu reiſen. — Auf dem Wege, ohne daß er von ihr, oder ſie von ihm etwas wuſte, kamen ſie zuſamm. Er aber erkannte ſie nicht; weil ſie Mönchskleider angelegt, um ſicherer fortkommen zu können; und weil ſie ſowohl von der Sommerhitze verbrannt, als auch durch ſtrenges Faſten ganz vermagert war, und ſich den Namen Bruder Athanaſius beilegte. Nach vollbrachter Wahlfahrt wurden ſie einſtimmig, miteinander in einer Zelle als Eremiten zu wohnen. Sie erhielten auch hiezu von ihren Obrigkeiten Erlaubniß, und lebten ſo zwölf Jahre beiſamm; wobei (wie die Legende ſagt) es zu verwundern war, daß ſie ſolange ſchweigen konnte, und daß er an ihr nicht merkte, daß ſie ſeine geliebte Gemahlinn ſey.

Goldſchm. Es iſt ſich hierüber nicht nur zu verwundern, ſondern es iſt gar nicht zu glauben.

Maler.

Maler. Der heilige Abt Daniel besuchte sie öfters; erfreute sich sehr ihres Lebenswandels, und kam auch endlich dazu, wie sie zum Sterben war. Vor ihrem Tode sagte sie zum heiligen Abt Daniel: **wenn ich werde begraben seyn; so werdet ihr unter meinem Haupte einen Brief finden. Leset diesen, und gebt ihn dem Andronikus zu lesen.** Da sie tod war, wollte Andronikus den Leichnam waschen, und befand, daß sie eine Weibsperson sey. Wie der Abt Daniel und der Bruder Andronikus hierüber erschrocken seyn müssen, das kann sich der Herr leicht einbilden. Aber nach gelesenem Briefe war es mit dem Andronikus beinahe gar aus. Gleich fiel er aus Liebe und Leid über den heiligen Leib; weinte, und jammerte ganz entsetzlich. Unterdessen kamen auf die vom Abten Daniel verbreitete Nachricht alle Mönche und Einsiedler, weiters die ganze Stadt Alexandria, und endlich das ganze Land mit Palmzweigen daher; verwunderten sich über diese Begebenheit, und begruben den heiligen Leichnam mit grosser Ehre und Andacht. Sieben Täge blieb der heilige Abt Daniel sammt seinen Mönchen dort, und hielt

der Verſtorbenen das Leichenbegängniß. Darnach wollte der Abt Daniel den Andronikus in das Kloſter nehmen; weil aber dieſer dort bleiben wollte, wo ſeine Gemahlinn geſtorben iſt; ſo gab der Abt hiezu die Erlaubniß, und wollte allein davon gehen. Er war aber kaum etliche Schritte davon gegangen, ſo iſt ihm ſchon einer nachgelaufen mit der Nachricht: daß der Andronikus auch zum Sterben iſt. Dieſe Begebenheit könnte allenfalls ganz hiſtoriſch ausgemalen, und unter dem Bilde dreymal die Zahl zwölf angeſetzet werden; weil ſie zwölf Jahre im Eheſtande, zwölf Jahre im Kloſter, und zwölf Jahre beiſamm in der Wüſte gelebt haben.

Goldſchm. Herr! die Zahl zwölf iſt genug, wenn ſie einmal angeſetzet wird zur Andeutung derer zwölf Jahre, durch die ſie heilig im Eheſtande gelebt haben. Die Reiſe nach Jeruſalem, die Mönchskleider, das Kloſter, und die Wüſte laſſen wir hinweg. Goldſchmiede und ihre Weiber ſollen von dieſen Heiligen lernen, heilig im Eheſtande zu leben; nicht nach Jeruſalem zu reiſen, und Mönche oder Einſiedler

zu werden. Sie ſollen lernen, fleißig bei ihrem Hausweſen zu bleiben. Und für die Goldſchmiedstöchter und Goldſchmiedsſöhne, und Geſellen iſt dieſes Beiſpiel gleichfalls das hinlänglichſte und nützlichſte. Das wäre mir lieb; wenn meine Tochter einmal ihren Ehemann überredete, das Handwerk zu verlaſſen, nach Jeruſalem zu reiſen, und in eine Mönchkaputze zu ſchliefen. — Weis denn der Herr keine beſondere Tugenden vom heiligen Andronikus und der heiligen Athanaſia auſſer den Mönchshandlungen?

Maler. Sie theilten (wie die Legende ſagt) ihr Gut in drey Theile; einen Theil gaben ſie den Armen, einen Theil den Geiſtlichen und einen Theil behielten ſie für ſich.

Goldſchm. Herr! Da laſſen wir abermal etwas hinweg; nämlich den Theil für die Geiſtlichen. Meine Tochter und ihr Mann ſollen reichlich nach ihren Kräften den Armen geben, das andere zu ihrem Fortkommen für ſich behalten, und zur Emporbringung des Gewerbes und des Hausweſens wohl verwenden; es

mag

mag dem Legendenschreiber recht seyn, aber nicht.

Maler. Nun wollen sie also den heiligen Andronikus und die heilige Athanasia gemalen haben? und wie soll ich sie malen?

Goldschm. Es bleibt dabei; sie sollen auf unsere Fahne kommen. Auf der einen Seite male der Herr den heiligen Andronikus in einer solchen Kleidung, wie ein ehrlicher Goldschmied bei der Arbeit angekleidet ist. Er muß auch vorgestellet werden, wie er bei der Arbeit sitzet, und einem herzukommenden Armen Almosen giebt. Auf der anderen Seite muß die heilige Athanasia nicht minder arbeitend in ehrbarer bürgerlicher Kleidung, und mit Hinreichung eines Almosens an Arme erscheinen. Den Zwölfer lassen wir gar aus. Punkto zwölf Uhr gehe ich zum Essen, und die anderen Goldschmiede auch. Der Hunderte wüßte nicht, was der Zwölfer sonst anderes bedeuten solle; und unsere Töchter und Söhne sollen, so wie wir, weit über zwölf Jahre, nämlich solang sie Gott leben läßt, im Ehestande heilig beisamm leben.

Maler.

Maler. Gut! Die zwey Bilder werden richtig so gemalen werden. — Nun was beliebt dem Herrn Zechmeister von der Schusterzunft?

Schustermeister. Auch wir überlassen uns des Herrn seinen guten Gedanken.

Maler. Wollen sie nicht den heiligen Krispinus und Krispinianus? Dabei könnten auch Arme vorkommen, denen sie die Schuhe unentgeltlich machten.

Schusterm. Wäre alles recht. Aber wegen dieser Heiligen werden wir Schuster immer zum Besten gehalten; als wenn diese Heiligen das nämliche Leder, woraus sie für die armen Leute Schuhe machten, den Reichen gestohlen hätten.

Maler. Ich weis diesen Volksbegriff und diese Volkssage. Es ist aber nicht wahr.

Schusterm. Ich glaube es auch nicht. Aber ein anderes Bild wäre uns doch lieber.

Ma-

Maler. Nun! So nehmen wir die heilige Hedwig?

Schuſterm. War dieſe eine Schuſtermeiſterinn oder eine Schuſterstochter?

Maler. Nein! Sie war Herzoginn in Pohlen; gieng aber immer aus Bußfertigkeit im kälteſten Winter mit bloſſen Füſſen; und trug nur Schuhe bei ſich, damit, falls ein vornehmer Herr ihr ſollte eine unterthänige Ehrenbezeigung abſtatten wollen, ſie ſich eilend könnte beſchuhen laſſen. Dem Herzog, der hievon benachrichtiget wurde, war dieſes nicht anſtändig, und er wollte ſie in dieſem Aufzuge überraſchen. Allein ob ſie gleich damal ſo viele Zeit nicht mehr hatte, ſich geſchwind beſchuhen zu laſſen, und ſie hiemit bloſsfuß war; machte doch Gott durch ein Mirakel (wie es Ribadeneira anführt) daß der Herzog glaubte, an ihren Füſſen Schuhe zu ſehen; und die ihm gegebene Nachricht für falſch hielt.

Schuſterm. Herr! Für unſer Handwerk wäre es ſehr übel, wenn viele Leute dieſe Heilige nach-

nachahmten, und ſich ſtatt der Schuhe mit Mirakeln behelfen wollten. Dañ müßten die Schuſter dabei verderben.

Maler. Das wäre ja eine Hauptſache, daß auf der Fahne Stiefeln geſehen würden?

Schuſterm. Mir iſt's ſchon recht; wenn die Stiefeln nur ſchicklich angebracht ſind.

Maler. Am ſchicklichſten ſind Stiefeln bei einem Offizier angebracht. Ich male ihnen alſo den heiligen Zeno, der ein Offizier war, in Stiefeln, und daneben ſeinen heiligen Bedienten Zenas, wie er ſeinem Herrn die Stiefel wichſet.

Schuſterm. Geh der Herr mit dieſem Einfall! Wer weis es, ob damals die Offiziers auch Stiefel getragen haben; und ob gewichſte Stiefeln ſchon in der Mode waren?

Maler. Wir Maler ſind hierinn nicht heicklich, ſo wenig, als die Legendenſchreiber ſelbſten. Wir laſſen unſeren Gedanken bei Abbildung

dung der Heiligen eben so freien Lauf, als es die Legendenschreiber bei ihren Erzählungen von Heiligen thun.

Schuft. Uibel genug. Ich wollte zwar noch ehe einen heiligen Bedienten in der Arbeit mit Stiefelputzen vorgestellt sehen, weil dieses doch auf einen Bedienten, auf eine, ihm angemässene Arbeit, und auf ein Beispiel eines Dienstfleisses einen Bezug hat; ja ehe wollte ich ihn so vorgestellet sehen, als mit anderen Dingen, die von Legendenschreibern öfters Heiligen zugeschrieben werden, und die man gar nicht glauben kann, wenn man nicht selbst ein Stiefel ist. Und wenn Stiefeln noch so kothig und schmutzig sind; so ist dieser Schmutz nichts gegen den Schmutz, der öfters in der Schreibart der Legendenverfasser enthalten ist. * O pfui Teufel! ich bin nur ein Schustermeister, aber mir hat geeckelt vor einigen schmutzigen Erzählungen, die gewiß jedem gesitteten Menschen die Ohren

* Hievon ist die Lebensbeschreibung des heiligen Gangulphus ein Beweis. Surius ad diem XI. Maj.

im Hören, und die Augen im Lesen beleidigen müssen, zu geschweigen daß er sie eben so erzählen, oder nachschreiben wollte. Ich lese auch schon lange keine Legende mehr, und lasse sie meinen Kindern noch weniger lesen. Es sind ja einige Erzählungen darinn; die man ehe beim Eulenspiegel, als in einem Religions- und Erbauungsbuche suchen sollte.

Mal. Wir haben schon noch einen anderen Heiligen, bei dem wir Stiefel anbringen können. Dem heiligen Vitalis sind glühende Stiefel angelegt worden; weil man dachte, ihn durch diese Marter von dem Glauben abwendig zu machen.

Schuſterm. Ist wieder nichts damit. Unsere Stiefel müssen nicht einmal angebrennt, zu geschweigen glühend seyn. Stiefel sind gar eine heickliche Arbeit.

Mal. Es könnte allenfalls auch etwas vom Werkzeuge des Schusterhandwerkes vorgestellet werden. Nehmen wir die heilige Aquilina, die wurde mit glühenden Schusterahlen gemartert,

tert, welche ihr durch die Ohren geſtochen wurden.

Schuſterm. Wir Schuſter ſtechen Niemanden die Ahlen durch die Ohren, und ſind keine Peiniger mit Schuſterahlen. Das iſt ſo gräuslich als unglaublich, und wäre keine Ehre für unſeren Handwerkszeug.

Mal. Bleiben wir beim Kriſpinus und Kriſpinianus. Ich will ihren Fleiß in der Arbeit, ihre Sorgfalt für die Armen, ihre reine Gemüthserhebung gegen Himmel, ja ihren ſtandhaften Glauben an Chriſtum und ſeine Lehre recht ſchön ausdrücken.

Schuſterm. Die erſten drey Stücke bringt der Herr ganz leicht zuſamm, weil man bei der Arbeit zugleich den Armen ein paar Schuhe hinreichen, oder ihnen deuten kann, ſich dort unter den Schuhen was auszuſuchen. Aber zugleich das Sitzen bei der Arbeit, und zugleich das Hangen an der Folter, wo ſie geprügelt, ihnen zwiſchen Nägel und Fleiſch ſpitzige Eiſen eingebohret, ihnen Rieme aus dem Leibe ge-

schnitten worden; das Darinnstehen im glühenden Hafen voll geschmolzenes Bleyes, das Darinnliegen in der Bodung, die mit geschmolzenem Pech, Fett, und Oel angefüllet war, das läßt sich nicht alles zusamm ausdrücken.

Mal. Das ist alles nicht nothwendig. Sonst müßte ich auch noch dazu malen, wie die Engel gekommen, dem Heiligen die spitzigen Eisen herausgezogen, und auch gleich untereinst etwelche Schergen auf dem Platze erschlagen haben; oder wie der Richter aus Verzweiflung, weil er mit seinen Grausamkeiten nichts ausrichten konnte, sich selbst in das Feuer gestürzet hat.

Schusterm. Daß sie um des christlichen Glaubens willen enthauptet worden, das glaube ich; und daß sie auch vorher werden gepräglet, hart gehalten, und wie Uibelthäter behandelt worden seyn; das will ich gleichfalls glauben. Aber die ausgesuchten Peinigungsarten, welche von den Legendenschreibern fast bei jedem heiligen Martyrer nur mit einigen Abänderungen angeführet werden; die glaube

be ich ohnehin nicht. Die kann der Herr also ohne alles Bedenken hinweglassen.

Mal. Nun, ich male sie, wie sie von zween, mit einem Schwerde umgürteten Soldaten vom Arbeitstische hinweggeholet werden, da eben die Armen bei ihnen mit dankbaren Minnen für die empfangenen Schuhe stehen, und sie beide die Augen gegen Himmel erheben. Wollen sie etwelche Engel mit Lorberkränzen in Lüften fliegend dabei gemalen haben?

Schusterm. Nein, Herr! die Engel haben keine Leiber, und keine Flügel; hiemit muß man ihnen auch keine malen. Und wenn sie mit Leibern erschienen; so sind sie nicht als bloße Köpfe erschienen, die aus zweien Fittegen hervorsehen. Auch wenn sie mit ganzen Leibern erschienen, waren sie gewiß nicht so nackend, wie sie gemalen werden, dergestalt, daß sie an manchen Bildern und Statuen kaum um die Mitte mit einem Tuche bedecket sind. Ich denke, daß ein Engel, der einen Leib annähme, denselben auch so bedecket haben würde, wie gesittete Menschen ihre Leiber bedecket haben.

Mal.

Mal. Ungezweifelt iſt der Herr Zechmeiſter den Engelbildern nicht hold, weil man auch bei dieſen keine Schuhe ſieht.

Schuſterm. Genug, daß ich den heiligen Engeln ſelbſt gut bin, und hoffen darf, daß auch ſie mir gut ſeyn; weil ich das nur zu ihrer Ehre ſage, daß ſie nicht ſo gemalen, und vorgeſtellet werden ſollen. Mir iſt noch nicht beigefallen, darüber ungehalten zu ſeyn, daß die Engel keine Schuhe brauchen; wenn nur viele Leute, welche Schuhe brauchen, in meinen Laden kommen. Solange nicht auch die Leute anfangen, zu fliegen, werden die Schuſter an Arbeit und Verdienſt nie eine Noth haben. Aber Herr! dann wäre es mit den Schuſtern gar, wenn die Leute einmal Fliegel bekämen, und nicht mehr nothwendig hätten, mit Schuhen durch Koth und Moraſt herumzugehen. Laſſe der Herr die Engel beim Bilde für unſere Fahne nur hinweg; übrigens aber male es der Herr durchaus ſo, wie der Herr geſagt hat. Auf die andere Seite der Fahne male der Herr nichts als ein Kruzifix.

Goldſchm.

Goldschm. Auch bei uns kann Andronikus und Athanasia auf einer Seite beisamm, und auf der anderen nur das Kruzifix seyn.

Mal. Gut meine Herren! ich werde nicht weniger und nicht mehr in die Vorstellung bringen. — Nur jetzt auch geschwind geredet, Herr Zechmeister vom Fleischhackerhandwerk!

Fleischhackermeister. Wenn sich unsere Fahne nur durch einen recht sichtbaren Ochsen von anderen unterscheidet; so gilt es uns sodann gleich, was der Herr immer für eine heilige Geschichte auf die eine Seite der Fahne mahlet; denn, auf der vorderen Seite wollen auch wir nichts anderes, als ein Kruzifixbild haben.

Mal. Herr! Für die Seite, wo in dem Bilde auch ein Ochs zu sehen seyn soll, sey der Herr unbekümmert; bei so vielen Geschichten in der Legende kommen auch soviele Geschichten von Ochsen mit darein vor, daß alle unsere Fleischhacker nicht im Stande wären, diese Ochsen, wenn sie da wären, in ihren Standungen unterzubringen.

Fleischh.

Fleiſchh. Nun laß der Herr einige ſolcher Geſchichten hören. Wo die beſten Ochſen ſind, dort greift man ſodann zu. Wir werden bald übereinkommen.

Maler. Mit den wilden Ochſen haben die Herren immer die gröſten Verdrüßlichkeiten.

Fleiſchh. Leider! Und die Leute ſelbſt, die zu unſeren Ochſentheilungen kommen, machen ſie noch wilder, und erſchweren uns die Arbeit, die wilden Ochſen gut und ohne Gefahr nach Haus zu treiben. Ich weis nicht, was es doch für Leute giebt? Nebſt dem, daß ſie die Zeit unnüz mit dem Zuſehen durchbringen, haben ſie die gröſte Freude, wenn die wilden Ochſen recht herumwüthen, und die gröſte Gefahr drohen. Bei der Ochſentheilung, heißt es, war es nicht luſtig, weil die Ochſen nicht recht wild waren, und ſich nicht recht über die Fleiſchhackerknechte hermachten, oder keiner mit Hunden hat gefangen werden müſſen. Einige Leute können recht mit Herzensluſt zuſehen, wenn von Ochſen beſonders in der Hetze einigen Hun-

Hunden der Bauch aufgetrennet wird, daß ihnen die Gedärme heraushangen.

Mal. Ich gehe in keine Hetze, und lasse meine Kinder auch nicht gehen. Das zeigt einer schlechten Gemüthsbeschaffenheit an, wenn man eine Herzenslust am Martern des Viehes hat. Ein solches Gemüth ist gemeiniglich auch gegen Nebenmenschen nicht das beste; und genug, daß ein vernünftiger Mensch sich ganz anders zu ergötzen wissen soll.

Fleischh. Was für einen heiligen Patron weis denn der Herr gegen die wilden Ochsen?

Mal. Den heiligen Franz de Paula. Dieser hat von einem vornehmen Herrn ein Paar Ochsen für sein Kloster begehrt. Der vornehme Herr, der wohl wußte, daß alle seine Ochsen wild sind, sagte, um des Heiligen nur los zu werden, aus Scherz: er solle sich ein Paar herausnehmen. Der Heilige suchte ein Paar aus, und trieb sie nicht nur wie geduldige Lämmlein fort; sondern befahl ihnen sodann weiters ohne Treiber und ohne Hirten auf dem rechten

Wege

Wege dem Kloſter zuzugehen. Zur mehreren Sicherheit henkte er einem Ochſen den ſchriftlichen Befehl und die Marſchroute um den Hals; und die Ochſen giengen ſodann erſtens mehr, dann vierzig Meilen trockenes Fuſſes über das Meer, und ſodann hundert und zwanzig welſche Meilen zu Lande dem Kloſter zu.

Fleiſchh. Herr Maler! Das glaube ich nicht, wenn es hundertmal in der Legende ſteht. Uibrigens ſchickete ſich ſchon der heilige Franz de Paula, da der Paulanerorden kein Fleiſch, ſondern alles im Oele iſt, nicht auf die Fleiſchhackerfahne. Ungezweifelt werden auch dieſe Ochſen im Kloſter nur zum Fuhrwerk gebraucht worden ſeyn. Wir müſſen Ochſen zum Schlachten haben.

Mal. Nehmen wir etwas aus der Legende der heiligen Jungfrau und Martyrinn Blandina. Dieſe wurde in ein Netz geſteckt, und alſo verſtrickt einem wilden Ochſen vorgelegt. Der auf das heftigſte angehetzte Ochs lief in vollem Grimme auf ſie zu, riß ſie mit dem Horn den ganzen Platz auf und ab; verſetzte ihr mit ſei-

nen

nen Hörnern manche entsetzliche Stöſſe. Die Heilige blieb aber dabei nicht nur unbeschädigt, ſondern führte während dem immerfort mit Chriſto ein ſüſſes Geſpräch. *

Fleiſchh. Gebethet wird ſie dabei haben; und da hat ſie recht gethan. Gott ſey Dank! Es hat mich auch ſchon einmal ein wilder Ochs, ungeachtet ich niedergefallen bin, und die Ochſen ſonſt gleich über einen Liegenden hinüberſpringen, recht herumgeſtoſſen, und herumgerüttelt, daß ich ſchon geglaubt habe; jetzt ſey es um mich geſchehen. Nun ich habe mich Gott empfohlen, und ſeine Hilfe angerufen; und der Ochs iſt ſodann von mir hinweggelaufen. Aber eines ganzen Geſpräches, das Chriſtus dabei mit mir geführet hätte, kann ich mich nicht rühmen.

Mal.

* Siehe kleine Ehehaltenlegende vom Pater Jakob Schmidt aus der Geſellſchaft Jeſu Prieſter. Augſpurg 1735. pag. 17.

Mal. Gefiele ihnen der heilige Johannes von Urtika nicht? der hat Ochsen eingekauft, um hiervon das Fleisch den Armen zu geben. Ich dächte doch, daß das ein löblicher Ochsenhandel sey.

Fleischh. Der gefiele mir schon besser. Die Herren Zechmeister, die vor mir geredet haben, haben alle ein solches Bild angeschaft, worauf die, den Armen erwiesene Liebe vorgestellt wird. Wir wollen in Ansehung der Menschenliebe auch nicht schlechter seyn. Male der Herr also diesen Heiligen, wie er Ochsen für die Armen einhandelt; und male uns der Herr nur die Ochsen schön, fett, und schwer.

Mal. Dürfte ich nicht Kühe auch darunter malen? denn er kaufte auch Kühe zu diesem End; und Diebe, welche ihm von solchen Kühen einmal einige gestohlen haben, sind mit allem Forttreiben und Herumtreiben den anderen Tag wieder dort gestanden, wo sie die Kühe gestohlen hatten.

Fleischh. Nein! die Kühe lasse der Herr hinweg. Man wirft uns ohnehin immer vor, daß wir

wir statt der Ochsen Kühe schlagen, und uns das Fleisch um den nämlichen Preis, wie das Ochsenfleisch bezahlen lassen.

Mal. Armen Leuten dürften sie ja immer Kuhfleisch unentgeltlich hingeben. Aber Kuhfleisch statt Ochsenfleisches verkaufen wäre freylich keine Tugend, und hiemit auch keine Nachahmung eines Heiligen.

Fleischh. Lasse der Herr die Kühe lieber hinweg.

Mal. Weil dieser Heilige das Fleisch den Armen unentgeltlich hingegeben, werde ich also keine Waage dazu zu malen nöthig haben, um anzuzeigen, daß er jederzeit gut und ehrlich gewogen, und nicht statt des Fleisches blosse Beine zur Hälfte in die Waage gelegt habe.

Fleischh. Der Herr machete einem mit seinem Malergedanken wirklich ganz ängstig. Ich denke aber bei meinem Handwerke schon selbst darauf, daß, wenn nach meinem Tode

mei-

meine üble und gute Werke abgewogen werden, auf die Waagschale der üblen Handlungen nicht soviele Ochsenbeine kommen; damit die Ochsenbeine nicht etwa mehr, als ich im Gewichte haben. Ein ehrlicher Mann that dieses nicht. Sey der Herr aber versichert, daß ich das Fleisch viel wohlfeiler geben wollte; wenn der Aufschlag, der auf die Ochsen gesetzet ist, auf die Ochsen, die in den Legenden unschicklich stehen, und auf die Leser solcher Legenden gemacht würde. Jeder, der eine solche Legende im Hause hat, soll jährlich etwas namhaftes zahlen müssen. Das Lesen solcher Legenden, denen ich selbst feind bin, würde bald aufhören.

Mal. Das ist gar kein Zweifel, daß der Fleischaufschlag mehr eintragen würde, wenn er auf Leute, die das unvernünftigste Gezeug zur Religionssache machen wollen, gesetzet würde.

Fleischh. Nun lassen wir das der Obrigkeit über, was sie in Ansehung des Aufschlages bei dem Ochsen- und Kalbfleisch für gut befin-

finden wird. Nur wünsche ich, daß auf was immer für eine Art die unschicklichen Legenden den Leuten aus den Augen gebracht werden, damit sie nicht immer fortfahren, ihrer Denkungsart nach den Ochsen und Kälbern näher; als vernünftigen Geschöpfen zu seyn. Ein Ochs ist ein Ochs; ein Kalb ist ein Kalb. Aber Menschen müssen nicht wie Ochsen und Kälber seyn. Der Schöpfer hat ja dem Menschen die Vernunft gegeben, und der Erlöser hat der, durch heidnische und pharisäische Betrügereien unterdrückten Vernunft wieder aufgeholfen, wie es neulich unser Prediger recht schön erkläret hat. Unser heiliger christkatholischer Glaube (sagte er) kann nichts zulassen, was wider die Vernunft ist, und die Leute dümmer, als verständiger macht. Er führte auch aus der heiligen Schrift den Text an: Werdet nicht wie ein Roß und Maulthier, * die keinen Verstand haben. Heißt das nicht eben soviel, Herr Maler! als wenn ich sage; die Leute sollen nicht wie Ochsen und Kälber werden?

Mal.

* Psalm. XXXI. 9.

Mal. Freylich wohl ist es das nämliche.

Fleischh. Ich habe mich erst neulich mit einem Mönche, den ich nicht nenne, erstaunlich zertragen; da er eine meinige alte Bekannte, welcher ohnehin schon die Mönche die Hälfte ihres Vermögens verzehren halfen, noch auf dem Todbette überreden wollte, ihr übriges Vermögen seinem Konvente auf etwelche hundert Messen, auf Herstellung eines neuen Frauenaltars, auf Stiftung einer Kirchenmusick zu geben. Nicht so Frau Nachbarinn! fiel ich ihm in die Rede; die Frau Nachbarinn will zu Gott kommen, und wird bald zu Gott kommen. Dieser Gott wird fragen; ob wir die Hungrigen gespeiset, die Durstigen getränket, die Nackenden bekleidet, die Kranken und Gefangenen besuchet, die Fremdlinge aufgenommen, kurz, ob wir den Armen Hilfe geleistet haben?* Daß er fragen werde, ob wir Messen, Kirchenmusik, Frauenaltäre gestiftet, hievon steht kein Wort im heiligen Evangelium.

Ich

* Matth. XXV. 35. 40.

Ich weis wohl, daß wir die Ehre Gottes befördern müssen; allein die Ehre Gottes wird durch die Haltung seiner Gebothe hauptsächlich befördert, und besonders durch die Liebe des Nächsten; weil Christus sagt: **Was ihr den Armen gethan, das habt ihr mir gethan.** Die Frau Nachbarinn (fuhr ich weiter fort) gebe also, weil sie keine Erben hat, ihr Vermögen in das Armeninstitut; und dann wird die Frau Nachbarinn ihrem lieben Gott auf die angeführten Fragen leichter antworten, und ihm sagen können: Ich habe sonst keine Opfer gemacht, weil du mein Gott gelehret hast, daß dir Barmherzigkeit lieber, dann Opfer sey; und weil ich meine Sünden nebst der Reue hierüber auch mit den Werken der Barmherzigkeit nach dem Rath des heiligen Apostels Petrus * bedecken wollte. Das ist der Hauptablaß und die beste Generalabsoluzion, Frau Nachbarinn! so der erste Payst selbst angekündet hat, wie dieses ebenfalls unser Prediger erst letzhin sagte.

* 1. Petri IV. 8.

Mal. Da wird der Mönch darein geschaut haben?

Fleischh. Ich weis der Frau Nachbarinn (sagte ich weiters) noch einen Rath, ihre Sünden zu bedecken, welchen Rath neulich unser Herr Pfarrer einem reichen Mann in meiner Gegenwart gab. Mache die Frau Nachbarinn auch eine Stiftung, wovon jährlich so viele gute Unterrichts- und Erbauungsbücher eingekauft, und unter das arme Volk vertheilet werden sollen; damit dasselbe von seinen abergläubischen Meynungen, Mißbräuchen, und falschen Andachten hinweg, und zur reinen Religion Jesu Christi, zur wahren Andacht bekehret werde; denn auch der bedecket nach Ausspruch des heiligen Apostels Jakobs die Menge der Sünden, der einen anderen vom Irrthum seines Weges zur Wahrheit bekehret.*

Mal. Was sagte denn die kranke Frau dazu?

Fleischh.

* Ep. Iacobi V. 19. 20.

Fleischh. Sie winkte mir mit den Augen, daß ich Recht habe; und ich merkte, daß sie gern des Mönchs los seyn möchte; denn ihr Beichtvater war er ohnehin nicht; sondern er schlich sich nur herbei, um durch einen Besuch zu erfahren; ob er nicht etwas von der Kranken, wenn sie Testament machte, für sein Konvent erbetteln könnte. Ich sagte daher gleich zu der Kranken: Ich glaube, die Frau Nachbarinn will ein wenig schlaffen? sie winkte hierauf mit dem Kopfe; und dann hieß ich den Mönch mit mir fortgehen. Wie wir vor der Thüre daraussen waren, fuhr er mich ganz grimmig mit dieser Frage an; haben denn die Fleischhackermeister auch schon keine Religion mehr?

Mal. Das war ziemlich grob gefragt.

Fleischh. Herr! da bin ich in Zorn gekommen. Glauben eure Hochwürden (hab ich g'sagt) weil ich mit Ochsen, Kälbern, und Schöpsen zu thun habe, daß ich deßwegen eine Ochsen- Kälber- und Schöpsenreligion haben solle? Eine solche Religion mögen gewisse Leute einmal

haben einführen wollen. Ich habe die reine Religion Jesu Christi, der durch seine heilige Glaubens- und Sittenlehre die Leute vernünftiger, statt dümmer zu machen auf die Welt kam, und seine Apostel auch nichts anders, als die Wahrheit predigen hieß. Ich bin ein guter Katholick, und ich will im heiligen katholischen Glauben leben und sterben. Meine heilige katholische Kirche in dem Kathechismus, und unser Herr Pfarrer in seinen Predigten rechnen aber das niemal zur Glaubens- und Sittenlehre, was sie da alles meiner kranken Nachbarinn so vorsagten, als wenn es zum Beweis eines wahren Christenthums, zur Versicherung der ewigen Seeligkeit, und zur wahren Nachahmung der Heiligen gehörte. Tugendhaft leben, und mit Zuversicht auf die Barmherzigkeit Gottes, und auf die, von ihm dafür versprochene ewige Belohnung sterben, das heißt die Heiligen nachahmen. — Der Mönch ist über Hals und Kopf davon gelaufen. Ich bin aber zur Kranken wieder zurückgekehrt, und sie hat sodann das ganze Testament nach meinem Rath eingerichtet.

Mal.

Mal. Aber Herr Meiſter! das war auch ſtark, was der Herr dem Mönche geſagt hat.

Fleiſchh. Ich konnte nicht anders.

Mal. Herr Zechmeiſter von der Schneiderzunft! Für ſie weis ich eine Heilige, die hat den Schneidern Geld zu löſen gegeben; die heilige Eudozia. Dieſe hat (wie die Legende ſagt) zweyhundert fünf und ſiebenzig ſeidene Kleider, und vierhundert und zwölf mit der allerkoſtbarſten Leinwath angefüllte Kiſten gehabt. Zwar wegen der Leinwath könnten die Herren Webermeiſter dieſe Heilige auch auf ihre Fahne nehmen.

Schneidermeiſter. Hat der Legendenſchreiber die Kleider ſo genau gezählet? — War ſie gewiß vom Adel?

Mal. Nein! Allein weil ſie auſſerordentlich ſchön war, hatte ſie die allereddelſten und reichſten Liebhaber. Sie änderte aber ſodann ihr Leben; wurde auf Anrathen eines Mönchs Kloſterfrau, und verſchenkte ihren ganzen Putz, wor-

worunter auch die allerkostbarsten Edelgesteine waren, nebst zwanzigtausend Pfunden Goldes und vielen anderen Reichthümern an ein Spital.

Schneid. Eine vortrefliche Heilige in Rücksicht auf die Verlassung des schändlichen Lebens. Hierinn soll sie von allen denen nachgeahmet werden, welche leider bei dieser Zeit in Menge sich Geld, Putz, und alles, nach was sie noch lustet, auf gleiche schändliche Art zu erwerben wissen; aber oft nicht ehe davon abstehen, als bis sie selbst ungeachtet alles genossenen Uiberflusses zuletzt in ein Spital kommen; oder zu Hause in den elendesten Leibsumständen dahin sterben müssen. Eine vortrefliche Heilige auch in Ansehung derer einem Spitale erwiesenen Wohlthaten; und das ist mir ganz lieb, wenn auch auf unserer Fahne ein Werk der Barmherzigkeit vorgestellet wird. Aber doch kömmt mir nicht vor, daß sich diese Heilige auf unsere Fahne schicke. Daß sich mehrere auf solche Art bei uns sollen Kleider machen lassen, das verlange ich nicht; Gott soll mir nur mein tägliches Brod schicken; und der sich bei mir ein Kleid machen läßt, soll es

sich

ſich von ehrlich erworbenem Gelde nach ſeinem Stande machen laſſen. Daß die Leute ihre Kleider verſchenken, in das Kloſter gehen, und hernach nur von den Kloſterſchneidern eine Arbeit brauchen ſollen; das wünſche ich auch nicht. Die Leute ſollen die Pflichten, welche es auſſer dem Kloſter zu erfüllen giebt, erfüllen; und ihr Leben ebenſo gottesfürchtig als ordentlich einrichten; damit ſie ſich die Bedürfniſſe, folglich auch Kleidungen anſchaffen; und noch dabei ihren armen Nebenmenſchen ſpeiſen, kleiden, und Krankheit- oder Altershalber beſorgen laſſen können. Die Leinwatz der heiligen Eudozia wird allerdings dem Spital willkommen geweſen ſeyn. Zwar wenn ſie gar ſo fein war, werden ſie ſelbe wohl ſo, wie die ſeidenen Kleider, die ſie im Spitale auch nicht brauchen konnten, verkauft, und zu Geld für andere Spitalbedürfniſſe gemacht haben. Aber es ſcheint mir doch, daß in dieſer Geſchichte, und beſonders in Berechnung des Reichthums der Eudozia viel übertrieben ſey.

Mal. Nun die Legende sagt es einmal. Wenn dem Herrn das schon verdächtig vorkömmt; was wird der Herr erst zu denen Mirakeln sagen, die im Leben der heiligen Eudozia angeführet werden? Einen geilen Jüngling, der sich, um sie desto gewisser zu verführen, als einen Mönch ankleidete. —

Schneid. Kann man denn in dieser Gestalt die Frauenzimmer leichter verführen?

Mal. Nachdem Eudozia eine Klosterfrau war, hat er sich als Mönch ankleiden müssen, sonst hätte sie mit ihm gar nicht geredet. Nun, damit ich dem Herrn Meister das Weitere erzähle; so hat der, als Mönch verstellte Jüngling auch viel Gold zu sich genommen, um die heilige Eudozia (wie die Legende sagt) zum vorigen Luder zu locken.

Schneid. Das war dumm gemacht. Eudozia hat gleich merken müssen, daß er kein Mönch sey; denn wo wird ein Mönch so viel Gold haben?

Mal.

Mal. Lassen wir das gut seyn. Eudozia hörte eine Weile die teuflischen geilen Reden an; endlich aber machte sie einen Blaser —

Schneid. Was ist das?

Mal. Angeblasen hat sie ihn; und er ist todt zu Boden gefallen.

Schneid. Den grossen Kerl hat sie umgeblasen; und gleich auch zu todt geblasen?

Mal. Richtig. Sie hat ihn aber hernach wieder zum Leben erweckt; damit er nach dem ersten Tode Busse thun, und das zweytemal glückseliger sterben könne.

Schneid. Nein, Herr! Das ist zu viel.

Mal. Es kömmt noch mehr. Die Soldaten, von welchen sie sollte gefangen werden, mußten drey Täge und Nächte an einem Orte unbeweglich verbleiben. Als sie sich rächen wollten, ungezweifelt da sie wieder beweglich wurden; kam ein giftiger Drach hinter sie,

und

nnd zerriß viele mit seinen Zähnen. Der Sohn des Landesfürsten Aurelianus starb gleichfalls in derselben Nacht, in welcher er ihr nachjagen wollte. Aber auch dieser Erbprinz wurde von ihr wieder zum Leben erweckt; denn der Landesfürst Aurelianus schrieb der heiligen Eudozia hierwegen einen demüthigen Brief; schickte ihr diesen Brief durch den Herrn Hauptmann Bihila; und in wehrendem, daß sie den Brief las, setzte der Hauptmann sich indessen zum Tisch, worauf das Gebethbuch der heiligen Eudozia lag; schlief auf diesem Buche ein, und sogleich kam ein Engel mit einem Stecken über ihn, berührte ihn, und sagte ihm: Er solle gehen, der todte Erbprinz warte schon auf ihn. Die Heilige gab ihm sodann ein Antwortschreiben an den Landesfürsten Aurelianus mit; drückte statt des Petschaftes drey Kreuze darauf, und der Hauptmann warf den Brief auf den Todten nieder; worüber der Todte lebendig wurde; der Landesfürst sich sammt seiner ganzen Familie zum Glauben bekehrte; der wieder lebendig gewordene Prinz Diakon, und seine Schwester Klosterfrau wurde.

Schneid.

Schneid. Ich lasse alles dahin gestellt seyn; aber Klosterfrauen schicken sich auf unsere Fahne nicht.

Mal. Eudozia blieb ja selbst nicht mehr in ihrem Kloster. Nachdem sie eine Gräfinn vom Tode erweckt hatte, bekehrte sie auch einen Grafen; wohnte sodann bei diesem Grafen, ließ ihm das Todtenerwecken probiren, welches ihm auch bei einem Kinde von Statten gieng; tödtete einen grossen, giftigen, und feurigen Drachen, und predigte öffentlich zu Heliopel das Evangelium.

Schneid. Das wäre mir lieb, wenn unsere Weiber und Töchter Lust bekämen, das Evangelium zu predigen? Zuhörer würde es bei solchen Predigten genug geben. Aber es würden auch bald diejenigen herbeikommen, die der Frau oder Jungfrau Gassenpredigerinn ein anderes Ort anzuweisen wüßten. Der Drach reimt sich auch nicht zum Schneiderhandwerk; Scheere und Nadel sind keine Waffen gegen grosse Drachen; und mit den Mirakeln würde es unserer Zunft elend gehen. Mancher Schneider-

bermeister hat freylich an seinem Weibe mehr, dann einen Drachen; aber ist doch schuldig, sie leben zu lassen; und kann höchstens, wenn er Courage hat, ihr das Feuerspeyen abwehren. Nein, Herr! das ist alles nichts für uns.

Mal. Ich will ihnen den heiligen seraphischen Vater Franz malen, wie er in Gegenwart des Bischofs seine Kleider ganz bis auf das Hemd ausgezogen. Der Pater Kochem läßt ihm nämlich noch das Hemd an; der Pater Ribadeneira aber sagt, daß er sich in Gegenwart des Bischofes gar bis auf den letzten Faden ausgezogen; und der Bischof ihn entzwischen mit seinem bischöflichen Mantel bedecket habe. Dabei kommen also auch Kleider vor.

Schneid. Aber nicht auf eine gar säuberliche Art

Mal. Er hat sodann gleich wieder ein anderes Kleid bekommen; denn die ausgezogenen Kleider hat er nur seinem Vater hingegeben zum Zeichen, daß er seinen Vater nur bisher

Bas-

Vater genannt, zukünftig aber sich nur an den himmlischen Vater wenden werde.

Schneid. Jeder Mensch ist schuldig, sich an den himmlischen Vater zu wenden, und dabei doch seinen Vater der ihn gezeuget hat, mit Ehrfurcht zu erkennen.

Mal. ? Der heilige Franz ist aber der Frömmigkeit halber von seinem Vater hart gehalten worden; denn dieser Vater wollte nicht angehen lassen, daß der Sohn das Geld, was für verkaufte Waaren eingieng, sogleich zum Kirchenbau und für die Armen verschenke.

Schneid. Das würde ein anderer Vater auch nicht leiden; denn die Frömmigkeit und die Nächstenliebe muß ja von einem Sohne nicht so unächt genommen, und übertrieben werden, daß er willkührlich das Vermögen seines Vaters verschenke.

Mal. Bei diesem Bilde käme eine Schneiderscheere auch zum Vorschein. Dem nackten Franziskus wurde nämlich sodann ein Rock von einem Taglöhner, oder ein Bauernkittel ge-

ben, welchen Rock er mit einer Scheere in Form eines Kreuzes schnitt; sodann in der nämlichen Form wieder zunähte, und dergestalt zu tragen anfieng. Sieht der Herr; da kömmt Scheere, Nadel, und Faden auf das Bild.

Schneid. Herr! wenn unsere Söhne oder Gesellen das Geld, was bei der Arbeit eingeht, aus lauter Frömmigkeit an andere verschenkten, oder alle Leute in der Kleidung den heiligen Franz nachahmen wollten; dann hätte die ganze Schneiderzunft ihr End erreicht. Die Leute sollen sich nur alle ehrlich kleiden; Schuhe, Strümpfe, und Beinkleider auch der Ehrbarkeit halber tragen; fleißig arbeiten; nach Kräften und Vermögen den armen Nebenmenschen Hilfe leisten; die Gebothe Gottes, der Kirche, und des Landesfürsten beobachten; und ihr Hauswesen bescheiden und ordentlich einrichten. Mehr ist nicht nothwendig, um vollkommen zu werden, und den himmlischen Lohn dafür zu erhalten. Male uns der Herr nichts auf die eine Seite der Fahne, als wie Christus predigt. Was diese Predigt von dem enthält,

daß wir auch die Armen kleiden sollen, kann durch den darunter gesetzten heiligen Schrifttext angezeiget werden. Hieraus können sich alle Leute eine Ermahnung und Aufmunterung nehmen, bei den Schneidern für arme Leute und ihre Kinder Kleider machen zu lassen; und die Schneider selbst können nicht minder es sich zur Lehre seyn lassen, daß auch sie ihrerseits zur Kleidung der Armen mit geringerem oder gar keinem Arbeitslohn, oder auch mit Kleidungsstücken beitragen. Auf der anderen Seite wollen auch wir nichts anderes, als ein Krucifixbild haben.

P

Mal. Gut! Dieser Gedanke ist nach meinem Geschmack. Ich habe immer eine Freude, wenn ich ein lehrreiches Bild von meinem Heilande zu malen habe. Ich werde mir dabei recht Mühe geben, und sorge nicht, daß es nicht Beifall finden werde. Wenn ich manchmal einen Armen sah, dessen elendes Kleid voll aufgesetzter Flecken war, kamen mir immer diejenigen Flecke in Gedanken, die bei manchem Schneider so wunderlich auf die Seite fallen, und doch zuletzt ganz schön zungen, ein Ganzes

ist

ges in einer anderen Gestalt mit Nutzen heraus zu bringen. Wie oft wünschte ich, daß ein ehrlicher Armer das hätte, was manchem Schneidermeister die heimliche Zicklisammlung einträgt, der Arme würde sodann die öffentliche Flicktragung auf seinen Kleidern nicht nothwendig haben. Aber bei einem Schneidermeister, wie der Herr Zechmeister ist, kommen weder Vermögliche, weder Arme zu kurz.

Bäckenmeister. Auch uns mahl der Herr auf der einen Seite das Kruzifix; aber auf der anderen Seite, wie Christus die Armen speiset. Die biblischen Geschichten sind die verständlichsten, so wie die Lehren und Beispiele des Lehrmeisters selbsten die besten sind.

Mal. Ist auch recht. Sehe auch gut aufallen dieses Bild. Wir haben zwar eine Menge der Heiligen in der Legende, welche sich mit Austheilung des Brodes so wie anderer Bedürfnisse unter die Armen ausgezeichnet haben. Auch lesen wir hierinn viele mirakulose Verwandlungen des, den Armen zugetragenen Brodes, und viele Strafen, die denen wi-

dere

derfahren, die den Armen nicht Brod geben wollten.

Bäckenm. Ist alles gut. Ich verehre alle diese Heiligen; allein auch sie haben sich Christum zum Muster genommen, und dieser solle nun einmal auf unserer Fahne seyn. Das Geboth Gottes, den Nächsten zu lieben, und die Armen zu speisen, ist mir ohne alle Miracle genug. Da das Geboth, den Nächsten zu lieben, ein Hauptgeboth, und dem Geboth, Gott zu lieben, gleich ist; so ist auch die Strafe für die Uibertretter, so wie der Lohn für die Befolger eben nach der Lehre Christi ganz gewiß zu erwarten.

Mal. Wider des Herrn Meisters sein Brod habe ich noch von Niemanden weder in Ansehung des Gewichts, weder in Ansehung der übrigen Beschaffenheit jemals eine Klage gehöret. Aber Arme sehe ich wohl alle Tage in der Menge mit unentgeltlich erhaltenem Brod dankbar aus des Herrn seinem Laden herausgehn.

Bäckenm. Es ist soviel nicht. Was man den Armen zu thun vermögend ist, das ist Pflicht, daß man es thue.

Mal. Nun ich weiß es ehe, daß der Herr durch kein eitles Lob um seinen Verdienst bei Gott gebracht werden will. Aber wenigstens wird man sagen dürfen, daß man bei dem Herrn das beste, wohlgeschmackteste, und im Gewichte aufrechteste Gebäck bekömmt.

Bäckenm. Schweig der Herr still! Das ist kein so grosses Verdienst, wenn man kein Dieb ist. Ich hielte das für den größten Diebstahl, wenn man in einem, allen Leuten so nöthigen Bedürfnisse betrügerisch umgienge.

Mal. Nun ist der einzige Herr Hafnermeister noch von denen übrig, die bei mir ihre Zunftfähne malen lassen.

Hafnermeister. Ich habe schon hin und her gedacht; mir fällt nichts ein.

Mal.

Mal. Ich male ihnen die Erschaffung der Welt, weil der erste Mensch auch aus Laim gemacht worden.

Hafn. Geh der Herr weg mit dem Gedanken. Was doch die Maler für Einfälle haben! Ist denn das eine Gleichheit mit unserem Hafnergeschirr? Ich bedankte mich, wenn meine Häfen lebendig würden, solches Unheil anstiengen, sich untereinander zerschlügen, und zuletzt gegen mich selbst als ihren Meister undankbar würden; wie es einige Leute auf der Welt gegeneinander, und gar gegen Gott machen; bei allen Wohlthaten mit Gott nicht zufrieden sind, und mit lauter übertriebener Gleichheits- und Freyheitssucht einer den anderen erwürget.

Mal. Nun eben gegen solche kann auf die Fahne angebracht werden, wie ein Hafner in der Arbeit begriffen ist, und der heilige Apostel Paulus hindeutet mit den Worten: O Mensch! wer bist du, daß du mit Gott rechtest? Spricht auch ein Werk zu dem, der es gemacht hat; warum hast du

mich also gemacht? Hat der Hafner nicht Macht, aus einem Klumpen Laim zu machen ein Gefäß zu der Ehre, und das andere zu der Unehre?

Hafn. Ja, ja! Wir machen freylich allerlei Geschirr. Die Geschirre aber, die zur Unehre sind, stünden doch nicht gut auf der Fahne.

Mal. Nehmen wir den heiligen Eremiten Markus von Athen, der hat dreyßig Jahre kein Brod, keine Kräuter, und gar nichts anderes, als nur Laim gegessen. Da hätten wir den Laim auf eine andere Art zugleich lehrreich angebracht.

Hafn. Herr! Auf das Laimverarbeiten verstehe ich mich; aber auf das Laimessen verstehe ich mich nicht. Das ist weder für uns Hafnermeister, weder für andere Leute ein Beispiel.

Mal. Wie gefiele dem Herrn die Geschichte vom heiligen Patrizius. Dieser wurde von Bar-

Barbaren gefangen, in die Dienstbarkeit geführet, und dort für einen Kochtopf verkauft. Allein dieser Kochtopf, um welchen der Heilige verhandelt worden, hat nimmermehr auch mitten im Feuer warm gemacht, und hiemit auch zum Kochen und Sieden niemal gebraucht werden können, solang der heilige Patrizius in der Dienstbarkeit blieb; deßwegen ist er auch bald wieder losgelassen worden. Da hätten wir also abermal etwas von einem Hafnergeschirr.

Hafn. Ja, ja! Ein schönes Hafnergeschirr, das nicht zu brauchen ist. Ich habe eine Menge solcher übelgerathener Töpfe, die nicht zu gebrauchen sind, obwohl sie um keine Heilige ausgetauscht worden. Ein solches Geschirr lasse ich aber nicht zum Verkauf bringen, zugeschweigen daß ich von einem unbrauchbaren Geschirre etwas auf unsere Fahne malen lassen solle.

Mal. Sagen sie nur; wollen sie aus der Bibel, oder aus der Legende etwas auf ihre Fahne haben?

Hafn.

Hafn. Aus der Bibel muß es ſeyn.

Mal. Nun, ſo laſſen ſie mich ein wenig nachdenken — Muß es aus dem neuen Teſtament ſeyn?

Hafn. Es iſt uns lieber, als aus dem alten Teſtament.

Mal. Fällt mir ſchon bei dasjenige, was daſelbſt noch einen Bezug auf die Hafner hat. Aber wenn das nicht recht iſt; ſo weiß ich ſodann wirklich nichts mehr aus dem neuen Teſtamente.

Hafn. Was will uns denn alſo der Herr hinaufmalen?

Mal. Wie Chriſtus vom Judas um dreißig Silberling verkauft wird.

Hafn. Wo denkt der Herr hin? Was hat der Judas da bei uns zu thun?

Mal.

Mal. Haben nicht hernach für diese dreißig Silberling die Hohenpriester einem gewissen Töpfer einen Acker abgekauft, weil sie das Blutgeld nicht in den Gotteskasten legen durften? Sieht der Herr, wie ein Töpfer zu dieser Geschichte kömmt? — Ich werde den Töpfer, wie die Hohenpriester mit ihm handeln, recht gut vorstellen.

Hafn. Nein, Herr! Für diese Ehre bedanken wir uns. Das gienge uns noch ab. Den Augenblick spotteten einige über uns mit der Bemerkung, daß das Judasgeld, um welches Christus verkauft worden, zuletzt an einen Hafner gekommen sey.

Mal. Der Herr ist doch wunderlich! Der Hafner hat das Blutgeld gewiß wieder an andere Leute hingegeben, da er sich dafür dieses oder jenes zu seinen Bedürfnissen wird eingekauft haben. Er hatte deßwegen keinen Theil an der Handlung des Judas. Hieran hatten nur die damal hochwürdigen Hohenpriester hauptsächlichen Antheil. Sogar den Judas gereuete das, was die Hohenpriester nicht ge-

reue-

reuete. Der Hafner sah das Geld nur als den Preis seines Ackers an. Des Herrn sein Besorgniß ist zu weit hergesucht.

Hafn. Dasjenige, was die Maler auf die Bilder immerzu hinaufbringen, ist wohl oft weit hergesucht; und doch entstehen hieraus bei den Leuten die Begriffe; daß solche Sachen, die nur malerische Erfindungen sind, einen nahen und wahrhaften Zusammenhang mit der Geschichte haben.

Mal. Den Malern und Poeten ist dergleichen schon erlaubt. Deßwegen dürfen auch Prediger und Legendenschreiber, wenn sie den Leuten etwas recht malerisch und poetisch zur Ehre Gottes vor die Augen stellen wollen, die Schrifttexte, je nachdem sie ihnen taugen, anwenden; und die Begebenheiten mit solchen Zusätzen und Umständen ausziren, die auf Sonderheiten hinausgehen.

Hafn. Ich bin nur ein einfältiger Hafner; aber ich dächte, auch zur Ehre Gottes dürfe man niemal lügen, weil die Lüge eine Sünde,

und

und wider die Ehre Gottes ist. Zudem bin ich von der Wahrheit des heiligen katholischen Glaubens und von dem überzeuget, daß, wo Wahrheit ist, es keiner Lüge bedarf; und durch das Lügenhafte nur ein schädlicher Verdacht erwecket werde.

Mal. Aufrichtig zu gestehen, denke ich eben so. Aber das Poetische und Malerische ist einmal zum Volksgeschmack geworden.

Hasn. Ubel genug. Male uns der Herr auf unsere Fahne auf einer jeden Seite nichts, als das Kruzifix. Das ist, mit Gunst zu reden, die beste Fahne für einen Christen, zu was immer für einer Zunft er gehöret. Ich will deßwegen den anderen Herren Meistern nichts vorschreiben, besonders da sie auch von Christo unserem Herren eine lehrreiche Begebenheit, oder wenigstens eine Geschichte, die sich auf die, von ihm so sehr gepredigte Nächstenliebe beziehet, gewählet haben.

Mal. Nun! Ich werde also auf die Fahne der Hafnerzunft beiderseits ein recht schönes Kruzifix malen.

Hafn. Ich wäre nicht entgegen, wenn auf der anderen Seite den Leuten anschaulich gemacht würde, daß den Armen, damit sie sich vor Kälte wehren können, nicht genug ist, Oefen zu haben, sondern daß sie auch Holz vonnöthen haben. Hiedurch könnten also die Leute angeeifert werden, den Armen im Winter mit Holz beizuspringen. Ich will gern den armen Leuten ihre Oefen unentgeltlich ausbessern, oder auch dort und da, wo der Ofen ganz mangelt, einen nöthigen Ofen herrichten, wenn nur auch andere das Holz für die Armen herbeischaffen.

Mal. Könnte denn hiezu ein besseres Beispiel seyn, als welches sogar Barbaren gaben; da sie dem armen heiligen Paulus nach erlittenem Schiffbruch einen Haufen Reisig zusammgetragen, ein grosses Feuer angezunden, und sie alle auf diese Art wegen des erlittenen Regens, und wegen der Kälte erquickt haben.

Hafn.

Hafn. Es bleibt dabei; das solle auf die andere Seite gemalen werden. Nun überlege der Herr alles gut; und sage mir der Herr bis morgen, was der Herr für diese Malerei am Gelde fodert.

Alle Zunftmeister. Das bitten wir uns auch bis morgen aus.

Mal. Wir werden schon übereinkommen; bis morgen werde ich mich gegen jeden Herrn Zunftmeister erklären.

Alle Zunftm. Nun so lebe der Herr indessen recht wohl. — Nichts für ungut.

Mal. Ganz und gar nicht. Empfehle mich ihnen. Leben sie auch indessen wohl!

VII.

VII.

Der Wirth beim blauen Herrgott.

Wirth. Ich habe die Ehre, euer Gnaden einen guten Appetit zu wünschen.

Hauptmann. Schönen Dank, Herr Wirth! am Appetit fehlet es heut nicht. Auf schlechtem Wege herumgeprellet werden, und durch zween Täge nichts beinahe zu essen bekommen, das macht Hunger.

Wirth. Ja, die Wege zu uns hieher sind ausserordentlich schlecht. Mein Gott! Es ist nicht anders möglich. Wo die Strasse keine Post- oder keine Kommerzialstrasse, sondern nur ein Seitenweg ist; da sieht Niemand darauf.

Hauptm. Künftig wird schon darauf gesehen werden müssen.

Wirth.

Wirth. Haben wir vielleicht gar das Glück, daß eine Post- oder eine Kommerzialstraße durch unsere Ortschaften gemacht wird?

Hauptm. Eine Poststraße eben nicht, aber eine Kommerzialstraße. Eben deßwegen muß ich als Ingenieur auf diesen verzweifelten Wegen den Augenschein nehmen.

Wirth. Erlauben euer Gnaden, daß ich einen Rundsprung mache. — Das ist der Mühe werth.

Hauptm. Beim Teufel! der Herr springt noch wie ein Bursch von zwanzig Jahren.

Wirth. Um Gotteswillen! Nennen eure Gnaden den bösen Feind nicht beim Namen. Wenn man den Wolfen nennt, so kömmt er gerennt.

Haupt. Was fällt dem Herrn ein? Erstens schwöre ich dem Herrn, daß ich, wenn ich beim Teufel sage, auf jenen Teufel in der Hölle gar nicht denke.

Wirth.

Wirth. O heilige Anna! Wie oft nennen euer Gnaden nur jetzt in einem Athem fort den bösen Feind bei seinem Namen.

Hauptm. Und zweytens darf der Herr sicher seyn, daß der Teufel —

Wirth. Schon wieder den abscheulichen Namen! —

Hauptm. — gewiß nicht kommen werde, wenn man ihn wirklich herbeiruffen wollte.

Wirth. Nein, nein! Ich brauche ihn nicht den feinen Kunden; er soll nur in der Hölle bleiben. Aber leider ist er schon öfters herauf gekommen, wenn man ihn genannt hat, wie es der Pater Abraham gar schön erzählet; ohne die tausend und tausend Gelegenheiten mitzurechnen, welche er sich laut der Legenden genommen hat, auf die Welt heraufzukommen, und die Leute zu quälen.

Haupt. Glaube der Herr solche Teufeleien nicht.

Wirth.

Wirth. Da haben wir's! Jetzt liegt das Rindfleisch auf der Erde. — Ich kann nicht dafür; so oft euer Gnaden den bösen Feind b.im Namen nennen, giebt es mir einen Stoß. Auf diese Weise könnte ich nichts transchiren; ich würfe noch alles auf die Erde.

Hauptm. Ha, ha, ha! Der Herr ist mir doch ein närrischer Mann. Nur aufgehoben das Rindfleisch von der Erde. Ich bin nicht heicklich.

Wirth. Nun, wenn euer Gnaden vorlieb nehmen, so ist's mir auch recht; denn ich kann nicht dafür. — Mein lieber Gott! Jetzt haben gar euer Gnaden selbst das Teller gewechselt. Ich glaube, es wäre besser, wenn der Bediente von euer Gnaden herauf käme, der weiß besser mit dem Bedienen umzugehen. Wir Gäuwirthe haben meistens Kohlbrenner, Fuhrleute von der Glashütte, Bauern mit Holz, und dergleichen Leute zu Gästen. In Sommermonaten kommen zwar immerzu mit den Wahlfahrtern auch honetere Leute her,

Hauptm. Mein Bedienter soll nur unten bleiben, und auch essen, damit, wenn ich gegessen habe, ich nicht aufgehalten werde; denn ich muß wieder forteilen. Gieb der Herr ihm, wie auch dem Kutscher Suppe, Rindfleisch, Kraut, und meinetwegen heut auch einen Braten. Haben auch mit mir lange fasten müssen die armen Teufel.

Wirth. Ich bitte euer Gnaden fußfällig, nur den Namen in meinem Hause nicht genennt. Wäre übel, wenn euer Gnaden zum Bedienten einen höllischen Geist, und zum Kutscher auch einen höllischen Geist hätten. Der die Legende vom Pater Ribadeneira gelesen, oder den Doktor Faust in der Komödie gesehen hat, der verlanget sich gewiß keine solche Bedienung. — Kellnerinn! Geh, daß der Bediente und der Kutscher alles dieses richtig bekommen. Nicht wahr, euer Gnaden erlauben auch einem jeden eine Halbe Wein?

Haupt. Mehr aber nicht. — Wie heißt man denn dieses Wirthshaus nach seinem Schilde?

Wirth.

Wirth. Beim blauen Herrgott.

Hauptm. Was ist das närrisches?

Wirth. O heilige vierzehn Nothhelfer! Eure Gnaden werden ja doch einen Schild, wo Gott darauf ist, nicht etwas närrisches nennen?

Hauptm. Herr! Eben weil ich gegen Gott die schuldige Ehrfurcht trage; so muß mir der Schild **beim blauen Herrgott** närrisch vorkommen. Wider Gott habe ich nicht das Mindeste; aber daß man aus ihm einen blauen Herrgott macht, und ihn dergestalt als einen Schild beim Wirthshause aushenket; das nenne ich närrisch. Heißt vielleicht in dieser Ortschaft ein anderes Wirthshaus beim weissen oder beim grünen, oder beim gelben, oder beim rothen Herrgott.

Wirth. Mein lieber Gott! Der Schild bei meinem Hause ist uralt, und hat sich noch Niemand darüber aufgehalten. Nun, der Maler hat dem lieben Herrgott einen blauen

Mantel gemalen, und daher hat der Schild den Namen **beim blauen Herrgott**, oder auch **beim Manterlherrgott.**

Hauptm. **Blauer Herrgott**, und **Manterlherrgott** ist eins so unschicklich, als das andere. Gott ist im Himmel ohne solche Farben und ohne Mänterl; und ein Bildniß von ihm muß zu keinem Wirthshausschild gemacht werden. Religionsbilder, wenn sie anders nach der Vernunft, nach der wahren Geschichte, und nicht mit verbothenen Vorstellungen gemacht sind, gehören in die Kirche, oder meinetwegen in die Zimmer, aber nicht auf Wirthshausschilde.

Wirth. Und in unserem Dorfe ist kein Wirthshaus, welches nicht einen heiligen Schild hätte. Ganze Prozesse hat es schon wegen der heiligen Schilde abgesetzt.

Hauptm. Warum dieses?

Wirth. Weil der neue Wirth, der leider Gott! da wir ohnehin kaum leben können, uns ein-

eingeschafft worden ist, mit seinem heiligen Schilde zween andere Wirthe gleich auf der Stelle ruinirt hätte.

Hauptm. Wie wäre dieses möglich gewesen? nur mit dem Schilde?

Wirth. Ja! Nur mit dem Schilde; ganz leicht möglich. Wir haben schon ein Wirthshaus, das **beim grossen Christoph** heißt; und ein anderes Wirthshaus dort gleich, wo man beim Dorf hereinfährt, heißt **beim kleinen Christoph.** Nun der neue Wirth, ein Erznarr! hatte sein Wirthshaus **beim dicken Christoph** nennen wollen. Natürlich hat der **grosse Christoph** und der **kleine Christoph** protestiren, und die Klage dagegen machen müssen. Aber der neue Wirth hat sich verzweifelt gewehrt. Er hat behaupten wollen; der heilige Christoph, der die Leute über das Wasser getragen hat, habe nicht klein seyn können, weil es ihm sonst unmöglich gewesen wäre, durchzuwaden; und die Grösse (sagte er) hätte ihm zum Tragen auch nichts geholfen, wenn er nicht korpulent gewesen wäre; hiemit sey der

dicke Christoph viel verläßlicher, als der grosse und der kleine Christoph. Lange ist hin und her gestritten worden. Des neuen Wirths sein Unglück war, daß er keine Mäßerei mit einer Authentick hat beibringen können, wie von mehreren Heiligen, ja sogar von ihren Fußtritten die richtige Maaß beigebracht wird; und deswegen hat er endlich den Prozeß verlohren. Sodann hat er die heilige Wahlfahrterinn Brigitta zum Schild genommen; weil diese Heilige auf ausdrücklichen Befehl Gottes nach Rom und nach Jerusalem hat wahlfahrten gehen, und dort die Ablässe gewinnen müssen.

Hauptm. Herr! So gewiß ich da sitze, ist es nicht wahr, daß Gott der heiligen Brigitta befohlen habe, nach Rom und nach Jerusalem zu wahlfahrten.

Wirth. Verzeihen mir eure Gnaden! Das steht ausdrücklich in der Legende.

Hauptm. In der Legende mag es wohl stehen; aber wahr ist es nicht. Entweder haben die Legendenschreiber selbst dieses von der heilig-

gen

gen Brigitta erdichtet; oder die heilige Brigitta hat das, was in ihrer Phantaſie vorgegangen, für eine göttliche Offenbarung gehalten. Ungezweifelt mag ſie auch keinen richtigen Begriff von den Ablaſſen gehabt haben, ſonſt wäre ihr das Ablaßholen auch nicht einmal in der Phantaſie vorgekommen. — Meine gute Leute, was habt ihr denn für einen Pfarrer hier?

Wirth. Er wäre ein ſtattlicher Mann. Er lebt auferbaulich; hält den Gottesdienſt auferbaulich; iſt fleißig überhaupt in der Seelſorge; ſieht öfters dem Unterrichte der Kinder nach; nimmt ſich um die Armen an; thut ihnen ſelbſt aus ſeinem eigenen Vermögen viel Gutes; kein Menſch gehet von ihm ohne Troſt hinweg; er redet mit dem Mindeſten liebreich; die Kranken bekommen ein neues Leben, wenn ſie ihn nur ſehen; wirklich hat manchen die Gemüthsberuhigung, die er ihnen verſchafft, ſchon zur Geſundheit geholfen; und die, denen nicht mehr zu helfen war, ſind troſtvoll und recht ſchön geſtorben. Aber nach denen Verordnungen, die ihm von der Obrigkeit zukommen, hält er ſich genau, und weiß einem eine ſolche Belehrung zu geben, daß

man ihm nichts dagegen sagen, und auch das, was er beobachtet haben will, gar nicht abschlagen kann.

Hauptm. Nun das ist ein stattlicher Mann; der wird auf die Offenbarungen der heiligen Brigitta und auf die Wahlfahrten gewiß nichts halten, und ungezweifelt euch meine liebe Leute hievon sowohl, als von den Ablässen die richtigen Begriffe beigebracht haben.

Wirth. Ich muß es euer Gnaden schon eingestehen, daß er dagegen Predigten und Christenlehren, und auch freundschaftliche Reden bei guter Gelegenheit so gründlich, so schön, und so einnehmend und überzeugend gehalten hat, daß wir ihm alle, so neu als uns diese Dinge waren, den ganzen Tag gern zugehöret hätten. Ich habe oft darnach hin und her gedacht, und habe immer sagen müssen; er hat recht. Aber wir Wirthe giengen ja gerade zu Grund, wenn keine Wahlfahrter mehr kämen.

Hauptm. Der Herr könnte sich aber noch besser helfen, wenn der Herr trachtete, Wirth in

Kal-

Mekka zu werden; weil dort noch mehrere Wahlfahrter zum Grabe Machomets eintreffen.

Wirth. In die Türkey gehe ich nicht; Türken dürfen keinen Wein trinken. — Darf ich euer Gnaden einschenken? Ich stehe dafür, das Glas Wein wird euer Gnaden schmecken; ohne Einschlag, nichts vermischt, ein reiner Gebürgwein. Ich habe nur sechs Eimer für Extragäste.

Hauptm. Nun, so schenke der Herr ein.

Wirth. Mit Vergnügen! — Ist meine Schuldigkeit — Nicht wahr? das ist ein Wein, der hat sich gewaschen. Das war der Prälaten Wein zu Silbermühl. Nach Aufhebung dieses Klosters habe ich ihn bei der Lizitazion gekauft.

Hauptm. Es ist ein gutes Glas Wein; etwas zu stark für einen Tischtrunk.

Wirth. War er dem Herrn Prälaten nicht zu stark; so werden ihn euer Gnaden als Soldat auch

noch weniger fürchten dürfen. — Auf der Reise schadet er schon gar nicht. — Ein Rindfleisch essen euer Gnaden nicht mehr?

Hauptm. Nein! Ich habe schon mein gutes Stück nach Gewohnheit gegessen.

Wirth. Nun also hurtig damit hinweg, Kellnerinn! Frisches Teller, und die zweite Tracht her! — Ich bitte jetzt das saure Kraut, und die Bratwürste zu versuchen. Kraut und Bratwürste müssen köstlich sein. — Die eingemachten Hünlein wollen wir unterdessen zudecken.

Hauptm. Wo zu Metz möchte der Herr kein Wirth seyn? obgleich bei so vielen türkischen Wohlfahrten was namhaftes zu verdienen wäre.

Wirth. Nein bei einer falschen Religion will ich mir keinen Kreuzer verdienen.

Hauptm. Nicht? Der Herr verdient ja doch hier sein Geld meistens beim Wohlfahrten, und will

will deswegen die Wahlfahrten nicht abbringen lassen?

Wirth. Haben denn diese Wahlfahrter eine falsche Religion?

Hauptm. In Rücksicht auf die Wahlfahrten, auf die Bilder, auf die Bilder, zu denen sie wahlfahrten gehen, haben sie keine ächte Art, Gott zu verehren.

Wirth. Euer Gnaden reden gerade so, wie unser Herr Pfarrer.

Hauptm. Nun Religion will soviel sagen, als die Art, Gott zu verehren; also haben die Wahlfahrter in Rücksicht auf diese Dinge keine ächte und wahre Religion; und der Herr will sie doch nicht abbringen lassen, weil der Herr sein Geld eben so leicht verdient, als die närrischen Wirthe zu Wilka.

Wirth. Daß euer Gnaden immer mit den verzweifelten närrischen Wirthen daher kommen. Hätte ich nur ein anderes Gewerb, ich wollte

das

das Wirthshaus gern fahren lassen, und es sammt den Wahlfahrtern verschmerzen.

Hauptm. Wenn jetzt eine Kommerzialstrasse durch dieses Ort gezogen wird; so werden andere Gäste den Verlust der Wahlfahrter leicht ersetzen.

Wirth. Nein, euer Gnaden! Das ist nicht möglich. Die Wahlfahrter verzehren was namhaftes; sie sammeln ja eigens darauf, um in jedem Wirthshause rechtschaffen zehren zu können. Aufrichtig zu sagen, es geht recht toll und voll zu. Man muß zwar das eine wie das andere sagen; sie singen und bethen was ehrliches, und die Vorbether und Vorsinger schreien so, daß man die Prozession schon von weitem kommen hört. Es ist also kein Wunder, wenn sich alles hungrig und durstig bethet.

Hauptm. Es bleibt aber sodann nicht beim Hunger- und Durststillen; Nicht wahr?

Wirth. Mein Gott! wir sind alle schwache Menschen. Einige sind mir freylich schon berauscht

im Wirthshause, und auf der Gasse liegen geblieben. — Neulich habe ich bei einem Wahlfahrter schon gar geglaubt, er stirbt mir; über dreyßigmal hat es ihm Salva venia alles aus dem Magen herausgebrochen — Befehlen euer Gnaden jezt das Eingemachte?

Hauptm. Gut, daß mich nicht leicht ein Grauen ankömmt, sonst müßte ich jezt das Eingemachte bei allem meinem Appetit stehen lassen.

Wirth. Nein, nein, euer Gnaden! Da haben wir schon ein frisches Teller. — Klein sind sie noch die Hünlein: aber sie sind schon eine Weile hergefüttert; ich hoffe, sie werden gut seyn. — Erlauben euer Gnaden, daß ich wieder einschenke — Auf jede Speise gehöret ein Trunk.

Hauptm. Gut! Nicht so voll, daß ich mehr wässern kann. — Giebt es nie Streitigkeiten und Händel bei einer solchen Menge Wahlfahrter, besonders wenn ihnen der Wein in den Kopf gestiegen?

Wirth.

Wirth. Immerzu ſetzet es ja etwas ab. Wenn recht Berauſchte ſich übereinander hermachen, da achten wir es nicht; den einen nehme ich, und den anderen nimmt mein Hausknecht, und ſodann werfen wir ſie einen jeden in ein anderes Eck, wo ſie gemeiniglich liegen bleiben. Aber wenn Nüchterne, oder nur Halbberauſchte die nämlich nur einen Spitz haben, untereinander kommen, da ſieht es übel aus. Verfloſſenes Jahr haben ſich zween wegen einer Wahlfahrterinn graufet, daß ich geglaubt habe, nicht nur ſie alle zween, und in der Mitte die Wahlfahrterinn; ſondern auch von den anderen, deren einige dieſem, andere jenem haben helfen wollen, müſſen etwelche auf der Stelle maustodt bleiben.

Hauptm. So hitzig gieng es um die Wahlfahrterinn zu?

Wirth. Alle Stuhlfüſſe unten in der Gaſtſtube haben ſie mir entzwey gebrochen; und ſodann nur Pitz Patz, Pitz Patz, Pitz Patz! Der Plunder hätte abwehren mögen. Mein gottſeliges Weib (unſer Herrgott tröſte ſie) hat

ſich gleich eingeſperrt. Ich habe mich auch gleich hinter einen Tiſch retirirt. Nur mein Hausknecht hat ſich noch gewagt, bis er auf der einen Seite eine Ohrfeige, und in währendem, daß er ſich umgeſehen, auf der anderen Seite mit einem Stuhlfuß zwiſchen die Ohren einen Streich bekommen hat; wornach er ſich ganz gern auch unter einen Tiſch verkrochen. Ich habe aus vollem Halſe, was ich nur hab ſchreien können, unter meinem Tiſche hervorgeſchrieen: **die Prozeſſion geht ſchon! die Prozeſſion geht ſchon.** — Sie iſt wirklich ſchon gegangen; und der Vorbether hat auch beim Fenſter hereingeſchrieen: **der für uns Blut geſchwitzet hat.** Aber es hat nichts geholfen, bis der Scherg mit ſeinem groſſen Hunde gekommen iſt. Da iſt freylich alles ſtill geworden; aber einen anderen Schrecken haben wir ſogleich wieder gehabt. Weil die Wahlfahrterinn, welcher ihre Haube gleich im Anfange der Rauferey vom Kopfe flog, und zu Fetzen herumgetretten wurde, das ärgſte Geſchrey und Lamentiren hatte, und immer mit den Händen unter Heulen und Weinen herumſchlug; ſo verſtand des Schergens ſein Hund

unrecht, und packte ſie ſo erſtaunlich, daß wir zu thun hatten, bis wir ihn auslöſen konnten; denn das Luder hat ſich in die Wahlfahrterinn völlig verbiſſen; und die Wahlfahrterinn fiel von einer Ohnmacht in die andere. Sie iſt freylich wieder zurecht gebracht worden; aber drey Stunden gieng es wohl noch her, bis bei einigen das Bluten aus Naſen und Mund aufgehöret, und den anderen ihre Wunden vom Bader verbunden waren.

Hauptm. Nun bei den Wahlfahrtern geht es ja recht auferbaulich und andächtig zu?

Wirth. Unſer Herr Pfarrer hat uns den Sonntag darauf in der Predigt deßwegen was Lautes geſagt.

Hauptm. Wie ſo?

Wirth. Die Wahlfahrtsprozeſſionen (ſagte er) beſtehen gemeiniglich aus vier Gattungen Leute. Die erſte Gattung iſt ein liederliches Geſind, welches aus Müſſiggang, aus Luſtbarkeit, aus Hang nach Herumreiſen, und Herum-

rumlaufen kirchfahrten geht; die andere iſt gar ein Lumpengeſind, das noch gröſſere Laſter dabey ausführen zu können zur Abſicht hat, und alle Todtſünden dabei begeht. Die dritte Gattung (ſagte er) ſind die dummen und übel unterrichteten Chriſten, welche von Gott, den ſie zu Hauſe und in ihrer Pfarrkirche im Geiſte und in der Andacht mit Vertrauen anbethen, ihn um das, was zu ihrem Seelenheil iſt, bitten, und ihn nach ſeinen Verheiſſungen gnädig finden könnten, hinweg, und zu einer geſchnitzten oder gemahlten Statue mit vollem Vertrauen auf dieſelben abgöttiſch hinlaufen. Die vierte Gattung ſind die Geizner, die durch Scheinheiligkeit, oder auf andere Art ſich bei einer ſolchen Wahlfahrt einen Gewinn verſchaffen wollen.

Hauptm. Der Pfarrer dieſes Orts muß wirklich ein wackerer Mann ſeyn.

Wirth. Zum Aergerniß des Herrn Pfarrers iſt auch noch das dazu gekommen, daß eben unter dieſen Wahlfahrtern aus der Prozeſſion heraus etweiche Manns- und Weibsbilder, die mitſamm

samm eine heimliche Diebsbande ausgemacht haben, auf Ansuchen der nächsten Landgerichter sind herausgefangen worden. Da hat es wohl auch übel ausgesehen. Von drey Landgerichtern waren Schergen da, ein jeder mit seinem Hunde. Ehe man sich's versehen hat (die Prozession war schon über die Helfte vom freudenreichen Rosenkranz, ich glaube gar schon beim letzten Gesetzel für die armen Seelen im Fegfeuer,) haben die Schergen angepackt; und binnen fünf Minuten haben sie Diebe und Diebinnen alle gehabt; denn die ganze übrige Prozession ist gleich auseinander gelaufen. Aus Verstoß haben sie mit diesem Gesindel den Vorbether auch mitgenommen; haben ihn aber sodann gleich wieder ausgelassen. Der Kerl lief, was er laufen konnte, wieder zur Prozession zurück. — Kaum hatte er mehr Athem; und doch hat er gleich wieder das Lied: **Laßt uns Maria Nußbaum loben** so zu schreien angefangen, daß die Prozession sich alsbald versammelte, und in der schönsten Ordnung fortgieng.

Hauptm.

Hauptm. Was iſt in dieſem Liede für eine Titulatur für die Mutter Gottes? **Maria Nußbaum?**

Wirth. Ja; **Maria Nußbaum.** So heißt die Gnadenmutter, die da eine Stunde weit von uns iſt. Sie war vorher ein Nußbaum, das iſt, ſie iſt aus nußbaumenem Holze geſchnitten. Eure Gnaden müſſen ja dieſes Wahlfahrtsort im Herreiſen von weitem geſehen haben; auſſer **Eſelwieſen** gleich eine Viertelſtunde liegt es links auf einem Berge. Die Kirche und das Mönchkloſter iſt prächtig, das Dorf **Eſelwieſen** iſt dahin unterthänig. — Erlauben Euer Gnaden wieder einzuſchenken?

Hauptm. Ich werde mir ſelbſt einſchenken.

Wirth. Nun wie's beliebig iſt. — Friſches Teller her, Kellnerinn! — Euer Gnaden müſſen ſchon verzeihen, einen anderen Braten, als einen Kalbsbraten hatte ich nicht ſo geſchwind bei der Hand; aber es muß gut ſeyn das Kälberne, blühweis und zart. Der Häup-

telsalat glaube ich wird auch recht seyn. — Schaffen euer Gnaden kein Backwerk?

Hauptm. Nichts hievon. Ich hätte mir nicht einmal fünf Speisen geben lassen, wenn ich nicht so gar hungrig gewesen wäre. Zwo, höchstens drey Speisen sind sonst mein ganzes Essen.

Wirth. Das heißt wirklich wenig essen.

Hauptm. Wie heißt das nächste Ort, wohin ich jetzt komme?

Wirth. Ochsenhalsen. Bevor euch Gnaden hinkommen; sehen sie wieder links auf einem Berge ein Gnadenort, nämlich Maria Wasserfarb liegen; auch dort ist das Kloster und die Kirche prächtig; und Ochsenhalsen ist ein, dem Sifte unterthäniger kleiner Markt.

Hauptm. Maria Nußbaum! Maria Wasserfarb; Was zum Teufel sind das für Titulaturen?

Wirth.

Wirth. O mein Gott, o mein Gott! Nennen mir euer Gnaden schon wieder den bösen Feind mit Namen?

Haupt. Aber denke der Herr nur selbst: ob man sich wohl enthalten könne, einen solchen Aufruf zu machen; wenn man höret, wie der göttlichen Mutter so possirliche Namen und Titulaturen gegeben werden. Es ist ja das schon gefehlet, daß man ein **Bildniß**, eine **Statue**, durch die Maria vorgestellt wird, **Maria**, oder die **göttliche Mutter**, oder die **Gnadenmutter** nennet. Die göttliche Mutter ist im Himmel; das gemalene, aus Holz geschnitzte, aus Stein ausgehauene Bild ist nicht **Maria**, ist nicht die **göttliche Mutter**. Und ein Holz, einen Stein, eine Malerei **Gnadenmutter** nennen, da selbst Maria im Himmel keine Gnaden austheilet, sondern nur eine Fürbitterinn ist, heißt das nicht der gröste Unsinn? Ist das nicht eine entsetzliche Schande für Christen und Katholiken? Ja noch mehr, ist das nicht eine wahre Abgötterei?

Wirth. Bald hätten wir noch zwey neue Gnadenörter bekommen; **Maria Oelfarb** und **Maria Glas.**

Hauptm. O du liebe göttliche Mutter! Was werden die dummen Leute mit dir noch anfangen?

Wirth. Die Mönche zu **Hechtenheim**, welches drey Stunden von hier liegt, trachteten die Wahlfahrter zu ihrem Kloster zu ziehen. Der Pater Ribadeneira sagt zwar; es sey richtig, daß der heilige Lukas die Mutter Gottes gut und lebhaft gemalen habe. Er setzet auch der Lebensbeschreibung vom heiligen Lukas einen Kupferstich vor, worauf vorgestellet wird, wie Maria dastzet, und der heilige Lukas ihr Portrait macht; aber die Geistlichen zu Hechtenheim sagten; die göttliche Mutter sey einem Geistlichen von ihnen, dem Pater Geronzius erschienen, habe ihm gesagt; der heilige Lukas habe sie nicht recht getroffen; nun solle also der Pater Geronzius sie malen. Der Pater Geronzius entschuldigte sich, er könne gar nicht malen. Nur probirt, sagte die göttliche Mutter.

ter. Was geschicht? der Pater Geronzius fängt an zu malen, und malet ein herrliches Frauenbild. Dieses nun haben die Mönche zu Hechtenheim zur öffentlichen Verehrung ausstellen, und demselben den Namen **Maria Oelfarb** zum Troz des Bildes **Maria Wasserfarb** geben wollen. Auf die nämliche Art haben die Mönche zu **Knopfhausen** der Wahlfahrt nach **Maria Nußbaum** einen Eintrag machen wollen. Sie haben eine Glashütte; dahin giengen einmal die Klostergeistlichen spazieren, und probirten ob auch sie Glas blasen könnten. Richtig hat sich ein jeder eine schöne Maßflasche geblasen. Ein einziger gar ein frommer Mann brachte nichts zuwegen. Ich bitte euch, liebe Brüder! (sagte er) seht mir nicht zu! Sonst geht mir nichts von Statten. Kehrt euch alle um, und zeiget mir den Rücken. Alsogleich kehrten sich alle Geistliche, und alle Glasarbeiter um; dann fieng er an zu blasen. Er blaset, er blaset eine Weile. — Noch nicht fertig? schrieen die anderen. Auf einmal ruft er; o **Maria Glas**! — Alle sehen um, und sehen, daß, da auch er nichts anderes, als eine Weinflasche blasen wollte, er aus himmli-

lischer Veranlassung ein Mariabild geblasen hatte. Der fromme Geistliche knieete sogleich nieder, die anderen fielen auch auf ihre Knie. Es wurde alles eidlich abgehöret; und den dritten Tag war sowohl das Mirakelbuch von **Maria Glas** schon im Drucke, als auch die gläserne Gnadenmutter schon auf dem Altar so rein, wie ein Cristall.

Hauptm. In eurer Gegend hier dürfte ich nicht Bischof seyn. Solchen Unsinn und Betrug ließ ich bei meiner Treue nicht ungestraft hingehen.

Wirth. Erlauben eure Gnaden nur, daß ich sage, was weiters geschehen ist. Die Geistlichen zu **Ochsenhalsen** nahmen sich gleich einen Advokaten, und klagten wider das Kloster **Hechtenheim**; und die Geistlichen zu **Eselwiesen** nahmen sich auch einen Advokaten, und klagten wider das Kloster **Knopfhausen**. Ich lese nichts lieber, als Abends zwar meine Legende, aber beim Tage, wenn ich Zeit habe, weil ich selbst Dorfrichter bin, nichts lieber, als Prozesse; und ich war so glücklich, daß,

daß, weil ich neutral bin, und weil von jedem Kloster mich einige Geistliche besuchen, ich alle ihre Schriften, die sie gegeneinander wechselten, zu lesen bekam. Das Kloster **Ochsenhalsen** nahm sich den Doktor Zigzag; und das Kloster **Hechtenheim** vertrat der Doktor **Springmacher**; das Kloster zu **Eselwiesen** nahm den Doktor **Kniffenberg**; und das Kloster **Knopfhausen** vertrat der Doktor **Schwenkfeld**, lauter stattliche Advokaten. Ich nehme den Doktor **Aktenstoß**, und den Doktor **Guldenfang** aus; sonst ist ihnen wirklich kein anderer Advokat gleich. Das Herz hat mir schon gelacht, wenn ich nur heraussen auf der Schrift vom Doktor Zigzag **Maria Wasserfarb** contra **Maria Oelfarb**, und ebenso auf der Schrift des Doktor Springmachers **Maria Nußbaum** contra **Maria Glas** gelesen habe. Aber inwendig in diesen Schriften hab ich erst meine Wunder gesehen. Waren recht weit auseinander geschrieben die Zeilen, daß man alles recht gut hat lesen können. Das Lateinische habe ich zwar nicht alles lesen können, das müßte ich lügen. Es waren auch oft nach den Wörtern nur einschich-

schichtige Buchstaben und Numern, und verschiedene Zeichen, die ausgesehen haben (Gott laß es mir zu einer guten Stunde am heiligen Montag gesagt haben) als wenn sie von Zauberern wären. Auf dem Rande waren gewiß bis vier A. B. C. Tafeln, und etlichesmal das grosse Einmaleins, und alle Himmelszeichen aus dem Kalender geschrieben.

Hauptm. Nun wenn das auferbaulich ist, daß eine Maria wider die andere Maria klagt; so weiß ich auch nicht mehr, was man ärgerlich nennen solle.

Wirth. Bei der gerichtlichen Klage allein ist es nicht geblieben. In einem jeden dieser Klöster haben die Prediger auf der Kanzel gegeneinander, und einer gegen des anderen sein Klosterbild losgezogen. Der eine hat behauptet, Maria Wasserfarb sey eine grössere Gnadenmutter, und viel mirakulöser, ebendeswegen, weil sie nur von Wasserfarben ist, und sich doch durch so viele hundert Jahre so schön erhalten hat, daß sie aussieht,

als

als wenn sie erst heut gemalen wäre; wornach er auch **Maria Oelfarb** eine **neugemalene Mutter Gottes** genennet; auf die Schmiereréien der Maler erstaunlich gestichelt, und daß das Bild **Maria Oelfarb** auf die angeführte mirakulose Art solle gemalen worden seyn, zuletzt sogar für einen Betrug ausgegeben hat, mit Warnung, **von der Mutter Gottes Maria Wasserfarb nur nicht auszubleiben.** Der andere hingegen hat behauptet; so wie die Oelfarbe nicht hinweggewischt werden kann, so könne auch der böse Feind keinen mehr hinwegwischen, der sich unter dem Schutz der **Gnadenmutter Maria Oelfarb** begeben; wornach auch solche Leute, bei denen nach ihrem äusserlichen Ansehen man sich verwundern mußte, daß sie der böse Feind noch nicht weggewischt hat, sich bald in Menge eingefunden haben. Der Prediger zu **Eselwiesen** hat gar erstaunlich wider die **neue Mutter Gottes Maria Glas** losgezogen. Nachdem er die Eigenschaften des Nußbaumes herausgestrichen, und (das ist wahr,) alles recht schön auf die göttliche Mutter angewendet hat; so hat er allen zu überlegen ge-

geben, ob wohl ein einziger in der Sündfluth hätte gerettet werden können, wenn die Arche Noe von Glas gewesen wäre. O gebrechliches Glas! (schrie er wohl dreißigmal auf) du schickest dich nicht zu einer Gnadenmutter, die keinem Gebrechen unterlag, und die Arche Noe ist.

Hauptm. Ich glaube, Holz, Stein, Wasserfarb, und Oelfarb sey ebenso, wie Glas unschicklich, eine Gadenmutter abzugeben; denn das wissen wir ja doch, daß Christus so wenig eine hölzerne, steinene, oder gemalene, als eine gläserne Mutter gehabt hat. Und zu allem dem schwieg der Bischof stille, und ließ sie so predigen, und so prozessiren?

Wirth. Statt eines gerichtlichen Spruches über ihre Klaaen (welches mir recht leid ist) kam ein bischöflicher Kommissarius; und nahm sowohl Maria Oelfarb, als auch Maria Glas mit sich hinweg, daß jetzt Niemand weiß, wohin die zwo Gnadenmütter gekommen sind. Und es heißt, Maria Nußbaum und Maria Wasserfarb würden auch

abge-

abgeholet werden. Die Geiſtlichen ſind nun mausſtill, und ganz beſtürzt.

Hauptm. Das iſt ein geſcheider Biſchof. Vorlängſt hätte das ſchon mit Maria Nußbaum und mit Maria Waſſerfarb geſchehen ſollen; ſo wären Maria Oelfarb und Maria Glas gar nicht zum Vorſchein gekommen.

Wirth. Ich höre ja einen Wagen?

Hauptm. Mein Kutſcher wird eingeſpannt haben.

Wirth. Wirklich.

Hauptm. Was bin ich für mich, meine Leute, und meine Pferde ſchuldig, Herr Wirth.?

Wirth. Für alles zuſammen zwei Gulden vierzehn Kreuzer.

Hauptm. Da hier iſt das Geld.

Wirth.

Wirth. Schuldigſten Dank, euer Gnaden! Bitte vorlieb zu nehmen; und bitte mir auch die Ehre in der Zurückreiſe wieder aus.

Hauptm. Ein Wort; wenn ich hier wieder durchreiſe, nehme ich beim Herrn wieder die Einkehr. Bleib der Herr indeſſen geſund, und heurathe der Herr bald; aber keine nußbaumene, keine gläſerne, und keine gemalene.

Wirth. Bei einer ſolchen hätte ein Wirth eine ſchlechte Hilfe, einen ſchlechten Troſt, einen ſchlechten Schuz, einen ſchlechten Rath.

Hauptm. Und ſoviele dumme Chriſten ſuchen doch Hilfe, Troſt, Schuz, und Rath bey ſolchen Materialien.

Wirth. Es wird freylich wohl gefehlt ſeyn, weil es unſer Herr Pfarrer auch ſo ſagt. — Wünſche vom Herzen eine glückliche Reiſe.

Hauptm. Adieu!

End des zweyten Bandes.

Die Heiligen

nach den

Volksbegriffen.

Dritter Band.

Leipzig,
bei Rohrmoser und Bergmeißer, 1791.

Ich habe nicht gern, daß man ſich mit verbindenden Schuldigkeiten überhäufe. Das Evangelium iſt die wahre Regel des Chriſten. — Sie werden mehr Gutes thun, wenn ſie den Armen beiſtehn, und ſie durch ihren Zuſpruch tröſten, als wenn ſie ſich in eine Wüſte einſperren. Johannes der Tauſer ſelbſt, der doch der gröſte unter den Menſchen war, gieng heraus, um das Reich Gottes zu verkündigen, und an den Ufern des Jordans zu tauſen — Die Bewegungen der Lippen machen das Verdienſt des Gebethes nicht aus. Der allerhöchſte Geſetzgeber lehret uns ſelbſt, daß wir nicht durch viele Worte die Hilfe des Himmels erhalten. Verſchiedene verehrungswürdige Schriftſteller ſcheueten ſich nicht zu ſagen, und dachten mit Rechte, daß die Handarbeit vor-

theilhafter, und nüzlicher iſt, als ein immerwährendes Pſalmenſingen, und daß die Aufmerkſamkeit bei langen Gebethen nicht aushalten kann.— Die wahre Frömmigkeit haſſet alles Uibertriebene. Wenn man ſich äuſſerlich zwingt; ein unſauberes Kleid zu tragen, den Kopf zu henken, die Stirn in Falten zu legen, und einen beſonderen häuchleriſchen Ton im Reden anzunehmen, alsdann ſpottet man ſie nur nach. — Die Frömmigkeit wird zum Gegenſtande des Geſpöttes, wenn man ſie unter ſonderbaren Geſtalten zeigt. — Die wahre Frömmigkeit iſt weder närriſch, noch wild, eine übelverſtandene Einſamkeit reizt die Leidenſchaften.— Muratori ſagte, die ſcheinheiligen Andächteleien wären meiſtens denen Fleckkugeln gleich, welche die Flecken dem Scheine nach herauszögen, um ſie noch

brei-

breiter zu machen. — Laſſen ſie nicht zu, daß man den frommen Eifer der Gläubigen mit falſchen Legenden nähre, und denſelben mit kindiſchen Andächteleien unterhalte; ſondern wachen ſie darüber, daß man ſie lehre, immerfort ihre Zuflucht zu Chriſto, als zu unſerm einzigen Mittler zu nehmen, und die Heiligen nur um ſeinetwillen zu verehren.

Pabſt Klemens XIV. im 1, 30, 55, 61, 72 Briefe.

Inhalt

des dritten Bandes.

I. Teufliſche Pralereien.
II. Der Herr Dechant auf der pfärrlichen Viſitazion.
III. Der Steinmetz.
IV. Die Mägde.
V. Die verwittwete Frau Pflegerinn.
VI. Die öffentliche Feilbietung.
VII. Die Lebkuchen, oder der vernünftige Knab.

I.

Teufliſche Pralereien.

Uriel. Keiner von euch allen hat das geleiſtet, was ich geleiſtet habe. Ihr müßt alle dagegen nur Hunde weiſen. *

Raguel. In der Pralérei hat es ſicher aus uns allen noch keiner ſo weit gebracht, als du.

Uriel. Nichts Pralerei; da ſteht der Kerl, der das wirklich gethan hat, was er ſagt. Hat wohl einer von euch allen dasjenige bei einem Heiligen ausgerichtet, was von mir geſchehen iſt?

Ra-

* Daß der Teufel ſich gern prale, manches Unheil auf der Welt beſonders bei Mönchen angerichtet zu haben, will auch Ribadeneira beweiſen im Leben des heiligen Aichard.

Raguel. Wann biſt denn du zu einem Heiligen gekommen? Sollſt du allein die Freyheit und Erlaubniß haben, bei der Hölle auf und ein zu fliegen, wie es dir beliebt, und dich nach Wohlgefallen auf die Erde hinauf begeben zu können, um dort deinen Werbplatz aufzuſchlagen?

Uriel. Ich war wohl über hundertmal auf der Erde, und immer haben diejenigen Zeitlebens auf mich denken müſſen, über welche ich gekommen bin.

Raguel. Nun da werden alſo ganz erſtaunliche Laſter, und ſchreckliche Folgen derſelben auf die Bahne gebracht werden, zu welchen du die Leute gebracht haſt. O mein Uriel! die Leute wiſſen ſich einander ſelbſt zu den gröſten Laſtern zu verführen, und einer dem anderen die unglücklichſten Folgen der Laſter auf den Hals zu ziehen. Sie werden dich nicht dazu gebraucht haben.

Uriel. Mit Verſuchungen habe ich mich eben am wenigſten abgegeben. Ich habe vielmehr oft gelacht,

gelacht, wenn ein Skrupulant, ein finsterer Mönch, ein mißsüchtiger Bethbruder, eine düstere Bethschwester allerlei Gesichter und Grimassen geschnitten, und bald gereuspert und gespitzelt, bald mit den Füssen gestampfet, bald hin und her gewetzet haben; da ich mich doch gegen sie nicht gerühret; zugeschweigen daß ich ihnen näher gekommen wäre. Wenn diese dummen Leute sich öfter zur Ader gelassen, öfters zur Versüssung und Verdünnerung des Geblütes, und zur Abführung ihrer Leibsmaligniteten heilsame Medizinen eingenommen, sich mehr in die Gesellschaft bescheidener und munterer Leute versteget, keine fantastische Bücher, sondern statt deren annehmlich und nützlich geschriebene Erbauungsbücher gelesen hätten; wenn sie sich in stäter Beschäftigung und Bewegung erhalten, und statt der Fausen immer die Gedanken auf ihre Berufsgeschäfte, und auf Gelegenheiten, ihren Nebenmenschen statt lästig, nützlich zu werden, gerichtet hätten; so wären alle Versuchungen in ihrer Einbildung unterblieben. Wie ich schon sagte, mit Versuchungen gab ich mich am wenigsten ab; bei mir mußte es herumgepoltert, herumgeworfen, herumgerissen, herumgeschla-

gen, und geprügelt ſeyn. Wo ich hin kam, da ſetzte es richtig Prügel ab; und zwar nicht wenige, oder nur gelinde. Es war immer ein ganzer Hagel von Schlägen; die davon verurſachten Beule waren nie kleiner, als ein Straußenep. Das Blut ſchoß dem Geprügelten bei Naſen und Maul heraus, wie Bäche und Flüſſe daher ſchieſſen, wenn der Schnee zu gäh im Gebirge zerfließt, oder Wolkenbrüche niederfallen. Auch das übrige Korpus eines Geprügelten mußte mir in ſeinem ganzen Umfange ſo Blut ſchwitzen, wie das Oel bei einem Oelfaße herausträufelt. Die Köpfe ſahen immer aus, nicht etwa nur wie großlöchrige und noch dazu zerriſſene Siebe; ſondern wie Ecke einer alten vom Anwurf entblößten Ziergeimauer, wovon ganze Stücke ſchon herabgefallen ſind. Die Augen lagen gemeiniglich ſo weit auf die Naſe heraus, als wenn abgeſtorbene Augengläſer darauf hiengen; und die Zähne fugelten ſogleich insgeſammt auf den Boden hinab, nicht anders, als Perlen und Korallen bei zerriſſener Schnure, woran ſie gefaßt waren. Kurz! wenn ich einmal zu prügeln anfieng, ſo wurde binnen einer Viertelſtun-

ſtunde der Geprägelte ſo mürb und gelenkig, als wenn er von einem Lumpen herabgeriſſen, und mit ihm ein Stein wäre abgewiſcht worden, worauf man vorher verſchiedene Farben gerieben hat.

Raguel. Das iſt eine Großſprecherei! Wen haſt du denn ſo erbärmlich zugerichtet?

Uriel. Was? du biſt der einzige, der nicht weis, wie ich den heiligen Nikolaus von Tolentin hergenommen habe?

Jnias. Raguel iſt nicht der einzige, auch ich weis davon kein Wort.

Uriel. Nun ſo höret. Ich nahm mir einmal vor, den heiligen Nikolaus von Tolentin derb herzunehmen. Ehe es zum Prügeln ſelbſt kam, machte ich mir immer andere Spaſſe mit den Heiligen, um ſie recht in Furcht und Schrecken zu ſetzen, und hiemit auch mit dieſem Heiligen. Er bethete eben vor dem Altar; und da hatte ich die ſchönſte Gelegenheit an der Hand, ihm den erſten Schrecken einzuja-

gen.

gen. Ich riß nämlich die brennende Kirchenlampe von dem Bande, und ſchmetterte dieſelbe auf die Erde.

Tabuel. Ey, ſo lüge! Kochem ſchreibt nur, daß du die Ampel zerbrochen; daß du ſie vom Stricke geriſſen, und auf die Erde herabgeſchmettert, hievon iſt nichts zu leſen.

Uriel. So leſe den Ribadeneira; bei dieſem wirſt du es ausführlicher beſchrieben finden.

Tabuel. Die Lampe hat vor Hitze, oder aus anderen Urſachen zerſpringen können. Es mag auch ſeyn, daß von der zerſprungenen Ampel ſodann einige Stücklein herabgefallen ſind. Genug! Kochem und Ribadeneira kommen darinn zuſamm, daß der Heilige nicht im mindeſten darüber erſchrocken iſt.

Uriel. Nun, er iſt doch erſchrocken. Die Legendenſchreiber haben nicht die richtigſten Dokumente über jede einzelne Umſtände bei Handen gehabt.

Tabuel.

Tabuel. Hierinn redeſt du gewiß die Wahrheit; und ich zweifle, ob ſie richtige Dokumente über dieſe ganze Teufelsgeſchichte hatten.

Uriel. Bei mir iſt dieſes das richtigſte Dokument, deſſen ich mir ſelbſten bewußt bin. Höre nur weiter: ich habe noch nicht ausgeredet. Sodann löſete ich die Ziegeln vom Kirchendach, und erweckte in deren Abwerfung ein ſolches Getös, als ob das ganze Gebäud zum Haufen fallen wollte.

Tabuel. Daß Ziegeln vom Kirchendach herabfallen, beſonders wenn ein ſtarker Wind geht, das iſt weder etwas ſonderbares, weder zum Erſchrecken. Der Wind geht ja öfters dergeſtalt heftig, daß man glaubt, die Häuſer werden zuſammfallen. Und ſind nicht auch ſchon oft ſchwache Gebäude, und ausgebrannte alte Schornſteine durch die Gewalt des Windes zuſammgeworfen worden? Ich wette; bei dieſem Auftritte, den du da erzählest, hat kein geſcheider Menſch auf den Teufel gedacht.

Uriel.

Uriel. Schläge oder an seinem Leibe hat doch noch Niemand vom Winde bekommen. Prügeln, mein lieber Tabuel! sind keine Windmacherei; die empfindet man, und die lassen sich auf keinen Wind schieben.

Tabuel. Wenn man wirklich geprügelt wird; so hast du Recht. Aber das ist eben erst die Frage, ob du jemanden geprügelt hast.

Uriel. Nicht nur einmal, sondern öfter hab ich den heiligen Nikolaus von Tolentin herumgeprügelt! und zwar dergestalt, daß viele Tage die Striemen an seinem Leibe gemerket wurden. Ich schlug ihn einmal vor dem Kruzifix mit solcher Heftigkeit zu Boden, daß er für todt liegen blieb. Von selbiger Zeit an ist er auch durch dieses Schlagen all sein Lebtag krumm und lahm geblieben.

Tabuel. Das glaube meinetwegen ein anderer dummer Teufel; ich glaube es nicht.

Uriel.

Uriel. Das iſt alles noch nichts gegen dem, was der heilige Romuald von mir hat erfahren müſſen.

Tabuel. Wieder eine neue Praleréi!

Uriel. Nenne nur alles Praleréi, deſſen du dich nicht rühmen kannſt.

Jnias. Nun was hat denn Romuald alles von dir erfahren müſſen?

Uriel. Ich fieng mit Poltern an, zeigte mich ihm auch in erſchrecklicher Geſtalt, nur damit er keinen Schlaf haben ſollte; und legte mich zuletzt in meiner ganzen Länge nicht etwa nur zu ihm in das Bett, ſondern ich legte mich vollkommen auf ihn hinauf, daß er kaum athmen konnte.

Jnias. Mir ſcheinet, daß keiner von uns Teufeln eine Schwere haben könne. Wir ſind ja Geiſter; und ich wenigſtens begreife nicht, wie ich mich auf einen hinauflegen könnte,

zugeſchweigen daß durch meine Schwere jemanden beinahe der Athem genommen werden ſolle.

Tabuel. Wie ich ſchon ſagte; alles iſt Prahlerei. Der heilige Romuald wird ein dickes ſchweres Geblüt gehabt haben, welches ihm ſchlafloſe Nächte, und ſchweren Athem machte. Es ſind noch vor einigen Jahren ſolche Wirkungen des Geblütes den Truden zugeſchrieben worden. Was ſahen manche Leute für Schreckbilder im Traume, oder auch wachend in der Finſtere, beſonders Leute von einem traurigen Temperamente, oder Leute, welche durch die Erzählungen alter Weiber, oder der Legendenſchreiber, und dergleichen ätzetiſcher Skribenten den Kopf mit den ſchreckbareſten Hiſtörchen voll hatten. Der heilige Romuald war eben in ſeinem Kopfe elend zugerichtet.

Uriel. Wie kannſt du das ſagen? kannſt du es auch beweiſen?

Tabuel. Ganz leicht beweiſe ich es aus den nämlichen Büchern, aus welchen du deine Prahlereyen herzimmſt. Kochem ſchreibt ausdrücklich,

lich, daß Romuald mit dem Eremiten: Marinus, zu welchem er ſich verfiegte, in der Wildniß den Pſalter ſingen mußte. Romuald fehlte alle Augenblicke im Singen; und für jeden Fehler wurde er vom Marinus mit einem Stecken ſo gewaltig über den Kopf geſchlagen, daß er von Menge der Streiche auf der einen Seite taub geworden; und (wie Ribadeneira hinzuſetzet) ſeinen Lehrmeiſter gebethen, er möchte ihn doch einmal auch auf das rechte Ohr ſchlagen, weil er auf dem linken vor lauter Schlägen über dieſes Ohr ſchon nicht mehr höre.

Jnizo. Hiedurch müßte freylich ein Kopf, wenn er wirklich nicht ſchon vorher ſchwach wäre, äuſſerſt ſchwach werden. Man ſieht es ja bei Kindern, die von unbeſcheidenen Aeltern auf die Köpfe geſchlagen werden, was ſie für elende Schwachköpfe werden. Ein Chorgebeth, welches ſo durch die Ohren geht, wie es bei Romuald gieng, zeigt ſchon, wie es ſowohl bei dem Lehrmeiſter, der zum Geſang den Takt gab, als bei dem Schüler, der um ſeinen Kopf herum mehr zu einem Choralpulte wer-

den mußte, mit den Begriffen von der ächten Andacht, und einer vernünftigen Lebensart aussah.

Tabuel. O Unsinn über Unsinn! Aber alle diese Schläge, die ich bei verwildeten Waldbrüdern wohl noch glauben kann, sind doch ihm nicht von dir Uriel, der du so mit Prügeln in eigener hoher Person praleſt, sondern vom Marinus gegeben worden.

Uriel. Ihr greift mir immer ehe in die Kramm, bevor ich dieſelbe ganz ausgepacket habe. Auch ich gab ihm Schläge, und zwar tüchtige. Ich riß ihn zu Boden, und prügelte ihn dermaſſen grimmig, daß zwar nicht die Sonne (denn es war bei der Nacht) aber ſogar das Nachtlicht durch ihn hätte ſcheinen mögen. Von dem Schlage, den ich ihm auf das Haupt gab, mußte er die Maaſern mit ſich in das Grab tragen. (wie es Ribadeneira bezeuget) Ja Kochem atteſtiret mir, daß ihm wohl etwelche Maalzeichen davon Zeitlebens geblieben ſind. Nicht genug; ich trieb die Sache ſo weit, daß ihn als Abten ſeine eigene

Geiſt-

Geiſtliche aus dem Kloſter hinausſchmiſſen, um ſich luſtig machen, und wacker Trinken zu können.

Tabuel. Hätteſt du vielmehr dieſe Säufer zu Leibe genommen.

Uriel. Das hatte ich nicht nothwendig; denn als ſie ſchliefen, iſt das Haus über ſie eingefallen.

Jniag. Dieſe fanden hiemit ohnehin alle ihren Tod; wie es nicht anders ſeyn kann, wenn ein ganzes Haus über einen zuſammfällt.

Uriel. Das weiß ich nicht; Kochem ſchreibt nur, daß einem ein Bein, dem anderen ein Arm, dem dritten ein anderes Glied zerquetſchet, und zerbrochen worden. Ribadeneira aber behauptet, daß Gott mit vielem Schnee das Kloſterdach überhäufet, welcher daſſelbe hat eindrucken müſſen, und daß alle erſchlagen worden.

Inias. Einer aus diesen Zweyen lügt also zum Theil gewiß, wenn nicht einer wie der andere in Rücksicht auf die ganze Geschichte lüget. Ribadeneira giebt der Sache immer mehr Wahrscheinlichkeit; denn das ganze Kloster wird hölzern gewesen seyn, und es ist nichts natürlicher, als daß ein schlechter Dachstuhl von der Schwere so vieles Schnees eingedruckt, und der, welcher darunter liegt, erschlagen werde.

Uriel. Kochem schreibt auch, daß einer von ihnen ertrunken; Aber Ribadeneira schreibt bestimmter, daß der Aufwiegler über eine Brücke, wo ihm der Fuß (kann seyn im Rausche) entwich, in den Fluß Sapis gefallen, und erbärmlich zu Grund gegangen ist.

Tabuel. Mein Uriel! Das sind Geschichten, die eben einen solchen Werth, wie deine Prahlereien haben. Hast du dich nicht etwa noch einer Erzgrobheit zu rühmen?

Uriel. Ich rühme mich keiner Sache, die ich nicht gethan habe, und worüber mir nicht die Legendenschreiber, und alle, für die Legenden eingenommene Leser die Ehre wiederfahren lassen. Diese wissen ganz gut, wie auch der heilige Johannes vom Kreuz von mir hergenommen worden.

Jnias. Du machtest dich über lauter Ordensgeistliche und Ordensstifter, soviel ich höre.

Tabuel. Es sind auch in den Legenden die Lebensbeschreibungen der Ordensstifter und Ordensgeistlichen mit weit mehreren Heldenthaten, und Mirakeln, als die Lebensbeschreibungen anderer Heiligen angefüllet; gleichwie auch die Legendenschreiber meistens Ordensgeistliche gewesen sind, oder sich derer von Mönchen hinterlassenen Dokumente bedienten.

Uriel. Kritisirt ihr nur zu; Ich weiß einmal, daß ich den Johannes vom Kreuz dergestalt geprügelt habe, daß er beinahe gestorben wäre.

Tabuel.

Tabuel. Daß du doch immer dir allein solche Heldenthaten zurechnen magst. Schon bei dem heiligen Romuald wolltest du allein der Held gewesen seyn; da doch die Legendenschreiber einstimmig anführen, daß es ein ganzer Schwarm böser Geister gewesen, die mit ihm so übel verfahren; nun machest du es beim Johannes vom Kreuz eben so, von welchem die Legendenschreiber gleichfalls einstimmig anführen, daß auch dieser Heilige von mehreren bösen Geistern geplaget worden.

Uriel. Nur alles im Zusammenhange genommen, so vereinbaret sich auch alles ganz schön mit meiner Erzählung. Wenn diesem Heiligen mehrere Thiere mit entsetzlichem Gerassel, Blecren, Reeren, und Brüllen sich dargestellet haben, da waren wir freylich unser mehrere; weil bei einem Auftritt, wo mehrere Thiere zugleich erscheinen müssen, nicht ein einziger zugleich Löw, Tyger, Bär, Wolf, Luchs, Tygerkatz, Leopard, Krokodill, und so weiter seyn kann. Aber wenn es auf das Prügeln ankam; so richtete ich es immer allein, und bedorfte keines Handlangers. Es sind auch die

wenigſten Teufeln dazu zu gebrauchen, wenn ſie nicht ſchon öfter dabei waren. Das habe ich beim Aziel geſehen.

Jnias. Was haſt du über den Aziel?

Uriel. Wenn man ſich über den Poltron nicht zörnen ſolle, ſo weis ich es auch nicht, wer mehr Zorn und Verachtung verdienen ſolle, als wie dieſer. Das iſt wahr, er gab dem heiligen Albert, der ihn aus einem Mägdlein austreiben wollte, in aller Geſchwindigkeit eine ſo durchdringende Ohrfeige, daß dem Heiligen hätten die Zähne herausfallen mögen. Wie ihm aber der Heilige das andere Wang auch darboth, getraute er ſich nicht mehr, den anderen Streich zu führen, und flog noch mit groſſem Geſchrei davon.

Jnias. Hierinn wirſt du wohl dem Aziel unrecht thun; die tüchtige Ohrfeige wird der Heilige von dem Mägdlein ſelbſt bekommen haben. Eine wackere Ochſenſäne würde das beſte Mittel geweſen ſeyn, das Mägdlein noch vor der Ohrfeige zu recht zu bringen. Dieſes Mittel

hat bei mehreren gut gewirket, die ſich aus Bosheit für beſeſſen ausgegeben haben, oder dafür von anderen ausgegeben wurden, welche nicht einſahen, daß hiſteriſche Umſtände in gleiche Wirkungen ausbrechen können, und daher ſogleich uns Teufeln für die Urſache und Bewohner ſolcher elender Körper ausgaben. Heut zu Tage ſind die Leute ſchon geſcheider; und man höret in keinem anderen Orte mehr, als wo das Volk noch dumm iſt, etwas von ſolchen Perſonen, die von uns beſeſſen ſeyn ſollen. Die Geſchichte vom Aziel iſt ſo wenig wahr, als die Geſchichten nicht wahr ſind, die du von dir uns erzähleſt.

Tabuel. Jnias! Störe ihn nicht, und laſſe ihm die Freude, uns ſeine ganze Geſchichte vom Johannes vom Kreuz zu erzählen. Nicht wahr, Uriel! Mit dieſer Geſchichte biſt du noch nicht ganz fertig?

Uriel. Damit ihr ſehet, daß ich nicht groß ſpreche; ſo ſage ich euch, daß ich mir bei dem Johannes vom Kreuz, um ihn vollends zu quälen, Gehilfen habe nehmen müſſen. Es bleibt

mir

mir immer die Hauptehre, daß ich dieſe Gehilfen zu gewinnen, und zu meiner Abſicht zu benützen gewußt habe.

Jnias. Nun? Welche Teufel haſt du dir denn zu Gehilfen genommen? Ungezweifelt die Geſchickteſten? Beinahe wäre uns leid, daß du keinem von uns, wie wir da ſind, das Zutrauen geſchenket haſt.

Uriel. Genug, daß ich mir ſelbſt hierinn nicht ſo viel zugetrauet, und auch keinem Teufel ſo viel zutrauen konnte.

Jnias. Alſo haſt du dir keine Teufel zu Gehilfen genommen?

Uriel. Nein, ſondern einige wohlehrwürdige Patres Karmeliten von der Obſervanz. Dieſe ſetzten dem Heiligen weit ärger zu, als wir Teufel alle zuſamm im Stande wären.

Jnias. Was? Karmeliten haſt du zu Gehilfen genommen? Gib acht, daß du mit dieſem Vorgeben nicht übel ankömmſt.

Uriel.

Uriel. Lese nur den Ribadeneira; der hat es ausführlich, daß sich die Patres Karmeliten von der Observanz durch mich wider den seligen Johannes vom Kreuz haben aufhetzen, und aufwiegeln lassen.

Jnias. Was unternahmen sie also auf dein Einrathen wider diesen Heiligen?

Uriel. Den Patern Karmeliten von der Observanz war es schon durchaus nicht anständig, daß die barfüßigen Karmeliten überhand nehmen, und vielleicht zuletzt noch Ursache seyn sollten, daß allen Karmeliten eine strengere Lebensart aufgebürdet werde; gleichwie sich die Mönche von jeher wider alle Reformazion, die man mit ihnen vornehmen wollte, entsetzlich streubten. Die beschuhten Karmeliten wußten also am beßten, wo sie der Schuh drucke, und beschlossen sogleich auf mein Anfeuern, die unbeschuhten Karmeliten zu vertilgen.

Jnias. Schon immer war von Seite der Beschuhten ein grosser Vortheil zum voraus, daß sie mit einem Feinde zu streiten hatten, des-

dessen Truppen so schlecht montirt sind, daß sie nicht einmal Schuh und Strümpfe haben.

Uriel. Um die Sache kurz zu machen, fielen die wohlehrwürdigen beschuhten Paters in das Kloster der wohlehrwürdigen Unbeschuhten ein.

Jnias. Hielten denn die Unbeschuhten ihre Thüre so schlecht besetzt? Sie werden doch auch starke und feste Laibrüder gehabt haben, die sich an die Pforte stemmen, und Gewalt mit Gewalt hätten abtreiben, wo nicht gar einen vortheilhaften Ausfall wagen können. Wenn die Beschuhten die Pforte einmal gewonnen hatten, da mußten freylich die Unbeschuhten sogleich verlohren seyn. Das ist immer das sicherste Rettungsmittel, seinem Feinde keine Blösse zu geben; und gerade sind die Unbeschuhten dieses Mittels beraubt, weil sie sogar vermög Jnstituts ihre Blösse an Füssen zeigen müssen. Die Beschuhten hatten hiemit nicht einmal nothwendig, auf halben Mann, der mit einem dicken weißen Mantel über die schon dicke braune Kutte gepanzert ist, anzuschlagen; sondern es war nur nöthig, dem groben Geschüz die Richtung

auf

auf die Zehen der Unbeſchuhten zu geben, ſo mußten dieſe ſchon weichen; wie es jeder leicht begreifen kann, der jemals ſchmerzhaft auf die Zehen getreten worden iſt.

Uriel. Das weis ich dir nicht mehr zu ſagen, haben die Beſchuhten einen Widerſtand bei der Pforte gefunden, oder nicht gefunden. Genug, ſie waren bald im Kloſter, und führten den ſeeligen Johannes vom Kreuz gefänglich mit ſich hinweg.

Tabuel. Sie machten auch den Pater Mathias zum Gefangenen.

Uriel. Dieſer gehöret nicht eigentlich zu meiner Geſchichte. Ich weis es gar wohl, daß Mathias ſogleich nach Moragella, Johannes aber nach Toledo verſchicket worden.

Inigo. Eben ſo, wie man die Kriegsgefangenen in verſchiedene Feſtungen verlegt. Was machten denn aber die Beſchuhten ſodann mit dem Johannes vom Kreuz weiters? Bisher hab ich ſoviel arges noch nicht gehöret. Ich glau-

glaubt, wenn der Johannes ſich wieder die Mühe hätte nehmen wollen, Schuh und Strümpfe anzuziehen, welche Mühe ſo viele tauſend ehrbar. Leute auf der Welt ſich täglich nehmen müſſen; ſo wäre der ganze Handel vorbei geweſen.

Uriel. Dazu war Johannes nicht zu bewegen. Eben deßwegen ſtieſſen ihn die Beſchuhten in einen harten und engen Kerker, Waſſer und Brod, bisweilen gar kleine Fiſchlein, oder etwas, ſo andere überlaſſen haben, war die ganze Mahlzeit, die er bekam; und zum Konfekt (wie Pater Maximilian Raßler im dritten Theile des Ribadeneira ſchreibt) mußte er auf ſeinem Buckel eine wohlangemeſſene Diſziplin machen.

Iniza. Da hat der ſeelige Johannes freylich erfahren müſſen, daß das Geraſſel, Bleeren, Meeren, Brüllen, und Schlagen der Teufeln wirklich nichts, und eine bloſſe Einbildung gegen ein ſolches Karmelitertraktament ſey. Hat er denn aber gar nicht aus dieſem Kerker entkommen können?

Uriel,

Uriel. Die göttliche Mutter ist ihm freylich mit einem grossen Gefolge im Kerker erschienen, und hat ihm laut genug gesagt: **Bemühe dich, daß du aus diesem Loch entkommest, dann ich dir beistehen will.** Aber weil sie ihm nicht auch gesagt hat, wie er es angreifen solle, um aus diesem Loch zu kommen; so ist ihm auch nichts beigefallen.

Jnias. Er muß schon halb verwirrt gewesen seyn, daß er das Mittel, zu entrinnen, nicht einmal bemerket hat; denn ein natürliches Mittel muß doch vorhanden gewesen seyn, weil die göttliche Mutter ihm geheißen hat, sich zu bemühen, daß er entkomme.

Uriel. Mein Jnias! Selbst Christus hat ihn besuchet, und ihn auch ermahnet, aus dem Kerker durchzugehen. Aber auch Christus hat ihm nicht gesagt, wie er es anstellen solle; und so ist er immer in das neunte Monat in seinem kleinen Kämmerlein eingesperrt geblieben, bis sich die göttliche Mutter bei ihm abermal eingefunden. Endlich hat sie ihm das Fenster gezei-

zeiget, durch welches er hinausſchliefen, und ſich hinablaſſen ſollte.

Jnias. Durch neun Monate das Fenſter in einer kleinen Kammer nicht beobachten, durch welches man entkommen kann, da noch dazu beinahe alles, was im Himmel iſt, den Rath zum Durchgehen gegeben hat, das iſt etwas auſſerordentliches. Aber wie ihm nun das Fenſter gezeiget worden, ſo hat er doch nicht geſäumt, durch daſſelbe zu entrinnen?

Uriel. Er ſtuckte freylich ſogleich die zwo alten Bettdecken zuſamm, und ließ ſich damit bei dem Fenſter hinab; er kam aber, wie er ſchon glücklich unten war, in eine neue Verlegenheit, da er ſich in einem mit hohen Mauern umgebenen Vorhofe ſah.

Jnias. In ſolchen Vorhöfen hangen ſonſt immer ungeheure groſſe Feuerleitern. Eine ſolche Feuerleiter aber aufzurichten iſt freylich keine Arbeit für einen einzigen Mann.

Uriel.

Uriel. Alles deſſen bedurfte er nicht. Es zeigte ſich ihm eine lichte Kugel. Dieſe Kugel ſagte: Folge mir nach; und auf einmal war er auf offener Gaſſe der Stadt.

Jnias. Ich laſſe es mir nicht nehmen; der Vorhof hatte was immer für eine Oeffnung auf die Gaſſe hinaus. Durch dieſe Oeffnung ſchien das, in der Gaſſe brennende Licht herein. Johannes ſah es, gieng auf die Oeffnung zu (es war keine andere Stimme nothwendig, als die Stimme der Vernunft, welche einen dorthin gehen heißt, wo ſich eine Rettung zeiget) drengte ſich durch dieſelbe hinaus (wenn es nicht etwa ein leicht zu eröffnendes Thürl war) und ſo war er auf der Gaſſe.

Uriel. Mit dieſer Erklärung würdeſt du bei manchem übel ankommen.

Jnias. Es gieng doch gewiß nicht anders zu. Wie iſt es aber dem Johannes weiter gegangen?

Uriel. Er flüchtete ſich zu den unbeſchuhten Karmeliterinnen, die ihn vor der Verfolgung

der

der beſchuhten Karmeliten ſo lange verbargen, bis ſich eine Gelegenheit ergab, wieder in ein Kloſter der unbeſchuhten Karmeliten zu kommen.

Inigo. O! Bei den Kloſterfrauen wird es Johannes indeſſen ganz gut gegangen ſeyn. Dort wird er ſchon beſſere und gröſſere Stückel Fiſch bekommen haben; dort wird er erſt überdacht haben, was er alles bei den beſchuhten Karmeliten gelitten.

Tabuel. Ja, ja! Wer einmal in einem Kloſter in der Verfolgung iſt, der kann jedem Troz bieten, ihn ärger zu verfolgen.

Uriel. Sobald ich wider den ſeligen Johannes vom Kreuz die Karmeliten von der Obſervanz aufgehezet habe; ſo gab ich mir auch keine Mühe mehr, ihn meinerſeits zu verfolgen. Da mußte er dasjenige genug büſſen, was er vorher ganz allein drei kompleten Regimentern unſerer Hölle zur gröſten Schande derſelben gethan hat. Ich bin froh, daß ich unter dieſen Regimentern nicht Dienſt that.

Es wäre auch gewiß unterblieben, wenn ich dabei gewesen wäre.

Jnias. Was phantasirst du von drei kompleten Regimentern unserer Hölle?

Uriel. Ich phantasire nicht; drei komplete höllische Regimenter waren es, die er allein in die Flucht geschlagen hat.

Jnias. Weißt du, aus wie vielen ein Regiment auf dem Kriegsfuß besteht?

Uriel. Der Pater Naßler in seinem dritten Theile des Ribadeneira weis ganz gut, daß wir gegen alle Menschen immer auf dem Kriegsfusse sind; sonst hätte er unserer Regimenter keine Erwähnung gethan. Er schreibt sogar von einem Suckurs, den diese drei Regimenter aus unserer Hölle bekommen, der aber auch geschlagen worden ist. Es müssen hiemit wenigstens bei 15000 Teufeln in die Flucht gejagt worden seyn.

Jnias. Ich verstehe noch kein Wort von allem dem, was du daher redest.

Uriel. Eine Kloſterfrau einer berühmten Verſammlung (beider Namen werden in der Legende verſchonet) hat ſchon im zwanzigſten Jahre ihres Alters verſchiedene auch ganz fremde Sprachen geredet; alle Wiſſenſchaften, auch die tiefeſte, nemlich die Theologie (obwohl dieſe von einigen nicht mehr für die tiefſte gehalten wird) innen gehabt, dergeſtalt, daß ſie die verſchrauſteſten Fragen aus dem Grunde, und auf das klärſte entſcheiden, auch mit einer unausſprechlichen Wohlredenheit vortragen konnte. Nichts war in göttlicher Schrift ſo tiefſinnig, und dem Schein nach widerſprechend, daß ſie es nicht zu vergleichen wüßte. Sie verſtund ſich auf alle Künſte, was freylich viel ſagen will.

Tabuel. Wie kömmt denn nun dieſe auſſerordentliche Kloſterfrau unter die drey hölliſchen Regimenter hinein, von welchen die Rede war.

Uriel. Langſam! Ihr werdet hören; daß eben dieſe Kloſterfrau zum Hauptquatier gehöre. Gelehrte und gottſeelige Männer haben ſie für

eine durch Gott höchst begnadete Person gehalten. Allein ihr übriges Leben stimmte mit dem Leben einer Heiligen nicht überein. Deßwegen wollten es die Vorsteher des Ordens bei dem Ausspruch der Gelehrten nicht beruhen lassen, und trugen dem seligen Johannes die Untersuchungskommission auf.

Jnias. Wenn man sich keiner schlechten Handlung bewußt ist, und dabei einen rechtschaffenen Untersuchungskommissarius erhält; so kann einem eine solche Untersuchung keinen Kummer machen.

Uriel. Glaube nur das nicht. Du bist noch niemal in eine Untersuchungskommission verfallen. Wenn man sich seiner noch so gut bewußt ist; so greift eine Untersuchung immer das Innerste an, und beim ehrlichen Mann vielmehr, als beim Bösewicht.

Jnias. Also hat auch sie sich darüber gekränket?

Uriel. Die hatte wohl auch Ursache, sich darü-

darüber zu kränken. Bei aller ihrer Sprachkenntniß und Wohlredenheit stand sie ganz redlos vor dem seligen Johannes vom Kreuz; sie zitterte vor ihm, wie ein überwiesener Uibelthäter vor dem Richter.

Jnias. Warum dieß?

Uriel. Habe nur Geduld; du wirst alles hören. Der selige Mann hat gleich zu Genügen erkannt, daß alles, was man an ihr bewunderte, von uns Teufeln herkomme.

Tabul. Was? Wir Teufeln hätten diese Klosterfrau alle freye Künste, und sogar die Theologie sollen gelehret haben? Da hätten wir uns vielmehr unter den Theologen selbst lustig gemacht, und dieselben sowohl gegen einander, als gegen andere, die sich das Spinnengeweb der Schulen nicht über Augen und Maul herabwehen lassen wollen, viel zweckmäßiger aufgehetzet.

Uriel. Johannes vom Kreuz gieng nun einmal zu seinem Obern, erstattete ihm ganz gehor-

horsam die Untersuchungsrelazion, und entwarf den Bescheid, daß mit den allermächtigsten Beschwörungen vorgegangen werden müsse; weil wir höllische Geister allzugrosse Macht über sie haben, und um ein schlechtes nichts geben werden; wozu ihm auch nicht nur der reverendus pater Provincialis, sondern auch der admodum reverendus pater Generalis alle Gewalt gab.

Jntas. Das dachte ich mir gleich, daß bei dieser Geschichte, in welche ich zwar noch nicht weis, wie die drey Regimenter kommen werden, auch ein General nicht ausbleiben werde.

Urtel. Wir kommen eben jetzt schon zu den drey Regimentern. Sobald als sich Johannes vom Kreuz mit erstaunlichen Kasteiungen zum Angriffe gerichtet hat; so haben auch die Teufeln, die die Klosterfrau besessen, drey ganze Regimenter (siehst also, daß sie komplet waren) ja drei ganze Regimenter der verdammten Geister aus der Hölle zu ihrem Beistand erhalten.

Jntas.

Jnias. Was doch die Legendenſchreiber für Unſinn erdacht, und dem Volke vor die Augen hingeſchrieben haben! denn alles das haſt du aus der Legende des Paters Raßlers, den du ſchon zum Zeugen angeführet haſt.

Uriel. Laßt ihr den Pater Raßler nur gut ſeyn; ich habe an ihm nichts auszuſtellen. Höret lieber weiter, was geſchehen. Johannes vom Kreuz hat gleich bei der erſten Beſchwörung erfahren, daß dieſe Kloſterfrau alle Wiſſenſchaften und Künſte in größter Vollkommenheit vom Teufel erlanget, weil ſie ihn ſchon in ihren ganz jungen Jahren hierum angegangen, und ſich ihm dafür mit eigener blutiger Handſchrift ergeben hat; worauf ſie vom Luzifer ſelbſt mit drey Regimentern Teufeln beſeſſen worden.

Jnias. Nun, ſo waren ja gar ſechs Regimenter in ihr, wenn ſich der Pater Raßler nicht überzählet hat; denn die erſte Beſitznehmung geſchah mit drey Regimentern; und wie ſich Johannes vom Kreuz zum Kampf gerüſtet, kamen auch (wie du vorhin erzähltest)

drey

drey ganze Regimenter der verdammten Geister zu ihrem Beistand. Es waren also sechs Regimenter.

Uriel. Aus der Einquartirung läßt sich auch wirklich ehe auf sechs Regimenter, als auf drey schliessen; denn sie wurde so besessen, daß in ein jedes Glied des Leibes ein Teufel kam.

Jonas. Fürwahr eine starke Einquartirung, und gut ausgetheilt. Johannes vom Kreuz wird zu thun gehabt haben, über eine solche Besatzung Meister zu werden.

Uriel. Johannes föderte sogleich den Luzifer selbst heraus. Luzifer stellte sich zwar ganz herzhaft seinem Feinde unter die Augen; denn die Augen der Klosterfrau wurden feurig, und zwar von einem ganz anderen Feuer, als das gemeine dieser Erde zu seyn pflegt; alle Gliedmassen knirrten aufeinander, der ganze Leib war in drohender Bewegung mit donnernder und entsetzlicher Stimme, worüber alle übrige Klosterfrauen davon liefen. Der Ge-

spann

ſpann des Johannes der Pater Germanus wollte ſchon auch davon laufen, welches aber der ſelige Johannes ganz löblich nicht angehen ließ.

Jnias. Die gute Kloſterfrau muß im höchſten Grade der Gicht und den hiſteriſchen Zuſtänden ſchon von Jugend auf unterworfen geweſen ſeyn.

Uriel. Du wirſt es wohl nicht beſſer wiſſen, als die Legendenſchreiber. Alles kam von Teufeln her, wie du es gleich weiter hören wirſt, leider zur Schande der ganzen Hölle.

Jnias. Wie ſo?

Uriel. Der Anfangs ſo herzhafte Luzifer, der den ſeeligen Johannes nur per **Pfäfflein, Mönchlein** tracktirte, mußte bald erſtaunen. Was noch mehr war; ſo mußte er das Kreuz, welches er von ſich geſchmiſſen, wieder aufheben, und ſogar küſſen, welches er freylich mit grauſamem Murren that. In währender Zeit, als der ſelige Johannes, nämlich durch einen

gan-

ganzen Tag von Beschwörungen aussetzte, brauchte zwar Luzifer eine Kriegslist. Er nahm die Gestalt des Johannes selbsten an, ließ die Klosterfrau durch einen anderen Teufel in Gestalt der Pfortnerinn in den Beichtstuhl holen, und auch in der Zelle der besessenen Nonne mußte in ihrer Gestalt ein Teufel sitzen, damit die Oberinn keine Ursache bekam, der besessenen Nonne weiter nachzuspüren. Alles war recht gescheid ausgedacht. Allein Johannes bekam sogleich hierüber eine göttliche Offenbarung, eilte dem Kloster zu; setzte zwar Anfangs alle in Verlegenheit, weil zwey Paters Johannes zusammkamen; endeckte aber sodann gleich die teufliſche List, und brachte der Nonne auch bald die verzweiflungsvollen Gedanken wieder aus dem Kopf; in die sie Luzifer mit aller Gewalt versenken wollte.

Jnias. Schon die ganze Erzählung beweiset klar, daß die Erscheinung des Teufels als Beichtvater nur in dem Gehirne der verwirrten Nonne entstanden, die bei ihrer heftigen Zerrüttung nirgens Rast und Ruhe wird gefunden, und alle Augenblicke in ihrer Einbildung

dung mit dem Teufel wird zu thun gehabt haben.

Uriel. Es haben ja aber die Teufel aus ihr herausgeredet; ſie haben dem Johannes alle ihre Namen, Aemter, und Verrichtungen, die ſie in der Hölle haben, eingeſtanden; und alle haben ſich mit ſo verſchiedenem Geſchrei, und auf das hartnäckigſte gewähret, ſo oft Johannes gegen ſie einen Sturm gewagt hat.

Jnias. Gerade ſo, wie es ſo viele Beſeſſene machten, aus denen entweder der Teufel mit Ochſenſennen ausgetrieben worden, oder die wegen ihrer verſchiedenen Krankheitsumſtände in mediziniſche Kuren genommen werden mußten. Bosheit, oder Krankheit, oder Narrheit war richtig das Teufelsgezeug, wodurch ſo manche Beſeſſene hervorgebracht wurden.

Tabuel. Geh! Mache ein End mit deiner Geſchichte; du haſt ſie ohnedem nur auf die Bahn gebracht, um dich mit einer ſolchen Erdichtung pralen zu können, gleich als ob du

dich

dich beſſer, dann Luzifer mit ſeinen ſechs Regimentern gegen den Johannes gewähret hätteſt.

Uriel. Ganz ſicher hätte ich mich beſſer gewehret. Niemal wäre ich gewichen, und noch weniger hätte ich die Handſchrift der Nonne, mit welcher ſie ſich uns verſchrieben hat, herausgegeben. Aber pfui der Schande! Luzifer mit ſechs Regimentern hält den ſiebenten Sturm nicht mehr aus, läßt die Handſchrift zurück, und alle laufen ſodann über Hals und Kopf unter groſſem türkiſchem Geſchrey davon, nicht anders, als wenn die Huſaren hinter ihnen wären. Nein! Das ließ ich mir nicht nachreden.

Tabuel. Sorge dich nicht; kein Geſcheider wird dir dieſes nachreden; er wird es aber auch keinem anderen Teufel nachreden, weil jeder Geſcheide wohl weis, daß dergleichen Einſchiebſel in die Lebensbeſchreibungen der Heiligen nichts anders, als von Legendenſchreibern zuſammgeſchmierte fabelhafte Hiſtörchen ſeyn.

Iniao.

Jnias. Es heißt immer; der Teufel iſt ein Lügner. Nun möchte ich wiſſen, ob ein Teufel ärger lügen könnte, als die Legendenſchreiber gelogen haben. Uns haben ſie zwar gewiß dabei mit groſſer und allzuvieler Ehre überhäuft, da ſie einige glauben gemacht, daß von uns die gröſten und heiligſten Männer wacker herumgeprügelt worden, und daß ſie auch auf Anſchaffung des beſten himmliſchen Vaters durch uns ehe haben herumgeprügelt werden müſſen, bevor ſie denjenigen Lohn erhalten haben, welcher doch nicht für wackere Aushaltung teufliſcher Schläge, ſondern für die Erfüllung derer dem Menſchen gegen Gott, ſich ſelbſten, und ſeinen Nebenmenſchen auferlegten Pflichten gegeben wird.

Tabuel. Auf der einen Seite haben uns richtig die Legendenſchreiber groſſe Ehre angethan. Aber auf der anderen Seite haben ſie uns wieder ſo vorgeſtellt, daß die meiſten Leſer über uns lachen und ſpotten müſſen. Sie machten es aber auch ſo mit den Heiligen. Nachdem ſie dieſelben bei denen Schlägen, ſo wir ihnen angebracht haben ſollen, und bei ſo verſchie-

ſchiedenen ihnen angedichteten theils lächerlichen, theils unſinnigen Auftritten vor allen Beſcheidenen ganz erſtaunlich herabgeſetzt haben; ſo erheben ſie eben dieſelben wieder auf der anderen Seite mit den übertriebenſten Lobſprüchen.

Inlas. Sie hatten alſo gewiß wenige ächte Begriffe von ihrer Religion ſowohl in Rückſicht auf die Heiligen, als auf uns Teufel, weil nicht nur eine unwahrhafte und unerbauliche Darſtellung der Heiligen gegen die Religion iſt, ſondern weil auch ſogar dieſes wider die Religion ſtreitet, wenn wir Teufel auf eine unwahrhafte, und nur zur Spötterei Anlaß gebende Art vorgeſtellet werden. Wir ſind einmal Diener des Herrn, die ſeinen Befehl vollziehen müſſen. Die ſchlechteſten geringſten Diener eines weltlichen Fürſten und Richters dürfen nicht ſpöttiſch durchgezogen, oder in lächerlichen Figuren dargeſtellet werden, ohne die von jenem Fürſten und Richter eingeführte Ordnung zu beleidigen. Wer kann alſo uns durch Fabeln und lächerliche Abbildungen dem Geſpötte Preis geben, ohne die ausüben-

de Macht Gottes ſelbſten anzugreifen, und hievon unrichtige Begriffe auszuſtreuen?

Tabuel. Ereifere dich nicht ſo! Deßwegen wird unſere ewig unglückſeeligſte Lage, von welcher ſie keinen Begriff haben, und doch davon ausführlich, wie Pater Kochem ſchreiben wollen, nicht vermehrt, und nicht vermindert; deßwegen wachſen uns weder Hörner, weder Bärte. Wir gewinnen vielmehr dabei, wenn die Leute theils über lächerliche Erzählungen, über ſchreckbare und unſinnige Erdichtungen zu einem Religionswidrigen Geſpött und zu hinläſſiger Rückſicht auf uns, theils auch zu einer knechtlichen Furcht gegen Gott ſelbſten gebracht werden. Da thun ſie vielmehr uns Teufeln mit abergläubiſchen Handlungen recht ſchön, ſtatt deſſen, daß ſie ſich in der Liebe Gottes, in der Sorge, ihrem lieben Allvater nicht zu mißfahlen, in der Fertigkeit, alle Handlungen nach ſeinen Gebothen, und ihren Berufspflichten auszuüben, feſtſetzeten; und auf dieſe Art ſich bemüheten, gegen uns, und gegen die ewig unſeeligen Folgen einer geſſiſ-

flissentlich beibehaltenen Verstockung des Kopfes und des Herzens sich sicher zu stellen.

Raguel. Mir ist es eben nicht recht, daß jetzt manche satyrische Schrift den Leuten in Ansehung uns Teufeln richtigere Begriffe beibringet. Sie waren es schon gewohnt, sich ihre Augen obgleich auf das schmerzhafteste zudrucken zu lassen. Und nun reißen einige Satyriker ihnen nur spielend die Augenbinde vom Kopfe, und die Leute fangen an im Spasse einzusehen, daß man sie vorher im ganzen Ernste zum Besten hatte. Es ist wahr, in dergleichen satyrischen Schriften bekommen wir auch oft eine lächerliche Rolle, aber eben nur deswegen, damit durch das Lächerliche die Leute in ihren unächten Begriffen, die sie von uns haben, beschämt werden sollen.

Jnias. Gerade ist es jetzt umgekehrt. Die Legendenschreiber und Aszeten gingen ganz düster, und mit einem bis zum Fanatismus überspannten Ernste zu Werk, um die Leute zu Narren und Possenreißern zu machen; die Satyriker hingegen kommen ganz munter und lau-

launigt daher, um die Leute ernſthafter zu machen, und ihnen über die ernſthafteſten Gegenſtände die gründlichſten Begriffe mit Darſtellung des Lächerlichen, ſo die entgegen geſetzte Seite hat, beizubringen.

Raguel. Unſerem Reiche der Finſterniß iſt gewiß ſo groſſer Schade durch die Satyriker zugefüget, als vorher Nutze und Vortheil demſelben durch die Legendenſchreiber und Abzeten zukam.

Uriel. Und ihr wollt mir doch meine Erzählungen nicht gelten laſſen, ob ſie gleich aus den Legenden genommen ſind?

Raguel. Ein anderes iſt das, was den Leuten vorgeſagt wird, um ſie durch Dummheiten von heilſamer Aufklärung hindanzuhalten; und ein anderes iſt das, wenn ein Teufel ſich gegen andere in dergleichen Stücken pralen will.

Uriel. Seht, daß ihr in der Einſicht und in den Kunſtgriffen noch weit unter mir ſeyd!

Wer seine Rolle gut spielen will, der muß sie vorher öfters bei sich selbst, und öfters vor anderen probiren, ehe er damit wirklich auftritt. Was ihr mir immer zur Prahlerei ausgerechnet habt, das ist alles nur eine Probe, wie ich es auf der Welt den Leuten vorbilden werde; damit die albernen Histörchen der Legendenschreiber doch noch bei einigen im Kredit bleiben. Dessen sollet ihr ja ohnedem überzeuget seyn, daß selbst kein Teufel alles das glauben kann, was die Legendenschreiber in den Leben der Heiligen von unseren Erscheinungen anführen.

Raguel. Aber eben unter die Stücke, die selbst die Teufel nicht glauben können, gehöret die Nothwendigkeit, dich in denen auf der Welt zu spielenden Rollen hier unter uns zu probiren.

Uriel. Ihr müßt mir schon etwas zu Gutem halten, weil ich sogar voll von denen Geschichten bin, die die Legendenschreiber von uns anführen. Beinahe käme man zuletzt in eine überspannte Phantasie, und glaubte wirklich, daß al-

alles richtig so geschehen sey. Ihr wisset ja, daß einige, die sich an das Lügen gewöhnen, endlich so lügen, daß sie es selbst glauben; um so leichter kann man in eine solche Einbildung verfallen, wenn man mit gedruckten Lügen überhäuft wird.

Raguel. Bei dem Uriel solle aber schon vermög seines Namens ein solches Licht seyn, welches durch Albernheiten der Legendenschreiber nicht im mindesten verfinstert werden kann.

Uriel. Nicht wahr, mein Name ist ein herrlicher Name, der mir schon dazu half, daß mich sehr viele für einen guten Engel, ja sogar für einen Erzengel hielten. Die Kirchenväter zu Rom im Jahre 745 hätten mir bald den Spaß verdorben.

Jntao. Wie das?

Uriel. Nun wißt ihr nicht einmal das, wobei ihr selbst mit begriffen seyd? Hat nicht ein gewisser Adalbert nebst dem Erzengel Michael auch zu mir, und zu euch, wie ihr da

seyd, nämlich dem Raguel, Tabuel, Tubuas, Labaor, Semiel, und dem Jnias ein schönes Gebeth gehalten? Adalbert wollte behaupten; diese Namen seyn lauter Namen von guten Engeln; aber die, vom Papst Zacharias zusammenberuffenen Väter erklärten, daß dieses Gebeth verbrennet werden solle, und daß ausser dem Namen Michael alle übrige Namen nur Teufelsnamen seyn. *

Jnias. Wie haben denn die Väter unsere Namen wissen können? Aus dem, daß man sich ausser den Michaels, Gabriels, und Raphaels keine Namen der Engel selbst erdichten solle, folget ja noch nicht, daß die, von einigen den Engeln angedichteten Namen wirklich

* Tom. VI. concil. Labb. p. 1561. Non enim nomina Angelorum praeter nomen Michaelis, sed nomina daemonum sunt. Nos autem, ut a vestro sancto apostolatu edoceamur, & divina tradit auctoritas, non plus, quam trium angelorum nomina cognoscimus, id est Michael, Gabriel, Raphael: alioqui sub mysterio sub obtentu angelorum, daemonum nomina introduxerunt.

lich Namen der Teufel ſind? Uriel, welches ſoviel heißt, als **Gott iſt mein Licht** wäre wirklich auf einen Engel anpaſſender, als auf einen Teufel.

Uriel. Ungeachtet des Ausſpruches dieſer Väter iſt auch wirklich der Name Uriel von mehreren einem guten Engel noch beigeleget,* und vor Zeiten ſogar in die Litaneyen geſetzet worden.**

Raguel. In der Hauptſache bleib aber doch dein Name verdächtig, weil er in die neuen Litaneyen nicht eingeſetzet worden.

Uriel. Der ärgſte Feind meines Namens war der Johann Baptiſt Thiers, ein Bakalaureus der Sorbone, und Schriftſteller des ſiebenzehnten

* Z. B. im koptiſchen Euchologium, in der Ausgabe des äthiopiſchen neuen Teſtaments, wo ein Bild mit der Ueberſchrift iſt: Der heilige Uriel, der bei Adam und Eva war, da ſie aus dem Paradieſe gingen.

** Mabillon T. Analect. II. pag. 682.

ten Jahrhunderts. * Der behauptete auf das heftigste, daß Uriel der Name eines bösen Engels sey, und setzte bei; daß er niemals die Litaneyen, darinn der Name Uriel befindlich ist, herlesen könne, ohne beinahe geärgert zu werden, weil die Konzilien und Kirchenväter nur von drey bekannten Namen guter Engel, nämlich Michael, Gabriel, und Raphael etwas wissen wollen.

Raguel. Die Erdichtungen der Namen sowohl bei den Engeln als bei uns Teufeln gaben auch sodann zu Erdichtungen Anlaß, die von Legendenschreibern, von Aszeten, und von Poeten (denen es doch noch zu verzeihen ist) aus den Namen hergeholet worden.

Uriel. Aus meinem Namen haben wirklich einige die falsche Sage auf die Bahne gebracht, daß ich der erste Kalendermacher gewesen. Man habe nämlich, sagten sie, bis auf

* In dedicat. dissert. de retinenda voce Paracletus Londoni. 1669.

auf das hundert und ſechszigſte Jahr Hennochs von Jahren und Wochen nichts gewußt, ſondern der Erzengel Uriel habe erſt den Hennoch die Wiederkehr der Jahrszeiten und Geſtirne kennen gelehret. *

Raguel. Die Namen, welche unſere unglückſeelige Lage, und unſere Eigenſchaften andeuten, haben doch noch einen Grund, und zwar auch einige in der Bibel ſelbſten, ob ſie uns gleich nicht viel Ehre machen.

Uriel. Die meiſten dieſer Namen ſind aber nicht eigene Namen einzelner Teufel, ſondern ſie ſind Benennungen, die den Teufeln überhaupt gegeben worden; weil nämlich Diabolus einen Verläumder, Belial einen Unverſchämten, Satan einen Widerſacher, Sedim einen Verwüſter, Seirim einen zottigten Bock, und ſo weiters andeuten. Uibrigens wird Dämon, welches einen Verſtändigen bedeutet, bald für einen guten, bald für einen böſen Geiſt genom-

* Salmas liber de annis climatericis.

nommen. Selbſt Chriſtus hat nur die damaligen Benennungen, die dem Teufel beigeleget worden, in ſeinen Lehren nach der Volksſprache gebraucht, ohne einen Glaubensartickel hinterlaſſen zu wollen, daß die Teufel wirklich ſolche Namen in dem hölliſchen Reiche haben.*

Tabuel. Gar oft werden in der Bibel die nämlichen Benennungen den Laſtern, und auch den Menſchen wegen ihrer geäuſſerten übeln Eigenſchaften gegeben. Sogar phyſiſche Uibel, Krankheiten, Gefahren, und Unglücke werden daſelbſt unter ſolchen Benennungen verſtanden, durch die aber manche aszetiſche Bücherſchreiber und theologiſche Buchſtähler in ihrer Unwiſſenheit durchaus uns Teufel verſtanden haben wollten. Man weis ja, daß in mehreren Sprachen unter den Ausdrücken: Teufel, Teufelsgezeug, Teufelswerk, Teufelsgepack, Teufelsgeſind, des Teufels ſeine Arbeit, böſer Feind,

* Man ſchämet ſich nicht, in unſerer Kirche offenherzig zu bekennen, daß uns der Namen des oberſten Teufels ſo wenig, als die Namen der übrigen bekannt ſind. Kaimet beim Worte Dämon.

Feind, böser Geist nicht immer die höllischen Geister angezeiget werden.

Jnias. Nun wenn die Legendenschreiber in einem alten Dokumente werden gelesen haben, daß diesem oder jenem Heiligen viel übles von bösen Feinden, von Abgesandten des Teufels, und von solchen Leuten zugefüget worden, die sich ganz einem bösen, einem viehischen Leben, dem Dienste des Teufels gewidmet, und als wilde Thiere über fromme Christen hergefallen sind; so haben diese aszetischen Geschichtschreiber und Legendenverfasser in den Zeiten der Unwissenheit unter solchen Ausdrücken sogleich wirkliche höllische Geister, die in verschiedenen Gestalten auch der Thiere erschienen sind, oder Leute, die vom Teufel besessen sind, oder sich dem Teufel verschrieben haben, theils selbst verstanden, theils dem Volke diesen Verstand beigebracht, um ihre Legenden damal recht eindrucksvoll und hilderreich zu machen.

Raguel. Sie werden es wohl mit den Engeln auch so gemacht haben, wenn ihnen in alten Urschriften die Ausdrücke, guter Geist, Schutz-

Schutzgeist, Erretter, Begleiter, glückbringender Bothschafter, und dergleichen vorkommen. Hierunter werden sie also immer einen, vom Himmel herabgeflogenen Geist verstanden haben.

Viel. Wirklich geschah dieses von mehreren Schriftstellern. Nun ehe als die Verehrung anderer Heiligen in Mißbräuche ausartete, wurde schon die Verehrung gegen die Engel von einigen Christen dergestalt übertrieben, daß der Kirchenrath zu Laodizea * wider sie als solche loszog, die sich dadurch der Abgötterei schuldig machten. Sie hatten doch schon die Warnung vom Apostel Paulus bekommen: **Lasset euch von Niemanden verführen, der euch überreden will durch Demuth und Verehrung der Engeln, und der da wandelt in den Dingen, die er nicht ge-**

* Quod non oporteat Christianos ecclesiam Dei relinquere, & ire, atque angelos nominare, & congregationes facere, quæ interdictæ noscuntur. Si quis igitur inventus fuerit, huic occultæ idololatriæ Serviens, sit anathema. can. 35.

geſehen hat, und iſt ohne Urſache in ſeinem fleiſchlichen Sinne aufgeblaſen.* Und doch ehrten ſie die Engel als Mittler bei Gott (wie Eſtius bemerket) und zwar aus der Urſache, weil ſie nach Erinnerung des Zonaras glaubten, daß wir elende Geſchöpfe nicht ſogleich uns ſelbſt wagen können, Chriſtum unmittelbar anzuruffen.**

Jnias. Von den Legendenſchreibern kann man vorzüglich ſagen, daß ſie in denen Dingen wandelten, die ſie nicht geſehen haben, und daß ſie ſich bei ihren Schriften über Geiſter im fleiſchlichen Sinne aufgeblaſen haben.

Uriel. Sind doch ſogar von einigen Kirchenvätern, die im erſten Buch Moſes im ſechſten Kapitel den zweyten Vers von denen Kindern Gottes, welche die Töchter der Menſchen zu Weibern nahmen, und von denen hieraus Rieſen gebohren wurden, nicht recht nahmen, den

* Ad Coloſſ. cap. 2. v. 18.

** Van Espen in ſchol. ad can. 35. Synod. Laod.

den Engeln und Teufeln gewiſſe feine Körper und ſolche Leidenſchaften zugeeignet worden, die nur irrdiſchen Weſen zukommen. Derer Märchen von Engeln und Teufeln, ſo durch die Rabinen und andere abergläubiſche Geſchichtſchreiber, ja auch durch die platoniſche Philoſophie, die ſolche Väter ehevor ſtudirten, unter die Chriſten kamen, will ich gar nicht erwehnen. *

Jnias. Soviel weis ich mich zu erinnern, daß ſie uns Schuld geben; von uns, und zwar vom Teufel Azalzel wäre die Weiberſchminke erfunden worden; und eben der Azalzel habe den Weibern ganze Kolleglen gehalten, wie ſie ſich ſchminken, und aufputzen müſſen. **

Raguel. Es iſt ausgemacht; die unter das Volk gebrachten unächten Begriffe von Engeln und von uns Teufeln haben groſſe Zerrüttung im

* Calmet. l. c.

** Calmet. l. c.

im ächten und einfachen Gottesdienſte hervorgebracht. Dieſe unächten Begriffe, und das, was noch von den Halbgöttern und Heiden der Heiden, und den jüdiſchen Fabeln in einigen Köpfen blieb, und nur mit Abänderung der verehrungswidrigen Gegenſtände angewendet wurde, * legte den Grund zu den weiteren unächten Begriffen, den das Volk von den Heiligen und ihrer Verehrung bekam; und endlich würden dieſe nämlichen unächten Begriffe durch die Legendenſchreiber bei dem Volk dergeſtalt befeſtiget, daß beinahe kein Heiliger iſt, mit deſſen Leben nicht Engeln und Teufeln nach der Art im Zuſammenhange ſtehen, wie man

* Selbſt Gregorius Thaumaturgus meynte, man habe es in der Zerſtörung des Heidenthums ſehr weit gebracht, wenn man den Gegenſtand der heidniſchen Religion ändere, und dieſe Leute zur Anbethung des wahren Gottes bringe, indem man ihnen einen Theil desjenigen zur Ehre der Martyrer thun laſſe, was ſie ſonſt für ihre falſchen Gottheiten gethan haben. Gregorius von Nyſſa in vita Gregorii Thaumaturgi. Baillet Abhandlung von den Geſchichten der Heiligen §. 109.

man in den finsteren Zeiten die Engel und Teufel unter den Menschen herumarbeiten ließ.

Uriel. Nun, lasset das Volk nur bei diesen Begriffen; sie sind immer zu unserem Vortheil. Es ist auch gut, daß unserem Gespräche jetzt Niemand zuhört. Ihr sollet euch daher nicht über meine Prahlereien aufhalten, sondern selbst mitpralen, damit die Märchen der Legendenschreiber im Kredit bleiben.

Tabuel. Schweige! Es hilft nicht mehr. Es sind schon zu viele, welchen es gleich gilt, ob Uriel ein guter oder ein böser Geist ist; und welche behaupten, daß auch unter Menschen Uriels, und zwar diejenigen die besten Uriels seyen, denen Gott ihr Licht ist. Dieses Licht verbreitet sich schon immer mehr, dergestalt, daß davon die Legenden, und alle aszetische Fabelbücher wie Nebeln von der Sonne zu Boden gedrücket werden.

II.

Der Herr Dechant auf der pfarrlichen Visitazion.

Dechant. Ich kann ihnen nun, mein bester Pfarrer! zu der Untersuchung, die ich auf ihrer Pfarre vornehmen mußte, eben so sehr Glück wünschen, als ich sie bei meiner Ankunft innerst bedauerte.

Pfarrer. Mein gutes Bewußtseyn, und noch der Trost dazu, einen rechtschafenen, verständigen, und unpartheiischen Untersuchungskommissarius an euern Hochwürden Herrn Dechant vor mir zu sehen, ließ nicht den mindesten Kummer in meinem Gemüthe einen Platz.

Dech. O Gott! was giebt es für Leute auf der Welt; und wie viele suchen noch die gute Sache, und sobald jemand sich als einen Beförderer derselben zeiget, auch diesen durch öffentliche und heimliche Ränke zu unterdrücken.

Pfar.

Pfar. Leider Gott!

Dech. Daß ſind die wahren Belials oder Unverſchämten, die wahren Satanen oder Widerſacher und Ankläger, die wahren teufliſchen Verläumder, die wahren zottigten und nur dem Bachus geheiligten Böcke, welche an der Spitze einer dummen Heerde mit ihren Hörnern groß thun, und gegen jeden zu ſtoſſen drohen, der ſie an das gehörige Standort bringen will. Könnten doch (wie vor Zeiten den Tragödienſchreibern Böcke zum Geſchenk gegeben worden) auch wir dieſe Böcke als Geſchenke hinwegbringen, da ſie ſelbſt ſo vielen Stoff zu land- und leutverderbenden Tragödien geben.

Pfar. Den Tragödienſchreibern würde bei ſolchen Geſchenken Angſt und bange werden.

Dech. Nun ich werde mir nicht bange werden laſſen. Ich werde dem Konſiſtorium nachdrücklich die harte Lage vorſtellen, in der ſich ein eifriger Seelſorger befindet, wenn er von anderen umgeben iſt, die gerade das Gegentheil von den ächten Grundſätzen durch ihre Leh-

Lehren und Beiſpiele bei dem Volk zu erhalten ſuchen. Da muß freylich der rechtſchaffenſte Seelſorger verhaßt gemacht, übel verruffen, und zuletzt gar angeklagt werden, wenn rund um ihn herum anders geprediget wird. Der Unverſtändige wird immer ſagen: **Wenn das oder jenes recht wäre, warum wird denn nicht auch von dem benachbarten Seelſorger ſo geprediget? warum ſoll eben in unſerer Pfarr dieſes oder jenes als Mißbrauch abgeſchafft ſeyn, was in benachbarten Oertern nicht nur nicht mißbilliget, ſondern noch belobet wird? —** Bei ſolchen Umſtänden kann die Arbeit des rechtſchaffenſten Pfarrers keine Frucht bringen, und ihr Ziel nie erreichen. Es iſt kein Wunder, wenn manche eifervolle Seelſorger von menſchlicher Schwachheit ſodann überfallen werden, daß auch ſie in ihrer Bemühung nachlaſſen. Nein! Dafür bin ich Dechant, daß ich auf ſtattliche Männer mein Augenmerk richte, um ſie zu unterſtützen, und ich werde es thun.

Pfar. Ihre verehrungswürdige Geſinnung, hochwürdiger Herr Dechant kömmt gewiß der

Reinigkeit unſeres Gottesdienſtes, und jedem, der im Weingarten des Herrn getreu arbeiten will, recht gut zu ſtatten. Wirklich hat in unſerem Dekanate die Reformazion recht groſſe Schritte gemacht.

Doch. Da und dort fehlet es noch. Einen üblen Nachbar hab ich ihnen zwar ſchon vom Halſe geſchafft. Ich ärgere mich noch, ſo oft ich mich dieſes Mannes erinnere. Unmöglich war es ihm, von den mönchhaften Albernheiten abzugehen. Seine Pfarrkinder wären nur ſtäts mehr in den verderblichen abergläubiſchen Andächteleien, und in aller Gattung Mißbräuche befeſtiget, ſtatt davon abgebracht worden, und um ſo mehr, als ſie ihn für einen der vortreflichſten Prediger hielten. Die guten Leute meynen; nur der iſt ein vortreflicher Redner, der aus vollem Halſe ſchreit, mit Händen auf der Kanzel herumſchlägt, durch eine ganze Stunde fortdonnert, und wenn er von der Kanzel herabſteiget, eben ſo roth und erhizt ausſieht, gleich als ob er von einem Stiergefechte hergekommen wäre. Der hat ſcharf geprediget, heißt es, der hat es heut den Leuten

ten wieder recht gesagt. Und zuletzt weis doch keiner, was er gesagt hat; weil Augen, Mäuler, und Ohren zwar hingerissen, dabei aber der Verstand nicht belehret, und an das Herz nichts dauerhaftes geleget worden. Sein Nachfolger verhält sich schon besser.

Pfar. Ist auch ein Ordensmann, und zwar aus dem nämlichen Orden, aber wirklich ein stattlicher Mann. Höflich und mit Anstande leutselig; für die Armen sehr besorgt, statt daß er für sich eine Mönchsbettelei herum in Häusern triebe; ausserordentlich eifrig für den Unterricht der Jugend, und für die Schulanstalten; im Reden so wie im Predigen liebvoll und lehrreich, und kurz in allen Handlungen so bescheiden, daß die Pfarrkinder jezt freywillig von denen Vorurtheilen abgehen, in denen sie von seinem Vorfahr unterhalten werden.

Dech. Lieber Gott! Alles kömmt auf einen Seelsorger an. Die beste Probe ist ihre eigene Pfarre; ihre Pfarrkinder überliefen mich ja von allen Seiten, jammerten und bathen, ich

möchte doch keiner Anklage über sie einen Glauben beimässen. Von mir kam zwar nicht das mindeste unter das Volk, daß wider sie eine Anklage vorgebracht worden. Aber der, der sie anklagte, muß schon vorhinein ein Geschwätz zu verbreiten gewußt haben, in Hoffnung, er werde doch einigen Unzufriedenen Gelegenheit verschaffen können, wider sie aufzutreten. Er verfehlte aber vollends seine böse Absicht, denn alle einstimmig betheureten, daß sie in ihren Predigten keinen solchen Vortrag gegen die Heiligen gehöret haben, welcher in der Anklage vorkömmt.

Pfar. Ich schmäuchle mir, eure Hochwürden Herr Dechant werden sich schon ehe von mir überzeuget haben, daß ich einen solchen Satz, daß man die Heiligen gar nicht verehren soll, nie vorbringen würde.

Dech. Gewiß war ich meinerseits schon ehe überzeugt; und um so mehr freut es mich, daß ich auch das Konsistorium mit dem Untersuchungsprotokoll, und mit ihren geschriebenen Predigten hievon überzeugen kann.

Pfar.

Pfar. Auch zur Einsicht des hohwürdigen Konsistoriums habe ich die schuldigste Zuversicht, daß dasselbe in meinen Predigten zwar nichts hohgelehrtes, aber doch alles rein katholisch finden werde.

Dech. Von dem ist gar keine Rede. Allen Beifall werden vielmehr ihre Predigten finden. Sie sind im Volkstone, und faßlich verfaßt, ohne daß sie dabei in grobe, ungeschlachtete, und pöbelhafte Redensart verfallen; so wie einige glauben, sie müssen mit rohen Worten und Ausdrücken, und mit eben solchen Gebärden auch auf der Kirchenkanzel auftretten, wenn sie Bauern predigen, gleich als ob nicht viele Bauern so manierlich, wie andere Leute reden, oder, dergestalt zu reden eben durch die Volkslehrer gewöhnet werden könnten. Hauptsächlich gefählt mir dieses, daß sie den vorzüglichsten Bedacht genommen haben, immer eine gründliche Belehrung vorauszuschicken, und dieselbe sodann mit keiner lärmenden, sondern mit einer liebvollen Art an das Herz zu legen, und daß ihre Predigten sowohl über Glaubens- als Sittenlehren dem Volke immer das Anwendbare

bare zeigen, wodurch man nämlich in unserer heiligen Religion schon hienieden so seelig leben, und stuffenweise in glücklich machenden Vollkommenheiten bis zur ewigen Glückseligkeit und Vollkommenheit hinansteigen kann.

Pfar. Eure Hohwürden Herr Dechant sind gar zu gütig mit ihrem Urtheile.

Dech. Dieses Urtheil verdienen sie. Wollte Gott! Es würde von allen so geprediget. Ich kenne einen Prediger, der sich, weis Gott was, auf seine Predigt einbildet, wenn er darinn seinen Zuhörern theologische Subtilitäten, und sein Schulsystem über die Gnade Gottes vorträgt. Wenn er von einem Laster prediget; so ist immer dasselbe Laster, von welchem er redet, das gröste Laster. Er predigte neulich von der Unkeuschheit; und richtig war an diesem Tage dieses Laster bei ihm weit über Gotteslästerung, Abfall von Glauben, Vatermord, Aufruhren, und alle menschenverderbliche Laster. Er bediente sich noch dazu dieses Ausdruckes: Der sonst so unempfindliche Gott wird bei dem Laster der Un-

Unkeuschheit empfindlich. Was gedenken sie sich von diesem Ausdruck? **Der sonst so unempfindliche Gott wird empfindlich.**

Pfar. Dieser Ausdruck zeiget so wenig einen richtigen Begriff von Gott, als das übrige einen richtigen Begriff von denen Regeln zeiget, nach welchen die Laster jemanden zugerechnet werden müssen. Es kömmt ja bei den Lastern auf den mehreren oder minderen Verstand des Sünders, auf seine mehrere, oder wenigere Bosheit, auf die erschwerenden, oder lindernden Umstände, auf die Vorsetzlichkeit oder Schwachheit, auf die Vorstellungen, durch welche man hätte abgehalten werden sollen, und über welche alle man doch mit Vermessenheit hinausgegangen ist, oder auf die Vorstellungen, durch welche man unglücklich verleitet worden, auf die mehr oder weniger dabei beleidigten und beschädigten Gegenstände, auf die grösseren oder geringeren Folgen, und dergleichen mehrere Beobachtungen an, um das Maas der Zurechnung eines Lasters zu bestimmen.

Doch.

Dech. Mein beſter Herr Pfarrer! Es kömmt freylich darauf an; und jeder, der nur das Recht der Natur ſtudirt hat, könnte ihn aus der Lehre von der Zurechnung freyer Handlungen eines beſſeren belehren. Er ſelbſt dürfte nur eine geſunde Moraltheologie im Kopfe haben; ſo würde er auf keine ſolche Ausſchweifungen verfallen. Aber hierinn fehlt es eben bei ihm, und doch wird er für einen vortrefflichen Redner gehalten. Wenn er von der göttlichen Mutter redet, da iſt er unausſtehlich: Da kömmt unſer liebvoller Erlöſer, unſer gütiger Allvater gar nicht zum Vorſchein. Alles können wir nur durch Mariam erhalten. Unſer beſter Gott wird vielmehr als ein immer zorniger, mit der eiſenen Ruthe daſitzender, nur zum Züchtigen und Verdammen geneigter Richter dargeſtellet, zu welchem wir arme Geſchöpfe uns ohne Maria nicht hinzuwagen dürfen.

Pfar. Dergleichen übertriebene, der göttlichen Mutter gewiß höchſt mißfällige Reden und Predigten haben nicht wenig die kindliche Liebe zu Gott, und das Vertrauen auf unſeren Erlö-

löser als den einzigen Mittler bei dem himmlischen Vater in schwachen Köpfen und Gemüthern verringert. Ein Prediger solle sich an das Wort Gottes halten; und er solle doch wissen, daß weder die göttliche Mutter selbst, weder ein Apostel, Evangelist, oder anderer Jünger Christi sich verlauten liessen: **Kommet her zu mir alle, die ihr mühseelig, und beladen seyd, ich will euch erquicken.** * — **Was ihr immer den Vater bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben; bisher habet ihr um nichts gebethen in meinem Namen; bittet! und ihr werdet empfangen, auf daß eure Freude erfüllet sey.** — **Denn der Vater selbst liebet euch, weil ihr mich geliebet habt, und geglaubt, daß ich von Gott ausgegangen bin.** ** Aber unser liebster Erlöser sagte uns wohl mit diesen Worten deutlich genug, daß wir zu ihm kommen, daß wir in

sei-

* Matth. XI. 28.

** Matth. XVI. 23. 24. 27.

ſeinem Namen den Vater in allen unſeren Anliegen bitten ſollen, und daß wir das erhalten werden, um was wir immer den Vater in ſeinem Namen bitten, wenn es anders zu unſerer Seeligkeit iſt.

Doch. Recht ſchön haben ſie dieſes in ihrer Predigt von der Verehrung der Heiligen ausgeführet. Es iſt entſetzlich, wie einige, die Prediger des Wortes Gottes genennet werden wollen, mit dem Worte Gottes umgehen. Was gerade und deutlich in der Bibel ſteht, das benützen ſie nicht, oder wollen es nicht benützen, weil dabei ihre übertriebene Ausdrücke, ihre unregelmäßige Folgerungen, ihre ſchwermeriſche Vergleichungen, ihre mit Haaren hergezogene Anwendungen, ihre fantaſtiſche Auslegungen nicht beſtehen könnten. Chriſtus hat doch ſeinen Jüngern nirgends dieſe Lehre gegeben: **Prediget den Völkern, daß Menſchen als armſeelige Geſchöpfe mit ihrer Anruffung nicht ſogleich an mich kommen ſollen, ſondern weil meine Mutter, und ihr, und nach euch ſo viele Heilige den Himmel bewohnen werden; ſo**

müſ-

müſſen ſie, um geſchwindere und ſicherere Hilfe zu ihrem Anliegen zu erhalten, durch euch und vorzüglich durch meine Mutter an mich kommen; denn ich und mein Vater ſitzen immer erzörnt da, laſſen, wie einige groſſe Fürſten der Welt, nicht ſogleich jeden vor uns, und unſere Güte wird noch immer durch die ſtrenge Gerechtigkeit gegen die ſündigen Menſchen, auch wenn ſie bußfertig zu uns ruffen, ſo lange aufgehalten, bis meine Mutter, oder ein Heiliger mir und meinem Vater die Donnerkeule aus den Händen drahet.

Pfar. Eure Hohwürden verzeihen mir meinen Gedanken, den ich da nur unter uns ſage, daß bei dieſen Rednern und Predigern der heilige Geiſt doch immer noch am leichteſten herauskömmt. Dieſen laſſen ſie doch ſo ziemlich in Ruhe, und in Geſtalt der Taube ohne Galle ſeyn.

Dech. Ja, ja! Mit der Liebe des Vaters zur Weisheit, mit dem aufklärenden Gei-

Geiſte Gottes, mit dem, die Menſchen erleuchtenden Lichte geben ſich ihre haſtere Köpfe nicht viel zu ſchaffen. Das Lied: **Komm heiliger Geiſt**, und etwa zu Pfingſten eine unverſtändliche Predigt von den Gaben des heiligen Geiſtes iſt alles, was man in ſo vielen Kirchen vom heiligen Geiſte höret. Selbſt Gott Vater wird beinahe wie ein ſchon alter Mann, der ſich um das groſſe Hauswesen nicht viel bekümmert, in die Köpfe der Leute gebracht, und nur der göttliche Sohn muß immer und immer auf einem Regenbogengerüſte als der fürchterlichſte Gott erſcheinen, auf den ſich ſonſt keiner getrauen ſolle, hinaufzuſehen.

Pfar. Ich habe immer die Behutſamkeit gebraucht, meinen Zuhörern niemals ſolche Begriffe beizubringen, wodurch in ihren Köpfen, wie in den Köpfen der ſpitzfindigen Schultheologen die Eigenſchaften Gottes ſo ſehr von einander getrennet werden. Ich werde mich forthin bemühen, meinem Volke unſeren Gott als den liebreichſten vorzuſtellen, deſſen Gerechtigkeit ſelbſt nichts anders iſt, als eine unendliche durch Weisheit beſtimmte Güte. Dieſe

Gü-

Güte bleibt immer Güte, von welcher nur wir uns ſelbſt durch üble Handlungen entfernen, ſo wie wir uns ſogleich durch gute Handlungen derſelben nähern können. Ich ſagte meinen Zuhörern oft: Iſt denn ein guter Mann deſwegen ein ungütiger, zorniger, und ſchreckbarer Mann, weil üble Leute ſich nicht zu ihm nähern, ſeine Lehren nicht annehmen, und dasjenige von ihm zu erhalten ſich nicht bemühen wollen, was er denen verſpricht, die zu ihm kommen, und ſeine Lehren annehmen? Iſt er deſwegen ein ungütiger, zorniger, oder ſchreckbarer Mann, weil ſich von ihm einige Leute ſelbſt entfernen, derer, von ihm dargebotenen Gnaden ſich nicht theilhaftig machen, und im Elende und in Unvollkommenheiten bleiben wollen? Iſt ein gutherziger Hausvater deſwegen ein fürchterlicher Mann, weil ſein Haus den Böſewichtern verſchloſſen iſt; da jeder, der gut iſt, oder der nach abgelegtem böſem Leben wieder gut geworden iſt, bei ihm ſogleich Zutritt findet? Iſt endlich ſelbſt ein Richter ein überaus ſtrenger Mann, wenn er den Mördern, den Dieben, den Betrügern, den Uibertretern der Geſetze andeutet, daß, weil ſie Mörder,

der, Diebe, Betrüger, und Übertreter dieser Gesetze sind, er nach diesen unabänderlichen Gesetzen sie den Strafen und Folgen ihrer bösen Thaten überlassen müsse? Um wie viel weniger kann also Gott für einen allzustrengen Richter angesehen werden; da wir Menschen auch nach begangenen üblen Handlungen Gnade finden können, wenn wir die schlechten Handlungen vermeiden, und statt deren uns mit guten Handlungen auszeichnen; da er uns alle seelig und glücklich machen will, und so liebreich zu sich ruft; und da es also auf uns aukömmt, daß wir uns immer und immer vollkommener und glückseeligter machen, und endlich zur ewigen Vollkommenheit gelangen; statt dessen, daß wir uns stibst durch fortwehrende Unvollkommenheit in die ewig anhaltende Unvollkommenheit stürzen.

Dech. Das heißt recht gepredigt, Herr Pfarrer! und wie ich ihnen schon zu ihrem Lob sagte, so brachten sie statt des Begriffes von einem tyranisch schreckbaren Gott vielmehr das Schreckbare des Lasters, so wie das Anreizende der Tugend in die Herzen der Zuhörer.

Sie

Sie zeigten ihnen ganz schön und faßlich, wie jedes Laster den Menschen auch hienieden unglücklich, jede Tugend den Menschen auch hienieden glücklich mache; wie scheinbares Glück mancher Lasterhaften ein wahres Unglück, das scheinbare Unglück mancher Tugendhaften ein wahres Glück sey; wie der tugendhafte Mensch auch im zeitlichen Kreuz und Leiden Glück und Beruhigung finden könne, da der Lasterhafte bei allem zeitlichen Wohlergehen Unruhe, Mißtrost, und die bittersten Folgen erfährt, und sodann für die, ihm zustossenden Uibel keine wahre Linderung zu finden weis. Das eigens anschauliche Interesse greift immer am ersten ein. Die, von einem Pater Kochem abgebildeten Strafen der Hölle machen entweder gar keinen, oder nur einen vorübergehenden Eindruck, weil theils einigen die fabelhafte Vorstellung sogleich auffällt, theils zukünftige Dinge, die Niemand gesehen hat, in einer zu weiten Entfernung von denen Mitteln stehen, die sogleich gegen das Laster angewendet werden müssen. Aber die Verkettung des Lasters mit ihren üblen Folgen, deren letzte und übelste Folge (wenn nicht die Lasterkette ehe von

uns

uns durch Besserung zerrissen wird) jene unglückseelige ewige Unvollkommenheit seyn muß, wird dem gemeinsten Manne einleuchtender, weil er mit allen Sinnen auf die Folgen des Lasters hingewiesen werden mag; weil er solche Folgen bei Lastern und Lasterhaften hören, sehen, und fühlen kann; und weil er endlich hieraus selbst schließt: Ist die Lage eines Lasterhaften schon hienieden so elend, ist hier auf der Welt schon dieses das unausstehlichste, wenn man noch dazu kein Mittel, ja nicht einmal eine Hofnung vor sich hat, aus einem grossen Elende jemals zu kommen; wie muß erst die Lage desjenigen seyn, der mit seinen Unvollkommenheiten, ohne solche durch Reu und Besserung von sich gelegt zu haben, in die andere Welt tritt, und dort ewig in der unglücklichsten Unvollkommenheit bleiben muß; ebenso mit dem verzweiflungsvollen Gedanken, daß er nun kein Mittel, keine Hofnung mehr habe, jemals den Genuß jener glücklichsten Vollkommenheit, welche Gott selbst ist, mehr verdienen zu können, als mit der, stäts marternden Uiberzeugung, daß auch er, wie so unzählige andere sie so leicht hätte verdienen können.

Pfar.

Pfar. Ich habe wirklich, Gott ſey es gedankt! durch dieſe Vorſtellung bei meiner Pfarrgemeinde erzielet, daß ſie von der unglückſeeligen Ewigkeit, die kein Lebender geſehen, folglich auch nicht begreifen kann, doch einen richtigen Schluß, welcher in der Vernunft und in der Offenbarung ſeinen Grund hat, in ihren Verſtand eingenommen, und in ihren Herzen bewahret haben. Kochem läßt mit ſeiner Schilderung der Höllenpeinen auch nur bei einem mittelmäßig Verſtändigen immer die Fragen übrig: hat denn Kochem die Höllenpeinen ſchon geſehen? Wer hat es ihm oder einem anderen geoffenbaret, daß ſie gerade ſo ſind, wie er ſie beſchrieben hat? Und wo einmal zu viele Fragen übrig bleiben, denen weder die Vernunft, weder eine göttliche Offenbarung entgegen geſetzet werden kann; da verſchwindet die Vorſtellung aus dem Verſtande eben ſo geſchwind, als die Bewegung aus dem Herzen; nicht anders, als wie bei einem Schaukaſten, wo ein Bild nach dem andern bei der Oeffnung, in die man hineinſieht, vorgeſchoben, und eins nach dem anderen mit Bewunderung, oft auch nicht ohne Re-

gung angeſehen, aber auch eins nach dem anderen dem Auge wieder entrücket, ſodann der Kaſten geſchloſſen, und von jedem, der die Bilder angeſehen hat, wieder nach Haus gegangen wird, ohne daß einer dafür hielt, die Begebenheiten, wie ſie ihm vorgebildet waren, glauben zu müſſen, und ſolche nicht bald wieder vergeſſen zu dürfen.

Doch. Wie denen Vorſtellungen, welche die Nachahmer Kochems von der ewigen Wohnung der Heiligen machen, iſt es eben ſo beſchaffen. Sie begnügen ſich nicht, dem Volke den einleuchtenden Schluß beizubringen, daß der Genuß eines ewig glückſeeligen Lebens, einer ewigen Wonne in der Nähe des vollkommenſten Weſens etwas unausſprechliches ſeyn müſſe; da man ſchon hienieden ein ſeeliges Leben, ein allſeitiges Wohlergehen, einen Genuß wahrer Freude und Wohlthäter, die Erfüllung ſeiner Wünſche, ein ſtets freudiges Gemüth, einen hellen und heiteren Verſtand, und jene dem Menſchen mögliche Vollkommenheit des Geiſtes, des Körpers, und der übrigen Umſtände für ſein größtes Glück hält. Das, was noch kein

Aug geſehen, kein Ohr gehöret, und in keines Menſchen Herz geſtiegen iſt, das wiſſen ſie ſo ausführlich zu beſchreiben, als wenn ſie ſchon durch einige Zeit im Himmel zu Gaſt, und auf Rekreazion geweſen wären. Und was noch unverſchämter iſt, ſo behaupten ſie, alle ihre Schilderungen und Beſchreibungen vom Himmel ſeyn in der Bibel gegründet.

Pfar. In der Bibel finden ſolche Leute alles, was ſie darinn für ſich ſehen wollen. Ohne einiges Kenntniß der Grundſprachen, und derer, vor Zeiten üblichen Redensarten; ohne in der alten Geſchichte, und in der Wiſſenſchaft von damaligen Umſtänden, Gebräuchen, Geſetzen bewandert zu ſeyn; ohne die Regeln, die bei Auslegung der Bibel beobachtet werden müſſen, zu kennen, nehmen ſie ſogleich einen Text zu ihrer Kram, obgleich derſelbe ganz von etwas anderem zu verſtehen iſt. Beſonders gehen ſie erbärmlich mit dem alten Teſtamente um. Was dort von den Geſetzen der Synagoge angeführet wird, das muß auch nach begrabener Synagoge gar oft bei ihnen noch als ein unabänderliches Geſetz für unſere Kirche

gelten. Was bei dem israelitischen Volk nach seiner damaligen Staatsverfassung, nach seiner damaligen Gerichts- und Polizeieinrichtung geltend war, folglich kein eigentliches Religions- sondern ein bürgerliches Gesetz war, das paßt in ihrem Verstande auch nach zerstörtem jüdischem Staate noch immer auf unsere Staatsverfassung, auf unsere Regenten, auf ihre Verbindung, in der sie wie im alten Testamente mit den Leviten, Priestern und Oberpriestern immerfort seyn sollen, dergestalt, daß sie sogleich einen Gregorius den siebenten, der die Unterthonen wider ihren rechtmässigen Herrn aufgehetzet hat, mit einem, aus dem alten Testamente hergeholten Texte zu vertheidigen wissen. Was hie und da in der Schrift nur Erzählungsweise angeführet wird, das beliebt ihnen oft als eine nachahmungswürdige Handlung aufzustellen. Die sittlichen Gesetze des alten Testamentes aber, welche schon in den Gesetzen der Natur gegründet sind, welche nie abgeschaft werden könnten, weil die Gesetze der Natur unveränderlich sind, welche im neuen Testamente so liebreich und hell erkläret worden; welche also noch immer Haupt-

gese-

gesetze unserer heiligen Religion bleiben, und bleiben müssen; mit welchen sich Christus in seinen Lehren vorzüglich abgegeben hat, um die hartnäckigen und abergläubischen Juden in biegsamere, mehr gesittete, und vernünftigere Menschen umzustalten; welche den Verstand und das Herz auch für die Glaubenslehren empfänglicher machen, und durch die hiemit der Kirche ächte Christen, dem Staate getreue Unterthanen, den Armen verläßliche Nothhelfer, den häuslichen Gesellschaften gute Hausväter und gute Hausmütter, gute Aeltern und gute Kinder, gute Herren und gute Diener, und überhaupt in der menschlichen Gesellschaft Treu und Glaube, gegenseitige Hilfe, brüderliche Liebe, mögliche Arbeitsamkeit verschaffet werden; diese sittlichen Gesetze bleiben immer das seltenste in ihren Predigten.

Doch, Aus eben dieser Ursache bleibt auch bei ihren Predigten von den Heiligen die Lehre, in welchen Handlungen man sie nachahmen solle, und wie man sich durch diese Nachahmung glückseelig machen könne, entweder gar hinweg, oder sie ist das letzte, und dergestalt

unschicklich vorgebracht, daß die Zuhörer doch nicht belehret worden, wie sie die Handlungen eines heiligen Landesfürsten, eines heiligen Bischofs, eines heiligen Weltpriesters, eines heiligen Klostermannes auf ihre, von jenen weit unterschiedene Umstände, und auf ihre persönliche Glückseeligkeit anwendbar machen können. Ganz recht sagten der Herr Pfarrer in ihren Predigten, die Hauptverehrung der Heiligen bestehet in Nachfolgung ihrer Tugenden. O! In was für einer erschrecklichen Dummheit sind noch diejenigen, welche die ganze Verehrung der Heiligen in dem setzen, daß sie zu den Heiligen ein maschinmässiges Gebeth verrichten, daß sie ihnen zu Ehren eine Messe lesen lassen, daß sie den Heiligen eine Kerze aufstecken, daß sie an einem abgebrachten Feyertage nichts arbeiten.

Pfar. Da ich die Pfarre antrat, kamen mir immer einige, welche gegen das dargebrachte Meßstipendium eine Messe zu Ehren dieses oder jenes Heiligen verlangten. Ich nahm mir damals sogleich die Gelegenheit, fragweise sie anzugehen, warum sie denn zu

Ehren

Ehren dieſes oder jenes Heiligen eine Meſſe geleſen haben wollten? Die Antwort war: damit der Heilige unſer Anliegen Gott vortrage. Hierauf fragte ich ſie: ob denn Gott nicht alles ſehe, höre, und wiſſe? Da ſie mit ja antworteten, ſagte ich: Nun der ehe ſchon etwas weis, dem darf es ja nicht erſt vorgetragen werden? Hierüber machten ſie zu meinem Vergnügen ſtarre Augen, und wurden nachdenkend. Ich fuhr fort: Selbſt die Heiligen vernehmen erſt unſer Gebeth und unſer Anliegen aus Gott; an dieſen kömmt alſo unſer Seufzer immer am erſten, und kann es ihm wohlgefählig ſeyn, wenn nicht dabei auch an ihn unſer Vertrauen, unſere Bitte am erſten gerichtet iſt; da er uns gelehret hat, in ſeinem Namen zu bitten, und auf ihn zu vertrauen, daß wir alles erhalten werden, um was wir den Vater in ſeinem Namen bitten? Hierüber blieb ihnen keine andere Frage übrig, als dieſe: **Dürfen wir alſo nicht auch die Heiligen bitten?** Ja! antwortete ich, in ſoweit, daß ſie ihr Gebeth mit dem unſrigen vereinigen, um uns das zu erhalten, was zu unſerer Seeligkeit iſt. Hierauf verſprach

ſprach ich ihnen, daß auch ich bei der Meſſe, welches unblutige Opfer ich ſammt ihnen keinem Heiligen, ſondern nur Gott, deſſen Gnade und Gaben wir in den heiligen Himmelsbewohnern verehren, darbringe, und welches als ein allgemeines Opfer nicht dem allein, der das Meßſtipendium giebt, ſondern allen Anweſenden nach dem Maaße ihrer Andacht nützet, mein Gebeth mit dem ihrigen vereinigen werde, und daß ſie hievon nach dem Maaße ihrer Herzensbeſchaffenheit ſichere Frucht hoffen können, wenn ſie gleich das Stipendium nicht mir, ſondern vielmehr den Armen geben. * Seit dem habe ich zwar keine Meßſtipendien, aber um ſo mehrere richtig denkende Pfarrkinder, und um ſo mehrere Beiträge für die Armen.

Doch. Ich wäre durch dieſes ihr Betragen beſchämt, wenn ich bei meiner einträglichen Pfarre Meßgelder annähme, die nur als ein Almoſen von armen Weltprieſtern angenommen werden können. Auch von mir, und in meiner

* Van Eſpen.

ner Pfarre werden keine Meßgelder angenommen, ausgenommen mit dem Bedingniß, ſie an arme Prieſter abgeben zu dürfen.

Pfar. Einige unter meinen Pfarrkindern hatten auch dieſe Meynung, daß jeder, wenn er noch ſo laſterhaft lebt, hingegen aber nur alle Tage zu der göttlichen Mutter, oder zu der heiligen Barbara ein Gebeth verrichtet, doch die Glückſeeligkeit in dieſem und jenem Leben ſicher zu gewarten habe. Aber auch dieſen Aberglauben lieſſen ſie fahren, ſobald ich ihnen zeigte, daß bei einem ſolchen Gebeth kein Haus und Hof, kein Hab und Gut, kein Treu und Glaube, und kein Menſch vor dem anderen mehr ſicher wäre. Gott behüte (ſagte ich) ein jedes Haus, ein jedes Ort, ein jedes Land, wo ſich ſolche Barbarabether einfinden, welche in Hoffnung, weder hier noch dort unglückſeelig werden zu können, Todtſchläge, Diebſtähle, Betrügereien und alle Gattungen Laſter ausüben wollten. Jeder Bürger und Bauer würde einen ſolchen Diener, einen ſolchen Knecht beim Hauſe hinauswerfen, und einkerkern laſſen, der der Mutter

ter des Bürgers oder Bauers alle Tage etwas schönes daher sagte, den Bürger oder Bauer selbsten aber im Hauswesen, im Handel und Wandel betrüge, und ausser der Mutter des Bürgers oder Bauers allen übrigen Schimpf und Unbilden zufiegte. Das hiesse die göttliche Mutter, die heilige Barbara, oder andere Heilige mit ihrer größten Verunehrung eben so zu Patronen der Lasterhaften machen, wie bei den Heiden die Diebe an dem Merkurius einen Schutzgott hatten.

Dech. Ein Hauptbeweis, daß ihre Pfarrgemeinde wohl unterrichtet sey, war dieser, daß sie sich die vielen Bilder, die bei ihren Vorfahrern an den Kirchenwänden hiengen, so gern hinwegnehmen liessen.

Pfar. Gott sey Dank! Ich erfuhr hierüber nicht einmal ein Murren von Weibern, zu geschweigen eine öffentliche Unruhe und Widersetzlichkeit. Das besondere Vertrauen auf dieses oder jenes Bild brachte ich schon ehe glücklich aus ihren Köpfen mit der Vorstellung, daß Gott nicht eigensinnig sey, eben nur an die-

diesem Orte, eben nur vor diesen Bildern angeruffen zu werden, und nur daselbst helfen zu wollen; daß er seine Gnaden und Gaben nicht unter die Farben hineinmische, damit sie dort herausgesucht werden müßten; und daß wir hiemit den Werken der Maler, Bildhauer, und Steinmetzen eine unzulässige Ehre anthun, wenn wir glauben, die wohlthätige Gottheit setze sich eben nur in dieses Bild, in diese Statur hinein; so wie die Heiden glaubten, daß ihre Götter in den Bildern und Statuen sind.

Dech. Dieses (so wie ich aus ihren geschriebenen Predigten sah) wiederholten sie öfters. Man kann den Leuten nicht genug einprägen, daß die Bilder nicht anders gebraucht werden dürfen, als zur Erinnerung an den, der im Himmel ist, und daß wir zu diesem gegen Himmel, nicht zum Bilde hinauf unser Gebeth schicken müssen. Deßwegen sind mir die Bilder am liebsten, in welchen ganz lehrreiche Begebenheiten vorgestellet werden. Da wird das Aug nicht auf eine einzige Figur hingeheftet, woraus auch bald ein aber-

gläu-

gläubisches Vertrauen nur auf eben diese Figur bei einigen entspringet; sondern der Verstand wird mit der ganzen vorgestellten Begebenheit beschäftiget, über eben diese Begebenheit nützlich belehret, und zur Anwendung für unsere Glückseeligkeit bewogen. Ach! Hätten unsere Vorfahren nur immer auf das Anwendbare gesehen!

Pfar. Wollte Gott! Sie hätten dem Volke besonders von den Heiligen nicht so vieles vorgesagt, das weder immer angewendet werden kann, weder auch immer angewendet werden dürfte.

Dech. Hierinn haben sie Recht, Herr Pfarrer! Bei den Heiligen finden wir Wunder, Tugenden und menschliche Handlungen. Ich habe mich immer geärgert, so oft ich einen Lobprediger sagen hörte; dieser Heilige hat große Wunder gewirket. Ein Katholik, der seine Religion kennet, schreibt Gott allein und keinem Heiligen die Wirkung der Wunder zu;* allein

* Muratorius von der wahren Andacht 2. Kap.

allein die meiſten Lobprediger vor Zeiten, ſo wie ſie den Heiligen, von dem ſie redeten, immer für den gröſsten Heiligen ausgaben, häuften auch vorzüglich das Lob mit Wunder über Wunder, die der Heilige gewirket haben ſoll. Da war freilich beim Volke Bewunderung über Bewunderung; aber eigentlich nichts, was für Leute, die keine Mirakel wirken können, anwendbar wäre. Der Zulauf des Volkes in dieſe oder jene Kloſterkirche, zu dieſem oder jenem Bilde, um dort vielleicht auch eine mirakuloſe Hilfe zu erhalten, war die einzige Frucht; eine Frucht mehr für das Kloſter, welchem dafür Geld einging. * Die daſelbſt von einigen abgelegte Beicht hätte wohl in der Pfarrkirche auſſer einem ſo groſſen Zuſammenlauf des Volkes mit mehrerer Vorbereitung und mit mehrerem Nutzen abgeleget werden können.

Pfar. Ich leide keine Konkursbeichten; da kommen nur Bußſchleuderer, keine wahre Büſſer zuſammen. Der wahre Büſſer muß ſeine

* Muratorius l. c.

seine Sinnen ändern, und sich auf den Weg der Tugend, nicht auf den Weg zu einem Wallfahrtsort begeben, da er vom Wallfahrtsorte oft schlechter zurückkömmt, als er hingegangen ist. Des Beichtvaters seine Pflicht ist noch nicht erfüllet, wenn er nur das Ohr gegen das Beichtkind hinhält, und sodann das Kreuz macht. Wie viel anders kann er aber bei den Konkursbeichten thun, wo einer den anderen vom Beichtstuhle hindandränget, und alle bald abgefertiget werden wollen?

Dech. Ich leide auch keine Konkursbeichten; und ich erziele hiedurch nicht nur den Vortheil, daß die Leute mit mehrerer Vorbereitung und mit mehrerer Frucht sich dem Sakramente der Busse nähern, sondern auch das ersprießlichste für ihr Seelenheil, daß sie die Busse nicht eben auf gewisse Festtäge verschieben, sondern sich die Beichttäge nach ihrem Seelenerforderniß einrichten.

Pfar. Es ist sehr gut, daß die Leute itzt schon einen richtigeren Begriff von Ablässen haben, nämlich daß die Ablässe keine Nachlassung

laſſung der Sünden, ſondern nur eine Nachlaſſung der zeitlichen Strafen ſind, die von der Kirche dem Sünder auferleget werden können. Es bekümmert ſich auch Niemand mehr in meiner Pfarre um die hinweggenommenen Ablaßbullen. Aber ehevor war eben an den Ablaßtagen, und an dem Feſte eines Heiligen, beſonders eines Ordensheiligen der größte Zulauf; gleich als ob am Feſte eines Heiligen jemand leichter von ſeinen Sünden befreiet werden könnte; * da doch kein Heiliger, ſondern nur das Sakrament der Buſſe uns von Sünden befreiet.

Doch. Mir iſt es ſchon an Feſttägen der Heiligen geſchehen, daß einige Beichtkinder mich um Rath gefragt haben: ob ſie denn nicht das nämliche thun dürfen, was dieſer Heilige gethan hat? welches ich aber gerade widerrathen mußte, weil es fehlerhaft war.

Pfar. Das kömmt eben daher, daß ſoviele unſerer Vorfahren, und beſonders die Legen-

den-

* Muratorius im oben angeführten Kapitel.

denschreiber und die Lobprediger dem Volke unächte Begriffe von den Heiligen beibrachten. Wie eure Hochwürden ganz einsichtsvoll angemerket haben, so kommen dreierlei Dinge in den Leben der Heiligen vor: Wunder, Tugenden, und menschliche Handlungen. Von Wundern wußten die Legendenschreiber nur gar zu viel zu schreiben; aber die wahren Tugenden von den menschlichen Handlungen wußten sie nicht immer recht zu unterscheiden. Sie zeigten auch bei den Handlungen der Heiligen nicht sattsam, was, und wie es nachgeahmet werden könnte, und sie überstiegen sich immer zu soweit, daß sie sogar die Fehler, welche die Heiligen als Menschen begiengen, mit Lobsprüchen erhoben, und zur Nachahmung anprieſen.

Dech. Die Heiligen, wie sie bei den Legendenschreibern und den Lobpredigern nach dem alten Geschmack vorkommen, sind so unnachahmlich dargestellt, daß sie von den meisten vielmehr für Leute einer andern Welt, einer andern Natur, als für einen Gegenstand der Nachahmung gehalten werden. Freilich würde

ſich dieſer Irrthum bald verlieren, wenn gründlich gezeiget würde, daß ſie nur wegen jener Handlungen heilig geworden, welche einen tugendhaften Lebenswandel ausmachen, und daß jeder heilig werden könne, der ſich eines ächt frommen Lebens, und eines wahrhaft tugendhaften Wandels befleißet, welches mit der Gnade Gottes jedem möglich iſt. Allein dieſes wird dem Volke gar nicht, oder nicht anwendbar gezeiget. Der Heilige, von dem die Rede iſt, wird immer als der größte unter den Heiligen, oder als ein auſſerordentlicher Heiliger angeprieſen. Die Leute denken ſich: welcher Menſch wird bei ſeinen Schwachheiten einem ſo auſſerordentlichen Heiligen nachkommen, deſſen Heiligkeit auch ſo viele andere Heilige nicht erreicht haben?

Pfar. Es iſt einem Menſchen nicht zu verargen, daß er, wenn er auf ſeine eigne Schwachheiten hinſieht, und dergleichen Lobredner höret, ſich ſodann eben wegen ſeiner Schwachheiten von der Foderung ſolcher auſſerordentlicher Beiſpiele loszähle; wohingegen ungeachtet unſerer menſchlichen Schwachheiten

jeder mehreren Muth zur Nachahmung bekommen müßte, wenn ihm auch die Fehler, welche von Heiligen als Menschen begangen worden, nicht verhöhlet würden; wenn ihm anschaulich gemacht würde, wie die Heiligen wegen ihrer Schwachheiten ebenfalls das beständige Bedürfniß der göttlichen Gnade empfunden haben. Gott hat ja den Heiligen die Menschlichkeit nicht abgenommen, wohl aber hat er ihnen Mittel gegeben, nicht nur zu verhindern, daß ihre Schwachheiten nicht zu ihrem Verderben ausgeschlagen, sondern auch selbst diese Schwachheiten zu ihrer Leitung und grösseren Vollkommenheiten in soweit zu benützen, als sie hieraus immer mehreren Beweggrund und mehreren Antrieb bekommen, sich stets in der Unterwürfigkeit gegen Gott, im Vertrauen auf ihn, und in der nothwendigen Behutsamkeit bei ihren Handlungen zu befestigen. Eben hiedurch haben sie sich die Fertigkeit, ihre Pflichten zu erfüllen, das ist, die Tugend sammt der Sorgfalt hierauf angewöhnet.

Doch. Freilich wohl hätten die Prediger

und

und Legendenschreiber von den Heiligen so schreiben und reden sollen. Hierdurch wären die Heiligen auf einer solchen Seite vorgestellet worden, auf welcher man sie nachahmlich gesehen hätte, ohne sich in einen Wald verlaufen, ohne sich in Berghöhlen verkriechen, ohne sich zwischen Mauren versperren zu dürfen, weil die Tugend immer nur eine Fertigkeit in Erfüllung der natürlichen, der gesellschaftlichen, der kirchlichen, und der bürgerlichen Gesetze bleibt, die in der Gesellschaft, worein uns der Schöpfer gesetzet hat, erfüllet werden können, erfüllet werden sollen. Aber leider haben sie hie und da Vernachläßigungen dieser Pflichten für Pflichterfüllungen und Tugenden ausgegeben; Vernachläßigungen, in welche immerzu einige Heilige aus Mangel der Einsicht und Erziehung, aus Heftigkeit oder Mattigkeit ihres Temperaments, aus übertriebenem Eifer, oder übel verstandener Frömmigkeit, aus überspannter Einbildung, oder zu fest gehaltener Meynung, daß dieses oder jenes wirklich gut sey, da sie es doch bei einer genaueren und gründlichern Nachspur nur für

ein Scheingut hätten entdecken können, als Menschen verfallen sind.

Pfar. Wie oft sind nicht Heilige durch Wirkungen eines mürrischen Gemüthes, eines unordentlichen Eifers, oder verschiedener übertriebener Leidenschaften sogar bewogen worden, selbst gegen andere Heilige unbillig zu verfahren. * Wie viele Unternehmungen finden wir in denen Legenden, die von gesitteten Menschen für unbesonnen, ausschweifend, oder thöricht gehalten würden, wenn man sie nachahmen wollte. Wer könnte es billigen, dem heiligen Simeon, der Salus genannt wurde, in allem nachzufolgen? Würde nicht das Mütterchen oder die Einsiedlerinn von Tabane, und der heilige Johannes von Gott, die von Sinnen waren, oder sich wenigstens so stellten, um hiedurch eine vermeyntliche Demuth auszuüben, von vielen Dienern Gottes getadelt?

Dech.

---

* Baillet Abhandlung von den Geschichten der Heiligen §. 91.

Orch. Es ſind ja von einigen Heiligen auch einige Fehler gegen die Glaubens- und Sittenlehren nicht nur begangen, ſondern noch dazu von ihnen ſchriftlich vertheidiget worden, welche wir doch gewiß nicht nachahmen dürften. Nur weil ihr Wille hieran keinen Theil hatte, ſondern die ganze Urſache der Mangel ihrer Einſicht war, bleibt im übrigen ihre Heiligkeit verehrungswürdig.

Pfar. Die elende Beſchaffenheit der damaligen Schulen und Lehrarten, die ungegründeten, oft albernen Meynungen, ſo aus der damaligen Lehrart der Weltweisheit in die geiſtlichen Wiſſenſchaften übertragen wurden, waren die Hauptquelle* mancher unrichtiger Begriffe, die ſie einſogen. Die Lobredner, Legendenſchreiber, ja auch einige Schulmänner hätten aber überdenken ſollen, daß unſre heilige Kirche, wenn ſie jemanden in die Zahl der Heiligen ſetzet, deßwegen nicht alle ſeine Mey-

* Baillet I. 6.

Meynungen, Lehren, und Handlungen kanonisire. *

Dech. Es gab auch gewisse Verbindungen, durch welche einige heilige Männer in schädliche Fehler gezogen und verflochten wurden. Bei dieser Gelegenheit sagt Baillet: **Man muß gestehen, die Kirche hat nicht allemal das Vergnügen gehabt, zu sehen, daß alle Handlungen ihrer Heiligen heilige Handlungen gewesen.** Wirklich sind von einigen Heiligen innerliche und äusserliche Staatsunruhen, Verfolgungen der rechtschaffensten Personen, und Zerrüttungen ganzer Familien angezettelt oder befördert worden. ** Und war nicht noch vor einigen Jahren sogar dasjenige in Breviren am Feste des heiligen Gregorius des siebenten, und am Feste des heiligen Benno enthalten, was gegen alle gute Staatsgrundsätze stritt, und doch von Prie-

* Augustinus l. 5. de baptismo contra donat. c. 17. n. 23.

** Baillet l. c. §. 97.

Prieſtern allgemein herabgebethet, und herabgeleſen werden mußte.

Pfar. Ich mache dem heiligen Gregorius dem ſiebenten den Himmel nicht ſtreitig; allein es iſt ein Unterſchied zwiſchen dem, daß man einem die Seeligkeit nicht ſtreitig mache; und zwiſchen dem, daß man ihn einer öffentlichen Verehrung würdig mache. Gegen eure Hohwürden Herrn Dechant getraue ich es mir zu geſtehen, daß ſo, wie ſchon öfter eine Muſterung mit dem Regiſter der Heiligen vorgenommen worden, ich wünſchte, daß noch einmal, und zwar mit Beiziehung verſtändiger und ächtdenkender Männer eine genauere Muſterung vorgenommen würde. Mir ſind einmal zuviele, und ſolche Heilige in dem Heiligenverzeichniſſe, wovon verläßlich bei gewiſſenhafter Kritik manche hinwegkämen.

Dech. Mein beſter Herr Pfarrer! Baillet ſagt: So wie die wahre Heiligkeit abnahm, ſo wurde man auch leichter unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, ſo daß man glauben ſoll, man wolle den Verluß des Himmels der

Kirche

Kirche dadurch ersetzen, daß man sie mit neuen Heiligen anfüllte, die oft diese Eigenschaft nur in der Meynung der Menschen hatten. Man sah auf einmal ganze und zahlreiche Familien, die aus lauter Heiligen bestunden, deren jedes Mitglied einstens eine öffentliche Verehrung haben sollte. Man fieng an, nicht nur erwachsene Neubekehrte darunter zu nehmen, sondern auch Kinder, die noch nicht zu Verstand gekommen, das ist, Heilige ohne Mitwirkung, die zu dem Verdienst Christi von dem ihrigen nichts hinzugethan; Heilige, die vielleicht die größte Anzahl der Seeligen im Himmel ausmachen, aber nicht ein Gegenstand der Verehrung der Kirche seyn können; es müßte denn seyn, daß sie um Christi willen gelitten. Die natürlichen Empfindungen der Erkenntlichkeit und Ehrerbietung gegen seine Herren und Wohlthäter sind manchmal der Beweggrund zur Vergötterung einiger Fürsten und Bischöfe gewesen. Man bekümmerte sich nicht um die erheblichsten Fehler, die sie bei ihrem Leben in ihrem Bezeigen veroffenbaret, wenn sie nur Klöster oder Kirchen erbauet, oder sonst der Kirche ansehnliche

Dienste

Dienſte erwieſen. Schon der Ruf von Heiligkeit, ja ſogar der Titel der Heiligkeit, der der biſchöflichen Würde ſowohl, als der päbſtlichen beigeleget wurde, erweckte nach dem Tode mancher Päbſte und Biſchöfe die Neigung des Volkes, ihnen die Ehre eines öffentlichen Dienſtes zuwegen zu bringen. Der Ehrgeiz hat zur Vermehrung der Heiligen wie bei anſehnlichen Familien, alſo auch bei ganzen Nazionen beigetragen. Man brauchte ſein Anſehen, um einen ſeiner Verwandten, Freunde, oder Landesleute unter die Heiligen aufnehmen zu laſſen; und man glaubte ſich dadurch Ruhm bei den Menſchen, und Schuz bei Gott zu verſchaffen. Und am meiſten wurde die Zahl der Heiligen durch die Klöſter vermehret. Ein groſſer Theil des Ruhms dieſer Häuſer beſtand in der Menge der Heiligen, und die Klöſter ſezten zuweilen gar ihren Nuzen darinn. *

Pfar. Die Leben der Kloſterſtifter und Kloſterheiligen übertreffen auch meiſtens in Rückſicht

* Baillet l. c. §. 98. 99.

ſicht auf die weitläufige Beſchreibung, auf die Lobſprüche, auf die Wunder, und auf die Empfehlung eines ſolchen Kloſterlebens die Schreibart, die bei anderen Leben angewendet werden.

Dech. Und kam wohl ein Feſt in der Feyerungsart dem Feſte eines Kloſterſtifters, oder eines Kloſterheiligen gleich? Was waren da für Oktav- und Novenandachten, Hohämter, Veſpern, und Litaneien, Lobpredigen und Prozeſſionen? Sind die Täge des Herrn, die Feſte unſrer Geheimniſſe jemals ſo prächtig gefeyert worden? Alles dieſes trug leider ſo vieles bei, daß bei dem Volke die unächten Begriffe von der Verehrung der Heiligen immer vermehret, und der, unſerem lieben Gott ſchuldige Dienſt immer weiter herabgeſetzet wurde.

Pfar. Sie glaubten freilich, wie gut und ſpitzfindig ſie die Klage ächtdenkender Männer dagegen abgelehnet haben, wenn ſie ſagten: Gott bleibe immer dabei derjenige, der auf dieſe Art in ſeinem Heiligen geehret werde.

Aber

Aber in dieſer ganzen Einrede war nichts gründliches, nichts unſerer heiligen Religion und dem wahren Gottesdienſte entſprechendes enthalten. Wenn man den Fürſten in einem Winkel ſeiner Burg ſtehen laſſen, und was immer für einen von ſeinen Hofherren mit gröſter Pracht, und mit allen königlichen Zeremonien auf den Thron ſetzen wollte unter dem Vorwande, der König bleibe immer dabei vorzüglich geehret, daß ein ſeiniger Hofherr dieſe Verehrung erhalte, wäre dieſes nicht ſchon groſſer Unſinn, obwohl der Fürſt auch Menſch iſt, wie der Hofherr. Um wieviel gröſſer iſt alſo der Unſinn, das Feſt eines Heiligen, der nur ein Geſchöpf iſt, mit einer gleichen oder wohl noch gröſſeren Pracht, als die Feſte Gottes zu begehen! Der Unterſchied der Worte **Anbethung** und **Verehrung** heißt nichts, wenn nicht auch in äuſſerlichen Handlungen und Zeremonien zwiſchen der Anbethung und Verehrung ein Unterſchied gemacht wird. Was würde der Herr Prälat, der Pater Prior, der Pater Quardian ſagen, wenn die Kloſtergeiſtlichen aus Neigung zum Frater Koch, oder Frater Kellermeiſter dieſen die nämlichen Ver-

beugungen und Ehren erwiesen, wie sie den Klostervorstehern erwiesen werden müssen?

Doch. Ja, ja! Der Schluß des Gebeths durch Christum unseren Herrn macht das noch nicht gut, was vorher den Heiligen mit jenen, nur Gott gebührenden Andachtsübungen zuviel erwiesen wird. Hiedurch kömmt man unvermerkt zu dem Aberglauben zurück, der bei den Heiden war. Auch die Heiden hielten nur einen Gott für den obersten, und für den über alle Götter erhabenen Herrn Himmels und der Erde; allein sie erwiesen auch den übrigen, und sogar ihren Helden gleiche göttliche Ehren, und daher kam ihre Vielgötterei. Einige Christen verfielen schon in den ersten Zeiten auf die nämliche Art in mißbräuchliche Verehrungen der Verstorbenen. Man erwies nämlich dem Gedächtnisse der Verstorbenen eine feyerliche Ehre, die man nicht göttlich nennen durfte, seitdem man die christliche Religion angenommen, die aber nur durch den Gegenstand von derjenigen Verehrung verschieden war, die man bei den Heiden den Menschen durch

die

die Vergötterung erwies, wenn man sie unter die Zahl der Götter setzte. *

Pfar. Euer Hochwürden Herrn Dechant ist es besser, als mir bekannt, daß auch die Festtäge der Heiligen selbst aus denen, bei den Heiden und Juden gefeyerten Todestägen ansehnlicher Leute umgestaltet werden. Bei Heiden und Juden wurden solche Todestäge, die sie auch die Geburtstäge nannten, weil die Verstorbenen ein neues Leben damit angefangen haben, mit Lobreden, mit Liedern, mit Opfern, mit Gastmälern, mit verschiedener Pracht gefeyert. Die Christen, besonders da sie schon öffentlichen Gottesdienst hielten, und Kirchen hatten, glaubten, sie könnten mit grösserem Rechte die nämliche Ehre dem Leben und ruhmvollen Tode ihrer Heiligen erweisen; nannten also den Tod der Heiligen auch einen Geburtstag, und feyerten solche Geburtstäge gleichfalls mit äusserlichen Zierrathen, prächtigen Kleidern, öffentlichen Märkten von allerhand Waaren um die Kirche herum; ja auch mit

* Baller l. c. §. 98.

mit Schmäusen und Gastmählern. Diese Gewohnheit schien gleich Anfangs bei ihrer Einführung einigem Mißbrauche unterworfen zu seyn, und konnte auch manchem schädlich seyn; wenigstens waren sie geistlichen Christen, die Gott im Geiste und in der Wahrheit dienen konnten, ganz unnütz. Allein auch die erleuchtetesten Bischöfe liessen es um der Schwachen und Unvollkommenenwillen geschehen.*

Dech. Auf die geistlichen Geburtstäge folgte bald die Feyerung der Täge der fleischlichen Geburt, nicht zwar in Ansehung der schon Verstorbenen, aber in Ansehung der Lebenden. Von den Juden ist zwar dieser Gebrauch ursprünglich nicht gekommen; denn ob sie gleich das Beispiel der Aegypter vor sich hatten, feyerten sie doch solange keine Geburtstäge, bis nicht auch unter sie die griechischen und römischen Sitten gekommen sind. Bei den Heiden aber war die Gewohnheit, den Tag der fleischlichen Geburt zu feyern, schon vorlängst üblich. In Ansehung der Heiligen woll-

* Baillet l. c. §. 109.

wollte nun aber die christliche Kirche durchaus nicht diese Geburtstäge zu Festen machen (gleichwie bei den Heiden an eben diesen Tägen von den Mannspersonen dem Genius, und von den Frauenzimmern der Juno geopfert wurde) jedoch war sie nicht entgegen, daß die Lebenden auch die Täge ihrer fleischlichen Geburt feyerten, wenn nur nichts abergläubisches dabei unterlief, und keine Religionsfeste daraus gemacht wurden. Selbst der heilige Augustin feyerte seinen Geburtstag.* Ich meinerseits proteſtire ausser der Gott schuldigen Danksagung für mein Daseyn gegen alle weitere Feyerlichkeit, weil mir nichts lästiger ist, als die Geburts- und Namenstaggratulazionen.

Pfar. Beinahe aber, wie nämlich immer einige trachteten, nur die Feyertäge zu vermehren, wären doch auch die Täge der fleischlichen Geburt zu Festtägen gemacht worden, wenn sich nicht die Kirche entgegen gesetzt hätte. Wirklich sind schon einige solche Feste in

* Retract. l. 1. c. 2.

in Schwung gekommen, zum Beispiel mit der heiligen Agnes; welches Fest aber die Kirche sogleich abgeändert hat; weil sie durchaus keine Geburtsfeste geduldet, als die Geburtstäge unseres Heilandes, seines Vorläufers Johannes, und der göttlichen Mutter, so im Verhältniß mit der Menschwerdung Christi stehen.

Pech. Deßwegen sind doch nach und nach so viele andere Feyertäge aufgekommen, daß sie endlich haben wieder abgeschaffet werden müssen, woran recht gut geschehen. Auch dieses zeuget von einer guten Denkungsart, und von einem guten Willen ihrer Pfarrkinder, daß eben in dieser Pfarre (wie es zu ihrem Ruhme bekannt ist) kein abgebrachter Feyertag mit Unterlassung der Arbeit, wie von so vielen Pfarrkindern anderer Pfarren gefeyert wird. Ich habe zwar auch schon den Trost, daß die müssige und wirthshäusliche Feyer der abgeschafften Festtäge in meiner Pfarre so ziemlich nachlasse. Nun es sind die Leute in einigen Gemeinden schon in sich hartnäckiger, als in anderen; und bei der einen Gemeinde

bedarf es mehrere und längere Mühe, als bei der anderen, und die Vorurtheile und alten üblen Gewohnheiten hindanzubringen. Meinerseits lasse ich nicht ermangeln, meinen Pfarrkindern bei jeder Gelegenheit das vorzustellen, was sie übles, und Gott sowohl, als seinen Heiligen mißfälliges durch Feyerung solcher Täge begehen.

Pfar. Seyn Euer Hochwürden versichert, daß auch von meinen Pfarrkindern einige sich Anfangs über nichts mehr, als über die Abschaffung der vormaligen Feyertäge aufgehalten haben. Ich fragte sie: Warum sie denn vorher diese Feyertäge gehalten haben? Die Antwort war: Weil es ein Kirchengeboth gewesen. Nun sagte ich: An dem könne doch Niemand zweifeln, daß der, der das Geboth gegeben, solches auch aufheben könne; und das unterliege auch keinem Zweifel mehr, daß dieses Geboth von der Kirche wirklich aufgehoben worden. Hierüber konnten sie sich freilich mit keinem Gebothe mehr schützen; aber soviel wollten sie doch noch behaupten, daß, obwohl es nicht mehr gebothen sey, solche

Täge zu feyern, dennoch Niemanden verbothen seyn könne, freiwillig den Heiligen zu Ehren diese Täge zu feyern. Nun mußte ich ihnen also zeigen, daß mit der Abschaffung der Feyertäge wirklich auch ein **Verboth**, diese Täge zu feyern, verbunden sey. Ich fragte sie: Ob nicht schon aus der Vernunft und aus dem geoffenbarten Worte Gottes jedem das **Verboth** einleuchten müsse, **dem Müssiggange nachzugehen**; und in was anderem als im Müssiggange die Feyerung solcher Täge bestehen könne, da an denselben Tägen kein feyerlicher Gottesdienst gehalten werden darf? **Ist den Geistlichen an diesen Tägen verbothen, eine Feyer in der Kirche zu halten** (sagte ich) **wie solle es den Pfarrkindern nicht verbothen seyn, ausser der Kirche einen Feyertag zu halten, und also wirklich nur müssig zu gehen; da doch der Endzweck der Abschaffung dieser ist, daß jedermann arbeiten solle, folglich nach diesem Endzweck das Nichtarbeiten gewiß verbothen seyn muß.**

Doch.

Dech. Dieſer richtige Schluß leidet aber ſehr in ſeiner Kraft noch ſo lange, als das Meßleſen eine Alletagsandacht bleibt, aus welcher ſich die Feyertagsbegierigen ſogleich eine feyertägliche Meſſe machen. Und was noch das übelſte; ſo ſind ſogar einige Seelſorger rund um uns herum, die es wegen des eigenen Intereſſe recht gern ſehen, wenn an ſolchen Tägen der Zulauf des Volkes fortdauret, und deßwegen, ſoviel es immer noch thunlich iſt, eben ſolchen Tägen in der Kirche einen feyerlichen Anſchein geben.

Pfar. Das Unglück, welches meine Pfarrkinder in jenen Jahren mit Feuer, Schauer, und Waſſergefahren getroffen hat, benützte ich, ihnen die abgebrachten Feyertäge aus den Köpfen zu bringen. Wo ich in der Nachbarſchaft jemanden wußte, der den Unglücklichen einige Hilfe leiſten könnte, zu dieſem verfiegte ich mich ſelbſt, aber meiſtens an abgebrachten Feyertägen. Eben an abgebrachten Feyertägen hatte ich ſodann wieder mit Austheilung derer, für ſie erhaltenen Wohlthaten am meiſten zu thun. Ich ließ mich an keinem Tage lieber

zu den Kranken holen, und ich war eben so geschwind bei denselben, als ich mich auch länger daselbst an solchen Tägen aufhielt. Kurz! immer fielen mir Gelegenheiten vor, wo ich mit lauter Wohlthaten gegen mein Pfarrkinder im Pfarrhofe oder in Bauernhütten so beschäftiget war, daß ich an solchen Tägen nie eine Messe lesen konnte. Weil nun die Pfarrkinder an solchen Tägen Wohlthaten erhielten; weil sie sich selbst zu mir hinzudrangen, daß ich in ihrem Zirkel so vergnügt eingeschlossen war, als ich mir nicht hinaus verlangte; weil auch sie sich alle Hände voll mit dem Empfange und der Hinwegtragung der Beiträge zu thun machten; weil sie sich ein Gewissen gemacht hätten, mir den, einem Kranken länger geleisteten Beistand zu verargen; weil sie sahen, daß ich mir sonst den Gottesdienst an Sonn- und gebothenen Feyertägen und die Administrirung der heiligen Sakramente nach meiner Schuldigkeit angelegen seyn ließ; so verursachte die fortwährende Unterlassung der Messe an abgebrachten Feyertägen kein Bedenken, und sie gewöhnten es, einen abgebrachten Feyertag nach dem anderen ohne

Messe

Messe zu seyn, ohne daß sie sich in benachbarte Pfarren verliefen; weil sich immer die Ursache der Meßunterlassung erst am abgebrachten Feyertage eräugnete. Selbst eigene kleine Unpäßlichkeiten, die mir zustiessen, oder Präservativkuren, die ich eben auf solche Täge versparrte, nutzten mir. Sie bedauerten mich, und liessen mir rathen, daß ich mich nur nicht in die Kirche begebe, es sey ja ohnehin nur ein abgebrachter Feyertag. Wie ich schon von einer erzielten Geringschätzung des abgebrachten Feyertages einmal hörte, da war es mir nun um soviel leichter, mit meiner Lehre ganz durchzudringen, und ihnen vorzustellen, was die Arbeit an solchen Tägen für einen Vortheil ihrem Hausweſen verschaffe; wie den Heiligen selbsten an denen zur Arbeit bestimmten Tägen eine Feyer, die nur auf eine Stunde in der Kirche, den übrigen Tag aber im Müssiggange zugebracht wird, mißfählig sey; daß es Gott noch mehr mißfahlen müsse, wenn Untergebene, die ihren Vorgesetzten zu gehorsamen im Gewissen verbunden sind, dem Endzwecke, den die Kirche und der Landesfürst bei Abschaffung der Feyertäge hatte, durch Nicht-

arbeiten gerade entgegen handeln; wie viele Gelegenheiten zu Sünden und Laſtern an solchen Tägen genommen werden, in welche man auch leichter an solchen Tägen verfällt, weil die Gnade Gottes von einem vorsetzlichen und hartnäckigen Übertreter der nützlichen Anordnungen gewiß mehr weichet, daß sie nicht nur den Nutzen, den sie an solchen Tägen durch Arbeit sich verschaffen könnten, verlieren, sondern auch als Widerspenstige um den Seegen Gottes für andere Täge sich bringen; daß auf jeden Tag des Jahres ein Heiliger falle, und doch nicht alle Tage Feyertag sey; folglich die Heiligen an abgebrachten Feyertägen eben so, wie die Heiligen an anderen Tägen ohne Nichtarbeiten geehret werden können, und zwar um so mehr, als die Verehrung der Heiligen in Nachahmung ihrer Tugenden besteht. Endlich eröffnete ich ihnen meine Sorge, die mir am Herzen läge, nämlich daß ich als Seelenhirt bei Gott grosse Verantwortung haben werde, weil ich bei Administrirung des heiligen Sakraments der Busse mich nicht genauer um die Sünden bekümmert habe, welche durch Haltung abgebrachter Feyertäge begangen worden;

und

und daß ich also künftig jeden, der vorgiebt, ein reumüthiger Büsser zu seyn, fragen werde, ob er sich nicht auch hierinn versündiget, und ob er festen Vorsatz habe, eine so sündhafte Feyertagmachung künftig zu unterlassen; widrigen Falls ich ihn nicht lossprechen könnte. Ja ich setzte noch dieses bei, Gott könnte wohl auch zur Strafe eine Gelegenheit veranlassen, wodurch eben unsere Pfarrkirche, welche wir zur Haltung abgebrachter Feyertäge mißbrauchen, etwa noch gesperret, und diese Pfarrgemeinde unter andere eingetheilet würde. Hochwürdiger Herr Dechant! Dieses hat auf meine gute Pfarrkinder so gewirket, daß die Haltung der abgeschafften Feyertäge endlich in meiner Pfarre ganz unterblieben ist.

Dech. Vortrefflich. Ich schäme mich gar nicht, zu gestehen, daß sie mich belehret haben, auch in meiner Pfarre das eine und das andere von ihren heilsamen, und in der wahren Andacht gegründeten Hilfsmitteln anzuwenden; damit auch in meiner Pfarre die Feyertagmachung gänzlich erlösche. Mein bester Herr Pfarrer! Sie verdienen eine bessere

Pfarre;

Pfarre; und ſelbſt die, wider ſie gemachte Anklage wird ihnen hiezu den Weg bahnen.

Pfar. Und wenn mir erlaubt iſt, um etwas zu bitten; ſo bitte ich, bei meinen Pfarrkindern, die ich liebe, wie ſie mich lieben, verbleiben zu dürfen; nachdem ich ſie mir zur Folgleiſtung in geiſtlichen und weltlichen Verordnungen ſo hergerichtet habe. Mein Troſt hierüber, die vergnügende Gelegenheit die Frucht meiner Arbeit an ihnen täglich zu erfahren, ihre Beruhigung, die ich mit innerſter Rührung eben ſo täglich aus ihrem ganzen Betragen entnehme, die Einigkeit und Nächſtenliebe, die ſie untereinander haben, das Vertrauen, mit dem ſie in ihrem Anliegen zu mir kommen, ſind mir die reichlichſten Pfarreinkünfte; und im übrigen iſt das Erträgniß meiner Pfarre mit der nöthigen Abhilfe meiner Bedürfniſſe in hinlänglichem Verhältniſſe.

Dech. Ich werde nun einmal in meinem Berichte das ſagen, was ich von ihnen als ein ehrlicher Mann zu ſagen ſchuldig bin. Dem Ankläger wird ſeine Anklage ſauer werden.

Pfar.

Pfar. Wegen meiner bitte ich, nicht das mindeſte ihm entgelten zu laſſen. Ich habe hinlängliche Genugthuung durch das, daß eure Hochwürden Herr Dechant mit mir zufrieden ſind, und hienach auch das hochwürdige Konſiſtorium beruhigen können.

Dech. O es iſt nicht um dieſes allein zu thun; es iſt um die gute Sache ſelbſt zu thun, die man durch falſche Ankläger nicht hindern laſſen muß. Dieſe Leute wollen noch immer ihren alten Sauerteig überall geltend machen. Wer ſeine Predigten nicht mit Dummheiten oder fabelhaften Exempeln anfüllt, der heißt bei ihnen ein Neumodeprediger: wer nicht die Heiligen mit erdichteten Erfindungen und ärgerlichen Schmäucheleien preiſet, der iſt ein Verachter der Heiligen; und wer nicht, wie ſie, vorgiebt, daß den Chriſten die Andacht zu den Heiligen unumgänglich und unentbehrlich nothwendig ſey, der hat nach ihrer Meynung gar keine Religion. Daß doch dieſe Leute nicht einſehen, daß ihre Predigten den Bauern ſelbſt (wie denſelben von Zeit zu Zeit das Licht mehr aufgeht) bald werden unaus-

haftlich werden; daß sie nicht begreifen, wie sehr von ihnen die Heiligen herabgesetzt werden, gleich als ob Heilige, die durch Demuth und andere wahre Tugenden den ewigen Lohn erhalten haben, an Lügen und Schmäucheleien ein Wohlgefallen hätten; daß sie doch selbst die Religion, von der sie reden und predigen, sogar nicht kennen, da in keinem Gebethe Gottes, in keinem Kirchengebethe die Nothwendigkeit der Andacht zu den Heiligen enthalten ist, da die Kirchenversammlung zu Trient einzig und allein erkannt hat, daß die Anruffung der Heiligen nützlich und löblich sey; und da endlich unsere heilige Kirche auch dieses nie gelehret hat, daß unsere Glückseeligkeit oder Unglückseligkeit in den Händen der Heiligen stehe, oder in ihrer Gewalt sey einem jeden, der sich nur zu ihnen wendet, zu willfahren.

Pfar. O wie gut wäre es, wenn wieder einmal ein allgemeines Konzilium gehalten würde. Nun könnte ein Konzilium sowohl zur Befestigung der, bereits vorgenommenen Verbesserung, als auch zur Abstellung desjenigen

nigen beitragen, was ſich noch irrig und ſchädlich verweilet aus den Begriffen der Leute und aus der Kirchenzucht abzuziehen.

Doch. Hierinn bin ich mit ihnen nicht verſtanden. Ich finde in der Geſchichte, daß man ſich zu Rom immer erſtaunlich gegen die Konzilien geſetzet, bei welchen die Verbeſſerung der Geiſtlichkeit, und der Kirchenzucht, wie auch die Abſchaffung der Mißbräuche der Gegenſtand hätte ſeyn ſollen; oder daß, wenn ſolche Konzilien gehalten worden, man immer hernach wieder Ausswege gefunden, die Satzungen zu verdrähen, beſonders wenn ſie nicht beſtimmt, ſondern ſo zweideutig verfaßt waren, daß von den zerſchiedenen Partheien eine jede etwas für ſich herausnehmen konnte; verhinderten die Satzungen der Konzilien zu Konſtanz und zu Baſel, daß nicht gleichwohl die Lieblingsſätze der römiſchen Hofkanzlei in Schulen und in der Ausübung noch lange die Oberhand erhielten; bis nicht die weltlichen Landesfürſten als oberſte Schutzherren der Kirche ſich derſelben erbarmten, und auch zum Beſten ihrer Staaten, von welchen ſie alles

übte soviel möglich abzuhalten verpflichtet sind, in der Kirchenzucht sowohl, als in den Schulen eine ernstliche Verbesserung vornahmen? Wäre dieses nicht geschehen; so wäre es auch immerfort bei den alten Mißbräuchen geblieben. Was lesen wir nicht für schöne Kirchengesetze, die in Konzilien und hauptsächlich in Provinzialkonzilien gemacht werden. Waren sie aber wohl auch in der Ausübung? Hat der römische Hof wohl jemal mit Ernste darauf getrieben, daß sie in Ausübung kommen? Mit Konzilien ist in Rücksicht auf Verbesserung der Geistlichkeit und der Kirchenzucht nicht gar viel ausgerichtet. Das Konzilium zu Trient ist der letzte Beweis hievon.

Pfar. Das ist wohl richtig, daß manche Satzungen des Konziliums zu Trient erstaunlich unbestimmt, zweideutig, und ganz auf Schrauben gesetzet sind; denn bei manchem Gegenstande wird eben das, worauf es ankam es vollständig zu wissen, gar nicht vollständig behandelt, sondern nur mit den Beiwörtern: löblich und nüzlich, oder mit dem Flache

gegen

gegen denjenigen vorbeigegangen, welcher sagt: **Die Kirche war deßwegen irrig, weil in derselben dieses oder jenes gelehrt oder ausgeübet worden.**

Dech. Hierinn haben sie wieder durchaus recht; aber darinn haben sie nicht recht, daß ein Konzilium vieles zur Reformazion beitragen würde. Es würde immer wieder so gehen, wie es bei vorigen Konzilien mit der Reformazion des Hauptes und der Glieder gegangen ist. Rom hat noch zuviele bischöfliche Stimmen für sich theils nach der Zahl derer, vom römischen Staate selbst abhangenden Bischöfe, theils nach der Zahl derer, die entweder aus zeitlichen Absichten oder auch wegen wirklicher Unwissenheit, die noch bei vielen Bischöfen dergestalt herrscht, daß nicht sie sondern eigentlich ihre Theologen, die Bischöfe sind, an den römischen Lieblingssätzen eine übertriebene Anhänglichkeit haben. Von den Theologen wissen wir schon, wieviel von den meisten zu halten sey; und wie das Konzilium zu Trient von Theologen und Mönchen diejenige

Gestalt

Gestalt bekam, in welcher wir dasselbe vor uns haben.

Pfar. Nun so halte man wenigstens Provinzialkonzilien. Wir haben doch schon rechtschaffene Bischöfe; und Mönche, deren Zahl, Gott sey Dank! in der Christenheit, und besonders bei uns täglich abnimmt, wäre ja nicht nothwendig dazu zu nehmen. Da würden bald unsere noch übrige Mißbräuche, und auch die unächte Begriffe von der Verehrung der Heiligen ausgemerzet seyn.

Dech. Die Klöster werden freilich ausgeleeret, und ganze Orden werden aufgehoben. Allein deßwegen sind doch noch Klostermänner die Rathgeber und Theologen vieler Bischöfe. Einige Mönche haben nur ihren Ordenshabit, nicht ihre Gesinnungen geändert. Der Herr Pfarrer sagen zwar auch mit Wahrheit, daß wir izt schon stattliche Bischöfe haben; aber fangen sie nur einmal an, sich unter den Bischöfen herumzusehen, ob von der Zahl der stattlichen die Zahl der anderen schon übertroffen werde; und ob immer diejenigen auch die

ſtattlichſten ſind, welche unter ihnen das größte Anſehen haben, und am meiſten damit wirken können. Mein Herr Pfarrer! Stattlichen Biſchöfen geht es eben ſo, wie ſtattlichen Pfarrern. Dieſe werden immer in der Beförderung der guten Sache gehindert, weil ſie von Pfarrern umgeben ſind, welche von ihren unächten Grundſätzen und dergleichen Handlungen nicht abzubringen ſind. Und gerade ſo werden ſtattliche Biſchöfe auch in der Beförderung der guten Sache gehindert, weil ſie von Biſchöfen und zwar von anſehnlichen Biſchöfen umgeben ſind, welche den alten Sauerteig erhalten wollen, alle Kräfte dafür und gegen jede Verbeſſerung anſtrengen, nicht nur die, ihnen untergebenen Geiſtlichen, die ſich mit richtiger Denkart auszeichnen, ſondern auch benachbarte Diözeſen, wenn es dort beſſer geht, anfeinden, verſchreien, und verfolgen; und alſo kurz zu ſagen, bei einem Provinzialkonzilium mehr Schaden, als Nutzen verurſachen würden. Gehen ſie nur in den Diözeſen herum, und beobachten ſie, wie es da und dort bei Biſchöfen, bei ihren Theologen, bei ihren Konſiſtorien, in den Kirchen ihrer Diözes,

auf

auf denen Predigtstühlen, und mit denen noch wirkenden Klostermaximen aussieht. Sie werden zurückkommen, und mir eingestehen, daß Mißbräuche, und hierunter auch die unächte Verehrung der Heiligen noch dergestalt mächtigen Schutz haben, daß da und dort nicht soviel die Heiligen für Patronen der Menschen, als die Menschen für Patronen der Heiligen anzusehen kommen; und daß es dem übel ergehen würde, der einen Mißbrauch aus solchen Freistaaten herausreissen wollte.

Pfar. Ich denke recht oft auf das, was der Herr Probst Wittola in seiner Zueignungsschrift bei denen von ihm ins Deutsche übersetzten Betrachtungen des Abtes Fleury über die Kirchengeschichte anführet, daß alle Propheten des Herrn, so wie nachhin der Sohn Gottes selbsten wegen der Wahrheit von sündhaften Priestern gelästert, verfolget, und getödtet worden, und ich glaube, wenn Christus wieder auf die Welt käme, er würde nochmal von einigen Priestern an das Kreutz gebracht.

Dech. Hieran zweifeln sie gar nicht. Sie würden

würden es ihm nicht einmal glauben, daß er Christus sey, wie sie es damals nicht geglaubt haben; und da sie eben dasjenige, was rechtschaffene Männer nach der klaren und deutlichen Lehre Christi vorbringen, doch nicht für die Lehre Christi halten; so würde es folglich nichts helfen, wenn er auch seine Lehre von Wort zu Wort wieder hersagte. Gewiß müßte er wieder leiden, wenn er besonders auch in Ansehung der Einkünften und der Arbeit sie auf die apostolische Lebensart zurückführen wollte. — Begeben wir uns lieber jetzt zur Ruhe. Morgen früh sehen wir ohnehin wieder einander, bevor ich abreise.

Pfar. Ich habe also die Ehre, euern Hochwürden eine ruhige Nacht zu wünschen.

Dech. Danke; Schlafen sie auch recht gut.

III.

Der Steinmetz.

Steinmetz. Fleißig, fleißig, Herr Vätter!

Maler. Das iſt etwas ſeltſames, daß man den Herrn Vätter einmahl zu ſehen bekömmt.

Steinmetz. War nicht möglich, Herr Vätter! vor Menge der Arbeit. Sieht man doch den Herrn Vätter auch nicht.

Mal. Auch mich läßt die überhäufte Arbeit nicht aus dem Hauſe kommen.

Steinm. Immerzu geht es ſo langſam her, bis eine fleiſcherne Statue daher kömmt, und ſich eine ſteinerne beſtellet, daß man wünſchte, das Steinfreſſen gelernet zu haben, weil es keine Arbeit giebt, um ſich Brod zu verdienen; und immerzu kömmt ſoviele Arbeit zuſamm,

daß

daß man wünſchte, die Statuen ſo geſchwind wie die Lebzelter ihre Figuren machen zu können, weil die Leute keine Geduld haben.

Mal. Geht mir gerade ſo. Ich habe auf einmal zwölf Portraiten zu malen bekommen. Jeder trieb auf die Verfertigung ganz erſtaunlich. Gott ſey Dank! Jetzt bin ich mit allen fertig.

Steinm. Bei mir ſtehen auch zehen ganz ausgearbeitete Statuen, die alle Tage abgeholet werden könnten. In der Werkſtatt nehmen ſie groſſen Platz ein, und im Geldbeutel iſt der Platz leer. Zuletzt kann ich noch auf meinen Arbeitslohn ſo lange warten, daß ich ſelbſt dabei verſteinern möchte. Denn von dieſen Statuen gehören die meiſten für Kirchen, und da muß man, wenn die Arbeiten noch ſo genau nach Ueberſchlägen gemacht ſind, bei denen, die ſich noch eine Menge darüber zu rechnen machen, bei denen, die die Anweiſung an das Zahlamt ſchreiben, und endlich bei denen, die auszuzahlen haben, ſo lange herumlaufen, bis man das Geld bekömmt,

daß man Luſt hätte, ſich mit einem Meiſſel über ihre ſchwere Finger herzumachen.

Mal. Sind es groſſe Statuen, die Mr Herr Vätter zu verfertigen bekam? Was ſtellen ſie vor?

Steinm. Groſſe Statuen, wovon einige auf die Seiten der Altäre, einige an die Kirchenwände, einige vor die Kirchenthüre, einige auf die Straſſe, einige vor den Eingängen in die Abteien, einige auch auf neugebaute Privathäuſer kommen; lauter Statuen der Heiligen.

Mal. Von welchen Heiligen?

Steinm. Die Ortſchaft **Gimpelneſt** beſtellte zwo für die zwo Seiten ihres Hohaltars. Die eine Statue ſtellet den heiligen Felix vor, wie er ſich die, durch die Kälte aufgeriſſenen Ferſen mit Schuhahle und Drat zuſammennähet.

Mal. Das habe ich mein Lebtag nicht gehöret.

höret. Dieſem Heiligen folgete ich nicht nach. Das fiele mir nicht bei, daß ich mir die Füſſe, ſtatt dienliche Heilungsmittel ſo zu gebrauchen, wie ſolche jeder vernünftige Menſch gebrauchen wird, noch ärger verderben ſollte.

Steinm. Er goß noch dazu geſchmolzenes Pech in die Wunde; weßwegen ich auch eine, auf Kohlen ſtehende Pechpfanne dazu machen mußte. Dieſe Statue machte mir erſtaunliche Arbeit. Neben der Pechpfanne ſteht ein Weihnachtkripplein, wozu der heilige Felix ſonderbare Andacht hatte.

Mal. Das iſt gefährlich, neben dem Krippplein, worinn Stroh iſt, ſo nahe eine Glutpfanne hinzuſtellen.

Steinm. Nahe am Kripplein iſt ein Pflug zu ſehen, welchen er verließ, um Kapuziner zu werden.

Mal. Wer weis es, ob er nicht beſſer gethan hätte, wenn er beim Pfluge und bei dem Ackerbau geblieben wäre.

Steinm.

Steinm. Neben dem Pfluge steht ein Esel, weil er sich immer einen Esel des römischen Konvents, oder oft nur mit kürzerer Titulatur den apuzineresel zu nennen pflegte. Neben dem Esel liegt eine Schunke, weil er ausserordentlich Reu und Leid machte, daß er so mit Appetit einmal ein Stücklein von einer Schunke gegessen, da er sonst unter alle Speisen, um keinen Geschmack daran zu haben, Asche gemischt hat.

Mal. Da halte ch wieder nicht mit; denn ich esse die Schunken zu gern, und glaube nicht, daß Gott es zur wahren Andacht fodere, daß man sich bei denen Speisen, die er uns zum mäßigen Genuß gegeben, mit Asche den Geschmack benehme, und damit den Magen verderbe.

Steinm. Er war doch munter dabei, machte selbst Lieder, welche er sang, und wobei ihm in adelichen Häusern, in die er sammeln kam, die Fräulein auf dem Instrumente schlagen mußten. Es ist deßwegen bei der Sta-

tue

tue auch ein Fortepiano und ein hölzernes Brett angebracht.

Mal. Warum denn ein hölzernes Brett?

Steinm. Wenn er für sich allein sang; so spielte er statt auf der Orgel, auf die er sich ohnehin nicht verstand, mit den Fingern auf einem Brette.

Mal. Bei dieser Statue hat der Herr Väter ja eine Menge Kleinigkeiten hinzumachen müssen?

Steinm. Freilich wohl. Hinter dem Esel steht ein Mehlsack, ein Oelkrug, und ein Weinfaß; weil er mirakuloser Weise den Leuten ihr Mehl, Oel, und ihren Wein vermehrte.

Mal. Was den Wein betrift, wäre mir dieses ganz recht. Da könnte man schon um ein Seitel mehr trinken.

Steinm. Dem heiligen Felix hat auch gleich

ein Engel einen rothen Wein zuwegen gebracht, wenn er ſonſt bei Niemanden einen haben konnte. Die ihm aber den Wein aus Bosheit verſagten, fanden ſodann ihre Weinfäſſer ſo leer, daß kein Tropfen darinn war.

Mal. Einen Heiligen, der mir meinen Wein im Faſſe vermehren könnte, ließ ich mittrinken, ſoviel er trinken könnte, und wollte.

Steinm. Vor dem Eſel —

Mal. Zum Geyer! wie viele Sachen. Neben dem Eſel, hinter dem Eſel, vor dem Eſel; iſt auf dem Eſel vielleicht auch noch was droben?

Steinm. Richtig iſt auf dem Eſel auch noch etwas, nämlich alte Lumpen von ſeinem Habit, um welche ſich die vornehmſten Herren zu Rom beinahe gerauft haben.

Mal. Wenn ich der Herr Vätter geweſen wäre, hätte ich lieber einen ſolchen vornehmen

Herrn

Herrn auf den Esel gesetzt. Nun was war denn vor dem Esel.

Steinm. Eine Geiss l, und ein Misthaufe; denn er hat sich selbst all: Nächte dreimal derb abgeprügelt, und auf der Gasse wurde er alle Augenblicke von muthwilligen Leuten auf einen Mist oder in eine Kothlache niedergeworfen. Aus seinem Brodsack schaut eine Schlange heraus, weil er kein Geld anrührte, und es für eine Schlange hielt. Die Unterschrift mit eingeätzten Buchstaben lautet: Heiliger Felix! Patron derer Kinder, die in Pocken krank liegen, Deo gratias; denn der Unterricht, den er den Kindern gab, bestand vorzüglich darinn, daß er sie Deo gratias sagen lehrte.

Mak. Wie ist er denn ein Patron für die Kinderpocken geworden?

Steinm. Das weis ich nicht. Soviel habe ich gelesen, daß ihm die Mutter Gottes alle Augenblicke erschienen, und ihm das Jesukindlein nicht nur zu küssen gegeben, sondern ihm auch erlaubt hat, solches auf seine Arme

zu nehmen (wie alles dieſes in ſeinem Leben recht ſchön beſchrieben iſt).

Mal. Die Legendenſchreiber werden ſich wohl auch immerzu die Freiheit genommen haben, etwas aus ihrem Kopfe beizuſetzen, wie es die Maler und Bildhauer machen. So viele Hohachtung ich gegen jeden Heiligen trage, ſo verdächtig iſt mir vieles, was in den Legenden angeführet wird. Mich wundert, wann der Herr Vätter bei einer Statue, bei der ſo viele Stücke auszuarbeiten waren, nicht überdrüſſig geworden.

Steinm. Iſt nicht leer abgegangen. Man muß auch bei Kleinigkeiten immer ganz beſonders Acht haben, und ſachte zu Werke gehen, daß der Plunder nicht hinwegſpringt. Beinahe hätte mir der Geſell vom Eſel ein Ohr hinwegſpringen gemacht. In einem Augenblicke iſt etwas ſolches mit einem nur ein bischen zu hartem Schlage geſchehen.

Mal. Ich hätte ein und anderes ſchon hinweggelaſſen.

Steinm.

Steinm. Nun die Gemeinde von **Gimpelneſt** wollte, daß von allem dem nichts hinwegbleiben ſollte. Bei der zweyten Statue kommen nicht wenigere Stücke auszuarbeiten.

Mal. Die Poſtamenten bei dieſen Statuen müſſen ja entſetzlich lang und breit ſeyn, damit ſoviel darauf ſtehen kann? Macht denn dieſes den Hohaltar nicht ungeformt?

Steinm. War der Herr Vätter nie zu **Gimpelneſt**?

Mal. In meinem Leben nicht.

Steinm. Der Hohaltar hat in der Länge nur drei Schuh. Der leere Platz alſo neben dem Hohaltar bis an die Kirchenwände hin beträgt beiderſeits anderthalb Klafter. Um dieſen Platz auf jeder Seite ganz auszufüllen, wie es die Gimpelneſterer verlangten, muß jedes Poſtament anderthalb Klafter in der Länge und fünf Schuhe in die Tiefe hinein haben. Darauf läßt ſich ſchon was ſtellen. Dieſe Statuen

tuen ſtehen wie auf Schaubühnen neben dem Hohaltar.

Mal. Was für eine Vorſtellung iſt denn bei der zweyten Statue?

Steinm. Die heilige Urſula mit den eilftauſend Jungfrauen.

Mal. Vätter! Das iſt einmal zuviel aufgeſchnitten. Mir iſt das ſchon zuviel, daß die heilige Urſula eilftauſend Jungfrauen bei ſich ſolle gehabt haben; und es wird wohl eben ſo wenig wahr ſeyn, als das, daß der Herr Vätter eilftauſend Jungfrauen auf ein Poſtament von anderthalb Klaftern hinaufgebracht hat.

Steinm. Es iſt nur die einzige heilige Urſula als die Hauptſtatue darauf. Hinter ihr aber und rückwärts an der Wand ſind eilf Schiffe in Stein gehauen, wo einige heilige Jungfrauen beim Schifffenſter herausſchauen, zum Zeichen, daß die anderen unter dem Verdecke ſind. Es ſind zwar auch über dem Verdecke

decke eines jeden Schiffes ganze Schaaren heiliger Jungfrauen ſo dicht aneinander, daß kein Spernadelkopf zwiſchen ſie hinabfallen könnte. Um noch mehr die groſſe Zahl der heiligen Jungfrauen anzuzeigen, machte ich am Ende der einen Seite das Haus zu Kölln zum Stern genannt, wo die heilige Urſula einkehrte. Ich machte das Haus gefliſſentlich ſieben Stockwerke hoch. Bei allen Fenſtern iſt alles voll von Köpfen der heiligen Jungfrauen. Sogar bei den Dachfenſtern ſehen einige herab.

Mal. Warum nicht gar vom Fürſte des Dachſtuhles herab?

Steinm. Auf der anderen Seite iſt das Haus, wo der Geſandte des heidniſchen Königs Agrippinus wohnte, der die heilige Urſula im Namen ſeines Herrn für den Kronprinzen Konanus, einen Prinzen von 23 Jahren mit Bedrohung, daß ſonſt ein Krieg angefangen, und gerauft werden würde, zur Braut begehrte. Die Gimpelneſterer wollten: ich ſollte den ganzen feyerlichen Einzug des

Ge-

Gesandten vorstellen. Sie giengen aber doch davon ab. Genug, daß ein Haus dasteht, welches mit der Einkehre der heiligen Ursula die Simetrie hält, und wo ebenfalls das ganze Legazionspersonal bei den Fenstern herausschauet. Man entnimmt auch an dem Portier des Gesandten, der vor dem Hause steht, und mit einem Bedienten und einem Läufer des Gesandten sich zu sprechen macht, und ihnen aus seiner Dose einen Taback darbietet, die Galalivree, die der Gesandte seinen Domesticken gab.

Mal. Damals schnupften die Leute noch keinen Taback. Zwar wenn man eilftausend Jungfrauen erdichten kann, so kömmt es auch auf die Hinzudichtung eines Schnupfers Tabacks nicht an. Es ist aber doch keine Simetrie; denn vor dem Hause der heiligen Ursula steht Niemand.

Steinm. Auch dort stehen drei. Ein Grenadierkorporal mit zween Gemeinen.

Mal.

Mal. Wie kommen denn Grenadiers dorthin zu stehen?

Steinm. Unter denen Bedingnissen, unter welchen die heilige Ursula und ihre königliche Aeltern, nämlich Seine Majestät der König Dionetus, und Seine Majestät die Königinn Daria beide katholischer Religion in die Heurath auf Einrathen eines Engels willigten, war 1mo, daß der Kronprinzbräutigam in der katholischen Religion erzogen werde; 2do die Hohzeit auf drei Jahre deßwegen aufgeschoben werde; 3tio aus beiden Königreichen eilftausend Jungfrauen gesucht werden, welche von den Soldaten des Königs Agrippinus sollten zur Ehe genommen werden.

Mal. Der letzte Punkt ist ein wunderlicher Punkt. Der König Agrippinus muß in seinem Lande einen Mangel an Weibsbildern gehabt haben; und es ist viel, daß der König Dionetus sein Land von Weibsbildern hat ausleeren, und dieselben an die Soldaten des Agrippinus hat verheurathen wollen. Die

guten

guten Mädchen waren alſo alle beſtimmt, Soldatenweiber zu werden?

Steinm. Es hatte nur ſo das Anſehen; aber der Bräutigam, und die eilftauſend Jungfrauen waren zur ewigen Keuſchheit und zum Martertod beſtimmet.

Mal. Wenn der König Agrippinus das vorgeſehen hätte, wäre gewiß von ihm in dieſen Heurathskontrakt nicht gewilligt worden?

Steinm. Er hat ohnedieß nicht daran wollen, und es gieng auch hart her, die eilftauſend Jungfrauen in den zwei Königreichen aufzutreiben; denn der Pater Kochem ſchreibt ausdrücklich, daß ſie ſodann nicht nur aus beiden Königreichen, ſondern aus vielen umliegenden Königreichen haben zuſammgebracht werden müſſen.

Mal. Der Herr Vätter weis die Legende des Paters Kochems vollkommen auswendig.

Steinm. Der Herr Vätter weis ja, daß wir

wir Maler und Bildhauer, wenn Vorſtellungen heidniſcher Götter angeſchaft werden, zur griechiſchen und römiſchen Mythologie; und wenn man ausführliche Bilder und Statuen der Heiligen begehrt, zu den Legenden unſere Zuflucht nehmen müſſen.

Mal. Von der Marter der heiligen Urſula und der eilftauſend Jungfrauen hat der Herr Vätter aber nichts bei der Statue angebracht?

Steinm. Die Figuren waren mir ſchon zuviel. Hiemit habe ich nur den Grenadierkorporalen, der für eine Ordonanz gelten kann, vorgeſtellt, wie er eine bordirte Weſte, aus deren Taſche ein Bockshorn heraushanget, unter dem Arm trägt, gleich als hätte er ſie zum Herrn Obriſten hinzutragen. Dieß deutet alſo auf den Julius Maximianus, der ein Obriſter der Hunnen und Gothen war, und der die eilftauſend heiligen Jungfrauen ſammt der heiligen Urſula, da ſie mit ihnen vom Wallfahrtszuge aus Rom wieder zurückkam, wie auch den, ſchon katholiſch gewordenen Bräutigam der heiligen Urſula, der eben zur rech-

ten Zeit bei ſeiner Braut eintraf, hinrichten ließ.

Mal. Was hat denn das Bockshörnel dabei zu thun?

Steinm. Der Maximianus war ein alter verliebter Narr, er wollte der heiligen Urſula Gewalt anthun; und da ſie nicht einwilligte, ließ er ſie ſogleich erſchieſſen; wobei zwar der Soldat, der ungezweifelt ſeine Schläge wird bekommen haben, das erſtemal den Schuß verfehlet, und ſie nur in den Arm, das zweitemal aber in das Herz getroffen hat; wie ich ihr dann auch zween Pfeile, einen an den Arm und einen beim Herzen gemacht habe.

Mal. Was doch für Einfälle wie Maler und Bildhauer öfters bei unſeren Bildern und Statuen haben! Aber richtig geben uns zu den meiſten Ungereimtheiten die Legendenſchreiber Anlaß. Der Herr Vätter macht mich nun recht vorwitzig, auch von den übrigen Statuen zu hören, wie ſie ausſehen.

Steinm.

Steinm. Zwei gehören in das Dorf: **Schafkopfling**; die kommen an die Wände der dortigen Kirche. Dieſe machten nicht ſoviele Mühe. Die eine Statue ſtellet den heiligen Eremiten: Konradus vor.

Mal. Von dem habe ich in meinem Leben nichts gehöret.

Steinm. Er war Anfangs ein Soldat; hatte groſſe Luſt, zu jagen; zündete einmal einen ganzen Wald an, um das Wild deſto geſchwinder zu bekommen; leiſtete aber dafür Satisfakzion mit dem einen Theile des Vermögens, mit dem andern gieng ſeine junge Gemahlinn in ein Kloſter; er aber zog das Bußkleid des dritten Ordens Sancti Franciſci an, und wurde endlich ein Eremit. Er hatte zwar in ſeiner Wüſte nicht den mindeſten Speiſenvorrath, weil er nichts, als Kräuter aß; allein wie ihn der Biſchof von Sirakus beſuchte, fand er mirakuloſer Weiſe in ſeinem Speiskämmerlein vier warme friſchgebackene Kuchen, welche der Biſchof als eine vom Him-

mel gebrachte Speiſe kniend aß, und darinn eine übernatürliche Süßigkeit fand.

Mal. Sollen ſie denn im Himmel auch Küchlein backen? Wenn ich nur immer ſolche Kuchen haben könnte, würde ich mir auch keine andere Speiſen verlangen.

Steinm. Dieſe himmliſchen Kuchen waren nur für den Biſchof gebacken; denn Konradus aß nichts, als Brod und Kräuter, und zuletzt nur Nüſſe. Der Teufel machte ihn zwar einmal Appetit, und eine auſſerordentliche Begierde nach ſchweinenem Fleiſch, fetten Hühnern, und friſchen Fiſchen.

Mal. Das wäre auch meine Sache.

Steinm. Wie er aber dieſe Speiſen von ſeinen guten Freunden bekam, ließ er ſie zum Trotz des Teufels ſo lange liegen, bis ſie voll Motten waren, und dann erſt aß er ſie, und trieb ſeinen Spaß mit ſeinem unzeitigen Appetit.

Mal. Den Spaß mache ich mir nicht. Ich halt auch vielmehr den Appetit nach Motten für unzeitiger, als den nach einer genußbaren Speis. Zur Sauberkeit und Gesundheit kann das Mottenessen gewiß nichts beitragen; und hiemit, dächte ich, auch nicht zur Heiligkeit. — Wie hat denn der Herr Vätter diesen Heiligen vorgestellt?

Serinm. Im Eremitenkleide; zu seinen Füssen einen Knittel, weil er einmal von gottlosen Jägern gar erbärmlich abgeprügelt worden; sodann einen Korb mit Brod und Kuchen, so er alle Augenblicke vom Himmel herkommen, und unter die Leute vertheilet hat; etwelche Schüssel mit frischen Speisen, die ihm gleichfalls vom Himmel zugeschickt worden; eine besondere Schüssel mit Schweinfleisch, Hünern, und Fladen, wo die Motten herauskriechen; wieder eine andere Schüssel mit einem anderen schweinenen Fleisch, wobei aber Fischgräten und Fischschuppen liegen, weil das schweinene Fleisch, was ihm einmal Ketzer an einem Freytage zum Spott aufsetzten, zu einem Fisch geworden; einen grossen Stein,

welcher

welcher von ſo vielen Leuten zuſamm nicht hat beweget werden können, von ihm aber ohne einige Mühe vom Platze gewälzet worden. Etwelche Finken, Zeiſige, Stieglitze, weil die Vögel aus Liebe zu ihm auch öfters um ihn freudig herumgeflogen ſind; endlich zwei Schießgewehre, weil nach ſeinem Tode die Metier und Hyblâer um ſeinen Leichnam rauften, auf einander gewaltig ſchoſſen, und doch dabei durch ſeine Fürbitte keiner bleſſirt wurde.

Mal. Abermal genug kleine Stücke um eine einzige Statue herum. Die Menge Speiſen mögen einen Anblick machen, als wenn der Heilige ein Garkoch geweſen wäre. Wie ſind denn die **Schafköpflinger** auf dieſen Heiligen verfallen?

Steinm. Ich glaube, ſie wählten ihn als einen Patron gegen den Hunger, ſo wie es ſcheint, daß der Geſpann auf der andern Seite gegen den Durſt angeſchafft worden.

Mal. O! Da kömmt alſo ein Heiliger, der einen Brunn aus der Erde, oder ei-

ne

ne Waſſerquelle aus einem Felſen erwecket hat.

Steinm. Weit gefehlt. Einen Abgang des Waſſers haben die Schafköſlinger nicht zu beſorgen, denn ſie liegen hart am Fluſſe. Sie haben aber in der Legende geleſen, daß der heilige Petrus Damianus nicht nur öfters den Eremiten Waſſer in Wein verwandelt, ſondern auch den Wein ſo mirakuloſer Weiſe beſchützet, daß, wenn jemand diebiſcher Weiſe ein Faß anzapfen, und Wein für ſich herablaſſen wollte, kein Tropfe weder durch den Spunten, weder durch den Zapfen herauszubringen war, indem der Wein, ſolang der Kellerdieb bei dem Faß ſich befand, gleichſam zuſammfror, oder ſich wie Wachs zuſammbickte.

Mal. Das wäre ſchon wieder etwas für mich. Aber nur kann ich mich nicht überzeugen, daß es mit denen Wundern, die Gott der Herr nur zum Zeugniß von ſich, und ſeiner Lehre wirket, ſo leicht hergehe, daß gleich nach dem Wunſch eines Eremitens, oder eines Malers, oder der Schafköpfler das Waſſer

ſich

ſich in Wein verwandeln ſolle. Wir haben von Gott, und der Wahrheit ſeiner Lehre Zeichen genug, und dürfen ſolche nicht erſt aus dem Keller heraufholen. Um dieſe Statue herum wird der Herr Vätter wohl auch kleine Stücke angebracht haben, die auf dieſes Mirakel einen Bezug haben?

Steinm. So, wie um den heiligen Konrad eine Menge Schüſſel herumſtehen; ſo ſtehen der Simetrie wegen bei dem heiligen Petrus Damianus nebſt einem halbeimerigen Faß auch eine Menge ſteinerne Weinkrüge, gläſerne Maaßflaſchen, Seitelſtutzen, Weinkämper, Weinheber, ein Kellerleuchter, und das, was zum Fäſſerwiſchen und Einſchlaggeben gehöret, rund herum.

Mal. Die **Schafköpflinger** ſind alſo mit heiligen Patronen für Eſſen und Trinken recht wohl verſehen. Für den Herrn Vätter iſt es auch gut, daß ſie ſich mit der Bitte: **gieb uns heut unſer tägliches Brod**, nicht begnügten; ſonſt hätte der Herr Vätter dieſe zwo

Sta-

Statuen nicht zu arbeiten bekommen. Sind die übrigen Statuen auch so unterhältlich?

Steinm. Zwo mußte ich auf das Dorf **Hackstockleiten** hinausmachen. Sie werden dort vor der Kirchthüre aufgestellt. Die eine ist die Statue des heiligen Ulrichs zwischen zween Teufeln, wovon einer den Heiligen prügelt, der andere aber vom Heiligen geprügelt wird.

Mal. Da setzet es also Schläge ab. Ich glaube aber nichts von solchen Begebenheiten.

Steinm. Die Ursache ist wunderlich, warum die **Hackstockleitner** vor ihrer Kirchenthüre eben zwo Statuen haben wollten, wo Prügelei vorgestellet wird. Aus den Dörfern **Grobastling** und **Schrollenberg** kommen immer Bursche, die bei ihrer Pfarre bleiben sollten, nach **Hackstockleiten**, und da wird öfters vor der Kirche ungezweifelt wegen Bauernmenschern gerauft, daß die Fetzen davon fliegen. Der Richter von **Hackstockleiten** kam also auf den Einfall, vor die Kirchthüre dazu-

gegen zwo lehrreiche Statuen aufstellen zu laſſen. Der Anblick der einen ſolle jeden warnen, daß ſo wie Teufeln ſelbſt, wenn ſie prügeln, wieder geprügelt werden; alſo auch ein ſo raufendes Teufelsgepack nach Maaß der ausgetheilten Schläge wieder Schläge bekomme. Und das Hinſehen auf die andere Statue ſolle die Aeltern ermahnen, lieber ſelbſt ihre Kinder zu Hauſe bei Zeiten recht abzuprügeln, damit ſie wiſſen, wie die Prügeln thun, und ſodann als erwachſen ſich in keine Raufereien einlaſſen.

Mal. Ich bin der entgegen geſetzten Meynung, daß Kinder eben durch Schläge erhärtet werden, und an Schläge gewöhnt um ſo weniger Bedenken tragen, ſich in Schlägereien einzulaſſen. Mehreres Bedenken hierinn wird immer derjenige tragen, der ſtatt mit Schlägen vielmehr mit Worten und gutem Beiſpiele wider die Folgen übler Handlungen, und beſonders auch der Raufereien von Jugend auf gewarnet worden. Einer, der gut erzogen iſt, wird ſich nicht leicht dahin begeben, oder dort verweilen, wo gerauft und geprügelt wird. Eben

deswegen, weil er noch keine Schläge bekommen, und hingegen bei anderen ſieht, was ſie ſich durch Raufereien zuziehen, bleibt er weit von allen ſolchen Gelegenheiten hinweg. — Dieſe zwo Statuen muß mir der Herr Vätter recht ausführlich beſchreiben; ſie werden drollicht daſtehn.

Steinm. Nun wie ich geſagt habe, der heilige Ulrich ſteht zwiſchen zween Teufeln. Ein Teufel ſchlägt auf ihn mit einem groben Prügel; denn wie die Legende anführet, ſo giengen ihm die Teufel übel mit; ſie zogen ihn mit groſſer Furie in die Kirche, durch die Kirche, und aus der Kirche, weswegen ich auch ein kleines Kirchel bei ſeinem Fuße angebracht habe. Sodann gab ihm auch wirklich ein Teufel mit einem groben Prügel drey wohlgemäſſene Schläge. Hingegen ergriff auch der Heilige einmal den Teufel, und karbaſchte denſelben ſo herum, daß der Teufel um alles in der Welt gebethen, aufzuhören. Der Heilige hörte aber nicht auf, ihn derb herum zu prügeln, bis ihm der Teufel mit einem Jura-

ment

ment angelobet, nimmermehr wieder zu kommen.

Mal. Auf ein Jurament von einem Teufel hielt ich nicht viel.

Steinm. Um diese Statue herum ist zu sehen erstens eine Flinte; denn er war vormal dem Jagen übermässig ergeben, und wurde aus Reue hierüber ein Eremit, welches die Wildprätschützen sich zum Beispiel nehmen können, nicht zwar daß sie Eremiten, sondern daß sie ehrlich arbeitende Leute werden; sodann ein eiserner Panzer, den er auf der blossen Haut getragen, und der nicht anders, als wenn er von Papier oder Leinwath wäre, mit einer kleinen Scheere ihm von dem Leibe herabgeschnitten wurde; weiters eine Wasserbodding, worinn man auch Eisschrollen sieht, um die Kälte des Wassers anzuzeigen, in welches er, besonders wenn ihm der Teufel unzüchtige Begierden eingab, sich sogleich mit dem ganzen Leibe hineinwarf, und immer den ganzen Psalter Davids herabzusingen pflegte.

Mal.

Mal. Einen so beschwerlichen Chor hat doch kein Kloster noch gehabt. Ich glaube auch nicht, daß bei den Bauernbuben die Wasserboding einen solchen Eindruck machen wird, dergleichen durch einen guten Unterricht leichter erzielet werden könnte.

Steinm. Darneben liegt eine todte Maus. Eine Maus zernagte nämlich dem Heiligen seine Kapuze, und wie er nur sagte: **Ey, du Vieh! daß du gleich verreckest!** lag die Maus schon todt zu seinen Füssen. Nebst der Maus eine Laterne; denn, wenn ihm das Licht darinn ausgeloschen, wurde es immer gleich durch ein himmlisches Licht angezunden.

Mal. Das himmlische Licht wäre den Legendenschreibern höchst nöthig gewesen. Bei diesem Lichte schreibt und glaubt man keine solche Albernheiten.

Steinm. Die zweyte Statue stellet den gottseeligen Bruder: Seraphin vor.

Mal. Schon wieder ein Heiliger, den ich nicht kenne.

Steinm. Sein Vater war ein Maurer, hatte zween Söhne; der eine hieß Silenzium, und der andere Seraphin. Seraphin war Anfangs Viehhirt; nach dem Tode seines Vaters nahm ihn aber sein Bruder zu sich, und wollte ihm sein Handwerk lernen. Weil aber Seraphin (wie es Pater Kochem ganz erbaulich beschreibt) gar entsetzlich langsam und plump war; so wurde er auch von seinem Bruder gar erbärmlich abgeprügelt. Der gute Seraphin hielt bei denen Schlägen, die er von seinem Bruder: Silenzium bekam, das Silenzium nicht. In dem Hause, in welchem er einen Taubenkobel bauen mußte, erzählte er dieses harte Betragen der Tochter des Hausherrn, welche ihm bei der Arbeit täglich (wie denn der Seraphin mit dem Taubenkobel mehrere Täge muß zu schaffen gehabt haben) etwas von den vier letzten Dingen vorlas. Die Tochter vom Hause, der Taubenkobel, und die letzten Dinge legten hiemit den ersten Grund, daß Seraphin einmal der Prügelsuppe los wurde. Er wollte Anfangs Einsiedler werden. Die Tochter vom Hause sagte aber: **Werde lieber Kapuziner.** Er hatte niemals einen Kapu-

puziner gesehen, darum fragte er; was das für Leute seyn. Die Tochter, die genug Kapuziner gesehen hat, beschrieb ihm gleich das Leben der Kapuziner, und machte ihm hiedurch Lust, solches anzunehmen. Kurz, er lief seinem Bruder aus der Werkstatt davon, und wurde auch zu Tollentin gleich in den Orden aufgenommen.

Mal. Der Herr Vätter hat ihn also doch als Kapuziner vorgestellet?

Steinm. Behüte Gott! So wie es der Richter zu **Hackstockleiten** begehrte, mußte der Heilige als Lehrjung vorgestellet werden, der von seinem Bruder: Silenzium abgeprügelt wird. Ich habe ja schon gesagt, daß die Hauptabsicht war, das Prügeln vorzustellen. Aber um den Heiligen herum ist dasjenige angebracht, was auf sein weiteres Leben einen Bezug hat.

Mal. Zum Beispiele?

Steinm. So wie beim heiligen Ulrich drey Figuren sind, nämlich Ulrich und zween Teufel; so sind auch bei der Statue des Seraphins drey Figuren, nämlich Seraphin, der Schläge aushält; sein Bruder: Silenzium, der mit der Ochsensänne auf ihn zuschlägt; und die Tochter, die mit einem Buche von den vier letzten Dingen dasteht. Neben ihr in der Niedere steht ein Taubenkobel, und neben dem Seraphin liegen fünf Kapuzinerhabite, weil er nach seinem Tode immer neu angekleidet werden mußte, da von denen ung stümmen Leuten, deren einige sogar über Haare, Bart, Finger, Zehen, oder wenigstens die Nägel derselben sich hermächten, auch die, ihm angelegten Habite zu Reliquien herabgeschnitten wurden. Nebst diesen steht an einem Ecke eine Seele im Fegfeuer, und am anderen Ecke eine Seele in der Hölle; denn er wußte von den Verstorbenen zu sagen, ob sie in der Hölle oder im Fegfeuer sind, und an welchem Tage sie aus dem Fegfeuer in den Himmel gefahren; weswegen er auch sogar den Leuten gesagt hat, daß sie nicht nöthig haben, für diesen oder jenen eine Messe lesen zu lassen, welches den Patern

Kas-

Kapuzinern immer an Meßgeldern einen Nachtheil verurſachet haben muß. Entzwiſchen liegen auch Krücken, weil viele bei ſeinem Grabe ihre Krücken hinweggeworfen, und gerade davon gegangen ſind; ſowohl alte Sandalien und Stricke, welche kaum aneinander hiengen und ſeine Lieblingstracht waren, als auch neue Sandalien, die er ſamt einem neuen Habit aus Gehorſam anlegen, und von allen Leuten hierüber Gratulationen annehmen mußte.

Mal. Ich bin nur froh, daß bei dieſer Statue kein Teufel iſt.

Steinm. Geduld, Herr Vätter! In einem Ecke beim Fegfeuer, und im anderen Ecke der Hölle ſitzen kleine Teufeln mit Haſelnußſtecken, welche zugleich andeuten, daß auch dieſer Heilige von Teufeln geprügelt worden; folglich Raufer und Händelanfanger von Grobaſtling und von Schrollenberg hieraus abnehmen können, daß um ſo weniger ſie ſicher ſind, auch von den Teufeln einmal Schläge zu verkoſten.

Mal. Nun ſo hat auch dieſer Heilige Schläge von den Teufeln bekommen?

Steinm. Gar erbärmlich haben ſie ihn herumgeprügelt; und da ihm einmal die göttliche Mutter erſchien, und ihn zu ſich in die Luft erhob, henkte ſich der Teufel an die Füſſe des Heiligen, erfuhr aber, daß es nicht ſo leicht ſey, einen herabzuziehen, den die göttliche Mutter aufgezogen hat.

Mal. Von den nachahmlichen Tugenden iſt alſo nicht viel vorgeſtellet?

Steinm. Seine Liebe zu den Armen iſt durch eine Kraut- und Kohlſtaude angedeutet; denn ſoviel er Kraut und Kohl für die Armen abſchnitt, iſt hievon eben ſoviel am nämlichen Platze den folgenden Morgen wieder gewachſen.

Mal. Dieſes iſt in Rückſicht auf die Liebe des Nächſten eine nicht recht anſchauliche und bewegliche Darſtellung. Was ſoll die Kohlſtaude für einen Eindruck machen? Im Verſtande

iſt

ist es als ein Mirakel vorübergehend, ohne daß für das Herz etwas zurückbleibt, weil jeder denkt, der kann leicht geben, dem schon folgenden Morgen wieder etwas anderes dafür wächst. Weit mehreren Eindruck hätte es gemacht, wenn Seraphin selbst wäre vorgestellet worden, wie er mit den Brod- und Krautvertheilungen in Mitte der Armen beschäftiget war. Es wäre das Mirakel dabei gar nicht nothwendig gewesen; genug, daß jeder Christ überzeugt ist, daß das, was den Armen gegeben wird, durch den Segen Gottes bei verschiedenen Gelegenheiten wieder ersetzet wird, wenn gleich der abgeschnittene Kohl nicht über Nacht wieder dasteht. Es liesse sich aus der Geschichte und auch aus dem Leben der Heiligen recht schön auf Bildern und an Statuen ausdrücken, wie der Urheber der Natur ganz natürlich für diejenigen eine Belohnung eingeleitet, welche an denen ihnen von Gott zu Theil gewordenen Gaben auch ihrem Nebenmenschen einen Genuß gestattet haben. — Aber jetzt fahre der Herr Vätter nur noch mit Beschreibung seiner Statuen fort.

Steinm. Von denen Statuen, welche auf die Strassen zu stehen kommen, wird die eine gleich ausser **Schöpsenheim** auf dem dortigen Kreuzwege; die andere aber ausser dem Dorfe **Nebelzell** auf der, über den **Trübenbach** gebauten Brücke aufgestellet.

Mal. Auf die Brücke kömmt gewiß der heilige Johann von Nepomuck?

Steinm. Nicht getroffen, Herr Vätter! Der grosse Christoph ist es, der hinauf kömmt mit der Innschrift: **Wer sankt Christoph hat gesehn, kann sicher seinen Weg fortgehn.** *

Mal. Dieses paßt freilich auf eine jede Strasse, hiemit auch auf eine Brücke. Aber sonst wird immer für die Brücke der heilige Johannes von Nepomuck gewählet, weil er einen näheren Bezug auf das Wasser hat.

Steinm.

---

* Christophorum videas, postea totus eas.

Steinm. Hierinn irret sich der Herr Vätter; ich selbst habe für Brücken schon andere Heilige gemacht, die noch mehreren Bezug auf das Wasser haben, als der heilige Johannes von Nepomuck, der seinen Tod im Wasser finden mußte. Ich hatte nämlich einmal den heiligen Hiazinth aus dem Dominikanerorden in der Arbeit. Dieser fuhr sammt mehreren Gesellen auf seinem ausgespreitzten Kleide über einen reissenden Strom; ein andermal gieng er mit seinem alabasternen Gnadenbilde und seinen Klosterbrüdern über den Tripnerfluß mit trocknen Füssen, da das Wasser geschwind zu einem festen Boden wurde; von diesem Wunder sind die Zeichen noch zu sehen, weil bis auf den heutigen Tag, (wie es Ribadeneira erzählet) die Fußstapfen des heiligen Mannes von einem Ufer bis zum anderen sich auf dem Flusse zeigen sollen. — Ein andermal mußte ich ebenfalls auf einer Brücke den heiligen Gregorius den wunderthätigen genannt aufstellen. Dieser Heilige stieß am Gestade des, sich immer gefährlich schwellenden Flusses Lykus seinen Stab in die Erde. Der Stab fieng sogleich an zu grünen, und in einen Baum

auf-

aufzuwachsen; und die Fluthen konnten niemal über den Stamm dieses Baumes hinausschreiten. Auch ein solcher Heiliger ist also bei einem Flusse anpassender; und eben so anpassend ist der heilige grosse Christoph, der selbst statt einer Brücke diente, da er sich bei einem reissenden Bache aufhielt, und die Leute gegen Almosen hinüber trug.

Mal. Ich habe mir aber sagen lassen, daß diese Geschichte eine Fabel sey.

Steinm. Der Pater Kochem führet alles ausführlich an, daß er ein Heid gewesen; daß er so lang herumgereiset, um den Aufenthalt des größten Herrn der Welt zu finden; daß ihn ein heiliger Einsiedler sodann im Glauben unterrichtet, daß er sich statt des einsiedlerischen Lebens lieber gewählet habe, die Leute über den Bach zu tragen, weil er von einer ausserordentlichen Grösse und Stärke war; daß er doch bei dieser Grösse das Jesukindlein kaum ertragen konnte, welches sich in Gestalt eines schönen Knäbleins von ihm über den Bach tragen ließ; daß er sodann erst den Na-

men

men Christophorus vom Jesukindlein selbst erhalten; da er vorher Adozinus oder der Gottlose hieß; daß er eben auf Befehl des Jesukindleins das Evangelium zu predigen ausgegangen, und viele mit seinem Stabe, der immer sogleich zu einem grünenden Baum wurde, bekehret hat.

Mal. Diese Statue machte soviele Arbeit nicht. Der Heilige, das Jesukindlein auf seiner Achsel, und ein Stab in seiner Hand ist alles, was sich machen läßt.

Steinm. Ist leicht geredet; aber darauf war die Arbeit nicht beschränket. Ich mußte ja alles anbringen, was zu seiner Marter gehöret; einen glühenden Sturmhut auf sein Haupt; neben ihm eine eiserne Bank, worauf er mit Ketten gebunden mit untergezundenem Feuer gebraten, und mit Oel übergossen wurde, und doch unverletzt blieb, da hingegen die eiserne Bank wie Wachs zerschmolz; einer Menge Pfeile, mit welchen durch einen ganzen Tag auf ihn geschossen wurde, wovon aber keiner ihn traf, weil einige sogar in der

Luft

Luft hangen geblieben, und einer zurückpreſſte, und dem Scharfrichter das Aug verletzte; das Schwerd, mit welchem er enthauptet worden; eine Schaale mit ſeinem Blute, womit der Scharfrichter ſein verletztes Aug geſchmieret, und augenblicklich geheilet hat.

Mal. Die Pfeile, die in der Luft hangen geblieben, wird der Herr Vätter ſchwerlich zuwegen gebracht haben.

Steinm. Nun ſind ja diejenigen auch nicht immer in der Luft hangen geblieben, ſondern werden wohl endlich zu Boden gefallen ſeyn, ſonſt müßten ſie noch dort hangen. Hiemit ſind unter meinen liegenden Pfeilen alle Pfeile verſtanden, mit welchen vergebens auf ihn geſchoſſen worden.

Mal. Die Statue auf dem Kreuzwege auſſer **Schöpfenheim**, wie ſieht dieſe aus?

Steinm. Dieſe ſtellet den heiligen Simeon Stilita vor.

Mal.

Mal. Der iſt der Heilige, der auf verſchiedenen Säulen viele Jahre geſtanden. Der ſchickt ſich nicht auf eine Straſſe, wo die Wanderer Muth bekommen müſſen, friſch fortzugehen, ſtatt deſſen, daß ſie auf einem Fuß ſtehen bleiben.

Steinm. Er iſt immer doch anpaſſend; denn die Wanderer müſſen doch auch zuweilen ausruhen, hiemit ſtillſtehen, wenn ſie auch nicht auf einem Fuß ſtehen. Sodann können ſie ſich, wenn ſie ſich die Füſſe aus Noth verwundet haben, durch den Anblick des heiligen Simeons tröſten, der ſich ohne Nothwendigkeit die Füſſe verdorben, die Würme darinn wachſen laſſen; wenn ein Wurm davon hinabgefallen, denſelben wieder an den Fuß geleget, und ſich aus lauter Andacht die Mühe gegeben, Gott zu Ehren auf einem Fuß ſtehen zu können, und in dieſer Poſitur den Leuten noch dazu Predigten zu halten.

Mal. Gott hat ihm ja aber zween Füſſe gegeben, um darauf zu ſtehen; und weder Chriſtus weder die Apoſtel haben auf einem

Fuß

Fuß ſtehend geprediget. Auch dieſem Heiligen mache ich den Himmel nicht ſtreitig; aber in ſeiner Lebensart, wie ſie in Legenden beſchrieben iſt, finde ich nicht viel, was man bei geſunder Vernunft nachahmen könnte. Schon im Anfange ſeines Kloſterlebens band er ſich einen, von Haaren gemachten Strick ſo ſtark um den bloſſen Leib herum, daß er kaum gehen konnte, daß ihm in den tiefen Wunden groſſe Würmer wuchſen, daß vor Geſtank bei ihm Niemand nahe ſtehen konnte, daß ihn deswegen der Abt aus dem Kloſter jagen mußte. Würde ein vernünftiger Mann, ein beſcheidener Beichtvater, ein Arzt nicht jedem ſagen, daß dieſes wider die Geſundheit, und wider die Selbſterhaltung, und hiemit wieder alles göttliche Geſetz ſey; und daß ein Menſch bei Vernunft, ein ächter Chriſt, ohne ſein Gewiſſen zu beſchweren, etwas ſolches nicht unternehmen könne, zu geſchweigen daß dieſes eine wahre Andacht wäre; ſo müßte man ſowohl ihn, als die, welche dieſes Verfahren als eine, in ſich tugendhafte Handlung geprieſen haben, für verrückte oder wenigſtens äuſſerſt dumme Leute halten.

Steinm.

Steinm. Die Legendenſchreiber ſagen doch, daß es den Abten ſelbſt wieder gereuet habe, daß er einen ſo heiligen Mann aus dem Kloſter geſtoßen, und daß er ihn deswegen auch wieder angenommen; welches aber von keiner Dauer geweſen, weil ſelbſt der Heilige ſich nicht weit von einem Dorfe eine Zelle gemacht, die oben ganz offen, und ohne Dach war; daher er vom Regen durch und durch naß, und von der Sonne erſtaunlich verbrannt wurde.

Mal. Soll dieſes vernunftmäßig ſeyn? Einem Soldaten, auch Leuten in bürgerlichen Arbeiten iſt es nothwendig, etwas ſolches im Nothfalle auszuſtehen, und ſie machen dabei ſich mit Geduld Verdienſte. Aber ohne Noth, und unter dem Vorwande, Gott zu dienen, ſich ſelbſten etwas zuziehen, wobei die Geſundheit leidet, und Niemanden genützet iſt, das kann nur von einer Verrückung der Sinnen, oder von einer erſtaunlichen Einfalt herkommen, und kann zu keiner Nachahmung dienen. Was für eine Strafe gab ihm denn der Herr Vetter?

Steinm.

Steinm. An dem Poſtamente ſchauen die kleinen Säulen, worauf er Anfangs geſtanden, nämlich die vier Ellen hohe, welcher er ſich durch vier Jahre bediente; die zwölf Ellen hohe, die zwanzig Ellen hohe, deren jede ihm durch zwölf Jahre diente; und die dreißig Ellen hohe, worauf er abermal vier Jahre ſtand. Er ſelbſt aber ſteht auf der vierzig Ellen hohen, ſo wie er auch auf dieſer durch ſechszehn Jahre in Hitze und Kälte, im Regen und Schnee geſtanden, ohne ſitzend, oder liegend ſchlafen zu können; jedoch habe ich ihn nicht aufrecht ſtehend gemacht, ſondern in der Poſtur, in welcher er ſeine Verbeugungen machte, nämlich dergeſtalt, daß ſeine Stirne die Zähen der Füße berührete.

Mal. Verzeih mir der Herr Vätter. In der Poſtur muß der Heilige und die ganze Statue wunderlich ausſehen. Das iſt eine Poſtur von einem Seiltänzer.

Steinm. Der Pater Koch in ſchreibt, daß der Heilige mit dieſer Poſtur alle Tage tauſend zweyhundert vier und vierzig ſolcher Ver-

ser Reverenzen gemacht habe, und vor seinem Tode in dieser Stellung drei ganze Tage geblieben, bis er verschieden ist.

Mel. Sonst ist also nichts bei dieser Säule angebracht?

Steinm. Der Teufel, aber in Gestalt eines Engels mit dem feurigen Wagen, mit welchem er zur Säule hingefahren, und den Heiligen bereden wollte, daß er komme, ihn in den Himmel zu führen; worüber auch der Heilige den rechten Fuß ausgestrecket, um in den Wagen zu steigen.

Mel. Ja, ja! Die Geschichte sagt es, sie saget auch bei, daß er von derselben Zeit erst anfeng, nur auf einem Fuß zu stehen, und den ausgestreckten Fuß nicht mehr zurückzog.

Steinm. Das Postament der Säule stellet ein Grab vor, weil die Mutter des Heiligen, nachdem sie ihn gesucht, und in dieser Stellung angetroffen, unter der Säule starb, und

begraben wurde. Auf dem Grabsteine habe ich einen lachenden Engelskopf angebracht.

Mal. Warum dieses?

Steinm. Der Herr Vätter wird ja wissen, daß der Leichnam dieser verstorbenen Mutter, da der Heilige nach ihrem Tode für sie gebethet, in währendem seinem Gebeth noch aufgelacht hat; dieses wollte ich also durch den lachenden Engelskopf anzeigen.

Mal. Nun sage mir der Herr Vätter, ob es den Lebendigen verarget werden kann, wenn auch sie lachen; aber nicht über den Heiligen, sondern über die Legendenschreiber, die weder wußten, was sie alles schreiben, weder wußten, was sie anpreisen, und dem Volke zur Nachahmung oder besseren Belehrung aufklären sollten.

Steinm. Die zwo Statuen, die ich für zwo Abteien machen mußte, werden dem Herrn Vätter schon besser gefahlen.

Mal.

Mal.. Für welche Abteien gehören ſie?

Steinm. Die eine gehöret nach **Weinling-kloſter**, und die andere nach Kloſter **Bierſee**. Bei einer jeden dieſer Abteien iſt vor der Prälatur ein groſſer Platz; und auf jeden dieſer Plätze kömmt eine Statue zu ſtehen. Nach Kloſter **Bierſee** kömmt der heilige Kolumbanus, welcher ſelbſt Abt war. Dieſe Statue iſt ziemlich einfach. Es ſteht nämlich nur der Heilige im abteilichen Habit aufrecht da. Neben ſeiner ſteht ein Bierfaß, und neben dem Bierfaß kniet ein Ordensbruder einen Bierzapfen in der Hand haltend?

Mal. Was ſoll das bedeuten?

Steinm. Dieſer Ordensbruder ſtellet den Kellermeiſter des Kloſters vor, welchen der Abt zu ſich holen ließ, und welcher aus Gehorſam auch ſogleich zum Abten lief, aber beim Faß, wovon er eben Bier herabließ, den Zapfen vorzuſtecken vergaß. Der geſchwinde heilige Gehorſam machte aber, daß doch kein Tropfen Bier unterdeſſen aus dem Faße herausrann.

Mal. Ungeachtet dieſes Miraſchs, welches glauben kann, wer will, macht bei der Statue eines Heiligen, und vor einer Kloſterprälatur ein Bierfaß, und ein Ordensbruder mit einem Bierzapfen keinen beſonders guten Anblick. Der heilige Kolumbanus wird ſich mit Tugenden ausgezeichnet haben, die für jedermann anwendbar und nachahmlich ſind. Solche Tugenden ſollen hiemit den Leuten gleich beim Eingange in eine Prälatur ſich darſtellen.

Steinm. Wenn dem Herrn Vätter das nicht gefählt; ſo gefählt dem Herrn Vätter das andere noch weniger, was nach Weinlingkloſter kömmt.

Mal. Dort wird ein Feinfaß bei der Statue ſeyn müſſen, weil nach Kloſter Bierſee ein Bierfaß kömmt.

Steinm. Einige Klöſter ſehen zwar ſorgfältig darauf, daß bei ihren Gebäuden immer etwas ſolches angebracht werde, was eine ſchnackigte Anſpielung ſelbſt auf die Namen

der

der Klöster enthält; dieses ist auch im Weinlingkloster zu sehen, wo nämlich der berühmte Klosterkeller am Einzange ein herrliches Portal von Marmor hat. Schon oder diesem Portal ist eine Deutung auf den Wein, weil nämlich Lot mit einem grossen Pockal, und seine zwo Töchter, wie sie ihm aus Weinämpern einschenken, recht künstlich im Stein ausgehauen zu sehen sind. Auch herunten zur rechten Seite des Einganges ist eine Statue, vorstellend den evangelischen Herrn des Weingartens mitten unter Weinreben mit der Unterschrift: **Er wird den Weinberg andern geben.** Mark. 12, 8; und auf der linken Seite die heilige Jungfrau Zita, wie sie armen Leuten Wasser einschenkt.

Mal. Also die armen Leute haben aus diesem Keller nichts zu hoffen, sondern sie sollen mit Wasser vorlieb nehmen?

Steinm. Dieses zielet vielmehr auf das Mirakel, welches geschah, da die heilige Jungfrau Zita einem Bettler einen Trunk Wasser gab, und dieses Wasser in den vortrefflichsten

und lieblichsten Wein, desgleichen der Bettler sein Lebtag nicht verkostet hat, augenblicklich verwandelt wurde.

Mal. Nun so heißt es doch beinahe so viel, daß es in diesem Kloster ebenfalls mirakulos zugehen müsse, wenn die Armen daselbst einen Wein bekommen. Ich sehe aus diesen Statuen nicht viel Auferbauung, und besonders nicht aus den Statuen des Lots und seiner Töchter. Der Herr des Weingartens, mit der Unterschrift: **Er wird den Weinberg andern geben**, ob sie gleich angebracht zu seyn scheinet, um auf die klösterliche Anschibringung auch der Weingärten einen Text unschicklich anzubringen, wird jetzt erst durch die Klosteraufhebungen am meisten anpassend.

Steinm. Die Statue aber, die der Herr Prälat selbst für den Platz der Prälatur anschaffte, hat gar keinen Bezug auf einen Wein; sondern sie stellet den heiligen Einsiedler Gerold vor, der nach verachteter Weltcitelkeit sich vorgenommen, an jenem Orte in der Wildniß zu bleiben, wo sich sein Esel, der ihm sein Ge-

pück nachtrug, zur Ruhe niederlaſſen würde. Bei den Füſſen des Heiligen liegen ſeine zween Söhne Adalrik und Kyno, die bei ihrem Vater, da ſie ihn in der Wildniß fanden, als Einſiedler verblieben, und zwiſchen dieſen Söhnen habe ich auch den Eſel liegend gemacht. Der Eſel ſpitzet aber doch die Ohren, weil Jäger und Jagdhunde rund herum angebracht ſind, wie nämlich Otto, Graf von Jagdberg, auf der Jagd zu dieſen Heiligen hingeleitet worden, ſie in groſſer Hohſchäzung und in Ehren gehalten, und ihnen ein Kloſter erbauen laſſen. Bei den Jägern und Hunden habe ich mir die meiſte Mühe gegeben, weil der Herr Prälat ein auſſerordentlicher Liebhaber von der Jagd iſt.

Mal. Ich habe es mir gleich eingebildet, daß dieſe Statue nebſt der Anempfehlung des Kloſterlebens auch einen Bezug auf dieſe Lieblingsleidenſchaft haben müſſe.

Steinm. Uiber den Herrn Prälaten von **Weinlingkloſter** laſſe ich nichts kommen. Er gab mir durch etwelche Jahre zu arbeiten,

und bezahlte mir die Arbeiten großmüthig. Alle Statuen, die dort an Eingängen zur Küche, zur Schaffnerei, zum Kastenamt, zur Kammerei, zur Hofrichterei, zur Bibliotheck, zum Refektorium, zum Fischbehalter, in die Reitschule, bei der Klosterpforte, am Eingange zur Prälatur, vor der Kirchenthüre, und im Garten stehen, alle sind von mir gearbeitet.

Mal. Diese alle bin ich begierig, mir beschreiben zu lassen. Was ließ er denn bei der Bibliotheck für eine Statue anbringen?

Steinm. Ober dem Eingang in die Bibliotheck hatte ich nur den heiligen Thomas von Aquin aufzustellen, mit seinem Sinnspruche, der ihm mit goldenen Buchstaben aus dem Munde geht: **Der nur ein Buch, und selbes wohl lieset, wird am gelehrtesten.** Und unter der Statue ist ebenfalls in goldenen Buchstaben der Spruch Alberti: **Ihr nennet den Thomas einen stummen Ochsen; ich versichere aber, es wird dieser Ochs mit der Zeit dermassen seine Gurgel aufthun,**

thun, daß man ihn durch alle Welt wird brüllen hören.*

Mal. In dieser Bibliotheck wird es wüste aussehen. Hat denn der Herr Prälat vom heiligen Thomas nichts besseres anzugeben gewußt, welches zur Lesung mehrerer nützlicher Bücher (wie denn gewiß Geistliche, um sich auszubilden, mehrere gute Bücher lesen sollen) aneifern könnte, und sich zu einer Bibliotheck besser schickte, als der Spruch von einem einzigen Buch und von einem Ochsen?

Steinm. Beim Eingange in die Küche, und auch bei jenem in dem Speisssaal sieht es schon lustiger aus. Beim Eingange in den Speisssaal, wo ebenfalls ein Portal von Marmor ist, sieht man ober dem Portal und neben demselben nichts, als grosse und kleine Engel mit Paßgeigen, Violinen, Trompeten und Paucken, Huboien, Klarineten, Flautraversen, mit Musikalien, woraus einige singen, und mit der ganzen türkischen Musick.

Mal.

* Ribaden. in vita S. Thomae Aquinatis.

Mal. Das deutet auf die Tafelmuſick, von welcher der Herr Prälat unter dem Speiſen ein Liebhaber ſeyn wird?

Steinm. Das iſt er; und ich habe noch in keinem Stifte eine ſo vortrefliche Tafelmuſick gehöret. Dieſe dürfte nie hinwegbleiben. Kaum als die dritte Speiſe herumgetragen wird, kömmt ſchon von den Muſikanten einer nach dem anderen in den Saal, macht ſeine tiefſte Verbeugung; und wenn ſie beiſamm ſind, ſodann läßt ſich die Muſik ſo prächtig hören, als wenn man im Himmel wäre.

Mal. Die Legenden ſind zwar voll von muſizirenden Engeln; aber ich finde nichts unſchicklicheres, als die heiligen Engel mit aufgeblaſenen Backen als Trompeter hinzuſtellen, und aus ihnen eine himmliſche Muſikbande zu machen, wie die Heiden ihre Götter auf Harfen und Flöten ſpielen lieſſen.

Steinm. Bei dem Eingange in die Küche iſt ober dem Portal der heilige Karolomanus vorgeſtellt, wie er in der Kloſterküche auf dem

Berge

Berge Kassino in allerhand schlechten und schmutzigen Verrichtungen sich gebrauchen ließ, aber von dem groben Koch eine Ohrfeige bekam, und wie dieser grobe Koch deßwegen von dem Mitbruder des Karolomanus gleichfalls geprügelt wird.

Mal. Das ist wieder eine auferbauliche Statue; aber die Vorstellungen solcher Begebenheiten, wenn sie wirklich einem Heiligen Gelegenheit gaben, dabei seine Geduld zu üben, sind doch nicht am tauglichsten, die Vortrefflichkeit der Geduld mit Erbauung anschaulich zu machen.

Steinm. Vor den prächtigen Pferdstallungen ist eine Reitschule angebracht. Auf der einen Seite des Einganges in die Reitschule steht der heilige Franz von Paula, ein Schmied, und zwischen ihnen ein Esel, der die Eisen vom Hufe hinwegschleudert.

Mal. Wie kömmt denn der Esel auf die Reitschule?

Steinm.

Steinm. Es kömmt schon eine Statue mit Pferden auch. Der Herr Vätter muß ja wissen, daß in einigen Ländern die Esein die nämlichen Dienste thun, welche bei uns von Pferden geleistet werden. Franz von Paula hatte einmal kein Pferd, sondern einen Esel. Diesen ließ er vom Schmied beschlagen, und der Schmied foderte dafür Bezahlung. Der Heilige hatte kein Geld, und befahl dem guten Esel, daß er dem ungestümmen Schmied die Eisen wieder herabschleudern solle, welches der Esel auch alsogleich that. Die Statue ist hiemit immer ein Exempel für den Schmied, der in die Klosterstallung kömmt.

Mal. Derjenige muß selbst im Kopfe nicht gut beschlagen und vernagelt seyn, der einem Schmiede keine bessere Schilderung seiner Pflichten hinstellen kann. Der Schmied beschlägt die Klosterpferde ja nicht unentgeltlich; oder sollte er vielleicht hiedurch aufgemuntert werden, auch bei Prälatenpferden es um ein Leichteres zu thun?

Steinm.

Steinm. Auf der andern Seite des Einganges in die Reitschule gerade gegenüber vom Esel ſteht ein Kameel.

Mal. Iſt wahr; ein Kameel dienet auch zum Reiten, und kann ſich immer auf der Reitſchule ſehen laſſen. Es hat aber gewiß eine Bedeutung auf einen Mönch.

Steinm. Auf den heiligen Mönch und Einſiedler Malchus. Eben der ſitzet ſammt einem Weibe auf dem Kameel; und dieſes wird von einem Sarazenen getrieben.

Mal. In dieſer Heiligenlegende bin ich ſchon wieder unerfahren.

Steinm. Er gieng ſeinen Eltern heimlich davon, und wurde Mönch und Einſiedler; dann wollte er aber doch ſeine Mutter nochmal ſehen, und gieng auch aus dem nämlichen Kloſter ohne Einſtimmung des Abtens davon. Er geſellte ſich zwar auf der Reiſe zu einem groſſen Haufen Männer und Weiber. Allein dieſe Schaare wurde von Sarazenen zerſtreuet;

er sammt einem Weibe eines anderen Reisegefährten gefangen, sammt diesem Weibe auf ein Kameel gesetzet, und in die Dienstbarkeit geführet. Sein neuer Herr wollte haben, er solle dieses Weib heurathen, und Kinder erzeugen; Malchus widersetzte, daß er weder ein fremdes Weib heurathen, weder die, Gott gelobte Keuschheit brechen könne. Der Herr zückte den Säbel, und Malchus versprach, sie zu heurathen; setzte aber hernach sich selbst ein Messer auf die Brust, um auf diese Weise eher ein Martyrer, als ein Ehemann zu werden. Das Weib war gescheider, sagte ihm, daß sie ihn von allen ehelichen Pflichten lossprechе, daß es also nur auf eine Verstellung ankomme, als ob sie verheurathet wären, daß folglich nicht nothwendig sey, sich umbringen zu lassen, zu geschweigen, sich selbst umzubringen. Hierauf bekamen sie von ihrem Herrn mehr Zutrauen, so daß sie mit der Schaafheerde, welche sie hüten mußten, etliche Täge ausbleiben konnten; und dann schlachtete er mit Einverständniß seiner keuschen Gemahlinn, aber ohne Wissen seines Herrn zween grosse und starke Böcke; das Fleisch richtete er zu einer

Mego-

Wegzehrung, und aus den Häuten machte er zween groſſe lederne Säcke, füllte ſie mit Wind, legte ſich ſammt ſeiner keuſchen Gemahlinn darauf, und ſo ſetzten ſie über das Waſſer.

Mal. Mit dieſer Geſchichte ſieht es windig und wäſſerig aus.

Steinm. Ihr Herr ſetzte ihnen bald auf dem Fuß nach. Sie verkrochen ſich in der Angſt in eine Höhle. Der Herr ſchickt einen Bedienten hinein, um ſie heraus zu jagen, und er blieb mit gezücktem Säbel vor der Höhle ſtehen. Aber der Bediente kam nicht mehr heraus; denn es fraß ihn darinn eine Löwinn, und das nämliche widerfuhr dem Herrn ſelbſt, da er voll Ungeduld und ſcheltend dem Bedienten nachgehen wollte. Dem Malchus und ſeiner Gemahlinn begegnete aber die Löwinn mit aller Hochachtung, und machte ihnen ſogar Platz in der Höhle. Hierinn wollten ſie aber nicht bleiben, ſondern ſie nahmen die Kameele des Herrn und des Bedienten ſammt dem darauf gepackten Speiſenvorrath, tranken an einem Fluſſe in Furcht, ſie möchten lange Zeit

kein

kein Wasser bekommen, so viel sie immer vorhinein trinken konnten; reiseten fort, und kamen endlich an das Kloster, wo Malchus ehevor davongegangen. Er wurde gleich wieder angenommen, und auch sie durfte bei den Weibsbildern des Klosters bleiben.

Mal. Das ist eine lehrreiche Geschichte, daß es Gott erbarme. Wenn sich einmal ein Roßknecht des Herrn Prälaten ein Beyspiel nähme, und aus seinem, vielleicht schweren Waisendienste mit einem Paar Pferde heimlich davon gienge, mit einem keuschen Weibsbild herumreisete, welche ihn ebenfalls abhalten könnte, sich vor Verzweiflung umzubringen; und endlich dächte in einem anderen Kloster sammt seiner Reisgefährtinn wieder Dienste nehmen zu können? O! Wie übel wäre die Sicherheit und Sittlichkeit der menschlichen Gesellschaft daran, wenn man alles das nachahmen wollte, was uns die Mönche bei ihren Bildern und Statuen ohne einige Warnung aufstellen, und oft noch dazu in den Legenden als rühmlich beschreiben.

Steinm.

Steinm. An der obersten Wand der Reitschule ist die Statue der heiligen Martyrinn Luzia, welche einem gleich in die Augen fällt, wie man bei der Reitschule eintritt. Zu ihrer linken Seite sind zwölf Schergen, welche sie mit Stricken von der Stelle bringen wollen; und auf ihrer rechten Seite sind sechs Pferde angespannt, welche sie auch nicht von der Stelle bringen können. Sieht der Herr Vätter! Da sind Pferde genug. Ich habe sie alle recht fleissig ausgearbeitet. Aber der Esel und das Kameel am Eingange wollen dem Herrn Prälaten doch besser gefahlen. Er steht oft stundenweise zwischen dem Esel und dem Kameel, und sieht sie mit Vergnügen an.

Mal. Esel könnten meinetwegen auf der Reitschule soviele seyn, als der Herr Prälat sehen will; aber nur die Vorstellungen der Heiligen, die zu ihrer Ehre und ihrer Nachahmung dem Ort und der Schilderung nach nichts beitragen, sollten nicht dort seyn. Wenn der Herr Prälat ein Liebhaber von Statuen ist, und wenn er Heilige vorgestellet haben will; nun so sollen sie am gehörigen Orte,

und mit einer solchen Vorstellung gesehen werden, woraus man über eine anwendbare tugendhafte Handlung, und über eine wahre Geschichte belehret würde. Heilige und Mirackel sollen bei meiner Ehre zu keiner bloßen Zierde einer Reitschule genommen werden. Der Herr Prälat mag zwar vielleicht unter diesen Heiligen und Mirackeln ganz andächtig herumreiten.

Steinm. Der Herr Vätter sollte ihn reiten sehen. Er reitet, als wie ein Husar, oder als wie der heilige Georgius, da er auf den Drachen losſprengte.

Mal. Aweh! Ist ewig Schade, daß nicht die ganze fabelhafte Geschichte, welche sich die Legendenschreiber von einem heiligen Georgius gemacht haben, auf der Reitschule auch vorgestellet ist.

Steinm. Der Herr Vätter hält also das nicht für wahr, was vom heiligen Georgius geschrieben ist?

Mal. Mir ſagte es ſelbſt ein Prieſter, daß in dem Brevier, welches ſie bethen müſſen, an dieſem Tage nur das enthalten ſey, was von Martyrern überhaupt angerühmet werden kann, ohne einer beſonderen Begebenheit von einem Ritter Georg und einem Lindwurm zu erwähnen, weil man hierüber keine glaubwürdigen Dokumente gefunden. Nun laſſen wir das gut ſeyn; Georgius mahnet einen ohnehin nur auf das Zinszahlen. Beſchreibe mir der Herr Vätter lieber die übrigen Statuen im Kloſter Weinling.

Steinm. Der Eingang zu einer jeden Verwaltung, oder zu einem jeden Offizialat in dieſem Kloſter iſt mit einem Portal aus Marmor und mit Statuen verſehen. Bei der Hofrichterei hanget lauter Zwiebel aus Stein gehauen, und der heilige Bernhard in der Mitte des Zwiebels, weil ihn der Teufel einen Zwiebelfreſſer geheiſſen, und weil die Unterthanen (wie mir der Herr Prälat ſagte) denen Zwiebeln gleichen, die die beſten werden, wenn man ſie recht mit Füſſen tritt.

Mal. Mir ſagte ſelbſt ein vermöglicher beſcheidener Bauer von ſeinen Nachbarn dieſe Worte: **Sie wiſſen aus Uibermuth nicht, was ſie alles anfangen ſollen; es geht ihnen viel zu gut, und ſie ſind ſo ſehr undankbar für die Erleichterungen, die ihnen zukommen, ſo wenig ſie dieſelben vernünftig zu benützen wiſſen. Grobheit, ungeſtümme übertriebene Foderungen um die ganze Hand, wenn man ihnen den Finger reicht** (ſagte er) **ſind ihre Haupteigenſchaften.** Das ſagte ſelbſt ein geſcheider Bauer. — Aber als Sklaven und Leibeigene ſolle man ſie doch nie halten; und ein adelicher Wohllüſtling und Müſſiggeher ſolle nie berechtiget ſeyn, die Unterthanen als diejenigen anzuſehen, aus denen er Schweis und Blut deſpotiſch und nach ſeinem Belieben zur Stillung ſeiner Lüppigkeiten herauspreſſen kann.

Steinm. Hierinn hat der Herr Vätter recht. Bauern ſollen nicht zu viel fodern, und die Herrſchaften ſollen auch nicht zuviel fodern. Es iſt nichts lächerlicher, als wenn

einige

einige Vornehme den Heiligen vor lauter Andacht beinahe die Füsse abbeissen, ihre Handlungen aber auf nichts minder, als auf die Nachahmung der Heiligen in den wahren Tugenden, und hiemit auch in Behandlung ihres Nebenmenschen richten. Sie haben den Mund voll von Religion; sie sehen nichts als Freigeister; für ihre Ohren ist jeder Satz, den sie ehe nicht gehöret haben, ganz besonders empfindlich; aber Kopf und Herz ist ausserordentlich hart, gleich als ob dahin kein anderer Eindruck kommen dürfte, als der Aufdruck des hochadelichen Wappens, so bei ihrem Adelsdiplom in Kapstein vom harten Holze bewahret ist. Ja sie möchten nichts lieber, als, da sie nicht Regenten sind, doch Korregenten seyn, und beinahe dem Landesfürsten selbst Gesetze vorschreiben können.

Mal. Ein Beweis, daß sie von Religion, von Heiligen, und von Verehrung der Heiligen, so sehr sie auch davon reden, keinen Begriff haben, den sie auch nie aus Legenden und Klosterbildern lernen werden, nachdem die Lehrmeister so unschickliche Abbildungen der Hei-

ligen, und am unſchicklichſten Orte machen. Bei der Hofrichterei wäre wohl der heilige Ivo, wie er ſich um die Armen annahm, um ihnen die Gerechtigkeitspflege zu verſchaffen, anpaſſender geweſen. Auf der Kammerei, wo Geld eingeht, da bin ich vorwitzig, was für eine Statue im Weinlingkloſter hingeſtellet iſt.

Steinm. Die Statue des ſeeligen Hermanns aus dem Prämonſtratenſerorden, welchem die göttliche Mutter immer das nöthige Geld verſchaffet hat, und zwar mit Anzeigung eines Steines, worunter er immer Geld finden würde. Hermanns (ſchreibt Ribadeneira) hatte hiemit einen unerſchöpflichen Geldkaſten, in welchem aber andere nichts fanden, weil ihnen der Schlüſſel der marianiſchen Andacht fehlte.

Mal. Die Vorſtellung eines unerſchöpflichen Geldkaſtens paßt ſo übel auf eine Kloſterkammerei nicht; wenn nur nicht wieder ein Heiliger dazu genommen wäre. Zum Vortheil der Geiſter will ich dieſes Miracel für falſch ausgeben, damit nicht Diebe, die ohne marianiſche

ſchi

ſche Andacht oft einen Schlüſſel finden, über die Kloſterkaſſen in der Meynung ſich hermachen, daß Prämonſtratenſer oder andere Ordensmänner niemal einen Abgang haben können, wenn ihnen auch etwas entfremdet wird.

Steinm. Uiber dem Portal des Einganges zur Schaffnerei iſt abermal der heilige Karolomanus, der bei der Küche iſt, aber in einer andern Vorſtellung, nämlich wie er im Hemde daſteht, und ihm ein Räuber ein Paar Beinkleider giebt.

Mal. Was iſt das für eine Geſchichte?

Steinm. Karolomanus mußte ſelbſt die Schaafe des Kloſters hüten.

Mal. Das thut kein Pater Schaffner. Der iſt Herr über ſo vieles Geſind, welches das Vieh, des Mayerhofes hüten und beſorgen muß.

Steinm. Nun, es kamen einmal Räuber, und wollten Schaafe des Kloſters hinwegtreiben.

ten. Karolomannus bath, lieber ihn selbst zu berauben; welches auch bei den Räubern solchen Eindruck machte, daß sie die Klosterschaafe fahren ließen, und ihm von allen Kleidern entblößten. Ein einziger, der (wie Albadericus schreibt) von diesen Raumansen etwas menschlicher war, hat ihm ein Paar Salvavenia Hosen gegeben. Ungeachtet dieser ausgezeichneten Sorgfalt für die, ihm anvertrauten Schaafe hat ihn der Abt des Klosters, um seine Tugend noch mehr zu prüfen, einen faulen und nichtswerten Kimmel geheißen.

Mal. Abermal ein schönes Klosterexempel.

Serium. In der Mitte des prächtigen Fischbehalters stehen zwo Statuen, die eine des heiligen Bischofs Ludgerus, auf dessen Geheis die Fischer immer auch solche Fische bekamen, zu deren Fang die Zeit schon vorüber war; die andere des heiligen Pascalis Franziskanerordens mit seinem Stabe, mit welchem er noch als Viehhirt sogleich aus dem dürresten Boden ein überaus helles und frisches Wasser hervorbrachte.

Mal.

Mal. Die Kloſterforellen würden auch in ſeinem matten Waſſer gut thun, oder es möchte wieder ein anderes Mirakel geſchehen.

Steinm. Ober dem Eingange zum Kaſtenamt iſt der heilige Abt Theodoſius, wie er ungefähr beim Abtn Martinianus einkehret. Dieſer hatte keinen Biſſen Brod, ſo er dem Theodoſius hätte vorlegen können, und befahl daher den Kloſterbrüdern, ein Schüſſelein mit Korn aufzutragen. Theodoſius ſah den Martinianus an, er ſah ihm ein Getreidkörnlein am Barte hangen, nahm es herab, und ſagte: Martiniane! nimm dieſes Körnlein andächtig, und lege es in die Getreidkammer. Martinianus that es, und des anderen Tages befand ſich die Getreidkammer dermaßen geſtrohet voller Korn, daß es ſogar zur Thüre hinausfiel.

Mal. Aber um des Himmels willen! Konnte denn auch hier nichts erbaulicheres, und ein, zur Tugend ganz natürlich bewegendes Beiſpiel aus dem Leben der lieben Heiligen Gottes angebracht werden? Ich bin zwar wenig in

in den Legenden erfahren; aber ich wüßte hieraus auf einen Getreidkasten ganz andere Exempel aufzustellen. Die Beschäftigung des heiligen Ackermanns Isidorus mit Vertheilung des Getreides unter arme Leute, worunter meinetwegen auch Vögelchen abgebildet werden könnten; da er so gutherzig war, daß er im harten Winter, wenn diese Thierchen keinen Fraß bekamen, ihnen Getreidkörner vorwarf; eine gleiche Beschäftigung des heiligen Franziskus Regis; die Vorstellung, wie der heilige Abt Odilo, um den Armen beizuspringen, nicht nur kein Geld und kein Getreid gespahret, sondern sogar den Kirchenzierrath verkauft hat; eine gleiche Abbildung des heiligen Hugo, der seine bischöfliche Ringe und die Kelche in der Kirche nicht geschonet, um den Armen zu helfen; und mehrere solche lehrreiche Thatvorstellungen wären auf einen Getreidkasten anpassender, als daß ein Abt dem anderen ein Getreidkörnlein vom Barte herabklaubet, und damit eine mirakulose Getreidvermehrung zuwegen bringet. Jedem, der gegen die Armen wohlthätig ist, der den Armen giebt, dem wird durch göttlichen Seegen wieder gegeben.

Das

Das iſt das gewiſſeſte und wahrhafteſte Mirakel.

Steinm. Tauſend hinein; der Herr Vätter weis doch ein und anderes aus den Legenden; und eine Legende würde ſo übel nicht ausfallen, wenn der Herr Vätter eine ſchriebe.

Mal. Sie müßte mir ſo ſeyn, daß ſie den Heiligen ſelbſten beſſer gefiele, als manche andere Legende. Mit Mirakeln hielt ich mich nicht viel auf. Handlungen, die zu keiner Belehrung und Nachahmung taugen, berührete ich auch nicht viel; und wenn ich menſchliche Schwachheiten an einigen Handlungen der Heiligen fände; ſo würde ich hieraus Gelegenheit nehmen, den Leſer davor zu warnen, und ihn zu überzeugen, wie wir auf unſerer Hut ſeyn müſſen, da ſogar Heilige in ſolche Schwachheiten verfallen. Behüte mich Gott, daß ich einen Fehler eines Heiligen, oder auch nur eine unbedeutende Handlung mit übertriebenen Lobſprüchen anprieſe. Aber ſolche Handlungen der Heiligen, welche Bauern, Bürger, Soldaten, Staatsbeamte, Arme, Reiche,

Aeltern,

Aeltern, Kinder, Ledige, Verheurathete, Herren und Unterthanen in ihrem Stande nicht nur nachahmen können, sondern zur Erfüllung ihrer Pflichten nachahmen sollen, die wollte ich recht anschaulich machen. Wenn es bei mir stünde, wäre kein Bild und keine Statue ohne eine solche lehrreiche Vorstellung. Was heißt das, nur Figuren hinstellen, oder sie so hinstellen, daß weder der Ort, wo sie angebracht sind, weder die ganze Abbildung zur Nachahmung der Heiligen und ihrer wahren Verehrung dient?

Steinm. Wenn der Herr Vätter so denket; da sage ich kein Wort mehr von den übrigen Statuen in Weinlingkloster. Der Herr Vätter wird ja vor lauter Eifer gegen diese Statuen roth, wie ein Krebs.

Mal Sind vor der Kirchthüre, und vor der Klosterpforte auch so unschickliche Vorstellungen?

Steinm. Vor der Kirchthüre stehen zwey schöne grosse Statuen auf zwei grossen und breiten

ten Poſtamenten. Rechts ein Eſel, der allein gehet, und welchem eine Schaare Menſchen auf den Fuß nachfolget.

Mal. Das iſt doch erſtaunlich! Schon wieder ein Eſel!

Steinm. Der Eſel rechter Hand trägt die Reliquien der heiligen Martyrer Berard, Petrus, Adjutus, Akkurſius, und Otto aus dem Orden des heiligen Franziskus, welche in Afrika vom König Miramolinus gemartert worden. Der König ließ ſie zwar Anfangs nur verjagen; weil ſie aber immer und immer wieder zurückkamen, und wie Pater Kochem anführet, den Mahomet beherzt ſchimpften, und ſtäts neue Schmähworte ausſtieſſen, ſo hat endlich der König ſelbſt in eigener Perſon mit einem breiten Säbel einem jedem das Haupt bis auf das Kinn geſpaltet. Die heiligen Reliquien wurden einem Eſel aufgepackt, und nach Koimbria gebracht. Geiſtliche und Weltliche wollten durchaus haben, daß die Reliquien in der Hauptkirche beigeſetzet werden ſollten; der Eſel aber, der auf der ganzen Reiſe mit den Reli-

quien

quien immer allein vorangieng, gieng auch jetzt gerade der Kloſterkirche zu; war nicht mehr davon zu bringen; und da man ihm die Thüre dieſer Kloſterkirche eröfnete, gieng er von ſich ſelbſten zum Hohaltar, neigte die Knie auf die Erde, und ließ ſich dort die Reliquien abnehmen.

Mal. Zur Nachahmung des Eſels ſolle uns alſo etwa eine Kloſterkirche beſſer gefahlen, als unſere Pfarrkirche? und will der Herr Prälat die Leute durch einen Eſel anlocken laſſen?

Steinm. In ſo weit, als dieſe Martyrer wegen des Predigtamtes gelitten haben, iſt dieſe Statue immer zur Kirche anpaſſend, wo gepredigt wird, und wo auch ſo viele Reliquien zu ſehen ſind.

Mal. Ja, ja! Die Kloſterkirchen ſind ſo voll Reliquien, daß die Kreuzpartikeln allein, wenn man ſie beiſamm hätte, einen Wald ausmachten, und manche Heilige vier, fünf Hände, Füſſe, und Köpfe, und ein Paar tauſend Zähne müßten gehabt haben; weil dergleichen

von

von einem und demſelben Heiligen in mehreren Kirchen vorkömmt. Und was das Predigtamt anbelanget; ſo weis ich nicht, ob die guten Heiligen, die der Herr Vätter genannt hat, nicht beſſer gethan hätten, wenn von ihnen die Schimpfwörter wären hinweggelaſſen, und nur Anfangs die lautern Grundſätze unſerer heiligen Religion wären gepredigt worden. Schicken ſich Schimpfe auf keine Kanzel bei uns; wie ſollen ſie denn Nutzen ſchaffen, wenn ſie bei denen angebracht werden, die man erſt bekehren, und ehe mit liebreicher ſanftmüthiger Lehre nach dem Beiſpiele Chriſti und der Apoſtel gewinnen ſolle? Die Apoſtel haben den Leuten keine Grobheiten angethan, und mit aller Ehrfurcht gegen die Heiligen, die auch Menſchen waren, erachte ich, daß dieſe heiligen Franziskaner ein wenig zu grob waren.

Steinm. Gerade vom Eſel gegenüber ſteht der heilige Beno, wie er mit ſeiner Hand den Markgrafen von Meiſſen zurückſtoßt. Beno Biſchof zu Meiſſen hielt es nämlich nicht mit jenen deutſchen Fürſten und Biſchöfen, welche

ge-

gegen den Kaiſer Heinrich und ſeine Befehle ſich gehorſam und getreu bezeigten, ſondern mit dem Papſten Gregorius dem Siebenten, der die Unterthanen des Kaiſers aufhetzte, und ſo verderbliche Unruhen zum größten Aergerniß ſtiftete. Und weil der Markgraf aus Meiſſen auch dem Kaiſer getreu war, belegte ihn Beno **aus ſeiner** (wie Ribadeneira ſchreibt) **gegen die Kirche tragenden Andacht** mit dem geiſtlichen Bann, und hielt ihn beherzt von dem Eingange in die Kirche zurück.

Mal, Anpaſſend über anpaſſend iſt die Vorſtellung dieſer Begebenheit, in der Rückſicht, daß ſie dem Eſel gerade gegenüber ſteht. Aber obwohl ſie vor einer Kirchthüre geſchehen, ſchicket ſie ſich doch nicht vor eine Kirchthüre hin; denn nicht alles, was vor Kirchenthüren geſchieht, iſt löblich und nachahmungswürdig. **Aus ſeiner gegen die Kirche tragenden Andacht, tragenden Andacht!** Ja, ja! Eine ſolche Andacht muß **ſich ſelbſt tragen**; von einem verſtändigen Chriſten kann ſie nicht getragen werden; denn öffentliche Unruhen und Aufſtände gehören nicht zur Andacht.

dacht. Jeder kann ſeine Religion und Andacht im Herzen bewahren, ohne ein Rebell zu werden. Chriſtus und die Apoſtel haben keine Rebellionen geſtiftet. Sie blieben auch den heidniſchen Kaiſern treu, und lieſſen ſich lieber ſelbſt martern, als daß ſie die Religion mit Gewaltthätigkeiten vertheidiget hätten. Ich laſſe dem heiligen Beno ganz gern den Himmel; aber daß dieſe ſeine That ihn in den Himmel gebracht habe, und einer öffentlichen Aufſtellung und Verehrung würdig ſey, das gebe ich nicht zu.

Steinm. Er war, ehe er Biſchof wurde, ein Mönch, wie der Papſt Gregorius der Siebente vorher ein Mönch war.

Mal. Still, ſtill! Herr Vätter! ich habe ſchon genug an dieſer Nachricht. Ich kenne zwar einige brave Mönche; aber überhaupt zu reden. —— Was ſind für Statuen bei der Kloſterpforte?

Steinm. Iſt auch rechts und links eine Statue, und gleichfalls jede auf einem groſſen

und

und breiten Postamente. Rechts ist der heilige seraphische Franz, wie er mit der adelichen, schönen, wohlgewachsenen, und reichen heiligen Jungfrau Klara redet, und ihr den Rath giebt, ihren Aeltern heimlich davon zu gehen, und zu ihm in's Kloster zu kommen, wo er ihr das heilige Ordenskleid anlegen wolle.

Mal. Soll dieses den Kladern eine Aneiferung seyn, ihren Aeltern davon, und dem Kloster zuzulaufen? oder soll dieses vielleicht als eine öffentliche Entschuldigung dastehen, wenn man Klostergeistliche öfters bei der Pforte mit dem Frauenzimmer sprechen sieht? Zum Klosterleben werden sie wenige mehr bewegen. Ich muß meinem Beichtvater, der zwar auch ein Ordensmann ist, die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er einmal in meiner Gegenwart gesagt: Klosterleute sollen sich weder um geistliche Mütter umsehen, * weder bei der Pforte mit Weibsbildern Gespräche unterhalten, wenn auch solche Gespröche geistlich wären.

* Gregorius l. III. epist. ad Valent. Abb.

ven. * Dieſe Statue ſchicket ſich alſo ſchon wieder zu einer Kloſterpforte nicht recht hin.

Steinm. Links ſtellet die Statue den heiligen Romuald vor, wie er ſeinen eigenen Vater in Ketten hält.

Mal. Was iſt das wieder auferbauliches?

Steinm. Der Vater des heiligen Romuald ſpiegelte ſich an ſeinem Sohne, und gieng auch in ein Kloſter. Er wurde aber, (wie Ribadeneira ſchreibt) bald des mönchiſchen Weſens überdrüſſig, und wollte wieder zu den Seinigen wandern.

Mal. Nun! Da hat er recht vernünftig gedacht.

Steinm. Romuald verſuchte Anfangs, mit guten Worten ſeinen Vater von dieſem Vorſatze abzubringen; da er aber mit Worten nichts ausrichten konnte, ließ er aus kindlicher Sorge,

* Satzungen der Auguſtinermönche P. II. cap. 13.

ge die väterliche Seele zu retten, den Vater in den Klosterkerker werfen, bis derselbe sich reumüthig entschlossen im Kloster zu verbleiben.

Mal. Herr Vätter! Das ist eine Statue, die man allen Kindern aus den Augen räumen solle, damit sie sich gegen die Aeltern unter dem Vorwande die väterlichen und mütterlichen Seelen zu retten, nicht auch das Sträflichste erlauben. Mein Gott, mein Gott! Was leidet nicht die ganze Sittlichkeit und alles menschliche Gefühl bei solchen Vorstellungen! was müssen da in Klöstern für Herzen gebildet werden?

Steinm. Uiber dem Eingange ist der Stifter des Klosters, der das ganze Kloster auf der Hand trägt.

Mal. Ist auch was unschickliches, wenn man den Heiligen ganze Klöster auf den Händen tragen läßt. Es geschieht freilich deswegen, weil die Mönche einem gleichsam mit der Hand ein Kloster vor die Nase stossen, und hie-

hiedurch die Leute überzeugen wollen, wie vor Zeiten ſich jeder bemühte, durch Kloſterſtiftungen heilig zu werden.

Steinm. An dem einen Ecke des Portals zur rechten Seite des Stifters ſteht ein Mönch über beide Augen die Hand haltend, und mit der anderen Hand an das Herz klopfend. Dieſe Statue ſtellet den Mönch vor, der aus dem Kloſter des heiligen Kirchenlehrers Gregorius entweichen wollte, und bei der Kloſterpforte erblindete. An dem anderen Ecke zur Linken des Stifters ſteht wieder ein Mönch, der von einem Drachen verfolget wird. Dieſe Statue ſtellet den Mönch vor, der zu Zeiten des heiligen Benedikts aus dem Kloſter entweichen wollte; aber von einem Drachen zur Pforte wieder hineingejagt wurde.

Mal. Lauter ſchöne Figuren zur Stärkung des Berufes. Ich ſah einmal in einem Kloſtergange, wo die Novizen waren, eine Menge Bilder mit Vorſtellung verſchiedener Unglücksfälle, und auch derer hölliſchen Peinen, ſo auf die warten, welche das Kloſterl den

verlaſſen. Ich dachte mir, es ſey eins, ob man dem Verſtande eine fanatiſche Gewalt anlege, oder einen mit körperlicher Gewalt in das Kloſter zwinge; ja beinahe hielt ich jene Gewalt für ſtärker und vermögender, jemanden die Freiheit der Standeswahl zu benehmen.

Steinm. Der Eingang in die Prälatur machte mir zu ſchaffen. Fünf Engelsköpfe (wie dann vor Prälaturen immer ein Engelskopf mit einer Infel iſt) machte ich, bis dem Herrn Prälaten einer recht war. So oft ich mit meinem Engelskopf kam, ſagte der Herr Prälat: der Kopf muß dicker ſeyn. Endlich verfertigte ich einen Engel mit einem gar erſtaunlich dicken Kopf, und dieſer war auch endlich recht. Rechts und links auf dem Portal oben ſtehen aber ganze Engeln, wovon der eine das Paſtoral, der andere ein Schwerd hält zum Zeichen der geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft des Herrn Prälatens.

Mal. O ihr verehrungswürdige heilige Engel; was müßt ihr nicht alles aus euch machen laſſen?

ſen? Bald läßt man euch nur mit einem Kopfe zwiſchen zweyen Flügeln wie die Fledermäuſe herausſehen, bald aber bekommt ihr einen ganzen Leib mit einer ſolchen Stellung, die in dieſer und jener irrdiſchen Aufwartung dient.

Steinm. Herunter am Eingange ſind rechts und links auf zweien Poſtamenten zween Heilige in Harniſchen mit Lanzen.

Mal. Nun ſo müſſen noch zween Heilige auch zum Thor hinab, um bei dem Herrn Prälaten eine Burgwache zu machen. Hätte er ein Paar Schweizer vom Stein aushauen laſſen; müſſen es denn Heilige ſeyn?

Steinm. Heilige ſchicken ſich immer beſſer zu einem geiſtlichen Haus. Rechts ſteht der heilige Longinus, und links ſteht der heilige Longinus.

Mal. Was iſt das wieder beſonders? Der nämliche Heilige muß alſo zwo Wachpoſten verſehen?

Steinm. Es sind zween heilige Soldaten, deren jeder Longinus hieß. Einige Legendenschreiber zweifeln zwar, ob nicht aus einem und dem nämlichen heiligen Longinus zween heilige Longini gemacht werden. Der Herr Prälat aber hält es mit der Meynung, daß zween heilige Soldaten Longinus seyn, welche mit gleichem Namen, der schon auch eine gleiche ansehnliche Grenadiersgrösse anzeigt, am besten an das Thor der Prälatur hingestellet werden können.

Mal. Also ist auch die eine Statue wie die andere haargleich gemacht?

Steinm. Die Statuen der heiligen selbsten sind haargleich; aber es sind bei einer jeden andere Nebensachen als so viele Unterscheidungszeichen.

Mal. Was für eine?

Steinm. Beim heiligen Longinus rechter Hand, der die Wache beim Grabe Christi zu kommandiren hatte, liegt eine Schärpe, weil

er

er ein Hauptmann war, ein Windlicht, und eine Schüssel mit Speisen; beim Longinus linker Hand aber, der nur ein gemeiner Soldat war, und Christi Seite am Kreuze mit einem Sperr eröfnete, liegt der Teufel zu seinen Füssen, und eine Schachtel, worinn Zähne samt einer Zunge zu sehen sind.

Mal. Um diese Unterscheidungszeichen vollends einzusehen, muß der Herr Vätter schon die Güte haben, mir hierüber eine nähere Erklärung zu geben.

Steinm. Der heilige Hauptmann Longinus, weil er die Wahrheit gestand, und alles sagte, was sich beim Grabe Christi eräugnet hat, wurde von den Juden dergestalt verfolget, daß er endlich seinen Dienst verließ, zween gemeine Soldaten mit sich nahm, und das Evangelium predigte. Uiber dieses Predigen, und über seine Wunderwerke zörnten die Juden noch mehr, und gaben ihn für einen Deserteur an. Pilatus, und auch bei Hofe, wohin die Juden mit einem Rekommendazionsschreiben des Pilatus giengen, war alles mit dem Judengelde

schon

ſchon gewonnen; und ſogleich wurden andere Soldaten abgeordnet, dieſen Deſerteuren nachzuſetzen, und ſie zu enthaupten. Die nachſetzenden Soldaten kamen in das Haus des Longinus, und kannten ihn nicht. Er aber kannte aus Eingebung Gottes ſogleich alles; bewirthete die Soldaten mit einer ſtattlichen Maßlzeit durch drei Täge, und dann ſagte er den Soldaten, er ſey Longinus, ſie ſollen alſo iezt ihre Schuldigkeit thun, und ihm ſamt ſeinen zween Geſellen, die er aus dem Kriegsdienſte mit ſich nahm, die Köpfe abſchlagen. Man kann ſich einbilden, wie jedem wäre, wenn er denjenigen, bei dem er zu Mittag gut gegeſſen, und gut getrunken hat, gleich nach der Tafel beim Kopf nehmen ſollte. Die Soldaten erſchracken alſo auch darüber, daß ſie nun den, von dem ſie ſo herrlich traktiret worden, köpfen ſollten. Allein was wollten ſie thun; beim Militär iſt die ſtrengſte Subordinazion; Longinus wurde enthauptet, ſein Kopf nach Jeruſalem gebracht, dort den Juden um theures Geld verkauft, und eben von Juden hernach vor der Stadt in ein garſtiges Ort geworfen, wo er wie eine brennende Fackel geglänzet hat.

Mal. Die Fackel bedeutet alſo den Glanz?

Steinm. Nicht ſo. Der heilige Longinus erſchien einer kranken Wittwe, und ſagte ihr: **Hole mir meinen Kopf; bringe ihn zu meinem Leib, und dann wirſt du geſund werden.** Die Wittwe gieng ſogleich mit ihrem Sohne, den Kopf zu ſuchen, fand ihn, bezahlte denſelben den Juden mit theurem Gelde; machte ſich wieder auf die Reiſe, auf welcher die heiligen Engel mit weiſſen brennenden Fackeln ſingend vor ihr hergiengen, und kam zum Grab des Heiligen. Dieſes that ſich ſogleich von ſelbſt auf; der Sohn der Wittwe ſetzte dem Heiligen den Kopf auf, welcher alsbald ſo ſtark angewachſen, als wenn er nie wäre abgeſchnitten geweſen. Das Grab ſchloß ſich ſodann wieder ſelbſt zu; und der Heilige erſchien der Wittwe, und ſprach: **Jetzt habe ich Ruhe gefunden, dieweil mir mein Haupt wieder zugeeignet worden. Wiſſe, daß du von nun an geſund ſeyſt.**

Mal. Der heilige Longinus, ungeachtet er in himmliſchen Freuden war, hatte alſo doch kei-

keine Ruhe, bis er nicht wieder zu seinem Leib den Kopf erhielt? Wer kann einen solchen Unsinn glauben; und wie entehrend für die lieben Heilig n Gottes sind solche Erzählungen?

Steinm. Die Erzählung ist nicht von mir, sondern vom Pater Kochem, mit welchem Ribadeneira übereinstimmt, nur mit dem Unterscheide, daß nach der Erzählung des Ribadeneira der Sohn der Wittwe schon eher gestorben, als die Frau den Kopf holen mußte, und die Wittwe nebst der Gesundheit auch hernach das Glück erhalten, ihren Sohn in der himmlischen Glorie zu sehen.

Mal. Einer ist hiemit eben so in der Erzählung vom anderen unterschieden, wie beide von der biblischen Erzählung unterschieden sind; denn in der Bibel, wo doch der Tod Stephani, und das, was sich gleich nach Christi Tod mit seinen Apostln und Jüngern begeben hat, enthalten ist, ist von dieser Geschichte des Longinus, oder daß der Hauptmann, der mit anderen Christum am Kreuze bewachete, *

* Matth. XXVII. 64. Markus 39. XV. 54. 45.

und sagte: **Wahrlich dieser Mensch war gerecht,** * Longinus geheißen habe, nichts das mindeste enthalten. Auch von demjenigen, der die Seite Christi mit einem Sperre durchstach, steht kein Wort in der Bibel, daß sein Name Longinus war. ** Warum liegt denn bei dem anderen Longinus ein Teufel, und eine Schachtel mit Zähnen und mit einer Zunge?

Steinm. Weil dieser heilige Longinus noch hernach geprediget hat, nachdem ihm auf Befehl des Landpflegers schon die Zähne ausgeschlagen, und die Zunge abgeschnitten worden, und weil der Landpfleger mit seinen Dienern hierauf von Teufeln so besessen wurde, daß sie wie die Tanzbären schäumten.

Mal. Bei dieser Prälatur könnte ich nicht lange stehen bleiben, und zwar aus wahrhafter Hochachtung für die Heiligen, die ich in so fabelvollen Abbildungen, dergleichen die Heiden von ihren Göttern machten, unmöglich ansehen kann. — Der Herr Vätter sagte ja auch

* Lukas XXIII. 47.
** Johannes XIX. 34.

auch, für den Garten Statuen verfertiget zu haben. Gehen wir alſo lieber mit unſerer Erzählung in den Garten.

Steinm. Da hatte der Herr Prälat einen wunderlichen Gedanken; da mußte ich eben Statuen der Götter und Heiden aus der griechiſchen und römiſchen Mythologie, und Statuen der Heiligen untereinander ſtellen.

Mal. Das heißt alſo die Verehrung der Heiligen auf das Aeuſſerſte bringen; und die Heiligen ſo wie die heidniſchen Götter und Halbgötter mit gleichen oder ähnlichen Erdichtungen hinſtellen.

Steinm. Gerade das Gegentheil. Ich denke noch auf den Tag, an welchem ich die letzte Statue ausſtellte, als wenn es heut wäre. Der Biſchof kam in den Garten, und machte dem Herrn Prälaten hierüber die nämliche Bemerkung, die der Herr Vätter jetzt mir machte. Ja er ſagte von einem Kirchenrathe, den ich mir nicht gemerket habe, * in welchem den

* Syn. P. L. Mechlinenſis de imaginibus.

Geiſtlichen ſogar verbothen ſeyn ſolle, in ihren Häuſern und Gärten Statuen von heidniſchen Göttern, Satyren, Faunen, Sirenen, Nymphen, und dergleichen aufzuſtellen. Allein der Herr Prälat bekümmerte ſich hierum wenig, und gab die ſtattliche Antwort; daß man eben mit Zuſammenhaltung dieſer Statuen belehret werde, wie wir Begebenheiten, welche die Heiden von ihren Göttern nur erdichten mußten, bei unſeren Heiligen in der Wahrheit haben.

1Mal. Die Antwort finde ich gar nicht ſtattlich, weil man die Heiligen und unſere Religion entehret, wenn man gewiſſe Begebenheiten von Heiligen entweder für wahr halten, oder als rühmlich aufſtellen wollte. — Nun welche Statuen ſtehen alſo dort mit Kontraſte untereinander?

Stelnon. Auf dem einen Platze ſteht Jupiter ganz furchtſam wegen der Gigonten, dem aber Vulkan neue Donnerkeule bringt, während dem ſich Pan bemühet, mit poſſierlichem Aufzuge den Jupiter in beſſeren Humor zu bringen; und gleich gegenüber ſteht das ganze

Mönchthum durch eine ungeheure Mönchsfigur vorgeſtellt, aber ebenfalls zaghaft, und ſchwankend auf einer Weltkugel, an die ſich zur einen Seite der heilige Dominikus, und zur anderen Seite der heilige Franziskus anſtemmen, damit die Weltkugel ſich nicht umdrehe, und der Mönch nicht herabfalle.

Mel. Das iſt dasjenige, was dem Papſten und dem heiligen Franz im Traume vorgekommen, und wodurch der Papſt bewogen worden, das Inſtitut des heiligen Dominikus und Franziskus zu beſtätigen; nur mit dem Unterſchiede, daß der Traum des Papſten die lateranenſiſche Kirche vorſtellt, wie dem einfallenden Gemäuer derſelben Dominikus und Franziskus jeder den Rücken unterſtreichten.

Steinm. Nach den Worten der Ordensgeiſtlichen ſind aber ſogar die ganze katholiſche Kirche und das Mönchthum unzertrennlich verbunden, hiemit kann wohl noch mehr ſtatt der lateranenſiſchen Kirche, die noch nicht die ganze katholiſche Kirche iſt, ein Mönch auf der Weltkugel in einem Mönchsgarten die Hauptfigur machen.

Mal. Daß auch Dominikus mit Einführung seiner Inquisizion neue Donnerkeule geschmiedet, und Franziskus mit einem possierlichem Anzuge in der Welt aufgetreten ist, das hat wohl seine Richtigkeit.

Serinm. Weiter oben steht der Kriegsgott Mars. Der Herr Vätter weis ohnehin, wie er vorgestellet wird; gegenüber aber der heilige Jakob Bischof zu Nisibi.

Mal. Wie schicket sich denn diese Statue dem Mars gegenüber gestellet zu werden?

Serinm. Der Arius mit seinen Kriegsleuten, und der persische König Sapor haben es erfahren, wie Jakob einem Mars überlegen sey. Arius wollte zu Konstantinopel mit gewafneter Hand eine Kirche bestürmen. Der heilige Jakob aber machte, daß dem Arius, eben da er im Anzuge war (wie es Ribadeneira ausführlich beschreibt) unterwegs die Noth ankam, den Leib zu reinigen, und er dort auf der Stelle das ganze Eingeweid und seine Seele ausschüttete; mithin der

Wein

Welt ein ſolches beſudeltes Zeugniß ſeiner Gottloſigkeit unterließ. Gegen die Armee des perſiſchen Königs Sapor ſchickte er nicht etwa Kuraſſier, Dragoner, Huſaren, Grenadier, oder einige Freykorps, ſondern einen Schwarm Mucken, welcher gleich einem finſtern Gewölke in das Lager einfiel, den Elephanten in die Rüſſel, den Pferden in die Naſen kroch, daß ſie wüthend und tobend alle Reiter aus dem Sattel ſtürzten; wodurch alſo ſchon die ganze feindliche Kavalerie unbrauchbar gemacht war. Aber auch die Infanterie, und das ganze Kriegsheer ſamt dem König mußte die Flucht nehmen; denn die Pferde und Elephanten lieſen, ſprangen, ſchlugen, und traten im Lager herum, daß Niemand ſicher war. Kurz! alles lief, wie die Türken bei Martineſtie.

Mal. Es wäre freilich beſſer, wenn man nur ſolche Schwarm Mucken rekrutiren könnte; man erſparete viele Leute dabei, Sold, Montur, Zufuhren, Magazine, Artillerie, alles könnte gleichfalls erſparet werden. Aber jetzt denkt man auf ganz etwas anderes, als auf Mucken.

Steinm.

Steinm. Jezt ſind die Leute nicht mehr ſo heilig.

Mal. Es waren ja damal die Leute auch nicht alle heilig; ſie mußten ja erſt bekehrt oder frömmer gemacht werden. Es iſt lächerlich, daß einige Mönche ſo ſehr nur über die verkehrte Welt ſcheiten. Wenn von alten Mönchen die böſeſten Leute in jenen verderbteſten Zeiten mit Mirakeln beſchämet und zu recht gebracht worden. Warum thun denn nicht die jetzigen Mönche das nämliche als Nachfolger jener Mönche. Es muß alſo mehr bei den jetzigen Mönchen, als bei den Weltleuten gefehlet ſeyn; die Mönche müſſen jezt eben nicht ſo heilig ſeyn, daß man nur alles auf die Unheiligkeit der Weltleute ſchieben könnte. Ganz gern will ich aber die jetzigen Mönche vom Mirackelwirken losſprechen; denn ich glaube immer, ein guter Unterricht und gute Beiſpiele, wenn ſich die Mönche damit die Mühe nähmen, könnten ohne Mirackel vieles zurecht bringen. Wenn aber die Leute dagegen ſehen, daß die Mönche ſtatt der Mirackel ſich den Intriken und Aufhezungen des Volkes be-

die-

dienen, um eben das Volk nur als Gehilfen zu haben, die das Wohlleben der Mönchsklöſter erhalten und befeſtigen, ſich aber übrigens für Laſtthiere der Klöſter gebrauchen laſſen ſollen; da muß man zuletzt freilich alle Mirackel mit Mucken für Mucken der Mönche halten. Ich ehre den heiligen Jakob von Niſſibi zu ſehr, als daß ich dieſe Muckengeſchichte von ihm glauben ſollte.

Steinm. Der nämliche Heilige kömmt nochmal vor. Weiter oben im Hauptgange des Gartens ſind nämlich Sirenen vorgeſtellet; wie ſich Ulifſes vor ihnen nur dergeſtalt erwehren konnte, daß er ſich am Maſtbaum anbinden ließ; da hingegen in der hinäber ſtehenden Statue der heilige Jakob mit denen jungen Mädchen, welche ſich ohne alle Geſchämigkeit ganz nackend vor ihm im Brunn badeten, bald ein End machte. Er machte nämlich, daß der Brunn augenblicklich austrocknete.

Mal. Ich wäre entweder davon gegangen, wenn ich Jakob geweſen wäre, oder hätte das Waſſer recht trüb gemacht, dann hätte man ihn

ihre Blöſſe weniger, als in der hellen Quelle geſehen.

Steinm. Der Heilige wollte aber machen, daß ihre Blöſſe und Ungeſchämigkeit für alle künftige Zeiten Niemanden mehr anfechten könnte. Er verwandelte ſie nämlich augenblicklich in uralte Weiber mit eisgrauen Haaren, und ſo abſcheulichem und runzelvollem Geſichte, daß ſie mehr ungeſtalteten Höllengöttinnen gleich ſahen.

Mal. Nun gerade ſo, wie man in der Mythologie Verwandlungen in der Menge lieſt.

Steinm. Alle Seitengänge des Gartens ſind auf einer Seite mit Sirenen und Satyren, und auf der anderen Seite mit heiligen Waldbrüdern und Eremiten gezieret.

Mal. Nur Schade, daß es keine Zierde zur Ehre der lieben Heiligen Gottes iſt, von welchen man nichts, dann nachahmliche Tugenden abgebildet ſehen ſollte, ohne eine

Schilderung, die der fabelvollen Göttergeschichte so nahe kömmt.

Steinm. Bei den zween grossen Springbrunnen ist bei dem einen die Hauptstatue Neptunus; bei dem anderen der heilige Kajetanus Thienensis, wie er das tobende mittelländische Meer mit einem hineingeworfenen geweihten Agnus Dei gestillet hat. Man sieht auch die Göttinnen Flora und Pomona, wie sie die heilige Dorothea mit jenen Blumen und Aepfeln in der Mitte haben, die sie aus dem Himmel dem Theophilus zugeschicket hat. So steht dem Apollo mit der Sonne auf der Brust der heilige Thomas von Aquin mit der Sonne auf der Brust entgegen —

Mal. Herr Vätter! Ich bitte, von der Beschreibung der Gartenstatuen gleichfalls aufzuhören; denn, wie ich gesagt habe, so sind mir wirklich die Heiligen Gottes zu werth, als daß ich sie so abgebildet sehen wollte, wie die Heiden ihre Götter und Halbgötter abgebildet haben. Nur erlaube ich dem Herrn Vätter, mir noch von denen zween Statuen zu

sagen

ſagen, die der Herr Bäcker jetzt für Privathäuſer hat verfertigen müſſen.

Steinm. Die eine gehöret nach **Talgenmarkt** auf das Haus eines Schmieds. Sie ſtellet den heiligen Eligius vor, wie er einem Pferde den Fuß abnimmt, denſelben in der Schmiede beſchlägt, und ihn ſodann dem Pferde wieder dergeſtalt anmacht, daß es hinc vier geſunde, wohlbeſchlagene Füſſe hat. Es ſteht zu den Füſſen des Heiligen ein groſſer Adler, welcher über das Bett der Mutter des Eligius ſich einfand, und ihr dreimal etliche hohe Worte zurief, welche ſie aber nicht verſtand, und die ihr erſt von einem Ordensmanne dahin ausgedeutet worden, daß ſie ein Kind, und an demſelben dermaleinſt einen Heiligen bekommen werde.

Mal. Der heilige Eligius, der Anfangs ein Goldſchmied, hernach Biſchof war, iſt wunderlich durch dieſes erdichtete Mirakel von Malern und Bildhauern in einen Hufſchmied umgeſtaltet worden.

Steinm. Die andere Statue gehört nach **Strohhausen** auf das Haus eines Baders. Dieses Haus ist erst vor zwei Jahren gebauet worden, und doch bekam es schon weit aufgesperrte Risse, dergestalt, daß keiner mehr darinn Innwohner seyn will. Die Leute bauen jetzt die Häuser so schlecht, als wenn sie von Kartenblättern zusammengesetzet wären. Der Bader, der Mitteln genug hat, könnte bald das Haus besser herstellen; allein er ist ein erstaunlicher Geizhals, der kein Geld auslassen, ein schlechtes Gebäud durch Uibertreiben dastehend haben, und doch grosse Zinse einnehmen will. Um den Leuten hiemit ohne mehrere Unkösten durch blosse Andächtelei Muth zu machen, daß sie sich einziehen, mußte ich ihm einen Arzten, der sich auf ein Baderhaus ganz gut schicket, aber den Arzten des heiligen Franziskus Seraphikus aus Stein hauen, wie derselbe einen Schipel Haare des Heiligen in Händen hält. Dieser Arzt nämlich hatte auch ein Haus, welches schon wirklich den gänzlichen Einsturz drohete, legte aber die Haare des heiligen Franziskus in die Risse des Gemäuers, und fand des anderen Tages, daß das gesammt

ſammte Gemäuer ſich dermaſſen feſt zuſammgeſchloſſen, daß keine Spaltung mehr zu ſehen, und auch kein Haar mehr herauszubringen war.

Mal. Die Leute werden ungeachtet dieſes Bildes immer das Einziehen dahin verſchieben, bis ſich das nämliche Mirakel auch beim Hauſe des Baders ereignet hat. Ich bin recht froh, daß ich ein Portrait- und kein Hiſtorienmaler bin, ſo bin ich doch frei, ſolche Albernheiten zu malen. — Komm der Herr Vätter nun mit mir in meine Kammer, um auch meine Arbeiten anzuſehen.

Steinm. Mit Vergnügen! — Ohne Zeremonien; nur vorausgegangen!

IV.

Die Mägde.

Agnes. Unſer Herr und unſere Frau ſind ausgegangen, um ſich zu erluſtigen. Nun ſo wollen auch wir uns indeſſen luſtig machen. Lege ſich die Sabina geſchwind und da gerade im Zimmer auf den Fußboden nieder.

Sabina. Was fällt der Agnes ein? Wenn ſie ſchon eine ſo alte Kinderwärterinn wäre, wie ich bin; ſo würden ihr wohl die Späſſe vergehen.

Agn. Ich bleibe gewiß bis in mein ſpäteſtes Alter luſtig. Glaubt ſie denn, daß man nur auf traurige Art heilig wird? Das traurige Weſen trägt bei dieſer Zeit am wenigſten bei. Die Leute merken gleich, daß man eine Heilige werden will. Sie ſpotten ſodann einer ſolchen, heiſſen ſie eine Bethſchweſter; man verliert das Vertrauen, und man

wird

wird nur mehr in Anwendung der Mittel heilig zu werden gestöret. Lege sie sich nieder, sage ich ihr.

Sab. Plage sie mich nicht mit dem Niederlegen; es ist weiter nicht viel säuberliches daran, wenn man sich, ausser der Zeit zu schlafen, in einem Zimmer auf dem Zimmerboden niederleget.

Agn. Ich sage ihr nochmal Sabina, lege sie sich nieder.

Sab. Jetzt wird es mir zuviel; ich lege mich nicht nieder; das ist eine Sauerei statt eines Mittels, heilig zu werden.

Ag. Jetzt hat sie der Teufel recht zur Sünde gebracht. Etwas als eine Sauerei schelten, bevor sie noch weis, wohin es zielet.

Sab. Was will sie denn mit ihrem Niederlegen?

Ag. Ich will ihr, wenn sie auf dem Rücken liegt, etlichemal auf den Mund treten; sodann lege auch ich mich nieder, und da kann sie mich gleichfalls so treten; oder weil ich jünger bin; so will ich vor ihr herumhüpfen, und sie muß mich mit einem Strick wacker abpeitschen; und das alles in größter Lustbarkeit zur Ehre Gottes.

Sab. Das habe ich noch in keinem Leben der Heiligen gelesen.

Ag. Sie wird mich das nicht lehren, was in den Leben der Heiligen steht. Ich lese so gut die Legende wie sie; aber nicht so traurig. Die Welt ist lustig, und der Teufel ist listig; wenn man ihnen nicht auch lustig und listig entgegen geht, so gewinnt man nicht. Kein Mensch im ganzen Hause ausser der Sabina glaubt es von mir, daß ich nach Heiligkeit strebe. Warum? Weil ich mit Lustbarkeit und mit List alles zu verdecken weis. Ich habe lange die Hindernisse nicht, die die Sabina hat, da man ihr, als einer Bethschwester auf jeden Tritt nachgeht. Ich finde auch nicht noth-

nothwendig, daß man immer bethen ſoll. Mein Beichtvater ſagt ſelbſt: der Vater unſer iſt das beſte Gebeth. Ich habe aber ein noch viel kürzeres Schußgebeth: Gottes Sohn, Herr Jeſu Chriſt, der du unſer Herrgott biſt! Meine Dienſt trog ich dir an, nimm mich für dein Dienſtboth an. Du biſt mein, und ich bin dein, dieß ſoll unſer Bündniß ſeyn. Iſt's dir recht, ſo bleibts dabei, du mein Gott und alles ſey.* Folge die Sabina mir, und ſtelle ſie ſich luſtiger an. Ich will ihr hiezu, und zu heiligen liſtigen Streichen alltäglich mit gutem Rathe an die Hand gehen. Und itzt gleich mache ſie mir den Anfang, und lege ſie ſich nieder.

Sab. Wenn ſie mir den Heiligen nicht nennet, der das gethan hat, und mich nicht hievon überzeuget; ſo lege ich mich einmal nicht nieder.

Ag.

* Aus der katechetiſchen Bibliotheck der Geſellſchaft Jeſu 751.

Ag. Hat ſie denn das Leben des gottſeligen Kapuzinerbruders Veits nicht geleſen? Wenn die Patres ausgiengen, ſich zu erluſtigen; ſo ſagte Veit: Es iſt billig, daß auch wir uns luſtig machen; ſodann erluſtigte er ſich mit dem Frater Koch auf dieſe Art, daß der Frater Koch ſich auf den Rücken legte, und Veit ihm wacker auf dem Mund herumtrat; hernach aber auch Veit ſich vom Frater Koch wacker herumprügeln ließ.

Sab. Meine liebe Agnes! ich bitte ſie um Verzeihung; ich als eine ſo alte Perſon vergeſſe das freilich bald, was ich geleſen habe. Aber itzt erinnere ich mich ſchon, daß ſie recht hat. Nur ein einziges habe ich dagegen einzuwenden.

Ag. Was wird das ſeyn?

Sab. Uiberdente ſie nur, daß nicht von einer jeden Perſon eine jede Handlung der Heiligen nachgeahmet werden könne. Ich bin ſchon uralt; ich lege mich hart nieder, und ſtehe hart auf; und wenn ſie mir auf dem

Mund

Mund herumtrit, so fallen mir die einzigen zwey Zähne, die ich noch habe, auch heraus. Was aber die Hauptsache ist, so würde ja das Kind munter. Obgleich das Mädel nur dritthalbe Jahr alt ist; so weis sie doch schon alles ihrer Mutter zuzuschwätzen, und da wäre unsere Heiligkeit sogleich verrathen.

Ag. Nun in so weit recht. Wenn man gleich lustig im Herrn seyn will; so macht der listige Teufel richtig eine Störung und Hinderniß darein.

Sab. Setze sie sich lieber zu mir her, und erzähle sie mir, aber etwas leise, daß das Kind nicht munter wird, wie sie ihre lustige und listige Heiligkeitsstreiche anschicke. Ich lerne ganz gern in meinen alten Tagen, und wäre selbst recht froh, wenn ich manchen spöttischen und harten Reden, so ich von meinem Herrn und von meiner Frau immer wegen der Andacht bekomme, ausweichen könnte.

Ag. Vor allem merke sie sich: der Teufel ist

ist listig, hiemit muß man ihm auch mit List begegnen.

Sab. Das muß sie meinem alten Kopfe, damit er es begreift, in Beispielen erklären.

Ag. Nehmen wir nur das Beispiel von dem heiligen Petrus Nolaskus. Dieser suchte sich auf der Reise nach Barzelona zu Manresa ein solches Haus zur Herberge aus, in welches wenig andere einkehren, damit er seiner Andacht besser obliegen könne. Sogleich kamen zwey zu ihm, bewillkommten ihn als einen Freund, und trugen ihm die Herberge in ihrer Wohnung in der Nähe an; weil, wie sie sagten, in dem Hause, wo Petrus Nolaskus die Einkehre nahm, seit dem vor wenigen Tägen erfolgten Tode des Hausherrn es spucke, und überhaupt nicht sicher sey. Merkt die Sabina noch keine List des Teufels?

Sab. Bis ietzt merke ich noch nichts.

Ag. Noch nichts? Die Sabina soll es

ja

ja schon einsehen, daß diese höflichen Herren die Teufel selbst waren.

Sab. Gott steh uns bei! Teufel waren's?

Ag. Ja Teufel waren's, die sich dieser List bedienten, um den Heiligen aus dem Orte zu bringen, wo er der Andacht obliegen konnte. Sieht die Sabina, wie der Teufel listig ist?

Sab. Das ist ein Teufelsgeschmais! Wie hat sich denn der Heilige gegen diese verstellten Gespenster betragen? Hat er sie sogleich erkannt?

Ag. Er hat sich über die Höflichkeit verwundert, hat sich auch dagegen wieder gar höflich bedankt, aber beigesetzet, daß er es erstens nicht glaube, daß Geister in diesem Hause umgehen, und daß er zweitens mit seinem Gebethe sie zu vertreiben wissen werde. Er das zu sagen, und die zween Fremden in einem Augenblicke mit hinterlassenem höllischem Gestanke zu verschwinden, war eins. Da

hat

hat der Heilige sodann freilich abgenommen, daß es listige Teufeln waren.

Sab. Meine Agnes! Was sagt sie? Das ist entsetzlich! Auf die Letzt müßte man in Sorgen stehen, wenn Fremde in das Haus kommen, ob sie nicht leidige Teufel seyn.

Ag. Deßwegen, wenn fremde Bediente, oder andere unbekannte Leute sich anmelden, mache ich mir auch ganz listig gleich etwas mit meinem Halstüchel zu thun, und schreibe mir unter dem Halstüchel mit dem Finger nur Manresa auf die Brust, damit ich die Teufel auf die Geschichte mahne, wo ihre List umsonst war; denn die Teufel können nicht einmal eine Meldung von dieser Geschichte hören, und verliessen einmal einen Jüngling, den sie vorher vom Klosterleben abhielten, augenblicklich, da Petrus Nolaskus nur Manresa nannte. Einige unbekannte Bediente, oder Fremde, die an unsere Hausthüre mit Anfragen kamen, giengen oft schon murrisch davon; ich wette, sie waren Teufel. Es ist einmal nicht zu trauen.

Sab.

Sab. Jetzt weis ich, was das bedeutet, daß die Agnes zu allem Sprichwortsweise Manresa sagt. Das ist freilich eine heilige List, welche die Bedienten nicht verstehen. Ehe ich schlafen gehe, schreibe ich mir wohl zwanzig Namen von Heiligen auf die Stirne und auf die Brust; aber mit dem Namen dieses Heiligen, oder mit dem Worte Manresa habe ich mich noch nie bezeichnet. Wie heißt der Heilige?

Ag. Petrus Nolaskus, Stifter des Ordens von Erledigung der Gefangenen.

Sab. O mein Gott! Dieser Orden kommt auch ab.

Ag. Weil der Teufel die List gebraucht, und den grösseren Herren weis gemacht hat, daß diese Geistlichen das Geld, was sie zur Auslösung der Gefangenen bekommen, so wie die Patres Franziskaner das Geld, was sie für das heilige Land sammelten, meistens für sich selbst verwendet, und verzehret haben.

Sab. Der liſtige Teufel kann ſich vielleicht unter einige Geiſtliche ſelbſt geſteckt haben; und da heißt es ſodann gleich, die Geiſtlichen haben es gethan.

Ag. Gedenke die Sabina nur; mein jetziger Beichtvater der Kaplan in der Pfarre denkt, und redet auch ſchon ſo, wie die groſſen Herren. Er billigt es, daß dieſe Abſammlung abgekommen, und daß Klöſter aufgehoben worden ſind. Dienſtbothen (ſagt er) haben an ihren armen Nebenmenſchen ſoviele, die von Elende und Krankheiten gefangen liegen. Bei dieſen Gefangenen haben ſie den Troſt, die ſichere Verwendung und die ſüſſe Erleichterung davon ſogleich mit Augen zu ſehen. Wenn ich ihm von der Liſt des Teufels etwas im beſten Zutrauen ſage, und einen geiſtlichen Troſt und Rath verhoffe, ſo höre ich nur: Das ſind Narrheiten; eine Menge von dem, was die Legendenſchreiber anführen, iſt nicht wahr; die Gebothe Gottes, die Gebothe der Kirche, die Befehle der Vorgeſetzten befolgen, ſeinen Dienſt, ſeine Arbeit fleiſſig und treu verrichten, ge-

gen seinen Nebenmenschen gut und wohlthätig seyn, mit Vertrauen auf Gott, und mit Vermeidung der bösen Gelegenheiten sich wider die Sünde bewahren, und hierinn sich eine Fertigkeit erwerben; das heißt tugendhaft seyn, die Heiligen nachahmen, und sie verehren. Dabei hat man nicht nöthig, immer auf listige Streiche gegen den Teufel zu studiren.

Sab. Ich weis nicht, wie mir jetzt die Geistlichen, und zwar auch einige Klostergeistliche vorkommen. Vorher haben sie in Beichtstühlen, oder wenn im Beichtstuhle keine Zeit war, bei der Pforte ganz anders geredet. Ich kam oft vor zwo Stunden nicht nach Haus zur Arbeit. Zum Glück hatte ich immer Frauen, die selbst sich Mühe gaben, den Heiligen nur immer mit Bethen nachzuahmen. Noch alle Tage denke ich auf sie; sie haben oft geseufzet, auch so leiden zu können, wie die heiligen Martyrer gelitten haben; und sie sind wirklich eine nach der anderen wahre Martyrerinnen geworden. Der Teufel machte näm-

lich unter der Hand, und während, daß ſie immer betheten, ſo vieles Unheil zu Hauſe, daß ihr Hausweſen ganz zu Grunde gieng, die Gläubiger über ſie herfielen, und ſie zuletzt im größten Elende leben, und im größten Elende als wahre Martyrerinnen ſterben mußten.

Ag. Sieht die Sabina, wie liſtig der Teufel iſt. Mein Beichtvater ſagt zwar: Die Menſchen ſind die ärgeſten Teufel gegeneinander. Ja, ja! Aber deßwegen, weil die Teufel in ihnen ſtecken. Gott verzeih mir meine Sünden! Es ſchadete nicht, wenn meinem guten Beichtvater dem Herrn Kaplan nur etlichemal der Teufel recht zuſetzete, damit er ihn kennen lernte. Der Teufel ſoll wenigſtens einmal in des Kaplans Zimmer das nämliche thun müſſen, was er auf Befehl des heiligen Philippus Benizius hat thun müſſen; da würde der Herr Kaplan wohl überzeuget werden, daß der liſtige Teufel menſchliche Geſtalten annehme.

Sab.

Sab. Erzähle mir die Agnes den ganzen listigen Streich des Teufels mit dem heiligen Philippus Bennizius.

Ag. Es war einmal eine fromme Frau; Ihr Ehegatte mußte in den Krieg ziehen; er nahm also von ihr und seinem Söhnlein Abschied, und gieng mit einem, auch der Frau gut bekannten Freunde in das Feld. Die gute Frau erzog unterdessen das liebe Söhnlein in aller Gottesfurcht. Uiber eine Zeit kommt der gute Freund zurück, sagt der Frau: Ihr liebster Ehewirth sey in einem Treffen geblieben, habe ihm aber aufgetragen, alle Sorge für Wittwe und Kind zu tragen, welches er auch mit Erfüllung aller Freundschaftspflichten zu ihrem Troste sich äusserst werde angelegen seyn lassen. Der einzige Trost für diese Wittwe war nun, einen so guten Freund zu haben; sie setzte in ihn alles Vertrauen, und überließ ihm vollkommen die Erziehung des Söhnleins. Der saubere gute Freund führte dieses Söhnlein unter dem Scheine, ihn bald zu dieser, bald zu jener Andacht zu begleiten; bald zu dieser, bald zu jener gottlosen Zusammenkunft,

und unterrichtete ihn in allen Bubenſtücken. Kurz! Der junge Herr wurde in kurzer Zeit ein wahrer Galgenſchlingel, und Lotterbub.

Geb. Das wäre mir ein ſchöner guter Freund, ein feiner Herr Inſtruktor!

Ag. Das war gut. Der Purſch konnte ſeine Ausgelaſſenheit nicht lange verbergen, und ſeine Mutter kam alſo in die äuſſerſte Betrübniß, da ſie ſah, daß ihr Sohn ganz verkehrt, frech, ausgelaſſen ſey, und den mütterlichen Unterricht nicht mehr annahm. In dieſer ihrer Betrübniß kömmt jemand, und klopft ſtark an ihrer Hausthüre. Sie rührt ſich aber nicht, weil ſie überhaupt furchtſam war. Er klopft nochmal; ſie rührt ſich wieder nicht. Da aber endlich das Anklopfen öfters wiederholt wird, macht ſie auf, ſieht einen Fremden, und fragt ihn, was er wolle. Er auf das erſtemal ſehen, fragt ſie gleich hingegen, was die Urſache ihrer Betrübniß ſey. Sie erwiderte, daß von ihrer Betrübniß und derſelben Urſache ein langes und breites zu erzählen wäre; die Hauptſache ſey aber die

Urſa-

Bekehrung ihres Sohnes, der doch unter der Obsorge eines ehrigen guten Freundes steht.

Gab. Amen! Das Exempel ist recht schön!

Ag. Der Fremde fragte: ob er mit diesem guten Fremde nicht reden könnte; er wünschte ihn zu sehen; man solle ihn holen. Ein kleiner Knab, der ungefähr dabei stund, sagte: er wolle ihn gleich holen; lief auch gleich fort, traf ihn an, und brachte ihn mit sich. Einer treten, und gleich zu schreien anfangen war eins.

Gab. Der Instruktor hat gleich geschrieen?

Ag. Ja bleser, und zwar mit erschrecklichem Jammern und Heulen, und mit diesen Worten: Was ist das, Philippe! Hast du uns bei deinem Leben nicht genug verfolget? Must du es auch nach deinem Tode thun?

Gab. Der Fremde war also der heilige Philippus, und der Instruktor etwa gar der leidige Teufel?

Ag.

Ag. So war es. Der Teufel ſuchte zwar Anfangs allen Fragen des Heiligen auszuweichen; mußte aber endlich bekennen, daß er der leidige Teufel ſey, und daß ſeine Abſicht war, den Sohn zu verführen, und endlich ihn ſammt der Mutter in Stücke zu zerreiſſen, und ihre Seelen in die Hölle zu führen.

Sab. O du Teufelsbrätel! — Der Heilige wird ihm aber ſogleich den Guſto vertrieben haben.

Ag. Das verſteht ſich ohnehin, daß der Teufel nur auf die Worte des Heiligen: **Packe dich, du Höllenbrand! Und hüte dich, künftig in dieſes Haus zu kommen,** ſich gleich mit einem entſetzlichen Geraſſel auf den Weg der Hölle zu machte. Aber das iſt noch nicht die Hauptſache.

Sab. Kömmt noch etwas ärgeres?

Ag. Freilich wohl was ärgeres. Den ganzen Leib, den er angenommen hat, ließ er im Zimmer als ein ſtinkendes Aas liegen.

Sab.

Sab. Meine liebe Agnes! Was ſagt ſie? Das muß ein Geſtank geweſen ſeyn. Stinkt ein anderes Aas ſchon ſo entſetzlich; wie muß erſt ein Leib von einem Teufel ſtinken? Den hat ſich zuletzt Niemand anzurühren getraut.

Ag. Wie und von wem dieſer teufliſche ſtinkende Leib aus dem Zimmer geſchaffet worden, hievon ſteht kein Wort in der Legende. Genug, daß man hieraus ſieht, wie liſtig der Teufel iſt.

Sab. Nun die gute Frau hatte alle Urſache, ſich bei dem Heiligen zu bedanken. Es wäre ihm ein leichtes geweſen, ohne ſich aus dem Himmel herabzubemühen; die Frau von dieſem Teufel zu befreien. Aber nein! Was das ſchönes von ihm iſt! Er wollte ſogar vom Himmel herab in das Haus kommen, und dort den Teufel davon jagen. Agnes, Agnes! Der Leib vom Teufel, der im Zimmer liegen geblieben, kömmt mir heut Nacht im Traume vor. Hat die Agnes dieſe Hiſtorie dem Kaplan nicht vorgehalten?

Ag.

Ag. Freilich hielt ich sie ihm vor; allein nebst seiner gewöhnlichen Antwort: Narrheiten, Narrheiten, sagte er, nicht von Teufeln, sondern von wirklichen bösen Menschen, die sich als Hofmeister und Mamsellen in die Häuser eindringen, werden leider oft die Kinder verführet, die ihnen anvertraut werden, besonders wenn Herr und Frau nicht sorgfältig nachsieht, und nicht bei Zeiten solche Leute abdanket. So erlogen als das ist (setzte er bey) daß der Teufel einen angenommenen Leib als ein stinkendes Aas liegen ließ; so gewiß ist hingegen manche zur Kindererziehung genommene Mamsel ein stinkendes Aas.

Sab. Daß doch der Herr Kaplan von allem dem gar nichts glauben will. Der Herr Pfarrer glaubt's gewiß.

Ag. Auch nicht. Dem gehe ich gar nicht mehr beichten; er ist gar mürrisch, wenn man ihm mit etwas solchem kömmt. Ausgescholten hat er mich, wie ich ihm das zweite- und drittemal

mal mit meinen Skrupeln gekommen bin, daß kein Hund einen Bissen Brod von mir hätte annehmen sollen. Bei ihm höret man keinen anderen Rath, als diesen: Nur immer brav gearbeitet, und besonders geschwind eine Arbeit in die Hand genommen, wenn ein Skrupel, oder eine Anfechtung, oder eine Gelegenheit zu sündigen sich einfinden will. Da ich nichts anderes hörte; so wurde ich einmal recht böse, und sagte: Ich bin ohnehin nicht müssig, und habe bei meinem starken Küchendienst genug zu thun. Stauben eure Hochwürden etwa (sagte ich weiters) daß ich nicht gelesen, wie die heilige Brigida zu der Seite ihrer Gespiellinn den Teufel sitzen gesehen; wie dieser Teufel auf die Frage der Brigida, was er da mache, laut und entschieden geantwortet: Ich bin recht gern bei müssigen Mägdlein; und wie diese müssige Gespiellinn hernach auch selbst neben sich ein erschreckliches Thier gesehen, welches Feuer und Rauch aus dem Rachen spie. Vor dem Müssiggang hüte ich mich ohnehin, damit sich der Teufel nicht zu mir setze. Was glaubt die Sabina, was ich zur Abschiedsantwort bekam?

Sab.

Sab. Vielleicht nicht viel höfliches?

Ag. Geh sie (sagte er) und sehe sie lieber zu, daß sich kein anderer Gesell als der Teufel zu ihr hinsetze, und sie sogar im währenden Stricken und Nähen zu seiner bösen Absicht verstricke, wenn nicht auch ihre Gedanken auf die Arbeit, und dabei auf Gott und auf die üblen Folgen eines jeden Lasters gerichtet sind. Man kann (fuhr er fort:) in währendem Arbeiten sündigen, wenn nicht auch die Gedanken dabei immer eine gute Beschäftigung haben. Diese Beschäftigung muß nicht in leeren Andächteleien und in Fausen, sondern in Uiberdenkung dessen bestehen, was uns die gesunde Vernunft, das Wort Gottes, gute Erbauungsbücher, gute Beispiele, bescheidene Gewissensräthe, und die Rücksichten auf die, welche sich durch Laster an Gesundheit, Ehre, gutem Namen, Seelenruhe, und sonst unglücklich gemacht haben, lehren können. Um ihr Legendenlesen gebe ich keinen

Hel-

Heller. Sie ſucht ſich nur Mirakel, Teufel, und ſonderbare Sachen heraus. Erfülle ſie ihre Pflichten, hierin beſteht die Tugend und die wahre Nachahmung der Heiligen; und komme ſie mir nicht mehr mit ſolchen Skrupeln, Aengſtigkeiten, und Fragen über dumme Erzählungen der Legendenſchreiber daher.

Sab. Mein Gott! Unſer Herr Pfarrer iſt ſchon ein alter Herr!

Ag. Ich weis doch, daß er gern die Zeitungsblätter ließt. Iſt wohl auch das alles wahr, was in öffentlichen Zeitungsblättern ſteht? Nun ſo ſoll er mich ruhig meine Legende leſen laſſen. Das ſind die himmliſchen Zeitungsblätter, worinn ich lieber von dem Krieg der Heiligen mit den Teufeln, als in irrdiſchen Zeitungsblättern vom Türkenkriege leſen will. Nein! Das muß ich dem Kaplan nachſagen; in dieſem Stücke iſt er ganz anders. Wenn er nur ſein Sprichwort anbringen kann: Narrheiten, Narrheiten; ſodann iſt ihm ſchon leichter. Er redet doch mit

einem freundlich, und läßt ſich mit aller Geduld die nämliche Sache dreyhundertmal ſagen. Er kann ſogar von Herzen lachen, wenn ich ihm die liſtigen Streiche erzähle, die auch ich dem Teufel entgegen ſetze.

Sab. So lehre ſie unſereinem auch was, Agnes! Ungeachtet dem, daß ich ein altes Kindsmenſch bin; ſo ſey ſie verſichert, daß mir der Teufel erſtaunlich zuſetzet, beſonders im Traume. Ich weis wohl die Urſache; in der vorigen Wohnung habe ich mit dem Chriſtkindel, welches aus Wachs poſſirt im Kindszimmer ſtand, alle Tage vor dem Schlafengehen über mein Bett etwelche dreiſſigmal, ja auch öfters nach Anrathen des Paters Faſt den Segen gegeben.

Ag. Nun warum giebt ſie ihn denn jetzt nicht mehr?

Sab. Das Chriſtkindel iſt hinweg. Beim Einziehen in die neue Wohnung muß es jemand entfremdet haben; ich glaube, der Teufel ſelbſt.

Ag.

Ag. Und da weis die Sabina nun keinen listigen Einfall? Das kleine Mädel schläft ohnehin alle Abende schon ehe auf dem Sessel ein, bevor sie in das Bett getragen wird; diese gebrauchete ich statt des Christkindels, ohne daß sie was davon wüßte. Das Mädel ist ein Christ, sie ist ein Kind, hiemit kann man in der Noth, und in einer heiligen Einbildung sich sogleich ein Christkindel zusammenbringen. Ich gäbe also über mein Bett nun mit dem Mädel den Segen.

Söb. Nein, Agnes! Das laß ich bleiben. Sie glaubt nicht, wie das Mädel schwer ist, besonders wenn sie eingeschlafen. Beim ersten Segengeben fiele sie mir aus den Händen; und verzeih sie mir's, da hätte ich ein grosses Gewissen, wenn das Kind ein Krüppel würde. Der Beichtvater hat mir einmal, wie ich bei meiner vorigen Frau in Diensten war, erstaunlich zugeredet, da ich ihm geklagt habe, daß ich immer auf das Kind sehen, und oft nur beim Kreuzmachen drei-viermal von vorne anfangen muß, bis ich ein ganzes Kreuz zusammenbringe, weil das Kind so streitig ist. Wisse sie

sie (sagte er:) daß sie mit allem ihrem Kreuzmachen zum Teufel fährt: wenn sie auf das ihr anvertraute Kind nicht sieht, solches nicht wohl besorget, oder wohl gar zum Krüppel werden läßt. Daß man sein Kreuz geduldig trage, das ist der Befehl Gottes; daß man aber auf die Stirne, auf den Mund, und auf der Brust sich immer und immer mit Kreuzeln verpallisadire, das ist weder ein Geboth, weder eine vernünftige Andacht, ja sogar eine Sünde, wenn man dabei ein Kind fallen, und zum Krüppel werden ließe. Hernach schau sie Agnes! Ein Christkindel solle doch durch einen Knaben und durch kein Mädel vorgestellet werden. Ich müßte auch erst den Beichtvater fragen, ob ein fleischenes Christkindel die nämliche Kraft hat, wie ein hölzernes oder wächsernes. Und endlich denke sie, wenn mir das Mädel in währendem Segengeben munter würde, und mein Christkindl zu schreien anfienge. Den Augenblick stünden schon mein Herr und meine Frau im Zimmer. Ich müßte noch bei der Nacht aus dem Dienste fort. —

Es

Es kann leicht seyn, daß meine Frau das Christkindel der Stubenmagd geschenkt hat; und, sobald ich das Christkindel bei ihr sehe, so stehle ich ihr dasselbe. Gelt sie Agnes! Das ist keine Sünde?

Ag. Wie man's nimmt. Das Christkindel gehört eigentlich der Frau; die Frau kann ihre Sache geben, wem sie will. Dessen, der es von ihr bekömmt, ist es hernach sein Eigenthum; und der, der eines andern Eigenthum entfremdet, ist ein Dieb. Hingegen muß man das auch wieder betrachten, daß die Gebeine des heiligen Servazius zwar selbst auf Bitte der heiligen Mathildis und selbsten von seiner päpstlichen Heiligkeit den Mastrichtern hinweggenommen, und den Sachsen nach Quedlingburg geschenket worden; und doch diese Gebeine von den Mastrichtern den Sachsen gestohlen, und nach Mastricht wieder überbracht worden.

Sab. Wie ist denn dieses zugegangen?

Ag.

Ag. Die heiligen Gebeine kamen richtig nach Quedlingburg, und bei denselben sind auch nicht minder in Sachsen Wunder gewirket worden, wie vorher in Niederlanden. Aber die Sachsen haben es in dem übersehen, daß sie am Feste dieses Heiligen nach gehaltenem Gottesdienste (wie sie denn damals gut katholisch waren) in allerhand Ergötzlichkeiten sich eingelassen, und besonders, nachdem sie mit allzuvielem Trinken überladen, sodaß ihren werthen Schatz nicht sorgfältig mehr bewachet haben. Was geschieht? Die Mastrichter ersehen ihren Vortheil, schleichen sich in die Kirche, steigen auf den Altar, nehmen die heiligen Gebeine; schneiden die Glockenstricke ab; verriegeln die Kirchthüre; und machen sich (wie Ribadeneira recht anerbaulich schreibt) **mit ihrem heiligen Raube** aus dem Staub. Erst am anderen Morgen, wie die Sachsen sich ausgenüchtert haben, merkten sie den Verlust; setzten freilich den Mastrichtern nach; allein von den Mastrichtern wird ungezweifelt die Post genommen, und den Postilionen ein gutes Trinkgeld bezahlet worden seyn. Kurz! Die Mastrichter wurden nicht mehr eingeholet; die heili-

gen

gen Beine nach Maſtricht gebracht, und dort mit gröſtem Jubel, und mit einem Dankamte für den glücklich von ſtatten gegangenen heiligen Raub, zu welchem Dankamt ungezweifelt der Erzbiſchof von Mecheln wird eingeladen worden ſeyn, daſelbſt beigeſetzet.

Sab. Mein Gott, mein Gott! Es iſt ſonſt ein gemeines Spaßwort: **Gib acht, daß du nicht geſtohlen wirſt.** Aber dem Heiligen iſt es im Ernſte widerfahren. — Haben aber nicht auch die Maſtrichter hernach etwas widriges über dieſen Diebſtahl zu erfahren gehabt?

Ag. Nicht das Mindeſte; und der Heilige hat nicht ermangelt, ſich denen Niederländern, die ihn geſtohlen haben, wieder wie vorher mit vielen Wundern gutthätig zu erzeigen.

Sab. Agnes! So wahr ich Sabina heiße, ſtehle ich das Chriſtkindel; meine Frau mag es wem immer geſchenkt haben.

Ag. Mein Rath wäre doch, sie solle ehe den Beichtvater fragen. Ich frage meinen Beichtvater über alles, was mir zweifelhaft vorkömmt, seitdem mir doch ein und andere listige Streiche, die ich gegen den Teufel unternommen, bald übel bekommen wären.

Sab. Wie das?

Ag. Um kein vergebliches Wort zu reden, wollte ich den gottseeligen Bruder Veit nachahmen, und trug nach seinem Beispiele lange Zeit ein Steinlein im Munde, welches ich, wie er es that, nur heraus nahm, wenn ich gar etwas nothwendiges reden mußte. Das Steinlein kam mir aber einmal in den Schlund, und ich wäre bald erstickt.

Sab. Meine Agnes! Wenn ich öfters überdenke, wie wir uns mit Mund, Augen, Ohren, Händen, Füssen, und mit allen Sinnen versündigen können; so rinnt mir oft der kalte Schweiß über den Rücken, weil es nöthig wäre, für jeden Theil unseres Leibes ein beson-

deres Bewahrungsmittel gegen die Sünde zu haben.

Ag. Ich habe für alles mein besonderes Mittel, und gehe dabei so listig als lustig zu Werke; denn der Teufel ist listig, wie ich schon sagte, und wenn man nicht auch lustig sich anstellt; so kömmt man bei der Welt in der Heiligkeit gar nicht fort.

Sab. Die Agnes weis wohl, daß der Mund sich nicht nur mit Reden, sondern auch mit Essen und Trinken versündiget; hiemit bedarf schon der Mund mehrerer besonderer Bewahrungsmittel.

Ag. Meine liebe Sabina! Das ist noch nicht alles, womit sich der Mund versündigen kann. Mit Liebkosungen muß man Acht haben, daß sich der Mund nicht versündige.

Sab. O! Darauf denke ich als eine sechszig jährige Kinderwärterinn nicht mehr.

Ag. Ich dächte auch nicht darauf, wenn nur andere nicht darauf dächten, die Weibsbilder dazu zu verleiten. Bis itzt iſt es mir zwar nicht geſchehen, daß mich einer geliebkoſet, oder zu Liebkoſungen gereizet hätte. Aber damit es nicht geſchehe, nahm ich in meinen vorigen Dienſtörtern von denen, die in das Haus kamen, niemal ein ſo genanntes Trinkgeld an. Jungfern ſollen nie Schankungen annehmen nach dem Beiſpiele der heiligen Agnes (ſagt Ribadeneira) Die anderen Dienſtbothen waren zwar auf mich deswegen böſe, weil die Trinkgelder unter den Dienſtbothen getheilet wurden.

Sab. Bei uns wird Niemand böſe; denn in unſerem Hauſe wird keinem Dienſtbothen geduldet, Trinkgelder anzunehmen. Es iſt auch eine wahre Bettelei.

Ag. Die Augen, die Augen, meine liebe Sabina! die ſind die Fenſter, bei welchen die meiſten Sünden vorbeiſpaziren, und einen gleich zu ſich herauswinken.

Sab.

Sab. Dagegen iſt ein leichtes Mittel; man darf nur mit niedergeſchlagenen Augen gehen.

Ag. Ich habe es probirt nach dem Beiſpiele des heiligen Kajetanus, der mit ſo niedergeſchlagenen Augen gieng, daß er kaum den Weg ſah, worauf er gieng, und daß es (wie Ribadeneira ſchreibt) das Anſehen hatte, als wenn nicht ein lebendiger Menſch, ſondern eine Bildſaule durch inwendige Radlein getrieben einhergienge. Es hat mir aber übel bekommen; denn in währendem, daß ich die Augen ſo ſtark niederſchlug, ſtieß ich mir den Kopf ſo gewaltig an eine Thürſchwelle, daß ich auf den Rücken fiel, und etwelche Täge das Bett hüten mußte. Ich ſah alſo klar, daß es beſſer ſey, mit Liſt, als mit gar ſo niedergeſchlagenen Augen darein zu gehen.

Sab. In was beſteht denn ihre Liſt in Anſehung des Gehens und Sehens?

Ag. Wenn ich auf der Gaſſe gehe, bilde ich mir immer ein, ich gehe durch die Hölle,

wo ich nichts als Weinen und Zähnklappern höre; und ein jedes Mannsbild halte ich für einen Teufel, oder für einen Verdammten. Da schadet mir nun kein Herumsehen. Von allen blühenden Venusgesichtern, die dem heiligen Abten Antonius vor die Augen kamen, hat ihm keines geschadet, weil er sich immer die Höllenfinsterniß vorgebildet. Der Teufel selbst hat einbekennet, daß er hiedurch kraftlos gemacht worden, die Augen des Heiligen zu verführen; denn er sagte: Ich bin der lasterhafte Kupido, der Fleischteufel; Junge und Alte männliches, und weibliches Geschlechtes, so nur meiner Fackel Hitze empfinden, fangen bald an, solchergestalt aufzuwallen, daß sie vor Begierlichkeit mehr braten, als brennen. Ich bin derjenige, dessen Fackel so manchem Hitz gemacht, so manchem Schweiß ausgetrieben; ich bin's, der auch auf dich so viele Pfeile abgeschossen; aber leider vergebens; ich habe vielmehr so manche Waffen an dir abgenutzet.

Sab.

Sab. Was Agnes! Der Kupido und der Teufel sind alles eins?

Ag. Zweifle sie nicht daran.

Sab. Nun! Was soll ich von unserer Frau denken, die hat neulich den Kupido aus der Porzelainfabrik, und zwar mit einer Kapuze, einem Kapuzinermantel, unter welchem ihm die Flügel hervorsehen, und mit einem Sammlersack über die Achsel nach Haus gebracht, und der steht iezt im Gläserkasten. Unsere Frau wird es nicht einmal wissen, daß der Kupido und der Teufel eins ist.

Ag. Wenn ich ihr etwas davon sagte; so merkete sie es gleich, daß ich nach Heiligkeit trachte. Ich stelle mich immer lustig an, und lasse nicht das Mindeste merken.

Sab. Billiget ihr Beichtvater das, daß sie, wo sie geht und steht, sich immer die Höllenpeinen und alle Leute als Teufeln vorstellet?

Ag.

Ag. Narrheiten, Narrheiten! war wieder das erste, was er sagte. Gott (sagte er weiters:) nicht Teufel und Verdammte muß man vor Augen haben. Man kann jedem Menschen ehrlich unter das Gesicht sehen, nur muß man nicht mit sündhaften Gedanken auf etwas die Augen heften. Nicht durch fremde Häuser herumlaufen, nicht auf den Gässen lüstern herumschlendern, nicht auf allen Plätzen Ständlein halten; sondern überall, wo es nöthig oder erlaubt ist, sich ehrbar und züchtig sehen lassen; sodann wieder nach Haus zur Erfüllung seiner Pflichten gehn; * und wenn man eine Neigung zu einem Laster spüret, eben so geschwind sich befleißen, die entgegen gesetzte Tugend auszuüben, als von der Gelegenheit des Lasters sich entfernen; das sind wirksamere Mittel, die Augen und alle Sinnen von Sünden zu bewahren.

Sab.

---

* S. Ambrosius l. 2. c. 2.

Sab. Wie die Agnes diese Predigt so gut gemerket hat.

Ag. Ich kann mir's leicht merken. Seine Lehren und Predigen sind immer dieselben. Gedenke sie nur (fuhr er weiter fort:) zu was für einem Narrenspital die Welt werden würde, wenn in der menschlichen Gesellschaft jeder nur immerfort die Höllenpeinen, die Niemand gesehen hat, sich vorbildete; wenn man bei einer jeden Handlung, um dabei nichts böses auszuüben, immer sich vorstellen müßte, die Hölle und alle Teufel zu sehen. Jedem wäre ja den ganzen Tag der Kopf von Teufeln voll, und man wäre beinahe wirklich schon der Einbildung nach in der Hölle. Warum stellet sie sich (fragte er mich) statt der Teufel nicht lieber das Schöne, das Angenehme, das Beruhigende, das Vortheilhafte vor, welches die Tugend hat? Warum denkt sie statt auf den Teufel nicht vielmehr auf unseren lieben Gott, gegen den wir aus Dankbarkeit für so viel Gutes, was

er uns hienieden schon zufliessen läßt, und wegen des Vortheiles, bei diesem höchsten Gut sodann näher und ewig seyn zu können, uns nicht versündigen sollen, wenn auch wirklich keine Hölle wäre. Man braucht sich keine Teufel vorzustellen, man hat nur Acht zu geben, wie die Laster bei denen, von welchen sie begangen werden, alle Gattungen der Ungesundheit, der Unehre, der innerlichen Unruhe bei allem scheinbaren Glücke, endlich auch Elend und Mühseligkeiten, und unzählig üble Folgen nach sich ziehen, wovon die letzte und übelste Folge entsteht, daß man auch sodann ewig von dem höchsten Gute entfernet bleibt. Der Gedanken, daß das ein unaussprechliches Unglück seyn müsse, auch in jener Welt vom Genuße des Guten und vom höchsten Gut ewig ohne alle Hofnung entfernt zu seyn, ist ein schreckbarer Schluß, den sich leicht der Verstand machen kann, und der eben deswegen, weil er seinen Grund in der Vernunft und im Wor-

te

te Gottes hat, eine gröſſere und dauerhaftere Wirkung macht, als die von Legendenſchreibern erfundenen Vorbildungen der Teufel und der Höllenpeinen; worüber einige zuletzt Narren, oder Spötter oder (was ſchon der ganzen Vorbildung die Kraft nimmt) Zweifler werden.

Sab. Hat ihm denn die Agnes nicht die Heiligen mit Namen daher genennet, denen von Gott, oder von der Mutter Gottes, oder ſelbſt von den Verdammten die Höllenpeinen gerade ſo ſind geoffenbaret worden, wie ſie in den Legenden beſchrieben ſind?

Ag. Ich habe ihm freilich hievon geſagt. Aber was gab er mir zu Antwort? Dieſe Offenbarungen (ſagte er) haben keinen Grund in der heiligen Schrift. Der Chriſt muß das wichtige Geſchäft ſeiner Seele nicht auf ungewiſſe, zweifelhafte, oder erdichtete Geſchichten, ſondern auf unfehlbare Wahrheiten gründen. Einige Heilige, und beſonders einige heilige Weiber haben bei Bekanntmachung ihrer

ter Geſchichte und Offenbarungen nicht allemal ſorgfältig genug den Meynungen der Kirche gefolget. *

Sab. Nachdem aber die Agnes ſich ſchon einmal ſich vorgenommen hat, luſtig in den Himmel zu kommen; ſo glaube ich, der Herr Kaplan hat ſich nach ihrem Humor gerichtet, und will verhindern, daß ſie nicht etwa durch Schreckbilder in eine traurige Heiligkeit verfalle.

Ag. Deswegen bleibe ich doch luſtig. Ich lache oft, wenn ich ganz allein bin, vom Herzen hell auf; ſo, daß meine Frau, wenn ſie immerzu daher kömmt, zu mir ſagt: Sie iſt ja eine Närrinn? — Ich laſſe ſie in ihrer Meynung, daß ich gleich anderen luſtigen Leuten lache, weis aber ſchon dabei, über wen ich lache.

Sab. Über wen lacht denn die Agnes?

Ag.

* Baillet Abhandlung von der Geſchichte der Heiligen. §. 93.

Ag. Frage sie nicht viel; über den Teufel lache ich; denn das hält der Teufel für den größten Schimpf, wenn er recht ausgelacht wird, wie es der Pater Kochem im Leben des heiligen Arsenius bestättiget. — O! Neulich habe ich den Teufel ausgezahlt. Wie er listig ist, so brachte er mich dahin, daß ich in unserm Garten, von einem Baume einen Apfel abbrach.

Sab. Nun die Frau hat uns ja erlaubt, daß wir von jenen Bäumen, die zu Ende des Gartens stehen, und Obst herabnehmen dürfen.

Ag. Eben dieser Erlaubniß bediente sich der Teufel, mich zu verführen. Ich wollte schon in den Apfel beißen; merkte aber gleich, daß es eine Versuchung vom Teufel sey, und warf den Apfel in alle Weite, verlobte mich auch, in meinem Leben keinen Apfel mehr zu essen.

Sab. Der Herr Kaplan würde ihr das schon wieder nicht gelten lassen, daß es eine

Sün-

Versuchung des Teufels sey, wenn man eine erlaubte Lust nach einem Apfel hat. Haben doch Geistliche selbst und auferbaulich lebende Leute auf ihren Tafeln auch Gerüchte mit verschiedenen Gattungen Obst. Unser Herr Medikus sagt noch dazu, daß nichts gesünder sey, als Obst mässig zu essen.

Ag. Was geht mich der Medikus an. Der heilige Abt und Beichtiger Saba wußte es besser. Er hatte auch eines Tages einen Apfel von einem Baum abgebrochen, und wollte anfangen, davon zu essen. Als er sich aber erinnerte, daß solches eine teuflische Versuchung sey; warf er den Apfel von sich, und beschloß festiglich bei sich, sein Lebtag keinen Apfel zu essen. Auf diese Weise (schreibt der Pater Kochem) bewarb er sich mit Fleisse der Tugenden.

Sab. Für diejenigen, welche mit Obst handeln, wäre es doch hart, wenn alle Leute dem heiligen Saba nachfolgeten, und keinen Apfel mehr äßen.

Ag.

Ag. Ich für mich habe einmal besondere Ursache dem Heiligen in diesem Stücke vorzüglich nachzuahmen. In meiner Küche habe ich immer beim Feuer zu thun, und mir ist hiemit ein solcher heiliger Patron nothwendig, welcher machen kann, daß man sich beim Feuer keinen Schaden zuziehe.

Sab. Ist dieser Heilige also ein Patron für die Köchinnen?

Ag. Für alle? die mit Backereien umgehen. Höre sie nur: Der Bäcker des Klosters, in welchem dieser Heilige war; vergaß einmal im Ofen seine nasse Kleider, die er dort trocknen wollte, und dachte erst darauf, da das Feuer im Ofen, um denselben zur Backung des neuen Brods zu hitzen, schon über und über brannte. Das Lamentiren des Beckers half nichts mehr. Rock, Weste, und Hosen lagen nun einmal im Feuer. Aber der Heilige half, er schlof in den Ofen, und mitten in die Flamme hinein, ohne verletzt zu werden, und brachte dem Becker seine Kleider heraus. Sieht sie, wie nothwendig dieser Heilige denen ist, die mit Backereien umgehen.

Sab. Ein anderer hätte das probiren, und in den Ofen so hineinschliefen sollen. Kein Rauchfangkehrer wäre im Stande, dieses zu thun.

Ag. Ja die Rauchfangkehrer sind die rechten. Wenn diese in das Kehren kommen, so lärmen sie gleich, wenn noch das mindeste Feuer auf dem Heerde brennt. Zwar der jetzige Rauchfangkehrergesell, der zu uns ins Kehren kommt, scheint mir ein frommer Mensch zu seyn; er grüßt mich allzeit mit einer ganz andächtigen Freundlichkeit; und ob ich mir gleich die anderen Mannsbilder, wenn sie noch so weiß sind, als Teufel vorstelle; so kömmt mir doch dieser Mensch, wenn er mit dem rußigsten Gesichte aus dem Rauchfang herabsteiget, als ein Engel vor. Ich erinnere mich auch nicht, in einer Legende gelesen zu haben, daß vom Teufel, der sich doch in Mohren, in Jäger, in Bediente, und dergleichen verstellt hat, jemals die Gestalt eines Rauchfangkehrers angenommen worden. Als Rauch ist der Teufel wohl öfters verschwunden. Aber eben mit dem hat mich dieser Rauchfangkehrer

eingenommen, daß er neulich, wie er in das Kehren kam, und es noch auf dem Heerde rauchte, ganz lustig sagte: Das thut nichts; ein Rauchfangkehrer muß keinen Rauch und keinen Teufel scheuen.

Sab. Agnes, Agnes! Mir scheint, dieser fromme Rauchfangkehrer wird sich noch mit seiner andächtigen Freundlichkeit zu der andächtig lustigen Agnes schicken. Aber nur behutsam! Keusche Jungfrauen sollen auch die frommen Mannsbilder nicht vor ihr Angesicht lassen.

Ag. Wo steht das geschrieben?

Sab. Weis sie nicht, daß der heilige Bischof Martinus eine heilige Jungfrau hat heimsuchen wollen? Eine andere hätte sich die größte Gnade daraus gemacht, von einem so heiligen Bischof eine Heimsuchung zu bekommen. Sie aber nicht. Sie ließ ihm sagen: sie habe sich einmal von aller männlichen Ansprache abgeschieden, und der Heilige möchte

ſich gefahlen laſſen, ſie mit ſeinem Beſuche zu verſchonen.

Ag. Höre ſie; gegen einen heiligen Biſchof iſt das zu grob.

Sab. Der Heilige hat es ihr doch nicht übel genommen.

Ag. Einige Heilige waren traurig, einige waren luſtig. Ich nehme mir einmal dasjenige heraus, was heilig und zugleich luſtig iſt. Weis ſie, Sabina! daß von heiligen Jungfrauen ſogar verführte Jünglinge können bekehret werden, wie deren mehrere meine heilige Namenspatroninn bekehrte, als ſie in das Haus der verſchrieenen Weibsbilder gebracht wär; ſie wurde von Engeln mit himmliſchen Strahlen als ſo vielen Schwerdern umgeben, und jedem, der in übler Abſicht zu ihr gieng, ſtanden gleich (wie Ribadeneira ſchreibt) von übernatürlichem Schrecken die Haare gegen Berg. Deßwegen fürchte ich mich gar nicht von dem Rauchfangkehrer; ich habe es ihr ja ſchon geſagt, daß er ein frommer und andächtiger Menſch iſt.

Sab. Behutſam Agnes! Behutſam! Gib ſie nur obacht, daß er ſie nicht einmal betaſte.

Ag. Was glaubt die Sabina von mir? Ich würde mich antaſten laſſen. Die heilige Radegund hätte ſich bald vom Chriſtus ſelbſt nicht anrühren laſſen. Er erſchien ihr in Geſtalt eines ſchönen Jünglings, und nahm ſie (wie Kochem ſchreibt) bei ihren Wangen, worüber ſie ſich erſtaunlich aufhielt, bis er ſich ihr entdeckte. Wenn ich was immer für eine Krankheit, was immer für einen Schaden an einer Hand, an einem Fuß, oder an der Bruſt, oder am Geſichte, kurz! wenn ich einen Schaden hätte, der nicht anders geheilet werden könnte, als durch eine, vom Medikus oder Bader zu unternehmende Betaſtung eines Theiles meines Leibes, ſo wollte ich ehe ſterben.

Sab. Das thäte ich nicht. Gott will ja, daß man die nöthigen Heilungsmittel gebrauchen ſolle; und die können gar oft nicht ohne Betaſtung angewendet werden.

Ag. Lese sie nur das Leben der heiligen Agatha, welcher die Brust abgeschnitten worden. Gott der Herr hat wohl gewußt, daß auch sie sich von keinem Arzten anrühren lasse; deßwegen hat er ihr (wie es Ribadeneira recht ausführlich beschreibt) den heiligen Apostel Petrus in Gestalt eines ehrwürdigen alten Leibarzten mit einer Apotheckerpichse voller Wundmittel in der Hand geschickt. Die Heilige hätte zwar gleich merken können, daß der ein himmlischer Arzt seyn müsse, weil ihm ein Engel mit einem Windlicht vorgeleuchtet. Aber ungeachtet dessen hat sich die Heilige von ihm nicht berühren lassen. Der heilige Petrus hätte mit seiner Apotheckerpichse wieder davon gehen müssen, wenn er nicht seine verstellte Arztengestalt abgelegt, und ihr nicht geoffenbaret hätte, wer er sey; und daß er von Gott geschickt worden, ihr die Brust wieder anzusetzen. Hierauf hat sie auch augenblicklich vermerket, daß ihre Brust frisch und gesund angesetzet sey.

Sab. Frage die Agnes aber einmal ihren Beichtvater, ob auch wir uns auf solche Mi-

rakel, die in Legenden beschrieben sind, verlassen, und deswegen die menschliche Hilfe vernachläßigen dürfen. Was von einem oder anderem Heiligen — — —

Ag. Was glaubt sie, daß nur ein und anderer Heiliger im Himmel ist, der als Arzt mit einer Apothekerpichse von Gott auf die Welt geschickt werden kann. In den Städten und Ortschaften der Welt muß man oft warten, bis die wenigen Aerzte oder Bader von mehreren Patienten abkommen können; und bei den Weltärzten ist das erste, daß sie einen gleich wenigstens beim Pulsgreifen antasten. In der himmlischen Stadt Jerusalem ist es aber ganz anders. Gott kann freilich helfen, ohne daß er einen einzigen Heiligen aus dem Himmel fortschicket. Die Heiligen könnten auch bei Gott den Kranken durch ihr Gebeth helfen, wenn sie im Himmel blieben. Aber lese sie nur in den Legenden, wie die Heiligen in verschiedenen Gestalten sogleich zu Kranken sich begeben müssen; und einem Heiligen fallet gar nichts ein, ein krankes Frauenzimmer zu betasten. Kömmt kein Heiliger zum Helfen; nun so stirbt

man

man luſtig fort, ohne daß man eines Medikus oder eines Baders dazu bedarf.

Sab. Ich wette, der Beichtvater ſagt, daß ſie unrecht hat, frage ſie ihn nur. Aber da hat ſie recht, daß ſie ſich vom Rauchfangkehrer nicht betaſten läßt. Heurathen wird ſie ihn doch nicht?

Ag. Wie kann die Sabina das wiſſen? Es ſind mehrere Heilige in Legenden, die ſich verehliget haben. Das Heurathen habe ich bei der Heiligkeit nicht verredet. Gott ſelbſt hat den Vater des heiligen Ludovikus Bertrandus durch eine Erſcheinung ermahnet, ſich das zweitemal zu verheurathen, ſtatt ein Kartäuſer zu werden.

Sab. Ich habe ja nichts entgegen. Anfangs habe ich zwar geglaubt; ſie habe ſich verlobt, ledig zu bleiben, weil ſie ſich die Mannsbilder alle als Teufeln vorgeſtellet. Wie ich aber gehört habe, daß ſie an dem Rauchfangkehrer einen Engel ſehe, ſo habe ich gleich gedacht, daß ſie eben noch kein Gelübd der ewi-

gen

gen Keuſchheit gemacht habe. Aber gebe ſie Acht, Agnes: daß ihr nicht bei ihrem zukünftigen Ehemann das von freien Stücken widerfahre, um was ſie mich vorher ſo angelegentlich gebethen, nämlich daß ich ſie wie der Bruder Veit treten und prügeln möchte.

Ag. O! Daß macht mir keine Sorge. Wie viele Heilige haben Schläge von Teufeln ſelbſten bekommen; und waren doch dabei luſtig. Warum ſollten mich Schläge von meinem künftigen Ehemann traurig machen?

Sab. Nein! Dafür bedanke ich mich. Wenn ich hätte heurathen wollen; ſo hätte ich mir um einen Gegentheil umgeſehen, der gottesfürchtig, von guter Aufführung, und im Stande iſt, mit ſeiner Arbeit ſich ſammt Weib und Kindern zu erhalten. Sodann hätte ich gleichfalls mir angelegen ſeyn laſſen, ihm alle Treu zu erweiſen, in der Beſorgung des Hausweſens und der Kinder ämſig zu ſeyn, und alle Gelegenheit zum Unfrieden oder Unwillen zu vermeiden. Ich hätte geſucht, ihn immer mehr lieb zu gewinnen, und ihn auch von Fehlern

und unordentlichen Handlungen auf gute Art mit Geduld, und ohne Zank und Hader abzubringen. Soviel immer möglich iſt, und ohne Sünde geſchehen kann, hätte ich mich nach ihm gerichtet, und auf dieſe Weiſe hätte ich die Schläge zu vermeiden geſucht.

Ag. Meine liebe Sabina! So wie die Schläge, welche die Heiligen von Teufeln bekamen, zu ihrer Läuterung dienten, ſo dienen auch manchem Weibe die Schläge von ihrem Mann zur Läuterung.

Sab. Uibel genug, wenn es Weiber gibt, die ohne Schläge nicht gut thun. Es gibt zwar auch erzgrobe Männer, die die Pflichten des Eheſtandes gar nicht zu beobachten, ſondern in ihrer Lüderlichkeit, im viehiſchen Zorne, in der abſcheulichen Trunkenheit nichts anders, als herumzuprügeln wiſſen. Bei denen haben gute Weiber freilich nothwendig, die Heiligen in der Tugend der Geduld nachzuahmen, und Gott ihr Kreuz aufzuopfern. Aber es läßt ſich doch durch ein geſcheides Weib vieles verhindern.

Ag.

Ag. Da kömmt es wieder auf das, was ich geſagt habe, nämlich daß man liſtig ſeyn müſſe. Die heilige Juliana (ſchreibt Ribadeneira) hat eine Ausflucht nach der andern ausgedichtet, um ſich von der Heurath loszumachen. Sie verſprach endlich dem Eleuſius ſogar die Heurath, wenn er zu einer groſſen Würde kommen ſollte. Er kam dazu, und ſie hätte (wie ebenfalls Ribadeneira ſchreibt) Frau Landpflegerinn werden können. Allein Eleuſius mußte endlich ſehen, daß ihn Juliana nur zum Beſten gehabt. Warum ſoll man alſo ſich nicht etwas ausdichten können, wenn man verheurathet iſt? warum ſoll man nicht auch ſeinen Ehegatten jedoch mit aller Heiligkeit zum Beſten haben können? Der heilige Athanaſius ſagte denen Schergen, die ihn nicht kannten, aber ihn zu fangen auf einem Schiff daher kamen: **Fahret nur tapfer zu; Athanaſius iſt gar nicht weit von euch.** Sie fuhren fort; und er hatte indeſſen Zeit ſich zu verkriechen. Ich werde alſo wohl auch noch ein Mittel finden, mich zu verkriechen, wenn mein Mann mit dem Prügel daher kömmt. Die heilige Theodora hat ſich aus dem gemeinen

Frau-

Frauenhause dadurch gerettet, daß sie die Kleider eines Soldaten angeleget. Ribadeneira beschreibt es recht auferbaulich, wie der Soldat selbst ihr seine Kleider angetragen, und wie lange sie sich gewehret, bis sie sich bereden ließ, ihre Kleider dem Soldaten anlegen zu lassen, und bis sie in die Kleider des Soldaten schloff. Meine liebe Sabina! Da habe ich was gelacht, wie hernach ein Stutzer statt der schönen Theodora, die er vorher hinein führen sah, und zu der er nun gehen wollte, einen bartigen Soldaten antraf. Er muß stark Poeten gelesen haben, denn er schrie sogleich auf: **Was ist das? es ist zwar keine Verwandlung einer Jungfrau in ein Reh, sie ist gar in einen Soldaten verwandelt. Es ist Zeit, daß wir gehen, weil wir noch unsere alte Gestalten haben.** Sie ist hernach sammt dem Soldaten enthauptet worden, weil sie sich nach der Flucht wieder freiwillig eingefunden, und absolute mit enthauptet zu werden verlangt hat.

Sab. Meine liebe Agnes! Ich wollte ihr doch rathen, mit dem Anschlag, ihren künftigen

gen Mann zum Besten zu haben, behutsam zu seyn. Eben so muß man sich erstaunlich in Acht nehmen, daß man bei verstellten Reden nicht in eine Lüge verfalle; und bei Gegenständen, wo man die Pflicht hat, deutlich und unverstellt zu reden, wäre auch jede verstellte Rede eine Sünde. Daß die heilige Theodora sich der Gelegenheit bedienet, aus dem gemeinen Frauenhause zu entkommen, will ich gelten lassen. Aber wenn sie auch darinn geblieben wäre, und doch nie zur Sünde eingewilliget hätte, so hätte sie ihre Reinigkeit erhalten. Zuletzt wäre sie gemartert worden. Nun das ist ihr ja hernach auch geschehen. Der Unterschied wäre nur dieser gewesen, daß sie aus dem Frauenhause zum Tod von anderen wäre gezogen worden, da sie nachhin sich selbst den Tod gesucht hat. Die Agnes wird ohnehin in solche Umstände nicht kommen, und das Beispiel nicht dahin anwenden, daß sie einmal in Soldatenkleidern davongehe. Der Rauchfangkehrer wird wohl Acht haben, daß sie nicht viel mit den Soldaten rede. — Sage sie mir Agnes! Hat der Rauchfangkehrergesell ein wenig Vermögen, womit er sich ein Gewerb kaufen,

fen, und dabei sich sammt Weib und Kindern erhalten könnte?

Ag. O mein lieber Gott! Er hat keinen Kreuzer; er ist blutarm. Ich gestehe ihr's; aber sie muß unserer Frau nichts sagen, daß ich ihm von Zeit zu Zeit etwas heimlich an Essen und Trinken zukommen lasse.

Sab. Wird aber ihr Beichtvater das gutheißen, wenn sie ohne Wissen des Herrn und der Frau ihm was zukommen läßt?

Ag. Hat sie nie gelesen, daß der heiligen Rothburga ihr Herr und ihre Frau verbothen haben, den Armen zu geben, damit liederliches Gesindel nicht in das Haus gezügelt werde? Die Heilige hat es sich nicht wehren lassen, weil sie sich selbst vom Munde abgespa-ret hat.

Sab. Aber das Verboth, schlechtes Gesind dadurch in's Haus zu zügeln, war doch übertreten. Bei uns, wo das Armeninstitut eingeführet ist, gieng das schon gar nicht an.

Herr

Herr und Frau werden es zu verantworten haben, wenn sie nicht nach ihrem Vermögen sich gegen die Armen barmherzig zeigen.

Ag. Die arme Rothburga hat leider von ihrem Herrn und ihrer Frau hernach den Befehl bekommen, auch das, was sie sich vom Maul herabgesparet hat, den Armen nicht mehr zu geben, damit nicht allerlei müssiges Lumpengesind in das Schloß komme.

Sab. Nun da wird sie es auch unterlassen haben?

Ag. Im Schloße hat sie ihnen freilich nichts mehr gegeben, aber hinaus auf die Strasse hat sie es ihnen getragen.

Sab. Nun! So ist doch immer manches schlechtes Gesindel vor das Schloß gekommen, oder wenigstens war auf der Strasse alles voll Strassenbetler. Wann gleich damal noch keine rechte Einrichtung zur Armenversorgung war; so hätte sie ja doch vom Herrschaftspfleger, oder von einem Gemeindevorsteher, oder

vom

vom Pfarrer erfahren können, welche in der dortigen Gemeinde die bedürftigsten gewesen. Soviel ich also im Stande wäre, von meinem Dienstbothenliedlohn den Armen zukommen zu lassen, so vieles hätte ich dem Pfarrer zur Austheilung überbracht. Ich hätte dabei meinem Herrn und meiner Frau keinen Verdruß gemacht; Die Bedürftigen und wahrhaft Würdigen hätten von mir das Allmosen bekommen; und weder auf der Strasse, weder vor dem Schloß wären die Bettler herumgesessen.

Ag. Was will sie denn sagen. Durch offenbares Mirakel ist das Betragen der Rothburga vom Himmel gutgeheissen worden. Ihr Herr lauerte einmal auf sie, da sie eben wieder etwas den Armen zum Essen hinaustrug; hieß sie halt machen; und sagte, sie solle zeigen, was sie trägt. Sie eröfnete also (wie Ribadeneira schreibt) ihren Schoos; der Herr betrachtete ganz genau, was das sey; konnte aber mit, in alle Weite aufgesperrten Augen nichts sehen, als von Brettern abgehobelte Späne. Eben so sah er in das Weinkrüglein hinein, und setzte es sodann sogar an den Mund.

Mund. Aber er vermeynte eine scharfe Lauge, oder ein sonst ganz abgeschmacktes Getränk zu verkosten. Er hielt aber alles das für kein Mirakel, sondern sagte: Rothburga die schlimme Dirne habe ihm einen Possen gespielt.

Sab. Mir ist Angst und bange für sie meine liebe Agnes; denn kömmt ihr einmal die Frau auf das Essen und auf den Wein, so sie dem Rauchfangkehrer giebt; und wird das Essen nicht eben so zu Holzspänen, und der Wein zur Lauge; so kann vielleicht hernach über die Agnes eine Lauge kommen, oder ihr gar ein Holz ohne alles Mirakel nachfliegen. Der Rauchfangkehrer, wenn er auch keine Mittel hat, so ist er ja doch kein Armer, der eines Allmosens bedürftig wäre, weil er arbeiten kann. Auch unter dem Vorwande für Arme darf man seinem Herrn und seiner Frau nichts entziehen, zugeschweigen für Leute, die mit Arbeit ihr Brod verdienen können. Der Mangel eines eigenen Vermögens ist bei ihm nur in so weit, daß er noch damit Weib und Kinder nicht erhalten kann. Und eben deswe-

gen

gen muß sie behutsam seyn, sich mit ihm einzulassen.

Ag. Haben es die Heiligen bei der strengsten Fasten ausdauren können; so werde auch ich es mit meinen Kindern ausdauren können, wenn mir ein frommer Mann zu Theil wird. Lese sie nur die Legenden, wie wenig die Heiligen zu ihrem Lebensunterhalt bedurften, da sich doch einige erst dazu gewöhnen mußten. Der heilige Nikolaus von der Flüe hat es so weit gebracht, daß sein Magen nicht einmal eine Speis oder einen Trunk mehr gelitten, und daß die heiligen Betrachtungen ihm zur einzigen Nahrung dienten. Ueberhaupt hatte dieser Heilige an allem einen Eckel, was der Mensch mit dem Vieh gemein hat, woraus auch Ribadeneira in einer schönen Lehre zeiget, daß wir die himmlischen Speisen den irrdischen vorziehen sollen. Der heilige Einsiedler Theodosius hat in dreyßig Jahren keinen Bissen Brod gegessen, vielweniger eine andere gekochte Speise genossen. Eicheln und wilde Kräuter waren sein Essen. Der heilige Markarius tunkte etweiche Palmzweige ins Wasser; stellte

sich

ſich ſodann in ein Winkel durch vierzig Täge, ohne ein Brod zu eſſen, oder etwas zu trinken. Der heilige Einſiedler Antonius, wie er den heiligen Einſiedler Paulus ſuchte, genoß nicht die geringſte Speiſe zur Aufenthaltung des Lebens. Um ſoviel leichter iſt dieſes Kindern, wenn man ſie von Jugend auf zum Faſten gewöhnt. Meine Kinder müſſen mir Faſten lernen, daß es eine Freude ſeyn wird. Der heilige Knab Potitus, der ſchon als ein Kind vom heiligen Geiſte erleuchtet, und im chriſtlichen Glauben, wie auch in der heiligen Schrift unterrichtet wurde, erhielt von Gott im Kerker, in welchen ihn ſein eigener Vater ohne Eſſen und Trinken ſperren ließ, hinlängliche Nahrung, ſo daß ſein Vater erſtaunte, wie er wieder zu ihm in den Kerker kam. Die Sabina wird ja geleſen haben, wie hernach dieſer Knab im Angeſichte des Vaters durch eine, vom Himmel herabgelaſſene Wolke hinweggetragen, und in einem anderen Lande niedergeſetzet worden, wo er aus der einzigen Tochter des Kaiſers Antonius, die der Teufel ſchon bei den Haaren in den Lüften herumzog, nur durch das, daß er der Prinzeſſinn in das

sicht blieb, eben diesen Teufel in Gestalt eines Drachens austrieb; wofür ihm aber doch der verstockte Antoninus alle Marter anthun ließ. Ich zürne mich allzeit, so oft ich auf diesen Kaiser denke. Er hätte können nicht nur durch das, daß die wilden Thiere, denen der Knab vorgeworfen wurde, teufelben küßten, und durch das, daß die schärfesten Messer, mit welchen der Knab sollte geschunden werden, nicht eingriffen, sondern hauptsächlich durch den eisernen Nagel gewitziget werden.

Sab. Hierauf weiß ich mich nicht mehr zu erinnern.

Ag. Er ließ einen langen eisernen Nagel ganz glühend machen, und dem Knaben mit Hämmern in das Haupt schlagen. Wie aber der Henker den Nagel in das Haupt trieb; so fieng auf der anderen Seite der Kaiser an zu schreien, weil der Kaiser unleidentliche Schmerzen empfand, gleich als ob ihm und nicht dem Knaben ein glühender Nagel durch das Hirn mit Gewalt geschlagen würde. Der Tyrann war aber einmal so verstockt, daß er den Knaben,

den, nachdem er gefoltert, mit Fackeln gebrannt, mit eiſernen Hacken zerriſſen, im Oel geſotten, mit geſchmolzenem Blei übergoſſen worden, zuletzt enthaupten ließ. Ich beſprach mich ſchon öfters über dieſe Marter mit meinem Beichtvater. Der ſagte mir aber: Die Legendenſchreiber übertreiben recht ſehr oft die Art, auf welche die Heiligen hingerichtet worden. Das kann man leicht ſagen; Der Herr Kaplan hat noch keine Marter erfahren. Aber auf unſer voriges zu kommen; ſo ſage ich ihr, daß mich Hunger und Elend nicht abhalte, einen heiligmäßigen Mann zu heurathen. Gott verläßt ſeine Heilige nicht.

Sab. Aber ich denke doch, daß man ſich nicht muthwillig in Noth und Elend ſtürzen, und Gott mit Forderung der Mirakel verſuchen ſolle. Hat ſie dem Beichtvater ſchon etwas von ihrer Abſicht, ſich einmal zu verheurathen, entdecket?

Ag. Freilich wohl; aber in was beſtand wieder ſein ganzes Reden, als in dem: Heurathe ſie in Gottes Namen, wenn ſie einen rechtſchaffe-

nen braven Mann bekömmt, der im Stande iſt, ſich ſammt Weib und Kindern ehrlich fortzubringen. Sie bedarf eines Mannes und zwar eines beſcheidenen; und ſihe ſie nur zu, daß ihr Mann mit der Hand nicht ein gröſſeres Kreuz über ſie mache, als der Beichtvater.

Bad. Agnes, Agnes! Es kömmt alles auf meine Worte. Sih ſie ſich nicht mit dem Rauchfangkehrer, der wird gemerkt haben, daß ſie voll der Andacht ſey, und ſtellet ſich auch andächtig an, bis er ſie in der Schlinge hat.

Ag. Schweig ſie still! Hat ſie vielleicht einen andern im Kopfe, den ſie mit verkuppeln will?

Bad. Höre ſie; gib ſie mir keine ſolche Reden!

Ag. Ich meyne es ja nicht im Ernſte. Aber das weiß doch die Sabina, daß die heilige Agatha einer alten Kupplerinn eine vortreffliche Ermahnung gegeben, ſich mit der Kupplerei nicht abzugeben, und (wie Ribadeneira

ſchreibt)

ſchärfet) noch beigeſetzet hat, daß, wenn eine Kupplerinn die Stadt an vier Orten anzündete, und alle Brunnen vergiftete, ſie nicht ſoviel Schaden thun würde, als durch die Kupplerei.

Bah, O du Schnabel, du junger! Was gehet mich ihr Nikodemus an? Die Heilige hat das gewiß nicht geſagt. Die, welche kuppeln, und die, welche durch Kupplerei ſich verführen laſſen, die trift das Unglück allein, und auf ihrer eigenen Schuld. Aber eine Stadt auf vier Oertern anzünden, und alle Brunnen vergiften, das trift Unſchuldige ohne ihre Schuld. Der ſchärfeſte Prediger, der ein jedes Laſter damal, wenn er dagegen predigt, für das größte Laſter anſpähe, würde das nicht ſagen, weil zuletzt der Pater Prediger ſich durch Feuer und Gift in währendem Predigtſchreiben in das Unglück mitkommen könnte. Ich gehe mich mit dem Kuppeln nicht ab; und ſehe nur ſo zu, daß, wenn ſie einmal verbrennet iſt, nicht ſie durch eine andere Kupplerei verführet werde, beſonders nach einer, durch getroffenen Heurath, ein anderes Gewerb zu treiben.

Ag.

Ag. Was? Für eine solche hält sie mich? — Und was wäre es, wenn ich mich aus menschlicher Schwachheit vergienge. Ist nicht die heilige alexandrinische Büsserinn Theodora auch durch eine Kupplerinn zu einem Ehebruch verleitet worden, und hernach doch zur grossen Heiligkeit gekommen?

Sab. So ist es recht! Sie ist mir die saubere Heilige! Vorher schon in Zuversicht, doch heilig zu werden, sich aus einem Ehebruch nicht viel machen? Hat sie diesen Mutzen von ihrem Legendenlesen; daß sie sich vornimmt, vorher eine Ehebrecherinn zu werden, um hernach der heiligen Theodora desto mehr in allem nachfolgen zu können?

Ag. Jetzt halte sie mir das Maul; oder weil sie mich und meinen Rauchfanglehrer als mittellos verrachtet, so gebe ich ihr eine Ohrfeige trotz derjenigen, die der heilige Papst Gregorius der Kirchenlehrer nach seinem Tode (wie Ribadeneira bezeuget) dem nachfolgenden Papsten Sabinianus und zwar deswegen gegeben hat, weil er auch die Armen verrachtete.

Sab.

Sab. Und ich sage ihr, daß ich ihr hingegen eine Ohrfeige gebe, wie die heilige Kunegunda ihrer Tochter, da sie doch schon Klostervorsteherinn war, eine gab, dergestalt, daß dieser die Merkmaale von jener ihren Fingern Zeitlebens aus dem Angesichte nicht mehr zu bringen gewesen; weil selbst Gott (wie es auch in der Legende steht) zu diesem Streich die Hand geführet. — Und das Händespreitzen da im Kindszimmer leide ich schon gar nicht. Ich als eine alte Person werde sie nicht hinauswerfen; aber ich werde den Hausknecht ruffen.

Ag. Nun warte sie; ich werde mich nicht viel zörnen, um mir meine heilige Lustbarkeit zu verderben; aber sey sie versichert, daß ich bei mehreren Heiligen gegen sie eine List finden werde, worauf sie denken wird.

Sab. Geh sie! sie ist eine Närrinn, wie es ihr der Beichtvater schon gesagt hat. Arbeite sie lieber statt des Legendenlesens, und betrage sie sich wie andere ehrliche Dienstbothen.

Ag.

Ag. Sie iſt wohl noch eine gröſſere Närrinn mit ihrem Chriſtkindelſegen. Damit ſie nur nicht viele Arbeit bei der Wartung des Kindes hätte, und immer dafür mit dem Chriſtkindel herumtaigen könnte; ſo glaube ich, es wäre ihr recht, wenn das, ihr anvertraute Kind ein ganzes Jahr ſchliefe, wie ein Kind beim Grabe des heiligen Klemens ein ganzes Jahr geſchlafen hat. Aber ſelbſt von dem kleinwinzigen Mädel wird ſie noch beſchämt werden, wie das dreitägige Kind auf das Gebeth des heiligen Goars dem Biſchof Ruſtikus das Maul geſtopfet hat, da es ihn für ſeinen Vater ausgeſchufen; oder wie dem mörderiſchen Geizhals Lukrezius, von dem die heilige Beatrix hingerichtet worden, auch ein Kind mit lauter Stimme das Urtheil geſprochen, welches der böſe Feind dergeſtalt befolget, daß er ihn drei Stunden lang gepeiniget, bis ihm die Seele ausgefahren.

Sab. Jetzt geh ſie mir, ſage ich, aus dem Kindszimmer; oder ich zeige ihr was anders! Warte ſie nur! Kömmt nur Herr und Frau nach Haus; es wird ſchon das Urtheil geſpro-

chen

chen werden, das einer ſolchen Heiligen gebühret.

Ag. Was? Verſchwärzen will ſie mich? und will eine Heilige ſeyn? Hat ſie das aus den Legenden gelernet?

Sab. Und ſie will ſchimpfen, und will eine Heilige ſeyn? Hat ſie das aus den Legenden gelernet?

Ag. Schau ſie; wenn ſie wahrhaftig heilig wäre, ſo wäre ſie auch nicht rachgierig, und nähme ihr aus den Legenden dasjenige nicht zum Beiſpiel, was darinn von Streitigkeiten angeführet wird, die die Heiligen ſelbſt untereinander ſollen gehabt haben; wovon ich das meiſte nicht glaube, und das übrige für Fehler halte, in welche die Heiligen auch haben verfallen können.

Sab. Und wenn ſie eine wahrhafte Heilige wäre; ſo hätte ſie kein ſo loſes Maul, und kein ſo leeres Geſchwätz über Sachen, von denen ihr ſchon der Beichtvater geſagt hat,

daß

daß ſie von Legendenſchreibern erdichtet worden, oder daß ſie nicht nachgeahmet werden dürfen.

Ag. Nun! Was kömmt alſo heraus? Daß wir beide gefehlt haben. Sei ſie geſchwind wieder gut, ſo wie die Heiligen auch nicht lange böſe ſeyn konnten. Ich bin auch wieder gut; und damit iſt der Handel gar.

Sab. Aber zukünftig komme ſie mir nicht mehr ſo. Und ich rathe ihr; folge ſie dem, was ihr der Herr Kaplan, und vorher ſchon der Herr Pfarrer geſagt hat, und lege ſie ihre Legenden bei Seite.

Ag. Ich werde ohnedem bald nicht mehr Zeit haben, in der Legende zu leſen.

Sab. Sey ſie verſichert. Die Lehren, die ſie vom Herrn Pfarrer, und vom Herrn Kaplan bekommen hat, wie ſie mir dieſelben erzählte, ſind gewiß gut, wenn man die Sache recht überdenkt. Es iſt nichts übertriebenes, nichts verwirrtes, nichts unwahrſcheinliches, nichts unthunliches darinn; ſondern man ſieht

viele

vielmehr, daß man wirklich ſo leben könne, und ſolle, um heilig und glückſelig zu werden. Ich geſtehe es, ich ſelbſt bin oft bei der Legendenleſung faſt in Verwirrung gekommen. Man kömmt bei den Legendenſchreibern bald auf etwas, was man nicht nachahmen könnte, wenn man auch wollte; bald auf etwas, von dem man nicht weis, ob es wahr iſt. Es kömmt doch zuletzt auf da an, daß man nur durch Erfüllung jener Pflichten, die einem von Gott und unſtren Vorgeſetzten auferleget ſind, tugendhaft, und hiemit auch nur hiedurch heilig werden könne.

Ag. Wer weis es, was auch ich noch mit meinen Legenden anfange. Unſere Unterredung, und ſelbſt unſer Zank, ſo wir heut hatten, kann uns beiden noch von weiterem Nutzen ſeyn. Jetzt will ich wieder zu meiner Küche für das Abendeſſen ſehen.

V.

V.

Die verwittwete Frau Pflegerinn.

Pflegerinn. Was ſehen meine Augen? Sind es eure Hohwürden, oder ſind ſie es nicht?

P. Paulus. Ja, ja; ich bin der Pater Paulus ihr alter guter Freund und Diener, der ſehen muß, wie ſie ſich befinden.

Pfl. Nun das freuet mich vom Herzen. Das hätte ich mir nicht eingebildet, euer Hohwürden heut bei uns zu ſehen. Sagen mir eure Hohwürden nur geſchwind, wie kommen ſie daher?

P. Paul. Ich komme vom Regimente aus dem Felde. Wiſſen ſie denn nicht, daß ich Feldpater bin?

Pfl.

Pfr. Was? Feldpater? Davon wußte ich kein Wort. Und jetzt vom Regimente zu uns?

P. Paul. Weil unser Regiment jetzt die Winterquatiere in einer Stadt bezog, wo mehrere Geistliche und Feldpater beisamm sind; so erhielt ich die Erlaubniß, meine Befreundte und Anverwandte heimzusuchen, und drei Wochen auszubleiben.

Pfr. Nun so setzen sich eure Hohwürden! Mich freuet es unendlich, sie zu sehen. Mit was kann ich aufwarten?

P. Paul. Ich sage Dank für alles. Ich komme den Augenblick vom Speisen; und habe mir nur vorgenommen, sie zu besuchen, und den heutigen Nachmittag bei ihnen zuzubringen.

Pfr. Nur ein Glas Wein!

P. Paul. Ich danke aufrichtig für alles.

Pfr.

Pfl. Oder wollen eure Hohwürden eine Schaale Koffee? oder eine Chokolade? Ich habe eine koſtbare Chokolade.

P. Paul. Meine beſte Frau Pflegerinn! gar nichts; ich nehme niemal etwas in der Zwiſchenzeit von einem Mittageſſen bis zum anderen, als in der Früh ein Gläschen Brandewein.

Pfl. Einen Brandwein? Nun da habe ich eben noch zwo Boutteilen vom beſten, wie ihn mein ſeeliger Mann, wenn ihm nicht wohl war, getrunken hat.

P. Paul. Ich bitte ſie, bleiben ſie! Nur in der Früh nehme ich ein wenig Brandwein, ſonſt den Tag hindurch niemals.

Pfl. Eure Hohwürden ſieht man es an, daß ſie im Felde waren. Sie ſehen von Sonne und Luft ganz verbrannt aus.

P. Paul. Im Felde geht es nicht anders. Mit uns machen immer einige Unbequemlichkei-

keiten von allen vier Elementen den Marsch mit. Ein braver Kerl achtet es nicht. Haben manche zu Hause auch vieles auszustehen, und sind gewiß nicht so gutes Muths, wie wir sind. Ewig lebt kein Mensch, wenn er nur, solang er lebt, seine Schuldigkeit erfüllet, und den Pflichten seines Berufes nachkömmt.

Pf. Eure Hochwürden haben schon zu einem Feldpater getauget. Immer im Herrn lustig.

P. Paul. Mit der Traurigkeit macht man nichts besser.

Pf. Das habe ich erfahren, und erfahre es noch. Nicht wahr, meinen seeligen Mann hat der Tod geschwind hinweggenommen; und mich auch in den Stand gesetzet, wo ich mit der Traurigkeit nichts besser machen kann?

P. Paul. Mir war recht leid, wie ich die unangenehme Nachricht von seinem Tode erhielt. Ich war eben damals bei einem Bleßirten, der sich wacker vor dem Feinde hielt. Dieser hörte es, wie unser Herr Lieutenant

mir

mir die Nachricht aus einem Brief las, und sagte: Eine Menge von denen, welche glauben um den, der in das Feld geht, sey es schon geschehen, sterben zu Hause ehe, als die Soldaten. Wäre er Soldat geworden, vielleicht wäre er nur blessirt, wie ich; jetzt ist er gar gestorben.. Wirklich hat dieser Blessirte zwar sich selbst, aber auch mir in Rücksicht auf ihren seeligen Herrn Gemahl einen Trost zugesprochen. Weder einem Soldaten, weder einem anderen wird ein Haar verrücket, wenn es Gott nicht will. Das ist der sicherste Trost, Frau Pflegerinn!

Pf. Es wäre alles recht. Aber wenn man einen Gegentheil geliebt hat, und nicht weis, wie es mit ihm in der anderen Welt steht; so macht einem diese Ungewißheit trauriger, als der Verlust selbst.

P. Paul. Wie wird es mit ihm stehen! Gut wird es stehn. Er ist ja als ein guter Christ mit den heiligen Sakramenten versehen aus der Welt gegangen, und zu jenem Gott gekommen, der ihn als sein Geschöpf noch mehr liebt, als sie ihn haben lieben können.

Pfl. Das iſt wahr; ſchön iſt er geſtorben. Bis auf den letzten Augenblick bei ſeiner Vernunft, ganz in den göttlichen Willen ergeben, ohne alle Zaghaftigkeit, dergeſtalt, daß er noch uns aufgemuntert hat. Ich habe mich eigens und ſorgfältig auch bei ſeinem Beichtvater erkundiget, ob nicht etwa mein Mann ſtarke Anfechtungen vom Teufel habe, oder wohl gar einen Teufel ſehe, wie bei manchen Krankenbettern ſich Teufel einfinden. Aber der Beichtvater verſicherte mich, daß nicht das mindeſte hievon bei ihm vorgehe.

P. Paul. Da hat der Beichtvater gewiß wahr geredet. O meine beſte Frau Pflegerinn! Von unſeren Soldaten ſieht auch nie einer Teufel. Da heißt es, Gott empfohlen, und ſodann in's Feuer. Unſere Soldaten ſind ſo voll Muth, daß ſie auf den Teufel ſelbſt losgiengen, wenn ſie einen ſähen.

Pfl. Ja das glaube ich gern; die ſterben im Felde. Aber wenn man im Bette ſtirbt, —

P. Paul. So glauben sie; der Teufel sey auch lieber in einem Zimmer, als bei einer Bataille? Der Teufel ist ein elender Kerl, und es geht ihm übler, als unseren Kriegsgefangenen. Unser Erlöser hat ihn vorlängst zum Kriegsgefangenen gemacht, und dort angeschmiedet, wohin er gehöret. Nicht am Bette, aber wohl im Bette darinn ist oft der Teufel, wenn nämlich der Kranke selbst ein Teufelskerl ist, der ehe aus der Welt gehen, als die Schuldigkeiten eines Christen erfüllen will. Ihr Herr war immer ein rechtschaffener, ehrlicher, und fleißiger Beamter, und ein guter Christ, der ist sicher bei Gott, und nicht beim Teufel.

Pf. Nein, Gott bewahre! Das sage ich nicht, daß er beim Teufel ist. Es wäre aber genug, wenn er im Fegfeuer lange leiden müßte. Ich habe von seinem Tode an bis jetzt schon über dreyhundert Messen lesen lassen.

P. Paul. Warum denn so viele Messen?

Pf.

Pf. Freilich hat der heilige Papſt und Kirchenlehrer Gregorius für einen verſtorbenen Kloſterbruder nur dreyzig Meſſen leſen laſſen. Allein nach der dreyzigſten iſt der Verſtorbene ſchon erſchienen mit der Betheurung, daß er nun aus dem Fegfeuer in den Himmel gefahren. Ich habe aber nach dreyhundert Meſſen noch keine Anzeige, daß mein ſeeliger Mann erlöſet ſey.

P. Paul. Sie leſen gewiß in Legenden?

Pf. Seit dem Tode meines Mannes iſt dieſes nun meine einzige Unterhaltung.

P. Paul. Das merkte ich gleich aus der Geſchichte des heiligen Gregorius. Dieſe Unterhaltung billige ich für ſie gar nicht. Sie können und ſollen Bücher leſen, die zur Andacht und zur Erbauung dienen; und deren giebt es mehrere, die recht gut, beſcheiden, troſt- und lehrreich geſchrieben ſind. Aber bei den meiſten Legenden fehlen dieſe Eigenſchaften. Ich glaube, ſie hätten es mit dem auch gerichtet, wenn ſie, ohne dreyhundert Meſſen zu bezah-

len, bei denjenigen Messen, denen sie bisher beigewohnet haben, für ihren seeligen Herrn andächtig gebethet, das Geld den Armen gegeben, und also auch die Armen für ihn hätten bethen lassen.

Pf. Hat nicht die heilige Monika ausdrücklich verlanget, daß ihr heiliger Sohn Augustinus für ihre Seele nach dem Tode die heilige Messe opfern solle? und hat nicht der heilige Augustinus dieses als löblich und nützlich angerühmt?

P. Paul. Die heilige Monika hatte Recht, und auch der heilige Augustinus hatte Recht. Ich war gleichfalls, meine beste Frau Pflegerinn! ihres seeligen Herrn am Altar eingedenk; allein hieraus folgt ja noch nicht, daß man nothwendig habe, für den Verstorbenen eine Menge Meßgelder hinzugeben. Daß man für die Verstorbenen gegen so viele Meßgelder auch so viele Messen anschaffen müsse, das hat die katholische Kirche nie gelehret. Die Lehre der katholischen Kirche ist diese, daß die Lebendigen den Seelen der Verstorbenen, welche in

dem

dem Fegfeuer aufgehalten werden, helfen können, daß ihnen die Zeit ihrer Strafe vermindert, und der Eingang zum Himmel leichter gemacht werden solle. Deswegen hat die heilige Monika sich in das Gebeth des heiligen Augustinus empfohlen; deswegen hat auch er bei der Messe für sie gebethet; deswegen bethet auch ein jeder Priester bei der Messe für die Abgestorbenen; und deswegen soll auch jeder, der die Messe anhört, für die Abgestorbenen, und besonders für Freunde, Verwandte, andere Angehörige und Gutthäter bethen.

Pfl. Ich weis wohl, daß es kein Muß ist; aber wenn man es thun kann, und es doch unterläßt, nun so bleibt die Seele um so länger im Fegfeuer.

P. Paul. Wenn das wäre, so wäre es eben ein Muß, Meßgelder hinzugeben; denn, nachdem jeder katholische Christ glauben muß, daß das Gebeth den Verstorbenen helfe; so würde ja die christliche Gerechtigkeit und Liebe es zur Nothwendigkeit machen, geschwind Meßgelder, soviel man nur immer entbehren kann,

hin-

hinzugeben, damit die Seelen nicht so lange im Fegfeuer bleiben, falls nicht ohne Messenbezahlung ihnen die nämliche Hilfe geleistet werden könnte.

Pst. Es wird ja aber doch für keinen Verstorbenen in Sonderheit eine Messe gelesen, wenn man nicht eigens bei Hingebung des Meßgeldes die Intenzion ansaget.

P. Paul. Unsere heilige Kirche eignet in einer jeden heiligen Messe einen Theil ihres unendlichen Werthes allen armen Seelen zu, welche ohne Todsünde verschieden sind. Von so vielen Messen hernach, welche täglich in der katholischen Kirche gehalten werden, dienet wohl der wenigste Theil denjenigen, für welche sie gelesen werden, weil sie entweder der Hilfe nicht fähig, oder schon zur ewigen Ruhe gelanget sind. Daher gereichet der Werth dieser heiligen Messen zum Nutzen der übrigen Seelen, welche der Hilfe noch bedürftig sind. * Sehen sie, daß man zwar für die Verstorbenen

* Muratorius von der wahren Andacht, 24. Kap.

nen bethen, auch den Werth der heiligen Meſſe, die man anhöret, für dieſelben aufopfern, und für ſie das Gebeth mit dem Prieſter vereinigen müſſe; daß man aber nicht nothwendig habe, für die Verſtorbenen gegen Meßgelder beſondere Meſſen anzuſchaffen. Meſſen für die Verſtorbenen würden immer in der Kirche geleſen werden, wenn auch die Meßgelder abkämen; und die Seelen im Fegfeuer würden durch Abſchaffung der Miethmeſſen nicht im mindeſten der Hilfe beraubt werden. Wenn das wäre; ſo hätte unſere heilige Kirche nicht ſchon gegen die, über Hand genommene Vielheit der Meſſen ihren Unwillen bezeuget. Sie müßte vielmehr befehlen den Prieſtern, beſonders denjenigen, die ſonſt nichts zu thun haben, an jedem Tage mehrere Meſſen für die Verſtorbenen ihrer Gemeinde zu leſen, und zwar ohne weitere Bezahlung, weil ein Meßſtipendium zum Unterhalt hinlänglich iſt, und die Mehrheit der Meſſen nur zu einer heiligen, ihnen ganz wohl anſtändigen, und den armen Seelen nothwendigen Beſchäftigung diente.

Pf. Dafür würden ſich die Geiſtliche bedanken.

P. Paul.

P. Paul. Es möchte wohl seyn (sagt Muraterius*) daß mehr aus eigener Geldgierigkeit, als aus Sorgfalt den armen Seelen zu helfen, das beständige eifrige Zureden herrühre, welches manche ihren Beichtkindern machen, und auf den Kanzeln nie vergessen, so viele heilige Messen, Almosen, und die Taxiten der Verstorbenen anzurathen, wie auch das unaufhörliche Predigen um die Beisteuer des Geldbeutels zur Hilfe der Abgestorbenen im Fegfeuer, und das Aussetzen der fürchterlichen Bilder, oder Abbildungen dieser Seelen in Flammen, und andere dergleichen erfundene Dinge die Einbildung der frommen Gläubigen zu bewegen, und ihnen das Geld aus der Tasche zu locken.

Pf. Eure Hochwürden billigen also das, daß die Abbildung der armen Seelen in Flammen aus unserer Kirche hinweggeräumt werden?

P. Paul.

---

* l. c.

P. Paul. Ich muß es billigen, weil ich für mich den Kirchenrath zu Trient habe, * welcher befiehlt, daß alles dasjenige, was auf etwas Ungewisses, oder auf einen Schein der Unwahrheit hinausgeht, und zu gewissem Vorwitz, Aberglauben, oder garstiger Gelegierigkeit zielet, als an welchen die Glaubigen sich stossen oder ärgern können, verbothen seyn solle. Wer hat jemals das Fegfeuer gesehen, daß es so beschaffen sey, wie es abgemalen ist? Nur der Schluß, daß den armen Seelen die Zurückhaltung vom Genusse der größten Vollkommenheit, nämlich des göttlichen Angesichts eine unermeßliche Pein seyn müsse, läßt sich richtig vom Fegfeuer machen; aber abbilden läßt sich nichts. Die Legendenschreiber, ja wohl selbst einige heilige Väter, deren Meynungen aber hierinn eines Theils zum Glück verschieden sind, machen freilich verschiedene Beschreibungen. Aber in einer göttlichen Offenbarung ist von den beschriebenen Peinigungsarten nichts gegründet. Der heilige Thomas **

und

* Sess. XXV.

** in 4 dist 20. a 5. Bellarm. tom. 1. de purg. c. 13

und mehrere sind auch gerade denjenigen entgegen, welche die armen Seelen sogar von Teufeln peinigen lassen.

Pfl. Das glaub' ich selbst nicht, daß ein Teufel bei den armen Seelen im Fegfeuer ist; obwohl ich es wünschte, daß wenigstens nur einer hineinsehe.

P. Paul. Das ist ein wunderlicher Wunsch, Frau Pflegerinn! worauf gründet sich dieser?

Pfl. Der Teufel, von welchem Ribadeneira im Leben des heiligen Aichardus schreibt, hat auf Befehl eines Engels bei den sterbenden Klosterbrüdern sich nur deswegen zeigen müssen, damit denselben die Entsetzung ob seiner erschrecklichen Gestalt für das Fegfeuer abgerechnet werde. Was wäre das also für ein Glück für die armen Seelen, wenn nur täglich ein Teufel in das Fegfeuer hineinsähe. Ihre Entsetzung würde freilich ganz ausserordentlich seyn, aber hernach wäre es vorbei. Wie ich dieses im Ribadeneira gelesen habe, bereute ich meine Sorgfalt, mit welcher ich den Beicht-

vater meines Mannes fragte, ob dieser mein Mann beim Sterben keinen Teufel sähe. Da hätte ich wohl meine Meßgelder erspart.

P. Paul. Die hätten sie ohnedem auch ersparen können.

Pfl. Eure Hochwürden halten also auf die 30 gregorianischen Armenseelenmessen nichts?

P. Paul. Ich halte auf jede Messe das, was ein katholischer Christ halten muß. Aber auf die Versicherung halte ich nichts, daß die armen Seelen aus dem Fegfeuer gewiß werden erlöset werden, für welche man eine bestimmte Zahl von heiligen Messen, und auf besondere Art lesen lassen wird. *

Pfl. Wenn das ist; so ist es immer noch übler; dann weis man nämlich gar keine Rechnung auf eine Zeit zu machen, in welcher die Seele eines Bekannten erlöset werden könnte.

P. Paul.

* Kirchenrath zu Kambry im Jahr 1778. 19 tit.

P. Paul. Machen sie nur Rechnung; erstens auf die Barmherzigkeit Gottes; zweytens auf das Gebeth der ganzen Kirche für alle Abgestorbene; drittens auf das eigene Gebeth, weil Gott versprochen hat, uns dasjenige zu geben, um was wir den Vater im Namen des Sohnes bitten werden.

Ps. Bei allem dem hat doch der Vater des heiligen Ludovikus Bertrandus acht Jahre im Fegfeuer bleiben müssen. Wobei noch zu merken ist, daß der heilige Ludovikus in Sonderheit sowohl selbst, als durch Beihilfe fremder Mitgeistlichen nebst zahlreichen heiligen Messen auch die strengsten Bußwerke angewendet, um nur seinen Vater zu erlösen. Wirklich hat er es aber erst im achten Jahre zuwegen bringen können, da ihm nämlich die Seele des Vaters in einem unbeschreiblich schönen Garten erscheinend äusserste Dank abgestattet hat. Und was wollen eure Hochwürden noch mehr? Sogar ein Klosterstifter, deren wenige lang im Fegfeuer bleiben, hat darinn über hundert Jahre leiden müssen, bis er von der seeligen Margaritha erlöset worden.

P. Paul.

P. Paul. Glauben ſie nur den Legendenſchreibern in Anſehung dergleichen Erzählungen nicht soviel. Glauben ſie vor allem, was jeder von Gott zu glauben ſchuldig iſt, daß er der liebſte Allvater, ja die Liebe ſelbſt, und zwar in größter Vollkommenheit ſey.

Pſ. Er iſt aber auch der Gerechteſte, und jeder muß vorher auch von der kleinſten Makel gereiniget werden, ehe er vor ſein Angeſicht kommen kann.

P. Paul. Aber die Legendenſchreiber führen ja ſelbſt an, daß den armen Seelen oft der geſammte Reſt der Peinen auf die Bitte dieſes oder jenes Heiligen von Gott geſchenket worden. Die Gerechtigkeit Gottes hat alſo dabei doch nicht gelitten, da jene Seelen nicht durch den noch übrigen Reſt der Peinen gereiniget worden, ſondern durch die Nachlaſſung der Peinen zugleich gereiniget waren, und vor das Angeſicht Gottes kamen?

Pſ. Freilich nicht, weil die Fürbitte dieſer Heiligen das erſetzet hat, was der noch übri-

ge Rest der Peinen zur vollkommenen Reinigung hätte beitragen sollen; kurz, weil der Gerechtigkeit Gottes durch die Fürbitte dieser Heiligen Genügen geleistet worden.

P. Paul. Meine beste Frau Pflegerinn! Schon die Ausdrücke: dieser oder jener hat eine arme Seele erlöset, sind ganz und gar nicht ächte Ausdrücke einer reinen katholischen Redensart. Von uns, und auch von den Heiligen kann nur für die Verstorbenen gebethet werden. Gott ist der Erlöser, und nicht in Ansehung unser, oder wegen uns, die wir bitten und arme Sünder sind, sondern durch die Barmherzigkeit Gottes, und durch die unendlichen Verdienste Jesu Christi werden die Seelen aus dem Fegfeuer erlöset. Unser Gebeth für die Seelen der Verstorbenen muß hauptsächlich verrichtet werden mit dem lebhaften Vertrauen, daß der liebvolle barmherzige Gott in Ansehung seines gebenedeyten Sohnes den Verstorbenen gnädig seyn werde. Gedenken

* Muratorius l. c.

len ſie nur, der liebvolle, der barmherzige Gott, der ſelbſt nach Bekenntniß der Legendenſchreiber den armen Seelen die Peinen zum Theil, oder auch ganz auf Fürbitte einiger Heiligen nachgelaſſen hat, der ſie auch ſicher nachlaſſen kann, der wird auf die Verdienſte ſeines gebenedeyten Sohnes, auf das Gebeth der ganzen Kirche nicht eher hinſehen, bis eine Margaritha mit ihrer Fürbitte kömmt; und wird bis dahin die, nach ihm begierigen Seelen ſeiner lieben Geſchöpfe in denen Peinen, die er ihnen nachlaſſen könnte, ſchmachten laſſen; und nicht ehe die Verdienſte ſeines göttlichen Sohnes, und das, dahin gerichtete Gebeth der ganzen Kirche zur Genugthuung annehmen? Glauben ſie doch ſolchen Märchen der Legendenſchreiber nicht. Wie unglücklich wären die Seelen, die keine Befreundte oder keine ſolche Leute hinterlieſſen, die ſich ihrer in Sonderheit erinnerten; wie unglücklich die Seelen armer Leute, für welche nicht ſo viele Meſſen, als wie für die Seelen der verſtorbenen Reichen geleſen werden. Das arme Volk darf nicht kleinmüthig werden (ſagt Muratorius *) als

* l. c.

müßten die Seelen ihrer Abgestorbenen in jenem Leben hilflos bleiben. Unser mildester Gott hat in allen Dingen Vorsehung gethan. Bekümmern sie sich also nicht. Auch für ihren seeligen Herrn hat dieser mildeste Gott Vorsehung gethan, und ihr Trost muß seyn, daß er nicht nur gut gestorben; sondern daß er, so wie ihn jedermann gekannt hat, ein rechtschaffener Mann seinem ganzen Lebenswandel nach gewesen.

Pfl. Bei seinem, sonst ganz christlichen und ehrlichen Lebenswandel war er doch erstaunlich eigensinnig; und wie es ausdrücklich in den Legenden steht, hat sogar der heilige Paskasius, welcher so heilig war, daß nur durch Berührung seines Kleides Besessene vom Teufel erlediget worden, ein schweres Fegfeuer wegen einer Eigensinnigkeit zu leiden gehabt, wie er es dem seeligen Germanus, Bischof zu Kapua entdecket hat, da er ihm in einem siedheißen Baad erschienen ist.

P. Paul. Standhaftigkeit bei wohlüberdachten Gegenständen und guten Gründen wird oft

oft für Eigenſinn genommen; iſt aber beſſer, als das flatterhafte, wankelmüthige, und unentſchloſſene, womit nichts Gutes ausgeführet werden kann.

Pfl. Verzeihen mir eure Hohwürden! Das war nichts als Eigenſinn, daß er auch ſchon bei angekündeter Todesgefahr kein Teſtament machen wollte. Hätte ich damal ſchon die Legende geleſen; ſo hätte ich ihm vorgeſtellet, daß ein gewiſſer Romanus (wie es im Leben des heiligen Thomas von Aquin ſteht) fünfzehn Tage im Fegfeuer ſitzen mußte, weil er in Entrichtung eines Teſtamentes, welches ihm der Biſchof zu Paris aufgeſetzt, ſaumſälig war.

P. Paul. Ich weis den Umſtand nicht, welchen es mit dieſem biſchöflichen Teſtamentsaufſatze hatte; aber ſoviel weis ich, daß ſich Geiſtliche und auch Biſchöfe mit fremden Teſtamentsaufſätzen nicht abgeben ſollen. Ihr ſeeliger Herr Gemahl wußte, daß alle ſeine Sachen in Ordnung und Richtigkeit ſind. Uibrigens hat er eben hierdurch, daß er kein beſonderes Teſtament gemacht, bezeuget, daß das

sein Willen sey, was die Gesetze bei Erbschaftsvertheilungen zur Richtschnur genommen.

Pfl. Er wäre aber beim Testamentmachen vielleicht ehe auf den Gedanken zu bringen gewesen, sich selbst mehrere Messen nach seinem Tode anzuschaffen. So aber hat er auf meine Erinnerung wegen der Messen mir keine Antwort gegeben, sondern in einer Stunde darauf 400 fl. in das Armeninstitut mit dem Ersuchen geschickt, daß die Armen für ihn bethen sollen; da er doch ohnehin wochentlich in das Armeninstitut ein reichliches Almosen gegeben, manche Bedürftige bei ihrem Gewerbe, oder in ihren Haushaltungen, oder in ihren Krankheiten mit Geld unterstützet; ja sogar manchen ihre Kinder auf seine Unkösten hat erziehen, und unterrichten lassen. Auch für solche Familien hat er 200 fl. angeschafft.

P. Paul. Nun seyn sie um ihren seeligen Herrn gar nicht besorgt. Er ist bei dem, der gesagt hat! **Was ihr den Armen gebt, das gebt ihr mir. Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer.** Das, was in der heiligen

Schrift

Schrift geschrieben ist, ist die beste Legende. In dieser Legende ist ganz schön zu lesen, wie der heilige Apostel Petrus sagt: * **Die Liebe bedeckt die Menge der Sünden.** Nach dergestalt bedeckten Sünden ist der Himmel sicher zu hoffen. **Seelig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.** ** Es ist weit verdienstlicher, noch bei Lebzeiten Almosen geben, als etwas, so man ohnehin nicht mit sich in die andere Welt nehmen kann, den Armen hinterlassen. Da ihr seeliger Herr also schon bei Lebzeiten und kurz vor seinem Tode der Armen dergestalt ingedenk war; daß dieselben sich auch nach seinem Tode derer von ihm genossenen Wohlthaten erinnern, und für ihn bethen; da die ganze Kirche für ihn bethet; und da endlich sie Frau Pflegerinn selbst durch Almosengeben ihm noch mehrere zuwegen bringen können, die für ihn besonders bethen; so weis ich nicht, wie sie

* 1. B. 4. K. 8. V.

** Matth. V. 7.

ängstig seyn können, daß bei so vielem Gebethe, bei so klaren Verheißungen Gottes der seelige Herr Gemahl ein schweres und langwieriges Fegfeuer haben solle.

Pf. Eure Hohwürden machen das Ding so leicht. Wenn es nur auch so wäre. Die Schwester des heiligen Bischofs Malachias beweiset aber, daß es härter hergehe, aus dem Fegfeuer zu kommen. Sie erschien nämlich ihrem heiligen Bruder; und er vernahm, daß sie schon vierzig Täge, seitdem er für sie nicht mehr Messe gelesen, im Vorhofe der Kirche stehe, und Hunger leide. Sobald der Heilige wieder für sie Messe gelesen, kam sie freilich der Kirchthüre etwas näher; allein noch wurde sie immer davon in einer Entfernung zurückgehalten. Bei allem Bemühen konnte sie nicht ferner kommen; sondern mußte mit einem schwarzen Kleide angethan so stehen bleiben. Der Heilige mußte also mit mehreren Messen ansetzen; und brachte sie auch endlich doch einmal über die Thüre in die Kirche hinein. Aber mit dem Hinvorrücken zum Altar wollte es noch nicht von statten gehen. Sie stand noch

weit

freit vom Altare hinweg. Ihr Kleid fieng zwar auch schon an etwas weißlicht auszusehen; aber von einer ganz schönen Weisse war dasselbe noch weit entfernet. Endlich und endlich nach gar nicht ausgesetztem Gebethe stellte sie sich in einem schneeweissen Gewande dar, und trat zu einem Haufen überaus schöner Seelen; woraus der Heilige abnahm, daß seiner Schwester an der, zur Seligkeit erforderlichen Reinigkeit nichts mehr abgehe, und sie den himmlischen Geistern zugesellet sey. Sehen eure Hochwürden! wie lange und hart es hergeht, bis man aus dem Fegfeuer kömmt. Hätte sie dem heiligen Malachias nicht erscheinen dürfen; hätte er nicht besonders für sie so gar erstaunlich gebethet; ich glaube, sie sässe noch im Fegfeuer.

P. Paul. Ich aber glaube es nicht; und habe ihnen schon die Gründe gesagt, warum ich dieses nicht glauben könne. Meine Gründe haben in der Vernunft, im Worte Gottes, und in der Uibung der Kirche, mit welcher sie die Uibung einiger Fantasten oder Geldgierigen nicht vermengen müssen, festen Bestand. Die

Frau

Frau Pflegerinn hingegen hat nichts, dann Märchen aus den Legenden für sich. Wenn es so wäre, wie es die Legendenschreiber anführen; so hätten diese sich selbst das Urtheil gesprochen, unter allen am längsten im Fegfeuer bleiben zu müssen; denn die meisten haben Folianten mit Lügen angefüllet; die wahre Andacht, die ächte Verehrung der Heiligen bei dem Volke ganz hindanngebracht; statt dessen mit abergläubischen Meynungen und Fabeln die Köpfe der Leute angefüllet; unsere heilige Kirche ihren Gegnern zum Gespötte dargestellet; und sich hiemit gegen Gott, gegen seine liebe Heilige, gegen unsere Kirche, und gegen ihre Nebenmenschen stark versündiget.

Pf. Eure Hohwürden sind gegen die Legenden erstaunlich aufgebracht; und ich finde soviel Schönes darinn.

P. Paul. Ich nicht; weil bei mir in Religionssachen das Schöne hauptsächlich in der Wahrheit bestehet. Sobald eine Lehre, oder eine Erzählung etwas enthält, was sich mit dem Worte Gottes, und mit den Vernunftgesetzen

ſetzen gar nicht zuſammreimen läßt; ſobald ſie ſchwankend, unzuſammenhangend, und ſo beſchaffen iſt, daß der Lehrer oder Erzähler nach vielen zweydeutigen Wendungen und Auslegungen auf ſtärkeres Andringen eines vernünftigen Mannes zuletzt doch geſtehen muß, daß die Sache nicht ſo zu verſtehen ſey, wie das Volk ſich dieſelbe vorſtellet; ſo ſehe ich nichts Schönes, ſondern etwas höchſt ärgerliches, und unſere Religion entehrendes darinn. Warum nicht bei der einfachen ſchönen Lehre Jeſu Chriſti geblieben. Auch er hat dem Volke geprediget, und mehr mit Armen, als mit Reichen geſprochen. Aber auch das gemeinſte Volk nicht irre zu führen, ſondern daſſelbe aufzuklären, zu reinen Kenntniſſen zu bringen, unter demſelben beſſere Menſchen zu ihrer eigenen und zur allgemeinen Glückſeeligkeit zu bilden, und fröhliche Wirker ihres Heils aus ihnen zu machen, war immer der Endzweck ſeiner Lehre. Dieſe Lehre iſt leider nachhin durch ſpitzfindige Ausdeutungen, durch unſchickliche Anwendungen, durch die unpaſſendſten Folgerungen von einigen zur Gründung ihrer Ketzereien, von anderen aber zur Gründung ſo vieler unächter und verderb-

derblicher Andächteleien, so vieler schädlicher Vorurtheile, so unseliges Aberglaubens, so vieler, die Köpfe verrückender Begriffe, so vieler fanatischer und dabei unsittlichster Lebensarten mißbrauchet worden. Und ganz besonders haben die Legendenschreiber beigetragen, den Leuten die Köpfe zu verrücken, und sie vom wahren Wege zur Sittlichkeit, von der wahren Verehrung und Nachahmung der Heiligen, von dem göttlichen Genuße einer bescheidenen und nützlichen Lebensart abzuhalten. Nicht wahr; der Kopf sollte weit in die Kaputze hineingeschoben, und noch dabei tief auf die Brust herabgesenket; oder zwischen die Achseln hineingenommen seyn? Das eine Aug sollte immer die Hölle, das andere das Fegfeuer offen sehen? Der menschlichen Gesellschaft nützliche Arbeiten, gegenseitige Hilfsleistungen, zu gemeinschäftlichen Bemühungen beitragende Aufmunterungen sollen unter dem Vorwande des Weltgetümels sammt der menschlichen Gesellschaft vermieden werden? Man soll sich in den Wald verlaufen, zu den Thieren gesellen; oder wenigstens wie ein Thier aus seiner Höhle, ebenso aus einer Klosterzelle heraussehen?

Im

Im Bethen und Singen ſolle auſſer dem Eſſen, Trinken, und Schlafen die Hauptbeſchäftigung beſtehen? Nur hierinn ſolle die wahre Andacht, der wahre Gottesdienſt, die wahre Religion anerkannt ſeyn? Man ſolle ſich wünſchen, Teufel zu ſehen, um mit ihnen kämpfen, und entweder von ihnen geduldig Schläge aushalten, oder ſie hindannjagen zu können? Man ſolle ſich mit Faſten und Kaſteien die Geſundheit ſchwächen; Zilizien ſich in den Leib hineintreiben, daß darinn die Würme wachſen; ſich Hände und Füſſe verbrennen, oder auf andere Art verderben, und ſich ſelbſt auf ſolche Weiſe langſam um das Leben bringen? Man ſoll ſich zu Zeiten auch als verrückt anſtellen, und dergeſtalt unter den Leuten herumlaufen, um verrachtet zu werden? Man ſoll im Gebethe in Lüften hinaufgezogen werden; Entzückungen und Erſcheinungen haben! anderen Leuten ſelbſt erſcheinen, und verſchiedene Mirakel wirken? Nicht wahr, dann ſähe man einem Heiligen gleich? Das wäre eine wahre Nachahmung der Heiligen?

Pf. O Gott! Da sollte man freilich beinahe verzweifeln, heilig werden zu können.

P. Paul. Nicht verzweifeln, sondern versichert seyn muß man, daß man durch Erfüllung seiner Pflichten, und also durch einen tugendhaften Lebenswandel heilig werden könne, ohne daß man ein fantastischer Sonderling werde. Den Legendenschreibern beliebte es selbst nicht, sich von der menschlichen Gesellschaft so gar sehr zu entfernen. Sie befanden sich recht wohl dabei. Ihre Absicht war nur, einem jeden Leser eine Porzion Albernheiten in den Kopf zu setzen; damit er zur Hohschätzung der Mönche, zu denen ihnen einträglichen Andächteleien im Gängelbande sich führen lasse, und zur Aufklärung unempfänglich bleibe. Hölle und Teufel, Fegfeuer und arme Seelen, Geister und Gespenster, Mirakel und Erscheinungen, Waldbrüder und Einsiedler mußten immer um die Leute einen Kordon ziehen, damit sie nicht aus dem Distrikte der Klöster und Klosterkirchen hinauskommen; nicht ihr Geld wo anders lassen, und sich zu vernünftigeren Leuten, zu gemeinnützlicheren Unternehmungen

nicht

nicht gesellen sollten. Sie banden schwere und fast unerträgliche Bürden, und legten sie auf die Achseln der Menschen, aber sie wollten dieselben nicht mit einem Finger regen. *

Pf. Das Himmelreich leidet aber Gewalt.

P. Paul. Freilich wohl darf man sich nicht dabei so leicht geschehen lassen, daß man nur esse, trinke, schlafe, im Chor bethe; nur sich in den Beichtstuhl hineinsetze, höre, und Kreuzmache; nur eine Messe herablese, und eine elende Predigt halte. Das Arbeiten mit Hand und Kopf, eine vernünftige Belehrung seines Nächsten, damit er ächte Begriffe von seinen Pflichten, und eine Begierde, sie zu erfüllen, bekomme; eine Auferbauung mit guten Beispielen, eine thätige Menschenliebe und Beschäftigung mit den Armen; kurz, die Anwendung der Mittel, sich und andere ewig, und soviel möglich auch hienieden glückseelig zu machen, bedarf freilich mehr, als daß man die Hände in die Aermel der Klosterkutte, oder unter

* Matth. XXII. 4.

unter das Skapulier stecke. Aber Gewalt, und gewaltige Narrheiten, die von den Legendenschreibern den lieben Heiligen Gottes angedichtet werden, sind von einander unterschieden. Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht (sagt der Erlöser *) Die Tugend selbst ist nichts anders, als eine Leichtigkeit, eine Fertigkeit die Gesetze zu erfüllen. Wer sich also in seinem Leben auf die Rücksicht gewöhnet, seine Handlungen nach den Gesetzen einzurichten, der bekömmt mit der Gnade Gottes diese Leichtigkeit, und hiemit Tugenden. Es gibt göttliche Gesetze, deren einige schon durch die gesunde Vernunft, andere durch die Offenbarung einleuchten; es gibt Gesetze der Kirche, die uns gleichfalls bekannt sind; es gibt bürgerliche Gesetze, die uns gleichfalls bekannt gemacht werden. Aus der Vernunft, aus der Offenbarung, aus den bürgerlichen Einrichtungen wissen die Aeltern und Kinder, Ledige und Eheleute, Herren und Diener, Vorsteher und Unterthanen, und alle Gattungen der Stände die

* Matth. XX. 30.

die Geſetze, denen ſie nachzukommen haben. Wenn ſie immer Rückſicht nehmen, ihre Handlungen gegen Gott, ſich ſelbſten, und andere hienach einzurichten; ſo werden ſie vermög der, hierinn erlangten Fertigkeit tugendhaft, und endlich heilig. Aber in eben dieſen Geſetzen iſt nichts enthalten, daß man nothwendig habe, ein Mönch oder Waldbruder zu werden; und daß man unter dem Vorwande, Gott zu dienen, ſich den übrigen nicht minder von Gott oder auf Gottes Anordnung gegebenen Geſetzen entziehen könne.

Pſt. Eine ſo ernſthafte Predigt hätte ich mir wohl für heute nicht gehoffet.

P. Paul. Sie müſſen vergeben. Ich kam auch nicht in dieſer Abſicht; allein ſie foderten mich ſelbſt hiezu auf; und ich wünſche, daß ich ſie damit aus den Legenden, und ihre Gedanken, mit denen ſie ſchon ſo tief im Fegfeuer ſind, herausbringe.

Pſt. Ich wollte gern ſelbſt meine Gedanken vom Fegfeuer herausbringen, wenn nur mein ſeeliger Mann nicht mehr darinn ſäſſe.

P. Paul. Nachdem sie keinen einzigen Grund haben, zu vermuthen, daß er noch darinn ist; ich ihnen aber schon genug Gründe gesagt habe, sich darüber zu trösten, daß er nicht mehr darinn ist; so wollte ich mich gar nicht mehr ängstigen, sondern in größter Gemüthsruhe und im festen Vertrauen auf Gott mich seiner im Gebethe erinnern, und auch andere hauptsächlich durch Almosengeben für ihn bethen machen; so wie für unzählige Seelen gebethet wird, die des Gebethes nicht mehr bedürfen werden, weil sie schon in den himmlischen Freuden sind. Immer wird ihrem seeligem Herrn auch im Himmel wohlgefählig seyn, wenn sie sich seiner erinnern; und das Gebeth, welches sie verrichten, wird ihnen selbst als ein Verdienst, wie auch anderen Verstorbenen zu Gutem kommen.

Pst. Hundert Messen möchte ich doch noch für meinen seeligen Mann lesen lassen; und zwar zu Ehren eines solchen Heiligen, von dem ich wüßte, daß er die armen Seelen am geschwindesten erlöset.

P. Paul.

P. Paul. Ich habe ihnen ja den schon genennet, der die armen Seelen erlöset, und am geschwindesten erlösen kann.

Pst. Einen solchen Heiligen haben mir eure Hohwürden genennet?

P. Paul. Freilich wohl, und zwar den allerheiligsten. Ich sagte ihnen ja, daß dieser Erlöser nur Gott und Jesus Christus selbst sey.

Pst. Warum hat denn aber nicht Christus die Seele des Bernardinus de Mendoza erlöset; warum hat er vielmehr selbst die heilige Theresia ermahnet, für diese Seele ehe zu bethen?

P. Paul. Daß die heilige Theresia für die Seele des Bernardinus bethete, hieran that sie recht. Auch wir werden schon durch den katholischen Glauben, und von der katholischen Kirche ermahnet, für die Verstorbenen zu bethen. Allein daß die Erscheinungen, welche in den Legenden stehen, alle wahr seyn; dieses ist nicht nur kein Glaubensartikel, sondern

man hat vielmehr allen Grund, daran zu zweifeln. Und daß unser liebster Erlöser durch seine Verdienste bei seinem liebvollesten Vater die Erlösung des Bernardinus nicht eben auch ohne das besondere Gebeth der heiligen Theresia würde haben bewirken können, das wäre gar keine vernünftige, keine ächt katholische Sprache. Niemand (wie ich schon sagte) erlöset, als Gott. Die Heiligen, so wie wir, können nur bethen. Auch dieses Gebeth wird nicht in Ansehung unser oder wegen uns, sondern in Betrachtung der unendlichen Verdienste Jesu Christi den Verstorbenen nützlich. * Ich muß ihnen zwar aufrichtig bekennen, daß ich nicht weis, was es dann mit diesem Bernardinus für eine Beschaffenheit hatte.

Pst. Bernardinus de Mendoza stiftete der heiligen Theresia ein neues Kloster. Ehe das Kloster noch gebaut war, und Theresia sich erst auf die Reise anschickte, den, dazu verliehenen Platz in Besitz zu nehmen, starb Bernardinus des gähen Todes ohne das heilige Sakrament der Beicht.

* Muratorius l. c.

P. Paul. Man sagt nicht das Sakrament der Beicht, sondern das Sakrament der Buſſe.

Pf. Der Pater Ribadeneira sagt einmal das Sakrament der Beicht.

P. Paul. Beſte Frau Pflegerinn! Die Jesuiten selbſt hatten in Ansehung der helleren Einsicht keine vortheilhafte Meynung von den meisten, welche bei ihnen als gemeine Prediger, Bruderschaftpater, Kinderlehrpater, Missionarien, Aszeten, Legendenschreiber bekannt waren. Hierunter wird wohl auch Ribadeneira gehören, sonst hätte er sich der ächten Sprache bedienet. Aber fahren sie weiter fort, Frau Pflegerinn!

Pf. Thereſia bethete zwar sogleich für den Verstorbenen! aber Gott sagte ihr in einer Offenbarung, daß er zwar dem Verstorbenen **in Ansehung des gestifteten Klosters die ewige Strafe nachgesehen.**

P. Paul. Nein! Das ist nicht auszuhalten. Also die Stiftung des Klosters hat die nämli-

che Wirkung, wie das Sakrament der Buße? Ohne die Klosterstiftung wäre er verdammt worden; aber als Klosterstifter wird ihm die ewige Strafe nachgesehen? Vortreflich zur Erwirkung mehrerer Klostergebäude, aber nicht eines festen Glaubensgebäudes. — Nun der Klosterstifter war also im Himmel?

Pfl. Noch nicht. Nur die ewige Strafe wurde ihm nachgesehen; allein seine Seele solle aus den Peinen des Fegfeuers nicht gelassen werden, bis in dem Kloster für ihn das erste Meßopfer wird gelesen seyn.

P. Paul. Nicht wahr zur Warnung, daß man nicht nur Klöster stiften, sondern die Stiftung und den Bau auch nicht lange verziehen solle? Wäre das Kloster schon gebaut gewesen; so hätte gleich das Meßopfer für ihn darinn gehalten werden können.

Pfl. Die heilige Theresia, zumal, da Gott ihr sagte, daß diese Seele gar heftig gequälet werde, und also nichts zu versäumen sey, wartete nicht, bis das Kloster ausgebauet war;

wars; sondern ließ auf dem, zum Kloster bestimmtem Platze sogleich eine heilige Messe lesen. Ob nun gleich das, was Christus zu der heiligen Theresia redete, auf ein Meßopfer bei schon ausgebautem Kloster zu verstehen gewesen wäre; wollte Gott doch die Heilige mit frühzeitigerer Annehmung auch dieses Meßopfers, so nur auf dem dazu bestimmtem Platze gelesen wurde, erfreuen, und sich ehe befriedigen lassen. Daher sah sie bei dieser Messe in einer Verzuckung, wie die Seele des Bernardinus glänzend, und mit Freuden, auch ihr Dank sagend mit zusammgeschlagenen Händen in den Himmel gefahren ist.

P. Paul. Sie wissen die Legende ganz auswendig zu erzählen. Nun ich bin aber nicht schuldig zu glauben, daß der barmherzigste Gott, der die Liebe selbst ist, der nach der Legende selbst auf diese Seele schon Bedacht genommen, weil er die heilige Theresia zum Gebeth für dieselbe sollte ermahnt haben, durch die Verdienste seines allerliebsten Sohnes, in dem er sich von Ewigkeit her wohlgefahlen hat, diese Seele als sein Ebenbild, so er bei

ſich haben wollte, ſo wie daſſelbe bei ihm zu ſeyn verlangte, nicht vor der, von der heiligen Thereſia eben auf dem Kloſterplatze veranſtalteten Meſſe habe erlöſen wollen. Es ſtand ja nämlich nur bei ihm, die Erlöſung noch vor der Meſſe auf dem Kloſterplatze vorzunehmen, wie er ungeachtet der, auf Vollendung des Kloſterbaues hinausgeſetzen Erlöſung ſolche nur der heiligen Thereſia zu Liebe eher vorgenommen haben ſolle. Ich habe ganz andere Begriffe von der Barmherzigkeit unſeres lieben Gottes, und von den Verdienſten ſeines liebſten Sohnes unſeres Erlöſers und Seeligmachers.

Pf. Eure Hochwürden glauben alſo auch nicht, daß eine arme Seele bei einem privilegirten Altar, oder bei einem Ablaſſe für die armen Seelen (von welchen Hilfsmitteln man leider nichts mehr in unſeren Kirchen ſieht) ehe und ſicherer habe erlöſet werden können.

P. Paul. Die heilige Meſſe hat bei dem einen Altare denſelben unendlichen Werth, wie bei dem anderen; hiemit auch bei allen Altären

den

den nämlichen Nutzen für die Abgeſtorbenen. Die Abgeſtorbenen ſind dem Urtheile Gottes zu überlaſſen, ſagt Leo, ſelbſt ein Papſt, und in Anſehung eines, unter dem Gerichte Gottes Stehenden kann es auch unſer Spruch nicht anders machen, als wie er ſich in ſeinem letzten Tage hat finden laſſen. * Wir leſen (ſchreibt Gelaſius, gleichfalls ſelbſt ein Papſt) daß Chriſtus Todte erwecket habe; daß aber ſolche, die in Sünden verſtorben ſind, hierüber von Chriſtus, nach ihrem Tod ſeyn losgeſprochen worden, dieſes leſen wir nicht. Was du binden wirſt auf Erden, wird auch gebunden ſeyn im Himmel; und was du löſen wirſt auf Erden, wird auch aufgelöſet im Himmel; Auf Erden ſagt er; daß aber der, der hier in Banden verſtorben iſt, auch ſo aufgelöſet werden könne, das hat er nirgends geſagt. ** Sehen ſie Frau Pflegerinn! daß ſelbſt Päpſte bekennen, kein Privilegium zur Erlöſung der armen Seelen geben zu können. Könnten ſie dieſes; ſo

* C. 1. XXIV. q. 1.

** C. 2. ibidem.

ſo verpflichtete ſie die Nächſtenliebe, nicht nur alle Altäre zu privilegiren, ſondern alle Tage ein Privilegium zur Ausleerung des Fegfeuers zu geben. Haben nun die Päpſte hiezu kein Befugniß; ſo können ſie auch denen armen Seelen, die nicht mehr in ihrer Gerichtsbarkeit ſind, keine Abläſſe geben. Der Strafe auferlegt, der kann ſie nachlaſſen; und ein von der Kirche ertheilter Ablaß iſt nichts anders, als eine Nachlaſſung der auferlegten Kirchenſtrafen. Selbſt die, welche die Abläſſe für die armen Seelen vertheidigen wollten, hatten zuletzt keine andere Ausflucht, als dieſe, daß ſie ſagten; es verſtehe ſich nur in ſo weit, daß den armen Seelen **bittweiſe** die Abläſſe zugewendet werden ſollen. Was ſoll aber dieſes heiſſen? **Ablaß** iſt in ſich eine wirkliche ſichere Nachlaſſung, die von der Vollmacht deſſen abhanget, der den Ablaß gibt, und der um das nicht mehr zu bitten hat, was in ſeiner Macht ſteht. Ein **Ablaß** nur **bittweiſe** iſt alſo kein wirklicher Ablaß. Warum nennt man nicht jede Sache bei ihrem wahren Namen? Solche Redensarten geben ſodann den Gegnern nur Anlaß, uns vorzuwerfen, als

wenn

wenn unſere Religionslehre ſchwankend wäre. Behüte Gott! Das iſt ſie nicht; und dieſer unſerer heiligen Religion iſt vielmehr entgegen, durch zweydeutige und unächte Ausdrücke die Leute irre zu führen. Ablaß bezieht ſich auf die Lebendigen als eine Nachlaſſung derer ihnen von der Kirche auferlegten Strafen; und das heilſame Gebeth für die Verſtorbenen, welche die, ihnen von Gott auferlegten Strafen leiden, muß man mit ſeinem rechten Namen **Gebeth**, und nicht **Ablaß** nennen.

Pf. Unſer Herr Pfarrer redet ebenſo, wie eure Hochwürden. Er ſäumte nicht, die Tafeln der privilegirten Altäre und die Ablaßtafeln ſogleich hinwegzuräumen.

P. Paul. Ein Beweis, daß er ein verſtändiger Mann iſt, der ſowohl ſeinen Vorgeſetzten, als ſeiner eigenen Uiberzeugung gefolget iſt.

Pf. Mein größter Troſt iſt, daß mein ſeeliger Mann bei ſeinem Pflegamte kein Bauernſchinder war. Er hat gewiß von keinem an

Steu-

Steuern und Gaben nur einen einzigen unrechtmäßigen Heller eingebracht. O Gott! Wie betrübt wäre ich, wenn auf dem, mir hinterlassenen Vermögen der Teufel herumtanzte.

P. Paul. Das ist auch das erste, was ich höre, daß der Teufel tanzen kann.

Pf. Der heilige Eduard König in England sah wirklich, wie in seinem Universalkammeralzahlamte auf denen schon gefüllten Geldsäcken und Fässern, worinn ungerechte Steuern waren, der Teufel sich herum tummle, und tanze.

P. Paul. Ich glaube, der Zahlmeister und die übrigen Kassenoffiziers werden nicht soviel im Schrecken, als in der Sorge gewesen seyn; der Teufel möchte etwa mit etwelchen Säcken wohl gar forttanzen.

Pf. Diese sahen nichts. Nur der Heilige sah es.

P. Paul.

P. Paul. Ich meyne, dieſer ſah auch nichts, ſondern die Legendenſchreiber ſahen es. Meine beſte Frau Pflegerinn! Ein ungerechtes Gut, wenn auch der Teufel nicht darauf herumtanzet, iſt für ſich ein teufliſches Weſen. Nicht die Teufel, ſondern die Leute tanzen oft auf fremde Unkoſten, und machen ſich bei ihrem, ungerecht erworbenen Vermögen luſtig, ſo lang es dauert. Es dauert aber nicht lange, und der Tanz nimmt auf einmal ein End.

Pfl. Waren eure Hochwürden bei der neuen und jungen Frau Pflegerinn noch nicht?

P. Paul. Ich bin erſt heute früh angekommen; und zu Mittag hörte ich, daß der neue Herr Pfleger mit ſeiner Frau Gemahlinn erſt ſpät Abends von der Stadt zurückkommen werde; ſo wie der Herr Pfarrer auch nicht ehe, als morgen zu Mittag wieder hier eintreffen wird. Morgen aber darf ich ſchon keine Zeit verſäumen, bei dieſem und jenem meine Aufwartung zu machen.

Pf. Nun! Wenn eure Hochwürden zur neuen schönen Frau Pflegerinn kommen, da rathe ich ihnen, die Augen so im Zaume zu halten, wie der heilige Petrus von Alkantara, der aus lauter Eingezogenheit in dem, ihm anvertrauten Klostergarten die gewachsenen Früchte nicht sah; und solche, statt sie im Refectorium der P. P. Franziskaner aufzusetzen, verfaulen, und unbrauchbar werden ließ.

P Paul. Wenn der Klosterkellner auch so eingezogen gewesen wäre, daß er kein Faß mehr neben seiner gesehen hätte; so wären die guten Patres bei ihren tugendhaften Klosterbesorgern sehr übel daran gewesen. — Ich sehe jedermann in's Gesicht, mit dem ich rede; und die Eingezogenheit des heiligen Petrus von Alkantara ahme ich nicht nach, um nicht tausend Unschicklichkeiten im menschlichen Umgange und bei Verrichtung meines Dienstes zu begehen. Mit der Hilfe Gottes getraue ich mir schon sie anzusehen ohne alles Besorgniß, nöthiges Falls meine Augen und Gedanken nicht wieder unter sicherer Bedeckung retiriren zu können.

Pf.

Pſt. Ja, ja! Eine Retirade iſt oft das einzige Rettungsmittel. Die ſchönen Augen des heiligen Andreas Avelinus machten, daß über ihn, da er ſchon Jüngling war, ſogar ſeine geweſene Säugamme ſich hermachen wollte, und zwar ſo gewaltig, daß dem Heiligen (wie Ribadeneira ſchreibt) auch nichts beſſeres einzufallen, als mit Vorwand, zuvor was nöthiges zu verrichten, ſich aus dem Zimmer hinauszumachen, und in einem anderen zu verſperren.

P. Paul. Ich verſtand eben keine ſolche Retirade; hoffe auch nicht, daß es ſo weit kommen werde. — Aber iſt denn die neue Frau Pflegerinn gar ſo ſchön, daß man ſie ohne größte Gefahr nicht ſolle anſehen können?

Pſt. Sie wenigſtens bildet ſich es ein, beſonders wenn ſie in ihrem Putze iſt. Die kann ſich wohl auf ein Fegfeuer bis zum jüngſten Tag gefaßt machen; nachdem die Schweſter der heiligen Katharina von Siena ſo lange hat im Fegfeuer nur deßwegen leiden müſſen, weil ſie der Katharina angerathen hat, den Aeltern

zu Gefahlen ſich ſäuberer und aufgeputzter in den Kleidern ſehen zu laſſen.

P. Paul. Es iſt viel, daß die Legendenſchreiber nicht auch meinen heiligen Namenspatron den Apoſtel Paulus auf einige Zeit in das Fegfeuer geſetzet; weil er den Weibern erlaubt hat, ſich mit ehrlicher Kleidung, mit Scham und Zucht zu ſchmücken. *

Pſt. Ich bitte um Verzeihung! Ausdrücklich verbietet der Apoſtel die gezöpften Haare, oder den Schmuck mit Gold oder Perlen, und überhaupt die koſtbare Kleidung.

P. Paul. Meine beſte Frau Pflegerinn! Genug iſt mir einmal, daß der Apoſtel einen Schmuck in ehrlicher Kleidung, in Scham und Zucht erlaubt. Der Schmuck iſt nach Umſtänden der Zeit, des Ortes, und der Perſon zu nehmen. Was vor Zeiten, und damal, als der Apoſtel wieder die gezöpften Haare redete, ein auſſerordentlicher oder gar beleidigender Schmuck

* I. ad Tim. II. 9.

Schmuck gewesen wäre, kann nach der Zeit zur unbedenklichen Sitte werden; denn sonst dürften wohl noch minder Geistliche in der Kirche bei dem Gottesdienste, wo das, vom Christus mit seinen Aposteln ohne Schmuck gehaltene Abendmahl, das, am Kreuze vom entblößten Heilande vollbrachte Opfer, die, von Christus und seinen Jüngern in gemeiner Kleidung dem Volke gepredigte Lehre vorkömmt, mit Meßkleidern aus Gold- und Silberstoffe, mit Meßkleidern, Vespermänteln, und Levitenröcken voll Gold- und Silberborden, voll Gold- und Silberquasten, ja auch voll Perlen erscheinen. Besonders die Pontifikanten dürften sich nicht mit Ringen an den Fingern, mit gestickten Schuhen und dergleichen sehen lassen; weil man nicht liest, daß zu Zeiten der Apostel die Priester beim Gottesdienste so geschmückt waren. Weiters richtet sich der Schmuck nach dem Stand der Person. Was bei einem Dienstbothen ein ganz besonderer oft zu Entfremdungen oder zum Lasterleben Anlaß gebender Schmuck wäre, kann bei Leuten vom Stande die gewöhnliche Kleidung seyn. Und endlich richtet sich der Schmuck nach dem Vermögen. Wenn

die-

dieſes durch Schmuck und Prunk überſchritten wird; wenn dabei das Hausweſen auf allen anderen Seiten leidet; wenn der Mann ſammt Kindern zu Grund gerichtet, zum Schuldenmachen oder zu unehrlichen Vergehungen gebracht wird, um nur ſeiner Ehegattinn hinlänglichen Aufputz herzuſchaffen; da iſt freilich das Schmücken eine der unerlaubteſten Handlungen. Wenn aber der Schmuck nach Sitte der Zeit, des Ortes, des Standes, des Vermögens eingerichtet iſt; wenn derſelbe auf keine Frechheiten und böſe Abſichten hinausgeht; wenn das Weib hiedurch dem Manne nur ſich gefällig machen will, und in Rückſicht anderer immer Zucht und Schamhaftigkeit mit ihrem Aufputze zu vereinigen weis; und wenn der Putz nicht über ihren Stand auf die lächerlichſte Art hinausgetrieben wird; ſo finde ich nichts Fegfeuerwürdiges daran.

Pfl. Eure Hochwürden werden auch an der neuen Frau Pflegerinn eine Gelehrte, und ſie ungezweifelt mitten unter Büchern antreffen.

P. Paul.

P. Paul. Wenn die Bücher nützlich, und keine solche sind, in denen gegen die Sittlichkeit, und gegen das, was zur Religion nach den wahren und reinen Begriffen gehöret, etwas enthalten ist; so werde ich sie darum loben.

Pst. Ich meinerseits hätte es lieber, wenn sie eitle Gedichte sowohl heidnischer als neuer Heldenthaten, oder seltsame durcheinander laufende, und verdrähte Liebsgeschichten läse. Solche Bücher haben der heiligen Theresia den Weg zur Heiligkeit nicht verschlossen. Sie hatte sogar (wie Ribadeneira alles recht schön beschreibet) eine Begierde, nicht nur den Inhalt solcher Bücher zu wissen, sondern auch die wohlgestellten Redarten und Kunstgriffe in so wunderlichen Ränken zu lernen. Ja sie kam ihrem Bruder, der einen viel schwächeren Kopf gehabt haben muß, dergestalt bevor, daß sie sogar die Feder ergriff, und selbst ein Buch voll wunderwürdiger Liebsgeschichten und erdichteter Kunstreiche in einander geflochtener Großthaten schrieb, worüber jedermann den Verstand dieses jungen Bluts bewunderte. Allein

lein eben der, hierüber der jungen Erfinderinn Thereſia in den Kopf ſteigende Lobrauch; da man ſchon glaubte, daß die Augen ihres Gemüthes verdunkelt ſeyn, bahnte ihr den Weg zur Bekehrung. Auch Thereſia kleidete ſich prächtig; krauſete die Haare; ſchminkte ihr Angeſicht; zierte Arme und Hände mit Ringen und Armbändern; balſamirte ſich mit wohlriechenden Spezereien; in Summa ſie gab eine eitle Docke ab, nicht zwar um eine böſe Liebe zu ſuchen, ſondern weil ihr im Kopfe ſtack, ſich zu zeigen, daß auch ſie ſich in die Welt ſchicken, und nicht immer als ein Küchen- und Hausratz herumziehen, ſondern ſich unter den Frauenzimmern vom Range und Stande ſehen laſſen könne. Noch mehr; es entſtand bald eine Liebsneigung einiger Bekannten gegen die ſo wackere Thereſia. Es gab Beſuche, Geſellſchaften, Mahlzeiten, luſtige Auftritte, und allerlei kurzweilige Anleitungen. Noch mehr; ihr Gebeth fieng ſchon an, auf der Poſt zu gehen; die ſtätte Andacht, das Betrachten in ihrem Eremitenhüttlein ließ nach. Noch mehr; ſie wurde eine ſo eitle und üppige Rölzerinn, daß ihr Vater allgemach dachte, Thereſia ma-

che

che es gar zu bunt, woraus leicht ein anderes Uibel entstehen könnte. Und dieses bewog ihn, **daß er sie in ein Kloster sperrte,** wo sie sodann von der äussersten Eitelkeit zur äussersten Heiligkeit, von den weltlichen Liebsränken zu den himmlischen Liebsentzückungen übergieng. Sehen eure Hohwürden, daß durch das eine Ausserordentliche der Weg zum anderen Ausserordentlichen, und zur heiligsten Sonderlichkeit gebahnet werde. Allein unsere neue schöne Frau Pflegerinn läßt sich bei ihren Büchern ganz kaltblütig an; und ihre Bücher bestehen ausser den Neumodegebethbüchern und Neumodeerbauungsbüchern, und denen von Zeit zu Zeit herauskommenden sauberen Aufklärungsschriften nur in lauter Büchern, die zu Haus- und Landwirthschaftsverbesserung geschrieben sind, oder von der Kinderzucht handeln; denn sie bereitet sich schon zu einer Menge Kinder zu, die sie bekommen will. Ich habe mich nie mit Büchern, sondern mit Herrichtung der Kinderwäsche hiezu bereitet. In diesen besteht nun ihre ganze Gelehrsamkeit; hierüber weis sie viel zu reden, und zu fragen; und da wird

wohl auch ihre ganze Gelehrsamkeit sammt der Heiligkeit stehen bleiben.

P. Paul. Nehmen sie mir nicht ungütig, daß ich aus dieser Schilderung die vortheilhafteste Meynung von der Frau Pflegerinn bekomme. Die, dermal herauskommenden guten Gebeth- und Erbauungsbücher, Bücher mit Anleitung zur Verbesserung der Haus- und Landwirthschaft sind gewiß die nützlichste Beschäftigung, und die beste Bildung für ein Frauenzimmer. Beinahe glaube ich, sie sey schon heilig, und recht bescheiden heilig; weil zur Heiligkeit nur die Erfüllung unserer Pflichten, und nicht das Bestreben, einen ausserordentlichen Sonderling zu machen, gehöret. Nun sorge ich mich auch nicht, daß ihr Aufputz unordentlich eingerichtet sey; denn bei guter Besorgung der Haus- und Landwirthschaft findet eitler Aufputz so wenig Platz, als tausend anderen üblen Gedanken dabei nicht Platz gegeben wird.

Pfl. An Werktägen (und hierunter rechnet sie aus lauter Oekonomie auch recht strenge die ab-

abgebrachten Feyertäge) iſt ſie von Früh Morgens bis ſpät Abends immer unter dem Geſinde, im Mayerhofe, in der Küche, in den Stallungen, im Garten, und ſo weiters; hat aber immer Kleidungen von ſolchen Farben, die nicht leicht Schmutz annehmen, nur daß ſie immer reinlich und nett erſcheine. Der groſſe Putz kömmt nur an Sonn- und Feyertägen, bei Gaſtmählern, oder anderen Feyerlichkeiten hervor. Da iſt die Tocke in ihrem Glanze. Und ſie iſt wohl in mancher Rückſicht Sonderling. Eine Karte in die Hand zu nehmen, Gott behüte! ſtatt deſſen wird wieder ein Buch in die Hand genommen. Wenn man ihr aus beſtem Gemüthe zum Kenntniß der Leute, und zur Warnung, dieſes oder jenes erzählen will, was in einem anderen Hauſe vorgeht; ſo fängt ſie entweder von ihren Erdäpfeln, lebendigen Zäunen, Kleeſaamen, von der Stallfutterei, von der Viehzucht, von ihren neuen Formen in der Nähterei, Kocherei, Strickerei, Stickerei, und von neuen Spinnrädern zu reden an; oder ſie iſt wohl gar ſo höflich, und ſagt einem gleich in's Geſicht: **Uiber andere Leute höre ich nicht gern reden.** Würde

dieſe junge Welttocke ſtatt ihrer Bücher eine Legende leſen; ſo würde ſie wohl ſehen, wie ſo viele Heilige der Leute auch mit Schimpfwörtern nicht geſchonet haben.

P. Paul. Nicht doch, Frau Pflegerinn! Hätten ſie wirklich das gethan; ſo wäre dieſes ein, von ihrer menſchlichen Schwachheit herkommender Fehler geweſen, in welchem wir ſie nicht nachahmen dürfen. Das meiſte hierinn iſt ihnen aber von den Legendenſchreibern angedichtet worden.

Pfl. Ein Kartenſpiel iſt gewiß eine der unſchuldigſten Unterhaltungen.

P. Paul. Wenn man nicht mit Vernachläſſigung ſeiner Pflichten eine Profeſſion vom Spiele macht; wenn man nur in den übrigen Erholungsſtunden ſich einen geſellſchaftlichen Zeitvertreib damit verſchaffet; wenn man dabei die göttlichen und menſchlichen Geſetze durch Falſchſpielen, durch verbotene Spielarten, durch übertriebene Gewinnſucht, und Verderbung ſeiner ſelbſt, oder ſeines Nächſten, durch

Flu-

Fluchen und Schelten, oder eine, sich selbst und andern lästige Kränkung nicht verletzet; so ist das Kartenspiel immer erlaubt, und ist gewiß besser, als die Zeit mit Ehrabschneiden zuzubringen.

Pf. Gott behüte mich! Mir ist nichts so zuwider, als das Ehrabschneiden. Ich glaube, das Beispiel jenes unverschämten Weibes könne einen hinlänglich abschrecken, welche den heiligen Bischof Gregorius den wunderthätigen noch als Jüngling mitten in einem Gespräche mit Weltweisen überfallen, ihn vor allen des, mit ihr gehabten Beischlafes beschuldiget, dafür ihre Gebühr gefodert, bei aufgezähltem Gelde aber vom Teufel besessen worden.

P. Paul. Eine ehrabschneiderische Person darf nicht erst vom Teufel besessen werden; sie ist schon selbst der Teufel, und wird auch, wenn sie vom Ehrabschneiden nicht reumüthig nachläßt, und die geraubte Ehre gutmacht, dorthin kommen, wohin Teufel gehören.

Pf.

Pfl. Gott behüte mich auch von allen Sünden, die beim Spiele begangen werden können. Ja ich behalte mir sogar ein Gelübd, das Spielen vollkommen zu lassen, auf eine Krankheit bevor; weil der heilige Andreas Korsinus seinen kranken Bruder gegen das Gelübd, nicht mehr zu spielen, augenblicklich gesund gemacht hat. Ich bin oft recht unglücklich im Spielen, und da erinnere ich mich gleich der schrecklichen Geschichte von einem unglücklichen Würfelspieler, der sich an den Betelstab gespielet; sodann aus Zorn das Bildniß des heiligen Albertus Karmeliterordens mit dem Degen durchstochen, aber in währendem, daß aus diesem zerstochenem Bilde häufig Blut geflossen, er selbst in lauter Aschen zerfallen ist.

P. Paul. Den Kerl hätte man sogleich in das Narrenhaus führen lassen sollen, weil seine Vernunft schon bis zur Asche verbrannt war. Das verspielte Vermögen stoßt man so wenig mehr, als ein Blut aus einem Bilde heraus.

Pfl. Nein! So weit werde ich mich niemal vergessen. Bei einem unglücklichen Spie-

le könnte einem der heilige Franziskus Xaverius am Besten helfen; der rüttelte die Würfel eines unglücklichen Spielers, und sagte ihm sodann; nun solle er hingehen, und sich seines Schadens erholen, aber hernach nicht mehr spielen. Der Spieler bekam wirklich sein Geld wieder zurück, und hat sein Lebtag keine Würfel mehr angerühret.

P. Paul. Das war wider alle Regeln des Spieles. Ich meinerseits hielt es für kein aufrichtiges Spiel, einem durch Mirakel sein Geld abzugewinnen.

Pf. O mein Gott! Ich spiele mit dem alten Hofschreiber um ein geringes Geld nur zum Zeitvertreib. Ist gar ein frommer und wahrhaft heiliger Mann der alte Hofschreiber. Wenn er vor dem Kaiser stünde, und in währendem die Uhr schlüge zu einer Stunde, die er sich den Tag hindurch zum Gebeth bestimmet hat; so ließe er den Kaiser allein mitten in der Rede über das wichtigste Landesgeschäft stehen, und gienge hinweg, sein gewöhnliches Gebeth zu verrichten, wie es der heilige Ade und

Ein-

Eipsiedler Saba dem Kaiser machte. Das Glas Wein, was wir dabei austrinken, wird doch auch keine Sünde seyn?

P. Paul. Ein wenig Wein wegen des Magens räth ja selbst der Apostel Paulus an.

Pf. Noch kann ich mich nicht rühmen, daß; wenn ich Abends zum neuen Herrn Pfleger kam, mir nur ein Glas noch wäre angetragen worden. Sie sitzet bei ihrem Tische, und bei ihren Büchern; er aber, der Pfleger, wenn er von seiner Kanzlei heraufkömmt, wo er den ganzen Tag hocket, ungezweifelt deswegen, weil sich der Kopf ein wenig härter arbeiten wird, als der Kopf meines seeligen Mannes, geht mit dem Herrn Pfarrer im Zimmer auf und ab; und machet ein langes und ein breites von der Vortreflichkeit der jetzigen Einrichtungen in geistlichen und weltlichen Sachen. Sie die Pflegerinn gibt auch ihre Stimme dazu, oder (wie ich schon gesagt habe) redet von ihren Wirthschaftssachen. Und da bekomme ich so lange Weile und Magenweh dabei, daß ich vergehen möchte, weil gar nichts Heiliges

zu

zu hören ist. Aber mein alter Hofschreiber, wenn unser Spiel vorbei ist, oder auch immerzu dazwischen, weis aus der Legende, welche auch sein Lieblingsbuch ist, mir immer ein heiliges Exempel nach dem anderen zu erzählen; und wenn wir so unsere kleine Portionen getrunken haben, so sind wir so vergnügt, daß wir nie wissen, wie wir von einander kommen, und darauf recht gut schlafen.

P. Paul. Nun! Jeder unterhält sich nach seiner Art; und es hat nichts zu bedeuten, wenn nichts übles dabei geschieht.

Pf. Ich will ja nicht hoffen, daß eure Hochwürden glauben, bei mir und dem alten Hofschreiber, wenn wir beisamm sind, werde was übles vorbeigeh'n?

P. Paul. Behüte Gott! Meine beste Frau Pflegerinn! Ich sage nur überhaupt, daß eine Unterhaltung nicht übel sey, wobei nichts übles geschieht.

Pf.

Pfl. Ich verlange, (wie die heilige Wittib Paula sagte,) nun einmal Christo zu gefahlen; nachdem ich lange genug meinem Ehemann, und der Welt gefahlen habe.

P. Paul. Auch bei Lebzeiten ihres seeligen Herrn werden sie Christo gefahlen haben, so wie alle Eheleute, wenn sie tugendhaften Lebenswandel führen, und ihre Pflichten erfüllen, sowohl sich einander, als auch dabei Christo gefahlen können.

Pfl. Ich hätte mich doch schon wieder verheurathen können; und beinahe hätte ich mich dazu bereden lassen.

P Paul. Nun das wäre ja allerliebst! Ich wünschte, daß es noch in meinem Hierseyn geschähe, und mir der Herr Pfarrer die Kopulazion überließe.

Pfl. Eure Hochwürden sind zu gütig. Wer weis es, ob mir nicht doch alle meine liebe Heilige Gottes noch eine glückliche Heurath zuwegen bringen. Ich bethe alle Tage zu ihnen,

beſonders zu denen, die im Mirakelwirken am ſtärkeſten waren, wie Antonius von Padua, Vinzenzius Ferrerius, Franz von Paula, und ſo weiter. Für diesmal aber iſt es nichts. Eben alle meine liebe Heilige Gottes haben in die Heurath, die dermal im Antrage war, nicht eingewilliget.

P. Paul. Wie ſo?

Pſt. Der Brautwerber war dem äuſſeren Anſehen nach ganz rechtſchaffen. Er war erſt 26 Jahre alt, und wirklich ſo ſchön, daß der heilige Abt Kolumbanus, der in ſeiner Jugend wegen auſſerordentlicher Schönheit, um den entzündeten jungen Weibsperſonen zu entkommen, auf und davon hat laufen müſſen, nicht hat ſchöner ſeyn können. Er bekannte mir, daß er nicht minder vom väterlichen Hauſe entflohen, um nicht jungen Weibsperſonen dieſen hölliſchen Leckvögeln in das Garn zu fallen; und daß er ſich einmal feſt in den Kopf geſetzet habe, nur eine betagte gottesfürchtige Matrone zu heurathen, und nach reifer Uiberlegung aus höherem Abſehen,

als nur der Leibeswohllust zu pflegen, in Gottes Namen den Ehestand anzutretten. Kurz, ich sah diesen jungen Menschen für einen Engel an, der mir eben so, wie es dem Vater des heiligen Ludovikus Bertrandus geschah, den Willen Gottes verkündigte, mich das andieremal zu verheurathen.

P. Paul. Dieser junge Mensch scheinet auch die Legenden gelesen zu haben.

Pst. Die schönsten Sachen wußte er mir wider die böse Welt vorzusagen. Er tröstete mich recht schön über mein Bekümmerniß, daß mein Mann etwa noch im Fegfeuer seyn könnte, mit dem Exempel, vermög welchem ein Verstorbener drei Jahre nach seinem Tode vom heiligen Bischof und Martyrer Stanislaus, ungeachtet, daß es die Gerichtsstellen nicht glauben wollten, sondern sich (wie Ribadeneira schreibt) die Haut voll anlachten, zum Leben erwecket wurde, damit er die, zu einer Kirche gemachten Geschenknisse, worüber die Erben beinahe schon im Wege Rechtens den Prozeß gewonnen hätten, bestättigte; und,

da

da ihm der Heilige die Wahl ließ, entweder länger zu leben, oder wieder in sein Grab zurückzukehren, sich lieber wieder das Grab, und die erschrecklichen Peinen des Fegfeuers, worinn er schon drei Jahre gesessen, wählte, als daß er in dieser bösen Welt wieder seyn wollte. Hierüber wurde ich auch wirklich so getröstet, daß es mir nicht lieb gewesen wäre, und auch noch nicht lieb wäre, wenn mein seliger Mann aus dem Fegfeuer wieder auf diese böse Welt zurückkäme.

P. Paul. Sorgen sie nichts. Er kömmt nicht zurück, so wenig, als jener Verstorbene zur Zeit des heiligen Stanislaus zurückgekommen ist. In der Registratur jener Gerichtsstelle, wo dieses vorgegangen seyn solle, würden die Registraturbeamten wohl schwerlich etwas von allem dem, ungeachtet langes Nachsuchens, und wenn man ihnen gleich Jahr, Monat, und Tag der vorgegebenen That angesagt hätte, in den Akten gefunden haben. Nur die Legendenschreiber lassen die Seele des Verstorbenen so herum marschiren. — Aber was hatten die Sachen mit ihrem Liebswerden für einen Ausgang?

Pfl. Ich tröstete ihn hingegen, wenn er kläglich mir vorstellte, daß er nach dem, aus heiligen Antriebe verlassenen väterlichem Hause nichts im Vermögen habe; und da er einmal gar erstaunlich seufzete, und wünschte, wenn ihm nur von denen alten Schätzen, die der Teufel vergraben hält, etwas zu Theil würde, wobei er seinem Gott im Bethen und in Ruhe dienen könnte; so machte ich ihm dann aus unaufhaltlichem, gleichfalls heiligem Triebe die Freude, und sagte ihm: Bemühen sie sich nicht, in Kümmerniß, und etwa gar auf verbothene Art vergebens nach einem alten Schatz zu graben. Bin ich ihnen anständig; so haben sie schon einen Schatz an mir, und an meinem ganzen Vermögen, mit welchem wir beide zusamm Gott in Ruhe als exemplarische Eheleute dienen wollen. Das war gut. Er küßte mir zwar die Hand, nahm meinen Antrag an; aber nichts minder, als daß ich an ihm eine leichtfertige falsche Freude verspüret hätte. Von dieser Zeit an schenkte ich ihm auch in meinem Hause mehr Vertrauen. Aber auf einmal (unter uns gesagt) kam er mir über mei-

ne alte Schachtel, worinn ich tausend Gulden in Goldmünzen hatte, und machte sich unsichtbar.

P. Paul. Ich bedaure sie vom Herzen, Frau Pflegerinn! Aber bei allem diesem Unglücke haben sie ein zweifaches Glück, nämlich daß aus der Heurath nichts geworden, und sie sodann nicht um ihr ganzes Vermögen gebracht worden sind, wie es sicher geschehen wäre; und zweitens, daß sie nun eine kräftige Warnung haben, sich nicht jedem, wenn er sich noch so heilig anstellet, und besonders nicht jungen Purschen sich zu vertrauen. Haben sie nicht gleich durch die Obrigkeit Steckbriefe gegen ihn ausfertigen lassen?

Pfl. Behüte mich Gott! daß ich meine Hände in einem so jungen Blut waschen sollte. Ich bin zufrieden, daß meine Heilige Gottes hiedurch gezeigt haben, daß sie zu dieser Heurath ihren Willen nicht geben. Das übrige war ein Fehler der Jugend dieses Menschen, der in der Noth war, und der nach einmal genommenem Beide aus Schamhaftigkeit sich

nicht

nicht mehr anders zu helfen wußte, als ſich nicht mehr ſehen zu laſſen. Ich wollte mich gleich mit ihm vollkommen ausſöhnen, wenn er zurückkäme.

P. Paul. Für ſo großmüthig hätte ich ſie wirklich nicht gehalten, daß ſie einem ſolchen Diebe nichts anders, als eine liebvolle Entſchuldigung nachſchicken ſollen.

Pſt. In Anſehung der Diebe, und beſonders ſolcher Diebe muß man es Gott anheim ſtellen. Ein Dieb, welcher dem heiligen Hermanus den Eſel geſtohlen, konnte ihn ungeachtet alles Stupfens, Ziehens, Schlagens, und Marterns nicht fortbringen, bis er ertappet worden. Dem heiligen Spiridion, der auch nach erlangter biſchöflicher Würde (wie Ribadeneira ſchreibt) entweder aus Mangel der biſchöflichen Einkünfte, oder um mit dem Gewinn hievon den Armen reichlicher beiſpringen zu können, noch ein Viehhirt blieb, wurde eine Gais geſtohlen. Der Dieb, weil die Gais immer zur Heerde Spiridions zurücklaufen, und ſich durch Stoſſen, und Peitſchen

nicht

nicht fortbringen lassen wollte, nahm die Gais auf seine Schulter, und hielt ihr die Füsse dermassen eng und fest, daß sie nicht ausreissen konnte. Allein die Gais zappelte so hin und her, daß der Dieb müde und matt wurde; sie mäckerte ihm beide Ohren voll, daß er hätte taub werden mögen; sie fieng endlich an, mit den Hörnern dem Träger einen Puf nach dem andern an seinen diebischen Kopf also kräftig zu versetzen, daß er gemüssiget war, die gestohlene Gais hinweg zu werfen, den Heiligen um Verzeihung zu bitten, und ihm für die Gais die Bezahlung zu leisten; worauf die Gais gern und geduldig mit ihm gieng. Dem nämlichen Heiligen wollten einmal Diebe aus dem Schaafstalle einige Schaafe stehlen. Sie schlichen sich Nachts hinein; jeder wollte schon das Beste davon tragen. Auf einmal erstarrten sie am ganzen Leibe dergestalt, daß sich keiner rühren konnte; und sie mußten die ganze Nacht unbeweglich stehen bleiben, gleich als ob sie angenagelt wären. Der Heilige, der des anderen Morgens von Gott ermahnet wurde, zuzuschauen, was ihm über Nacht für saubere Vögel in seinen Stall eingeflogen, konnte

sich selbst das Lachens nicht enthalten in Ansehung derer wunderseltsamsten Leibsstellungen, in welchen einer hier, der andere dort gleich den geschnitzten Bildern unter den Schaafen mit betrübten Angesichtern ohne Bewegung standen; schenkte ihnen sodann einen feisten Hammel, weil ihnen das Wachen im Saafstalle so sauer geworden; und ließ sie wieder fortgehen.

P. Paul. O meine beste Frau Pflegerinn! Der Staat wäre übel bestellt, der sich auf eine mirakulose Polizei verließe. Keinem Menschen wäre sein Eigenthum sicher. Stockstreiche, Gefängniß, Zuchthaus, öffentliche Arbeit, und dergleichen ganz natürliche derbe Züchtigungen sind bessere Gegenmittel als Erzählungen von Mirakeln, welche von Dieben nicht geforchten werden. Sie würden immerfort stehlen, und dabei lachen.

Pfl. Sollen nur lachen. Der Fischdieb, von welchem die Legende des heiligen Johannes de Urtica Meldung macht, hat auch die Ermahnung des Heiligen verlacht; ist aber auf der Stelle erblindet, und nur erst auf das Gebeth

bith des Heiligen wieder ſehend geworden. Der Weindieb, der dem heiligen Benedickt eine Flaſche geſtohlen, hat in dieſer Flaſche auch ſtatt Weins eine Schlange angetroffen. Zu dem Kirchendieb, welcher ſo viele und koſtbare Sachen des heiligen Martyrers Felix geſtohlen, geſellte ſich ſogar dieſer Heilige ſelbſt unbekannter Weiſe. Der Dieb war froh; denn er vermeynte, einen Geſellen zu haben, der ihm die geſtohlenen Sachen tragen, und verhandeln helfen konnte; und dieſer Geſell verſprach, ihm auch treulich an die Hand zu gehen. Mein Dieb im beſten Vertrauen, läßt ſich von ſeinem Geſellen den Weg weiſen; folgt ihm mit ſeinem Ranzen tapfer auf dem Fuß nach in gänzlicher Einbildung, er gehe in eine andere Stadt; nach langem und mühſamem Schnauben und Forttragen ſieht er ſich aber auf einmal wieder in der Kirche des heiligen Felix, und merkt, daß ihn der Heilige lächerlich verführet, und er ſelbſt das geſtohlene Gut wieder an ſein gehöriges Ort habe zurücktragen müſſen. Sehen eure Hochwürden, daß, wenn Gott das Geſtohlene wieder zurückgebracht haben will, es Mirakel genug gebe, ſolches zuwegen zu bringen.

Wer weis es, ob nicht auch meine tauſend Gulden ſammt dem jungen Menſchen wieder zu mir kommen.

P. Paul. Die tauſend Gulden wünſche ich ihnen vom Herzen zurück; aber den jungen Liebhaber wünſche ich auf immer von ihnen hinweg. Es würden allzuviel Mirakel geſchehen müſſen, damit er nicht wieder, und nicht mit noch mehrerem davon gienge. Sie können ohne dieſen Menſchen recht gut, ruhig, ſicher, und Gott wohlgefällig leben. Nach meiner geringen aber freundſchaftlichen Meynung ſollten ſie, wenn ſie ſich doch wieder zu verheurathen Luſt haben, ſich um einen wohlbekannten, geſtandenen, bedachten, rechtſchaffenen Mann umſehen.

Pſt. Vielleicht gar um den alten Hofſchreiber? Schöne Jünglinge, und ſchöne Geſichter (ſagt Ribadeneira) waren die Urſache, daß England iſt bekehret worden; dieſe bewogen den heiligen Gregorius, daß er ſich antrug, dahin zu gehen, weil die Engländer Geſichtlein wie die Engel haben, und ſolche Angeſich-

ſichter in dem Himmel unter die Engel gehören. Wenn ich mich alſo verheurathe; ſo muß mein Gegentheil auch ein Geſicht haben, welches in dem Himmel unter die Engel gehöret. Beim Spiele, und bei einem Glas Wein iſt mir der Hofſchreiber lieb und werth; aber zu einem Ehegemahl, Gott verzeih mir meine Sünde! hat er keine Geſtalt. Ich weis wohl, daß der heilige Friſius Biſchof zu Utrecht auch von abſcheulicher Geſtalt, und deswegen doch ein groſſer Heiliger war, weil die Ungeſtalt des Leibes die Schönheit der Seele nicht verhindert. Aber es iſt doch beſſer, wenn ein Mann die Geſtalt des heiligen Kaſimirs hat nämlich eine mittelmäſſige Gröſſe, ſchwarzlichte Haare, gleiche Naſen, eine wohlgemäſſigte Röthe, ein ſchönes wohlgeſtaltetes Angeſicht, mit einem Worte, einen Leib, der eine heilige Seele, eine Seele, die einer ſolchen Wohnung würdig iſt. Zweitens iſt ja der Hofſchreiber um ganze zehn Jahre älter, als ich. Er iſt ſchon ein Mann bei 77 Jahren.

P. Paul. Ich kenne ihn ſchon viele Jahre; aber für ſo alt hätte ich ihn nicht gehalten.

Er

Er hat ein gesegnetes, noch recht munteres, und gesundes Alter.

Pß. Das ist alles recht. Aber mit 77 Jahren soll man doch nicht mehr an das Heurathen denken. Mit 77 Jahren fiel mir gewiß vom Heurathen nichts mehr ein. Da wünsche ich mir schon bald, daß mir die Engel aus einem ganzen Stücke eines schneeweissen Marmors einen Sarg aushauen, so wie sie einen solchen der heiligen Dimpna mit verwunderlicher Kunst ausgehauen haben. Aber jezt hätte ich noch ein Alter, vermög welchem ich hoffen könnte, zehn oder zwölf Jahre mit einem Ehegatten im heiligen Vergnügen zuzubringen, und nach abermaliger Erfüllung der Pflichten des heiligen Ehestandes endlich vor Gott als seine alte getreue Dienerinn zu erscheinen.

P. Paul. Sie wollen also im Himmel nicht unter den Wittfrauen, sondern einmal unter den Frauen sitzen? Nun ich wünsche vom Herzen, daß sie in allem nach ihrem Verlangen zufrieden gestellet werden. Aber freundschaftlich

lich will ich doch noch immer gerathen haben, daß sie sich einen bedachten, rechtschaffenen, bekannten Gegentheil nehmen. Jungen Männern, wenn die Frauen um ein merkliches älter sind, ist nicht zu trauen.

Pf. Eure Hohwürden besorgen, ein jüngerer Mann könnte mir untreu werden? O! Das sorge ich gar nicht. Da komme ich mit meiner Legende hervor, und werde ihm öfters aus dem Leben des seeligen Nikolaus von der Flüe die Peinen vorlesen, welche auf die untreuen Ehemänner in der Hölle warten; wie sie nämlich dort aus einem Flusse hervorsteigen, feuriger, als glühendes Eisen, also, daß aus allen Seiten ganz feurige Kugeln aus ihnen herausfahren. Wie sie sich einander umfangen, in die Höhe heben, grausamlich auf einander stossen, und sich sodann wieder in die Tiefe des Wassers stürzen müssen. Wie sie bald wieder mit Gewalt aus dem Wasser hinausgeschmissen, und unter grausamem Heulen und Grisgramen wieder hineingerissen werden. Wie man endlich von ihnen gar nichts mehr sieht. —

P. Paul.

P. Paul. Ja, ja! Das ist das Wahre, daß man von ihnen gar nichts mehr sieht. Allein eben deswegen, weil von allen dem Niemand noch etwas gesehen hat, müssen höhere Beweggründe aus unserer heiligen Glaubens- und Sittenlehre zur Verhütung derglei-chen Laster genommen werden. Solche Erzählungen aus den Legenden sind nicht hinlänglich, jeden im dauerhaften Zaume zu halten. Der eine staunt hierüber, der andere lacht, der dritte zweifelt; und zuletzt ist bei keinem ein solches Bild der Höllenpeinen mehr im Gedächtnisse gerade zur Zeit, wo die Gelegenheit, zu sündigen da ist, und wo statt kochemisch geschilderter Höllenpeinen sich hingegen das Laster mit einer Menge vermeyntlicher Vortheile sichtbarer vor Augen stellet. Nicht eine kochemische Vorbildung, sondern eine gute sittliche Bildung muß dann den Kopf und das Herz schon zum voraus eingenommen, und befestiget haben, damit das Laster alles mit Liebe Gottes, mit innerlicher und äusserlicher Rechtschaffenheit, mit Vorsicht auf die zeitlichen üblen Folgen der nur scheinbaren Vortheile, mit Uiberdenkung der schnöden Lust, die gegen Entfer-

fernung von Gott, gegen ewige Entfernung von diesem höchsten Gute verwechselt werden solle, mit Abscheu von Verletzung seines Nächsten und der gesellschaftlichen Pflichten dergestalt wohlbesetzet ist; daß das Laster mit der Hilfe Gottes keinen Eindruck mehr machen kann. Solche Versicherungen werden sie bei einem bedachten und erfahrnen Manne, der sich schon durch Rechtschaffenheit und einen ehrbaren Lebenswandel ausgezeichnet hat, und von jedermann dafür bekannt ist, ehe und verläßlicher erhalten, als bei einem flüchtigen Jungen. Dieser läßt sie in den Legenden lesen, wie die Verdammten gesoden, gebraten, gebacken, in brennende Schwefelbetter geleget werden; während dem trachtet er aus dem Hause fort, und dahin, wo schon Gesodenes, Gebratenes, Gebackenes, und alles, was zur Befriedigung der Lust gehöret, für ihn und seine Lieblingsgesellschaft bereitet wird. Sie werden aber selbst endlich das Lesen der Höllenpeinen gar unterlassen; weil sie werden zu thun haben, sich derer Peinen zu erwähren, die sich nicht ruhig herablesen, sondern bitter empfinden lassen.

Pf. Eure Hochwürden ſind alſo beſorgt; ein junger Menſch, den ich glücklich machen würde, könnte mich wohl gar zuletzt recht grob behandeln? O! Dagegen hat mir meine heilige Monika ein treffliches Mittel gegeben. Iſt es ein Wunder (wie Ribadeneira recht ausführlich mit Zitirung des heiligen Auguſtinus ſchreibt) wenn etliche Frauen mit blauen Fenſtern, zerkratzt- und häßlich verſtelltem Angeſichte aufgezogen kommen; weil ſie dem Mann zu ſtark an die Fauſt gelaufen, und ganze Regiſter von den Untugenden ihrer Männer in's vertraute Geſpräch einmengten. Der Ehemann der heiligen Monika Patrizius war ein ſchneller und gähhitziger Mann; und Monika bekam doch keine Schläge, ja nicht einmal ein böſes Wort. Aber ſie klagte weder bei anderen über ihren Mann; weder gab ſie ihm ſelbſten biſſige Worte. Die Zunge (ſagte Monika) nur die Zunge trägt den Weibern ſolches Trinkgeld ein. Monika war davon frei; die ihr folgten, blieben auch davon frei. Die aber auf ihrem Stutzkopf blieben, die wurden von ihren Männern freilich wohl immerfort wie Stockfiſche gepleuet. Sehr ſelten (je nach-

dem

dem es ſich nur immerzu in dieſem oder jenem Hauſe ſiegte) kam das Schlägaushalten und Verkriechen auf die Männer. Nein, Gott behüte mich! Biſſige Reden, dumme Sprödigkeit, gebietende Töne ſind nicht meine Sache, wie die jungen Weiber damit ihre Authorität durchſetzen wollen. Die jungen Fiſperln ſind nicht einmal im Stande, ihren Männern ſo zärtlich zu begegnen, wie es zur Erhaltung des Hausfriedens nothwendig iſt, und ſo, wie ich es mit der Hilfe Gottes zuwegen bringen werde.

P. Paul. Die Lehre der heiligen Monika iſt vortreflich. Viele Weiber ſind durch ihr Betragen ſelbſt Schuld an den üblen Folgen eines unfriedlichen, unordentlichen Hausweſens. Ein beſcheidenes Weib kann ungemein viel zu ihrem eigenen Beſten, und zum Beſten ihres Hauſes verhüten. Ich zweifle auch nicht, daß ſie meine beſte Frau Pflegerinn im Stande ſeyn werden, ihren künftigen Ehegemahl durch Sanftmuth und Gefälligkeiten hindannzuhalten, daß er ſie nicht grob behandle. Aber dahin war meine Rede von häusli-

chen

chen Peinen, die man oft bei einer unüberlegten Heurath mit einem allzujungem, unerfahrnen, lüftigen Purschen zu gewärtigen hat, eben nicht hauptsächlich gerichtet. Bei allem Hausfrieden, bei allem äusserlichen, schmäuchelhaften Betragen können gäh eine Menge Gläubiger, zum Fall gebrachter Mädchen, Hebaüen, Chyrurgen daher komen, welche solange Peiniger werden, bis meine beste Frau Pflegerinn aus dieser und jener Ursache bald dieses, bald jenes bezahlet hat, und dabei eine erstaunliche Verminderung ihres Vermögens fühlet. Es kann endlich der Herr Liebste mit einer Gattung Krankheit nach Haus kommen, welche abermal der Frau Pflegerinn ihr Vermögen, wo nicht gar ihren eigenen Leib in das Mitleiden ziehet.

Pf. Was die Gläubiger betrift, denen bin ich nicht schuldig etwas zu bezahlen, was ohne mein Wissen von meinem Ehegatten aufgenommen worden.

P. Paul. Gott behüte! Daß ich ihnen oder ihrem künftigen Herrn Gemahl etwas zu Leid vorsagen wollte. Aber setzen sie sich in die La-

Lage einer Frau, zu deren Schande und Spott ihr Ehegemahl von Gläubigern in Arrest gezogen werden sollte, wenn nicht bezahlet wird. Würden sie nicht doch endlich zahlen?

Pß. O mein Gott! Der heilige Schutzengel hat die heilige Hildegund, da sie von ihren Feinden schon auf einem Baume aufgeknüpfet war, erhalten, daß sie nicht am Strick erstickte. Der heilige Johannes vom Kreuz ist durch die Mutter Gottes gelentet worden, aus der Gefangenschaft durchzugehn. Und wäre mein Mann in einer solchen Lage nicht der Armste? Wäre nicht das Geld, welches ich hingäbe, ein Almosen? und ersetzet Gott nicht alle Schulden, die vom Almosengeben gemacht werden? Der heilige Laurenzius Justinianus machte Schulden, um den Armen zu helfen. Uiber die Vorwürfe, die man ihm hierüber machte, sagte er nichts anders, als: Ich vertraue auf meinen Herrn, der meine Schulden leicht zu bezahlen weis. Und richtig wurden fromme Gemüther erwecket, die ihm wieder etwas beitrugen.

P. Paul.

P. Paul. Sie wissen für jede Sache ein Exempel aus der Legende. Nur die Anwendung dieser Beispiele ist nicht richtig. Ich wollte Niemanden rathen, mit Versuchung Gottes, und verläßlicher Erwartung eines Mirakels auch der Armen wegen Schulden zu machen; von denen er vorsehen kann, daß er sie natürlicher Weise nicht bezahlen kann. Und eben so wenig wollte ich Ursache geben, in die Gefangenschaft oder auf den Galgen zu kommen, in Zuversicht, daß ich durch die Mutter Gottes, oder den Schutzengel würde erlöset werden. Die sicherste Erlösung von allen dergleichen Zufällen ist ein gottesfürchtiger behutsamer Lebenswandel, und ein vorsichtiges tugendhaftes Betragen, um alle Gefahren hiezu zu vermeiden.

Pfl. Mit Weibsbildern und Hebammen, die noch dazu um eine Bezahlung dafür kämen, daß mein Mann verführet worden, mach ich noch geschwinder ein End; so wie es der heilige Bernardinus von der Siena gemacht hat.

P. Paul.

P. Paul. Daß sich der heilige Bernardinus in einem solchen Falle befunden habe, von dem weis ich nichts.

Pst. Nichts? Zu diesem Heiligen kam auch einmal eine so saubere Figur. Auf Einrathen der Mutter Gottes sagte er sogar ihrem Begehren zu; setzte aber bei; sie solle sich nur geschwind abkleiden, in's Bett legen, und in Keinem verweilen. Sie, williger als willig entkleidet sich so, wie ich es nicht nöthig habe, zu beschreiben, weil Ribadeneira alles ganz ausführlich beschreibet. Dann kam aber Bernardinus mit einer überaus scharfen Geißel hervor, und schlug in das stinkende Aas mit allen Kräften so unbarmherzig und blind darein, daß sich Beulen, Striemen, und Blut hin und her sehen liessen, ohne daß sie hätte schreien, und um Hilfe ruffen können, weil sie dann durch ihre Blösse verrathen hätte, daß sie die Verführerinn sey. Sie nahm also ihre Schläge wimmernd, sich krümmend, und biegend an. Er hörte auch nicht auf zu schlagen, bis sie mit erhobenen Händen ihn bath, doch einmal nachzulassen, weil ihr das auf

ihr

ihr Lebtag Witzigung genug seyn würde, Wornach der Heilige auch endlich nachgelassen, und als ein triumphirlicher Obsieger mit lächelndem Angesichte zur Thüre hinausgieng. Auf die nämliche Art müßte sich mein Mann mit solchen Weibsbildern anstellen, und dann mich einer Geißel, welche ich schon in Bereitschaft hielte, über dieses Gesindel sich hermachen. Sie kämen gewis nicht mehr.

P. Paul. Ein Mittel, welches gut ausgeschlagen hat, um eine gegenwärtige Anreizung hindanzubringen, ist kein anpassendes Mittel nach wirklich geschehener That. Wenn wegen einer schon geschehenen erprobten That Genugthuung verlangt wird, die vor Gericht selbst nicht abgesprochen werden würde; dann könnte wohl die schuldige Genugthuung durch die Schläge noch höher anwachsen

Ps. Krankheiten, die mein künftiger Mann etwa nach Haus bringen könnte, schrecken mich schon gar nicht ab. Der heilige Johannes bonus war auch ein frecher Jüngling. So grossen Reichthum er von seinem Vater geerbt;

so

so sehr konnte man doch zweifeln, ob Johannes mehr Geld in der Truhe, oder mehrere Untugenden in dem Gemüthe zählte. Er wurde krank, und zwar so sehr, daß ihm alle Lüpigkeiten vergiengen, und er nachhin ein Heiliger wurde. Wird mir schon recht seyn, falls mein Mann auch zu üppig werden sollte, wenn ein wenig eine Krankheit über ihn kömmt. Der heilige Gallus, und der heilige Abt Otto sind wunderthätige Aerzte, wie uns der wohlehrwürdige P. Gabriel Buzelinus in der Legende der heiligen Benedictiner versichert. * Ich will ihm gern in der Krankheit warten; ich achte es nicht, wenn ich auch selbst dabei krank werden sollte. Was hat nicht die heilige Margaritta von Medizen für Krankheiten ausgestanden? die ihr bei dem größten Schmerzen noch zu gelinde

* Menologium Benedictinum opera & Studio R. P. Gabrielis Buzelini Monachi &c. Feldkir hi apud Henricum Biblium Bibliopolam 1655 ad 9tam Julii & 2tam Octob. & in indice Sub rubrica: *morborum medici mirifici.*

ſchienen, dergeſtalt, daß ſie von Gott durch ihr Gebeth erwirket hat, daß ihr jedes Glied des Leibes mit einem beſonderen Wehethun beläſtiget wurde.

P. Paul. Von Gott geſchickte Krankheiten mit Geduld ertragen; Kranke mit aller Nächſtenliebe und Sorgfalt betreuen; Gott es anheim ſtellen, daß er nach ſeinem Willen die Krankheit zu unſerem Seelenheil leiten wolle, iſt alles recht. Aber ſich unnöthig Gefahren, krank zu werden, ausſetzen, und ſich ſelbſt unbedachtſam einem üppigen Jüngling zur Ehegattinn überlaſſen, damit dermaleinſt beide Eheleute eine wilde und anſteckende Krankheit zum ewigen Seelenheil erlangen können; das nenne ich keine heilige und ſittliche Klugheit, ſondern halte es für höchſt unerlaubt. Der Pater Buzelin hat ſich mit ſeiner Aufſtellung beſonderer himmliſcher Aerzte für eine jede Gattung Krankheit nicht nur bei Weltweiſen und Medizinern, ſondern auch bei verſtändigen Gottesgelehrten eben ſo wenig, als bei den Heiligen Gottes ſelbſten Ehre und Beifall erworben. Auch die Patres Benedicktiner mögen freilich Fantaſten genug gehabt haben, oder noch haben; allein es war

ren doch, und sind noch unter ihnen mehrere ächt gelehrte, und helldenkende Männer, die zum allgemeinen Besten, und zur wohlthätigen Aufklärung ihrer Mitmenschen, nicht aber zur widersinnigen Aufstellung einer ganzen himmlischen Medizinerfakultät sich mitgebrauchen liessen; zugeschweigen daß sie sich eine Ehre daraus gemacht hättem, aus ihrem Orden einige eigens für jede Gattung Krankheit bestimmte himmlische Aerzte dem Volke darzustellen.

Pfleg. Soviel ich abnehme, denken sich eure Hochwürden nicht viel Gutes von mir.

P. Paul. Ich denke mir in so weit recht viel Gutes, daß ich hoffe, sie werden meinen freundschäftlichen Rath gewiß noch annehmen, und sich mit Verheurathung an einen allzujungen unbekannten Menschen nicht übereilen. Das dachte ich mir wohl nicht, daß unser Diskurs, der vom Fegfeuer anfieng, sich mit einer Heurath endigen würde. Meine beste Frau Pflegerinn! Legen sie die Legenden bei Seite. Die Legendenschreiber verfaßten ihre Legenden gar

nicht mit der gehörigen Belehrung, wie dieses und jenes zu verstehen, und anzuwenden sey. Sie schreiben gerade sonderbare Sachen hin, ohne daß sie sich bemühten, die Heiligen von jener Seite anschaulich zu machen, von welcher man sie nachahmen kann, und soll. Bei dem Mangel einer solchen nützlichen, und auf die Erfüllung der Pflichten eines jeden Menschen anwendbaren Belehrung wird von so vielen, die in den Legenden lesen, oft hieraus zur Beschönigung einer unerlaubten Handlung etwas angewendet, was gar nicht anpassend ist. Den Heiligen ist es gar nicht zu ihrer Verunehrung nachgesagt, daß sie als Menschen fehlen konnten, und oft bei dieser und jener Handlung sich nicht vorsichtig genug, oder nicht immer den allseitigen Pflichten gemäß benommen haben. Man sollte vorher festen Unterricht über alle seine Pflichten, ächte Begriffe von der wahren Andacht, und richtige Grundsätze von der reinen Sittlichkeit haben, bevor man eine Legende liest; damit man sich mit sicherer Beurtheilung das Nachahmungswürdige und Anwendbare herausnehme, und nicht in Irrwege verfalle. Eine Legende soll eigentlich so

eine

eingerichtet seyn, daß sie nur eine Glaubens- und Sittenlehre durch Beispiele wäre; worinn man nämlich sehen könnte, wie jede Religiosa Sittlichkeits- und Standespflicht von diesem und jenem Heiligen genau in Erfüllung gebracht werden; und wie also auch wir ihn durch gleiche Erfüllung nachahmen können. Alberne Erzählungen, die keinen Grund haben, und auf Kinderweibermärchen hinausgehen; übertriebene Lobsprüche, bloße Anrühmungen sonderbarer unnachahmlicher Begebenheiten, zweideutige Anmerkungen, alles oberflächlich gefaßte, oder zu sehr in das allgemeine ohne alle Auswahl und besondere Rücksichten hieraus gemachte Aufrufe zur Nachahmung sollten hinwegbleiben; selbst die Schreibart sollte von dem Niederen und Schmutzigen, so in den meisten Legenden angetroffen wird, weit entfernt seyn. Eine solche Legende, meine beste Frau Pflegerinn! würde ich in ihren, und in anderen Händen recht gerne sehen; eine solche könnte von wahrem Nutzen seyn. Eine solche würde vernünftige Nachahmer der Heiligen, und für jeden Stand rechtschaffene Leute bilden, und Niemanden den Kopf verrücken.

Ps.

Pfl. O! So schreiben eure Hohwürden doch eine solche Legende!

P. Paul. Wer weis es, was einmal geschieht. Jetzt in währendem Kriege ist mir keine Zeit zum Legendenschreiben übrig.

Pfl. Aber bevor eure Hohwürden zum Regiment wieder abreisen; so habe ich ja noch die Ehre, sie zu sehen, und mit ihnen nochmal zu sprechen?

P. Paul. Wenn sie mir versprechen, daß sie mir nichts mehr aus der Legende erzählen, und auch nichts von solchen Heurathsentwürfen mehr vorsagen wollen; so werde ich mit Vergnügen nochmal kommen; aber im widrigen Falle würde ich als ihr alter und wahrer guter Freund nur betrübter von ihnen hinweggehen.

Pfl. Nun! Ich rede kein Wort mehr aus der Legende, und vom Heurathen.

P. Paul.

P. Paul. Uiberlaſſen ſie ſich in allem der Leitung ihres rechtſchafenen Herrn Pfarrers; der wird ihnen beſſere Erbauungsbücher anrathen. Und auch in Anſehung einer Heurath bitte ich ſie um alles in der Welt, unternehmen ſie nichts ohne Rath rechtſchaffener und erfahrner Männer. Leben ſie wohl, bis ich ſie wiederſehe.

Pſt. Für wieviel habe ich nicht euer Hochwürden heut zu danken; für die Heimſuchung, für die Geduld mit mir, für den Troſt, und für den guten Rath. Ich weis nicht, wie ich es vergelten ſolle?

P. Paul. Mit Befolgung meines freundſchäftlichen guten Rathes. Leben ſie wohl!

VI.

VI.

Die öffentliche Feilbietung.

Kommissarius. Wie ich sehe, sind wir wirklich am End unseres Geschäftes. Das wenige, was noch vorhanden ist, hat nicht mehr viel zu bedeuten.

Ausrufer. Einige Bilder, Statuen, und Kleinigkeiten ist alles, was wir noch haben.

Protokollist. Das Feilbietungsprotokoll weiset doch eine schöne Summe aus, die wir für die, bisher feilgebothenen Geräthschaften eingenommen haben.

Kommissar. Ich bin zufrieden. Sie haben doch überall den Schätzungspreis, und sodann das letzte Anboth richtig nebeneinander gesetzet?

Protokollist. Ich stehe dafür, daß alles genau und richtig in das Protokoll eingetragen ist.

ist. Es muß mit der Kasse bei einem Kreuzer zusammgehn.

Ausruf. Ich bin froh, daß wir heut vollends zu End kommen; denn ich könnte beinahe kein lautes Wort mehr reden.

Kommiss. Und eben heute müssen sie alle ihre Kräfte, und ihre ganze Beredsamkeit anstrengen, um den Leuten Muth zu machen, damit wir auch das Schlechteste noch gut hinwegbringen.

Ausr. Heute daure ich schon noch aus. Die Statuen und Bilder will ich gleich einem Pater Schatzmeister an einem Wahlfahrtsorte, oder gleich einem Guckkastenträger den Leuten so ruhm- und lobrednerisch anpreisen, daß gewiß einer den anderen mit dem Anbothe hinauftreiben wird, um ein besonderes Bildniß für sein Haus davon tragen zu können.

Kommiss. Wenn nur viele alte Mütterchen und Bethschwestern daher kämen.

Ausruf.

Ausruf. O! Wir haben schon auch Männer, die es hierinn den alten Mütterchen bevorthun. Es gibt noch genug dritte Ordensbrüder, oder solche, die überhaupt Bethbrüder sind, und auf eine Statue mehr, als auf ihr Hauswesen oder ihr Amt hinsehen.

Kommis. Für Juden ist aber doch heut kein Kauf mehr?

Ausruf. Für Juden? Die kennen ihre Leute, bei welchen sie solche Dinge anzubringen wissen. Dafür sorge ich gar nicht. Kömmt nur mein **Abraham**; ich weis es zum voraus, daß dieser die eine und andere Statue Niemanden anderem überlassen wird.

Kommis. Nun! Keiner von uns kann heut mehr ein anderes Geschäfft anfangen. Der Dienst verliert also nichts, wenn wir uns auch noch den ganzen halben Tag mit der Feilbietung hier aufhalten.

Ausr. Der Dienst gewinnet vielmehr, wenn um so mehr Geld eingeht. Ich hoffe,

es

es wird unerhältlich werden. — Da kommen schon Trödlerinnen!

Kommiſ. Die bleiben nicht aus.

Protok. Kömmt unſer wackerer Herr Stadtkaplan auch.

Kommiſ. Belieben eure Hochwürden da zu uns herein inner die Schranken zu kommen; draußen wird das Gedräng zu ſtark.

Stadtkaplan. Sie ſind zu gütig. Ich bin wirklich mehr aus Vorwitz hier, als daß ich zu einer beſſeren Einnahme für die Kaſſe etwas beitragen ſollte.

Kommiſ. Zu einer öffentlichen Feilbietung kommen mehrere, um nur zu ſehen, was, und wie es an den Mann gebracht werde; immerzu kömmt ſodann doch einem, der gar nicht in der Abſicht, etwas zu kaufen eintrat, die Luſt an, um dieſes oder jenes auch ſein Anboth zu machen. — Belieben ſich eure Hohwürden nur da niederzuſetzen; oder unterdeſſen das anzuſehen, was wir feilbieten werden.

Stadtkaplan. Ich kenne diese Statuen und Bilder ohnedieß, und zweifle, ob sich dafür Liebhaber einfinden werden.

Ausruf. Dafür lassen eure Hochwürden mir die Sorge. Sie sollen eine Freude haben, wie ich den Leuten hiezu Muth machen werde. Uiber die kleinste Figur einer jeden Statue und eines jeden Bildes werde ich soviel zu sagen wissen, daß mir kein Marktschreier, oder sogenannter Bilderpeitscher gleichkommen solle.

Stadtkapl. Verzeihen sie mir; daß ich auch hieran zweifle, ob sie alle die Geschichten, die auf diesen Bildern vorgestellet sind, jemals gehöret, oder gelesen haben.

Ausruf. Das thäte mir leid, wenn ich es nicht wüßte. Alltäglich, wenn ich Abends nach Haus komme, liest mir mein Weib aus den Legenden vor. Das dauert schon durch 15 Jahre her. Durch 15 Jahre in jedem Jahre dreihundert fünf und sechszig Lebensbeschreibungen der Heiligen mit so oftmaliger Wiederholung

lung anhören, macht schon, daß einem etwas davon im Kopfe bleibt.

Stadtkapl. Da haben sie wohl eine grosse Geduld, daß sie, wenn sie von Geschäfften nach Haus kommen, sich nichts, dann Legenden vorsagen lassen mögen.

Ausruf. Wenn einer den ganzen Tag geredet hat, verlangt man sich nicht mehr viel zu reden. Für das Vergnügen, das ich meinem Weibe mache, mir aus den Legenden vorlesen zu lassen, macht sie mir das Vergnügen mit Aufsetzung einer Maaß Wein. Sie liest also, und ich trinke dabei, ohne daß eins das andere störet. Immerzu kann ich ja doch dabei auf etwas anderes denken.

Stadtkap. Nun; Jeder richtet sich seine Hausordnung nach seinem Wohlgefahlen ein.

Ausr. Ich glaube, wir werden mit der Feilbietung anfangen dürfen. Das Zimmer wird schon so voll Leute, daß beinahe Niemand mehr Platz finden wird.

Kommiß.

Kommiſ. Fange der Herr nur an.

Protok. Was wird zuerſt genommen?

Auor. Wie die Numern im Inventarium fortlaufen.

Protok. Gut! Nur angefangen.

Auor. Da haben wir die heilige Mutter Anna recht ſchön und ſauber geſchnitzt. Auch die Kindeln, die ſie auf den Armen trägt; ſind recht gut gemacht. Auf dem rechten Arm iſt das Chriſtkindel, und auf dem linken Arm iſt Maria als ein Kind.

Stadtkapl. Darf ich mir die Erlaubniß nehmen, ihnen in der Stille zu ſagen, daß ſie dieſe Statuen gar nicht verkaufen ſollen?

Auor. Warum nicht?

Stadtkapl. Weil ſie wider die Vernunft, und wider die Geſchichte iſt. Maria war ja kein Kind mehr, wie Chriſtus noch ein Kind war.

Wie

Wie kann denn also die heilige Anna ihre Tochter noch als ein Kind auf dem Arm tragen; da schon Christus von Maria gebohren war.

Auor. Das macht nichts zur Sache. Die Statue kömmt ohnehin in keine Kirche mehr; lassen wir also einem alten Mütterchen die Freude, Großmutter, Kind, und Kindeskind auf diese Art beisamm zu haben.

Stadtkap. Um diese Statue bin ich also selbst Käufer, nur damit sie nicht unter die Leute kömmt. Ich nehme sodann der heiligen Anna ein Kind hinweg.

Kommiſ. Sagte ich nicht, eure Hohwürden werden noch Lust bekommen, etwas zu kaufen?

Auor. Diese Statue wird hiemit ausgerufen für 7 Kreuzer; und ist schon ein Liebhaber da für 7 Kreuzer. Wer gibt also mehr?

Fauſenberger. 30 Kreuzer;

Auor.

Auer. So iſt's recht, Herr Fauſenberger! Mir iſt nichts mehr zuwider, als wenn nur um etwelche Kreuzer im Anbothe geſtiegen wird. Gleich muß man ein rechtes Anboth machen. Um 30 Kreuzer alſo zum erſten — um 30 Kreuzer zum zweitenmal —

Stadtkapl. 40 Kreuzer;

Auer. Um 40 Kreuzer zum erſtenmal. —

Fauſenberg. Einen Gulden!

Stadtkapl. Einen Gulden 30 Kreuzer!

Ausruf. Einen Gulden 30 Kreuzer zum erſtenmal.

Fauſenb. Ich will eure Hohwürden nicht berauben; und mir iſt dieſe Statue auch wirklich ſchon zu theuer.

Auer. Einen Gulden dreyzig Kreuzer zum zweitenmal — einen Gulden dreyzig Kreuzer zum dritten — und zum letztenmal. Gratulire euren Hohwürden!

Stadtkapl. Legen ſie mir es indeſſen auf die Seite.

Auor. Das Geld nimmt der Herr Kommiſſarius ein. Belieben eure Hohwürden nur dorthin zu gehen.

Protok. Man höret vor lauter Geſchrei nichts. Wie theuer iſt die heilige Anna mit den zwei Kindeln verkauft worden?

Auor. Um einen Gulden dreyzig Kreuzer. — O! Da iſt ja mein Abraham auch ſchon! Nur ausgeruckt Abraham mit dem Geld!

Abraham. Sind nicht etwelche ſchön vergoldete Engel da, etwa anderthalb Schuh, oder höchſtens zwey Schuh hoh in der Gröſſe?

Auor. Mit vergoldeten Engeln können wir ſchon aufwarten. Recht ſchön vergoldete, und gut geſchnitzte ſechs Engel eben von dieſer Gröſſe ſind vorhanden.

Nigewizinn. Dörfen denn die Juden auch heilige Sachen kaufen?

Auor. Wir verkaufen keine heilige, sondern lauter hölzerne, gemalene, oder metallene Sachen. Und kann die Frau wiſſen, ob ihn nicht ein unſriger Geiſtlicher ſelbſt erſucht hat, in einer öffentlichen Feilbietung um Engelſtatuen umzuſehen?

Abrah. Es iſt wirklich ſo, wie der Herr Ausrufer muthmaſſet. Der Pater Prior des Kloſters zu **Mönchsfelden** gab mir Kommiſſion auf ſechs ſolche Engel zu der Frauenkapelle Maria **Brünnlein** genannt. Und wenn ich auch nicht von geiſtlichen Herren angegangen worden wäre, ihnen ſolche Engel zu verſchaffen, ſondern ich aus meiner eigenen Luſt ſie kaufte; was wäre es hernach, Frau Nigewizinn? Ich kaufe nichts zur Verunehrung, ſondern alles zum rechten Gebrauch, welchen, wenn auch ich ihn nicht machen kann, ſchon andere machen werden, die es wieder von mir kaufen.

Stadtkapl.

Stadtkapl. Lasse sich die Frau Nigewizin deswegen keine Gemüthsunruhe zugehen. Wir haben ganze Ornaten von Juden gekauft; und von dem, was ehe schon vorhanden war, manch unbrauchbares gegen etwas brauchbareres an sie vertauscht. Solche Sachen in sich sind nichts Heiliges. Derjenige ist heilig, zu dessen Erinnerung sie nur da sind. Und dort wo sie zur Erinnerung dienen sollen, muß der Gebrauch selbst auf eine solche Art eingerichtet seyn, daß man nicht vielmehr durch einen abergläubischen Gebrauch derjenigen Heiligen entehret, welchen man damit zu verehren glaubt.

Auor. Da sind sie, die sechs Engel. Sind sie nicht schön, und noch so neu, als wenn sie erst vom Bildhauer herkämen? Sie sind geschätzt auf drei Gulden.

Abrah. Drei Gulden dreyzig Kreuzer!

Nigewizinn. Vier Gulden dreyzig Kreuzer!

Abrah. Fünf Gulden!

Nigew. Was braucht's viel; sechs Gulden

Abrah. Jetzt werden sie mir zu theuer. Der Pater Prior zu Mönchsfelden möchte solches Anboth auch für zu hoh finden.

Ausr. Sechs Gulden zum ersten — sechs Gulden zum andertenmal —

Abrah. Will noch etwas wagen; sechs Gulden dreyzig Kreuzer.

Nigewizinn. Sieben Gulden!

Abrah. Soviel ich sehe, will mir die Frau Nigewizinn die Engel nicht lassen.

Ausr. Sieben Gulden zum erstenmal —

Abrah. Was liegt daran; sieben Gulden dreyzig Kreuzer.

Nigew. Acht Gulden dreyzig Kreuzer.

Abrah. Tausend hinein; Jetzt werde ich mürbe! —

Ausr. Acht Gulden dreyzig Kreuzer zum erstenmal —

Abrah. Einmal soll es noch geredet seyn; neun Gulden,

Nigew. Es kurz zu machen; ich gebe zehn Gulden.

Abrah. Jetzt bedanke ich mich gar schön.

Ausr. Zehn Gulden zum erstenmal — zehn Gulden zum andertenmal — Gibt Niemand mehr?

Nigew. So mach der Herr einmal ein End mit seinem Ausrufen.

Ausr Die Engel sind also verkauft um zehn Gulden zum ersten — um zehn Gulden zum anderten — und — um zehn Gulden zum —

Samuel. Eilf Gulden.

Nigew. Hat der Plunder schon wieder einen anderen Juden da!

Abrah. Zu was brauchst du die Engel, Samuel?

Sam. Der Herr Prälat vom **Klosterkalbwang** gab mir Kommission, um sechs vergoldete Engel umzusehen. Sie werden an die Wände des Billardzimmers gehenket, und bekommen Leuchter in die Hände.

Nigew. Das ist alles erlogen, was die Juden daher sagen. Weis Gott, was sie mit den Engeln machen würden.

Sam. Wir Juden glauben ja auch, daß es Engel gibt; und wenn wir wirklich für das Holz selbst, woraus die Engel geschnitzet sind, keine vertrauliche Verehrung haben; so werden wir doch auch nie eine schändliche und unvernünftige Verunehrung damit treiben. Das trägt keinen Kreuzer.

Stadtkapl. Gegen ein Schnitzwerk, und eine Statue muß man keine vertrauliche Verehrung haben.

Auer.

Auct. Die Engel sind also verkauft um siff Gulden zum erstenmal —

Nigew. Vierzehn Gulden.

Sam. Das heißt überzahlen; nur damit nicht ein Jud die Engel bekommen soll. Behalte die Frau ihre Engel.

Auct. Vierzehn Gulden zum ersten — zum anderten, und — zum dritten und letzenmal. — Da hat die Frau ihre sechs Engel!

Stadtk. Das ist erstaunlich; wie hoh diese Engel im Anbothe gekommen sind. Mir ist es aber doch lieber, daß die Frau **Nigewizinn** die Engel bekommen hat, als wenn sie im Kloster **Kalbwang** beim Billardspiel Leuchter abgeben sollten; oder wenn sie bei Maria **Brünnlein** Aufwärter machen müßten. Was doch das für eine Dummheit ist, der göttlichen Mutter so verschiedene Namen zu geben. Die Quelle, die dort unter der Frauenstatue aus der Felsen heraus rinnet, wird gewiß für ein geistliches Heilwasser gehalten.

Abrah.

Abrah. Wir Juden haben statt eines Brünnleins einen Brunnen, von welchem David sagt; **Gleichwie ein Hirsch Verlangen hat nach Wasserbrunnen; also hat meine Seele Verlangen nach dir, o Gott! Meine Seele dürstet nach dem starken lebendigen Gott.***

Stadtk. Mein lieber **Abraham**! Auch wir Katholiken dürfen nur Gott selbst für den einzigen Gnadenbrunn halten.

Nigew. Also eure Hochwürden halten auf Maria Brünnlein nicht viel?

Stadtk. Mit der Frau muß ich wieder anders reden, als mit dem **Abraham**; obwohl es auf dasselbe hinausgeht. Hat die Frau nie im Evangelium des heiligen Johannes gelesen; wie Christus zu der Samaritanin gesagt hat: **Wer von dem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten; sondern das Wasser, daß ich ihm geben werde, wird in**

* Psl. 51. & Sequ.

in ihm zu einer Wasserquelle werden, die zum ewigen Leben springt.* Dieses Wasser ist besser, als das Mariabrünnleinwasser; denn es wird hierunter die Gnade Gottes verstanden, die in uns zum Ursprung der Tugenden wird, und uns zu Gott und dem ewigen Leben erhebt. Nur zu diesem Gnadenbrunne hingegangen, Frau Nigewizinn! Aus diesem Brunne läßt sich alles schöpfen, was zu unserem Seelenheil ist.

Nigew. Maria Brunn ist freilich Gnadenreicher, als Maria Brünnlein.

Stadik. Meine liebe Frau Nigewizinn! Die Frau versteht mich, und die Lehre unserer heiligen Kirche noch nicht. Maria Brunn ist nicht besser als Maria Brünnlein. Keines ist Gnadenreich; Gott allein ist Gnadenreich. Von dem kommen alle Gnaden; der muß um alles gebethen werden; und der gibt auch alles, was zu unserem Seelenheil ist. Die göttliche Mutter, und die Heiligen können selbst

* IV. Kap. 13. V.

ſelbſt nichts anders thun, als daß ſie auf unſer Anrufen ihr Gebeth mit dem unſrigen vereinigen. Und die Bildniſſe Maria Brunn, und Maria Brünnlein ſind lebloſe Dinge, die nur zur Erinnerung derſelben dienen, die im Himmel iſt; weder zu Maria Brunn, weder zu Maria Brünnlein ihren Wohnſitz hat, und dort nicht mehr als da zur Fürbitte für uns geneigt iſt.

Anor. Wenn eure Hochwürden der Frau Migewizinn keine ſo ſchöne Lehre machten; ſo würde mir wirklich die Zeit lang, bis unſere Tagwerker mit Herbringung der vier Bilder fertig werden. Hurtig, hurtig! — Nun! Gottſey Dank, daß ſie einmal beiſammen ſind! Das ſind ſchöne Bilder. Herr Großwampel! ſige der Herr nicht dort im Winkel abgeſondert. Das wären Bilder für den Herrn. Die Frau Dickruckinn iſt ſonſt auch eine Liebhaberinn von beſonderen Bildern.

Großwampel. Was ſtellen ſie vor?

Dickruckinn. Werden alle zuſammverkauft?

Anor.

Auor. Die vier Bilder gehören zuſamm; und was ſie vorſtellen, will ich gleich erklären. Das erſte da ſtellet den heiligen **Franziskus von Siena** dar. Sieht die Frau **Dickruckinn**, wie er einen eiſernen Ring auf ſeinem Kopf, acht eiſerne Ringe an ſeinen Füſſen, vier eiſerne Ringe an ſeinen Armen, und einen eiſernen Ring an ſeinem Halſe hat? Um ſeinen Leib hat er auch etwelche eiſerne Raifen, und einen eiſernen Harniſch. Sein ganzer Leib (wie Pater Kochem ſchreibt) war beinahe mit Eiſen bedeckt; und in dieſer eiſernen Kleidung verrichtete er die allerſchwereſten Garten- Küchen- und anderen Kloſterdienſte.

Dickruck. O mein Gott! Das thut kein Menſch bei dieſer Welt mehr!

Auor. Da ſieht die Frau auf einer Seite ein Wirthshaus, und auf der anderen Seite ein Kloſter in Flammen.

Dickruck. Sind die armen Narren abgebrannt?

Anor. Behüte Gott! Die Mutter Gottes ist zu ihm in einem solchem Glanze herabgestiegen, daß die Einwohner zu Siena glaubten, das Kloster stehe in vollen Flammen; und alles herbeilief, um das Feuer zu löschen, bis sie nichts anders, als den heiligen Franz in der Luft schwebend gesehen. Das Wirthshaus aber bedeutet seinen Eifer, mit welchem er in allen Wirthshäusern geprediget, um die Spieler und Zechbrüder zu bekehren.

Dickruck. Das thät wohl in unseren Wirthshäusern sehr nothwendig. Wir haben Sonntagsprediger, Feyertagsprediger, Frühprediger, aber keinen Wirthshauspredigter.

Anor. Da sieht die Frau eiserne Ketten, Disteln, Dörner. Mit den eisernen Ketten zerfleischte er sich jämmerlich, und auf Disteln und Dörnern ist er im Zimmer gegangen, gekniet, gelegen, und gesessen, so, daß er sich alles wund gemacht, und ihn sein Beichtvater gar darüber gestraft hat.

Großwampel.

Großwamgel. Es sind ja Schneeflocken auch gemalen?

Auer. Weil er sich zur Winterszeit mit bloßem Leibe in den tiefsten Schnee warf, und darinn wie in einem Grabe liegen blieb? Eben so ist auch dieses Kreuz deswegen hier angebracht, weil er auf keinem Bette, sondern auf einem Kreuze ausgespannt starb; wobei die Engel in den Lüften sangen.

Großwam. Da ist ja ein gebratener Kapaun auch dabei?

Auer. Als einmal ein gottloser Mann über Tisch dem Heiligen seine verübte Sünden vorrupfte, und zu ihm sagte; er würde so wenig von Gott Gnade erlangen, so wenig als jener gebratene Kapaun wieder lebendig werden könte; wurd der Kapaun alsogleich lebendig, bekam auch in einem Augenblicke Federn, und begab sich zu den andern Hünern.

Dickruck. Rufe der Herr das Bild allein ohne den anderen aus. Es kömmt höher; ich bin Klaferian.

Ausr. Wenn es der Herr Kommissarius erlaubt.

Kommis. Rufe es der Herr nur aus. Vielleicht wird der, der es kauft, um so mehr auch sodann zum Kauf der anderen angeeifert.

Ausr. Dieses Bild ist im Ausrufe um siebenzehn Kreuzer.

Dickruck. Einen Gulden.

Großwam. Einen Gulden dreyzig Kreuzer.

Dickruck. Der Herr Großwampel bekömmt es doch nicht. Ich lasse es nicht aus.

Großw. Bei einer Feilbietung ist jedem frei, sein Anboth zu machen.

Dickr. Zwei Gulden.

Stadtk. O Fabeln und Thorheiten! Wie lieber bezahlt man euch, als alles, was zur Wahrheit führet.

Großw.

Großw. Drei Gulden.

Abrah. Wenn das gemalene Eisen wirkliches Eisen wäre; wäre ich auch Kaufer.

Samuel. Ich hätte ihn für einen eisernen Mann aus dem Kriegszeughause gehalten.

Schwerdmaulinn. Wir werden gleich unser sechs, sieben seyn, die die Juden hinauswerfen, wenn sie viel darüber kritisiren.

Samuel. Seyn sie gut, Frau Schwerdmaulinn! Ich meyne es nicht so übel; Ich kritisire nichts.

Kommis. Was ist das für eine Zankerei? Ich bitte mir Frieden und Ruhe aus; sonst wird gleich jemand da seyn, der Ruhe schafft.

Schwerdm. (Für sich) Ha, ha! Legt sich der Herr Kommissarius als Judenpatron schon in das Mittel.

Asor. Um drei Gulden das erstemal. —

Pickr.

Dickr. Drei Gulden fünfzehn Kreuzer

Großw. Vier Gulden gerade aus.

Dickr. Fünf Gulden gerad aus.

Großw. Behalte es die Frau.

Ausr. Ist also verkauft um fünf Gulden zum ersten — zum anderten — zum dritten — und — zum letztenmal.

Dickr. Da ist das Geld.

Ausr. Ich rufe nur aus; der Herr Protokollist schreibt das letzte Anboth auf; und der Herr Kommissarius nimmt das Geld. Das haben sie allerseits die Güte, sich ein für allemal zu merken.

Stadtk. Jetzt glaube ich es, daß der Herr Ausrufer die Legenden gelesen hat.

Ausr. Da ist also das zweite Bild. Frau **Kuhhorninn!** die Frau ist sonst auch eine Liebhaberinn von besonderen Bildern.

Kuhhornin. Ich habe eben ein Bild zu Haus, zu welchem es gerade ein Gespann wäre. Nun! Ich halte meine Hand schon fest auf diesem Bilde; rufe der Herr nur aus. Es ist schwer; Ich muß es mit beiden Händen halten.

Auor. Das ist der heilige **Spiridion**, wie er zu einem Weibe, von welchem er aus göttlicher Offenbarung wußte, daß es unkeusch ist, sagte: **Weib! rühre mich nicht an**, —— Nun! Lasse mir die Frau Kuhhornin das Bild nicht fallen. Wenn ich es nicht aufgefangen hätte, wäre es auf dem Boden gelegen. Es ist in der Schätzung um sieben Kreuzer — Nun! Sind so viele Weiber da; hat keine eine Lust? Herr **Spizohr**; komm der Herr näher herzu. Sieht der Herr das Kind, was der Heilige zum Leben erwecket hat? Die Mutter ist darüber vor Freuden gestorben. Hernach hat der Heilige erst die Mutter auch wieder vom Tode erwecken müssen.

Spizohr. Acht Kreuzer.

Ausr. Herr Strohhauſer! Komm der Herr näher; ſehe es der Herr auch an.

Strohhauſer. Zehn Kreuzer.

Dummſtärtner. Zwanzig Kreuzer.

Schödelöd. Erlauben ſie; daß ich es auch anſehe. — Da ſind ja Götzenbilder darauf?

Ausr. Der Patriarch zu Alexandria hat die Götzenbilder zerſtöret. Ein einziger Götz hat ihm nicht umfallen wollen. Wie aber der heilige Spiridion berufen wurde, fiel auch dieſer Götz ſammt allen heidniſchen Tempeln zu Boden.

Schödelöd. Dreyzig Kreuzer.

Ausr. Dreyzig Kreuzer zum erſten — dreyzig Kreuzer zum anderten — dreyzig Kreuzer zum drittenmal. — Das iſt doch wunderlich, daß kein einziges Weib ſich mehr um dieſen Heiligen gemeldet hat. Das will mir nicht recht in meinen Kopf gehen.

Scharfzehninn.

Scharfzahninn. Ich glaube; es werden dem Herrn schon etwelche Maaßen Wein in den Kopf gegangen seyn.

Anor. O! Ist die Frau auch hier? Wir kennen einander schon lange. — Da ist das dritte Bild, der heilige Nikolaus.

Stadek. Da hat der Herr Ausrufer eine schöne Gelegenheit den Leuten zu sagen, wie dieser Heilige den Armen viel Gutes gethan, ganzen armen Familien aufgeholfen, arme Mädchen ausgesteuret, und dergleichen Werke der Nächstenliebe ausgeübet hat, und wie sie ihm hierinn nachahmen sollen.

Anor. Wenn die Leute, zu welchen ich zu reden habe, nicht gar so dumm wären, wäre das freilich die schönste Lehre. Solche Lehren lasse ich den geistlichen Herren über. Ich muß auf die Kasse sehen. — Herr **Wüstenkopf**, Herr **Strickgürtel**, Herr **Nieswurzer**! Sie sind Bilderkenner; Kommen sie her! Sehen sie mir einmal das schöne Bild an!

Wüſtenkopf. Da ſitzet ja ein Teufel mit einem Schwerde oben auf dem Maſtbaum des Schiffes?

Anor. Weil der Teufel den heiligen Nikolaus nicht hat nach Aegypten wollen fahren laſſen; ſo hat er ſich mit einem Schwerde auf den Maſtbaum geſetzet, und hat alle Seile und Segel zuſammhacken wollen. —

Wüſtenk. Hat aber nichts ausgerichtet?

Anor. Der heilige Nikolaus hat ihn nicht nur vertrieben, ſondern auch den Sturm auf dem Meere geſtillet, den der Teufel (wie der Pater Kochem ſchreibt) gegen allen Brauch des Oſtwindes erwecket hat. Der Schiffpatron hat ſich vom Maſtbaume auch zu todt gefallen! iſt aber wieder zum Leben erwecket worden. Der Heilige hat wollen ein Einſiedler werden; er hat aber eine Stimme gehöret: **Kehre wieder zu deinen Schaafen.**

Stadtk. Das war die Stimme der Vernunft und der wahren Religion.

Anor.

Ausr. Er wurde also statt eines Einsiedlers ein eifriger Bischof.

Strickgürtl. Da steigen ja einige in ein Haus ein? Sind das gar etwa Diebe?

Ausr. Richtig sind es Diebe. Ein heidnischer Soldat bekam das Bildniß des heiligen Nikolaus von einem Christen mit Anrühmung, daß dieser Heilige vor allem Unglück bewahre. Der Soldat verreiste einmal, und sprach zum Bilde: Nikolaus! weil du gar so mächtig bist; darum bewahre mir mein Haus, und alles, was darinn ist. Dem ungeachtet stiegen die Diebe in das Haus, und nahmen die besten Sachen hinweg. Da der Soldat bei seiner Zurückkunft das Haus beraubt sah, zerprügelte er das Bild erbärmlich, und drohete demselben mit Verbrennen, wenn es ihm nicht wieder sein Hab und Gut verschaffet. Alsbald erschien der heilige Nikolaus den Räubern und sagte: **Euretwegen bin ich gewaltig geprügelt worden; darum sage ich euch; werdet ihr den Raub nicht wieder bringen, so werde ich mich gewißlich an euch rä-**

rächen. Alsogleich legten die Räuber das Geraubte wieder in der Nacht heimlich hin in das Haus, und der Soldat bekehrte sich hierauf sammt Weib und Kindern.

Nieswurz. Was der Herr Ausrufer nicht alles daher sagt, um seinen Bildern einen Werth zu machen. Mein! Wie soll denn ein Heiliger, der schon verstorben, und im Himmel ist, sich beklagen, daß er selbst jämmerlich geprügelt worden, da ein toller Kerl auf einem Bilde herumgeschlagen?

Anor. Glaub's der Herr, oder glaub's der Herr nicht, das geht mich wenig an. Lese der Herr den Pater Ribadeneira; da steht noch mehr, als im Kochem von dem heiligen Nikolaus. Noch als ein Kind in der Wiege hat er von seiner Mutter mit allen Liebkosungen nicht bewogen werden können, am Mittwoch und Freytag vor Untergang der Sonne aus der mütterlichen Brust einen Tropfen Milch zu nehmen. Aber das wäre dem Herrn Nieswurz doch recht, wenn ihm der heilige Nikolaus drei grosse Geldbeutel beim Fenster hineinwürfe;

ſez, wie dieſer Heilige noch bei ſeinen Lebzeiten dieſes einem armen Edelmanne that; worauf der Edelmann ſeine drei Töchter ſtattlich ausheurathete; da vorher die gnädigen Fräulein von ihrem eigenen Herrn Papa angelernet worden, auf eine gar ſaubere Art (der Herr Nieswurz verſteht mich ſchon) ihr Unterkommen zu ſuchen; worein ſie aber nicht willigten. Der Herr Nieswurz, glaube ich, wäre ſchon mit den drei Goldgulden zufrieden, die der heilige Nikolaus einem ſizilianiſchen Kaufmanne im Schlaf auf die Hand gab, und ihn ermahnte, mit ſeinen Schiffen voll Früchten nach Myra in Lykia zu fahren, weil dort eben Hungersnoth war, welcher Ermahnung auch der Kaufmann, da er beim Aufwachen das Gold in ſeiner Hand fand, nachkam, und in Myra durch Verkauf ſeiner Früchte noch beſonderen groſſen Gewinn davon trug.

Nieswurz. Mag doch nicht immer gut ſeyn dieſer Heilige, weil er da gemalen iſt, wie er einen Knaben bei den Haaren ergreift.

Anor.

Ausor. Weil der Herr nichts gelesen hat; so weis der Herr nichts. Diesen Jüngling haben fromme Aeltern erst nach vielen Jahren ihrer Ehe durch die Fürbitt des heiligen Nikolaus erhalten, und (wie Pater Kochem schreibt) zur Dankbarkeit nicht nur viele Messen lesen lassen, sondern auch den armen Priestern eine gute Mahlzeit gegeben. Die Sarazenen aber nahmen einmal diesen Jüngling gefangen, und verkauften ihn ihrem König, der ihn liebte, und ihn zum Mundschenk machte. Am Nikolaustage, da er eben mit eingeschenktem Becher in der Hand hinter dem König stand, und seufzte, fragte der König: **Warum seufzest du so tief?** Der Mundschenk antwortete: **Weil heut der Jahrtag ist, an welchem ich bin gefangen worden. Ungezweifelt** (setzte er bei) **werden heut besonders meine Aeltern den heiligen Nikolaus zu meiner Erledigung anruffen.** O ihr armseelige Christen! sprach der König, wie seyd ihr so närrisch und abergläubisch.

Stadtkapl. Weil durch die Legendenschreiber und die Mönche so viele zu Narren und abergläubisch gemacht worden.

Anor. Siehe Wunder!

Mum.lzahninn. So laßt mich auch hinzu, daß ich etwas s.h.n kann.

Anor. In währendem, daß der König weiter sagt: Wer ist, der dich aus meinen Händen retten könnte? kömmt der heilige Nikolaus in Lüften daher; nimmt den Jüngling bei den Haaren; trägt ihn sammt dem Becher in Lüften fort, und setzet ihn unverletzt zu seinen Aeltern an den Tisch hin.

Mummelzahninn. Das wird ein Schrecken und eine Freude zugleich gewesen seyn. Wie hoh ist das Bild ausgerufen?

Anor. Um zwanzig Kreuzer.

Mumelz. Fünf und zwanzig Kreuzer.

Faustschlagerinn. Vierzig Kreuzer.

Zerrittharinn. Um einen Gulden.

Sericky.

Strickgürtel. Einen Gulden dreyzig Kreuzer.

Spitzohr. Zwey Gulden.

Faustschlag. Zwei Gulden dreyzig Kreuzer.

Ausr. Nur zu, nur zu! so habe ich dabei nicht soviel zu reden.

Wüstenkopf. Drei Gulden. Die Frau Faustschlagerinn wird mich noch nicht auskaufen.

Faustschlag. Der Herr Wüstenkopf mich noch weniger. Drei Gulden dreyzig Kreuzer.

Sturmglockinn. So glücklich zu einem grossen Stück Geld kömmt freilich nicht leicht wer anderer, wie die Frau Faustschlageriñ.

Faustschlag. Ich bin zu meinem Gelde ehrlich gekommen. Weis es die Frau?

Ausruf. Still! Was ist das wieder für eine Disputirerei? — Drei Gulden dreyzig Kreuzer zum erstenmal. —

Faustschlag. Meynt die Frau etwa; Ich habe mein Geld auch so verdient, wie die Frau? Die Frau glaubt, man weis nicht, daß die Frau die verbothenen Büchel vom Portziunkulaablaß heimlich hausiren träat? Bei der Zensurskommission werde ich die Frau verklagen. Meynt die Frau, man weis es nicht, daß die Frau auch Waldburgabl heimlich hereinbringen läßt; und durch ihre abergläubische Mittel Leute und Vieh verderbt; so durch ordentliche Mittel gesund werden könnten? Bei der Sanitätskommission werde ich es melden.

Sturmglockinn. Was? Die Frau unterfteht sich, mit solchen verläumderischen Vorwürfen und Anklagen mir zu drohen? Die Frau, die den Heiligen sonst die Füsse abbeissen will?

Faustschlag. Ja, ja! Und damit der Frau das Handspreizen vergeht; so werde ich der Frau gleich zeigen, wie es der heilige Nikolaus gemacht hat, da er den Mundschenk bei den Haaren genommen.

Sturmgl. Hohlöbliche Kommission! Sie will mir in die Haare fahren!

Ausruf. Ich komme schon. Es ist periculum in mora. Die Nachahmung des heiligen Nikolaus möchte zu stark ausfallen. Gebe mir der Herr Knieweit nur da geschwind den Tragriem von der Sebastianistatue herab.

Sturmgl. Wenn der Herr schlagen will; so schlage der Herr auf sie zu, nicht auf mich; ich habe nicht angefangen.

Ausr. Lasse die Frau die Haare der Sturmglockinn aus, sage ich —

Faustschl. Gibt mir der Herr einen einzigen Streich; so kratze ich dem Herrn die Augen heraus, daß ihm die heilige Ottilia dieselben nicht mehr hineinbringen wird.

Ausruf. Auslasse die Frau, sage ich nochmal, oder ich schicke gleich um die Wache.

Faustschl. Jetzt lasse ich aus, weil es mir selbst beliebt.

Ausruf. Gleich gehe die Frau bei der Thüre hinaus!

Faustschl. Wenn ich will.

Ausruf. Wir kommen schon zusamm. — Aber ich weis nicht, was ihr alle übrige da für Leute seyd? Niemand wehrte ab; sondern alles machte sich noch eine Unterhaltung daraus, wenn eine Trödlerinn die andere todt schlüge. — Und der Frau Faustschlagerinn sage ich nochmal; die Frau gehe gleich fort; sonst lasse ich die Frau von hieraus hinwegführen.

Faustschl. Ich habe das meiste Auboth für das Nikolausbild gemacht; ich werde also wohl mein Bild noch nehmen dürfen. — Da hat die Frau ihren Schtipel Haar, Frau **Sturmglockinn**; und damit die Frau sieht, daß ich mir nicht viel vorwerfen lasse, übrigens aber gleich wieder gut bin; so gebe ich der Frau zween Gulden auf ihr Lieblingsgetränk, nämlich auf einen Brandwein. Bethe die Frau fünf Ave Maria dabei, für die verlassenste Seele im Fegfeuer.

Sturmglockinn. Das hätte die Frau ohne Haarausraufen auch hergeben können.

Kommiſ. Iſt noch keine Ruhe? Ausrufer! mache der Herr nicht viele Umſtände; und ſchicke der Herr um die Wache fort.

Ausr. Iſt nicht mehr nöthig; haben ſich ſchon wieder verglichen die Frau **Fauſtſchlagerinn** und die Frau **Sturmglockinn**; mit recht ſchönen Friedensartikeln, die auf Geld, Brandwein, und Fegfeuer lauten.

Fauſtſchl. Da iſt das Geld für das Bild. Ich habe aber nicht mehr ſo viel im Silber bei mir; ſie müſſen mir ſchon einen Dukaten wechſeln.

Kommiſ. Dem ſehe ich es an, daß er ungewichtig iſt.

Fauſtſchl. Nun ſo wägen ſie ihn, und ziehen das ab, um was er zu gering iſt.

Großw. Auweh! Ich habe meinen Bauch halten müſſen, daß er mir nicht vor Lachen zerborſten iſt. Ewig Schade! daß man dieſe Weiber nicht recht untereinander abraufen ließ.

Ausruf.

Ausr. Eure Hochwürden Herr Stadtkaplan hätten wohl diesen Weibern auch eine Predigt halten dürfen.

Stadtk. Nein! Da lasse ich mich nicht ein. Unter uns geredet würde höchstens ein Kontroversprediger es mit ihrem Schimpfen aufnehmen können.

Ausr. Da ist das vierte Bild. Das ist die heilige Jungfrau Firmina. — Herzu da, Frau Gansdorferinn, Frau Wucherhoferinn, Frau Brumeisinn! Diese Frauen verhandeln auch immer solche Bilder bei ihren Trödelläden.

Brauhauptel. Auf mich vergißt der Herr Ausrufer vollkommen.

Ausr. Ich bitte den Herrn um Verzeihung. Ich habe den Herrn wirklich nicht gesehen.

Brauth. Mein Gevatter, der Rubenstingel ist auch hier. In der Stille geredet; wir werden uns schon mit etwas dankbar erzeigen; be-

behalte uns der Herr das Bild auf, welches den heiligen Homobonus vorstellet.

Anor. Mein Herr Krauthauptel! Es wird alles nach den fortlaufenden Nummern feilgebothen. Dagegen kann ich ihnen nicht Dienste leisten.

Krauthaup. Ei, ei! Es kömmt nur auf den Herrn an. Behalte der Herr das Bild nur so lange zurück, bis sich die meisten Kaufslustigen hinweggeschlichen haben; dann bekömmt man eine Sache wohlfeiler.

Anor. Warum hat denn der Herr, oder sein Gevatter eine so besondere Andacht zum heiligen Homobonus?

Krauth. Mein Gevatter hat ein Eheweib, die wie der Teufel ist; sie zankt, flucht gerade so, wie das Eheweib des heiligen Homobonus. Und gleichwie der heilige Homobonus sich nicht getrauet hatte, wiederum einen Wein zu holen, nachdem die zwo Kannen schon geleeret waren, die er den Arbeitern auf das Feld hinaustrug; sondern durch ein Mirakel Wasser

in

in Wein verändern mußte; so getrauet sich mein Gevatter auch nicht um ein Seitel mehr zu holen, als ihm sein Weib erlaubt. Mich dauret der ehrliche Mann recht sehr; er ist wirklich selbst ein Homobonus. Aber durch dieses Bild, wenn er es seinem Weibe vor Augen stellet, und sie nur einmal dahin bringt, daß auch sie ihre Andacht auf dieses Bild hinrichtet, hoffet er mit vollem Vertrauen, daß sein Weib werde bekehret werden; oder daß ihm der heilige Homobonus wenigstens die Kraft ertheilen werde, das Wasser auch in Wein zu verwandeln.

Ausor. Nun wir werden sehen, was sich thun läßt. Jezt muß ich doch vorher die heilige Firmina weiter ausrufen. Dieses Bild der heiligen Firmina wird ausgerufen um fünfzehn Kreuzer.

Ganodorferinn. Wer sind denn diese zwey, die da gemalen sind, wie sie zu der Heiligen mit eingebundenen Armen kommen? Diese Heilige ist gewiß eine Patroninn für schadhafte Arme. Wäre mir ganz lieb das Bild; es wäre

ein Gespann zu meinem Peregrinusbild, welches für die schadhaften Füsse ist.

Anor. Dieser rechts ist der Richter, der sie liebkosen, mit beiden Armen umfangen, und an sich drücken wollte; und welchem hierauf beide Arme verdorreten. Und der links abgemalen ist, ist der Scharfrichter, der die heilige Jungfrau mit Ruthen geißeln wollte; sogleich aber den erhobenen Arm nicht mehr bewegen konnte.

Ganodorf. Es wird sich also keiner mehr getrauet haben, sie anzurühren?

Anor. Sie ist doch endlich zu todt gegeißelt und gefoltert worden. — Aber die Ochsen, die den Leichenwagen ziehen, sehe die Frau da an; wie gut diese gemalen sind.

Ganodorf. Was war das für eine Leiche?

Anor. Uiber fünfhundert Jahre wußte man nicht, wo die heilige Jungfrau begraben sey. Nach fünfhundert Jahren ist die heilige Firmi-

na

no dem Bischof Paschalis erschienen, und hat ihm das Ort ihrer Begräbniß angedeutet. Die Geistlichen haben lange graben müssen; endlich aber fanden sie nicht nur den Leichnam der heiligen Firmina, sondern auch jenen des heiligen Olympiades. Beide Leiber wurden auf einen wohlgezierten Wagen geleget. Der Bischof hat sich sammt den Geistlichen selbst an den Wagen anspannen, und denselben ziehen wollen; sie konnten aber den Wagen nicht von der Stelle bringen. Der Bischof weinte bitterlich; es half aber nichts; der Bischof sammt der Geistlichkeit mußte vom Wagen hinweg, und man brachte Ochsen daher, die statt des Bischofes und der Geistlichkeit den Wagen ziehen mußten. Wirklich zogen diese Ochsen, ob sie gleich vorher noch nie gezogen hatten, den Wagen gleich von der Stelle. Man ließ die Ochsen hingehen, wohin sie wollten. Der Bischof sammt der Prozession gieng hinter den Ochsen. Wer sollte es glauben; die Ochsen giengen gerade zu der Stadt Amerina zum Thor hinein. Aber sodann giengen sie einen Hügel hinauf. Sogleich war der Bischof wieder voran bei den Ochsen, wollte sie umwenden, und zu der Domkirche führen.

Der Bischof konnte aber die Ochsen um alles in der Welt nicht zu der Domkirche bringen, sondern sie giengen nach dem Hügel hinauf, obwohl auf demselben keine Kirche stand; blieben dort oben still stehen, und konnten mit keinem Streichen fortgetrieben werden. Hieraus erkannte man also, daß dort eine Kirche gebauet werden sollt, welche auch durch reichliche Opfer in kurzer Zeit zu Stande kamm.

Ganodorf. Für dieses Bild gebe ich einen Gulden.

Auer. Ist verkauft für einen Gulden zum erstenmal —

Wucherhoferinn. Einen Kreuzer drüber.

Auer. Die Frau Wucherhoferinn hat schon im Brauche beim Kaufen kreuzerweis, und beim Verkaufen mit zwanzig pro Cento zu steigen. Ein Gulden ein Kreuzer zum erstenmal — Nun Frau Ganodorferinn! Nicht weiter? Es ist seine vier Gulden werth.

Ganod.

Ganod. Zwei Gulden.

Anor. Zwei Gulden zum erſtenmal —

Wucherh. Und einen Kreuzer.

Anor. Frau! Ich eſſe eine ganze Kreuzerſemmel geſchwinder, als die Frau nur mit Ausſprechung des Kreuzers fertig wird. Zwei Gulden und einen Kreuzer zum erſtenmal —

Ganod. Zwei Gulden dreyßig Kreuzer.

Anor. Zwey Gulden dreyßig Kreuzer zum erſtenmal —

Wucherh. Und einen Kreuzer.

Fauſtſchl. Was das für ein Kreuzerlizitiren iſt! Drey Gulden dreyßig Kreuzer. Muß mich beym Herrn Ausrufer wieder in Gnaden ſetzen; das Volk ſoll mein beſonderes Vertrauen haben; denn wer ſich in der Welt ſo herumſchlagen muß, wie unſereiner, der braucht geſunde Arme.

Anor.

Auor. Drey Gulden dreyzig Kreuzer zum erstenmal —

Wucherhof. Und einen Kreuzer.

Faustschl. Vier Gulden dreyzig Kreuzer.

Wucherh. Und einen Kreuzer.

Faustschl. Fünf Gulden dreyzig Kreuzer. Ich lasse es nicht so leicht aus dieses Bild.

Nieswurz. Das heißt unsinnig hinaufgetrieben.

Wüstenkopf. Nun es kömmt bei ihr auf das Præsium affectionis an.

Auor. Fünf Gulden dreyzig Kreuzer —

Wucherh. Und einen Kreuzer.

Faustschl. Sechs Gulden.

Spitzohr. Das ist entsezlich. Ich gäbe nicht drey Gulden darum.

Wucherh. Und einen Kreuzer.

Strohhauſer. Ich weis nicht, wie die Frau Wucherhoferinn heut ſich entſchlieſſen kann, ein ſo hohes Anboth für ein ſolches Bild noch immer höher zu treiben.

Wucherhofer. Unter uns geredet, weil ich gewiß weis, daß es die Frau Fauſtſchlagerinn nicht ausläßt. Ich bekomme es ſodann noch immer von ihr um das Viertel des jezigen Anboths, wenn ſie an Geld anſteht.

Ausr. Das Bild iſt alſo verkauft um ſechs Gulden einen Kreuzer zum erſten — zum andern — und zum drittenmal.

Kommiſ. Wem iſt dieſes Bild im lezten Anboth geblieben?

Ausr. Der Frau Wucherhoferinn.

Wucherhof. Was befehlen ſie?

Kommiſ. Belieben ſie nur ihr Bild hinweg-

wegzunehmen, und die sechs Gulden einen Kreuzer zu zahlen.

Wucherhof. Ich? Mir ist ja dieses Bild nicht geblieben? Die Frau **Faustschlagerinn** hat das Meiste angebothen.

Ausr. Die Frau **Wucherhoferinn** machte mit ihren sechs Gulden einem Kreuzer das letzte Anboth, wie es hier alle gehöret haben. Die Frau **Faustschlagerinn** redete kein Wort mehr hierauf. Ich schrie laut genug den Verkauf dreimal aus; hiemit beliebe die Frau Wucherhoferinn die sechs Gulden einen Kreuzer zu zahlen, und ihr Bild hinwegzubringen.

Wucherhof. Der Herr **Strohhauser** hätte auch sein Maul halten können. In währendem, als ich sein unnützes Geschwätz anhören mußte, geschah der letzte Ausruf, ohne daß ich darauf Acht haben konnte.

Ausruf. Die Frau redet wohl jetzt unnütz. Die Frau hat ja die sechs Gulden einen Kreuzer ehe angeboten, als der Herr **Strohhau-**

ser

ſer mit der Frau geredet hat. Von dieſem Anboth hat die Frau ſchon nimmermehr zurückgehen können; die Frau **Fauſtſchlagerinn** hat ſodann gar kein weiteres Anboth mehr gemacht, und hiemit bleibt die Frau die Käuferinn.

Wucherhof. Dießmal zu einer Lizitazion gegangen, und künftig zu keiner mehr — Da ſind die ſechs Gulden ein Kreuzer. —

Kommiſ. Langſam, Frau **Wucherhoferiñ!** langſam! — Es gehen vierzig Kreuzer ab — Sehe die Frau nur her; der Frau ihr Geld iſt da, wie ſie es hergelegt hat.

Wucherhof. Das kann nicht ſeyn. Dieſe vier Stücke machen einmal einen Gulden zwanzig Kreuzer —

Kommiſ. Wenn die Zehnkreuzerſtücke einmal zwanzig Kreuzer gelten werden, dann hat die Frau recht.

Wucherhof. Mein lieber Gott; So habe ich die Zehner für Zwanziger verkannt. Aber

ſind

sind sie nicht wirklich großmächtige Zehner? — Da sind noch vierzig Kreuzer darauf. Ich wüßte das Bild nicht um zween Gulden zu verkaufen.

Großwämpel. Das ist erstaunlich; wie man obacht geben muß, daß man von solchen Weibern nicht betrogen wird.

Anieweit. Die Wucherhoferinn hat sich recht selbst auf das Eis geführet.

Rubenstingel. Dieser schadet es gar nicht. Hat es schon längst bei denen herumgebracht, die von ihr Geld ausleihnten.

Anoruf. Da haben wir abermal ein schönes Bild mit einem Ochsen, der durch den heiligen Silvester vom Todten erwecket worden.

Dummstörner. Was ist das für eine Geschichte?

Anor. Der gewaltige Zauberer Zambres ein Jud hat gesagt: Der Name unseres Gottes ist schreck-

schrecklich; und um dieses zu beweisen, sagte er einem wilden Ochsen, den der damalige Kaiser durch viele starke Männer mit vielen Stricken gebunden herbeibringen ließ, nur ein einziges zauberisches Wort in sein Ohr, und der Ochs fiel auf einmal todt darnieder. Sankt Silvester aber, weil die Juden schrieen, daß sie ihm glauben wollten, wenn er durch den Namen seines Gottes den Ochsen wieder lebendig mache —

Dummstirner. Haben denn die Juden einen andern Gott, als wir?

Auer. So mache mich der Herr nur nicht irre in meiner Erzählung! — Sankt Silvester bath also Gott, er wolle die Juden durch diesen wieder lebendig gemachten Ochsen bekehren; und erweckte hierauf den Ochsen nicht nur vom Tode, sondern befahl ihm auch hinzugehen, woher er gekommen, ohne jemanden zu verletzen, welches der Ochs alsobald that. Dieses Bild ist in der Schätzung um sieben Kreuzer.

Wüstenkopf. Zwanzig Kreuzer.

Auer.

Ausr. Ist verkauft für zwanzig Kreuzer zum ersten — zum anderten — Gibt Niemand mehr? und — zum dritten — und letztenmal. — Der Ochs, Herr **Wüstenkopf!** ist wohl um ein Spottgeld. — Nun! Da ist ein Bild für die Frauen. Es stellet die heilige Frau Melania vor, von welcher der Pater Kochem schreibt, daß sie durch ihr Disputiren viel Irrende zum wahren Glauben gebracht hat. Sie konnte perfekt griechisch reden; sie konnte die heilige Schrift des neuen und alten Testaments schier auswendig, weil sie dieselbe alle Jahre dreimal ablas. Sie verdiente ihr Brod mit Bücherschreiben. Sie wollte die ewige Keuschheit halten; aber ihr Gemahl willigte nicht ein, und sie gebahr ihm einen Sohn und eine Tochter, so aber beide gestorben; wornach ihrem Mann die Augen eröfnet worden, daß er die Eitelkeit der Welt besser erkannte. Sie hat ihrem Manne eben wegen Liebe zur Keuschheit schon ehe davon laufen wollen; wenn es ihr nicht fromme und verständige Herren widerrathen hätten. Endlich hat sie ihren Mann beredet, daß auch er mit ihr das rebellische Fleisch gepeiniget hat. Sie hat lange zu thun gehabt, bis sie ih-

ihren Mann zur Tragung schlechter Kleider gebracht hat, weil er erstaunlich auf prächtige Kleider und auf alle neue Moden versessen war. Sie hatten ungeheuren Reichthum; verwendeten aber alles meistens auf Bau und Stiftung der Klöster. Achzig, neunzig, hundert und dreyzig waren in einem einzigen solcher gestifteter Klöster. Die Mannspersonen selbst begehrten von ihr, in der wahren Tugend unterrichtet zu werden.

Schödelöd. Wirkte sie denn keine Mirakel?

Anor. Das erste Mirakel (sagt Pater Kochem) war dieses, daß sie der Kaiserinn Eudoxia, welche sich aus Anstalt des Teufels einen Fuß aus dem Gelenke getretten hatte, denselben ohne Schmerzen wieder einrichtete. Mehrere Mirakel (sagt Pater Kochem) mag ich nicht beschreiben, damit diese Legende nicht zu schwer falle.

Nieswurz. Einen Fuß in das Gelenk wieder einrichten, ist noch kein Mirakel. Ich habe schon mehrere Arme und Füsse, die aus dem

Ge-

Gelenke kamen, ohne Schmerzen auf schickliche Art einrichten gesehen.

Schwerdmaul. Das Bild muß ich haben. Wie ist es geschätzt?

Auor. Fünf und zwanzig Kreuzer.

Schwerdm. Vierzig Kreuzer.

Faustschl. Einen Gulden.

Terrüthaarin. Einen Gulden zwanzig Kreuzer.

Schwerdm. Zwei Gulden.

Brummeisinn. Zwei Gulden dreyzig Kreuzer.

Handfest. Drei Gulden.

Auor. Das ist recht, Herr Handfest! Der Herr hat ohnehin noch nichts gekauft. — Herzu! Herzu, Frau Ganzkortauninn! Warum

so

so spät zu unserer Lizitazion? — Jetzt kommen's erst daher, die Rechten. Herzu, Frau **Zankenöderinn**, Frau **Tamburinn**, Frau **Pumpermettin**, Frau **Lärmschlagerinn**. Da haben wir ein schönes Bild von einer Heiligen, die auf griechisch disputirt hat. Bis jetzt ist es für drei Gulden verkauft.

Ganzkartau. Drei Gulden dreyzig Kreuzer.

Handfest. Unter uns geredet, Herr **Niswurzer!** Mit diesen Weibern lizitire ich nicht. Die sind in einem Komplote, und stehen in allen Lizitazionen zusamm, daß Niemand anderer etwas kaufen kann.

Auer. Drei Gulden dreyzig Kreuzer zum ersten — zum anderten — und — zum drittenmal. Das Geld muß die Frau Ganzkartauninn dem Herrn Kommissarius geben. — Was will denn der Thürhüter bei uns hier?

Thürhüter. Da habe ich ein Dekret, welches vom Herrn Kommissarius alsogleich gelesen, und befolget werden solle.

Kommis.

Kommiſ. Werde gleich ſehen, Wie es lautet. — — Meine liebe Leute! Es iſt gut, daß wir noch beiſamm ſind, und von den lizitirten Sachen nichts hinweggetragen iſt. Da erhalte ich ein Dekret, welches alſo lautet: „ Demſelben wird hiemit bedeutet, von den „ albernen Kloſterbildern und Statuen kein „ einziges in öffentliche Feilbietung zu brin„ gen; weil dergleichen Bilder den Leuten viel„ mehr aus den Augen geraumet, als hier„ durch die Vorurtheile, Mißbräuche, Aber„ glauben, und fabelhaften Legendengeſchichten „ beim Volke erhalten, und noch ferneres ver„ breitet werden müſſen. Alles, was hiemit „ von dergleichen Bildern und Statuen aus „ dem Depoſitorium noch nicht davon getragen „ iſt, iſt zurück zu halten, und zu verbren„ nen; indem man durchaus keinen Kauf hier„ über ratifiziret haben will.

Fauſtſchl. Das wäre nicht übel; wenn wir unſere Zeit da umſonſt verloren hätten.

Kommiſ. Das mache die Frau mit der Obrigkeit aus; und die Frau rede ſchon gar nichts;

nichts; denn die Frau weis, wie sie sich in der öffentlichen Lizitazion, und in meiner Gegenwart betragen hat. Sonst erstatte ich in Ansehung der Frau einen besonderen Bericht, der nicht gut ausfallen wird. Genug! Ein jedes bekömmt sein Geld zurück. Die Statuen und Bilder bleiben aber hier.

Stadtkapl. O! Das ist ein heilsamer Gedanke. Gott sey Dank!

Wästenk. Das Dekret hätte aber doch ehe zugestellet werden können. So wären die Leute nicht vergebens hieher gekommen.

Kommis. Das lasse der Herr der Obrigkeit zu verantworten über. Glaubt der Herr, daß in Kanzleien alles so geschwind zugestellet werden kann, als der Kellner im Wirthshause sogleich Wein und Bier daher bringen muß, wie es verlangt wird? Wenn einmal eine Obrigkeit ihre wichtige Ursachen hat, einen auch schon geschlossenen Verkauf nicht gelten zu lassen; so wird sie diese Ursache gegen jeden, der sich darüber aufhalten will, schon zu vertheidigen

digen wissen. Wegen so alberner Bilder wird wohl die Vertheidigung leicht seyn, da jeder sein Geld zurückbekömmt, und ohnedieß so viele nur aus Zeitvertreib und Vorwitz zu Lizitazionen kommen.

Anor. Packen wir zusamm. — Die Frau **Sturmglockinn** ist doch nicht vergebens da gewesen. Sie hat zween Gulden profitirt. Man kann freilich nicht sagen; sie weis selbst nicht, wie sie dazu gekommen; denn sie hat dabei Haare lassen müssen. Aber genug! Sie hat zween Gulden profitirt; und alle übrige haben auch in so weit profitirt, als sie sich dabei eine Unterhaltung gemacht, und deswegen gar nicht abgewehret haben.

Kommis. Komme nur ein jedes hieher um sein Geld. Der Herr Protokollist wird jeder Person aus dem Protokoll zeigen, was sie bezahlet hat, und das wird bei einem Kreuzer zurückgestellet.

Anor. Jetzt haben eure Hohwürden Herr Stadtkaplan die schönste Zeit, den Leuten zu

ihrer Beruhigung eine nützliche Lehre zu machen.

Stadtkapl. Nicht wahr? Das wieder gut zu machen, was der Herr verdorben hat.

Auor. Ich halte selbst nichts auf alle diese Geschichten. Aber weil andere Leute etwas darauf halten, und der Verkauf Geld einträgt; so muß man ja sein möglichstes thun, um den Leuten solche Bilder und Statuen zu empfehlen, und ihnen hiezu Lust zu machen.

Stadtkapl. Der Herr ist hierinn sehr irrig. Bei keiner Waare darf die Empfehlung so weit gehen, daß man eine schlechte Waare für eine gute ausgebe. Man darf kein Gift für ein nützliches Getränk anpreisen, und in Religionssachen, wo nichts als Wahrheit und Würde sich einfinden lassen solle, soll man auch den Vorstand der Leute mit albernen, abergläubischen, und erdichteten Sachen nicht vergiften. Bei einer Lizitazion, wo Juden und andere Glaubensgegner sich gleichfalls einfinden, macht dieses der Religion gar wenige Ehre.

Ausr. Seyn eure Hohwürden versichert; die zween Juden, welche da waren, sind aufgeklärte Köpfe. Sie wissen, daß in jeder Religion beim Pöbel erzdumme Meynungen sind; und sie selbst haben mir schon von denen Narrheiten gesagt, die auch unter ihnen von ihren Rabinern beim Pöbel erhalten werden. Sind doch die Protestanten auch nicht leer von einer Menge Thorheiten, die beim Pöbel noch fest gehalten werden.

Stadek. Uibel genug! Wir müssen aber einmal bei unseren Leuten keine Beförderer und Nährer der Albernheiten seyn.

Ausr. Aber unsere Legenden sind ja gedruckt, so daß sie auch jeder von unseren Glaubensgegnern lesen kann. Auch von unseren Glaubensgegnern haben schon viele aus Neugierde sich in unsre Wahlfahrtsörter begeben, und dort die Patres Schatzmeister angehöret, wie sie mit vielem Unsinne die ungegründesten Mirakel für gegründet und wahr ausgeben. Die Bilder in Kirchen und Klöstern mit den albernsten Vorstellungen hiengen vor aller Augen her-

herum, so daß sie gleichfalls von Glaubensgegnern gesehen werden konnten. Dieses alles, wozu die geistlichen Herren das Meiste beitragen, macht ja weit öffentlicher unserer Kirche eine Unehre, als ich da bei meinem Ausrufen gemacht habe; wo es zuletzt jeder merken konnte, daß es nur auf das Geld abgesehen ist.

Stadtk. Bescheidene Leute wissen wohl, daß es auch bei den Legendenschreibern und bei den Klöstern auf das Geld abgesehen war. Bescheidene Glaubensgegner selbst wissen, daß vernünftige Katholiken alles dieses nicht glauben, und nicht billigen. Aber auch unter dem Volke muß man sich zur Ehre unserer heiligen Religion bemühen, eine Aufklärung hierinn zu erwirken, und dergleichen Gegenstände ebenso aus den Augen, als die unrichtigen Begriffe aus den Köpfen zu bringen.

Ausr. Eure Hochwürden machten zuletzt auch den Bildhauern und Malern ein schweres Gewissen, wenn sie sich zur Verfertigung dergleichen Statuen und Bilder für baares Geld gebrauchen liessen.

Stadtk.

Stadtk. Ohne allen Zweifel; diejenigen, welche, ob sie schon Christen waren, Bilder und Statuen zum Gebrauch anderer abgöttischer Leute verfertigten, wurden vor Zeiten vom heiligen Abendmahle ausgeschlossen. * Um wie viel gröſſer ist also die Verantwortung, wenn ein Christ für Christen eine Arbeit verfertiget, die zu einer der Wahrheit und Reinigkeit der Religion entgegen gesetzten Andächtelei dienet? Hiezu muß man sich um Geld nicht gebrauchen lassen, ** zu geschweigen, daß man sich noch Mühe gebe, hiedurch die Leute um ihr Geld zu bringen.

Auor. Ich habe geglaubt, eure Hochwürden sollen diesen Leuten da eine Lehre machen, und jetzt habe ich eine Predigt bekommen.

Stadtkapl. Sehe sich der Herr nur um; es sind schon mehrere hinter dem Herrn, die uns

zu

* Bingham. Orig. eccles. volum. 7. pag. 212.

** In nullo necessarius esse debeo aliis, quam faciunt, quod mihi non licet. Tertulian. de idol. CXI.

gehöret haben. Ich bin auch überzeugt, daß sie meine Worte ganz gegründet finden, und sich hierüber leicht beruhigen werden, daß sie diese albernen Bilder und Statuen da lassen müssen. Unser lieber Gott, und unser lieber Herr Jesus der einzige und hinlängliche Mittler bei Gott, durch den wir alles erhalten können, ist besser, als solche Bilder. Was das närrisches ist, daß einige alles voll Bilder vor ihren Augen haben wollen; und die Hauptbilder, die vor Ihnen sind, sehen sie nicht.

Ausr. Was sind das für Hauptbilder? Ist schon etwas bei Lizitazionen vorgekommen?

Stadtk. Weis der Herr nicht, daß jeder Mensch das Ebenbild Gottes ist? Sind unsere Nebenmenschen nicht also die Hauptbilder, auf die wir hinsehen sollen? Statt bei einer Lizitazion werden diese bei dem Armeninstitut ausgerufen.

Kommis. Wir sind mit allem fertig. Gehen wir also! — Ich danke euer Hochwürden für

für die gute Predigt; ich habe alles unter währendem Auszahlen gut gehöret; und hier haben ſie das Geld, welches ſie ohnehin nur hergegeben haben, um den Leuten die Bilder zu entziehen, die nun ex officio hinweggeſchafft werden müſſen.

Stadtk. Ich bin dafür verbunden, daß ich ſo gut wieder mein Geld zurückbekomme.

Kommiſſ. Schlieſſe der Herr Ausrufer das Depoſitorium gut zu. Das Weitere muß morgen befolget werden.

Ausr. Ich bin zu Befehl.

VII.

Die Lebkuchen *
oder
der vernünftige Knab.

Kinderwärterinn. Nicht, sage ich, Edouard! Beiß dem heiligen Florian den Kopf nicht ab.

Edouard. Warum denn nicht? — Die Frau Margaret hat ja gesagt, daß sie uns Lebzelten (Lebkuchen) zum Essen kaufen wolle.

Kinderw. Hast denn nicht lebzeltene Schisfel genug? Die esse; das übrige trage nach Haus, und laß mir den Heiligen ganz.

Edouard. Das ist ja nicht der Heilige selbst, sondern nur ein Lebzelten.

Kinderw.

* In unserer Volkssprache Lebzelten.

Binderw. Du Frau, du geschnäppiger; ist es nicht genug, daß es doch ein Bildniß des Heiligen ist? — Wirst du die Heiligen so in Ehren haben?

Eduard. Wenn das wider die Ehre des Heiligen ist; so solle man auch ihr Bildniß nicht auf Lebzelten machen, und sie nicht mit dem Meed verkaufen.

Binderw. Bub, Bub! Du hast Reden, die von dir nicht viel Gutes hoffen lassen.

Eduard. Sorge sich die Frau Margaret nicht; seit dem ich aus dem Kinderzimmer gekommen bin (was ich vorher-schon lange, o schon gar lange gewünschen habe) seitdem ich einen eigenen Instruktor bekommen; so bin ich weit ein braverer Kerl, als vorher, hat der Herr Vater gesagt.

Binderw. Ja, ja! Gerathen hast du schon, es kommt nur aufs Gutthun an.

Eduard. Sieht die Frau Margaret! der Wilhelmerl hat seinem heiligen Nikola schon die Füsse abgebissen. Das ist wohl noch ärger; denn der Herr Vater sagt immer: er könne die nicht leiden, die den Heiligen die Füsse abbeissen.

Lebkuchenkrämer. Ihr Herr Vater hat nicht damit sagen wollen; daß man den lebzeitenen Heiligen die Füsse nicht abbeissen solle; sondern er wird erkläret haben, daß auf die nicht viel zu halten sey, die Scheinheilige sind, und bei allem ihrem Bethen, und bei allem ihrem fortwährendem Küssen der gemalenen oder geschnitzten Füsse der Heiligen, gleich als ob sie dieselben abbeissen wollten, die Gebothe Gottes, die Gebothe der Kirche, die Nächstenliebe, die Befehle ihrer Vorgesetzten, und die, ihnen obliegenden Schuldigkeiten und Arbeiten nicht erfüllen. Daß man aber den lebzeitenen Heiligen die Füsse nicht abbeissen dürfe, das hat ihr Herr Vater gewiß nicht gesagt.

Eduar. Der Herr hat Recht, und hat nicht Recht.

Zinderm.

Linderw. Laße ſich der Herr nur mit dem Buben in einen Diſput ein, ſo wird der Herr den ganzen Tag nicht fertig.

Lebkuchenkr. In was habe ich denn Recht, junger Herr! und in was nicht?

Edu. Was der Herr von Scheinheiligen geſagt hat, da hat der Herr Recht; denn ſo, gerade ſo hat der Herr Vater auch geſagt. Aber daß der Herr von lebzeitenen Heiligen redet, da hat der Herr nicht Recht; denn lebzeitene Heilige giebt es nicht.

Linderw. Plappere nur zu!

Lebkuchenkr. Der junge Herr hat ja ſelbſt erſt geſagt; daß der Wilhelmerl ſeinem heiligen Nikola die Füße abgebißen; da es doch nicht der heilige Nikola, ſondern nur deſſen Abbildung im Lebzelten iſt.

Eduar. Wenn mir das vom Herzen gegangen wäre, hätte ich auch gefehlet, daß ich ſo geredet habe; denn ein Lebzelten iſt ein Lebzelten,

ren, und wenn er auch einen Heiligen vorſtellet; ſo ſolle man ihn nicht den Heiligen nennen. Ich habe nur der Kindsfrau, die mir verbothen hat, dem heiligen Florian den Kopf abzubeiſſen, zeigen wollen, daß auf dieſe Art der Wilhelmerl dem heiligen Nikola ſchon die Füſſe abgebiſſen habe.

Linderw. Der Bub hat alle Anlagen, ein Denker und Plauderer nach der heutigen Weis zu werden.

Lebkuchenkr. Mit einem Worte, der junge Herr wünſchte, daß auf den Lebkuchen gar kein Heiliger vorgeſtellet wäre.

Edward. Freilich wünſchte ich das. Meine Frau Mutter hat unterſchiedliche Model zu Hauſe zu Germmändeln, Gugelhupf, Krebsbescherln; aber das habe ich nie geſehen, daß ihr ein Heiliger einen Model zu einem Kuchen abgeben müſſe; habe auch nie gehöret, daß ſie zu der Köchinn geſagt hat: Backe ſie mir einen heiligen Nikola, oder einen heiligen Florian aus dem Schmalz heraus. Die Heiligen

muß

muß man ja verehren, und nicht Küchel daraus machen.

Binderw. Nun! Was habe ich gesagt? Was hält der Herr von diesem Pürschel?

Lebkuchenkr. Frau! Das Kind hat ausserordentliche Vernunft, und beschämt mich.

Eduard. Je, je! Frau Margaret! Meine Schwester die Roserl hat gar das ganze Kindel, welches ihr die Frau gekauft hat, schon gegessen.

Binderw. O du ärgerliches Mädel! Ist noch dazu ein recht schönes Jesukindel gewesen, so du hättest nach Haus bringen, und der Frau Mutter zeigen sollen. — Wo hast du denn deine schmerzhafte Mutter Gottes?

Roserl. Die habe ich auch schon gegessen, Frau Margaret! bis auf die sieben Schmerzen.

Binderw.

Kinderw. Gleich ſtecke die ſieben Schmerzen in dein Fürtuchſäckel, und eſſe keinen Biſſen mehr davon. Soviel Gefräß iſt nicht geſund im Magen.

Eduard. Ha, ha, ha! Stecke die ſieben Schmerzen in's Fürtuchſäckel, ſoviel Gefräß iſt nicht geſund im Magen.

Kinderw. Was iſt das für ein gottloſes Lachen? Willſt du meiner ſpotten, du Fratze du?! Von dir werde ich wohl das Reden nicht lernen?

Eduard. Aber gedenke die Frau Margaret nur; wenn das die ſieben Schmerzen wären, ſo hätte ja meine Schweſter jetzt den Fürtuchſack voller Schmerzen; und wenn es die ſieben Schmerzen wären, ſo dürfte ſie ja auch die Frau Margaret kein Gefräß nennen. Die ſieben Schmerzen Mariä ſind ja kein Gefräß. Sieht die Frau Margaret, daß es gut wäre, wenn auf Sachen, die verzehret werden, und die verunehret werden können, keine heilige Sachen abgebildet würden?

Lebkuchenkr.

Lebkuchenkr. Wie alt iſt denn der junge Herr?

Kinderw. Neun Jahre iſt er alt; und ich bin froh, daß ich ihn ſchon ſeit zweien Jahren aus dem Kindszimmer habe. Nur heut habe ich ihn mitnehmen müſſen, weil ſein Inſtruktor zu ſeinen Aeltern nach Hauſe gereiſet iſt.

Eduard. Er kömmt morgen ſchon wieder zurück; und ich bin recht froh.

Kinderw. Geh, ſchweig ſtill mit deinem Frohſeyn; war'ſt immer froh, wenn ich dir, da du noch in dem Kindszimmer wareſt, etwas erzählet habe. Ich habe dem Buben nie genug erzählen können.

Eduard. Bedanke mich gar ſchön für dieſe Erzählungen; der Herr Vater hat mich hübſch ausgeſitzet, daß ich alles das habe glauben wollen. Meynt die Frau Margaret, ich habe es nicht gehöret, wie der Herr Vater der Frau Margaret verboten hat, uns Kindern ſolche

Sachen von Geſpenſtern und Geiſtern, von Hexen und Zauberern, und von verwunſchenen Schlöſſern zu erzählen. Ich habe bei der Zimmerthür zugehört, und habe alles genau gehöret.

Binderw. Der Loſer an der Wand hört ſeine eigene Schand.

Eduard. Freilich habe ich meine eigene Schande gehöret, und ſchäme mich noch, daß ich alles das geglaubt habe. Aber jetzt fürchte ich keine Hexen, und keine Geſpenſter mehr; und der Herr Vater hat geſagt, daß ich ſogar das nicht zu glauben ſchuldig ſey, was uns die Frau Margaret aus der Legende vorgeleſen; weil ſo viele Fabeln darinn ſind, und die Heiligen nur in dem nachzuahmen ſind, was wirklich Tugend iſt, und womit jeder in ſeinem Stande heilig werden kann.

Lebkuchenkr. Den heiligen Nikola fürchtet der junge Herr alſo auch nicht?

Eduard. Diesen gar nicht. Der Heilige selbst steigt ja niemal vom Himmel herab, sondern Hausknechte und Hausbediente, oder andere Leute kleiden sich mit bischöflichen Kleidern an, als ob sie der heilige Nikola wären, und schrecken die Kinder. Mein Herr Vater hat uns nie so schrecken lassen; Aber bei unserem Nachbar hat die Tochter vom Hause die kleine Mannerl die Gicht bekommen, weil sie der Nikola zu stark erschrecket hat. Ich sage es jetzt immer allen Kindern, daß sie sich nicht erschrecken lassen sollen, und daß der Nikola sowohl, als der Grampus gemeiniglich Hausknechte seyn, wie es mir mein Herr Vater gesagt hat.

Lebkuchenk. Der Herr Vater hat das gesagt?

Eduard. Ja, der Herr Vater hat das gesagt. Er hat auch noch zu der Frau Mutter gesagt (wie ich es an der Thür wohl gehöret habe) daß die Aeltern, die ihre Kinder so schrecken lassen, es zu verantworten haben werden; weil sie sich nicht bestreben, ihre Kinder mit

wahr-

wahrhafter und vernünftiger Art zum Gehorsam zu bringen, und den Kindern dadurch Verstand und Gesundheit verderben; daß das Nikolakommenlassen eine Entehrung des heiligen Nikola sowohl, als eine, für die bischöfliche Kirchenkleidung entehrende Gassenkomödie sey; und daß bei diesen Nikolaauftritten ebenso, wie auf dem Nikolamarkte sich die Erwachsenen die ärgerlichsten Mißbräuche, und losesten Streiche erlauben. Ei! Das merke ich mir allzugut, und lasse mir das, was der Herr Vater sagt, nicht mehr aus dem Kopfe reden.

Lebkuchenk. Wen hat denn der junge Herr lieber, den Herrn Vater, oder die Frau Mutter?

Eduard. Sage mir der Herr; steht in den Gebothen Gottes darinn, daß man länger lebt auf Erden, wenn man den Vater lieber, als die Mutter, oder die Mutter lieber, als den Vater hat?

Lebkuchenkr. In den Gebothen Gottes steht freilich nur das; daß wir Vater und Mutter in Ehren haben sollen, auf daß wir lange leben auf Erde.

Eduard. Nun! So sieht ja der Herr, daß ich keinen Unterschied machen darf, und den Herrn Vater so, wie die Frau Mutter ehren muß.

Lebkuchenkr. Ja, ja! Was die Ehrerbietung und den Gehorsam, und den schuldigen Dank, und dergleichen betrift, hierinn hat der junge Herr schon Recht, daß Vater und Mutter auf gleiche Art geehret werden müssen. Aber gemeiniglich hat man doch zu dem einen mehrere Gemüthsneigung, als zu dem anderen. Die Frauen Mütter machen nicht so oft finstere Gesichter, wie die Herren Väter; die Frauen Mütter reden nicht so oft im strengen Tone, wie die Herren Väter; von den Frauen Müttern bekommen die Kinder in Eßwaaren und anderen Dingen mehrere Geschenke, als von den Herren Vätern; die Frauen Mütter lassen den Kindern ehe etwas hingehen, als die Herren Väter.

Eduard. Aüweh! Sey der Herr ſtille mit ſeinen Herren Vätern und ſeinen Frauen Müttern, ſonſt bekomme ich das Grimmen. Ich höre von meinem Herrn Vater keine andere Worte und keine andere Lehren, als von meiner Frau Mutter; und wenn ich fehle, ſo ſind die Verweiſe, die die Frau Mutter gibt, denen vollkommen gleich, die ich vom Herrn Vater bekomme. Auch die Belohnungen, wenn ich mich beſonders gut aufführe, und was ich ſonſt erhalte, bekomme ich jederzeit von allen Beiden. Beide muß ich darum bitten, und bei Beiden muß ich mich bedanken; kurz, der Herr Vater und die Frau Mutter ſind immer mitſamm einverſtanden.

Binderw. (dem Lebkuchenkrämer heimlich in das Ohr) Kinder und Narren reden die Wahrheit. Seine Frau Mutter iſt freilich mit ſeinem Herrn Vater ſo einverſtanden, daß ſogar auch ſie in Andachtsſachen eben ſo aufgeklärt ſeyn, und die Kinder ſo erzogen haben will, wie er. — Aber um Gotteswillen, Roſerl! heißt das gehorſam ſeyn? — Haben alſo die

sieben Schmerzen wieder aus dem Fürtuchfäckel heraus, und gegessen werden müssen?

Lebkuchenkr. Lassen sie es; es schadet der Mamsel Roserl nicht.

Binderw. Herr! Der Herr weis es nicht, wie haiglich das Mädel ist.

Eduardel. Schau, Roserl! Die sieben Schmerzen hättest du gar nicht essen sollen. Weil es sieben Degen sind, hättest du morgen damit dem Herrn Fechtmeister, wenn er zu unserem Bruder Fritz kömmt, ein Geschenk machen können.

Binderw. O du ausgelassener Pursche und Erzbösewicht! Willst du gleich von dem Gespötte gegen die sieben Schmerzen ablassen?

Eduard. Ich weis nicht, warum aber auch die Frau Margaret nicht von dem ablassen kann, daß sie immer den Lebzelten die sieben Schmerzen nennet. Mit denen Schmerzen, die die Mutter unsers lieben Heilandes bei allen

ter Gelegenheiten, da ihm durch Verfolgung, Weinen, Marter und Tod ſo vieles Leiden zugefüget worden iſt, unzählige gehabt haben wird, werde ich Zeitlebens kein Geſpött treiben. Aber daß ſie auf den Lebkuchen neben Wein, Bier, und Meed zum Verkauf und zum Verzehren da ſtehen; daß die Schmerzen unſerer lieben Frau eben nur auf ſieben an der Zahl ausgerechnet werden; daß man die ſieben Schmerzen mit ſieben Degen vorſtellet, die unſerer lieben Frau alle auf der Bruſt ſtecken, das gefällt gewiß unſerer lieben Frau ſelbſt nicht.

Kinderw. Wie ſoll man denn die Schmerzen der Mutter Gottes anders vorſtellen, als durch Degen?

Eduard. Aber unſere liebe Frau hat ja auch Freuden gehabt?

Kinderw. Freilich hat ſie auch Freuden gehabt.

Eduard. Nun! Gefiele der Frau Margaret, wenn man diese Freuden so vorstellte, daß man unserer lieben Frau sieben Geigen anhenkte?

Linderw. Bist du stille mit solchen Narredeien?

Eduard. Es wäre freilich eine Narredei, und eine entehrende Narredei, der lieben Mutter unseres Heilandes sieben Geigen zum Zeichen aller ihrer Freuden anzuhenken; aber sieben Degen als Zeichen aller ihrer Schmerzen ihr in die Brust und in das Herz zu stecken, kömmt mir eben so unschicklich vor. Die Frau Margaret wird gewiß auch in ihrem Leben Freude und Leid gehabt haben; so wie alle Leute Freude und Leid haben; aber wenn sich die Frau Margaret abmalen ließe; so würde sie sich doch nicht mit sieben Degen abmalen lassen. Mein Herr Vätter, der Pfarrer war, ist auch zu Hause abgemalen; und der Herr Vater hat oft gesagt: „Der Mann hat viele Verläum-„dungen, Verfolgungen, und Kränkungen bis „zum Tode sogar von einigen Geistlichen lei-„den müssen; weil er ein vernünftiger Mann „war, und es mit den Mißbräuchen nicht

„ge-

„ gehalten hat. „ Deswegen hat ihn aber der Herr Vater nicht mit sieben Degen auf der Brust abmalen lassen.

Binderw. Ei! Was heißt dein Plappern. Auf diese Art dürfte man also die Schmerzen der Mutter Gottes auf den Bildern gar nicht vorstellen.

Eduard. Wenn man die Begebenheiten malet, die ihr Leiden verursachet haben, und sie dabei als betrübt abgemalen wird; so ist ja ihr Schmerz dadurch genug angedeutet.

Lebkuchenkr. Weil der junge Herr die sieben Schmerzen und die Bilder der Heiligen auf dem Lebzelten sogar nicht leiden kann; davon aber doch so gescheid und anständig die Ursache zu sagen weis; so verehre ich dem jungen Herrn hier einen lebzeltenen Türken, dem darf man schon den Kopf abbeissen. Ich wollte, ich hätte alle Türken hier, und könnte ihnen so die Köpfe abbeissen.

Eduard. Ich nicht. Wenn ich ein Soldat wäre, und wider die Türken ſtreiten müßte; nun ſo würde ich auch das thun, was ein Soldat aus Schuldigkeit thun muß; aber auſſer dem iſt der Türk ſo gut mein Nebenmenſch, als ein anderer. Juden, Heiden, Türken, und alle Menſchen, wenn ſie gleich nicht unſeres Glaubens ſind, dürfen wir nicht beleidigen: Wir müſſen ihnen als unſeren Nebenmenſchen vielmehr Gutes thun. Das ſagt der Herr Vater recht oft; der Herr Inſtruktor ſagt es auch, und der Herr Katechet prediget uns gar oft davon, und zeiget uns aus dem Evangelium, daß unſer Heiland auch ſo geredet, und gehandelt habe.

Lebkuchenkr. Bei meiner Treu! Der junge Herr wird einmal ein rechtſchaffener Mann werden.

Eduard. Meynet es der Herr?

Lebkuchenkr. Nicht nur meyne ich es, ſondern ich hoffe es zuverläſſig.

Binderw. Ich nicht; er iſt allzuſchlimm.

Eduard. In was bin ich ſchlimm? — Ich naſche nicht; ich nehme keinem Menſchen etwas; ich gebe Niemanden einen Spitznamen; ich raufe nicht; ich bethe, wenn es Zeit iſt; ich lerne meine Sache; ich geſelle mich nicht zu ſchlimmen Kindern. Daß ich zur Rekreazionszeit herumſpringe, das iſt alles, und das dauert auch nicht länger, als bis der Herr Vater oder die Frau Mutter, oder der Herr Inſtruktor ſagt: Es iſt jetzt genug.

Binderw. Haſt du mir nicht neulich erſt meine Kerzel ausgeblaſen, die ich vor meinem Herrgott auf der Wieſe angezunden. — Haſt du mir nicht auch die Franziskus de Paulakerzen mitten unter dem Donnerwetter ausgeblaſen? — Haſt du mir nicht mein altes Skapulier vom Tiſche hinweggenommen? Haſt du nicht geſagt: Ich muß ſehen, ob keine Läuſe darinnen ſind? und haſt du mir nicht endlich das ganze Skapulier zerſchnitten? — Haſt du mir nicht meine Wetterkränzel von den Fenſtergittern herabgelöſet? — Haſt du mir nicht mei-

meinen Hexenrauch bei dem Fenſter hinabgeſchüttet? — Haſt du mir nicht das Heiligendreikönigwaſſer, was ich ohnehin nur aus groſſer Gnade unter der Hand bekommen habe, unter den Geſundheitsbrandwein, den ich mir angeſetzet, hineingegoſſen? Ich habe nicht gewußt, warum mein Brandwein ſo ſchlecht geworden, bis ich ihm auf ſeinen boshaften Streich gekommen bin. Heißt das nicht die Leute um das Ihrige, und ſie in Verdruß und Zorn bringen?

Lebkuchenkr. Junger Herr! Das ſind ſtarke Vorwürfe.

Eduard. Gar nicht. Einen beſonderen Herrgott auf der Wieſe gibt es nicht. Wir haben nur einen Gott, der im Himmel, und in allen Wieſen, Aeckern, Gärten, Straſſen, und Gebäuden, und überall gegenwärtig iſt. Ich habe der Frau Margaret auch nur dabei die Kerzen erſparen wollen. Bethe die Frau Margaret in der Kirche, dort brennen ohnedieß Kerzen; oder bethe die Frau Margaret auch zu Hauſe zu Gott dem Herrn, aber,

nicht

nicht zum Herrgott auf der Wieſe, und mit ſo vielen Kerzeln, die zur Andacht nichts beitragen. Daß ich die Franziskus de Paula Kerze auslöſchte, das geſchah darum, weil die Kerze ſchon bis an die Kapuze des heiligen Franziskus hinabgebrannt iſt. Es wäre ihm ja die Kapuze, hernach der ganze Kopf, und alsdann der ganze Leib Stückweiſe weggebrannt. — Skapulier, Wetterkränzel, Hexenrauch finde ich in meinem Katechismus nicht; und der Herr Vater hat auch geſagt, daß ſolche Dinge nicht zur wahren Andacht gehören, ſondern auf Aberglauben hinausgehen; und daß das Vertrauen auf Gott bei dem Bemühen, unſere Pflichten zu erfüllen, weit beſſer ſey. Sieht die Frau Margaret, deswegen habe ich die Frau Margaret von allem dem befreien wollen. Mir iſt leid genug, daß ſich die Frau Margaret dabei erzörnt hat. Dem Herrn Vater habe ich es nicht ſagen wollen, um nicht ohne Noth einen Zuſchwätzer zu machen, und ihn in Zorn zu bringen. Ich habe es alſo nicht geſcheider anzuſtellen gewußt, um der Frau Margaret dieſe Sachen aus dem Wege zu räumen.

Binderw.

Binderw. Du haſt mir nichts aus dem Wege zu räumen. Hätteſt du meinen Brandwein nur in Ruhe gelaſſen.

Eduard. Nun mein Gott! So habe ich alſo bei dem Brandwein am meiſten gefehlet. Erinnere ſich aber die Frau Margaret nur, daß ſie ſelbſt zween Täge vorher geſagt: **Der Brandwein iſt mir beinahe zu ſtark.** Nun dachte ich alſo, daß ich ihn mit dem Heiligendreikönigwaſſer ſchwächer machen könne, und daß es der Frau Margaret lieb ſeyn werde, noch dazu ein ſolches Waſſer darunter zu haben, auf deſſen Weihe die Frau Margaret ſo vieles hält.

Binderw. Wenn ich was Geweihtes trinken will; ſo trinke ich einen geweihten Wein, der den Johannesſegen hat; dort thut die Weihe bei dem Trinken gut. Die Weinweihe, nicht die Waſſerweihe gehöret zum Trinken.

Eduard. O meine Frau Margaret! Die Frau hätte neulich unſeren Herrn Katecheten hören ſollen, wie er wider die Mißbräuche losgezogen, die mit dem Heiligendreikönigwaſſer

waſſer getrieben werden. Er hat uns recht ſchön erzählet, wie vor Alters überhaupt ſich die Leute öfters gewaſchen und gebadet haben; wie hernach vor den meiſten Kirchen Brunnen geweſen, wo ſich die Leute Hände und Geſicht gewaſchen haben, bevor ſie in die Kirche giengen; vor einigen Kirchen aber zu demſelben Ziel und End nur Schäffer und Kannen mit Waſſer ſich vorgefunden haben; * wie ſodann bei dieſen Wäſſern die Chriſten ſchon in währendem Waſchen, und ehe ſie in die Kirche eingetretten, zur Erbittung des göttlichen Segens, und der göttlichen Gnade gebethet haben, und hiedurch theils von heidniſchen, **

theils

* Euſeb. Lib. X. cap. IV. Paulin. epiſt. XII ad Severum. Chryſoſt. hom. L. II. in Matth. tom. I. pag. 566a. edit francof.) Hom. LXXII. in Ioan. (ibid. p g. 465a) Hom. III. in Ephes. (tom. V. pag. 888.) In Pſalm. CXL. (tom. III. opuſc. pag. 477.

** Quum limen templi transgreſſurus eſſet, Sacerdos verbenas aqua tinctas manu geſtans gentilium more ingredientes conſperſit. Sozom. Lib. VI. c. VI.

theils von den jüdischen * Versöhnungs- und Reinigungswässern und Besprizungen mit demselben zu einem besseren Gebrauch geleitet worden; wie die besondere Wasserweihe, die mit dem Weihen des Taufwassers nicht zu vermengen, und hiemit auch nicht in die ersteren Jahrhunderte der Kirche zu setzen sind, in spätern Zeiten ** an verschiedenen hohen Festtagen und feyerlichen Zeiten, und hiemit auch am Feste der Erscheinung Christi, oder an dem sogenannten Heiligendreikönigentage vor sich gegangen, und daher das Weihwasser auch das Heiligendreikönigwasser genannt; endlich aber zwischen dem Heiligendreikönigwasser und dem Weihwasser, als wenn jenes ein besonderes Wasser wäre, ein Unterschied, und zuletzt gar verschiedener Mißbrauch damit gemacht worden.

---

* Num. XIX. 9.

** Concilium Nannetense can. 4. *Neque majoris authoritatis est* decretum sub nomine Alexandri Papæ can. 20. quo præcipitur, aquam sale consperſam populis benedici, ut ea cuncti aspersi Sanctificentur, & purificentur; Scitur enim, ritum hunc ætate hujus Pontificis esse recentiorem. Van Espen Tom. III. edit 1ma. pag. 655.

Lebkuchenkr. Wie ſich der junge Herr alles dieſes ſo gut gemerket hat.

Eduard. Man muß ſich's wohl merken; denn man höret es ja ſo oft, und der Herr Vater fraget immer haarklein alles aus, was der Herr Katechet geſagt hat.

Binderw. Was ſie bei jetzigen Zeiten den Kindern alles lehren! — Meiner Zeiten war man gar nicht bekümmert, zu wiſſen, wann der Gebrauch des Heiligendreikönigwaſſers oder des Weihwaſſers angefangen habe. Ich halte auch noch nichts auf alle dieſe Erzählungen, und glaube vielmehr, daß die Heiligendreikönige ſelbſt ſchon Waſſer geweiht, und auf der Reiſe ihren kranken Kameelen und Mauleſeln werden gegeben haben, wie es jetzt den kranken Pferden, Kühen, Ochſen, und anderem Vieh gegeben wird.

Eduard. Schau die Frau Margaret, wie der Herr Lebkuchenkrämer lacht. Er weis gar gut, daß es weder Könige, weder eben drei an der Zahl, ſondern Weiſe aus Morgenland geweſen, die zur Krippe gekommen. Ein weiſer

ser verständiger Mensch gibt gewiß keinem Maulesel und keinem Vieh das Heiligendreikönigwasser; sondern er gebraucht die ordentlichen Hilfsmittel gegen die Viehkrankheiten, und empfiehlt hernach sich und alles das Seinige Gott, ohne abergläubische Dinge zu treiben; das hat der Herr Katechet gesagt, und der Herr Lebkuchenkrämer wird gewiß auch so sagen.

Lebkuchenkr. Der junge Herr, weil er gar so brav ist, muß von mir ein Geschenk annehmen. Weil er nun aber auch sogar dem Türken den Kopf nicht abbeissen will; so habe ich hier ein schönes lebzeltenes Lämmlein. Bei diesem wird wohl das Kopfabbeissen ohne alle Besorgnisse vor sich gehen.

Eduard. Wäre es nicht Lebkuchen, sondern wirklich ein lebendiges Lämmlein; so wäre es wohl auch sicher vor mir; unmöglich könnte ich ihm etwas zu Leide thun. Keinem Vieh, sagt der Herr Vater, muß man muthwillig etwas zu Leide thun. Gott hat alles zum Nutzen der Menschen erschaffen; ausser dem aber darf

man

man auch kein Vieh muthwillig quälen, und peinigen. Die Frau Mutter sagte gar: Bosheit und Muthwille gegen das Vieh zeige von keinem guten Herzen, und arte gemeiniglich in Bosheit und Muthwillen gegen den Menschen aus. Und der Herr Vater gab der Frau Mutter hierinn nicht unrecht.

Lebkuchenkr. Da der junge Herr sogar gegen das Vieh ein so gutes Herz hat; so wird sich also noch weniger ein Mensch jemals zu fürchten haben, daß ihm der junge Herr einmal als ein grosser Mann etwas zu Leide thue.

Eduard. Dafür behüte mich Gott. Wenn es nur auf mich ankömmt, solle allen vielmehr alles Gutes, als etwas Leides wiederfahren. Aber schlecht genug, daß (wie der Herr Vater erst neulich gesagt hat) oft die Leute das, was man ihnen Gutes thut, für übel ausrechnen, und sich so boshaft betragen, daß man ihnen sodann noch mehr Uibles zur verdienten Strafe wiederfahren, oder sie in dem üblen Zustande, den sie sich selbst gewählet haben, stecken lassen muß.

Lebkuchenk. Und das merkt ſich der junge Herr alles ſo, wie es der Herr Vater ſagt?

Eduard. Freilich wohl! — Ich höre nichts lieber, als wenn mein Herr Vater mit jemanden, beſonders mit unſerem Herrn Katecheten diskuriret; da gebe ich auf jedes Wort Acht, wie ein Häftelmacher. Alles kann ich mir freilich nicht ſo merken, daß ich es eben ſo daher ſagen könnte, wie es der Herr Vater, oder der Herr Katechet daher geſagt hat. Aber nach und nach bringe ich doch etwas davon zuſammen. Herr! Da habe ich mit Hören und Merken zu thun gehabt, wie ſie von den Niederländern diskuriret haben.

Binderw. Das war wohl unnöthig. Wäre er nur ſo fromm, wie die Niederländer.

Eduard. Nein, Frau Margaret! Dieſe Frömmigkeit verlange ich mir Zeitlebens nicht. Gegen den Kaiſer ungehorſam ſeyn, und Urſache geben, und mithelfen, daß alles über und über geht, und viel tauſend Leute ihr Leben und Hab und Gut einbüßen, das iſt keine

re Frömmigkeit. So (ſagte der Herr Katechet) haben es Chriſtus und die Apoſtel nicht gemacht. Ja, ja! (ſagte der Herr Vater) Andächtelei iſt nicht Andacht; Heuchelei iſt nicht Frömmigkeit; Aufruhr iſt nicht Eifer; Schwärmerei und Mißbrauch iſt nicht Glaubensſache; Streiten und Darreinſchlagen iſt nicht Lehren und Predigen; Eigennutz iſt nicht reine Abſicht; Freiheit iſt nicht Zügelloſigkeit. Das müſſen doch entſetzliche Geiſtliche ſeyn (ſagte die From Mutter) die das arme Volk ſo irre führten, ſoviel Unheil ſtifteten, und noch ſelbſt dazu das Schwerd in die Hand nehmen konnten. Ich habe auch was dazu geſagt.

Lebkuchenk. Was hat wohl der junge Herr noch dazu ſagen können?

Eduard. Ich habe geſagt: Ich bin doch noch nicht groß, und ſchäme mich doch, ſolche Sachen zu treiben, was dort erwachſene Leute, die vernünftiger und verſtändiger ſeyn ſollten, getrieben haben. Brave! (hat der Herr Katechet geſagt) und hat mich zugleich beehret; wie ich alſo Gott und meinen

Lel-

*Aeltern danken solle, daß ich von meinen jungen Jahren an einen besseren Unterricht, und eine bessere Erziehung bekomme. *

Lebkuchenk. Jetzt wünschte ich, daß unser bester Landesfürst den jungen Herrn reden hörte, der würde ein Wohlgefahlen haben, und sogleich sagen; der junge Herr solle sich er-

---

* Der vortrefliche J. Andreas Serrai fängt sein Werk von dem berühmten Katecheten mit dem Beweise an; daß nur Aufklärung und reiner Unterricht von Jugend auf wahrhaft gute Christen, und wahrhaft nützliche Staatsmitglieder hervorbringe, und daß der Satz falsch sey: daß die, die in der Dummheit stecken, allenthalben biegsamere Unterthanen sind. Was die Widersetzlichkeit gegen Aufklärung verursachet, muß man nicht der Aufklärung zuschreiben. Uibrigens muß freilich die Aufklärung mit Klugheit geschehen, um das Volk einsehen zu machen, daß dieselben, welche es in der Schwärmerei erhalten wollen, gar nicht für Religion und das gemeine Beste, sondern nur für sich selbst aus Eigennutz und Selbstherrschsucht besorgt sind, und das Volk zum immerwährenden Opfer machen wollen.

etwas ausbitten. Was würde sich der junge Herr ausbitten?

Eduard. Herr! Da gieng es mir hart, wenn ich nicht vorher meinen Herrn Vater darum fragen könnte; denn eine dumme Bitte wollte ich auch als Knab um alles in der Welt bei einem solchen Herrn nicht anbringen. Er wird dumme Bitten genug anhören müssen, die er nicht gewähren kann; der Herr Vater aber ließe mich gewiß keine unschickliche Bitte machen.

Lebkuchenk. Wenn der junge Herr aber den Herrn Vater vorher darum nicht befragen könte, sondern von dem Landesfürsten überrascht würde?

Eduard. Nun! So wollte ich ihn nur bitten, versichert zu seyn, erstens, daß ich ihn liebe; zweytens, daß ich ihm immer treu und gehorsam seyn werde; drittens, daß ich mich seiner Einsicht und Güte, die mein Herr Vater nie genug anrühmen kann, vollkommen überlasse; und viertens, daß ich stäts zu Gott

um

um ſeine Erhaltung bethen werde. Gott wird mir ſodann durch ihn ſchon das Weitere geben, was zu meinem Beſten iſt; denn Gott (ſagt der Herr Vater) leitet uns durch die Landesfürſten.

Lebkuchenk. Bravo, junger Herr! Bravissimo!

Eduard. Herr! Ich muß noch ehe viel lernen, bis ich um was mehreres bitten kann; denn eben erinnere ich mich, daß der Herr Vater neulich zu dem Herrn Katecheten geſagt hat; daß er wünſche, daß alle Bitten, die dem Landesfürſten gemacht werden, vorher in einem reinen Gehirne, und in einem reinen Herzen verfaßt, und wohl überdacht werden. Hiezu fehlet mir noch zu viel. Der Herr Vater ſagt auch immer: Bub, Bub! mache mir keinen dummen Streich; denn auf eine Dummheit folgt gemeiniglich die andere; und zuletzt würdeſt du auch als Groſſer noch ſo dumm, wie ein Bub reden und handeln. — Dafür bedanke ich mich; wenn ich groß werde, will ich auch geſcheid ſeyn, und mich nicht vor

ge-

geſcheiden Leuten lächerlich machen, oder einem unverſtändigen und unerzogenen Buben gleich gehalten werden.

Lebkuchenk. Was will denn der junge Herr dermaleinſt werden?

Eduard. Das iſt auch eine Frage, die mein Herr Vater nicht leiden kann. Wie kann denn ich ſchon jetzt ſagen, zu was ich dermaleinſt tauglich ſeyn werde? — Jetzt lerne ich einmal fleißig, was ich zu lernen habe, und wünſche nur überhaupt ein braver Mann zu werden, wie mein Herr Vater iſt. Das verſpreche ich dem Herrn, daß ich kein lebzeitener Heiliger, kein lebzeitener Geiſtlicher, kein lebzeitener Soldat, und durchaus kein lebzeitener Herr werden, auch nicht blos da zur Schau unter Wein, Bier, und Meed ſtehen, und noch weniger mich um Geld verkaufen laſſen wolle.

Binderw. Mache er jetzt einmal ein End mit ſeinem Plaudern; wir müſſen nach Haus gehen.

Lebkuchenk.

Lebkuchenk. Nun! So nehme der junge Herr also von mir dieses schöne lebzeltene Osterlämmlein als ein Geschenk an.

Binderw. Nun! bedanke dich dafür, Eduardel!

Eduard. Ich bedanke mich freilich dafür; denn ich kann es nicht annehmen.

Lebkuchenk. Warum denn nicht?

Eduard. Unseren lieben Herrgott (sagt der Herr Katechet) muß man nicht als ein Lamm, sondern in menschlicher Gestalt vorstellen; denn er hat nicht die Gestalt eines Lammes, sondern eines Menschen angenommen.

Lebkuchenk. Wird denn nicht Christus das Lamm Gottes genannt, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt?

Eduard.

---

* Concil. Trull. c. 82. (Tom. VI. conc. pag. 1178.)

Eduard. Ja, ja! Gleichnißweise; aber der Herr Katechet sagte; Christus habe sich auch als den Weg zum himmlischen Vater, und einen wahren Weinstock genannt; und doch wäre es unschicklich, Christum als eine Post- oder Landstrasse, oder als einen Weinstock abzumalen. Von meinem Herrn Vater sagt die Frau Mutter immer: er hat Augen, wie ein Falk, und sieht alles. Der Herr Vater heißt die Frau Mutter immer eine sorgfältige Henne. Von unserer Hausmeisterinn der Lisel sagt der Herr Vater auch immer: Das Weib ist wie ein guter Kettenhund, so Niemand verdächtigen in das Haus läßt. Sollte ich deswegen meinen Herrn Vater als Falken, meine Frau Mutter als Henne, die Hausmeisterinn Lisel als einen Kettenhund abmalen lassen? — Die Frau Margaret müßte ich gar als eine Lichtputze abmalen lassen.

Linderw. Was hast du wieder mit mir?

Eduard. Nun! Hat der Herr Vater neulich nicht gesagt: die Frau Margaret sey eine andächterische Lichtputze, die die Kerze, wenn sie noch

so

ſo gut brennet, immer putzen will, aber dieſelbe gemeiniglich auslischt, daß man ſodann gar kein Licht, und nebſt der Finſterniß noch von der ausgelöſchten Kerze Geſtank hat.

Kinderw. Gehn wir, ſage ich, es iſt ſchon Zeit nach Haus zu gehen.

Lebkuchenk. Nun! So nehme der junge Herr — —

Kinderw. Heiß der Herr ihn nicht immer junger Herr; er iſt ja kein adelliches Kind.

Eduard. Ich bin adelich genug, wenn ich brav bin, hat der Herr Vater geſagt.

Lebkuchenk. Richtig. Nun ſo nehme der junge Herr da eine Tafel vom guten Nürnbergerlebzelten, da iſt gar keine Figur, zugeſchweigen die eines Heiligen darauf.

Eduard. Ein Wort; den nehme ich mit dem Bedingniß, daß ihn der Herr wieder von mir als ein Geſchenk zurücknimmt.

Lebkuchenk.

Lebkuchenk. Da hätte ich also immer meine Sache wieder zurück, und der junge Herr hätte kein Geschenk von mir.

Eduard. Langsam, Herr! Der Herr schenkt mir ja den Lebzelten?

Lebkuchenk. Ja!

Eduard. Ich nehme ihn an; und jetzt gehört er mein; nicht wahr?

Lebkuchenk. Ja!

Eduard. Mit meinen Sachen kann ich thun, was ich will; und deswegen schenke ich dem Herrn meinen Lebzelten wieder mit dem Bedingniß, daß er denselben statt meiner verkaufen, und das Geld einem Armen, der keines Lebzeltens, sondern des lieben Brodes bedürftig ist, geben solle. Ich weis, meinem Herrn Vater und meiner Frau Mutter, die den Armen ungemein viel Gutes thun, und mir immer von der Barmherzigkeit gegen den armen Nebenmenschen so nachdrückliche Lehren geben,

ist

ist das Recht; denn sonst wollte ich ohne ihr Wissen nichts thun.

Lebkuchenk. Junger Herr! Dieser Zug von ihnen verdient, daß ich noch heute nicht nur den Werth dieses Lebkuchens, sondern vier Gulden in das Armeninstitut gebe; und gewiß werde ich es geben.

Eduard. Ich danke dem Herrn, und verlasse mich darauf. Sey der Herr versichert, daß ich des Herrn sein Versprechen auch sogleich meinen Aeltern erzählen, und heute Nacht darüber den sanftesten Schlaf haben werde.

Binderw. So gehen wir einmal, sage ich. Wir haben die höchste Zeit; wir müssen sehen, auch noch ehe den Segen bei der Abendlitanei zu bekommen.

Lebkuchenk. Hiezu ist es schon zu spät. Sehen sie; da kommen schon Leute auf meine Krambude zu. Ein sicheres Zeichen, daß der Segen vorüber ist; denn nur zur Segenszeit ist sonst Niemand bei meiner Bude.

Eduard.

Eduard. Nun! Unter der Predigt und Christenlehre wird doch auch Niemand mit Lebkuchenessen und Meedtrinken sich abgeben, sondern das Wort Gottes, und den Unterricht hierüber anhören?

Lebkuchenk. Unter der Predigt und unter der Christenlehre habe ich bei meiner Bude Leute genug, die sich das Essen und Trinken wohl schmecken lassen. Nur unter den Hohämtern und Litaneien nicht; weil dabei eine Musik, und sowohl Anfangs, als Zuletzt ein Segen gegeben wird; welches die Leute in die Kirche zieht.

Eduard. Nun mein lieber Gott! Das sind Christen, daß es Gott erbarme! — Zu Hohämtern, Litaneyen, und Segen —

Binderw. Willst du gleich still seyn, du Fratz du! — Was unterstehest du dich gegen die heiligen Segen zu reden? — Mir ist leid genug, daß ich den Segen versäumt habe.

Eduard. Ich habe keinen Segen versäumt. Gott hat schon längst alles, und hiemit auch mich gesegnet. Die Segen in der Kirche, und alle die Segen, die von den Geistlichen gegeben werden (sagt der Herr Katechet) sind Gebethe

zu Gott, daß er uns ſeines väterlichen Segens fortan theilhaft werden laſſe. Der ſonſt ſeine Schuldigkeit nicht erfüllet, und ſich des göttlichen Segens unwürdig macht (ſagt der Herr Vater) bekömmt deswegen den Segen nicht, weil er nur zum Segen in die Kirche geht, oder ſich über etwas den Segen ſprechen läßt.

Kinderw. Geh, geh! Marſchiren wir! — Du machest kein End. Wir bitten um Verzeihung, mein Herr! daß wir ihnen ſo lange ungelegen waren.

Lebkuchenk. Ganz und gar nicht ungelegen. Es war mir vielmehr ein Vergnügen, von einem ſolchen jungen Herrn ſoviel Schönes und Beſcheidenes gehöret zu haben. Ich bitte mir bald wieder die Ehre aus.

Eduard. Vergeſſe der Herr nur auf das nicht, was der Herr verſprochen hat, noch heut in das Armeninſtitut zu geben.

Lebkuchenk. Nein! Noch heute werde ich das Verſprochene entrichten.

Eduard. Nun das iſt brav! Behüte den Herrn Gott!

Lebkuchenk. Auch ſie, junger Herr!

End des dritten Bands.

Die Heiligen

nach den

Volksbegriffen.

Vierter Band.

Leipzig,
bei Rohrmoser und Bergmeister, 1791.

Je heiliger, und wahrer die Religion ist, desto mehr fodert sie, daß man den Gläubigen in Ansehung alles dessen, was zum Aberglauben gehöret, ihren Irrthum benehme: ebendeswegen empfiehlt der heilige Paulus dem Thimotheus ausdrücklich erdichtete Erzählungen und Fabeln nicht anzuhören. Er wußte, daß die Menschen, welche von Natur dazu geneigt sind, sich durch blendenden Augenschein hintergehen zu lassen, sehr leicht Sachen für wahr annehmen, und glauben, welche ausserordentlich zu seyn scheinen, und daß sie solchen etwas Wunderbares zuschreiben. — Es war sich nicht zu verwundern, daß die Heiden abergläubisch waren, weil ihre Religion selbst nichts als Aberglaube war; aber darüber ist es sich zu verwundern, daß das Christenthum unter seinen Schülern er-

leuchtete sieht, welche die wichtigsten Pflichten vernachlässigen um Fabeln zu verehren, und kindische Kleinigkeiten auszuüben. Wenn es falsche Fromme gibt, welche die Religion entstellen, so seyd ihr um desto strafbarer, wenn ihr euch auf die Schilderungen, die man von ihr macht, verlasset, da der höchste Gesetzgeber euch gegen diese Menschen verwahret hat, welche den andern solche Lasten auflegen wollen, die sie nicht mit der Spitze des Fingers berühren möchten; gegen die Menschen, welche sich fürchten eine Mücke zu verschlucken, und die ein Kameel verschlingen; gegen jene, welche sich mit Schaaffellen bedeckt zeigen, und inwendig reissende Wölfe sind; gegen jene, welche sich bemühen ihre Gesichter zu entstellen, um zu zeigen, daß sie fasten; gegen jene, welche

che sich für vollkommener halten, als die andern, und welche sich einbilden, man müsse viele Worte hersagen, um erhöret zu werden. Ferne von der Religion den Heuchler, den Schwärmer, den Abergläubischen. Aufrichtig, sanftmüthig, geduldig, wie ihr göttliches Oberhaupt, kennet sie keine andere Waffen, als die Uiberzeugung.

Pabst Klemens XIV. in der Rede über den Aberglauben und von der Religion.

Inhalt

des vierten Bandes.

I. Das Kerzelweib.

II. Die Gesellschaft bei der Gräfinn Ida.

III. Der Meister Tischler.

IV. Das Konstitutum.

V. Der Klosterpoet.

VI. Der Kranke im hitzigen Fieber.

VII. Die Legendenschreiber im Reiche der Todten.

VIII. Der Author, sein Hausher, und dessen alte Muhme.

I.

Das Herzelweib.

Herzelweib. Achtung geben! Nur nicht fallen.

Meinrad. Ich bedanke mich für der Frau ihr **Achtung geben, nur nicht fallen,** wenn man schon gefallen iſt, und auf dem Boden liegt.

Herz. Mein Gott! Wie iſt mir ſo leid, daß auch den Herrn Meinrad bei meiner Zimmerthür dieſes Unglück getroffen.

Meinr. Das iſt ja ein ſo unſchicklicher Eingang in der Frau ihr Zimmer, daß er nicht unſchicklicher ſeyn könnte. Die Zimmerthür geht innerhalb des Zimmers auf. Man denkt gar nicht, daß fünf Stafeln herab ſind, und will ſo gerade fortgehn. Die Thür hat

noch

noch dazu ihre ganze Schwere hinein, und eine solche Schwere, daß man mit Gewalt hineingerissen wird, und sich nicht mehr vom Fallen erhalten kann.

Herz. Ich kann auch nicht dafür, daß es so ist. Aber ich bethe alle Tage, daß sich nur Niemand Hände und Füsse breche, oder sich gar zu todt falle.

Meinr. Das wäre mir eine angenehme Zimmerthür, zu der man eine eigene Andacht stiften sollte, um sich nicht Hände oder Füsse zu brechen, oder sich nicht gar todt zu fallen.

Herz. Hat sich der Herr stark wehe gethan?

Meinr. Gib mir die Frau nur meine runde Perücke her, die bis zum Fenster hingeflogen ist. Geh die Frau geschwind, sonst kömmt mir der Frau ihr alter Hund dort über die Perücke auch noch.

Herz.

Berz. Hät' dich Moretel! Pfui! Gleich geh hintern Ofen auf'n Polſter! — Nein, nein! Es iſt ihr nichts geſchehen der Perücke.

Meinr. Es wäre mir auch gar nicht lieb, wenn ihr was geſchehen wäre. Ich habe in allem nur zwo Perücken. Ohnehin war ich ſchon einmal mit einer unglücklich, die mir bei der Prozeſſion ein ungeſchickter Windlichträger angezündet hat, dergeſtalt, daß ich ſelbſt ſie brennend vom Kopfe werfen, und mit Füſſen darauf ſpringen mußte. Dieſe Perücke da habe ich mir zum Lyten Bruderſchaftsfeſt machen laſſen, kurz vorher, ehe mein Anſagerdienſt ſammt der Bruderſchaft aufgehöret hat. Dieſe Perücke trage ich zum Angedenken, ſolang ſie immer dauern kann.

Berz. Das iſt recht ein heiligmäſſiges Vorhaben, Herr Meinrad! Habe der Herr nur ein rechtes Vertrauen auf die heilige Glizeria. Dieſe iſt eine Patroninn zur Erhaltung der Kopfhaare.

Meinr.

Meinr. Frau! Meine eigene Kopfhaare habe ich schon längst verloren; ebendeswegen trage ich ja die Perücke.

Herz. Auch die heilige Glizeria hat ihre Haare verloren; denn es ist ihr die Haut sammt den Haaren von dem Kopf gerissen worden; aber über Nacht hat ihr ein Engel Haut und Haar schöner als vorher auf den Kopf gesetzet. Das waren also sodann auch nicht mehr ihre von der Natur, sondern durch die Kunst des Engels auf ihr Haupt gesetzte Haare. Ich wüßte also nicht, warum die heilige Glizeria nicht auch eine Patroninn für längere Dauer der Perücken seyn sollte. Hätte der Herr von jeher nur auch die heilige Karithina zur Patroninn erwählet; so wäre auch jene Perücke, die dem Herrn verbrannt worden, unverletzt geblieben. Dieser Heiligen wurden sogar glühende Kohlen auf das Haupt gestreuet, um ihre Haare zu verbrennen; und doch ist durch diese Kohlen nicht ein Haar verletzet worden. Eben dieser Heiligen, der man nachhin die Haare abgeschnitten, solche zu Boden geworfen hat, und mit Füssen darauf gesprungen ist, sind

in

in einem Augenblicke frische Haare gewachsen, die viel schöner, als die vorigen waren. — Aber wenn sich der Herr durch den Fall nur keinen Schaden zugezogen hat. — Kann der Herr nicht aufstehn?

Meinr. Lasse die Frau nur Zeit. — Gott sey Dank! Ich spüre weiter sonst nichts, als daß mir der linke Arm und der linke Fuß, worauf ich gefallen bin, und die rechte Hand, womit ich mich an der Thürschwelle fest halten wollte, ein wenig wehe thut. — Hat die Frau keinen Seifenzeiß, daß ich mich damit ein wenig einschmieren kann?

Berz. Steh der Herr nur auf; ich weiß etwas viel Besseres.

Meinr. Nun! Da stehe ich schon wieder! Aweh! Das war ein Fall! Thut mir recht weh mein linker Fuß, und meine rechte Hand.

Berz. Es wird alles gleich gut werden. Setze sich der Herr Meinrad nur da nieder; ich werde gleich meine heilige Hausmittel hervorsuchen.

Meinr. Was hat denn die Frau für heilige Hausmittel?

Herz. Sieht der Herr Meinrad nicht, wie mein ganzes Zimmer mit kleinen papiernen Bildern ausstaffirt ist? Es sind lauter heilige Patronen für alle Gattungen Unglücksfälle und Krankheiten. Für einen jeden Unglücksfall, für eine jede Krankheit, ja für ein jedes Anliegen, und für einen jeden Wunsch, den der Mensch machen kann, habe ich einen heiligen Patron. Von jedem Bilde habe ich auch etwelche Abdrücke, wovon ein Abdruck an der Wand hanget, die anderen Abdrücke aber immer in der Lade aufbewahret sind, damit ich meinem bedrangten Nebenmenschen ein solches Bild auf den schadhaften Theil, oder wenn er sonst ein Anliegen hat, auf das Herz legen kann, damit ihm um das Herz herum leichter wird.

Meinr. Wirklich! Die ganze Lade voll Bilder!

Herz.

Herz. Nicht wahr? Schau der Herr am seinen linken Fuß an, ob er eine Wunde hat. Das muß ich vor allem wissen; denn ist er offen, so nehme ich ein Bild von dem heiligen Peregrin; und damit es noch geschwinder hergeht, ein Bild von dem heiligen Rochus dazu, und lege sie auf die Wunde.

Meier. Offen ist der Fuß nicht, aber er schwillt mir.

Herz. Nun! Nehmen wir also ein Bild von dem heiligen Makarius, ein Bild von dem heiligen Bavo, und ein Bild von dem heiligen Landoaldus. Dem heiligen Makarius sind nämlich auch einmal die Füße so aufgeschwollen, daß er zu sterben vermeynte. Allein der heilige Bavo und der heilige Landoaldus erschienen ihm, und machten ihn wieder gesund. Für aufschwellende Füße kann man also gar keine bessere Patronen seyn, als diese.

Meier. Ich dächte, nur der heilige Bavo und der heilige Landoaldus wären nothwendig; denn der heilige Makarius war der, der nur

an

an der Fußgeſchwulſt kuriret worden iſt, aber nicht ſelbſt kuriret hat.

Herz. Das thut nichts. Eben weil er hieran kuriret worden, und hauptſächlich, weil er ſelbſt ehe die Fußgeſchwulſt erfahren hat; ſo iſt er hiedürch auch ein Patron gegen die Fußgeſchwulſten geworden. Iſt nicht deswegen die heilige Ottilia wider das Augenweh eine Patroninn, weil ſie ſchon mit Augenſchmerzen auf die Welt gekommen, und ſodann von dem heiligen Erhard hieran kurirt worden? Iſt nicht deswegen die heilige Apolonia eine Patroninn wider das Zahnweh, weil ihr in der Marter alle Zähne ausgeſchlagen worden? Ob ſie gleich weder Zähne mehr bekommen hat, weder die Nachlaſſung des Zahnſchmerzens, wenn kein Zahn mehr im Munde iſt, mit der Vertreibung des Schmerzens an noch ſtehenden Zähnen, weder auch das Zahnausſchlagen mit dem Zahnausbrechen, ausgenommen bei einem unſchicklichen Zahnarzten einerlei iſt. Eben ſo iſt die heilige Azatha eine Patroninn wider die Bruſtſchmerzen, weil ihr in der Marter die Brüſte ausgeriſſen, aber ſodann wieder von dem

dem heiligen Petrus an den Leib frisch und gesund angesetzet worden. Sieht der Herr Meinrad?

Meinr. Ja, ja! Die Frau redet so überzeugend, daß man nichts dagegen sagen kann. Gebe die Frau also nur den heiligen Makarius auch her, damit ich ihn auf die Geschwulst lege.

Kerz. Lege der Herr also jetzt diese Bilder nur auf die Geschwulst, wie es sich gehöret. — Nicht so, Herr Meinrad! Der heilige Makarius muß der erste auf der Geschwulst liegen. — So ist es recht. — Jetzt lege der Herr den heiligen Bavo darauf — über das Kreuz. Herr Meinrad! — Du tausend Mann! hat denn der Herr nie gesehen, wie man etwas kreuzweis legt? — Jetzt ist's Recht. — Nun den heiligen Landoaldus abermal über das Kreuz, damit er dem heiligen Makarius gleich liegt. Die Geschwulst ist stark; aber bis Morgen ist alles verschwunden. Nicht das mindeste andere Mittel brauche der Herr weiters dagegen. Die drei heiligen Bilder sind genug, um die Geschwulst hinwegzudrängen.

Meinr. Hätte ich das gewußt, daß die Frau so verläßliche Mittel hat; so wäre ich neulich schon um die Bilder dieser Heiligen gekommen, da ich mir, als ich von dem Abendessen aus dem Wirthshause fort- und nach Haus gehen wollte, herunten im Hofe, weil es schon finster war, den rechten Fuß recht schmerzlich an ein dortliegendes Halbeimerfäßel angestossen habe.

Berz. Da wären diese Bilder nicht zu gebrauchen gewesen, mein Herr Meinrad! sondern wir hätten das Bild des heiligen Nazarius auflegen müssen. Weil nämlich der Kaiser Nero auf der Jagd sich den Fuß hart verletzte, und sich einbildete; die Götter seyn über seine Nachläßigkeit in Bestrafung der Christen erbittert, und haben ihm aus dieser Ursach den Fuß so hart verletzen lassen; so hat er auch sogleich den heiligen Nazarius durch die Schergen erstaunlich mit Füßen stossen lassen. Wenn also ein Fuß durch Stossen verletzet worden; so kann man zu keinem anderen heiligen Patron, als zu diesem gehen. Wie steht es denn mit des Herrn seinem linken Arm?

Meinr.

Meinr. Es ist mir nicht anders, als wenn ich daran angebohret würde, und eben so ist es mir in der rechten Hand.

Herz. Auf der Hand sieht man keine Geschwulst. Zieh der Herr seinen Rock aus, damit man den Arm auch sehen kann.

Meinr. Vom Herzen gern, wenn die Frau so gut seyn will, und will mir auch zum Arm sehen.

Herz. Warte der Herr! Ich helfe dem Herrn.

Meinr. Schönen Dank! Ein alter Rock, der ohnedieß kaum mehr am Leibe hält, ist bald ausgezogen. Mein Gott! Die Zeiten sind hart, man kann sich nicht sogleich ein neues Kleid schaffen. — Nun! Sehe die Frau den Arm wohl an.

Herz. Herr! Eine Geschwulst sehe ich nicht. Wir wollen das Bild des heiligen Bonitus darauf legen. Diesen Heiligen hat einmal ein

Lahmer gebethen; der Heilige wolle nur die Hand auf seinen preßhaften Schenkel legen. Der Heilige sagte freilich (wie Ribadeneira schreibt) So viel kann ich dir wohl zu Gefallen thun; aber mein Anrühren wird dir eben soviel helfen, als wenn dich ein Ochs anrührete. Allein kaum hat der Heilige die Hand auf den schadhaften Theil geleget; so war der Lahme hieran geheilet. Das ist ein grosser Patron für allerlei Zustände, und sind etliche, die sein Handwasser getrunken haben, ihrer Krankheit ledig geworden. Zu diesem Heiligen kann der Herr auch noch aus zween Ursachen sein ganzes Zutrauen haben; denn, wie ich sehe, hat der Herr etwas von einem Aussatz, und gegen den Aussatz ist er gar ein besonderer Patron. Weiters hat diesem Heiligen die göttliche Mutter selbst ein gewebtes Kleid zum Geschenk gemacht; er wird also dem Herrn auch leicht zur Uiberkommung eines neuen Kleides helfen können. Zwar gegen den Aussatz kann ich dem Herrn auch ein Bild vom heiligen Anselm, Bischof zu Kandelberg geben. Dieser Heilige heilte auch durch sein Handwasser dergleichen Krankheiten.

Meinr.

Meinr. Ich ſage aber der Frau nochmal, daß mir an dieſem linken Arm und der Hand nicht anders iſt, als wenn mir jemand mit einem Bohrer darinn herumarbeitete; ich ſpüre es immer mehr.

Terz. Nun! So nehmen wir noch ein anderes Bild dazu, nämlich von der heiligen Charitas, welcher der Landpfleger Antiochus ihren ganzen Leib etlichemale durchbohren ließ. Es drang das Bohren durch Mark und Bein, alſo, daß man das Krachen und Knallen der Knochen von Ferne hören konnte. — Halte der Herr nur ſtill, damit ich die zwei Bilder wieder kreuzweis auflegen kann. — Aber warte der Herr! Wir wollen mit eben dieſen Bildern vorher auch des Herrn ſeine rechte Hand reinigen.

Meinr. Die Frau kann nicht glauben, was das für ein Schmerz iſt. Ich dächte doch, es wäre gut, wenn ich mich mit Seifengeiſt ſchmierte, oder bei einem Bader mich Raths erholte.

Herz. Das iſt alles nicht nöthig. Der Herr wird ſehen, was dieſe Bilder für eine Kraft haben.

Meinr. Aber Frau! Ungeachtet derer Bilder, die ich auf den Fuß aufgelegt habe, fängt mir nun der Fuß auch an, weher zu thun.

Herz. Ich bitte den Herrn; Habe der Herr nur ein rechtes Vertrauen auf dieſe Bilder, und brauche der Herr ſonſt nichts. Alles wird gut werden; bis Morgen empfindet der Herr nicht das Mindeſte mehr.

Meinr. Nun! Meinetwegen.

Herz. Ich binde dem Herrn die Bilder ſchon ſo gut an den Arm, daß ſie nicht herabfallen können. — Gut iſt's. Jetzt lege der Herr wieder ſeinen Rock an, und laſſe mich der Herr hiezu helfen.

Meinr. Die Bilder haben Zeit, daß ſie helfen; denn der Schmerz wird immer ärger.

Herz.

Kerz. Ja! Das glaube ich; jetzt greifen die Heiligen erſt recht an. Das iſt ein gutes Zeichen. So, ſo, Herr Meinrad! Jtzt ſetze ſich der Herr wieder ein wenig nieder. Ich will dem Herrn zum Zeitvertreib meine andere heilige Patronen zeigen. Da ſieht der Herr meinen heiligen Valentin, einen Studentenpatron.

Meinr. Zu was bedarf denn die Frau eines Studentenpatrons?

Kerz. Herr! Der war mir, ſo lange ich Kerzelweib war, der nothwendigſte. Ich habe ja mein Lebtag von Niemanden ſoviel gelitten, als von Studenten. Beim Hineingehen in die Kirche und beim Herausgehen trieben ſie ihr Geſpött mit mir; zerſchlugen mir etwelche wächſerne Opferz oder ſtahlen mir gar etwelche Kerzel. Der heilige Valentin war mir aus der Legende bekannt, wie er eine groſſe Menge Studenten, welche bei dem Kraton in die Schule giengen, bekehrte. Deswegen pickte ich ſogleich das Bild dieſes Heiligen an meinen Stuhl, und klagte es auch hernach dem Pater Profeſſor, worauf ich Ruhe hatte.

Meinr. Sieht die Frau, daß die Frau selbst nebst dem Bilde noch ein anderes Mittel gebraucht hat, nämlich die Klage beim Pater Professor. Der wird die Studenten derb hergenommen haben, und hiedurch wurde der Frau Ruhe verschaffet.

Herz. Der Herr irret sehr, und kennt die Studenten zu wenig. Diese bekümmern sich um die Ermahnung ihrer Professoren sehr wenig. Hätte mir der heilige Valentin nicht geholfen, gewiß wäre mir das Jahr hindurch von den Studenten noch mehr zu Leid geschehen. — Um diesen Heiligen, den der Herr da sieht, werde ich recht geplagt, nämlich um den heiligen Erzbischof Leo. Dieser behütet vor aller Gefahr bei der Geburt; und deswegen habe ich wegen seiner einen Anlauf nicht nur von einigen Weibern, sondern auch (mein Gott! wie wir schwache Menschen sind) von mehreren Dienstmägden, die mich noch als Kerzelweib kannten, und oft bei mir Briefe ablegten, damit dieselben sodann von ihren Bekannten abgeholet werden konnten. Dieser Heilige ist auch (wie die Legende sagt) ein gros-

groſſer Patron für das Vieh, welches in ſeinen Schutz empfohlen wird. Mir wenigſtens iſt er für das Vieh viel lieber, als der heilige Leonhard. Auch für die Schiffleute iſt er ein groſſer Patron.

Meinr. Frau, Frau! Hand, Arm, und Fuß werden mir nicht nur nicht beſſer, ſondern immer übler.

Herz. Sorge ſich der Herr nur nicht. Man muß zu Ehren dieſer Heiligen ein wenig etwas leiden können. Und wie ich geſagt habe, ſo iſt es gut, daß der Herr jetzt mehr Schmerzen empfindet, als vorher, und hiedurch überzeugt werden muß, wie die heiligen Bilder gleich recht angreifen können. Denke der Herr nicht auf den Schmerzen, und ſehe der Herr auf meine heilige Patronen her. — Sieht der Herr da den heilige Einſiedler Theodoſius, der iſt ein Patron wider die Heuſchrecken. Der Herr weis, was für Heuſchrecken ſich ſchon auch zu unſeren Zeiten haben ſehen laſſen, und was ſie für Schaden angerichtet haben. Der heilige Theodoſius iſt auf die Heuſchrecken

ſeiner Zeit nur gerade zugegangen, hat mit ihnen geredet, als wenn ſie Verſtand hätten; und verboth ihnen die Arbeit der Armen muthwillig zu verzehren. Auf Brünnen wird dieſer Heilige auch nützlich aufgeſtellt werden können, weil er einen Edelknaben, der in den Brunn fiel, im Waſſer nicht untergehen ließ, ſondern ſolange mit der Hand auf dem Waſſer hielt, bis er herausgezogen worden. Ich weis es zwar nicht, ob er auch für andere, oder ob er nur für die Edelknaben, wenn ſie in ein Waſſer fallen, zum Patron im Himmel beſtellet iſt. — Dieſe Heiligen nacheinander kennt der Herr ohnehin, nämlich den heiligen Donatus wider den Donner, den heiligen Florian wider das Feuer, die Heiligen Rochus, und Sebaſtianus wider die Peſt, den heiligen Blaſius wider den Halsweh, den heiligen Nikaſius wider die Ratzen und Mäuſe, den heiligen Quirinus wider die Kröpfe, dergeſtalt aber, daß, wenn die Kröpfe gefährlich ſind, der heilige Ignazius Lojola ein gröſſerer Patron hierinn iſt, gleichwie durch die Berührung mit dem Bildniß des heiligen Ignazius auch Fieber, Wunden, Peſt, Augenwehe, und an-

dere Krankheiten schon vertrieben worden; wenigstens ehe die Jesuiten aufgehoben worden sind; denn mein lieber Gott! seitdem kommen die Ignatiusbilder stark in Abnahm. Den heiligen Wallrick verehre ich aber itzt nicht mehr, seitdem kein Galgen mehr ist.

Meinr. Frau! Die Heiligen soll man eben nicht damals allein verehren, wenn man in der Noth ist, oder schon unter dem Galgen steht.

Herz. Das weis ich schon; aber wenn der Galgen ganz abgeschafft ist; so kann er auch im Himmel kein Galgenpatron mehr seyn, das gibt ja die Vernunft.

Meinr. Wie ist dann dieser Heilige ein Galgenpatron?

Herz. Als er einmal über Feld gieng, kam er zu dem Gericht, und sah, wie daß ein armer Sünder allbereits gehenkt worden, und gestorben war. Diesen schnitt er wider Willen der Henker ab, legte sich auf den todten

Leib,

Leib, und bethete so lang, bis der Todte wieder lebendig wurde. Der Richter wollte den lebendig gewordenen wieder henken lassen. Der Heilige aber verstand besser, was Rechtens ist, und sagte; **Dieser arme Sünder hat sein Recht ausgestanden, darum laß ich ihn nicht mehr aus meinen Händen; und der ihn henken will, muß mich auch mithenken.** Worauf der Richter sie fortgehen ließ. Einem jeden armen Sünder, der vorher bei uns zum Galgen verurtheilt war, habe ich ein solches Bild zugeschickt.

Meinr. Sind aber doch alle richtig aufgehenkt, und keiner mehr zum Leben erwecket worden.

Herz. Weil sie kein rechtes Vertrauen hatten. — Die Gärtner können zwar diesen Heiligen noch brauchen; denn der heilige Kolumbanus übergab ihm die Sorge über den Klostergarten; und dieser Garten blieb frei von Schnecken und Raupen, von denen alle umliegende Gärten abgeödet wurden. Wenn die Geistlichen der aufgehobenen Klöster ein rechtes

tes Vertrauen zu ihm hätten; so könnten wohl auch sie an ihm einen grossen heiligen Patron finden. Der König Theodorikus vertrieb auf Anstiftung seiner Großmutter den heiligen Kolumbanus sammt allen Klostergeistlichen, und setzte in das Kloster weltliche Leute hinein. Der heilige Wallrik aber war beherzter als Kolumbanus, und viel entschloßner, als manche andere Prälaten aufgehobener Klöster, die an die zerstreuten Mitglieder eines solchen Klosters erst ein Zirkular oder einen Werbbrief ausschicken; einen jeden erst fragen, ob er wieder in das Kloster zurückgehen wolle; von vielen eine abschlägige Antwort bekommen; und dann nur mit Unwahrheit in einer Vorstellung sagen müssen, daß alle in das Kloster wieder zurückverlangen. Wallrik gieng gerade auf das aufgehobene Kloster los, vertrieb die weltlichen Herren wieder hinaus, und setzte die vertriebenen Mönche wieder ein.

Meinr. Ungezweifelt durch Beihilfe mehrerer Leute, die er gegen den König auf seine Seite gebracht hat?

Herz.

Bers. Das verſteht ſich. Dann ſobald als die Güter der Geiſtlichen angegriffen werden, ſobald, ſagen ſie, wird ja die Religion ſelbſt angegriffen; und da müſſen alle Mittel angewendet werden, um die Religion oder das Geld den Geiſtlichen zu erhalten.

Meinr. Ja, ja! Da hat die Frau recht. Ich habe es ſeitdem eben auch aus mehreren Zeitungen leſen gehöret, daß die Geiſtlichen mit dem, was da und dort vorgegangen, vorher recht wohl zufrieden waren. Endlich aber iſt man auf den verzweifelten Einfall gekommen, mit den Gütern und Geldern der Geiſtlichkeit den öffentlichen Nöthen zu Hilfe zu kommen, und hat behauptet, alle dieſe von Mitgliedern des Staats zu frommen Abſichten zuſammgetragene Stiftungen ſeyn eigentlich nur ein Vermögen des Staates, welches nicht beſſer, als zur frömmſten Abſicht einem ganzen nothleidenden Staate zu Hilfe zu kommen verwendet werden könnte; da die Geiſtlichen nur Fruchtgenieſſer ſind, und ſelbſt die Verbindlichkeit haben, alles Uibermäſſige für die Nothleidenden, und hiemit noch

mehr

mehr für einen ganzen nothleidenden Staat herzugeben. Die Geistlichkeit setzte sich aber gleich dagegen. Gleichwie auch die niederländischen Geistlichen von einem gleichen heiligmässigen Eifer der ganzen Welt ein sehr bedenkliches Beispiel gegeben, und eine recht auferbauliche Widersetzlichkeit und Landesverderbung zur Ehre Gottes angerichtet haben.

Herz. O wie glücklich ist ein Land, wo es so beherzte heilige Geistliche giebt!

Meinr. Daß sind gewiß die getreuesten Unterthanen, die es mit dem Staate am aufrichtigsten meynen, und welche mit reichlichen Einkünften nie genug bezahlet werden können.

Herz. Ich verminderte aber doch einigen Geistlichen ihre Einkünfte; denjenigen nämlich, welche selbst mit ihren Andachten sich nicht begnügen, sondern sich eine unheilige Arbeit ihrer sogenannten Aufklärung des Volkes machen;

chen; nach den Gesinnungen der weltlichen Herren sich richten; sogar denen weltlichen Versammlungen, die gegen Abstellung der alten löblichen Gebräuche gehalten werden, beisitzen; uns bessere Gebethbücher, Lesebücher, und weis Gott was liefern wollen; beinahe von nichts anderem mehr predigen, als von dem, daß man dem Landesfürsten gehorsamen, den Nächsten lieben, immer nach allen Kräften Werke der Barmherzigkeit ausüben, durch dieses unsere Liebe gegen Gott bezeugen, und die Hauptverehrung der Heiligen nur in Nachahmung der Tugenden setzen sollen. Solche Geistliche haben nicht nur allein das Herz nicht, ein aufgehobenes Kloster, so wie der heilige Wallrik es gethan hat, mit Sturm zu erobern; sondern sie trügen vielmehr ihrerseits alles bei, auch diejenigen Klöster alle aufzuheben, die noch bestehen. Aber reden wir gar nicht davon; gehen wir lieber zu unseren heiligen Patronen. — Diese Heilige, die heilige Magdalena von Pazis ist mir eine von den liebsten, weil sie wider so vielerlei Zustände als eine Patronin aufgestellet ist; nämlich wider den Aus-

ſatz, den ſie immer mit ihrer Zunge geleckt, und damit geheilet hat; wider die Peſt, wider Sand und Stein; wider Fieber, Verſtopfung, Augenweh; Nierenbrunſt, Blutgang; und alle ſchwere Krankheiten. Nach dieſer iſt der heilige Pantaleon am beſten; denn der hat die Götzendiener Aeſkulapius damit zu Schanden gemacht, daß er die Arzneikunſt, die er bei den Heiden gelernet, ſammt dem Götzendienſt verlaſſen, und dann nur mirakuloſer Weiſe alle Gattungen der Krankheiten kuriret hat. Wenn er es nicht ſelbſt zugelaſſen hätte; ſo hätten ihn die Schergen nicht einmal köpfen können; denn das Schwerd wurde im währenden Schlagen ſo weich, als wenn es Wachs wäre, und fiegte ihm nicht den geringſten Schaden zu. Er mußte es erſt durch ſein Gebeth wieder hart machen, und endlich den Schergen lange zureden, bis ſich einer bewegen ließ (wie die Legende ſagt) ihm nicht ohne Ehrerbietung den Kopf abzuſchlagen; wobei aus dem Halſe kein Blut, ſondern eine weiſſe Milch herausſprang.

Meins.

Meinr. Aber in Rücksicht auf die Witterung, wenn man Regens, oder schönes Wetters bedarf, gegen Hagel, und um eine gute Aehrnte hat die Frau auch heilige Patronen?

Herz. Kann denn der Herr hieran zweifeln? — Da sieht der Herr den heiligen Epiphanius; der giebt Regen, solang es nothwendig ist. Und bittet man ihn um schönes Wetter, so erhält man wieder schönes Wetter; hiemit dienet er auch zu einer guten Aehrnte. Uibrigens ist auch der heilige Christoph gegen Hagel, Hunger, Pest, und Feuersbrunst.

Meinr. Die Frau muß wissen, daß; weil mir bei Aufhebung der Bruderschaft nur etwas weniges zum Unterhalt ausgeworfen worden, ich itzt gezwungen bin, mich um einige Nebenverdienste umzusehen. Nun deswegen lasse ich mich auch im Pfarrhof zur Abschreibung der Seelenbeschreibung und dergleichen Schreibereien gebrauchen. Frau! Da höre ich Reden, die ich mein Lebtag vom Bruderschaftspater und in seinen Bruderschaftsexhortazionen nie gehöret habe. Auf kein Bild, heißt es,

soll

soll man sein Vertrauen setzen; kein Heiliger sey für dieses und jenes Anliegen als ein besonderer Patron bestimmt; ein Mißbrauch sey es, die Heiligen als solche himmlische Amtsträger zu halten; ein Aberglaube sey es, sich einzubilden, daß man nicht gerade zu Gott gehen könne; Christus sey der eigentliche Patron und Mittler zwischen Gott und dem Menschen; durch ihn müsse man alles erhalten; zu ihm am ersten gehn; man könne die Heiligen verehren, aber die Verehrung müsse nur hauptsächlich in Nachahmung ihrer Tugenden, das ist, in Erfüllung seiner Pflichten bestehen; alle Gebethe sollen unmittelbar an Gott und keinen Heiligen gerichtet seyn; die Anrufung der Heiligen solle nur in so weit in die Gebethe kommen, daß Gott die Vereinigung ihres Gebethes mit dem unsrigen gnädig aufnehmen, und uns die Gnade, sie in Tugenden nachzuahmen, geben wolle; die Offenbarungen einiger Heiligen, die Gebethe zu den Heiligen mit gewissen Verheißungen, das Kerzelaufstecken, das Wallfahrten zu Bildern und Statuen, das Vertrauen auf solche seyn durchaus Mißbräuche und abergläubische Vorurtheile; die Andachten

des Volkes zu den Heiligen seyn meistens ein maschinmässiges Gebeth, ein Gebeth nur aus Noth, und auf zeitliche oder wohl gar unerlaubte Vortheile eingerichtet; ein Hinderniß der wahren zeitlichen und ewigen Heilmittel, des Vertrauens auf Gott, der reinen Andacht, und der reinen Religionsbegriffe; ein Hinderniß unserer anderen Pflichten, die wir bei einer verderblichen Andächtelei gegen den Staat, unser Hauswesen, unser Gewerb, unsere Kinder und Dienstbothen, und unseren Nebenmenschen versäumen; die Liebe Gottes bestehe in Erfüllung derer Pflichten, die er schon durch die Vernunft, dann durch seine göttliche Offenbarung, durch die Kirche, durch die Landesfürsten, und durch die, von diesen angesetzten Obrigkeiten uns auferleget; es sey nicht nothwendig, Einsiedler zu werden, oder in ein Kloster zu gehen, oder die Abtödtung auf etwas anderes, als die Abtödtung böser Leidenschaften auszudeuten; man solle nur vernünftig, christlich, ehrlich, sittlich, und arbeitsam fortleben, sich als ein rechtschaffener Mensch unter anderen Menschen betragen, besonders den Armen Gutes thun; die Gelegenheit zu sündigen

ſoll man durch die Furcht Gottes, durch die Erinnerung auf die üblen Folgen des Laſters, durch die Vorſtellung des höchſten Gutes, das mit wir daſſelbe nicht verſcherzen, ſondern dort einmal ſo, wie hier eine innerliche Gemüthsruhe erlangen, durch Umgang mit guten vernünftigen Leuten, und durch eine ſtätte nützliche Beſchäftigung meiden; die Legenden ſeyn zur Hälfte erlogen; ſie ſeyn keine nützliche Unterrichts- und Erbauungsbücher —

Herz. O mein Gott! O mein Gott! So iſt vor Zeiten nicht geredet worden. Was war das ſchönes, den Aufzug in der Kirche, ſo viele hundert Lichter und Lichtel, ſo viele ausgezierte Bilder in Kirchen und auf den Straſſen; ſo viele Prozeſſionen und Wahlfahrten, ſo viele Bruderſchaftsfeſte, Bruderſchaftsſtatuen, Bruderſchaftsfahren und Bruderſchaftsbücher zu ſehen; und ſo viele Segen und Generalabſoluzionen, und Ablaſſe in der Menge vollkommen und unvollkommen von dreizigtauſend Jahren bis auf vierzig Täge herab zu bekommen. Das war ja oft eine Völle in der Kirche, daß ſie mir meinen Herzſtand zuſammgedruckt haben. Die Beichtſtühle waren

auch vom Zusammendrucken nicht sicher; die Geistlichen haben nicht geschwind genug über so viele Beichtleute das Kreuz machen können. Die Stimme vom Wahlfahrtsprediger ist schon einem jeden durch das Herz gegangen, wenn er auch kein Wort von der Predigt verstanden hat. Und mein lieber Gott! Wie viele Leute haben nicht auch an ihrem Hauswesen bei Abbringung der alten löblichen Gewohnheiten verlohren; die Weinwirthe, die Bierwirthe, die Mostwirthe, die Brandweinschenker, die Methschenker, die Lebzelter, die Krämer mit Rosenkränzen, mit Skapuliren, mit Statuen, worunter diejenigen theurer verkauft wurden, die an dem Gnadenbilde angerühret waren; die Wachskerzler, die Gold- und Silberarbeiter für kostbare Opfer, die Kränzelbinder, die Postillonen, die Landkutscher, die Zeißelwägen, die Wagner, Sattler, Schmiede, die Versatzämter um ein Geld zur Wahlfahrt auslehnen zu können, alle Leute, die den Kirchfahrtern etwas zum Essen und Trinken liefern könnten, die Medizi, Chirurgi, Hebamen, Apothecker, die den frommen Kirchfährtern zu Hülfe kommen mußten. Ich will von Schustern und

Schnei-

Schneidern nichts reden. O mein Gott! Die Religion geht vollkommen zu Grund.

Meinr. Mich wundert es nur, daß sich die Leute nicht mehr dagegen gesetzet haben.

Berz. Schweige mir der Herr still von unseren Landesleuten. Das ganze Volk ist verdorben. Wenn ein geistlicher Herr dagegen redet, so reden sie auch dagegen. Aber beim Reden und Schreien bleibts. Die meisten haben diese Andachten nur zu ihrem Zeitvertreib genommen. Können sie sich damit nicht mehr ihre Zeit vertreiben, so wissen sie gleich durch etwas anderes die Zeit nach ihrer Lust durchzubringen. Sie schreien und lärmen einige Tage gegen die neuen Einrichtungen; gehen aber dabei in Gärten, machen Spaziergänge; reiten und fahren; tanzen und spielen; essen Spargel, Gänsel, junge Enten, gebackene Hünel; trinken Wein und Bier; und so geht es einen Tag wie den anderen, bis sie der abgebrachten löblichen Gewohnheiten gar vergessen, und zuletzt die neuen Einrichtungen noch loben.

Meinr.

Meinr. Neulich speiste einer bei unserem Herrn Pfarrer, der (wie ich es in meine Ohren gehört habe, weil ich bei der Tafel aufwartete) laut sagte: Es seyn zwar schon sehr viele vom Volke Menschen geworden; aber es seyn darunter noch immer an der Zahl mehrere, die noch keine **ganze Menschen** sind, sondern nur **Halbmenschen**, und zwar einige von **besonderer Grösse** und von **besonderer Schwere**, die verzweifelt hart zu Barn zu treiben sind. Ich weis nicht, was er damit hat sagen wollen.

Herz. Wer wird sich auf dergleichen geheimnißvolle Reden verstehen. Vielleicht war dieser Gast nicht einmal katholisch?

Meinr. Katholisch muß er doch gewesen seyn; denn er sagte, ich bedaure so viele Mitglieder meiner heiligen katholischen Kirche, daß sie sich noch immer von einigen Mönchen bei der Nase herumführen lassen.

Herz. Was? Das hat er gesagt?

Meinr.

Meinr. Ja! Und unſer Herr Pfarrer hat ihm in allem Recht gegeben. Der Herr Pfarrer erzählte noch dazu, was er auf ſeinen vormaligen Reiſen geſehen, nämlich, daß er, wenn alles im ganzen zuſammgenommen wird, unter den Katholiſchen mehrere arme und ſchlecht beſtellte Familien, weniger Arbeitſamkeit, geringeren Fortgang in Gewerben und Fabriken, und überhaupt weniger vermögliche und ordentliche Haushaltungen, als unter den Nichtkatholiſchen angetroffen habe. Dieſe Makel (ſagte er) muß man auf unſerer heiligen katholiſchen Religion nicht liegen laſſen, ſondern alles das hinwegräumen, was nicht zu dieſer reinſten Religion gehöret, und nur unter dem Vorwande der Religion die Leute von einem ordentlichen und ſittlichen Handel und Wandel zu müſſigen und ſchwärmeriſchen Andächteleien hinziehet.

Berz. O ihr heilige vierzehn Nothhelfer ſteht uns bei! Das hat der Herr Pfarrer geſagt?

Meinr. Nicht nur gesagt, sondern wiederholet hat er es öfters.

Verz. Wie ich gesaget habe, alles ist verdorben. Vorher hat man es sich zum Glück und zur Ehre ausgerechnet, den Klöstern und Geistlichen seinen letzten Kreuzer hingeben zu können. Man hat erkannt, daß zween Himmel nicht aufeinander gehen, und daß man sich also hier auf der Welt Noth und Elend nicht nur müsse gefahlen lassen, sondern daß man sich hierum bewerben müsse, damit man sodann den, von Klöstern allen ihren Gutthätern zugesicherten himmlischen Lohn empfange. Man hat das Zeitliche alles verachtet, und statt der Sorge dafür ganze Täge in der Kirche, und ganze Monate auf mehreren Wahlfahrten zugebracht. Die Nichtkatholischen haben freilich in währender Zeit bei ihrem Hauswesen, und bei ihren Geschäften besser nachgesehen, und mehreres Vermögen erworben; aber dafür haben sie den Himmel auf der Welt, der mit dem Himmel in der anderen Welt nicht zusamgeht.

Meinr. Eben mahnet mich die Frau auf das, was unser Herr Pfarrer weiters gesagt hat, nämlich daß die Verachtung des Zeitlichen nur allen unordentlichen Hang, und alle unerlaubte Erwerbungsmittel nach demselben; nicht aber die Pflicht, sich durch Fleiß, Arbeit, und ehrliche Beschäftigung ein Vermögen zu erwerben, solches zu erhalten, und auch zu vermehren ausschliesse. Eben hiedurch (setzte er bei) kömmt man in den Stand, die Liebe zu Gott mit Erfüllung derer, uns von ihm auferlegten Pflichten, und die Liebe gegen seinen Nebenmenschen mit mehreren Werken der Barmherzigkeit zu zeigen; seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, und ihnen zu ihrem Fortkommen etwas mehreres zu hinterlassen. Gott selbst (sagte er ferner) will, daß wir uns nicht nur den Himmel in der anderen Welt, sondern auch hier in diesem Leben das Hundertfache von guter Verwendung unserer Talente verdienen sollen; und so wie die Religion Jesu Christi weiters keinen Kreuzer kostet, wenn die Diener der Religion ohnehin zu leben haben, und die nothwendige Kircheneinrichtung schon herbeigeschaft ist; so wird hin-

hin-

hingegen in Rückſicht auf unſere Erhaltung, auf die, unſerem Nächſten zu leiſtende Hilfe, und auf die, Nothdurften des ganzen Staates ein Vermögen erfodert, welches wir mit denen, uns von Gott verliehenen Kräften erwerben, und dahin verwenden müſſen, wenn wir anders die, von Gott jedem Menſchen und jedem Unterthan auferlegten Pflichten nicht vernachläſſigen, und uns nicht hiedurch zeitlich und ewig unglücklich machen wollen.

Herz. Der Herr hat ſich alles das recht ſchön gemerket; aber in meinen alten Kopf will es einmal nicht mehr hineingehen.

Meinr. Apweh! — Das iſt ein Schmerz in meinem Fuße, Frau! — Der Frau ihre Bilder werden mir zuletzt doch ohne Seifengeiſt, oder ohne ein anderes Mittel nicht helfen.

Herz. Meinetwegen kann der Herr thun, was der Herr will. Wenn der Herr kein wirkliches Vertrauen auf dieſe Bilder hat; ſo kann ich freilich dafür nicht gutſtehn, daß auch bei dem Herrn ſolche Bilder helfen werden. Ich

glaube

glaube immer, der Herr hat einiges Wohlgefallen an dem gehabt, was der Herr Pfarrer und sein Gast bei der Tafel geredet haben; denn der Herr hat mir es allzugeschmackig erzählet.

Meinr. Frau! Ich kann es nicht läugnen, daß ich darauf wohl Acht gegeben, mir es so ziemlich gemerket, und seither öfters darüber nachgedacht habe. Dabei war mir dieses das entsetzlichste, daß mir dagegen keine Widerlegung einfiel. Der Bruderschaftspater ist nämlich in die Sache nie so tief hineingegangen; und er hatte es auch nicht nöthig, da wir ihm alles auch ohne Beweis geglaubt haben, weil sonst die Exhortazion zu lange geworden, und nicht so schön ausgefallen wäre.

Herz. Itzt darf der Herr sich gar nicht wundern, daß meine Bilder nicht helfen. Der Herr hätte auf den ganzen Diskurs schon gar nicht Acht geben sollen.

Meinr. Ich kann nicht dafür, daß ich Ohren habe; und bin vielmehr froh, daß ich noch gut höre. Man höret also, was gere-

det

det wird; und wenn man eben nichts ehrabschneiderisches, unkeusches, oder nicht etwas anderes höret, was auf eine Sünde hinaus geht; nun so darf man ja gern zuhören, damit man auch weis, was in der Welt vorgeht. Die Frau kann ohnehin es sich gar nicht vorstellen, wie ein gewesener Bruderschaftsansager von Geistlichen selbsten öfters erstaunlich durchgelassen wird. Man wird verzweifelt herumgehexet. Man wehret sich zwar Anfangs, und sagt auch etwas darauf; weil Unsereinem aber das Ding nicht so von Statten geht, so lachen sie erstaunlich; heissen einen nur einen abgedankten Dunkelheitsansager; machen wieder neue Fragen, worauf man nichts antworten kann; und nach so oftmaligem Herumhexen, Reden, Fragen, und zuletzt auch ernstlichen Erklärungen scheinet einem wirklich (Gott verzeih mir's) daß sie Recht haben.

Herz. Nun bin ich schon sicher, daß dem Herrn meine Bilder nichts helfen können; weil dem Herrn schon scheinet, daß solche Leute Recht haben.

Meinr.

Meinr. Die Frau muß nicht böse werden. Ich wünschte nur, daß die Frau an meiner Stelle wäre, und alles hörte.

Herz. Nein! Ich bedanke mich dafür. Ich will am jüngsten Tage rechterhand und nicht linkerhand stehen. Itzt packe ich ein mit allen meinen heiligen Patronen; denn es ist gleichviel, ob sie der Herr kennen lernet, oder nicht. Mir ist es lieber, wenn der Herr auch die heiligen Bilder gleich itzt wieder herabnimmt, und sie mir da läßt; denn ob ich gleich das, was man mir sonst aus gutem Herzen für eine solche Kur giebt, von dem einen nicht bekomme; so bekomme ich es schon doppelt wieder von einem anderen. Rechtschaffene Herren und Frauen, vornehme Leute nehmen zu mir ihre Zuflucht, und sind dafür erkenntlich; wodurch ich mich auch, Gott sey Dank, immer so fortbringe.

Meinr. Um des Himmelswillen! Sei die Frau nur nicht böse. Eben dadurch, daß ich diese Bilder nun für alles in der Welt nicht ablegete, will ich der Frau einen Beweis geben,

ben, daß ich alles Vertrauen auf diese Bilder habe. Lasse mir die Frau dieselben nur bis auf morgen, ich werde sie dankbar zurückbringen; denn ich gläube festiglich, daß sie mir bis morgen ohne alle andere Mittel ganz werden geholfen haben.

Herz. Nun das wäre freilich eine andere Sprache. Ich lasse also dem Herrn die Bilder bis morgen, aber mit dem Bedingniß, daß der Herr keins davon dem Herrn Pfarrer oder einem Kaplan zeige; denn sie trieben nur ihr Gespött damit.

Meinr. Sorge sich die Frau nicht. Aber in das Bett darf ich mich ja sammt den Bildern legen, und warm zudecken?

Herz. Das darf der Herr schon thun. Alle diese heiligen Bilder sind schon mit mehreren Kranken in verschiedenen Bettern herumgekugelt. Sieht ja der Herr, wie sie dadurch schmierig und schmutzig sind; das ist aber eben ein heiliger und heilsamer Schmutz.

Meinr.

Meinr. Ich werde alſo jetzt nach Haus gehen, werde mich gleich zu Bette legen, und wie ich heut zu der Frau nur gekommen bin, um zu ſehen, wie es der Frau geht; ſo werde ich morgen mit tauſend Dankſagungen daher kommen, und die Bilder wieder zurückbringen. — Hat die Frau mehrere Zimmer; da geht ja noch eine Thüre hinaus?

Herz. Das iſt die Thüre zur Küche.

Meinr. Da ſind auch heilige Patronen darauf gepickt.

Herz. Nun man braucht ja verſchiedene Sachen im Hauſe, und in einer Küche. Bevor ich dieſe Heiligen aufgepickt habe, iſt mir alle Augenblick an Küchengeräthſchaften etwas zerbrochen, oder (wie verſchiedene Leute zu Unſereinem kommen) auch da und dort etwas entfremdet worden. Itzt aber hat es ein End; der heilige Laurenzius bewahret mir meinen Roſt, die heilige Fides meine Bratpfanne; weil ſie auf einer Bratpfanne in Harz und Pech geröſtet worden, die heilige Spes meine Hä-

fen,

sen, weil sie in einem, mit Harz und Pech gefüllten Hafen hätte gesoden werden sollen, aber dergestalt unverletzt blieb, daß vielmehr der Hafen zersprang, und zwanzig Henkersknechte tödtete. Der heilige Abt Landelinus beschützet mich wider die Diebe; denn der fromme Abt war vorher selbst ein grosser Dieb, ja sogar ein Mörder, bis er von seinem Herrn Vätter dem heiligen Aubertus ist bekehret worden. Den heiligen Albertus Karmeliterordens habe ich mir zum Patron für meine Kerzen auserwählet; weil seine Mutter, ehe sie ihn gebohren hat, träumte, daß sie eine glänzende Kerze im Leib trage.

Meinr. Den heiligen Landelinus hätte unser Herr Pfarrer vorgestern nothwendig gehabt; denn es sind ihm drei schöne Karpfen aus dem Fischbehalter gestohlen worden.

Kerz. Mein Herr! Dieser Heilige würde bei dem Fischbehalter nicht viel geholfen haben. Dahin gehöret der heilige Johannes von Urtika; dieser hat einen Fischdieb auf der Stelle blind gemacht. Auf das kömmt es hauptsächlich

lich an, daß man zu jeder Sache denjenigen Heiligen nimmt, der dazu von Gott bestellet ist; die Neumodegeistlichen und Neumodechristen mögen dagegen reden und lachen, wie sie wollen. Wenn der Herr morgen kömmt, will ich dem Herrn ganz gerne noch alle meine andere heilige Patronen für ein jedes Anliegen in Sonderheit zeigen. Heut will ich aber den Herrn nicht mehr aufhalten.

Meinr. Behüte die Frau also Gott unterdessen. — Ich komme morgen gewiß, und werde besser Acht geben, daß ich nicht wieder über diese Stiege hereinfalle.

Kerz. Habe der Herr nur eine rechte Andacht zum heiligen Alexius, und zum heiligen Johannes Kalibita, die so lange Jahre unter der Stiege gelegen sind; der Herr fällt gewiß über keine Stiege. Eben der heilige Johannes von Urtika, den ich dem Herrn erst genannt habe, ist auch ein Patron auf dem Wege; denn er hat die Wege verbessert, damit die Pilgrame nach Sankt Jakob leichter reisen konnten.

Meinr. Ich bin neulich gar über einen Markstein auf öffentlicher Strasse gefallen.

Herz. In Ansehung der Markſteine iſt wieder ein anderer Heiliger, nämlich der heilige Medardus, welcher bei einem Streite wegen Ausmarkung ſeinen Fuß auf einen Markſtein geſtellet, und die Sohle darinn ſo klärlich eingedruckt hat; als wenn der Stein Wachs wäre. Sieht der Herr alſo, daß er ein heiliger Patron iſt, nicht nur den Streit über Markſteine auszumachen, ſondern auch die Steine wie ein Wachs weich zu machen; wornach man alſo keinen Schaden, oder keinen Fall darüber zu fürchten hat.

Meinr. Morgen reden wir von allem dieſem weiter. Leb die Frau wohl.

Herz. Warte der Herr ein wenig; es iſt eben jemand an der Thüre, der herein gehen will, und die Thüre nicht öffnen kann. Ich muß ſehen, wer der iſt.

Meinr.

Meinr. Ein Glück für ihn, daß er die Thüre nicht aufmachen kann; sonst fiele er gewiß herein, und schlüge auch mich etwa nochmal zu Boden.

Kerz. Schau, schau! Wie die Thüre jetzt so hart aufgeht. Endlich — je, je! Unser hochwürdiger Herr Stadtkaplan! — Geben eure Hochwürden Acht, daß sie nur nicht fallen.

Stadtk. Der Eingang in der Frau ihr Zimmer ist sehr unschicklich. — Die Seelenbeschreibung, wegen welcher ich auch in dieses Haus gehen mußte, ändert sich bei der Frau nicht, und bleibt wie voriges Jahr?

Kerz. Mein Gott! Bei mir ändert sich nichts, bis nicht der Tod auch mich aus dieser zeitlichen Seelenbeschreibung hinausbringt.

Stadtk. Die Frau sieht noch immer gut und recht gesund aus — aber ich will doch nicht hoffen, daß sich die Frau mit unserem Exbru-

derschaftsansager besonderer Geheimnisse hälber versperret habe? — Was macht denn er da?

Herz. O mein Gott! O mein Gott! Eure Hohwürden machen sich immer mit mir einen Spaß. Er hat mich nur als ein alter Bekannter besucht. Ich weiß nicht, warum die Thüre itzt sich so hart eröffnen ließ; der Herr Meinrad hat sie geschwind offen gehabt.

Meinr. Ja, ja! Nur gar zu geschwind; denn an die Thüre zu kommen, und über diese fünf Stäffel herabzufallen, war bei mir in einem Augenblicke geschehen. Mein linker Arm, mein linker Fuß, und meine rechte Hand sammt allen Schmerzen daran, die immer ärger werden, machen mich leider diese Geschwindigkeit empfinden.

Stadek. Er solle aber doch auch itzt nicht säumen, sich einen Umschlag machen zu lassen, damit an den beschädigten Theilen nichts böseres entstehe, und dasselbe etwa nachhin eben so geschwind nicht hinweggehe.

Meinr.

Meinr. Freilich wohl; aber —

Herz. Es wird schon wieder gut werden.

Stadtk. Es wird ungezweifelt wieder gut werden, wenn man das brauchet, wodurch anderem fernerem Uibel vorgebeuget werden kann. Ohne zu verweilen gehe er nach Haus, und brauche er das, was ihm ein verständiger Bader anrathen wird.

Herz. Er war ohnehin im Begriffe, nach Haus zu gehen, und die lieben Heiligen Gottes werden ihm beistehen.

Stadtk. Gott ist der, welcher denen beistehet, die das nicht vernachlässigen, was er uns an Heilmitteln und verständigen Menschen zur Hilfe darbietet. Die das vernachlässigen, diese versuchen Gott mit Erwartung seines Beistandes, und auch die Heiligen vereinigen ihr Gebeth bei Gott nicht für einen vermessentlichen Auffoderer eines übernatürlichen göttlichen Beistandes.

Meinr.

Meinr. Ich bekenne es, daß ich solche Schmerzen habe, welche von Augenblick zu Augenblick in der Heftigkeit zunehmen.

Stadtk. Er war ja nicht gescheid, daß er so lange verweilte. Nun also itzt verweile er nicht länger, und gehe er sogleich zu einem Bader, damit er Umschläge, oder was etwa nöthig seyn wird, bald bekomme.

Meinr. Am Arm und am Fuße ist mir freilich schon etwas umgeschlagen.

Herz. Nun so geh der Herr nach Haus, und lege sich der Herr zu Bette.

Stadtk. Mein bestes Weib! Das ist nicht genug. Er soll ehe mit einem Bader reden; was dieser rathen wird, das gebrauchen, und sodann sich erst zu Bette legen. Es ist nicht jeder Umschlag gut; und wenn man etwas unrechtes braucht, kann die Sache noch übler werden. Was für einen Umschlag, und von wem hat er denselben nach dem Falle gebraucht?

Meinr.

Meinr. Es mag der Frau itzt Recht seyn oder nicht; so zwingt mich der zunehmende Schmerz, daß ich es dem Herrn Stadtkaplan sage.

Kerz. Ey so sage der Herr, was der Herr will; aber das Sagen, und meinen Umschlag hätte der Herr ersparen können. Ich habe den Herrn ja nicht dazu gezwungen.

Stadtk. Hat ihm die Frau einen Umschlag gemacht? Was für einen?

Meinr. Auweh! Das ist ein Schmerz an dem Fuß, worauf die drei Heiligen liegen.

Stadtk. Was ist das? Drei Heilige liegen auf seinem Fuße?

Meinr. Ja! Der heilige Makarius am ersten, auf diesem kreuzweise der heilige Bavo, und auf diesem wieder kreuzweise der heilige Landoaldus. Auf dem Arm liegen ebenfalls kreuzweise der heilige Bonitus, und die heili-

ge Chartlas, mit welchen vorher auch meine rechte Hand gerichen worden.

Stadtk. Nun geht mir das Licht auf. Von der Frau ist mir schon gesagt worden, daß die Frau mit Auflegung verschiedener Bilder, oder sogenannter heiliger Patronen ganze Kuren vornehmen wolle. Was gilt's; die Frau hat dem Meinrad auch Bilder aufgeleget?

Meinr. Ja, ja! Bilder sind es von Heiligen, die wider die Geschwulst, oder wenn in einem der Schmerz gleich einem Bohrer herumarbeitet, die eigentlichen und verläßlichsten Patronen sind.

Stadtk. Pfui! Schäme sich die Frau! — Bei Gott, und bei der weltlichen Obrigkeit steht der Frau nichts gutes bevor. Bei Gott nicht; denn die, von ihm zu unserer Erhaltung und Heilung gegebenen natürlichen Mittel vernachlässigen; diese Vernachlässigung mit einer falschen Andacht bemänteln; das Vertrauen auf Gott, welches eben nur mit Benützung natürlicher Hilfsmittel verbunden seyn muß,

mit

mit bloſſer Mirakelfoderung mißbrauchen; aus den Heiligen beſondere für dieſe oder jene Krankheiten eigens beſtimmte Aerzte machen; ihnen verläßliche Aemter und Patronanzen zutheilen; den einzigen Mittler bei Gott, welcher Jeſus Chriſtus iſt, hiedurch entehren; ſich oder ſeinen Nebenmenſchen durch abergläubiſche Mittel von Erlangung der Geſundheit abhalten; Frau! Dieſes ſind Beleidigungen Gottes, die nicht ungeſtraft bleiben. Hievon verſichere ich die Frau als Prieſter; die Strafen aber, die in jeder gut eingerichteten Gemeinde denen beſtehen, welche mit andächtleriſchen Quakſalbereien Unheil ſtiften, und Kranke noch mehr verderben; dieſe Strafe wird die Frau bei der weltlichen Obrigkeit zu erfahren bekommen. — Der Frau ihr Weinen hilft nichts; wenn die Frau deswegen weinet, weil ich ihr die lautere Wahrheit trocken herſage. Weine die Frau über ihre Thorheiten, und lege die Frau ſodann ihr Bilderwerk bei Seite. Und er Meinrad lege itzt gleich vor meinen Augen die aufgebundenen Bilder hinweg.

Meinr.

Meinr. Die werden bald wegeleget seyn, ohne daß ich nöthig habe, den Rock nochmal auszuziehen; denn der heilige Bonitus und die heilige Charitas sehen mir eben schon zum Hembsärmel heraus. Die Frau hat sie doch nicht fest genug angebunden.

Stadtk. Diese Bilder gebe er nur mir her.

Meinr. Da haben eure Hochwürden den heiligen Bonitus, und da haben eure Hochwürden die heilige Charitas. Beide sind schon erbärmlich zusammgerunzelt? und auch vor Schmutz und Schmier beinahe nicht mehr zu kennen.

Stadtk. Sind lange nicht so schmutzig, als schmutzig der Gebrauch ist, welcher mit ihnen zur Entehrung der Heiligen selbst gemacht wurde. Die Heiligen wollen in Tugenden nachgeahmet, nicht aber mit einem abergläubischen Vertrauen, mit einer Zuversicht auf ihre Bildnisse, mit albernen Gebethern, und anderen dummen Andächteleien geehret werden. Dann bethen sie für uns bei Gott, wenn von uns,

so wie von ihnen nur Gott zum Gegenstand des Vertrauens, nur Jesus Christus zum Mittler zwischen Gott und Menschen genommen, das Anrufen der Heiligen nur als eine Bitte um ihr Mitgebeth bei Gott eingerichtet, übrigens aber in unserem Pflichten und im Gebrauche derer Mittel, die wir von Gott hienieden zu unserer Hilfe erhalten haben, nichts versäumet wird. Jeder Heilige kann in jedem Anliegen um sein Mitgebeth angegangen werden; kein Heiliger ist in diesem oder jenem Anliegen ein gröſserer und verläſslicherer Patron, als der andere; und kein Heiliger will einen Doktor der Arzenei, oder einen Bader dergestalt abgeben, daß man alle Aerzte oder Chirurgen, alle medizinische und chirurgische Heilmittel bei Seiten setzen, und nur mit einem Vertrauen an ihn, oder mit einem, auf ihn sich beziehenden Gebethe oder Bilde geheilt zu werden denken solle.

Meinr. Da haben eure Hochwürden nun auch die Heiligen, die auf meinem Fuße aufgebunden waren. Da ist der heilige Makarius,

ka

da iſt der heilige Davo, und da iſt der Heilige Londoaldus.

Stadek. Nur her damit. Alle dieſe Bilder, damit ſie nicht mehr mißbrauchet werden können, werfe ich in das Feuer. Es iſt aber nicht einmal nöthig, daß ich ſie zu dieſem End mit mir nach Haus trage. In der Frau ihrem Ofen brennet ohnehin Feuer. Meinrad! Werfe er dieſe Bilder hinein.

Meinr. Nach Befehl. Wegen ihres Schmieres werden ſie bald verbrannt ſeyn.

Stadek. Hat die Frau noch mehrere ſolche Bilder.

Meinr. Eine ganze Lade voll.

Stadek. Wir wollen einen Tauſch machen. Ich habe ein wunderſchönes Leſebuch mit vielen und eben ſo ſchönen Kupferſtichen zu Hauſe; dieſes überſchicke ich der Frau noch heut. Aus dem Buche kann ſich die Frau die ſchönſten Regeln, heilig, ſowohl zeitlich als

ewig

ewig glückselig zu werden, herauslesen; und in den Kupfern wird die Frau lauter wahre und lehrreiche Begebenheiten, wovon eben auch die Beschreibung im Buche selbsten enthalten ist, vorgestellet sehen. Dafür nehme ich aber das Legend der Heiligen vom Pater Kochem, welches ich auch hier sehe, und alle die Bilder aus dieser Lade, und lasse sie nun gleichfalls verbrennen. Nur angepakt, Meinrad!

Kerz. Aber um Gotteswillen! Lassen mir sie eure Hohwürden. Ich verspreche, keinen üblen Gebrauch davon zu machen.

Gradek. Zu einem guten Gebrauch dienen sie auch nicht, und immer könnten sie die Frau wieder zu dem angewohnten Mißbrauch verleiten. Das Buch, welches ich der Frau sogleich überschicken werde, und die Menge derer darinn enthaltenen schönen, und lehrreichen Bilder wird der Frau den Verlust so unnützer schmutziger Bilder reichlich ersetzen. Ich wette, binnen wenigen Tagen wird mir die Frau selbst ein dankvolles Geständniß hierüber machen.

Meinr.

Meinr. Soll ich den Pater Kochem vorher, oder eher die Bilder in den Ofen werfen?

Stadtk. Dem Kochem gebühret der Vorzug.

Meinr. Alſo nur hinein in den Ofen Pater Kochem! Tauſend hinein, er brennt ſchon. Das macht auch die Fette, die auf den Deckeln und auf jedem Blatte dieſes Buches iſt.

Stadtk. Itzt nur die Bilder auf Kochem hinaufgeworfen.

Meinr. Wir haben doch gefehlet. Die Bilder wären zum unterzünden beſſer geweſen, und ſodann hätte Kochem darauf geleget werden ſollen; ſo wie man immer kleines Holzwerk oder Holzſpänne am erſten in Ofen ſchiebet, und ſodann einen groſſen Stock darauf leget.

Stadtk. Was bedarf es eines Unterzündens, da ohnehin Feuer ſchon im Ofen iſt. Er ſieht ja, daß Kochem ſchon ſtattlich brennet. Nur hinauf mit den Bildern auf ihn.

Meinr.

Meinr. Nehmen wir ein Bild nach dem andern; oder soll ich einen ganzen Pack mitsam hineinwerfen?

Stadtkapl. Werfe er einen Pack, und sodann wieder einen Pack hinein.

Berz. Lieber Gott! Die Flamme wird heftig; und es kann den Ofen zersprengen; oder wohl gar beim Rauchfang ausfahren, und eine Feuersbrunst verursachen.

Meinr. Sorge sich die Frau nicht. Vom Pater Kochem ist ja beinahe nichts mehr übrig; und die Päcke Bilder werde ich schon behutsam abtheilen, daß kein Pack zu groß wird.

Berz. Wie fällt denn aber itzt dem Herrn kein Schmerz am linken Fuße, am linken Arm, und an der rechten Hand mehr ein?

Meinr. Frau! Ich weis es selbst nicht, wie es geschieht, daß ich itzt auf einmal wenigere Schmerzen empfinde. Es ist beinahe nicht anders, als wenn die Heiligen hiedurch zu-

zeigen wollten, daß ihnen das nicht unlieb sey, was ich zur Verbrennung des Paters Kochems und dieser Bilder beitrage. — Sieht die Frau! Der erste Pack Bilder ist auch schon verbrannt. Ich kann sicher itzt die noch übrigen zween Päcke mitsamm hineinwerfen.

Stadik. Ich muß die Lade gut untersuchen, ob nicht noch ein und anderes Bild darinn geblieben. — Da haben wir's schon; da sind noch einige. Was ist das für eine Heilige.

Berz. Diese Heilige ist die heilige Kunegundis. Die ist eine Patroninn für Reisende, weil sie zu Fuß geschwinder den Weg gemacht, als ihr Bräutigam, dem sie entlaufen ist, diesen Weg im Fahren zurücklegen konnte. Sie ist auch eine Patroninn gegen alle Krankheiten.

Stadik. Nur hinein damit in den Ofen. Der Frau ihre Hauptkrankheit, die im Kopfe sitzet, muß durch mein Buch kuriret werden.

Meinr. Da ſind ja drei Heilige zuſammengeheftet.

Berz. Weil ſie als Soldatenpatronen zuſammengehören. Der iſt der heilige Feldherr Andreas, der nur ſeine chriſtliche Soldaten aus dem Heere herauszog, damit den Feind ſchlug, und doch ſammt dieſen chriſtlichen Soldaten von dem undankbaren heidniſchen Generalen Anthiochus gemartert wurde. Er iſt gleichfalls ein Patron gegen alle Krankheiten, ſo wie aus dem Blute dieſes Heiligen und ſeiner Soldaten ſogleich ein Geſundheitsbrunn entſprungen iſt. — Der aber iſt der heilige Zäſarius, ein Patron in allen Feſtungen, und gegen alle feindliche Belagerungen; denn die Stadt Arles wurde von den Franzoſen und Burgundern umſonſt belagert, weil der heilige Zäſarius für die Erhaltung bethete. Er iſt auch ein Patron gegen alle Unkeuſchheit; denn ein Doktor der Arzenei hat in dem nämlichen Zimmer, worinn dieſer Heilige geſchlafen, mit einer Dirne ſündigen wollen. Den Augenblick aber kam der Teufel, und verjagte den Herrn Doktor ſammt der Dirne. — Endlich den muß

der Herr ja ohnehin aus dem Hirschen, der das Kruzifix zwischen den Geweihen hat, kennen, daß es der heilige Eustachius ist. Er ist zwar wie Sankt Rupert auch ein Patron der Jägd; hauptsächlich aber ein Patron der kommandirenden Feldherren; weil er viele Schlachten gewonnen, aber doch unter dem Kaiser Adrianus in einem glühenden ehernen Ochsen sammt Weib und Kindern geschoben worden, worinn sie zwar ihren Geist aufgegeben, aber doch an ihren Leibern unversehrt geblieben sind. Ich habe etwelche solche Bilder einigen jungen Herren, die ganz furchtsam in den Krieg giengen, zur sicheren Bewahrung mitgegeben. Sie bezeigten mir alle ihr größtes Vertrauen hierauf, und, Gott sey Dank! ich hörte auch schon seithem, daß sie wirklich gegen alle Gefahren bewahret worden; denn einige davon blieben im Spitale, bis der Krieg vorbei war; einige wurden so hin und her geschicket, daß sie nie einen Feind zu sehen bekamen; und einigen gelang es, mit allen Ehren vom Soldatenleben austreten zu dürfen.

Stadek.

Stadek. Diese sind mir wahre Soldaten, daß es Gott erbarme, welche sich an Heilige wenden wollen, um nie einen Feind zu sehen.

Meinr. Was ist das für eine Heilige?

Bezz. Die heilige Theodora, eine Patronin für alle Brünne und Zisternen, damit sie bei grosser Dürre und Trockenheit doch Wasser geben. Diese Heilige ist auch eine Patronin gegen die Kunstgriffe alter Kuplerinnen, und zur Stärkung des Klosterberufes; denn durch eine so alte Kuplerinn wurde sie zum Ehebruch verleitet, endlich aber aus Reue dahin gebracht, daß sie ihrem Ehemann vollends davon — und in Mannskleidern in ein Mönchskloster gieng. Hierinn wirkte sie schon bei Lebzeiten Mirakel; denn sie setzte sich auf den Rücken des gefährlichsten Krokodills, ließ sich von demselben über Wasser tragen; und machte, daß eben dieses Krokodill nach einer ernstlichen Strafrede über den verursachten vielfältigen Schaden mitten entzwei barst. Auch ein anderes wildes Thier war einmal ihr Wegweiser nach dem Kloster. Sie litt mit grosser Geduld

duld die Verstoßung aus dem Kloster, da eine freche Dirne vorgab, vom Bruder Theodorus schwanger geworden zu seyn. Jedoch erprobte sich ihre Unschuld nach ihrem Tode, da man erst erkannte, daß sie ein Weibsbild war, welches sie auch nicht zur Rettung ihrer Ehre eher entdecken wollte.

Stadtk. Mache der Meinrad nicht weiters viele Fragen, sondern werfe er auch diese Bilder alle zusamm und geschwind in den Ofen.

Verz. Lassen mir eure Hochwürden nur die heilige Thekla. Die ist eine Patronin gegen die Kroten, und die Gärtner plagen mich immer um das Bildniß dieser Heiligen.

Stadtk. Entehre mir die Frau die heilige Thekla nicht hiedurch, daß sie eine Krotenpatronin abgeben solle. — Auch dse Bilder, die an der Wand hangen, müssen alle in den Ofen.

Verz. In Gottes Namen! In Gottes Namen!

Stadtk.

Stadek. Ja, ja! In Gottes Namen ſolle von der Frau und von jedem guten Chriſten gebethet, und gehandelt werden. Meinrad macht mir die Sache allzulangſamm. — Da hat er wieder einen Pack; die Bilder ſind ja ohne Nam und nur ein wenig an die Mauer geheftet. — Hinein in den Ofen.

Meinr. Nur hinein! — Nur hinein. — So geht's geſchwind. — Jtzt iſt alles darinn.

Stadek. Und nun gehen wir. Binnen einer Stunde hat die Frau das Buch ſammt denen Bildern, ſo ich verſprochen habe.

Berz. In Gottes Namen, in Gottesnamen.

Stadek. Ja! Gott behüte die Frau.

Meinr. Nichts für ungut, Frau Nachbarinn!

Berz. Zu einer unglücklichen Stunde hat mich der Herr heut beſucht. In Gottes Namen, in Gottes-Namen.

Meinr.

Meinr. Ich kann auch nicht dafür. Aber vielleicht fällt es noch glücklicher aus, als die Frau glaubt. — O ha! Vorher bin ich über diese Stäffel herabgefallen, und itzt wäre ich bald hinaufgefallen.

Stadtk. Sey die Frau getröstet. Wie ich gesagt habe, so hat die Frau binnen einer Stunde ein besseres Buch und bessere Bilder. Lebe die Frau wohl.

Herz. In Gottes Namen, in Gottes Namen.

II.

Die Gesellschaft bei der Gräfinn Ida.

Gräfinn Ida. Nun! Da sehen uns eure Hochwürden Pater Quardian in unserer Freitagsgesellschaft beisammen. Andere halten Gesellschaften, um dabei mit Spielen, oder dergleichen eitlen Gemüthserholungen sich die Zeit zu vertreiben. Ich aber, und die Gräfinn Ota, und die Gräfinn Ota, und die Gräfinn Oda, und die Baroninn Beggha, und die Baroninn Marzella, und die Markisinn Editha, und das Fräulein Priska, und der Graf Everard haben uns einmal mitsamm verstanden, daß wir alle Freitage auf andächtige Gespräche von drei Uhr nach Mittag bis sechs Uhr Abends zusammkommen wollen. In späteren Abend hinein können wir unsere Gesellschaft nicht halten, weil

bei

bei uns auch früher Nacht wird, als in anderen Häusern.

P. Guardian. Das ist wirklich eine löbliche und nützliche Zusammenkunft. Überhaupt wird durch Gespräche über solche Gegenstände, von deren ächtem Kenntniß und kluger Anwendung unsere Vervollkommung und Glückseligkeit abhanget, weit mehr gewonnen, als beim Spielen jemals gewonnen werden kann. Schon die Bildung des Verstandes und des Herzens dienet zugleich zur Beruhigung und Aufheiterung des Gemüthes. Aber selbst auch durch die Art, mit welcher Gespräche geführet werden, besonders wenn unter den Gesprächführern muntere und witzige Köpfe sind, kann eine solche Zusammenkunft zur angenehmsten Ergötzung gemacht werden.

Grä. Ida. Gar munter kann es bei unserer Gesellschaft eben nicht zugehen; hiezu sind wir zu alt. Ich schon sechs und siebenzig, die Gräfinn Ota fünf und siebenzig, die Gräfinn Oda drei und siebenzig, die Baroniß Beggha auch schon drei und siebenzig, die Baronin

Mar-

Marzella siebenzig, die Markisinn Editha gleichfalls siebenzig, das Fräulein Priska neun und sechzig Jahre. Der Graf Everard ist noch der jüngste, der ist erst fünzig Jahre alt.

Gr. Everard. Aber ein alter Sünder, der durch seine unordentliche Lebensart vor der Zeit Greis geworden. Nun mich tröstet, erstens, daß ich mehrere meines gleichen habe, worunter einige schon mit zwanzig oder dreyzig Jahren ebenso Greise geworden sind; und zweitens, daß Einige sogar heilig geworden sind, welche in ihrer Jugend nicht gar löblich sich betragen haben; sodann aber bei Gott Gnade fanden. Ich sollte sie freilich in dem, von ihnen nachhin unternommenen heiligen Lebenswandel itzt nachahmen; aber zu meinem größten Seelenbetrübniß fehlt noch viel, bis ich das erreiche, was von ihnen in der Legende geschrieben steht.

P. Quardian. Euer Gnaden haben hierinn gar keine Ursache zu einem Betrübniß; denn alles, durch was jene Heilige der Gnade und Barmherzigkeit Gottes wieder theilhaftig geworden

sind,

sind, und die Heiligkeit erlanget haben, alles dieses können euer-Gnaden auch erhalten.

Gr. Everard. Das ist unmöglich. Ich sollte in der Wüste, oder in einem Kloster seyn; ich sollte die erstaunlichsten Bußwerke, die man von ihnen liest, verrichtet haben; ich sollte Klöster aufzeigen können, die ich gestiftet habe.

P. Quard. Die Busse besteht hauptsächlich in dem wahren und innersten Abscheu vor dem begangenen Übel; in dem ernsthaften Vorsatze, künftig die üblen Handlungen zu unterlassen, und dafür gute auszuüben; und in den wirklichen Beweisen dieses Abscheues, dieses Vorsatzes, dergestalt, daß man sich nach allen Kräften bestrebe, seine Pflichten zu erfüllen, und die vorige unordentliche Lebensart in eine ordentliche umzuändern. Das wird gewis alles bei euer Gnaden eintreffen, wenn sie gleich vorhin so gewesen wären, wie sie sich vielleicht nur aus Demuth dafür angeben. Hiemit bedürfen euer Gnaden nur mit Bitte und Vertrauen zu Gott fortzufahren, damit dieser barmherzigste Vater gleichfalls seine Gnade hiezu fortsetze.

Gr. Lect. Eure Hohwürden Pater Quardian machen die Sache leicht. Aber sie wissen doch, daß in den Legenden ausserordentliche Dinge, die die Heiligen zur Busse noch weiters nothwendig fanden, beschrieben stehen.

P. Quard. Ich weis alles, was in den Legenden beschrieben ist; aber nicht alles davon halte ich für nothwendig, ja nicht einmal alles für nachahmungswürdig. Die Heiligen waren auch Menschen; und ich bin zu ehrlich, als daß ich nicht von ihnen einige Fehler, und nicht noch mehrere Fehler an denen Legendenschreibern, die manches übertrieben, oder wohl gar aus ihrem Kopfe zugesetzet haben, erkennen sollte. Von dem heiligen Petrus lesen wir nur, daß er über seine Verläugnung Gottes geweinet, sodann aber die Pflichten des Amtes, zu welchem ihn Gott berufen hat, eifrigst und bis zum Tode standhaft erfüllet habe. Paulus veränderte seine sündhafte Verfolgung der Jünger Christi in eine apostolische Vertheidigung der Lehre Christi und dessen Anhänger, ohne dabei die Pflichten eines Unterthans gegen den Kaiser hindanzusetzen. Von Magdalena steht

auch nichts anderes in der Schrift, als daß sie mit der Liebe Gottes, folglich auch mit Beobachtung seiner Lehre (weil derjenige Gott liebt, der die Gebothe Gottes hält) ihre Sünden ausgelöschet habe. Und weil die Liebe Gottes hauptsächlich bewiesen wird, wenn man das Ebenbild Gottes, nämlich unseren Nebenmenschen, mit der, von Christo so sehr empfohlenen Nächstenliebe behandelt; so lesen wir von den wahren Jüngern Christi, daß sie mit dem Bewußtseyn, daß das, was man den Armen thut, man Gott selbst thue, und daß Barmherzigkeit besser, dann Opfer sey, auch hauptsächlich die Liebe des Nächsten und die Werke der Barmherzigkeit in dem sichersten Plan ihres, heilsamst veränderten Lebens genommen haben.

Erk. Ida. Das ist mir wirklich eine seltsame Sache, daß eure Hohwürden als Klostergeistlicher, und als Quardian das Klosterleben und das Klosterstiften nicht für das sicherste und von Gott selbst empfohlene Bußleben wollen gelten lassen.

P. Quard.

P. Quard. Ich schmäuchle mir, daß ich eben als Klostergeistlicher, als Quardian, und als ein Mann von fünf und sechszig Jahren euer Gnaden nicht verdächtig seyn könne, gleich als ob ich auf etwas anderes, als auf die lautere Wahrheit bei meiner Erklärung eine Rücksicht hätte.

Grä. Ida. Sagen mir eure Hohwürden zur Güte; ist nicht der heilige Johannes der Taufer der erste Einsiedler in der Wüste gewesen? Und weil ihn Gott selbst heilig gesprochen, ist nicht hiedurch das Institut der Einsiedler und der Mönche von Gott selbsten bestättiget worden? dergestalt, daß man die Klosterinstitute von der Zeit Christi hernehmen muß.

P. Quar. Einige rechnen wohl gar die Einsetzung der Mönche von dem Elias her, und glauben, der Karmeliterorden sey schon solange vor Christi Geburt gestanden. Meine gnädige Gräfinn! Johannes der Taufer war kein Mönch, kein, von aller Gemeinschaft der Menschen abgesonderter Einsiedler; er war ein Prediger zu

ihm

ihm kamen Leute in der Menge, die er zur Lehre Christi vorbereitete. Die ersten Einsiedler waren eigentlich Paulus und Antonius, und ihres Gleichen, die aus Furcht vor der Verfolgung in die Wüste flohen. Um die Hälfte des dritten Jahrhunderts verscheute nämlich die blutige Verfolgung des Kaisers Dezius eine Menge Christen aus der bewohnten Welt; und diese gewohnten nachhin das einsame Leben dergestalt, daß sie auch nach dem End der Verfolgungen ihre Hütten nicht mehr verlassen wollten. Erst im vierten Jahrhunderte wurde Antonius als ein Vater der Mönche bekannt.

Grä. Ida. Eben diese Mönche aber haben durch ihre Kasteiungen Beispiele gegeben, wie man seine Bußwerke einrichten solle.

P. Quard. Seyn sie versichert, daß viele Kasteiungsarten von vielen Mönchen nicht so sehr wegen begangener Sünden, als deßwegen unternommen wurden, damit sie nicht in Sünden verfielen; weil ihnen in der Wüste die Arbeit nicht hinlänglich genug, und zuletzt auch das Gebeth allzueinfach und zu maschinmässig wur-

wurde, als daß sie sich dabei der ausartenden Naturstriebe hätten erwehren können. Wenn sie ausser der Wüste unter anderen Leuten ein mehr beschäftigtes Leben geführet, und sich den Sorgen für die Erfüllung der Pflichten in der menschlichen Gesellschaft unterzogen hätten; so würden sie vielleicht auch keine Zeit und keine Gedanken gehabt haben, ihre Naturstriebe ausarten zu lassen.

Grä. Oda. Billigen also eure Hohwürden nicht alle Kasteiungsarten, die von den heiligen Mönchen und Einsiedlern unternommen worden?

P. Quard. Gewiß nicht alle; denn mit dem Geboth Gottes, sich selbst zu erhalten, und sowohl unseren inneren als äusseren Zustand zu vervollkommen, kann ja eine solche Art nicht bestehen, wodurch man sich um die Gesundheit und zuletzt um das Leben bringt. Unmöglich ist es auch, daß eine ausserordentliche Entkräftung des Körpers nicht zugleich auf den Geist wirken solle. Hiedurch entstanden also in manchem geschwächten Kopfe Verwirrungen, so

wie

wie in dem entkräftetkt Körper ausserordentliche Krämpfungen als so viele Quellen eingebildeter Erscheinungen, Kämpfe mit den Teufeln, und dergleichen Begebenheiten. Hiedurch verfielen manche in die unächtesten Begriffe von der Frömmigkeit, von der Busse, und von Gott gefälligen Werken. Und hiedurch wurden einige gar zu Schwärmern; Antonius selbst verkroch sich in ein finsteres Gewölb eines zerfallenen Schlosses, und verharrete zwanzig Jahre daselbst; und dergleichen Verbergungen sind mehrere in der Legende anzutreffen. Andere irrten in den Wäldern gleich wilden Thieren herum, mit Haaren entsetzlich umwachsen, und nur mit einer, aus Blättern geflochtenen Gürtel umgeben, wie Onuphrius. Mehrere dergleichen entzogen sich aller menschlichen Hilfe und Gemeinschaft; da doch der Mensch nicht für sich allein, sondern auch für andere Menschen, und zur gegenseitigen Hilfe erschaffen ist; und da gar keine grössere Kasteiung seyn kann, als sich der stätten Erfüllung seiner Pflichten und der Nächstenliebe nach allen Kräften zu opfern.

Baronian Beggha.

Baroninn Beggha. Nun! So wird die Lüge des heiligen Viktorinus bei euern Hochwürden auch keinen Beifall finden?

P. Guard. Euer Gnaden vergeben; ich erinnere mich derſelben nicht mehr.

Bar. Beggh. Dieſer Heilige (wie uns neulich Fräulein Pricia erzählte) verkroch ſich auch in eine enge Berghöhle, worinn nur ein Menſch, und dieſer nicht ganz ausgeſtreckt liegen konnte. Der Teufel, der dieſe heilige Lebensart nicht dulden wollte, nahm die Geſtalt eines Mädchens an; weinte, gleich als ob es ſich im Walde verirret hätte; und ſchrie ſo lange und ſo kläglich, bis der heilige Mann es in ſeine Zelle einließ. Er zog ſich freilich zuſamm, und wollte ruhig im Winkel ſeiner Höhle ſitzen; allein das hölliſche Mädchen ſtellte ſich, als habe es einen unruhigen Schlaf, und berührte den Heiligen mit ſeinem Fuß. Der Mann Gottes wurde hiedurch in ſolche Brunſt geſetzet, daß er ſich nicht mehr faſſen konnte. Es kam ſodann unter ihnen ſogar zum Reden und (Gott behüte uns alle, wie wir hier ſind,

vor einem solchem Falle) der Heilige gab schon in die Sünde seine Einwilligung, worauf aber der Teufel ihn ausspottend verschwand. Hingegen war aber auch sogleich die Busse des Heiligen ausserordentlich. Er spaltete mit einer Axt einen grossen starken Baum, steckte seine beide Hände in diese Spaltung, und ließ sodann durch seinen Bruder den Keil aus der Spaltung nehmen; worauf der Baum zusammenschnellte, und der Heilige mit eingeklammten Händen und mit unglaublichen Schmerzen am Baume hangen blieb. Sein Bruder, ja der Bischof selbst wollten ihn überreden, dieser Buse ein End zu machen; allein vor Ausgang dreier Jahre, und bis nicht das Fleisch von den Händen herabgefallen war, ließ er sich nicht vom Baume entledigen. Zum Beweis, daß Gott diese Busse gefällig gewesen, sagt die Legende, sind die mirakulosen Kuren, die er mit den bußfertigen Händen an schweren Kranken gemacht hat.

P. Guard. Seyn euer Gnaden versichert, selbst dieser Heilige wird es mir zu Gutem aufnehmen, daß ich wünschte, er hätte seine Hände

de nicht in die Spaltung des Baumes gesteckt; sondern dieselben mit bußfertigstem Gemüthe zur Arbeit und zur Hilfe verwendet, die er noch eher kranken und armen Nebenmenschen ganz natürlich, nützlich, und Gott gefähligst hätte leisten können. Ich bleibe einmal bei meinen, in der gesunden Vernunft, und in der heiligen Schrift gegründeten Begriffen von der Busse, nämlich; daß die Vernachlässigung der Pflichten in die Erfüllung der Pflichten mit innerlichem und äusserlichem Bestreben umgeändert werden müsse; und daß keine Busse für eine unterlassene Pflicht auf eine solche Art verrichtet werden dürfe, durch welche abermal andere Pflichten unterlassen würden.

Baroninn Marzella. Hätten also die heiligen Martyrer etwa auch sich der Marter entziehen sollen?

P. Quard. Euer Gnaden erlauben wir, daß ich das Entziehen etwas näher bestimme. Sich der Marter dergestalt entziehen, daß man ehe Gott, den christlichen Glauben, die Wahrheit und Gerechtigkeit verläugne, als sich mar-

tern lasse, das ist nicht erlaubt. Es ist vielmehr Pflicht für jeden Christen, daß er ehe sterbe, als sich zu einer Beleidigung Gottes bewegen lasse. Sich aber, soviel möglich ist, nur dergestalt entziehen, daß einen diejenigen nicht erhaschen können, welche einen hiezu bewegen, oder martern wollen; sich für die Gelegenheit, noch mehr Gutes zu leisten, aufbehalten; daß ist nicht nur nicht verbothen, sondern es ist eben wieder vielmehr Pflicht. Hat sich nicht Christus selbst denen entzogen, die ihn steinigen wollten? — Mehrere Heilige sind, die sich auf gleiche Art ihren Verfolgern entzogen haben. Sind sie endlich bei Erfüllung ihres Berufes und Amtes, so sie nicht verlassen durften, erwischt, und sodann gemartert worden; so waren sie nicht Schuld an ihrem Tode. Die Schuld war bei ihren Verfolgern. Hingegen würde derjenige an seinem Tode selbst Schuld seyn, der voreilig, und aus übertriebenem Eifer seinen Verfolgern sich selbst überliefern, oder aus einer überspannten Marterbegierde selbst in das Feuer springen wollte. Die heilige Apolonia war wirklich mit dem freiwilligen Sprunge in das Feuer etwas zu geschwind.

ſchrieb. Sie hätte abwarten ſollen, bis ſie von ihren Verfolgern wäre hingeworfen worden.

Markiſinn Edisha. Ich wünſchte mir die Gnade Gottes, eine Martyrinn werden zu können.

P. Guard. Ich meinerſeits erfreue mich, daß die Verbreitung unſrer heiligen Religion nicht mehr ſo vieler Martyrer bedarf; und daß auch in vielen Theilen der Weltgegenden, wo wirklich die chriſtliche Religion noch nicht die herrſchende iſt, man ſich gegen ſie toleranter bezeigt; als man vormal ſogar von chriſtlicher Seite gegen andere Religionsgemeine verfahren iſt. Ich bin auch überzeugt, daß ſelbſt die heiligen Martyrer, ſogern ſie ihr Leben für den chriſtlichen Glauben hingegeben haben, doch hätten freudiger ſeyn müſſen, wenn ſie und ihre Mitbrüder ohne ſo harte Verfolgungen dieſe Religion hätten ausüben, und befördern können. Dem ungeachtet können euer Gnaden immer noch eine Martyrinn werden.

Mark. Edish.

Mark. Edith. Das sehe ich nicht ein, wie es möglich wäre, wenn ich nicht in die Gegenden der Ungläubigen eine Reise unternehmen, und mich nicht gegen die dortigen Landesgesetze als Christinn betragen wollte.

P. Quard. Es gibt fünferlei Gattungen der Martyrer. **Erstens** Martyrer des Glaubens und der Wahrheit. **Zweitens** Martyrer der Gerechtigkeit und der christlichen Liebe. **Drittens** Martyrer des Vorwitzes. **Viertens** Martyrer der Unschuld. **Fünftens** Martyrer der Busse. *

Grä. Ida. Der Ruf, daß eure Hochwürden Pater Quardian ein vernünftiger Mann seyn, und daß man ihnen mit Lust und Nutzen zuhören könne, dieser Ruf hat mich bewogen, mir von ihnen einen Besuch auszubitten; und dieser Ruf ist nun auch mit meiner Ueberzeugung gegründet.

P. Quard.

---

* Baillet Abhandlung von den Geschichten der Martyrer und Heiligen §. 78. seqq.

P. Quard. Eure Gnaden ſind allzugütig gegen mich mit Lobſprüchen, die ich wirklich nicht verdiene. Ich wünſchte aber die Ehre, die mir mit der Erlaubniß, euern Gnaden meine Aufwartung machen zu dürfen, wiederfahren iſt, verdienen zu können.

Grä. Ida. Editha! Der Pater Quardian muß dir itzt alle fünf Gattungen der Martyrer erklären, damit du dir eine auswählen kannſt.

Mark. Edith. Ich hätte mir ohnehin die Erklärung über eine jede Gattung ausgebethen.

P. Quard. Unſere heilige Kirche ſelbſt hat Anfangs den Namen **Martyrer** allen denjenigen beigelegt, welche vor den Feinden des Namens Jeſu Chriſti ſich als Zeugen der Wahrheit, und der chriſtlichen Lehre dargeſtellet haben, obgleich ihr Bekenntniß ihnen nicht allemal die Todesſtrafe zugezogen. Erſt nachhin iſt der Unterſchied zwiſchen **Martyrer** und **Bekenner** dergeſtalt beobachtet worden, daß die, welche wirklich deßwegen den Tod gelitten,

ten,

ten, den Namen Martyrer; diejenigen aber, welche ihre Marter überlebt, den Namen Bekenner erhalten haben. Immer war aber die Meynung der Kirche diese; daß nicht der Tod, sondern der Glaube und Wille die Martyrer machten. Wie viele Päpste, die zu den Zeiten der Verfolgungen gelebt haben, werden als Martyrer verehret, obgleich einige in Ruhe gestorben, oder man von einigen die Art ihres Todes nicht weis. Sehen euer Gnaden, daß also auch sie eine Martyrinn werden können, wenn sie nur ernstlichen Willen haben, für den wahren Glauben auch nöthigs Falls ihr Leben zu lassen; oder wenn sie nur bei einer sich ergebenden Gelegenheit als standhafte Zeuginn der Lehre Christi vor Feinden derselben auftretten.

Mark. Edith. Das will ich vom Herzen gern thun, wenn ich mit einem Spötter dieser heiligen Lehre, sey er noch von so grossem Ansehen, zusammtreffen sollte.

P. Guard.

P. Guard. Die Feinde der Religion, meine gnädige Aebtissinn! sind nicht nur die Ungläubigen und Spötter, sondern auch die, welche in die heiligste und reinste Lehre Jesu Christi Aberglauben, Mißbräuche, Eigennutz, und dergleichen, was der Wahrheit entgegen ist, oder sogar der, uns von Gott gegebenen Vernunft offenbar entgegen streitet, hineinbringen, solches Gezeug für Theile dieser heiligsten reinsten Religion zu derselben größten Unehre ärgerlich und gewissenlos ausgeben, und die Leute von den wahren Heilsmitteln zu privat und gemeinschädlichen Handlungen unter dem Vorwande der Religion und der Andacht hinziehen wollen. Gegen Religionsfeinde dieser Gattung können euer Gnaden am geschwindesten Gelegenheit finden, als eine Zeuginn der Wahrheit und der Reinigkeit der christlichen Lehre aufzutretten.

Grä. Jda. Hierüber halte ich mir bevor, euren Hochwürden einige Fragen zur näheren Aufklärung zu machen.

P. Guard.

P. Guard. Euer Gnaden befehlen; ich bin bereitet, sogleich mit schuldiger Antwort zu dienen.

Grf. Ida. Nein! Jtzt nicht. Jtzt seyn eure Hochwürden nur so gütig, in Beschreibung der Martyrerarten fortzufahren.

P. Guard. Nach den Martyrern des Glaubens und der Wahrheit kommen die Martyrer der Gerechtigkeit und Liebe. Was am meisten zu verwundern ist, sind die Martyrer der Gerechtigkeit am häufigsten anzutreffen von der Zeit her, als die Kirche ihren Glanz und ihre Ruhe erhalten. Da nämlich in dieser Ruhe die Vorsteher und Diener der Religion auch zu Ehren, zu Reichthümern, nach Hofe, zu Macht und Pracht gekommen sind, sind deren viele durch Hochmuth, Ehrgeiz, Neid, Eigensinn, Vergrösserungssucht, und tausend andere üble Neigungen dahin gebracht worden, daß sie die rechtschaffensten Männer verfolgten, welche ihnen hierinn im Wege standen, oder mit ihnen nicht Parthei und Faktion machten, oder ihnen wohl gar richtigere Lehren, heilsame Ermah-

mahnungen, und beſſere öffentliche Beiſpiele entgegen ſetzen. Noch bis izt gibt es ſolche Martyrer der Gerechtigkeit. Die Martyrer der Liebe aber ſind diejenigen, welche ihr Leben für ihre Brüder zur Peſtzeit, oder anderen gefährlichen Krankheiten aufgeopfert haben. Prieſter, Aerzte, Chirurgen, Spitalbeſorger, und die vermög ihres Berufs zur Krankenhilfe beſtimmt ſind; Obrigkeiten, die der Pflege der Kranken, und den Bedürfniſſen dergleichen Armen nachzuſehen haben, ſollen ſich zwar mit Vertrauen auf Gott, und mit Gebrauch natürlicher Bewahrungsmittel und Arzeneien gegen die Gefahren ſoviel möglich ſchüzen; aber aus Furcht vor dem Tode dürfen ſie ihre Amtspflicht nicht unterlaſſen. Zu dieſer Art Martyrer ſind alle Soldaten zu rechnen. Dieſe ſind für die Vertheidigung der Gerechtigkeit, wie die Beurtheilung derſelben den Regenten zuſteht, aus Liebe für ihren Regenten, für ihr Vaterland, zum Heil ihrer Mitbürger, ja aus Liebe zu Gott, und wegen des Glaubens an jene göttliche Lehre, die den Vorgeſezten zu gehorchen befiehlt, und den Gehorſamen die ewige Belohnung ebenſo, wie den Ungehorſamen die

ewi-

ewige Strafe andeutet, so vielen Plagen, so vielem Ungemach, so vielen Gefahren, und dem Tode selbst ausgesetzt.

Mark. Edith. Wenn ich Mannsbild geworden wäre, wäre ich gewiß Soldat geworden. Itzt aber kann ich dieser Marterart nicht theilhaft werden.

P. Guard. Euer Gnaden können sich aber doch dessen theilhaft machen, wenn sie ihrerseits nicht nur nach dem landesfürstlichen Foderungen zu den Kriegsbedürfnißen beitragen; sondern nach ihren Kräften den blessirten Soldaten dasjenige zukommen lassen, was zu ihrer Heilung und Erleichterung dienet. Und ebenso können euer Gnaden zur Hilfe anderer gefährlich Kranker vieles mit Almosen beitragen. Bei anderen Marterarten kann man nicht leicht jemanden anderen statt seiner hinstellen; aber bei der Besorgung der Armen kann man durch reichliche Beiträge Leute finden, die mit minderem Scheu die Pflege gefährlicher, oder gräuslicher Kranker übernehmen. Deswegen bleibt euer Gnaden immer ein Theil der Mar-

ter;

ter; denn die Marter besteht im Leiden. Schon dadurch, daß euer Gnaden sich das Elend des armen Nebenmenschen zu Herzen nehmen, entsteht in dem Gemüthe ein Leiden; und wenn man um den armen Nebenmenschen zu helfen, sich in diesem und jenem einen merklichen Abbruch macht; so versetzet man sich wieder in etwas, wobei der, an Uiberfluß und an Bequemlichkeiten gewöhnte Mensch besonders Anfangs ein Leiden spüret. Und wie viele sind unter den Menschen, die Martyrer der Gerechtigkeit werden können, wenn Gewaltigere über sie kommen, die ihren Nächsten in der Absicht plagen, damit sie ihn um seine Gerechtsame bringen, und sich vom fremden Schweiß und Gut bereichern. Eure Gnaden verzeihen mir meine Freimüthigkeit, mit welcher ich behauptete, daß viele Obrigkeiten und Gutsbesitzer durch ihre Urtheile und Unterthansbehandlungen schon manche Partheien und Unterthanen zu Martyrern der Gerechtigkeit gemacht haben. Allein, so wie aus dem Blut derjenigen Martyrer, welche für den christlichen Glauben gelitten haben, unsere Kirche auf den itzigen Glanz emporgestiegen ist; so wird aus der

Mar-

Marter derjenigen, die bisher wegen der Gerechtigkeit gelitten haben, noch eine herrliche Einrichtung in Rücksicht auf eine bessere Gerechtigkeitspflege und Unterthansbehandlung mit der Hilfe Gottes entstehen.

Mark. Edith. Eure Hochwürden brächten Einen bald von dem Wunsche, eine Martyrin zu werden, auf die Gewissenserforschung; ob nicht durch uns selbst, oder wenigstens durch unsere verstorbene Ehegatten manche zu Martyrern der Gerechtigkeit gemacht worden.

P. Quard. Das eben nicht; denn ich rede nur überhaupt von dem, wie jemand ein Martyrer der Gerechtigkeit werden könne. Von deren selig im Herrn verstorbenen Vorfahrern und Ahnen ist gewiß Niemand durch ungerechte Urtheile und Bedrückungen zum Martyrer der Gerechtigkeit gemacht worden; denn sie waren allzurechtschaffene, und in jeder Rücksicht verehrliche Männer, deren Verdienste um das Vaterland, und deren für das allgemeine Beste sowohl, als für das Wohl einzelner Bedrangter verwendete Sorgen bis in die spä-

te-

ersten Zeiten werden angepriesen werden, weil sie hievon immerdauerhafte Beweise hinterlassen haben.

Grs. Ida. Ich kenne doch einige, welche immer zu allen Heiligen, und hiemit auch zu allen heiligen Martyrern gebethet; dabei aber andere Leute zu Martyrern der Gerechtigkeit gemacht haben.

Mark. Edith. Leider kenne ich auch Einige. — Aber fahren eure Hohwürden fort in Erklärung der Martyrarten.

P. Guard. Die Martyrer des Vorwitzes sind diejenigen, die sich den Tod selbst angethan, oder demselben, ohne ihn zu erwarten, ohne daß sie sonst hiezu wären gezwungen worden, entgegen gegangen sind. Die Kirche hat zu keiner Zeit erlaubt, sich selbst (es geschehe unter was immer für einem Vorwande) zum Martertode anzubieten. Man war zwar immer verbunden, Christum vor der ganzen Welt zu bekennen; allein es vor den Richterstühlen und Grossen zu thun, dazu war man nur alsdann verpflichtet, wenn man dahin gefodert wur-

wurde. Der heilige Zyprian selbst * ermahnte sein Volk ruhig, und ohne Lärm zu bleiben, und sich nicht selbst den Verfolgern darzustellen, um nicht durch übel verstandenen Eifer den Gläubigen noch mehr zu schaden. Die Kirche zu Smyrna belobte die Klugheit ihres Bischofes des heiligen Polikarpus, der, wie Jesus Christus, es erwartete, bis er den Verfolgern ausgeliefert wurde. Die Richter auffodern; die Befehle und schriftlichen Verordnungen der Verfolger zerreissen; die Heiden, die schon aufgebracht waren, noch mehr reizen; der heidnischen Religion spotten; die Götzenbenbilder zerschmeissen; die Tempel eigenmächtig verbrennen; alles dieses brachte den Christen nur noch mehrere Verfolgungen zuwegen, und zeugte vom Mangel am Verstande und Klugheit. Mansurius, Bischof zu Karthago brachte es dahin, daß man diejenigen nicht unter die Martyrer zählen sollte, die, ohne gefangen, oder peinlich gefragt zu werden, sich selbst den Verfolgern darstellten, und ihnen sagten: sie hätten christliche Bücher und Schriften,

* Epist. 83.

ten, würden dieſelben aber nicht herausgeben.* Die Kirchenverſamlung zu Elvira machte gleichfalls eine Verordnung: Es ſollten diejenigen nicht unter die Zahl der Martyrer geſetzet werden, die von den Heiden getödtet worden; weil ſie Tempel in Brand geſtecket, Altäre umgeworfen, die Götzenbilder heruntergeſchlagen und zerſchmiſſen; oder die ſonſt etwas verübten, welches die Heiden als eine muthwillige Beleidigung anſehen konnten; oder die in der Hitze des Streites unter dem Lärm niedergemacht worden.**

Grf. Jda. Eure Hochwürden vergeben mir, daß ich ihnen nach der, uns ſchon öfters von dem Fräulein Priska aus den Legenden gemachten Erzählung, die ich mir über ſo oftmaliges Hören wohl merkte, Heilige entgegen ſetze, die wirklich deswegen geehret werden.

* Auguſtinus collat. Carth. A. S. C. 13. Man ſehe auch Auguſtinum in Gaudentium l. 1. c. 3. & de civitate Dei l. 1. c. 26.

** Concil. Illib. c. 60. l. 1. coll. 977.

Der heilige Theodorus von Amasa hat den Tempel der Zybele in Brand gesteckt. Der heilige Eupsychus hat den Tempel des Glückes niedergerissen. Der heilige Germanikus ist freiwillig auf den Kampfplatz getretten, und hat die wilden Thiere zum Kampf aufgefodert. Die heilige Damiana hat sich sammt ihren beiden Töchtern in den Fluß gestürzt, um durch einen freiwilligen Tod der Schande und Gewaltthätigkeit vorzukommen, womit ihnen ihre Verfolger droheten. Die heilige Pelagia hat sich aus gleichen Ursachen von dem Dache ihres Hauses herabgestürzet.

P. Quard. Meine gnädige Gräfinn! Zur Entschuldigung solcher Thaten wird gemeiniglich angebracht, daß die Heiligen aus Antrieb und Anordnung desjenigen so gehandelt haben, der über das Leben der Menschen zu gebieten hat. Ausser dem, und nach den eigentlichen Regeln der gesunden Vernunft und der geoffenbarten Religion müssen solche Handlungen getadelt, und niemal zur Nachahmung aufgestellet werden. Nebst dem dürfen eure Gnaden versichert seyn, daß manche Geschichte, die

in Legenden oder auch in unseren Brevieren angeführet wird, falsch sey; daß unsere heilige Kirche schon viele dergleichen Geschichten ausgemustert habe; und daß ungezweifelt noch mehrere, die nicht ganz gegründet, oder auferbaulich sind, werden ausgemustert werden. Wenn euer Gnaden nicht selbst dieser Geschichten Erwähnung gemacht hätten, ich hätte keine gemacht; weil sie vielmehr gar nicht angeführet werden sollen. Allein weil nun einmal euer Gnaden diese Beispiele auf die Bahne gebracht haben, weil leider mehrere Legendenleser solcher Geschichten sich mit übelsten Folgen erinnern könnten; so sage ich euer Gnaden freimüthig, daß ich diese Heiligen wegen ihrer anderen Tugenden ehre, und daß ich versichert bin, sie würden die angeführten Handlungen nie begangen haben, wenn sie genugsame Einsicht in die natürlichen und geoffenbarten Pflichten gehabt hätten. Wenn sie sich nicht eigentlich selbst, sondern wenn sie der Geist Gottes dazu getrieben; so lasse ich es freilich gelten. Aber dieses ist erstens nur eine Vermuthung; zweitens muß ich als Mensch mit Vernunft, als Priester, und als Mitglied des Staates

wünschen, daß nur Niemand diese Vermuthung überspanne, und sich etwa auch einbilde, zu solchen Handlungen durch den Geist Gottes getrieben zu werden. Gott und alle Heilige werden es mir billigen, daß ich aus eben dieser Ursache Anrühmungen von solchen Thaten aus den Lesebüchern und Erzählungen hinwegwünsche. Jeder vernünftige Mann, jeder ächte Christ, jeder verständige Priester, jeder auf seine und seines Nächsten Sicherheit bedachte Mensch wird hierinne mit mir übereinstimmen, weil solche unrecht verstandene Beispiele in die gefährlichsten Schwärmereien ausarten könnten.

Gr. Ytz. Aber selbst einige heilige Väter haben solchen Thaten Lob gesprochen?

P. Quard. Euer Gnaden treiben mich nicht in die Enge, solange mir die allgemeine, vernünftige, und christliche Sittenlehre, und die alte Kirchenzucht meiner heiligen Kirche (wovon ich euren Gnaden die Beweise schon angeführet habe) den Rücken frei und sicher lassen. Lobsprüche einzelner Väter, die auch

Men-

Menschen waren, geben noch keine sichere Regel. Ich sage es nochmal, daß, wenn diese Heiligen auf einen ihnen verläßlich geoffenbarten Befehl Gottes solche Thaten unternommen haben, sie sodann freilich ausser Schuld sind; weil nicht von ihnen, sondern von dem Herrn ihres Lebens solche Thaten angeordnet worden. Aber nur soll sich Niemand, wenn ihm beifiele, eine solche That zu unternehmen, sogleich einbilden; auch ihn treibe der Geist Gottes auf gleiche Art hiezu an. Wenn heut jemand zu mir in den Beichtstuhl käme, und sagte: der Geist Gottes treibe ihn an, eine solche That zu unternehmen; so hätte ich von Seite der Religion und des Staates die Pflicht, ihm sowohl die That, als die Einbildung vom Geiste Gottes aus dem Kopfe zu reden.

Gr. Jds. Ich bin mit euern Hochwürden verstanden, daß nicht alle, in den Legenden vorkommende Thaten nachgeahmet werden dürfen; und eine gute Polizei würde mit der Berufung auf die göttliche Eingebung gewiß nicht zufrieden seyn. Betrachte nur Gräfinn! Was das gewesen wäre, wenn unsere Unterthanen,

oder die, welche Weyfendienſte leiſteten, oder wohl gar unſere Kinder davon gelaufen wären, wie manche Heilige von ihren Aeltern und von ihren Herrſchaften davon gelaufen ſind, um Gott ſtatt den Weltmenſchen zu dienen, und wenn ſich jene wie dieſe auf eine gleiche göttliche Eingebung hätten berufen wollen. Wie würde es mit uns, und mit der öffentlichen Ordnung und Sicherheit ausſehen?

Mark. Editha. Eure Hohwürden ſind mir noch über zwo Arten der Martyrer, nämlich der Martyrer der Unſchuld, und der Martyrer der Buſſe die Erklärung ſchuldig.

P. Guard. Martyrer der Unſchuld ſind diejenigen, welche ungeachtet der Erfüllung ihrer Pflichten, hiemit ohne alle ihre Schuld von ihren Vorgeſetzten oder anderen Nebenmenſchen geplagt und gequälet, oder wohl gar bis zum Tode verfolget werden, ohne daß ſie ſich deſſen auf erlaubte Art erwehren können. Unmenſchliche Aeltern oder Vormünder machen auf dieſe Art ihre Kinder oder Mündel, unmenſchliche Ehegatten ihre Gegentheile, unmen-

menſchliche Herren und Frauen ihre Dienſtleute zu Martyrern. Auch überhaupt werden durch rachvolle, neidiſche, geldgierige, ſtreitſüchtige, verleumderiſche, und mit Untergrabung fremder Ehre und fremdes Glückes beſchäftigte Leute oft ganze Familien zu Martyrern der Unſchuld gemacht, nämlich durch die Plagen und Qualen, ſo jene dieſen manchmal bis zum äuſſerſten Elend über den Hals ziehen. Unter ſolche Peiniger gehören auch die, welche durch Schuldenmachen, durch Verſchwendung fremder Gelder ganze Familien in Noth und Marter ſetzen. Wie viele, die in der Welt ſo unſchuldig leiden müſſen, bekommen hiedurch Gelegenheit, wahre Martyrer der Unſchuld zu werden, und ihr Kreuz und Leiden Gott aufzuopfern. Sogar durch Unglücksfälle, wozu man keine Gelegenheit gegeben hat, kann man ein Martyrer der Unſchuld werden.

Mark. Editha. Und die Martyrer der Buſſe?

P. Quard. Die Martyrer der Buſſe ſind endlich jene, welche ſich ſelbſt Plagen zufügen,

um ihre Sünden abzubüssen. Bei diesen ist nun aus dem göttlichen, sowohl natürlichen, als geoffenbarten Gesetze die Regel anzunehmen, daß keine Kasteiung unternommen werden dürfe, wodurch die, uns von Gott gegebenen Kräfte des Geistes und des Leibes verschwendet, verdorben, und zur Erfüllung derer, dem Menschen, dem Christen, dem Mitgliede des Staates auferlegten übrigen Pflichten untauglich gemacht würden; denn es ist ein göttliches Geboth, daß wir uns erhalten, und vielmehr vervollkommen, als verderben müssen. Viele Heilige haben freilich unter dem Vorwande, ihren Leib Gott aufzuopfern, oder ihm nach Art der Engel zu dienen, durch übertriebene Strenge ihre Täge verkürzet. Aber es geschah eben aus Mangel der Einsicht; und die, von mir aus den göttlichen Gesetzen vorausgeschickte Regel verbeuth uns, sie hierinn nachzuahmen. Durch die Abtödtung des Fleisches muß man nicht die Verderbung des Körpers, sondern die Bezähmung böser Leidenschaften verstehen.

Mark. Editha. Aber eben durch Kasteiungen wird zuwegen gebracht, daß einem die

Lust

Lust zur Ausübung böser Leidenschaften vergehet.

P. Quard. Auf diese Art dürfte man sich um das Leben bringen; denn sodann hat man gewiß keine Anfechtungen von bösen Leidenschaften mehr. Es ist gleich viel, ob man sich geschwind oder langsam tödtet; und es ist jenes so wenig, als dieses erlaubt. Ich habe mich schon vorher geäussert, in was die wahre Busse bestehe, und was für Mittel den Leidenschaften mit der Gnade Gottes und mit dem Vertrauen auf seine Hilfe am sichersten entgegen gesetzet werden können. Zu dem hat jede üble Handlung immer seine üble Folge, wenn man sich auch bei dem Laster durch einige Zeit den süssesten Genuß vorstellet. Bei eintretender Wirkung der üblen Lasterfolgen hat wohl sodann mancher nicht nothwendig, sich neue Plagen aufzulegen, sondern nur die, durch das Laster sich zugezogenen Plagen geduldig auszustehn, und hieran ein Martyrer der Busse zu werden.

Gr. Everard.

Gr. Everard. Holle m'ch Gott! Eure Hochwürden haben Recht. Mir haben meine Jugendsünden, die ich leider bis in die Mannsjahre fortgesetzet habe, eine schwere Marter zugezogen, wovon ich noch nicht ganz los bin, und wohl niemal ganz werde los werden können. Dabei hatte ich wirklich schon Gelegenheit genug, und habe sie noch, in Geduld zu büssen.

Mark. Editha. In Rücksicht auf meine Begierde, unter die Martyrer kommen zu können, haben mich eure Hochwürden wirklich so befriediget, daß ich mir nun sogar mehrere Marterarten erwählen kann.

P. Guard. Nur eine Martyrinn aus Vorwitz, oder eine übertriebene Bußmartyrinn dürfen euer Gnaden nicht werden.

Mark. Editha. Ich verspreche euern Hochwürden, daß ich mich bei diesen zwoen Marterarten wohl in Acht nehmen werde.

Gr. Ida.

Gr. Ida. Nun müſſen mir eure Hohwürden erlauben, über die, uns gegebene Erklärung der Martyrerarten einige Fragen machen zu dürfen.

P. Guard. Ich habe ſchon zuvor meine Bereitwilligkeit erkläret, auf alles nach meiner wenigen Einſicht Antwort zu geben.

Gr. Ida. Ich will auf die Martyrer des Glaubens und der Wahrheit zurückgehen. Sagen mir eure Hohwürden Pater Quardian; was halten ſie von denen erſtaunlichen Peinigungsarten, welche in den Legenden angeführet werden? Wenn ich bei manchen das Buch nicht hinweggelegt hätte; ſo wäre ich ohnmächtig geworden. Gott wird mir es verzeihen, mir ſind auch folgende Zweifel dabei eingefallen. Erſtens. Ob nicht manches übertrieben ſey. Zweitens. Ob es möglich geweſen wäre, ſo vielerlei äuſſerſte Peinigungsarten, und durch ſolange Zeit dieſelben mit fortwährendem Leben auszuhalten. Drittens. Wenn die heiligen Martyrer dieſe Peinigungsarten deswegen aushalten konnten, weil ſie dabei mirakuloſer Weiſe

se gegen die, sonst natürliche Wirkung solcher Peinen erhalten worden; ob sie also dennoch wegen standhaft erlittener so vielerlei ausserordentlicher Peinigungen, die sie bei mirakuloser Erhaltung nicht so sehr empfunden haben, angepriesen werden könnten? **Viertens.** Ob diese mirakulose Erhaltung immer von Nothwendigkeit und Frucht in Rücksicht auf die Peiniger gewesen; da die Peiniger alles dieses der Zauberei zuschrieben, weil damals die Zauberei beinahe von allen geglaubt wurde, und hiemit sie sich nichts hieraus zur Uiberzeigung von der Wahrheit der Lehre nahmen; sondern vielmehr sich einbildeten, der Zauberei der Heiligen letztlich durch die Enthauptung ein End gemacht zu haben.

P Guard. Ich muß euern Gnaden gestehen; schon mehrere der gelehrtesten und frömmsten Katholiken haben den Legendenschreibern zur Last geleget, daß nur von diesen manche ausserordentliche Peinigungsarten erdichtet worden. Ganz gewiß ist es auch, daß solche Peinen durch so lange Zeit, durch welche von den Legendenschreibern die Heiligen darinn vorgestellet

ſtellet werden, natürlicher Weiſe von einem menſchlichen Körper nicht hätten ausgehalten werden können. Eben ſo richtig iſt es, daß, wenn die heiligen Martyrer die natürliche Stärke dieſer Peinen nicht empfunden haben, man nur bei ihnen die Gröſſe der Gnade Gottes, durch die ſie dagegen erhalten worden ſind, nicht aber die Gröſſe der Marter anrühmen könne. Dieſe mirakuloſe Erhaltung war oft nach eigenem Geſtändniß der Legendenſchreiber auch von keiner Frucht; denn wie euer Gnaden es wohl bemerket haben, und wie es ebenfalls in den Legenden zu leſen iſt, ſo ſind die Chriſten von den Heiden, und die Heiden von den Chriſten der Zauberei beſchuldiget worden. Leute, die einerſeits der chriſtlichen Lehre kein Gehör gaben, und hiemit von der Wahrheit und dem Inhalt der chriſtlichen Religion nicht einmal belehret, zugeſchweigen überzeugt waren; andererſeits aber gegen die heiligen Lehrer ſchon das blinde Vorurtheil von Zauberei und Volksverführung hatten, ſolche Leute konnten freilich keine Frucht auch bei Anſehung ſolcher Mirakel haben. Nur die Lehre, und die, darinn dargeſtellte Wahrheit kann

überzeigen. Zeichen und Mirakel hat selbst Christus für keine Hauptbeweise der Wahrheit gelten lassen. Es sind zwar unzählige Menschen schon bei Ansehung ausserordentlicher und wunderbarer Begebenheiten bewogen worden, diesem und jenem Wundermann anzuhangen; und selbst Christus, dessen Mirakel, weil sie in der Schrift gegründet sind, wir glauben müssen, hat hiedurch viele Anhänger bekommen. Allein deswegen hat Christus doch diejenigen, welche Zeichen verlangen, und nur wegen der Zeichen glauben, ein böses und ehebrecherisches Geschlecht genannt. In Ansehung derer Mirakel, die nicht in der Schrift gegründet sind, muß man nicht so leichtgläubig seyn. Kein Mensch, wenn er noch so heilig ist, kann Mirakel wirken eben deswegen; weil die Mirakel über alle natürliche und menschliche Kräfte sind. Nur Gott wirket Mirakel, da nur er über die, von ihm geschaffene Natur erhaben ist, und mit seinen unendlichen Kräften die beschränkten Kräfte der Menschen übersteiget. Aber auch Gott wirket nicht sogleich Mirakel, wie die Legendenschreiber solche oft nicht nur in den unbedeutendesten, sondern in den unschicklichst

zu-

zusammgeflegten Umständen daher bringen. Genug! Daß ich euer Gnaden schon versichert habe, daß bei den frömmsten und gelehrtesten Männern die, in mancher Lebensbeschreibung ausserordentlich übertriebenen Peinigungen der Zahl und der Art nach keinen Glauben finden. Sind nun dergleichen Peinigungen nicht verläßlich; so fällt auch soviel Mirakuloses bei diesen Peinigungen hinweg; weil ein Mirakel, welches sich bei einem Gegenstande ergeben haben solle, keinen Glauben verdienet, sobald der Gegenstand selbst sich nicht ereignet hat, oder gründlich bezweifelt werden kann. Die Bemerkungen, die euer Gnaden gemacht haben, sind nicht nur richtig; sondern sie sind als Bemerkungen einer Dame auch würdig, verehret und bewundert zu werden.

Gr. Ida. Eure Hohwürden müssen nicht glauben, daß, weil die Personen unserer Gesellschaft nach den Altersjahren zusamm vierhundert drei und achtzig Jahre ausmachen, wir auf alte Vorurtheile so versessen seyn, daß wir nicht selbst über dieses und jenes bei unseren Gesprächen auf Bemerkungen gerathen,

die

die uns zuletzt nicht mehr zweifeln lassen, daß manche Untersuchung und Verbesserung der vormaligen Meynungen und Gebräuche nothwendig war.

P. Guard. Ich würde die Sittsamkeit euer Gnaden beleidigen, wenn ich alles dasjenige anführete, was ich von eurer Gnaden Vernunft und bescheidener Frömmigkeit seit meinem kurzen Hierseyn schon gehöret, und weswegen ich mich auf den Tag gefreuet habe, an welchem mir erlaubt seyn würde, mich hievon mit Ehrfurcht überzeugen zu können.

Gr. Ida. Eure Hohwürden Pater Quardian wissen, daß weder auf alle Lobsprüche, weder auf allen Tadel unter den Menschen sichere Rechnung zu machen ist. Von mir muß und kann nicht zuviel erwartet werden. Ich bin Weib, und ein altes Weib, die nie gewöhnt worden, recht frei in das Licht zu sehen, und welcher deswegen die mehreren Lichtstrahlen unerträglich waren, die auf einmal mit den neuen Anordnungen und Schriften eindrangen. Unterdessen ist mir doch ein und anderes

beres seit dem schon erträglicher geworden. Aber mit unserem Fräulein Priska haben wir Noth. Diese ist über keine der neuen Einrichtungen in gottesdienstlichen Uibungen gut zu sprechen; ihr gefällt gar keins von den neuen Erbauungs — und Gebethbüchern. Sie will einmal bei allen vormaligen Gebräuchen und Gebethbüchern, und hauptsächlich bei ihren Legenden bleiben.

P. Quard. Und doch schmeichle ich mir, daß, wenn wir theilweise die neuen Einrichtungen durchgiengen, oder soviel die neuen Lese — und Gebethbücher betrift, wenn solchen das gnädige Fräulein nur einmal eine mehrere Aufmerksamkeit schenken wollten, ich das Vergnügen haben würde, euer Gnaden auf andere Meynungen zu bringen.

Gr. Ida. Nun Priska! So rede doch auch einmal ein Wort. Heute bist du nur Zuhörerinn, da du sonst unter uns allen das meiste redest. Eure Hochwürden sollen sie heut vor acht Tägen gehöret haben, wie sie sich gegen die Aufhebung der Klöster beifert hat. Alle

Klöſter, und hiemit auch die Klöſter der P. P. Kapuziner hätten an ihr, wenn es auf ſie ankäme, die verläßlichſte Beſchützerinn.

P. Quard. Als Ordensmann ſollte ich zwar dem gnädigen Fräulein für eine ſo gute Geſinnung in Anſehung der Klöſter allerdings verbunden ſeyn. Ich muß aber auch als ein ehrlicher Ordensmann die Bitte machen, daß euer Gnaden ſich im Urtheile gegen diejenigen nicht übereilen, welche die Aufhebung der Klöſter veranlaſſen.

Fräul. Prisks. Eure Hohwürden Pater Quardian werden ja doch wiſſen, wie viele Heilige nur der Orden des heiligen Franziskus zählet. Eure Hohwürden werden wiſſen, wie viele Heilige jeder der übrigen geiſtlichen Orden und Kloſterinſtituten dem Himmel und der Welt geliefert hat. Hätten wir wohl ſoviele Heilige bekommen, wenn keine Klöſter geweſen wären? Und können wir wohl Hoffnung haben, künftig ſoviele Heilige zu bekommen, wenn die Klöſter aufgehoben ſeyn werden?

P. Quard.

P. Quard. Heilig, mein gnädiges Fräulein! ist derjenige vor Gott, welcher nach Vollkommenheit strebet; und da die Vollkommenheit in nichts anderem besteht, als in der Übereinstimmung der Handlungen mit den göttlichen theils durch die Vernunft, theils durch die Offenbarung, theils durch unsere Vorgesetzte uns verkündeten Gesetze; so ist jeder vor Gott heilig, der sich bemühet, seine Handlungen hiernach einzurichten, und der eben hiedurch zur Tugend, das ist, zur Fertigkeit gelanget, die, jenen Gesetzen entsprechenden Pflichten zu erfüllen. Wird man durch die Gnade Gottes in diesem Bestreben, in dieser Fertigkeit, seine Pflichten zu erfüllen, bis an das End des Lebens erhalten; nun so wird man sodann auch ein Heiliger des Himmels, wo man nämlich jenen ewigen Lohn erhält, der von Gott den Tugendhaften verheissen ist. Die Heiligkeit, die jemanden von Menschen zuerkannt wird, besteht nur in menschlichen Meynungen und Urtheilen, vermög welcher nämlich die Menschen diesen oder jenen wegen seiner bewiesenen Tugenden für verehrungswürdig, und wenn er bereits verstorben ist, des-

wegen für einen Bewohner des Himmels und Mitgenossen der ewigen Freude halten. Viele, im besonderen Rufe der Tugenden Verstorbene sind Anfangs nur gerade durch das Urtheil des Volkes unter die Heiligen mit öffentlicher Verehrung gezählet worden. Nachhin fanden die Bischöfe für nothwendig, das Volksurtheil näher zu untersuchen; und keine solche öffentliche Verehrung ohne ihre Bestättigung gelten zu lassen. Endlich behielten sich die Päbste bevor, das Urtheil zu sprechen, ob dieser oder jener als ein Heiliger der öffentlichen Verehrung würdig sey. Euer Gnaden entnehmen also hieraus erstens, daß jeder, und in jedem Stande heilig werden könne, wenn er sich befleisset, bis an das End des Lebens seine Pflichten zu erfüllen. Zweitens, daß die, welche in Klöstern heilig geworden, auch heraussen durch Erfüllung der menschlichen, der christlichen, der bürgerlichen Pflichten hätten heilig werden können. Drittens, daß auch nach aufgehobenen Klöstern die Leute noch werden heilig werden können, wenn sie sich nur bestreben, ihre Pflichten zu erfüllen. Viertens, daß es bei der Heiligkeit eben nicht darauf ankomme,

daß

daß man auf den Altar gesetzet, und öffentlich verehret werde; weil einen nicht das Urtheil der Menschen sondern die Tugend zum Heiligen macht. Wie viele tausend und tausend Verstorbene, von deren Namen, Leben, und Tode wir nicht das mindeste wissen, sind heilige Bewohner des Himmels; und wie viele hingegen, die durch das fehlbare Urtheil der Menschen in der Zahl der Heiligen gesetzet, und als solche schon verehret worden sind, hat man nachhin wieder aus dem Register der Heiligen ausgestrichen; weil man nach reiferer Untersuchung gefunden, daß sie sich in Rücksicht ihrer Handlungen entweder nicht so sehr, oder wohl gar nicht verehrungswürdig gemacht haben.

Fräul. Priska. Das geht mir einmal nicht ein, daß Weltleute eben so leicht, wie Klosterleute heilig werden können. Wenn es auch nur auf die Erfüllung der Pflichten ankömmt; so bleibt doch immer die Frage übrig, warum haben aber nicht eben soviele Leute in der Welt, wie in den Klöstern ihre Pflichten erfüllet? Eben das, daß unter den Weltleuten nicht soviele, wie unter den Klosterleuten Heilige

lige geworden, ist ein klarer Beweis, daß man seine Pflichten auch in der Welt nicht so leicht, wie in Klöstern erfüllen könne.

P. Quard. Euer Gnaden müssen mir vergeben, daß ich ehe um den Beweis bitte, daß nicht eben soviele Weltleute als Klosterleute ihre Pflichten erfüllet haben.

Frkul. Prioska. Nun ich sagte ja erst den Beweis, weil nämlich unter den Weltleuten nicht so viele, wie unter den Klosterleuten heilig geworden.

P. Quard. Aber eben das, daß nicht soviele Weltleute als Klosterleute heilig geworden, scheinet mir noch bewiesen werden zu müssen.

Frkul. Prioska. Das glaube ich doch nicht mehr beweisen zu müssen, da hievon die Beweise in den Legenden schon enthalten sind. In der Legende von weltlichen Heiligen kömmt oft auf einen Tag gar kein Heiliger; in den Legenden der Ordens — und Klosterheiligen

aber

aber kommen manchmal auf einen Tag fünf, sechs, und mehrere Heilige zusamm. Mit harter Mühe hat der Jesuit Pater Raßler in seiner Legende für den neunzehnten des Christmonats einen Heiligen gefunden. Zum Glück traf er auf den heiligen Grafen Megengaudus, der zwar diesen Namen erst im Himmel bekam, da er vorhin Megengot hieß. Erst gestern las ich von ihm in der Legende. Seine Lebensbeschreibung ist ganz kurz; und wird nur angeführet, daß dieser Graf und seine Gemahlinn Gebirga, um sich von der künftigen Glückseligkeit zu versichern, ihre Güter zu Klosterstiftungen verwendet, und sich der ehelichen Beiwohnung enthalten haben.

P. Quard. Durch die Legende, mein gnädiges Fräulein! wird nicht im mindesten bewiesen, daß von Klosterleuten mehrere, als von Weltleuten heilig geworden. Ich bleibe einmal bei meinem richtigen Grundsatz, daß man durch die Erfüllung der Pflichten heilig werde; und unzählige Weltleute werden seit Erschaffung der Welt und seit Entstehung des Christenthums in Ansehung des wahren Glau-

bens an Gott, der Hoffnung auf ihn, der Liebe zu ihm, der Liebe gegen den Nebenmenschen, kurz in Erfüllung der Pflichten gegen Gott, gegen sich, und gegen den Nächsten, in Erfüllung ihrer Standes — und Amtsobliegenheiten sich ausgezeichnet haben. Alle diese haben auf der Welt einen heiligen Lebenswandel geführet, und haben im Himmel den ewigen Lohn erhalten. Wir wissen freilich nicht von allen ihre Namen; wir haben freilich von ihnen keine ausführliche Lebensbeschreibungen; sie sind freilich nicht auf die Altäre gesetzet, und zur öffentlichen Verehrung ausgestellet. Aber was thut das zur Sache, da nur die Frage um das ist, durch was man ein Heiliger werden kann; wozu nur der geführte heilige Lebenswandel, nicht aber eine, nachhin verfaßte Beschreibung desselben, oder eine öffentliche Verehrung beiträgt? Viele Heilige blieben aus eigener Demuth unbekannt. Nicht alle waren in Umständen, in welchen ihre Heiligkeit öffentliche Aufmerksamkeit und öffentliche Bewunderung erweckte. Nicht für alle waren ihre Mitbrüder so besorgt, sie in die Zahl derer für heilig Erklärten, und auf die Altäre

zu

zu bringen. Nicht um alle nahmen sich ganze Orden, ganze Familien, ganze Nazionen an, ihre Heiligsprechung zu erwirken. Nicht allen wurden auf der Welt solche Patronen zu Theil, die die Unkösten der Heiligsprechung bezahlen konnten. Alles dieses war leichter bei den Klostergeistlichen. Ihr heiliger Lebenswandel wurde mehr bemerket, weil man mehr die Augen auf sie richtete. Ihre Beschäftigung mit Religionssachen machte sie unter den Leuten auch bekannter. Die geistlichen Orden, deren sie Mitglieder waren, bewarben sich weit mehr, diesen ihren Mitgliedern die Heiligsprechung zu erwirken. Diese Orden hatten theils selbst das Geld, welches zur Bestreitung des Kanonisazionsprozesses nothwendig war, theils wußten sie es von anderen und hauptsächlich von Landesfürsten, und reichen Familien zu erhalten. Sehen eure Gnaden, daß durch die Legenden nicht erprobet wird, daß mehrere Klostergeistliche als Weltliche heilig sind, eben darum, weil das Heiligseyn sich nicht auf das Heiliggesprochenseyn, oder auf eine bekannte Lebensbeschreibung einschränket. Uibrigens erlauben mir euer Gnaden, auch in An-

ſthung des Grafen Megengot meine Erinnerung machen zu dürfen. Unmöglich kann er in dem Himmel einen anderen Namen bekommmen haben; denn er war einmal auf der Welt der Graf Megengot; und die Seele des Grafen Megengot, nicht des Grafen Megengaudius iſt in den Himmel gefahren.

Fräu. Pris. Der Heilige hat es doch ſelbſt einer Nonne, bei der er ſich nach ſeinem Tode in ganz königlichem Aufzuge ſchimmernd hat ſehen laſſen, betheuret, ſein Name Megengot ſey in Megengaudius verändert worden.

P. Guard. Ich nehme mir abermal die Freiheit, ein freimüthiges Geſtändniß zu machen, daß ich ſolche Erſcheinungen und Offenbarungen nicht für verläßlich halte. Im Himmel (dächte ich) ſeyn keine Namen und Titulaturen mehr nothwendig; und wegen uns auf der Welt war es gleichfalls nicht nothwendig; den Namen Megengot in Megengaudius zu verändern, weil doch immer nur der Megengot heilig gelebt hat, und weil man unmöglich mehr Vortheil haben kann, wenn man den Megengaus

gaudius ſtatt des Megengots verehret und nachahmet. Ich verſtehe hier die Nachahmung überhaupt in Erfüllung der Pflichten, und eben nicht im Kloſterſtiften, oder Enthaltung von den ehelichen Pflichten, weswegen ihm ſeine künftige Glückſeeligkeit ſolle zugeſichert worden ſeyn.

Fräu. Pris. Was? Eure Hohwürden halten das nicht für die gröſte Heiligkeit, wenn ſich Eheleute zur engliſchen Reinigkeit entſchlieſſen?

Grä. Ida. Priska! Du ſollſt von den Pflichten des Eheſtandes gar nicht reden, da du lediges Standes biſt.

Fräu. Pris. Ich rede nur von der engliſchen Reinigkeit, die ich, Gott ſey Dank, bis in mein neun und ſechszigſtes Jahr erhalten habe.

P. Guard. Der heilige Eheſtand iſt von Gott eingeſetzt, und zwar für Menſchen, nicht für Engeln. Die ſich alſo in den heiligen Eheſtand begeben, haben keine Pflicht, wie Engeln beiſamm zu leben; wohl aber haben ſie die

Pflicht,

Pflicht, dem Endzweck des, von Gott eingesetzten Ehestandes nachzuleben. Eben dieser Endzweck schließt alles unmäßige, verderbliche, unanständige, und durch die Vernunft und Religion gar nicht bestimmte Betragen aus. Aber Eheleute, die von dergleichen Ausschweifungen rein sind, und mit gegenseitiger Treue und Liebe die Pflichten des Ehestandes erfüllen, von denen kann man auch sagen; sie leben, wie die Engel mitsamm; sie führen ein englisches Leben; sie sind rein von Untugenden, oder was eins ist, bei dem Ehestande dieser Leute herrschet eine englische Reinigkeit. Denn die englische Reinigkeit kann auf die Menschen doch nur immer uneigentlich und verblümt angewendet werden, weil Engel und Menschen verschieden sind.

Frau. Pris. Das Leben der heiligen Johanna gibt mir ganz andere Begriffe von einer englischen Reinigkeit im Ehestande, die Gott wohlgefällig ist. Ich habe mich nie zum Heurathen entschliessen können; aber wenn ich mich entschlossen hätte; so würde ich mich ebenso, wie die gottseelige Johanna von Jesu Ma-

ria

ria betragen haben; wenn ich gleich deswegen eben ſoviel hätte leiden müſſen, wie ſie gelitten hat. Eure Hochwürden werden wohl wiſſen, was von dieſer Heiligen in der Legende geſchrieben ſteht?

P. Guard. Unſer Pater Kochem hat wirklich mit ihrer Lebensbeſchreibung ſechs ganze Blätter angefüllet.

Frau. Pr's. Nun! Hat dieſe nicht auf ausdrücklichen Befehl Gottes geheurathet, und doch die Jungfrauſchaft unberührt erhalten; weil alle Nacht bei ihr auf der einen Seite ihr Schutzengel, und auf der anderen Seite der heilige Franziskus ſtand, durch welche ſie hiemit von allen Seiten ſo beſchützet wurde, daß ihr Eheherr gar nicht im Stande war, mit ihr die Ehepflichten zu vollziehen.

P. Guard. Euer Gnaden müſſen ſich an mir nicht ärgern, daß ich, ob ich gleich Kapuziner, und ſogar Guardian bin, Gott recht vom Herzen danke, daß die Legende vom Pater Kochem für ein albernes und verbothenes Buch

erkläret ist. Nur wünsche ich, daß auch andere Legenden, ob sie gleich von Jesuiten geschrieben worden, ebenso durch Verboth und Unterdrückung aus dem Umlaufe bei dem Volke kommen, weil sie nicht minder albern geschrieben sind. Unser Pater Kochem hat zwar die Lebensbeschreibung von der Johanna von Jesu Maria aus dem, was hievon zu Köllln im Druck herausgekommen ist; bei anderen dergleichen Lebensbeschreibungen aber wirklich sehr vieles in seiner Legende nur aus den Legenden des Ribadeneira und anderer Jesuiten übertragen. Als ein ehrlicher Priester, der, wenn es um die Wahrheit und um das Seelenheil zu thun ist, weder auf den Kapuziner, weder auf den Jesuiten hinsehen muß, rechne ich mir es zur Pflicht, euer Gnaden zu bitten, dergleichen Legenden nicht viel Zutrauen zu schenken; weil dabei der Reinigkeit des Glaubens und der Sittenlehre viel zu nahe getretten würde. Gott, der den heiligen Ehestand eingesetzet hat, wird einer Person sagen: Heurathe! und wird ihr sodann selbst verhilflich seyn, die Pflichten dieses, von ihm eingesetzten Standes nicht zu erfüllen? Hieß das nicht eben soviel, als wenn

Gott

Gott sagte: Versprich die Pflichten zu erfüllen, die der Ehekontrakt und mein Befehl fodert, erfülle aber das Versprechen nicht, und ich werde dir in der Nichterfüllung des Ehekontraktes und meiner Gebothe durch zween Heilige beistehen? Was ist das für ein, den lieben Gott entehrender Widerspruch? Was für eine Unehre auch für die Heiligen, welche als Ehestörer zu dem Bette hingestellet werden? — Johanna hat einmal nach Anrathen ihrer Aeltern und ihres Beichtvaters in die Ehe mit dem edlen und reichen Jüngling Mathias Ortiz eingewilliget; sie wurde mit ihrem Bräutigam eingesegnet; und er hatte also ebenso das Recht, von ihr die ehelichen Pflichten zu fodern, als sie sich hiezu verbunden hat. Müßte nicht jeder Priester, jeder Beichtvater einem Eheweibe, das seinem Gegentheile wider dessen Willen die ehelichen Pflichten versagen wollte, erklären, daß es sich wider Gott, und wider alles Recht seines Ehegatten schwer versündigen würde; und daß es also das zu erfüllen habe, was der, von Gott eingesetzte Ehestand, und der Ehekontrakt mit sich bringt? Würde wohl ein bescheidener Priester oder

Beicht-

Beichtvater, oder eine geistliche, und weltliche Obrigkeit sich befriedigen lassen, wenn ein solches Weib vorgäbe; Gott habe ihm geoffenbaret, daß es diese Pflichten nicht zu erfüllen habe? Würde ihm nicht jeder Bescheidener sagen müssen, daß es sich aller derer Ausschweifungen strafbarest schuldig mache, die deswegen sein Ehegatte begehen werde; und daß Gott unmöglich einer Ehegattinn befehlen könne, auf diese Weise ihrem Gegentheil Anlaß zu Ausschweifungen zu geben? — Wer hat denn alle Nacht bei der Johanna auf der einen Seite den heiligen Schutzengel, auf der anderen Seite den heiligen Franz stehen gesehen? Die Legende sagt, von Johanna seyn diese Heiligen so gesehen worden. Ihr Ehemann sah also diese Heilige nicht; und es muß sich hiemit nur Johanna selbst gegen die Erfüllung der ehelichen Pflichten gewähret haben; Wenn Gott es nicht hätte haben wollen, daß Johanna ein Eheweib werden sollte; nun so hätte er ja andere Mittel gehabt, zu verhindern, daß das Eheversprechen gar nicht zu Stande gekommen wäre. Auf diese Weise wäre also der Ehekontrakt nicht gebrochen, und

der

der arme Ortiz nicht zu einem betrogenen Ehemann gemacht worden. Wären nur der heilige Schutzengel und der heilige Franz auch dem Ortiz erſchienen; ſo hätte er gewußt, woran er ſey. Er hätte bei noch nicht vollzogener Ehepflicht anſuchen können, von einer ſolchen Ehe freigeſprochen zu werden, und eine andere heurathen zu dürfen. Aber dem Ortiz erſchien weder Gott, weder ein Heiliger; er hatte alſo keine Urſache, die von ſeinem Eheweibe vorgegebene Erſcheinung zu glauben. Er liebte ſie, er dachte, in der Güte, und endlich mit Schärfe ſie zur Erfüllung ihrer Pflichten zu bringen.

Frau. Pris. Ja, ja! Es ſtehen einem die Haare gegen Berg, wenn man lieſt, wie hart er ſie gehalten.

P. Quard. War ſie aber nicht eines Theils ſelbſt Urſache hieran? Hat nicht ihre Verwandtſchaft ſelbſt ſich zuletzt um ſie nicht mehr angenommen?

Frau. Pris. Aber der Bischof und andere Geistliche nahmen sich um sie an; sonst hätte sie ihr Ehemann noch härter gehalten.

P. Quard. Wenn sich der Bischof und die Geistlichkeit bemühet haben, dem zu harten Betragen ihres Ehemannes Einhalt zu machen, thaten sie Recht. Wenn von denselben aber die Johanna in ihrer Lebensart, und in dem Betragen gegen ihren Ehemann bestärket worden, thaten sie Unrecht. Sie hätten sie zur Erfüllung ihrer Pflichten ermahnen sollen. Ihr Ehegatte Mathias Ortiz fehlte freilich sehr; denn er hätte die üble Behandlungsart nicht so übertreiben, sondern sich von ihr scheiden lassen sollen. Sobald er gehöret, daß sie sich mit Erscheinungen abgebe; sobald er gesehen, daß sie zur Erfüllung der ehelichen Pflichten nicht zu vermögen sey; so hätte er von aller weiteren Härte abstehen, und sie von sich entlassen sollen. Sie wurde ja nach Inhalt der Legende, da sie auch noch im Hause ihrer Aeltern war, wegen ihrer Frömmigkeit, ungezweifelt wegen übertriebener unächter Frömmigkeit mit Schlägen gar übel traktirt; denn eben die Legende sagt, daß sie sich nicht nur selbst täglich bis

auf das Blut gegeiſſelt; ſondern ſich noch dazu eine Jungfrau, beſtellet habe, von welcher ſie ſich heimlich geiſſeln ließ. Sie trug auf ihrem Leibe ein härenes Kleid, um ihre Arme, und Lenden einen härenen Strick, und in ihren Schuhen Erbſen. Sie wollte kein Fleiſch eſſen, ſondern nur immer eine, mit Aſchen vermiſchte Suppe genieſſen; ſie wollte in keinem Bette, ſondern nur auf dem harten Boden, und zwar auf dem Angeſichte mit ausgeſpannten Armen ſchlafen. Sie gieng immer in dem Beſorgniß herum, das Erdreich würde ſie wegen ihrer Sünden, da ſie doch keine Todſünde begangen, lebendig verſchlucken. Sie wälzte ſich mit bloſſem Leibe in ſpitzigen Hecken ſo lange, bis daß ſie ganz aufgeſchunden war. Sie zerkrayte ihren Leib mit einer Raſpel, bis er die Geſtalt einer einzigen Wunde bekam.

Frau. Pris. Sie umgab ſich wohl von den Achſeln bis zum Gürtel mit einem blecheenen, inwendig wie eine Raſpel geſchärften Harniſch. Sie trug auf ihrer bloſſen Bruſt ein eiſenes Kreuz, welches mit drei und dreizig ſpitzigen Nägeln durchſchlagen war. Sie umgürtete ſich

mitter am Leibe mit einem ſpitzigen eiſernen Bande, welches ihr gar tief in das Fleiſch gieng, und ihre bloſſe Füſſe zu jedem Schritte übel verletzte. Sie umgab ihre obere Beine bis zu den Knieen mit ſcharfen Bußkettlein, und von den Knieen bis zu den Füſſen trug ſie ſcharfe härene Strümpfe. Letzlich trug ſie auch auf ihrem Haupte eine eiſerne ſpitzige Kron, ſo mit dem Schleier bedecket nicht konnte geſehen werden. Nicht genug, daß ſie ſich vielmals nackend über Dörner wälzte, ſo ſtellte ſie ſich auch zu Nachts bis an den Hals in's Waſſer, vergrub ſich Winterszeit nackend unter dem Schnee; trug Steinlein im Munde, um das eitle Geſchwätz zu vermeiden, und wenn ſie ungefähr nur ein einziges vergebliches Wort geredet; ſo ſtreckte ſie des Nachts die Zunge aus, band ſie mit Schnürlein an den Hals, und hielt ſie zur Buſſe die ganze Nacht gefangen. Bisweilen band ſie ihre Haare an einen Nagel, und blieb eine ganze Stund in den Lüften hangen.

P. Guard. Aber ich bitte euer Gnaden um alles in der Welt! Iſt das ein Betragen, wel-

welches Aeltern ihren Kindern, Ehemänner ihren Gattinnen hingehen lassen können? Ist es ein Wunder, wenn Aeltern und Ehegatten verleitet werden, mit aller Schärfe einer solchen Lebensart, in welcher gewiß die ächte Frömmigkeit nicht besteht, entgegen zu gehn? Heißt das nicht die Kräfte des Geistes und des Leibes nicht nur unnöthig, sondern unerlaubt schwächen und verderben? Ist das nicht Schwärmerei? Könnte wohl ein Beichtvater dieses Betragen als eine ächte Frömmigkeit jemanden hingehen lassen?

Frlu. Pris. Die Legende sagt ausdrücklich, daß Johanna alle diese Bussen mit Erlaubniß ihrer Beichtväter verrichtet habe.

P. Guard. Leider, mein gnädiges Fräulein! gibt es auch unter Priestern, und hauptsächlich in Klöstern (welches man ehrlich gestehen muß) manche fanatische, unverständige, und unkluge Rathgeber, die beinahe im Sinn haben, aus lauter unächter Heiligkeit den Leuten vor der Zeit die Seele auszufegen.

Frlu. Pris.

Fräu. Prio. Ich bitte um Vergebung; die seelige Johanna wurde sechs und achtzig Jahre und sechs Monate alt.

P. Guard. Sammt dieser beinahe eisenen Natur lebte sie aber doch in immerwährenden Krankheiten und Schmerzen; wobei also Geist und Leib immer von der Fähigkeit, mehrere Pflichten, und dieselben besser zu erfüllen, zurückgehalten wurde; da wir doch, soviel bei uns steht, nach Vervollkommung unseres innerlichen und äusserlichen Zustandes trachten sollen.

Fräu. Prio. Ich bitte abermal um Vergebung, daß ich dagegen aus der Legende die wahre Beschaffenheit ihrer Krankheiten anführe. Diese waren keine natürliche Krankheiten. Gott hat ihr auf ihr inbrünstiges Gebeth sein ganzes Leiden mitgetheilet, wie auch die fünf Wunden an ihren Händen, Füssen, und Seiten ausgedruckt. Gott war der, der ihr eine dörnene Krone aufgesetzet, und so tief in das Haupt gedrucket hat, daß diese Krone ihr die Hirnschale durchdrang, und sie vor Grösse der Peinen der Sinnen beraubt wurde. Die

Schmer-

Schmerzen ihres Hauptes waren von diesem Tage an bis an ihr letztes End so groß, daß man vielmals ihre Hirnschale krachen hörte, als wären ihr die Gebeine zerbrochen.

P. Quard. Daß sie heftige Kopfbeschwerden bis zur Sinnenberaubung gehabt haben müsse, das will ich gern glauben. Aber so wenig ich mich hievon überzeugen kann, daß diese Kopfbeschwerden aus einer, von Christus selbst hiezu getroffenen Veranstaltung entsprungen sind; so gegründet vermuthe ich, daß aus denen durch ihre Lebensart zugezogenen Entkräftungen des Geistes und des Körpers, und durch ihr Temperament jene Erscheinungen, Offenbarungen, Entzückungen, Kämpfe mit dem Satan, so von ihr in der Legende angeführet werden, als so viele Folgen einer überspannten Fantasie eines geschwächten Nervengebäudes, eines schlechten Geblütes, und schlechter Säfte entstanden sind.

Frau. Pris. Euer Hochwürden glauben also nicht, daß ihr die heilige Dreifaltigkeit erschienen; daß ihr Christus ihr Herz aus dem Leibe

be genommen, und an dessen Platz sich selbst in Gestalt eines kleinen Kindleins gelegt; daß sie an das Kreuz genagelt, von Engeln sammt dem Kreuz in Lüften erhoben worden; daß sie Gott zuletzt auf Anrathen ihres Beichtvaters bitten müssen, er wollte ihr die fünf Wunden abnehmen, weil sie sich sonst aus denselben zu todt geblutet hätte.

P. Guard. Das sind nicht nur keine Glaubensartikel, sondern auch zu einem blos historischen Glauben finde ich dabei keine hinlängliche Beweggründe.

Frau. Pris. Genug! Daß die, welche um sie waren, nämlich die Klosterfrauen, dieses alles sahen; denn eure Hohwürden wissen ja, daß sie nach dem Tode ihres Ehegatten Klosterfrau geworden.

P. Guard. Das weis ich; ich weis auch, daß in der Legende angeführet wird, wie dieses und jenes die Klosterfrauen selbst gesehen haben. Aber weder alles das, was in der Legende geschrieben steht, weder alles das,

was immerzu Klosterfrauen wollen gesehen haben, ist ein Glaubensartikel.

Fräu. Pris. Ganz gewiß sahen die Klosterfrauen, daß Johanna bei ihren Betrachtungen des Leidens Christi bald bleich, bald roth, bald blau, bald schwitzend, bald kraftlos geworden.

P. Guard. Dieses glaube ich, mein gnädiges Fräulein! denn dieses mußte nothwendig aus ihrer Lebensart, und aus ihrem Temperamente folgen, wie ich erst gesagt habe. Aber die angeführten Erscheinungen und Offenbarungen glaube ich nicht.

Fräu. Pris. Also glauben eure Hochwürden noch weniger, daß sie von Teufeln mit den Haaren geschleift, durch Hecken und Dörner gerissen, zweimal zu dem hohen Fenster heraus- und zwar einmal in den Brunn geworfen, mit Geissen zerfleischt, mit einem glühenden Harnisch angethan, an einem grossen Bratspiß gestochen, grausamlich gebraten, mit Ketten umwunden, bald blind, bald lahm,

bald

bald taub, bald eiskalt, bald glühend gemacht, mitten bis schier an den halben Leib von einander gerissen, und ihr eben auch einmal von den Teufeln das Haupt zwischen die Füsse eines Schämmelstuhls dergestalt mit Gewalt hineingedruckt worden, daß sie gestorben wäre, wenn der Schämelstuhl nicht wäre zerschnitten worden.

P. Guard. Gewiß siegte sich selbst manches in der Sinnenverwirrung zu, gleichwie sie hingegen manches nur in ihrer überspannten Einbildung für geschehen hielt. Daß wirklich alles dieses von Teufeln ihr zugefieget worden, das glaube ich nicht. Wenn euer Gnaden das Leben der heiligen Christina von Kölln gelesen haben; so werden sie auch dort ebendasselbe teuflische Verfahren gelesen haben. Gleiche Lebensarten und Temperamente sind zwar schon vermögend, beinahe gleiche Wirkungen hervorzubringen; aber die Legendenschreiber haben noch dazu theils aus Bequemlichkeit, theils aus wirklicher Verlegenheit, und aus Mangel wahrer Urkunden, theils weil ihre eigene Köpfe mit den nämlichen Erscheinungen, Entzückun-

kungen, und teufliſchen Kämpfen angefüllet waren, theils aus Abgang der Geſchicklichkeit, wenigſtens mit Veränderung und Manigfaltigkeit ſoviele unwahre Geſchichten hinzuſchreiben, und endlich theils aus Begierde, in dieſem Lande, in dieſem Orte, in dieſem Kloſterinſtitut eben eine ſolche Heilige, die anderswo angerühmet wird, aufzeigen zu können, wirklich von mehreren Heiligen ganz gleiche Lebensbeſchreibungen gemacht.

Mark. Edith. Meine liebe Priska! Ich bin erſtens mit dem hohwürdigen Pater Quardian vollkommen verſtanden; zweitens bin ich auch verſichert, daß, wenn du dich verheurathet hätteſt, du niemals die heilige Johanna würdeſt nachgeahmet haben.

Grä. Ida. Das Uibelſte iſt, Priska! daß wir einander von Jugendauf kennen. Geſteh es nur; du warſt einmal eine eitle luſtige Weltdocke, die aber die Sprödigkeit ſo lange übertrieben hat, bis ſich kein Liebhaber, und ſodann auch kein Ehegemahl eingefunden hat.

Grä. Ida.

Grf. Oda. Priska, Priska! Denke auf den Grafen Urſon zurück.

Frau. Pris. Das iſt wahr; in dieſen wäre ich bald ebenſo vernarrt geworden, als er in mich vernarrt war. Aber das laſſe ich mir auch nicht nehmen, daß es nicht natürlich dabei zugegangen, ſondern daß er (Gott ſteh uns bei) zum böſen Feind ſich gewendet habe, um mich verliebt zu machen.

Bar. Beggh. Nun! Du wirſt ja nicht etwa glauben, daß er dich auf andere, als Romanenart verzaubert habe?

Frau. Pris. Ja, ja! Es iſt gar kein Zweifel, daß er mich durch teufliſche Zauberei zu verſtricken geſucht hat.

Bar. Marzel. Geh! Schweig ſtill mit ſolchen Poſſen. Wir alle, wie wir hier ſind, glauben auf keine Zaubereien; und du wirſt uns hiezu nicht bereden.

Grä. Everad. Bei mir war es leider so, als wenn ich verhext, oder verzaubert wäre. Kein Rath von noch so guten Freunden, keine auch noch so grosse Gefahr, kein Hunger, kein Durst kurz! keine innerliche und äusserliche Rücksicht hielt mich ab, meiner wilden Leidenschaft nachzugehen. Aber eben diese verzweifelte Leidenschaft, der ich den Zaum ließ, war die Hexe und die Zauberinn, die mich so verstricket hat, daß ich itzt kaum aufrecht gehen kann.

Grä. Ida. Ich halte nichts auf Zaubereien und Hexereien; und ich glaube, eure Hochwürden Pater Quardian werden ebenfalls nichts darauf halten.

P. Quard. Vernunft, Religion, Erfahrung, und die schönsten Schriften, in denen die Richtigkeit der Zaubereien und Hexereien so gründlich und handgreiflich aufgedeckt worden, haben mich vorlängst von allem Glauben an Hexerei und Zauberei abgebracht.

Fräu. Pris. Ein Pater Quardian der Kapuziner, kann so reden? Sind nicht in ihren

Klö-

Klöstern und von ihren Ordensgeistlichen Lukaszetteln, Hexenrauch, Hexensegen, Amulete, und andere geweihte Sachen oder Gebethe gegen Hexerei und Zauberei ausgetheilet worden?

P. Quard. Leider geschah es; aber ich hielt niemal etwas darauf; ich machte Niemanden hievon eine Empfehlung; und ich sah bei einer Sache, die ich nicht verhindern konnte, gewiß mit Schmerzen zu, wie die Leute mit solchen Dingen betrogen werden, und auch mit aller Gewalt betrogen seyn wollten, dergestalt, daß, wenn man es nicht hätte geschehen lassen, daß sie sich selbst betrügen, man für einen schlechten Geistlichen, oder wohl gar für einen Ketzer oder Freigeist, der keine Religion hat, wäre ausgeschrieen worden. Wehe mir damals, wenn ich nur das mindeste dagegen hätte sagen wollen. Geistliche, die solche Sachen austheilten, und Weltliche, die sich bei Austheilung solcher Sachen immer herbeidrängten, wären über mich hergefallen. Uibrigens wird das gnädige Fräulein den Kapuzinern die Billigkeit wiederfahren lassen, daß nicht

von

von ihnen allein, sondern auch von anderen Ordensgeistlichen, ja von Weltpriestern, und selbst von Bischöfen lange Zeit auf den Glauben an Hexen und Zauberer und auf dergleichen Mittel gegen dieselben fest gehalten werden. Danken wir Gott, daß diese Zeiten vorbei sind.

Mark. Edith. Gott verzeih mir's; wie es den Leuten damal eingefallen ist, so hat Gott ein Mirakel, oder der Teufel eine Zauberei machen müssen; und itzt höret man sogar auf dem Lande und unter dem Bauernvolke nicht das mindeste mehr davon.

P. Quard. Weil auch die Bauersleute itzt besser unterrichtet sind, und ganz wohl einsehen, daß der Teufel von unserem Heilande dort, wohin er gehöret, fest angekettet worden; und daß der beste himmlische Vater seine Geschöpfe, die er auf der einen Seite zum Daseyn, und zur Erlangung der Vollkommenheit hergestellet hat; auf der anderen Seite nicht durch Teufeln werde verderben lassen. Aber die Menschen werden leider mit Mißbrauch ihres freien

en Willens, und mit schädlichem Gebrauch dessen, was sie vielmehr zu ihrem und ihres Nächsten Vortheil anwenden sollten, sich selbst gegen einander Teufeln. Das leuchtet nun so ziemlich auch den gemeinsten Leuten ein; und die menschlichen Bosheiten, die vorhin Zaubereien und Hexereien genannt wurden, wenn man nicht sogleich die Art entdecken konte, auf welche sie heimlich ausgeübet worden, werden nicht mehr Teufelskünste, sondern mit ihren rechten Namen, heimliche Nachstellungen, Ränke, und Kunstgriffe böser Leute genennet. Ich glaube, daß es noch bei allen denjenigen, die verliebt geworden sind, ganz natürlich zugegangen sey; obgleich manche, welche eine Gegenliebe von dem anderem Theile nicht erzwingen konnten, auch verschiedene Kunstgriffe selbst, oder durch andere, dazu geworbene listige Personen werden angewendet haben.

Frau. Pris. Nun! So haben eure Hochwürden entweder das Leben der Julliana nicht gelesen, oder sie werden sich derselben nicht mehr erinnern. War nicht in diese Heilige

der

der Jüngling Aglaidas so verliebt, daß, da er sie nicht entführen konnte, er sie mitten zwischen den blossen Degen seiner Feinde um den Hals nahm, und lieber sterben, als von ihr ablassen wollte? Die Heilige bezeichnete sich freilich mit dem heiligen Kreuz, und warf ihn zu Boden; spie ihm auch in das Angesicht, und ließ ihn mit Koth und Speichel beschmiert auf der Erde liegen; woraus er hätte abnehmen können, daß er ihr kein angenehmer Liebhaber sey. Allein deßwegen hatte sie noch keine Ruhe von ihm. Er gieng zu einem gewaltigen Schwarzkünstler, der sich damals zu Antiochien aufhielt; gewann ihn mit Geld; und eben dieser Schwarzkünstler zitirte sogleich einen gewaltigen Teufel. Dieser Teufel brachte auch sogleich ein Geschirr mit höllischem Wasser angefüllet, womit das Haus der heiligen Jungfrau aller Orten besprenget werden mußte; und versprach, daß die heilige Jungfrau sodann von sich selbst gern kommen, und die Liebe des Aglaidas begehren würde. Die heilige Jungfrau spürte auch in dem Augenblick, als ihr Haus vom Zauberer, welcher dabei etliche höllische Sprüche brummelte, besprengt wurde, in al-

in ihren Gliedern eine grosse Begierde gegen den Aglaidas. Nur mit ausserordentlichen Kasteiungen und Abmattungen ihres Leibes benahm sie dieser Zauberei endlich die Wirkung. Allein was geschieht? Der Zauberer zitirte einen stärkeren Teufel. Wie dieser seine Sache ungeschickt habe, erzählet die Legende nicht, sondern erinnert nur, daß auch dieser von der heiligen Jungfrau zu Schanden gemacht worden. Endlich zitirte der Zauberer einen Fürsten der Teufel, welcher die Gestalt eines Weibes annahm, und unter dem Schein der Heiligkeit nach und nach sein Gespräch dahin richtete, sie zwar nicht zu einer unerlaubten Liebe, sondern nur zur Heurath zu bereden. Eben hieraus erkannte aber die Heilige abermal, daß dieses Weib der Teufel sey, und jagte ihn in die höllische Finsterniß zurück; worauf sich der Zauberer selbst bekehrte, und seine Zauberbücher dem heiligen Bischof Anthimus zum Verbrennen überbrachte. Sehen eure Hohwürden; daß man durch Zauberei zur Liebe gebracht werden könnte? — Warum schütteln eure Hohwürden den Kopf?

P. Quard.

P. Gvard. Weil ich diese Geschichte in Rücksicht auf den Zauberer und die Teufel unmöglich für wahr halten kann.

Fräul. Prisla. Es steht wörtlich so in der Legende.

P. Gvard. Hieran zweifle ich nicht im mindesten. Aber mehreres, was in den Legenden steht, hat keinen sicheren Grund, und keine verläßliche Urkunden.

Fräul. Prisla. Nun ich bin sehr zufrieden, daß meine damalige Neigung zu dem Grafen Urfion bald erloschen ist, da er zur Armee hat abreisen müssen. Sein Glück, daß er gar nicht mehr zurück gekommen ist; denn sodann hätte ich ihn wohl auch so anspeien müssen, wie die heilige Justina ihren Liebhaber angespien hat; weil ich bald in Erfahrung brachte, daß er nur noch mit zwölf andern Frauenzimmern nebst meiner im Liebesverständnisse war.

Gr. Everard. Bei meiner Treue! Der müßte auf diese Weise auch zwölf Zauberer und soviele Teufel beschäftiget haben. O gnädiges Fräulein! Glauben euer Gnaden mir als einem Manne, der sich nicht schämt mit einer Beicht, die er vor Gott längst gemacht hat, öffentlich zu bekennen, daß ich niemahls einen Teufel, niemahls einen Zauberer bei Verführungen gebraucht habe. Bei Bethschwestern, die Kreuze über Kreuze machten, und ganze Psalter betheten, ward ich immer wohl gelitten; und nur diejenigen widerstanden mir, welche von ihren Aeltern oder Vormündern vernünftig und bescheiden erzogen worden sind, und einen gründlichen Unterricht in Ansehung der Religion, der Ehre, und ihrer Pflichten erhalten haben. Da bekam ich gleich den Abschied. Ich erinnere mich noch aller dieser Heldinnen, und habe itzt gegen sie die größte Schätzung und Hochachtung. Daß keine von ihnen die englische Reinigkeit in dem Verstande, wie euer Gnaden solche nehmen, verlobet hat, ist offenbar; denn alle haben sich nachhin an rechtschaffene Männer verheurathet, und sind

vor-

vortrefliche Ehegattinnen, vortrefliche Mütter, und vortrefliche Hauswirthinnen geworden.

Fräul. Priska. Ich habe mir einmal, nachdem ich das Lehrgeld bei dem Grafen Urfion gegeben, kräftig vorgenommen, nicht zu heurathen, und Gott sey Dank! Diesen Vorsatz habe ich treulich gehalten, und bin darüber sehr wohl zufrieden. Und wenn ich wirklich in meinen Altersjahren wieder um fünfzig Jahre zurückgehen könnte; so würde ich mich nicht verheurathen, ausgenommen, es würde mir von Gott selbst geoffenbaret, daß ich nicht nur einen heiligen Ehegatten, sondern auch Zeitlebens um ihn lauter heilige Domestiken bekäme; denn durch die Domestiken, besonders wie sie bei der Zeit beschaffen sind, wird das größte Unheil in ein Haus gebracht; weil man nicht genug hüten kann, daß nicht unter ihnen eins von dem anderen, und zuletzt einem der Ehegatte selbst verführet wird.

Grä. Ida. Du bist wohl wunderlich, Priska! Ich hatte dergleichen Offenbarung nicht; bekam aber doch einen in jeder Rücksicht

sicht stattlichen Ehegatten, der in keinem Stücke gegen Gott, gegen Ehre und Wohlstand, gegen Gerechtigkeit und Billigkeit, gegen mich, seine Kinder, die, Gott sey Dank, alle bei Ehren und gut versorgt sind, oder seinen Nebenmenschen, von jemanden sich zu etwas verführen ließ; und der alle seine Standes- und Amtspflichten genauest erfüllte. Ich hatte auch (Gott sey Dank) unter denen Domestiken, die zu seiner, oder meiner, oder unserer Kinder Bedienung waren, immer solche, die treu, ehrlich, gottesfürchtig, und fleissig dienten, und deren keins das andere zu etwas unrechtem verführte.

Grä. Oda. Dem Himmel sey gedankt! Ich war hierinn ebenfalls so glücklich.

Grä. Pia. Wie wir Wittwen hier sind, haben wir alle das nämliche Glück in Ansehung unserer Ehegatten, Kinder, und Domestiken gehabt. Ihr versteht aber die Priska nicht. Den Ehegatten, Kindern, und Domestiken, wie wir sie hatten, gieng noch immer dasjenige ab, was sie an einem Ehegatten, an

Kin-

Kindern, und an Domestiken verlanget. Sie hatten nämlich keine Legendenheiligkeit; diese verlanget sie.

Mark. Editha. An ihrer alten Kammerjungfer, und an ihrem alten Bedienten hat sie richtig die Freude, eine solche Heiligkeit zu sehen.

Fräul. Prisca. Meine alte Kammerjungfer, und mein alter Bedienter sind so, wie sie seyn sollen.

Bar. Begghe. Sie hat ja noch eine Magd, und die wird unfehlbar auch eine Legendenheilige seyn?

Fräul. Prisca. Freilich habe ich noch eine, die Magd, und Extramagd, und alles zugleich ist; und diese ist gewiß eben eine so heilige Person, als meine alte Kammerjungfer und mein alter Bedienter. Ich bin froh, daß ich nicht mehrerer Dienstbothen bedarf. Weil alle meine Leute das Kostgeld haben, und ich selbst bei meinem Vätter die Tafel ha-

bey ſo hätte meine Köchinn, die mir nur bei Unpäßlichkeiten, oder immerzu zu kochen hat, wenig Beſchäftigung; wenn ſie nicht auch ſonſt der Kammerjungfer Aushilfe leiſten müßte.

Bar. Marx. In was beſteht denn aber eigentlich die Heiligkeit dieſer deiner drei Domeſtiken?

Fräul. Priska. Wenn ich meine Kammerjungfer betrachte; ſo glaube ich immer, die heilige Katharina von Genua zu ſehen; denn ganz gleich dieſer Heiligen iſt es ihr faſt unmöglich, mit Menſchen umzugehen. Immer verbirgt ſie ſich in abgeſonderte Oerter, und wartet ihrer Andacht ab. Dabei iſt ihr Antlitz roth und flammend, und gleicht mehr einem Seraphin. Die Legende ſchreibt von der heiligen Katharina von Genua, daß ihre fünf Sinnen in dem Ofen der göttlichen Liebe dergeſtalt verbrannt waren, daß ſie in keinem Dinge auf dieſer Welt eine Ergötzlichkeit haben konnte. Gerade ſo iſt meine Kammerjungfer. Da ſie mir neulich mit der Hand beim Ankleiden an meine bloſſe Haut kam; ſo mein-

te ich wirklich, ſie ſey mir mit einem glühenden Eiſen daran gekommen; gerade wie bei der heiligen Katharina von Genua.

Bar. Marz. War denn die heilige Katharina von Genua wie ein glühendes Eiſen?

Fräul. Prisca. Nicht anrühren hat man ſie können vor Hitze, weil ihr Herz (wie die Legende ſagt) mit dem hitzigen Brande der göttlichen-Liebe den ganzen Leib erhitzte. Wegen dieſer Hitze ruchte ſie ſich oft auf dem Boden herum, und ſchrie: O Liebe! Ich kann es nicht mehr aushalten, denn mein Herz wird ganz zu Aſchen verbrannt, und alle Feuchtigkeit meines Leibes wird verzehret. Hieraus haben auch die Medizi abgenommen, daß dieſe Krankheit von der Innbrunſt der Liebe herrühre, und haben ihr erfriſchendes Pflaſter auf ihre Bruſt zu einiger Erkühlung aufgeleget.

Bar. Marz. Das habe ich auch noch nicht gehöret, daß ſogar gegen die Liebe Gottes erfriſchende Pflaſter eine nothwendige Medizin ſollen werden können.

Fräul. Prisca.

Frkul. Prioks. Nicht gegen die Liebe Gottes, sondern gegen die Wirkung derselben auf den Leib.

Bar. Beggha. Der Pater Quardian werden gewiß mit mir einverstanden seyn, daß dieses nicht für eine Wirkung der Liebe Gottes, sondern für die Wirkung einer Uiberspannung gehalten werden müsse; und dagegen können freilich erfeischende Pflaster angewendet werden. Aber solche Pflaster werden doch noch nicht bei deiner Kammerjungfer nothwendig gewesen seyn?

Frkul. Prioks. Sie ist immer voll Pflaster, und nicht ein- sondern oftmal des Tages wird sie ganz ohnmächtig, so, daß sie in währender Ankleidung, oder einer anderen Arbeit davon gehen muß; gerade wie die heilige Katharina von Genua, die in Mitte der Geschäfte an verborgene Oerter eilte, um der Verzuckung abzuwarten, so allzeit drei oder vier Stunden dauerte.

Grä. Ida. Für eine solche Kammerjungfer bedankte ich mich. Man könnte ja doch nicht

übler

Übler bedient seyn, wenn man lauter Domestiken hätte, die immer in drei- und vierstündige Verzuckungen fielen. Ich lasse es mir nicht nehmen, deine Kammerjungfer muß Altershalber, denn sie geht gewiß auch schon auf sechzig Jahre hinzu, oder wegen anderer Leibesgebrechen und Schwachheiten dergleichen Umstände haben.

P. Quard. Nachdem die wahre Heiligkeit weder eine Krankheit ist, weder Krankheiten verursachen kann; so dächte ich auch, daß die Kammerjungfer des gnädigen Fräulens Gemüths- und Leibeskrankheiten haben müsse, von welchen solche Wirkungen hervorgebracht werden. Es ist aber immer möglich, daß eben diese Gebrechen auch von einer unächten und übertriebenen Andachtsübung, wodurch sich schon mehrere am Geiste und am Leibe geschwächet haben, herrühren. Selbst die seelige Katharina von Genua gieng von der äusserſten Üppigkeit, worinn sie fünf Jahre mit ihrem Ehegemahl lebte, sodann in die äusserſte Gemüthsbeängstigung, und übertriebneſte Frömmeiei

wiel-über, und hatte daher gleiche Wirkungen.

Frkul. Priska. Ganze Stunden kniete meine Kammerjungfer vor dem Bildniß der heiligen Laurenzia, die auch eine Kammerjungfer, und zwar bei der heiligen Palazia war, und weinet bitterlich, daß nicht auch sie so glücklich ist, wie die heilige Laurenzia wegen Gott in das Feuer, und sodann in das Waſſer geworfen zu werden, und nach unverletzt überſtandenen solchen Peinen im Elende ſterben zu können. Erſt geſtern belauſchte ich ſie wieder bei ihrem Gebethe, welches ſie aber zu der seeligen Katharina von Genua richtete, und worinn ſie inbrünſtigſt bat, auch ihr die Gnade zu verleihen, damit ſie doch künftig keiner anderen Leibesnahrung bedürfe, als Katharina bedürfte, nämlich lauter fauler ſtinkender Speiſen, und fauler ſtinkender Wäſſer, oder ſtinkender Eiter aus den Wunden.

Mark. Portha. Geh, ſchweig! Oder dieſe Heiligkeit hebt uns allen den Magen.

Vor. Beggha.

Bar. Begghe. O Pfui! Dieſe Heiligkeit ahme ich nicht nach. Daß hieße ſündhaft eſſen und trinken, weil man ſich ganz gewiß dabei die Geſundheit verderben würde. Nicht wahr, Pater Quardian?

P. Quardian. Ich bin der nämlichen Meynung.

Frl. Oda. Pfui der tauſend, Priska! Deine Kammerjungfer iſt nicht recht bei Sinnen; und wenn du die Heiligkeit darnach miſſt, ſo wird es wohl mit deinem alten Bedienten auch ſo ausſehen.

Frkal. Priska. Wenn ich es aufrichtig geſtehen ſoll; ſo iſt der Bediente noch heiliger, als die Kammerjungfer. Der heilige Arnulphus hat nur viertehalb Jahre kein Wort geredet; er hat aber ſchon durch alle zehn Jahre her, durch welche er bei mir dienet, beinahe kein Wort geredet, und richtet ſeinen Dienſt ſo immer in der Stille fort.

Bar. Marx.

Bar. Marz. Verzeih mir es! Er iſt ſo ſtill, daß, wenn du mir wirklich durch ihn etwas ſagen läßt, ich auch aus dem, was er mit ſo wenigen, als unverſtändlichen Worten daher redet, nichts abnehmen kann, und immer ſodann meinen Bedienten zu dir ſchicken muß, um das Wahre zu erfahren. Bei allem dem aber, daß dein Bedienter nichts redet, rühret er immer den Mund.

Fräul. Prioks. Weil er immer heimlich bethet. Wenn ich gäh durch das Lakeizimmer gehe; ſo finde ich ihn gemeiniglich knieend und bethend. Vor einem groſſen Feſte wirft er ſich des Tages dreihundertmal auf die Erde, wie der heilige Reinerius. Er hat ſich auch neulich, da er den Zimmerboden küſſen wollte, wie der heilige Hieronimus von Narni den Kopf ſo hart an dem Tiſch angeſchlagen, daß ihm zween Zähne aus dem Munde ſprangen. Anfangs wäre ich hierüber bald ungeduldig geworden, daß ſeine Livree ſobald zerriſſen ausſieht. Allein ich dachte endlich eben auf den heiligen Hieronimus Narni, den auch (wie die Legende ſchreibt) das Feuer der Liebe Got-

tes

tes den Habit, obgleich solcher vom rauhen groben Tuche war, auf der linken Seite oft verbrannte. Doch habe ich ihn neulich zu mir gerufen, und zu ihm gesagt: Höre er's! Wenn er sich etwa auch wie der heilige Hieronimus Narni an Festtägen sechstausend, sechshundert sechs und sechzig Streiche geben wollte; so thue er's nicht im Lakeizimmer; denn wenn er das Zimmer wirklich zusperrte, so wüßten fremde Leute, die an die Thüre kommen, nicht sogleich, was das für eine Prügelei sey; und bei offenem Zimmer in einem Herrschaftshause geht das ohnehin nicht an. Nun er wird es auch nicht thun. Aber wenn er glaubt, daß Niemand auf ihn hinsehe, schlägt er sich alle Augenblick hart auf die Brust, so wie sich die heilige Franziska Romana täglich hundertmal mit der Faust auf ihre Brust schlug, um die geringsten Unvollkommenheiten zu büssen.

Grk. Ods. Wie ich sagte; so steht es mit dem Verstande deines Bedienten nicht besser, als mit dem Verstande deiner Kammerjungfer aus. Er ist nicht recht gescheid dein Bedienter.

Gr. Everard.

Gr. Everard. Ein Bethbruder im äuſſerſten Grade iſt er gewiß; denn auch ich traf ihn neulich, da ich eueren Gnaden Viſite machte, im Lakeizimmer knieend und bethend an. Er bemerkte mich nicht, ob ich gleich nicht ſtille gieng, und ſogar mich ihm nahete. Ich verſtand zwar kein Wort von dem, was er zum Kruzifixbild ſagte; aber es kam ſo heraus, als wenn er dem Kruzifixbild Vorwürfe machte.

Fräul. Prioka. Ich will ihnen das Räthſel auflöſen. Die ſauberen Bedienten der anderen Herrſchaften machen ſich mit ihm oft einen recht erzgroben Spaß. Nicht nur Bethbruder, Agnusdeifreſſer, Bilderlecker, Kruzifixbeiſſer, des lieben Herrgotts Rindvieh ſind immer die Namen, die ſie ihm geben; ſondern es geht auch oft auf das Zupfen, Keiſſen, und Stoſſen hinaus. Nun er verzeiht ihnen allen vom Herzen, und geht ſodann zu ſeinem Kruzifix. Wie er aber neulich der Kammerjungfer eingeſtand; ſo macht ihn ſodann nur dieſes hauptſächlich betrübt, daß ſich das Kruzifix bei ihm niemals für das bedankt, was er von

anderen Bedienten so geduldig leidet; da sich doch gegen den heiligen Johannes Qualbert das hölzerne Kruzifix mit geneigtem Haupte recht höflich dafür bedankt hat, daß er seinen Feinden vom Herzen verziehen.

Grä. Ida. Nun mein lieber Gott! So fodert dein Bedienter wirklich, daß das hölzerne Kruzifix mit ihm Komplimente machen soll.

Grä. Oda. Gott verzih mir's! Wenn dein Bedienter kein Narr iſt; so weis ich auch nicht mehr, was närrisch iſt. Nun erwarte ich bei deiner Köchinn, oder Stubenmagd, oder Extramagd, was ſie iſt, auch nicht viel von einer bescheidenen Heiligkeit.

Fräul. Prioka. Leider bekömmt die Heiligkeit bei dieſer Welt den Namen eines unſinnigen Betragens. Dieſe meine Extramagd hat ſchon vorher bei einem Marketenter zu Kriegszeiten gedienet.

Bar. Marx. Bei einem Marketenter im Felde? — Wie alt iſt ſie? und wie lange iſt ſie ſchon bei dir im Dienſt?

Frau. Prioka. Sie iſt fünf und dreißig Jahre alt, und ich habe ſie ſchon zehn Jahre in meinen Dienſten.

Bar. Beggha. Alſo war ſie erſt fünf und zwanzig Jahre alt, da ſie aus den Dienſten bei dem Soldatenwirthe austrat.

Frau. Prioka. Was thut das zur Sache? Der Pater Jakob Schmid, aus der Geſellſchaft Jeſu Prieſter, ſagt zwar in ſeiner Legende von heiligen Dienſtbothen beiderlei Geſchlechts: Es iſt ein ſeltſames Kräutlein bei den Soldaten und kriegeriſchen Geiſtern die Tugend der ſtandmäſſigen Keuſchheit; man ſieht ſolche bei vielen ja groſſen Theil der chriſtlichen Kriegsleuten wenig geachtet. *

Gr. Everard.

---

* Nach der Ausgabe von Augſpurg 1735 pag. 44.

Gr. Everard. Ich müßte dem Pater Schmied der Gesellschaft Jesu Priester, wenn er lebte und da stünde, in das Gesicht sagen; daß der ein Soldat war, der mich am nachdrücklichsten abgemahnet hat, Ausschweifungen zu begehen. Ich hätte bald gesagt, daß dieses Kräutlein vielleicht anderswo eben so seltsam sey.

Frau. Prisca. Nun! Meine Köchinn behielt, wie die heilige Dula, die auch eine Soldatenmagd war, und wie die selige Gertraud von Oßen, die auch eine Wirthsmagds war, unter den Soldaten und im Wirthshause ihre englische Reinigkeit. Ich höre dieser Magd mit Lust zu, wenn sie von den Anfechtungen erzählet, die sie nur hiedurch hat überwinden können, weil sie immer das Skapulier getragen hat.

Gr. Everard. O Gott! Wie viel Sünden wurden von mir ungeachtet des Skapuliertragens, und auch von anderen Skapulierträgern begangen. Wäre besser gewesen, wir hätten statt des Skapuliers wahre Gottesfurcht gehabt.

Frau. Prisca. Bei meiner Köchinn ist gewiß Gottesfurcht. Sie wünschet immer, so kochen zu können, wie der Franz de Paula, welcher beim Kirchenbau den Arbeitenden wunderbarlicher Weise die Speisen ohne Feuer gekocht hat.

Gr. Everard. Das wäre freilich gut in Rücksicht auf die, welche das Holzkaufen hart ankömmt. Aber aus diesem Wunsch sehe ich eben noch keine Gottesfurcht.

Grä. Ida. In was besteht denn die sogar besondere Heiligkeit deiner Köchinn? Denn aus dem, was du bisher sagtest, nahm ich noch keine besondere Heiligkeit ab.

Frau. Prisca. Bei allem, was sie unternimmt, bethet sie; und bei jedem Stücke hat sie ihr besonderes, schönes, und hiezu geeignetes Gebeth. Wenn ich ihr sage: Heut speise ich zu Hause (welches an Fasttägen öfter geschiehet, weil ich nicht ansehen kann, wie itzt alles dispensirt seyn will, an solchen Tägen Fleischspeisen essen zu dürfen) so geht sie gleich in

die

die Küche, kniet nieder, und bethet mit vielem Weinen: O heiliger Markus von Athen! Der du dem heiligen Serapion eine so wunderbare Mittagstafel zuzurichten wußtest, daß, wie du mit ihm in deine Einsiedlerhöhle giengst, der Tisch schon gedecket, und mit frischem weissem Brod, zween gesottenen Fischen, mehreren Fladen, Oliven, Datteln, und einem Geschirr voll honigsüsses Wassers wohl besetzt war, dergestalt, daß du mein lieber Heiliger nur nöthig hattest, mit dem heiligen Serapion dich an den Tisch zu setzen; wo eine sichtbare himmlische Hand das heilige Kreuzzeichen über die Speisen machte; welche auch, nachdem du mit deinem heiligen Gast Serapion gegessen hast, den Tisch sammt allen übriggebliebenen Speisen Augenblicklich verschwinden machte; ich bitte dich mit dem innersten Vertrauen, welches ich einzig und allein in dich setze, verleihe deiner Dienerinn Gnade, daß mir heut das Kochen sowohl, als das Speisenanrichten gut und geschwind von statten gehe; nichts versalzen, nichts verschmalzen, nichts zu wenig, nichts zu viel gebraten oder gesoden, oder am Teige oder an Gebäcke sonst nichts vertal-

get

get oder verdorben, auch dabei an Küchengeschirr nichts zusammgeschlagen werde. Siehe auch deinem Diener unserem alten Bedienten bei; damit er in Auf- und Abdeckung des Tisches keine Ungeschicklichkeit begehe, und lasse endlich, grosser Heiliger! das, was ich heute mit deiner Hilfe sieden, backen, dünsten, braten, und so weiters kochen werde, meiner gnädigen Herrschaft so gut gedeihen, als bei deiner Tafel dem heiligen Serapion die Speisen wohl angeschlagen haben; mit welchem Heiligen du itzt im Himmel lebest und regierest in alle Ewigkeit. Amen.

Grä. Ods. Ja, wenn alle so lachen; so erzählt uns Priska gar nichts mehr.

Fräu. Priska. Wegen meiner kann lachen, wer will, und wie lange er will. Ich glaube, eure Hochwürden Pater Quardian selbst werden diesem Gebethe nichts auszusetzen wissen.

P. Guard. Ich wünschte aber doch, mein gnädiges Fräulein! daß ihre Köchinn so bethete, wie uns Gott gelehret hat, zum himmlischen

liſchen Vater zu bethen. In dieſem ganzen Gebethe (da doch alle Gebethe an Gott gerichtet ſeyn ſollen) iſt von Gott nicht das mindeſte enthalten. Es kömmt nur darinn eine Erwähnung ungegründeter Mirakel, ein Vertrauen anſtatt auf Gott auf einen Heiligen, eine Meldung von der Gnade des Heiligen, da doch die Gnaden nur von Gott kommen, und dergleichen mehereres vor, was ſich in ein ächtes und reines Gebeth nicht ſchicket. Ich bitte aber um Vergeſung, daß ich meine Meynung ſo freimüthig ſage.

Frau. Prioka. Nun eure Hohwürden als Prieſter müſſen es beſſer verſtehen. Aber —

Grä. Ida. Wer macht denn dir dein Frühſtück? Die Kammerjungfer, oder die Köchinn?

Frau. Prioka. Die Kammerjungfer darf wegen ihrer Augen nicht mehr zum Feuer; hiemit hat die Köchinn auch die Herrichtung des Frühſtückes über ſich, wobei ſie abermal ihr beſonderes Gebeth zu der heiligen Blizeria verrich-

richtet, weil dieser Heiligen im Kerker von einem Engel Milch und Brod gebracht worden.

Bar. Marz. Aber ein Koffee war nicht dabei.

Frau. Priors. Damal haben die Heiligen noch keinen Koffee getrunken. Aber wohl niemal hat mir diese Magd so viel gebethet, und soviel dabei geweint; als in voriger Woche, da sie einem von den herumgehenden Bettlern etwas in einer grossen zinnernen Schüssel zu essen gab, und ihr der Bettler mit der Schüssel heimlich davon gieng. Laut über laut, und über tausendmal des Tages rufte sie den heiligen Abt Robert an. Diesem Heiligen gieng nämlich auf gleiche Weise ein Bettler mit einer Schüssel davon. Allein in währendem, daß der Pfortner dem heiligen Abten den Verlust der Schüssel klagte, fiel selbe von oben herab auf den Tisch des Abten; daraus alle erkannten, daß der Jüngling, welcher das Almosen des Abten abgenommen hatte, ein Engel gewesen war.

Bar. Begghz.

Bar. Bryghs. Der, welcher deiner Köchinn mit der Schüssel davon gieng, war gewiß kein Engel; und hiemit wird sie wohl auch umsonst auf das Herabfallen ihrer Schüssel gewartet haben.

Frau. Prisks. Leider? So hart mir aber auch der Verlust dieser Schüssel fällt; so habe ich doch keinen Ersatz derselben von ihr gefodert, weil die Schüssel immer durch Heiligkeit in Verlust gegangen ist.

Gr. Everard. Bettlern, die auf den Gässen und durch die Häuser herumlaufen, soll man nichts geben, besonders nachdem das Armeninstitut eingeführet ist; sonst wird das Gassenbetteln bei der, bestens eingerichteten Polizei niemal hindanngehalten, und nur müssiges und schlechtes Gesind in die Häuser gezügelt. Ich sehe also beim Verluste der Schüssel von keiner Seite eine ächte Heiligkeit.

Frau. Prisks. Recht, gewiß ächt ist die Heiligkeit meiner Köchinn. Ich belauschte die gute Haut erst gestern wieder bei einem Gebethe.

bethe. Wie ich sagte, so hat sie bei der mindesten Handlung ein eigenes, hierauf eingerichtetes Gebeth. Wenn ihr nicht alsogleich etwas in Sud oder Wallung kommen, und suppicht werden will; bethet sie unverweilt zum heiligen Januarius, und sagt: Du weißt am besten, mein Heiliger! Wie dein Blut wallend wird. Leiste mir deinen Beistand, daß dieses und jenes siedend werde. Das nämliche Gebeth macht sie auch zu der heiligen Klara von Falkenberg, von welcher auch ein gestocktes Blut noch in einem Glase vorhanden ist, so bei allgemeinen Trübsalen aufwallet; oder sie bethet zum heiligen Beno, auf dessen Gebeth der königliche Prinz Kadokus, welcher die heilige Benefrida enthauptete, weil sie ihn nicht zum Ehegemahl nahm, alsogleich wie Butter zerschmolz, und mit Leib und Seele vom bösen Feinde gehohlet wurde.

Gr. Everard. Nun, sie wird ja doch nicht bethen, daß, wenn der Butter zerschmolzen, oder die Speise suppicht geworden ist, sodann der Teufel solche wie den Prinzen Kadokus hohlen soll?

Frau. Prisca.

Frau. Prisca. Was das für ein boshafter Einfall ist der Nur auf das Zerschmälzen, und Supplichtwerben ist bei diesem Gebethe ihre Meynung gerichtet. Wer sollte es glauben, daß einer Köchinn einfalle, sogar ein eigenes Gebeth zu verrichten, wenn sie einen Nagel in die Wand schlägt; und doch hörte ich von ihr gestern ein recht schönes Gebeth, da sie einen Nagel in die Wand schlug, woran eine Bratpfañe aufgehenket werden sollte, welcher Nagel in die steinigte Mauer nicht so gleich eingieng. O heilige Dienstmagd Maria! (Bethete sie) die du, da du in den Kerker geführet werden solltest, die Gelegenheit ersahest, dich aus den Händen der Wächter loszureissen, und da keine Hoffnung mehr schien, diesen nacheilenden Gerichtsdienern zu entkommen, auf einen Felsen die Flucht nahmst, wo sich der harte Stein alsobald zertheilte, dich in seinen Schoos aufnahm, und sich unverzüglich und dergestalt wieder schloß, daß nur etwas von deinem Kleide aus dem geschlossenen Felsen hervorstund, welches auch sogleich als eine heilige Reliquie abgeschnitten wurde; mache durch deine Gnade und deinen mächtigen Beistand,

daß

daß ſich dieſe harten Steine, welche mich hindern dieſen Nagel feſt einzuſchlagen, alſobald zertheilen, und eben dieſen Nagel in ihren Schoos aufnehmen; damit nur der Kopf davon herausſehen, und die Bratpfanne daran aufgehenket werden könne. Und gleichwie diejenigen, welche dich wieder aus dem Felſen herausgraben wollten, es nicht zuwegen bringen konnten; weil auf einmal ein erſchreckliches Donnern und Blitzen entſtand, wobei ſich im Himmel zween, auf feurigen Pferden ſitzende Reiter ſehen lieſſen, und wobei zweitauſend Heiden nebſt dem Statthalter erſchlagen, und viele Götzenbilder zu Aſchen zertrümmert wurden; ſo nehme auch ſodann dieſen Nagel in deinen heiligen Schutz; damit er nicht mehr aus den Steinen herausgebracht werden könne, und die Bratpfanne nicht abermal herabfalle, die du im Himmel lebeſt und regiereſt in alle Ewigkeit, Amen.

Grk. Ida. Du! Ich bitte dich, höre auf mit den Gebethern deiner Köchinn; denn für einen Freitag haben wir ohnehin ſchon zuviel gelacht. Eure Hochwürden Pater Quardian

fin-

finden doch bei dieſem Gebethe auch nichts beſſeres, als bei dem vorigen an den heiligen Markus von Athen?

P Quard. Wenn es bei mir als Prieſter nicht beſondere Pflicht wäre, gegen alle dergleichen Gebethe meine Meynung ſo oft freimüthig zu ſagen, als ich hiezu Gelegenheit bekomme; ſo würde ich, nachdem ich ſchon einmal mich hierüber beim Gebethe an den heiligen Markus geäuſſert habe, Anſtand nehmen, dem gnädigen Fräulein auch bei dieſem Gebethe an die heilige Dienſtmagd Maria mit wiederholtem gleichem Urtheile mißfällig zu werden. Nun aber als Prieſter muß ich auch in Anſehung dieſes Gebethes ſagen, daß es um nichts beſſer, als das vorige ſey; und daß es die nämlichen Mängel der ächten und reinen Andacht habe, die ich beim vorigen Gebethe anmerkte. Solche Gebethe und Andachten nennet Muratorius eine niederträchtige Handelſchaft unſerer Eigenliebe, eine eitle irrdiſche Andacht; da die wahre Andacht den Nutzen und Fortgang in Tugenden zum Endzweck haben muß.

Gr. Lv.

Gr. Everard. Diese gute Köchinn wird doch nicht fodern, daß, wenn ihr jemand den Nagel locker machen wollte, zween Reiter auf feurigen Pferden vom Himmel durch den Rauchfang herabkommen sollen, oder daß sodann Donner und Wetter in der Küche herumschlage?

Bar. Marx. Meine liebe Priska! Du thatest Recht, daß du dich in keine Heurath einliessest; denn unmöglich hättest du so viele Heilige für dein Haus zusammbringen können. Erstens einen heiligen Ehemann; für diesen einen heiligen Sekretair, einen heiligen Kammerdiener, zween oder drei heilige Bediente, einen heiligen Büchsenspanner, einen heiligen Koch sammt heiligen Küchenjungen, einen heiligen Laufer, einen heiligen Kutscher, einen heiligen Stallknecht, einen heiligen Reitknecht, einen heiligen Hausknecht, und weis Gott, was noch für andere Domestiken. Auch du hättest sodann deine eigenen heiligen Bedienten, und heiligen Kutscher, wie auch mehrere Weibsleute zu deinen Diensten haben müssen, nämlich nebst der Kammerjungfer mehrere heilige Stubenmägde, mehrere Kinderwärterinnen,

nen, mehrere Küchenmägde, eine heilige Säuzame; wenn die Kinder etwas erwachsen wären, einen heiligen Hofmeister, eine heilige Gubernantinn.

Frau. Pris. Nun! Ich hätte jedem gleich bei Eintrettung in meinen Dienst das Bildniß desjenigen Heiligen gegeben, der bei Lebzeiten den nämlichen Dienst verrichtete. Von einem solchen Bilde hätte mir jeder meiner Domestiken drei Abdrücke haben müssen, um den einen in das Bethbuch legen, den anderen im Zimmer an die Wand heften, den dritten aber am Leibe auf dem Skapulier tragen zu können. Täglich hätte jeder Früh-, und Mittagzeit, und Abends vor seinem, an die Wand geheften Bilde ein schönes Gebeth und dreizig Avemaria bethen müssen, wo am Schlusse nach **heilige Maria Mutter Gottes** auch der Heilige genannt worden wäre, zum Beispiel: **Heilige Maria Mutter Gottes, und du heiliger Kutscher Odranus! bitte für uns arme Sünder, und für die armen Seelen im Fegfeuer, besonders für die**

verlassensten Seelen itzt, und in der Stunde unseres Absterbens, Amen.

Grä. Ida. Nun! Mein lieber Gott! Könte etwas so albern seyn, als zu bethen, heiliger Kutscher Odranus. Er ist ja im Himmel kein Kutscher mehr.

Frau. Pris. Bethet man nicht auch: o heiliger Einsiedler! Die verstorbenen heiligen Einsiedler sind im Himmel auch keine Einsiedler mehr.

Grä. Oda. Diese Art zu bethen wird unfehlbar euer Hohwürden Pater Quardian auch nicht gefahlen.

P. Quard. Ich muß um Vergebung bitten, daß ich auch hiezu meinen Beifall nicht geben kann. Das Vaterunser, welches uns mein Heiland zu bethen gelehret hat, liegt mir allzusehr am Herzen, und ist mir zu verehrungswerth, als daß ich mit Vergnügen sollte sehen können, wie es von so vielen anderen unächten Gebethern verdränget wird.

Frau. Pris.

Frau Pris. Eure Hochwürden werden doch zuletzt nicht das Avemaria auch noch für ein unächtes Gebeth halten, da es in der Schrift gegründet iſt?

P. Guard. Ich habe gegen das Avemaria ganz und gar nichts einzuwenden; aber als ein Gebeth iſt es in der Schrift nicht gegründet. Der Gruß des Engels, die Anſprache der heiligen Eliſabeth an Maria iſt in der Schrift als das enthalten, was ſie waren, nämlich als Grüſſe und Anſprachen, nicht aber als Gebethe. Eure Gnaden werden ja doch nicht verneinen, daß die Worte des Engels und der heiligen Eliſabeth unſerem Heilande damal ganz wohl bekannt waren, wie er ſeine Jünger bethen gelehret hat; und doch hat er nach dem Vaterunſer kein Avemaria beigeſetzet. Auch das werden eure Gnaden nicht verneinen, daß von den Apoſteln und Jüngern Chriſti Maria ſo ſehr geehret worden, als wir ſie ehren können; und doch werden euer Gnaden in der Schrift nicht leſen, daß ſie jemal an Maria bei Lebzeiten, oder nach dem Tode derſelben mit dem Gruſſe des Engels und mit den Worten

der Eliſabeth eine Bitte gemacht, oder auf ſolche Art zu ihr ein Gebeth verrichtet haben. Ich wiederhole es aber nochmal, daß ich gegen das Avemaria nichts einzuwenden habe. Es iſt ein löbliches, durch Gewohnheit in unſerer heiligen Kirche nach und nach eingeführtes, und erſt im fünfzehnten Jahrhunderte mehr gemein gewordenes Gebeth. * Die alten Mönche hatten ſchon im Brauch, dasjenige, was ſie ſich zu bethen vornahmen, durch Körnlein dergeſtalt zu bemerken, daß ſie nach einem verrichteten Gebethe von denen, an eine Schnur angefaßten Körnlein eins abfallen lieſſen,

* Non ita verus eſſe laudabile hoc eccleſiæ inſtitutum, ex eo facile crediderim, quod beatus Vincentius Ferrerius, qui floruit anno MCCCCX primus ex omnibus Scriptoribus eccleſiaſticis illius meminerit, dum ſingulis Sermonibus ſuis premittit ea verba; *Saluteur beata virgo.* Fatendum ut ſit, illud vel a beato Vincentio inuitium habuiſſe, vel certe ipſius Vincentii temporibus cœpiſſe frequentari. Franciſcus Ferrerius de ritu concion. L. I. c. XI. pag. 42 edit Paris. 1664. in 8vo.

ſen. Der Eremit Petrus wird für den Erfinder deſſen angegeben. Der heilige Karmeliterngeneral Berthold, welcher im eilften Jahrhunderte lebte, beförderte dieſen Gebrauch, und benützte ihn zur Zählung derer Grüſſe, die er der Mutter Gottes täglich machte; denn er pflegte ſie Anfangs nebſt anderen Gebethen ſiebenmal durch einen engliſchen Gruß zu verehren; hernach grüßte er ſie aber täglich durch eben ſoviele Ave Maria, als die Zahl derer Jahre war, auf welche nach einiger Tradizion und ſeiner Meynung Maria ihr Alter ſolle gebracht haben. Im dreizehnten Jahrhunderte gab ſich der heilige Dominikus erſt recht Mühe, die Abbethung des Roſenkranzes zu verbreiten; und wie ich ſagte, ſo wurde der Roſenkranz und der engliſche Gruß erſt nach tauſend und vierhundert Jahren unter den Chriſten ein Gemeingebeth.

Frau. Prio. Eure Hochwürden billigen aber doch dieſen Gebrauch?

P. Guard. Ich habe mir nur die Freiheit genommen, zu erinnern, daß dieſe Art zu be-

then erſtens nicht von unſerem Heilande ſelbſten gelehret, und von den Apoſteln gebraucht worden. Zweitens, daß ſie den Chriſten durch lange Jahre unbekannt geweſen. Drittens, daß es eine fromme Erfindung der Mönche ſey.

Frau. Prio. Aufzuſtellen haben eure Hochwürden gegen dieſe Erfindung auch nichts?

P. Guard. So fromm dieſe Erfindung immer iſt; ſo wünſchte ich doch, daß ein Gebeth, welches uns Gott ſelbſt gelehret hat, nämlich das Vaterunſer vor dem Avemaria den Vorzug bekäme, und daß ſtatt zehn Avemaria zehn Vaterunſer nacheinander kämen. Ein, von Gott ſelbſt gelehrtes Gebeth ſoll ja vor anderen noch ſo frommen, aber doch immer nur in der menſchlichen Erfindung gegründeten Gebethen den Vorzug haben, beſonders da alle unſere Gebethe an Gott gerichtet werden ſollen.

Frau. Prio.

Frau. Prio. In dem Avemaria geſchieht ja auch Erinnerung von Gott und von Jeſus Chriſtus.

P. Quard. Nach den Begriffen von der reinen Andacht, und der, durch Gott ſelbſt gelehrten Bethart wünſchte ich aber, daß nur die heilige Jungfrau Maria Erinnerungsweiſe darinn vorkäme; das Gebeth ſelbſt aber an Gott hauptſächlich gerichtet wäre. Wirklich iſt dieſer mein Wunſch in den vernünftigen Begriffen von unſerem lieben Gott, in der Offenbarung, worinn das Vaterunſer gelehret wird, und in dem Eifer für die Ehre meiner heiligen katholiſchen Kirche gegründet; ſo wie die ganze Lehre unſres Heilandes durch das Vernünftige und Ehrwürdige ſich jedem empfiehlt.

Frau. Prio. Bei dieſer Zeit ſieht man freilich nicht mehr; was vorher im chriſtlichen Gebrauche war, wo kein Weibsbild ohne den um die Hände gewundenen Roſenkranz ausgieng; und auch die Mannsbilder wenigſtens in der Kirche und bei Prozeſſionen groſſe Roſenkränze in den Händen hatten.

P. Quard.

P. Quard. Von diesem Gebrauche schreibt Muratorius? Geschieht es vielleicht, um sich von jenen, die nicht katholisch sind, zu unterscheiden; oder um vielleicht unterwegs Vaterunser zu bethen? Aber unser Herr und Heiland hat uns ja ermahnet, daß, wenn wir unser Gebeth vorhaben, wir entweder in die Kirche gehen, oder zu Hause im Verborgenen seyn sollen. Man sey also bedacht, daß nicht dieses nur ein eitler Schein der Andacht sey; und es wird besser seyn, daß wir in Geheim wenigstens unseres Herzens uns verbergen, und in Begleitung der äusserlichen Andacht den Pflichten der christlichen Andacht genug thun.*

Grä. Ida. Das Buch des Muratorius von der wahren Andacht habe ich, und habe es auch gelesen. Aber eben Muratorius belobt doch das eine und das andere, welches izt abgeschaft worden.

P. Quard.

* Von der wahren Andacht XXV. Kap.

P. Guard. Der gelehrte und ächt fromme Muratorius hatte unter diesen seinen guten Eigenschaften auch die Klugheit. Er schrieb in einer bedenklichen Zeit und Lage. Euer Gnaden sind zu einsichtsvoll, daß sie nicht sollen bemerket haben, wie er zu dem, was er zu jener Zeit noch als löblich hingehen lassen mußte, sogleich gewisse Bemerkungen in den bescheidnesten Ausdrücken gemacht hat, wodurch der Leser zu reineren und helleren Gedanken geleitet, und nach und nach von allen falschen Frömmeleien zur wahren und wesentlichen Andacht von selbsten gebracht wird. Dieses merkten diejenigen gar wohl, welche das Buch des Muratorius von der wahren Andacht ihren Beichtkindern sogar von den größten Familien aus den Händen bringen wollten; dafür aber von den eifrigen und erleuchteten Bischöfen derb hergenommen wurden.

Bar. Beggh. Aber ich bitte, allerseits unserer guten Priska zu gestatten, daß sie uns die Heiligen nenne, die sie in grosser Anzahl ihrem Kutscher, Bedienten, und anderen Domestiken in dem Bildniß zum Vertrauen aufstellen

len wollte. Gewiß kann ſie ſo viele Heilige nicht zuſammbringen, daß jeder Domeſtik ſeinen beſonderen Heiligen als ſeinen Anführer haben ſollte.

Frau. Prio. Das thäte mir leid. Vor allem anderen bekäme mein Herr Gemahl Bilder von zween Heiligen. Erſtens vom heiligen Grafen Elzear, der mit ſeiner Gemahlinn unter dem Scheine des Eheſtandes die Jungfrauſchaft erhielt; und nach deſſen Hausordnung vom anbrechenden Tage bis an den Mittag gebethet und betrachtet, nach Mittag endlich eine ehrliche Arbeit vor ſich genommen, auch von Hausleuten alle Wochen einmal gebeichtet, und alle Wochen einmal kommunizirt, nach dem mindeſten ungebührlichen Worte zu Mittag auf den Knieen neben dem Tiſch in Waſſer und Brod gefaſtet, oder gar ohne Eſſen und Trinken den Tag mit Verſperrung in ein Zimmer zugebracht, und alle Abend von einem oder anderen Domeſtiken in Gegenwart des Grafen ein geiſtliches Geſpräch angeſtellet werden mußte.

P. Guard.

P. Quard. Das Haus dieſes Grafen war weit über ein Kloſter.

Frau. Prio. Das zweite Bild für meinen Ehegatten wäre das Bild vom heiligen Gerhard; denn hieraus lernte er das Hausgeſind auch bei den Strafen und nach den Strafen zu behandeln. Auch der heilige Gerhard befahl, ſeine Bediente zu züchtigen, wenn ſie etwas ſchlechtes verwirket haben. Allein, weil diejenigen, welche die Züchtigung ausführen ſollten, die Mildigkeit Gerhards wußten, beſtrichen ſie den Rücken des ſtrafbaren Bedienten mit rother Farbe, oder mit Blut von einem Thier; wornach der Heilige denen auf dieſe Weiſe abgeſtraften Bedienten entgegen gieng, ihnen die Hände, die Arme, die Lenden, und die Füße küßte; ſie um Verzeihung bath, und ihnen viel ſchöne Sachen verſprach.

Bar. Begghe. Den haben ſeine eigene Bediente auf dieſe Weiſe zum Beſten gehabt. Ich ſage es dir aufrichtig, keinen Grafen Elzear hätte ich nicht zum Ehemann haben mögen; und das wäre nicht übel, wenn man es mit

den

den Dienſtbothen ſo machen wollte, wie der heilige Gerhard. — Die Kinder hätten bei dir keine Bilder erhalten, weil du in der jungfräulichen Reinigkeit gelebt hätteſt; alſo was für Bilder für die Domeſtiken?

Frau. Prio. Dem Kammerdiener hätte ich den heiligen Hiazinth, den heiligen Kalozerus, den heiligen Leopardus; den Dienſtmägden die heiligen Dienſtmägde Maria, Marzella, Blandina; den Bedienten die heiligen Bedienten Eunus, Agathodorus, Kariſtinus, Nophyrus, Baſilides, Hermogenes, Vitalis, Luzus; den Kindsmägden und Säugammen die heilige Maura; den Buffen (wenn mein Gemahl ſolche hätte nehmen wollen) den heiligen Porphirius; den Stubenmägden die heilige Digna, Eunomia, Eutropia, Erotheides, Agathokia, Cheiſtiana, Alexandra, Matrona, Zitta, Lielta, Dieuerdes, Thereſia aus Portugal, Arnella, die indianiſche Katharina; den Kammerjungfern die heilige Laurenzia, die heilige Jutta; den Stallknechten den heiligen Papſten Marzellus, der zu dieſem Dienſt des Glaubens willen verdammt worden; den Kutſchern

ſchern den heiligen Odranus, wie auch den heiligen Kutſcher der, im Königreiche Böheim bekannten Drahomira; den Büchſenſpannern den heiligen Waffenträger Arnulphus; dem Hausknecht den heiligen Mitrias, den japoniſchen heiligen Michael, den chineſiſchen heiligen Petrus; dem Hausinſpektor den heiligen Elesmus; den Köchinnen die heilige Rothburga; den Küchendirnen die heilige Suſana gegeben.

Bac. Marx. Du mußt die Legenden wirklich auswendig lernen; unmöglich könnte ich mir alle dieſe Namen merken.

Mark. Edith. Einen heiligen Laufer hat ſie doch nicht. Aber kein Wunder; denn die Laufer ſind gemeiniglich in jeder Rückſicht läſtige Purſche.

Frau. Prio. Es würde ihnen ſchon der Uebermuth vergehn, wenn ſie ſo, wie es der heilige Sergius vor dem Wagen ſeines Richters und Peinigers hat thun müſſen, gezwungen würden, vor dem Wagen in Schuhen zu lau-

laufen, welche mit Nägeln beschlagen waren, deren Spitze inwendig in den Schuhen weit hervorstunden.

Grä. Oda. Woher weißt denn du alle die Dienstbothenheiligen, die du uns mit Namen so fertig daher genannt hast?

Frau. Pris. Aus der Dienstbothenlegende des Paters Jakobs Schmieds aus der Gesellschaft Jesu Priesters.

Grä. Ida. Dieser Legendenschreiber hat gewiß bei jeder dieser Lebensbeschreibung angerühmt, was für Pflichten diese Heiligen bei ihren Diensten zu erfüllen hatten, wie dieselben von ihnen erfüllet worden, und wie Dienstbothen in gleichen Diensten sie hierinn nachahmen können?

Frau. Pris. Das eben nicht. Nur überhaupt wird von diesem und jenem gesagt, daß er fleißig gedienet habe. Aber die Andacht, die Marter, die Mirakeln, worinn sie sich ausgezeichnet haben, kömmt bei jeder Lebensbeschreibung vor.

Grä. Ida.

Grf. Ida. Halten eure Hochwürden Pater Quardian eine solche Legende für eine wahre nützliche Dienstbothenlegende?

P. Quard. Ich sollte mir als Kapuziner zwar kein Urtheil über die Jesuiten erlauben; aber ich dächte, die Namen derjenigen Dienstbothen bekannt zu machen, von welchen nur ausserordentliche, oft unächte Andachtsübungen, Mirakel, und Marter erzählet worden, sey noch keine eigentliche Dienstbothenlegende, welche in Rücksicht auf die besonderen Pflichten der Dienstbothen lehrreich seyn sollte, damit sie diesen Namen verdiene. Wenn ich eine Dienstbothenlegende schriebe, und überhaupt eine Legende schriebe, die für diesen und jenen Stand nützlich seyn sollte, würde ich mir einen ganz anderen Plan machen. Die Urkunden, worauf die Legendenschreiber die Lebensbeschreibungen der Heiligen gründen, sind allzu unverläßlich. Selbst die Namen derer Heiligen, die sie anführen, sind nicht richtig. Ich machte es also, wie es unser Heiland selbst gemacht hat; ich schriebe nur Parabeln, worinn ich von jedem Stande einen Mann, oder

eine

eine Frau, oder eine Wittwe, oder ein lediges Mannsbild, oder ein lediges Frauenzimmer zum Muſter derer, in dieſem und jenem Stande erfüllten Pflichten mit der Lehre, wie ſolche auch von andereren erfüllet werden können, darſtellte. Sogar Fabeln, bei welchen eine Moral angebracht wird, ſind nützlicher, als manche Legende; weil man von der Fabel weis, daß ſie Fabel iſt; und dabei ſowohl der Verſtand als das Herz auf angenehme Art für das Gute aufmerkſam und empfänglich gemacht wird. Parabeln oder Vorbildungen ſolcher Perſonen, die entweder alle ihre Pflichten erfüllten, und ſich dabei ein ſeliges Leben erwarben; oder die durch Vernachläſſigung der Pflichten ſich ein unſeeliges Leben über den Hals zogen, würden alſo einen noch mehr anwendbaren Nutzen in Rückſicht auf Religion, Sittlichkeit, häusliche und allgemeine Glückſeeligkeit verſchaffen.

Gr. Lver. Es wird noch eine Weile hergehn, bis das Volk von unächten Religionsübungen abgebracht werden kann. Ich redete neulich hievon auch mit einem Ordensgeiſtlichen. Dieſer ſagte; es iſt gar nicht möglich,

und

und auch nicht räthlich. Der gemeine Mann (sagte er) kann sich nicht so mit Denken behelfen, wie ein aufgeklärter Mann. Er muß also ein Spielwerk haben. Man will doch behaupten (sagte er weiters) daß die Toleranz nothwendig sey; und so sey man in Rücksicht auf Prozessionen, Bruderschaften, Skapulire, grösse Fähne, Teufelgeßel, und Lukaszettel tolerant.

P. Quard. Wenn ich die Ehre hätte, mit diesem Ordensgeistlichen zu reden; so würde ich mit ihm sogleich hierinn übereinstimmen, daß gemeine Leute sich mit dem Selbstdenken nicht so behelfen können. Hieraus (würde ich aber sagen) folge nur, daß in Rücksicht auf solche Leute die Nothwendigkeit eines mehreren äusserlichen Gottesdienstes sich erprobe. Ohnehin begreift der Gottesdienst auch äusserliche unmittelbar dahin gerichtete Handlungen, die nach Bedürfniß weniger und mehr nothwendig werden können. **Niemal aber sind zur Beförderung des wahren Gottesdienstes äusserliche Handlungen nothwendig, die denselben verunreinigen.** Ich würde mit

ihm ſogar dahin verſtanden ſeyn, daß manches unächtes, was man auf einmal nicht abſchaffen kann, mit Klugheit **geduldet** werden müſſe, beſonders ſo lange es zuviel Geiſtliche gibt, die ſelbſt dem Volke das Unächte noch für ächt empfehlen. Aber daß das Volk niemal zu reinen Begriffen ſollte gebracht werden können, und daß man ſich nicht bemühen ſolle, daſſelbe nach und nach dahin zu bringen, damit bin ich mit ihm nicht einverſtanden. Wie war das Heidenthum nicht beim Volke eingewurzelt? Was gaben ſich die heidniſchen Prieſter für Mühe, wegen ihres eignen Intereſſe das Volk dabei zu erhalten? Doch verbreitete ſich das reine Evangelium, und das Volk wurde nach und nach von heidniſchen Gebräuchen hinweggebracht. Sollte alſo nicht möglich ſeyn, bei ſchon angenommenem Evangelium die Gebräuche hinwegzubringen, die mit dem Evangelium nicht übereinſtimmen? Nach und nach, wenn man an die Stelle des unächten Aeuſſerlichen etwas ächt Aeuſſerliches hinſetzet, damit dem gemeinem Mann der Verluſt des Vorigen nicht ſo empfindlich fällt; wenn in währender dieſer Hinſtellung des Aech-

ten ein reiner Unterricht mit Ernſte und gefälliger Geſchicklichkeit fortgeſetzet wird; ſo wird noch bei dieſer Generazion vieles erzielet werden; und für die künftigen Generazionen iſt um ſo weniger zu fürchten, daß ſie nicht erſtaunen ſollten, wie dann zur Behauptung ſo vieler Albernheiten hat geſtritten, und zwar unter geiſtlicher Anführung hat geſtritten werden können. Auf das, was der gute Kloſtermann in Anſehung der Toleranz geſagt hat, würde ich mir die Freiheit nehmen, zu antworten, daß auf dieſe Weiſe alles ſchädliche Aeuſſere tolerirt werden müßte. Es ſtehet jedem frei, ob er Bäck oder Fleiſchhacker werden wolle; aber man läßt ihm nicht angehn, daß er ſchlechtes und ungewichtiges Brod backe, oder ſtinkendes und ungeſundes Fleiſch verkaufe. Er ſoll dieſe oder jene Profeſſion wählen, aber dabei das erfüllen, was dieſe oder jene Profeſſion mit ſich bringt, und unſchädlich iſt, nicht nur in Rückſicht auf andere, ſondern auf ihn ſelbſt. Man tolerirt ja doch nicht jemanden, ſich ſelbſt zu morden, oder auch nur im Waſſer an gefährlichen Oertern zu baden, wenn er ſich gleich auf ſeine Gewiſſensfreiheit dabei berufen wollte; denn

öffentlichen Unsinn, und gemeinschädliche Beispiele ausüben zu lassen, ist keine Gemeinde schuldig, sondern vielmehr verbunden, solches hindann zu halten. Die Toleranz muß man also nicht so weit erstrecken. Der die katholische Religion profitirt, der kann zu dem angehalten werden, was diese heilige Religion nach ihrer Reinlichkeit mit sich bringet; und es ist ihm nicht zu gestatten, daß er dem, **was diese, von ihm bekannte Religion mit sich bringet**, entgegen handle, und andere durch üble Beispiele zu unsinnigen Handlungen verleite. Alles wird sich geben, wenn nur mehrere von dem Guten selbst überzeugte, arbeitsame, und bescheiden eifrige Bischöfe und Seelsorger auftreten.

Kammerjungf. Euer gräfliche Gnaden!

Gr. Ida. Was will sie? Sind denn schon die Kutscher und die Tragsesseln für die Damen hier?

Kammerj. Sie sind zwar auch schon da; aber es ist auch noch — —

Grä. Ida.

Gr. Ida. Nun was iſt auch noch? So rede ſie heraus!

Kammerj. Es iſt auch noch jemand da, den der Pater Vikarius von den Kapuzinern hergeſchickt hat.

P. Quard. Von meinem Pater Vikar iſt jemand da? — Ich bitte alſo itzt um Erlaubniß, mich nach Haus verfiegen zu dürfen. Ich behalte mir aber die Gnade bevor, ein andermal wieder aufwarten zu dürfen. (Der Pater Quardian tritt ab; und dem Fräulein Priska fällt aus dem Munde ein Zahn auf die Hand, den ſie vor der übrigen Geſellſchaft unbemerkt in den Sack ſchiebt)

Gr. Ida. Wie der Mann ſo gelaſſen uns zurecht wies!

Gr. Everard. Und was er für eine biedere Sprache geführet hat!

Grf. Yra. Ich weis nicht, wie mir iſt. Es iſt mir nicht anders, als wenn ich geträumt hätte, und das zu ſehen und zu hören gar nicht möglich wäre, was ich an dieſem Manne geſehen und von ihm gehöret habe.

Grf. Oda. Ich habe in meinem Leben keinen Ordensmann, und noch wenniger einen Quardian ſo reden gehöret.

Bar. Beggha. Daß er uns als Weiber ſtuf gemacht hat, iſt kein Wunder; ich glaube aber, er würde jeden Mann überraſcht haben.

Bar. Marz. Mit was für einem Feuer und Eifer er gegen die Mißbräuche geredet hat!

Mark. Editha. Ich mag es überdenken, wie ich will; ſo iſt er doch ein grundehrlicher und verſtändiger Mann.

Gr. Everard. Das iſt er gewiß.

Frau. Priska.

Frau. Prisca. Ich laſſe ihm Verſtand; ich laſſe ihm Ehrlichkeit; aber ein Heiliger iſt er nicht.

Gr. Everard. Und ich halte ihn für einen wahrhaft frommen und heiligen Mann; denn der ſchon Wahrheit und Ehrlichkeit zum Grund aller ſeiner Handlungen nimmt; der geht gewiß mit ſich ſelbſt, und mit ſeinem Nebenmenſchen auch in Rückſicht auf die Religion wahrhaft und ehrlich um; ſo wie der Lehrer unſerer heiligen Religion die Wahrheit zum Grunde genommen, und ſich ſelbſt die Wahrheit genannt hat, gleichwie er auch die ewige Wahrheit iſt.

Gr. Ida. Ich könnte denen Belehrungen, die er uns gegeben hat, nicht das mindeſte ausſetzen. Mich haben ſie überzeuget, und recht auferbauet.

Bar. Beggha. Ich hätte ihm einen ganzen Tag zugehöret.

Grä. Everard.

Gr. Everard. Es glückte ihm auch wirklich, uns über vieles zu beruhigen.

Frau. Priska. Mich beruhigte er nicht; da müßte er sachter zu Werk gehen; mich erschüttert er.

Gr. Everard. Ich versichere euer Gnaden aber, daß oft eine Erschütterung die geschwindeste und beste Wirkung mache, oder manchmal doch zur Vorbereitung nothwendig sey. Der gute Pater Quardian nahm bei uns übrigen wahr, daß wir schon nach eben demselben, was er für ächt hält, eine ziemliche Stimmung haben. Bei uns hatte er also weder in Ansehung der Personen, weder in Ansehung des Ortes und der Zeit, da nämlich wir selbst diese Gegenstände in unserer Gesellschaft auf die Bahn brachten, keiner Zurückhaltung nöthig. Nur euer Gnaden waren die einzige, bei welcher er eine verjährte und härtere Massa der Vorurtheile antraf. Er wollte also eben diese Massa mit der, euern Gnaden unerwarteten lebhaften Rede etwas erschüttern, um solche nur einmal lockrer zu machen. Ich wette, diese Erschüt-

ſchütterung macht, daß euer Gnaden bei der nächſten Gelegenheit den Lehren des Paters Quardians, welche er gewiß ganz ſanft anzubringen wiſſen wird, ein geneigteres Ohr verleihen.

Gr. Ida. Ich wünſche vom Herzen, ihn bald wieder zu ſehen. Es iſt eine Freude, ihm zuzuhören.

Grä. Yta. Ich wünſche ſelbſt, bald wieder mit ihm zuſamm zu kommen. Lebe wohl, Gräfinn! Schlafe geſund!

Grä. Ida. Adieu! Auf Wiederſehen allerſeits! (Gräfinn Oda, Baroninn Marzella, Baroninn Bezgha, Markiſinn Editha treten mit Abſchiedskomplimenten ebenfalls ab. Graf Everard reicht der Gräfinn Yta den Arm, und Fräulein Priska macht den Schluß der, auseinander gehenden Geſellſchaft)

Grä. Yta. Graf Everard! ſie ſind noch ſehr ſchlecht zu Fuß.

Grä. Everard.

Gr. Everard. Lassen euer Gnaden Zeit, bis ich meine Dekokten alle getrunken habe; sodann werde ich schon wieder mehrere Stärke bekommen. Würden meine Dekokten von der Fräulein Priska ihrer Köchinn mit so ausserordentlichen Gebethern gesoden; vielleicht hätten sie schon besser gewirket.

III.

III.

Der Meiſter Tiſchler.

Tiſchlerm. Die zween Käſten vom harten Holz ſind fertig, wie eure Hohwürden dieſelben verlangten. Ich wollte ſie eben in das Kloſter ſchicken, ob ich gleich das Zettel verlor, worauf mir euer Hohwürden neulich ihren Namen ſchrieben. Allein es wird wohl der Pfortner, oder jemand anderer im Kloſter wiſſen, daß eure Hohwürden der ſind, der die Käſten angefriimet hat; folglich hätten ſie immer noch heute dieſe Käſten in ihrer Zelle gehabt.

P. Gallus. a ſancta Pelagia. Das wäre weit gefehlet gewesen, Herr Meiſter! Dieſe Käſten kommen nicht in das Kloſter; und das Kloſter hat nicht einmal nothwendig, etwas davon zu wiſſen. Das Kloſter zahlt auch nichts dazu, ſondern dieſe Käſten zahle ich.

Der

Der Herr Meiſter ſey nur ſo gut, und ſchicke beide Käſten heut nach Mittag um drei Uhr in die Geflügelgaſſe in das Haus zum groſſen Taubenſchlag. Zur ebenen Erde rechts, wie man beim Thor hinein geht, wohnt eine Nahterinn, die eine weltſchichtige Muhme von mir iſt, gar eine gute Haut. Bei dieſer werden die Käſten eingeſtellet. Ich werde um dieſe Stunde ſchon dort ſeyn. Der Geſell kann nicht fehlen; er darf nur um die Nahterinn fragen, die mehrere junge Mädel in der Lehre hat.

Tiſchlerm. Eure Hohwürden belieben aber doch dero werthen Namen nochmal anzugeben; ſo kann der Geſell ſagen, wer die Käſten hinſchicke.

P. Gallus a ſ. P. Nun ſo ſchreibe der Herr meinen Namen: Pater Gallus a ſancta Pelagia.

Tiſchlerm. Ein Heiliger und eine Heilige beiſamm in einem Namen.

P. Gallus

P. Gallus. a S. P. Das iſt bei uns ſchon ſo eingeführt.

Tiſchlerm. Haben ja Weltleute auch mehrere Heilige zu Taufnamen.

P. Gallus. a S. P. Aber nicht ſo wie wir. Bei uns iſt der Heilige der eigentliche klöſterliche Taufname; die Heilige aber, oder ein heiliges Geheimniß, ſo zugeſetzt wird, iſt unſer klöſterlicher Zuname, oder vielmehr unſer **Prädikat.**

Tiſchlerm. Bei ihnen ſind hiemit alle Geiſtliche nobilitirt?

P. Gallus. Das ſind wir. Und ich glaube wohl, daß ein Prädikat, zu welchem ſogar ein heiliges Geheimniß oder eine Heilige den Namen hergeben muß, allen weltlichen Prädikaten, und allen adelichen Welttitulaturen vorgehe.

Tiſchlerm. Eure Hochwürden werden ſich gewiß ſchon eine kleine Zimmereinrichtung heimlich

lich zusammbringen wollen für den Fall, wenn sie auf die Seelsorge hinaus kommen.

P. Gallus. a L. P. Abermal gefehlt, Herr Meister Tischler! Ich komme, und verlange mir auf keine Seelsorge hinaus. Ich bleibe schon bei meinen Stadtleuten herinn.

Tischlerm. Es ist uns eine Ehre, daß uns eure Hochwürden nicht verlassen wollen. Und wirklich ist in ihrer Klosterkirche so grosser Zulauf, daß daselbst nicht überflüssige Beichtväter seyn werden.

P. Gallus. a L. P. Ja wohl überflüssig! Der Pater Bertrandus a sancta Bibiana, und der Pater Simplizius a sancta Cecilia sind zum Beichthören gar nicht approbiret worden; was ich ihnen zwar ehe hätte vorsagen können; denn ich weis, wie hart es uns übrigen gegangen ist, und wie die Klostergeistlichen von Weltpriestern beim Examen genäcket werden. Den Pater Dunstanus a sancta Veronica, und den Pater Kakuphatus a sancta Euphrasia darf man nicht Beichthören lassen;

laſſen; weil ſie allzu ſcrupulos ſind. Der Pater Firmatus a ſancta Potentiana iſt den Leuten zu grob. Der Pater Bernardinus a ſancta Nympha bekömmt über ſeine Naſe ſechs oder ſieben andere neue Naſen hinauf, und einen doppelten Kopf wie ein Schaf Waſſer, daß ihn die Leute gar nicht mehr anſehen wollen. Der Pater Felix a redemptione geht uns gar aus dem Kloſter davon, und ſeine Ordensgrädde ſind ſchon vom Biſchof für null und nichtig erkläret. Wer bleibt alſo übrig zum Beichthören? Ich, der Pater Placidus a conceptione, der Pater Benignus ab incarnatione, der Pater Perpetuus a reſurrectione, der Pater Deſiderius a ſancta Ruſſina, der Pater Gaudentius a ſancta Amanda, der Pater Samſon a ſancta Lea, der Pater Trudo a ſancta Teocriſte, und der Pater Pahomius a ſancta Meſania. Die anderen ſind nicht mehr ſo jung, um ſich mit Beichtkindern abgeben zu können; und der Pater Avitus a ſancta Fina iſt gar ſchon Jubilarius, und vor lauter Podagra kontrakt.

Tiſchlerin.

Tischlerm. Da gibt es schon zu thun. Nun sind wir Handwerksleute ja auch froh, wenn es zu thun gibt. Ungezweifelt wäre es auch euern Hohwürden nicht einmal recht, wenn sie nicht soviel zu thun hätten.

P. Gallus a s. P. Glaube mir der Herr Meister! Immerzu kömmt es doch allzustark zusamm. — Da haben sie ja auch eine Todtentruhe machen müssen? wer ist denn gestorben.

Tischlerm. Gedenken eure Hohwürden! Der rechtschaffene Herr Medikus von Schwannensalz ist gestorben.

P. Gallus a s. P. Unter uns gesagt, es ist kein Schade um ihn.

Tischlerm. Eure Hohwürden vergeben, daß ich mich um den Verstorbenen annehme. Er hat schöne Kuren gemacht. Selbst bei meinem Weibe und bei meinen Kindern hat er sich unendlich in ihren Krankheiten Mühe gegeben; und ich weis, daß er zu den armen Leuten ohne

einen

einen Kreuzer zu verlangen bei Tage und Nacht bereitwilligst gegangen ist; ja ich weis, daß er vielen armen Kranken noch Geld zu den Medizinen, und zu ihrem Unterhalt gegeben hat, und daß er überhaupt einen gemeinnützlichen Geist und vielen Antheil bei der vortreflichen neuen Einrichtung der Krankenhäuser hatte.

P. Gallus a. S. P. Herr Meister! Der Herr sagt Sachen daher, von denen andere Leute nichts wissen. Da meine Muhme die Nahterinn krank war, habe ich ihn auch herbeiholen lassen. Keinen Kreuzer hat er ihr auf die Medizin bezahlt, und vier und fünfzig Gulden hat er für seine Gänge begehrt.

Tischlerm. Hierüber weis ich nichts zu sagen, und kein Urtheil zu fällen; aber das weis ich, daß er sehr vielen armen Leuten sehr viel Gutes gethan hat.

P. Gallus a. S. P. Mein Muhme die Nahterinn ist auch eine arme Närrinn. Der heilige Kosmas hat seinen Bruder Damianus gar nicht neben sich begraben lassen

sen wollen, weil Damianus von einem Gesundgemachten eine Gabe angenommen hat, obwohl sie demselben mit der Bitte um Gottes-willen aufgedrungen worden. Christus selbst hat dem heiligen Kosmas erscheinen, und ihn mit dem Damianus aussöhnen müssen. Die meisten Doktores der Medizin sind Freigeister. Hätten sie nur einen Funken von einer überaus grossen Heiligkeit; so könnten sie sich so gar viele Gänge ersparen. Der heilige Zenobius hat die Kranken durch blosse Anrührung geheilet. Dieser Heilige hat wohl auch Arzneien und Lebensmittel den armen Kranken unentgeltlich dargereicht.

Tischlerm. Hierinn haben eure Hochwürden recht; das ist eine wahre Heiligkeit, den Armen Hilfe leisten. Aber ich versichere eure Hochwürden nochmal als ein ehrlicher Mann, daß der verstorbene Herr Doktor von Schwannensalz diese Heiligen hierinn wirklich nachgeahmet habe.

P. Gallus

P. Gallus a ſ. P. In Mirakeln (ſoviel ich von ſeinen Kuren weis) hat er ſie ſchlecht nachgeahmet.

Tiſchlerm. Ich ſage nicht, in Mirakeln. Ich ſage in der Sorgfalt, Mühe, und in Wohlthaten für die armen Kranken hat er ſie nachgeahmet; und ich glaube, eure Hohwürden halten ſelbſt dafür, daß in dieſer Nachahmung die Heiligkeit beſtehe.

P. Gallus a ſ. P. Mirakel müſſen doch immer dabei ſeyn, wenn man ſchon von einer Heiligkeit reden will; ſonſt iſt kein wahrer Beweis der Heiligkeit vorhanden.

Tiſchlerm. Und ich habe doch ſo viele Achtung für die Geiſtlichen ihres Kloſters, daß ich ſie alle für heilige Männer halte, obwohl keine Mirakel von ihnen bekannt ſind.

P. Gallus a ſ. P. Herr Meiſter! Wenn wir Mirakel wirkten; ſo würde unſer Kloſter geſtürmt. Man dürfte nicht einmal ohne gröſte Gefahr, und ohne neue Beſchwerlichkeiten,

die seinem Kloster verursachet werden müssen, das Mirakelwirken anfangen. Dem heiligen Bernard hat der Abt Goswin in Kraft des heiligen Gehorsams verbothen, künftig Wunder zu thun; wornach auch dieser Heilige sogleich das Mirakelwirken unterlassen hat. Dem heiligen Stephan von Gramont hat der Prior Peter von Limoges gedroht; er wolle seine Reliquien in den Fluß werfen, wenn er noch weiter fortführe, Wunder zu thun. Bei einer geistlichen Kommunität geht das nicht an; es wird nur die Ruhe und Einsamkeit des Klosters zerstöret. * Nebst dem verdient die Welt gar nicht mehr, daß wir ihr zu Gunsten Mirakel wirken. Sind auf allen Seiten nichts, dann Verfolger und Spötter der Geistlichen. Man höret nichts, dann über die Kapuzt spotten, Wie der heilige Landelinus das vierte Kloster zu bauen im Sinne hatte; nahm er zween von seinen Jüngern zu sich, und fieng an, in einem fremden Walde die Hecken aus-

zu-

* Baillet Abhandlung von den Geschichten der Heiligen. §. 88.

zureuten, um das Kloſter dahin zu bauen. Der Herr dieſes Waldes wollte auch keine Kloſtergeiſtliche dort haben, und nahm ihnen ihre Kapuzen hinweg, welche ſie auf eine Staude gehenkt hatten. Allein eben dieſer Herr wurde ſogleich an allen Gliedern lahm, und erlangte erſt dann wieder ſeine Geſundheit, da er den Wald zum Kloſter hergegeben hatte. Dieſes ſoll wieder geſchehen, dann würde wohl auch wieder mehr Reſpekt den Kapuzen erwieſen werden.

Tiſchlerm. Rechtſchaffene Ordensgeiſtliche ſind noch immer in groſſer Achtung. Legen doch die Herren Prälaten ſelbſt die Kapuze hinweg, wenn ſie zu dieſer Würde kommen, und in Gala erſcheinen. Die Kloſterpfarrer auf der Seelſorge darauſſen tragen auch keine Kapuze. Ohne Kapuze werden hiemit eure Hohwürden in der gröſten Hochachtung ſeyn, wenn ſie einmal in der Seelſorge ſtehen.

P. Gallus, a f. P. Komme mir der Herr mit ſeiner Seelſorge nicht; ich gehe nicht hinaus. Ich bleibe bei der Stadt; und ſolle mich

gleich das Atteſtatum von einem Medikus, daß ich untauglich ſey, hundert Gulden koſten. Ich habe zum Kloſter geſchworen, und beim Kloſter bleibe ich. Die Leute haben für die Weltprieſter auch keine Achtung mehr.

Tiſchlerm. Ich bitte um Vergebung; ich habe gewiß alle Hochachtung gegen dieſelben; und ich weis, daß unſer Herr Pfarrer bei der ganzen Pfarre in Achtung ſtehe.

P. Gallus a ſ. P. Bei mir nicht. Unter uns geredet; er iſt auch ein Freigeiſt. Will er doch nicht zugeben, daß eine Prozeſſion zum heiligen Florian hinausgehen ſolle. — Haben ſie dem Herrn Meiſter zur Prozeſſion nicht angeſagt?

Tiſchlerm. Es kamen einige zu mir, welche mir ſagten, daß ſich mehrere entſchloſſen haben, eine Prozeſſion in die Kirche des heiligen Florians zu veranſtalten. Ich fragte aber ſogleich, ob von der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeit hiezu ein Erlaubniß gegeben worden?

P. Gallus

P. Gallus a l. P. Ja, Erlaubniß! Da könnte der Herr lange warten. Frisch gewagt, ist halb gewonnen. Da muß man auf kein Erlaubniß warten. Wir Geistliche können freilich nicht öffentlich zeigen, daß wir es gern sehen, wenn die Leute hierinn etwas wagen. Nur heimlich kann man den Leuten einen guten Rath geben, und sie mit dem aufmuntern, daß; wenn sie etwas wagen werden, die Sache sodann sich von selbst geben müsse, weil die Obrigkeit sodann sagen wird, das Volk thut es nicht anders.

Tischlerm. Ich fürchte, ich fürchte; es wird über diese noch stark hergehen. Ich bin nur ein Handwerksmann; aber ich hätte mich nicht so geschwind bloß gegeben, wenn ich wirklich anders dächte.

P. Gallus a l. P. Da haben sie Recht, Herr Mister! Man muß behutsam seyn, es möchte übel ausschlagen. Deßwegen rathe ich auch Niemanden öffentlich zur Prozession nach Sankt Florian; von uns Geistlichen geht auch keiner mit; aber im Kirchengange stellen wir ein Kreuz heraus, als wenn es von un-

gefährt geschähe; damit die Leute es nehmen, und bei ihrer Prozession dasselbe vortragen können. — Der Herr Meister geht ja aber doch mit dieser Prozession?

Tischlerm. Ich muß bitten, mich hievon zu dispensiren; denn ich habe Arbeit über Arbeit, bei der ich bleiben muß.

P. Gallus a S. P. Aber man muß doch auch auf einen Gottesdienst etwas halten?

Tischlerm. Ich halte alles auf den Gottesdienst. Gott ist überall; und ich glaube auch seine Gegenwart besonders in der Pfarrkirche; dort kann und will ich ihn anbethen. Auch sogar in meinem Hause kann und will ich ihn anbethen, und mich sammt den Meinigen ihm empfehlen. Warum soll ich nach der Kirche Sankt Florian gehen? Soll er dort besser, als da seyn? Soll der gütige Gott dort gnädiger, als da seyn? Solle ihm besser gefahlen, daß ich mein Haus und meine Arbeit verlasse; als daß ich ihn hier nach der Art, wie er mich zu bethen gelehret hat, anbethe; und sodann meine Arbeit, und meinen häuslichen Pflichten

ten nachsehe? Ich denke, daß die Erfüllung aller meiner Pflichten der wahre Gottesdienst sey; weil Gott dienen, seine Gebothe erfüllen heißt.

P. Gallus a S. P. Der Herr Meister wird doch nicht denken, daß der Herr einen Gottesdienst verrichte, wenn der Herr mit dem Hobel arbeitet?

Tischlerm. Richtig halte ich dieses für einen Gottesdienst; weil Gott zu arbeiten befiehlt, und weil seinen Befehlen nachkommen, Gott dienen heißt.

P. Gallus a S. P. Ist der Herr bei diesem Gottesdienste vielleicht auch selbst der Priester?

Tischlerm. Bald der Priester, bald der Ministrant. In der Früh, vor- und nach dem Essen, auf dem Abend bethe ich meinen Leuten vor, bitte Gott, daß er uns beistehen wolle, und ich danke ihm für alles, was er uns gesegnet hat. Ich halte es für meine

Pflicht,

Pflicht, allen meinen Leuten mit Fleiß in der Arbeit vorzugehen, ihnen heilsame Lehren zu geben, ihnen die Arbeit, die sie zu verrichten haben, vorzulegen, und sie dabei mit aller Güte anzuleiten. In dieser Rücksicht bin ich Priester, oder der älteste meiner Hausgemeinde. In soweit ich selbst anderen an die Hand arbeite, wie auch den Armen nach meinen Kräften gebe, bin ich Ministrant; und dieses halte ich einmal an Arbeitstägen für den wahren Gottesdienst. An Sonn- und Feyertägen finde ich mich aber beim pfarrlichen Gottesdienste ein.

P. Gallus a f. P. Also auf Prozessionen hält der Meister nicht viel?

Tischlerm. Auf solche schon gar nicht, wozu kein Erlaubniß gegeben wird. Ich finde es für recht löblich, wenn mit Bewilligung der geistlichen und weltlichen Obrigkeit zu gewissen Zeiten des Jahres öffentliche Andachten zur Abwendung der Gemeinübeln und zum öffentlichen Beweis des Vertrauens, des Dankes, der

Zu-

Zuflucht zu Gott, und der Ehrfurcht gegen ihn gegeben werden.

P. Gallus a. f. P. Zu gewissen Zeiten? Die allgemeinen Uibel kommen aber nicht zu bestimmten Zeiten.

Tischlerm. Ich dächte, daß man mit dem Gebethe zu Gott auf solche Zeiten nicht einmal warten solle. Wollen wir denn nur sodann bethen, wenn Regen oder schönes Wetter schon höchst nothwendig ist? Soll uns Gott sodann gleich aufwarten? — Zu gewissen Zeiten, wenn gleich andere glaubten, daß es noch nicht nothwendig sey, ein öffentliches Gebeth anzustellen, zu Gott um dasjenige bitten, was er uns für nützlich und zum Seelenheil dienlich hält; dieses (meine ich) beweise vielmehr richtige Begriffe von der wahren Andacht.

P. Gallus a f. P. Warum hat es denn aber oft nicht ehe geregnet, als bis eine Prozession gegangen ist?

Tischlerm.

Tischlerm. Eure Hohwürden Verzeihen; nach Regen kömmt Sonnenschein, und nach Sonnenschein Regen. Daß ist ein altes Sprichwort. Wenn es lange nicht geregnet hat, geht erst die Prozession; und dann regnet es freilich; aber nicht wegen der Prozession, sondern weil es nach langer Trokne doch einmal regnet.

P. Gallus a S. P. Den Herrn Meister muß auch jemand im wahren Glauben irre gemacht haben. Sey der Herr gescheid! Geh der Herr mit der Prozession; aber sage der Herr Niemanden, daß ich es gerathen habe. Es wird lustig dabei zugehn; es ist schon ein gutes Mittagmahl angefriemt, und dazu ein Gros gesammelt worden.

Tischlerm. Ich weis es; die Sammler waren auch bei mir. Ich habe aber keinen Kreuzer dazu gegeben. Ist denn dieses nicht höchst sträflich? Bei unserem Armeninstitute ist Abgang; die armen Leute müssen Noth leiden; da will Niemand bei Vermögen seyn, mehreres beitragen zu können; und zu Fressereien und anderen Prozessionsunkösten haben wir

Geld.

Geld. Zur Hilfe für die Armen, welche von Gott gebothen ist, will Niemand etwas beitragen; für das Herumlaufen bei Prozessionen aber, welches die, von Gott gesetzten Obrigkeiten verbothen haben, hat jedermann Geld.

P. Gallus a S. P. Was redet der Herr vom Verbothe daher? Wer kann den Leuten das Bethen verbieten?

Tischlerm. Das Bethen ist auch noch Niemanden verwehret worden; und ich selbst ließ es mir nicht vermehren. Aber die unschickliche Art zu bethen kann verwehret werden. Eine solche Art gestattete ich nicht einmal meinen Kindern und Hausleuten. Hiemit wird wohl die geistliche und weltliche Obrigkeit das Recht haben, eine unschickliche Art zu bethen nicht öffentlich zu gestatten. In der Früh, wenn man aufsteht, vor und nach dem Essen, Abends; in der Pfarrkirche zur Zeit des ordentlichen Gottesdienstes kann und darf jeder bethen; dieses ist Niemanden verwehret. Die Arbeit ist sodann selbst ein Gebeth, und wie ich gesagt habe, jede Erfüllung unserer Pflich-

Pflichten ist ein Gottesdienst. Das Bethen ist also Niemanden verwehret. Aber das Müssiggehen, das Herumlaufen, das Abergläubische, welches richtig dabei ist, wenn man von seiner Pfarrkirche, wo der lebendige Gott ist, zu einem hölzernen, gemalenen, oder blechenen Florianibilde hinaus läuft, und dort mehrere Gnaden zu erhalten glaubt, das Tolle und Unauferbauliche, welches sonst noch bei Prozessionen vorgeht; nur das ist verwehret; das heißt aber nicht den Leuten das Bethen verwehren.

P. Gallus a S. P. Herr! Ist der Herr katholisch?

Tischlerm. Katholisch, ächt katholisch bin ich, und katholisch will ich leben und sterben. Die Bestimmung des äusserlichen Gottesdienstes aber steht nicht mir zu, diese steht der Obrigkeit zu. Nicht einmal die geistliche Obrigkeit darf im Gottesdienste Mißbräuche einführen, weil Mißbräuche kein Gottesdienst, keine Religion seyn können, und weil wir sonst zur Unehre unserer heiligen Kirche selbst gesün-

stünden, daß wir Mißbräuche für die Religion halten.

P. Gallus a S. P. Daß es Religionsfeger gibt, das wußte ich wohl; aber daß es auch Religionshobler gebe, das wußte ich noch nicht.

Tischlerm. Wir hätten freilich verschiedene Hobeln, einen groben Hobel, einen Schiefhobel, einen eisernen Hobel, einen Harthobel, einen Zahnhobel, Hohlhobel, Stabhobel, Gradhobel, Grundhobel, deutschen Stabhobel, französischen Stabhobel, Gesimshobel, Fugbank, Rauchbank, und so weiter.

P. Gallus a S. P. Bohrer, auch nicht wahr?

Tischlerm. Ja! Staffelbohrer, Stuhlfußbohrer, Handbohrer, Drehbohrer, Schalugitterbohrer, Quintbohrer, und so weiter.

P. Gallus a S. P. Und damit fangen also die Herren Tischlermeister auch schon an,

in

in der Religion herum zu hobeln, und herum zu bohren?

Tischlerm. Behüte Gott! Das ist noch keinem Tischlermeister eingefallen, in der Religion zu hobeln und zu bohren. Aber wenn wir zu gebrauchen wären, Mißbräuche hinwegzuhobeln, und durchzubohren; da gestehe ich es euern Hochwürden, daß ich mich der erste dazu gebrauchen ließe. Ich wollte recht fleißig und um ein geringes Geld, oder wohl gar unentgeltlich dabei arbeiten.

P. Gallus a S. P. Unsere Laienbrüder dürften wohl gehobelt werden.

Tischlerm. Eure Hochwürden sagten aber vorher, daß ihr Pater Firmatus a sancta Potentiana auch erzgrob sey, der ist ja ein Priester?

P. Gallus a S. P. Der Herr hat ein gutes Gedächtniß. Der Pater Firmatus ist so grob, daß der Herr ohne Stemmeisen und ohne Säge nichts ausrichten würde.

Tischlerm.

Tiſchlerm. Nun wir haben Ederſäge, Laubſäge, Schlitzſäge, Klobſäge, Längſäge; wir haben Stemmeiſen, Balleiſen, Holleiſen, Fenſterrahmeiſen, Lochbeitel, Geißfuß, Staffeleiſen, Zinkeneiſen.

P. Gallus à ſ. P. Ich biete ihnen Troz, daß ſie ſammt allen ihren Geſellen dem Pater Firmatus a ſancta Potentiana bezwingen könnten.

Tiſchlerm. Wir haben ſchon auch Schraubknechte, Schraubzwinger, Leinzwinger. — Aber verzeihen eure Hohwürden, daß ich an meinen Geſellen eine Frage mache. Würzburger! warum iſt denn die Todtentruhe noch nicht hinweggebracht?

Würzburger. Wir waren ſchon dort, um den Todten hinein zu legen. Sie iſt aber um einen ganzen Schuh zu kurz. Zum Glück kann ſie für die Bäckenmeiſterinn gebraucht werden, die beim Umſturze des Wahlfahrtsſchiffes ertrunken iſt; ſie hat die nämliche Gröſſe.

P. Gallus

P. Gallus a S. P. Was ein Wahlfahrtsschiff iſt umgeſtürzet?

Tiſchlerm. Wiſſen eure Hohwürden das nicht? Dreizig Perſonen ſind dabei ertrunken, weil ſie ſich das Bethen nach ihrer Art nicht haben verwehren laſſen. — Würzburger! Wer hat denn bei dem Doktor das Maaß genommen?

Würzb. Der Augſpurger.

Tiſchlerm. Das habe ich mir eingebildet. Der wird wieder auf ein augſpurgiſches Gebeth- oder Legendenbuch ſeine Gedanken gerichtet haben. Warum iſt nicht er, oder warum iſt nicht der Leipziger hingegangen, das Maaß zu nehmen?

P. Gallus a S. P. Zürnen ſie ſich nicht, Herr Meiſter! Es können nicht überall Mirakel geſchehen. Dem heiligen Willibrord haben ſie auch nach ſeinem Tode den Sarg zu kurz gemacht. Freilich hat ſich bei dieſem Heiligen der Sarg ſelbſt augenblicklich ſo geſtrecket, daß

ſie

er überflüſſig groß war, und das Heiligthum wohl faſſen konnte. Das geſchieht aber bei einem Doktor medicinæ gewiß nicht, und bei einem Doktor der Rechten noch weniger.

Tiſchlerm. Wir bedürfen bei unſerer Arbeit keiner Mirakel, ſondern nur der Aufmerkſamkeit und des Fleißes.

P. Gallus a ſ. P. Warum ſeyd ihr dem todten Doktor nicht auf die Knie geſprungen; er wäre ſodann ſchon hineingegangen in die Truhe.

Tiſchlerm. Das iſt bei uns nicht der Brauch.

P. Gallus a ſ. P. Nun ſie denken, ein Todter könnte wieder lebendig werden, und ſodann hätte er keine gute Füße.

Tiſchlerm. Ein Todter wird nicht mehr lebendig; aber der noch nicht todt iſt, und nur für todt gehalten wird, könnte wohl wieder lebendig werden. Deswegen iſt auch die

Anſtalt recht löblich, daß Niemand vor der angeſetzten Zeit begraben werde.

P. Gallus a S. P. Der Herr Meiſter glaubt alſo nicht, daß ein wirklich Verſtorbener ganz leicht wieder lebendig werden könne.

Tiſchlerm. Nein! Das glaube ich nicht, daß es ſo leicht damit zugehe.

P. Gallus a S. P. Frage der Herr Meiſter ſeinen Geſellen den Augſpurger, der, wie ich hörte, die Legenden ſo fleißig lieſt, ob nicht ſchon wirklich Todte und ganz Verſtorbene lebendig geworden? Daß ſich ein ganz todter Leib in dem Sarg durch ein ganzes Jahr fort beweget habe, von dem will ich gar nicht reden; denn dieſes iſt mit dem Leichnahm der heiligen Frau Athanaſia geſchehen. Aber wirklich Todte ſind auch wieder vollkommen lebendig geworden. Der heilige Albinus hat einen von ſeinen allerliebſten Dienern, der ſchon ein ganzes Jahr todt geweſen, wiederum zum Leben erwecket. Der heilige Maternus war ſchon vierzig Tage todt, und begraben.

Da

Da aber der Stecken des heiligen Petrus auf seinen Leichnahm geleget worden, wurde er sogleich lebendig, und fieng wieder an, das heilige Evangelium zu predigen. Der heilige Beno legte das abgeschlagene Haupt der heiligen Wenefrida wieder zu ihrem Leichnahm, bedeckte es mit seinem Mantel; hielt ein Hochamt und eine Predigt; ermahnte das Volk zu bethen, damit Wenefrida wieder lebendig werde; und sieh Wunder! Wenefrida wurde lebendig; stund auf; wischte sich den Staub von ihrem Angesichte; und lebte fort wie zuvor. Nur sah man am Halse der heiligen Jungfrau das Zeichen der Enthauptung gleich einem weissen Faden, so wie auch an dem Orte, wo sie enthauptet worden, ein mirakuloser Brunn entsprungen ist. Dieser Brunn, und die, mit dem Blute der heiligen Jungfrau besprengten Steine sind noch heutiges Tages zu sehen. Sogar das Moos, welches dort herum wächst, hat den Geruch eines lieblichen Weihrauches. — Was schüttelt denn der Herr Meister den Kopf dazu? Glaubt der Herr etwa keine Mirakel?

Tischlerm. Die Mirakel, die in der heiligen Schrift sind, die glaube ich. In Ansehung derer Mirakel aber, die von Legendenschreibern angeführet werden, bin ich sehr unglaubig.

P. Gallus a s. P. Kurz zu sagen; der Herr Meister hält also auch auf die Legenden nicht viel?

Tischler Es gibt gewisse falsche Ecke nach dem Schregmaaße darinn; und über sehr vieles sollte noch Raspel und Sagfeile kommen. Wirklich wäre es gut gewesen, wenn über mehrere Legendenschreiber auch ein Tischler mit dem Leimpfännel gekommen wäre, und hätte ihnen die Finger zusammgeleimet; damit sie ihr Legendenschreiben hätten unterlassen müssen. Zirkel und Reisschin, Maaßstab und Winkelmaaß, Zirklin und Stachel, Streichmodel und Germodel waren nicht ihre Sache; sie giengen nur mit Hacken, Zangen, und Schnitzern darein.

P. Gallus

P. Gallus à S. P. Was zum Plunder! Ich meyne auch, der Herr fodert zum Legendenſchreiben den ganzen Tiſchlerwerkzeug, wovon ich kein Wort verſtehe.

Tiſchlerm. Es wäre wirklich gut, wenn unſer ganzer Handwerkzeug im ſittlichen Verſtande da von denen benützet würde, welche Erbauungsbücher und Bücher von der Andacht ſchreiben wollen. Auch Prediger, Chriſtenlehrer, und Gewiſſensräthe ſollen ihre Predigten, ihre Lehren, ihre Ermahnungen vorher, ehe ſie damit ausrücken, nach unſerem Werkzeug im ſittlichen Verſtande gut hergerichtet haben.

P. Gallus a S. P. Da verſteh ich kein Wort davon; und ich möchte wiſſen, was ein Prediger, ein Chriſtenlehrer, und ein Beichtvater mit dem Krimskrams anfangen ſollte.

Tiſchlerm. Nun vielleicht weis der Biſchof was damit anzufangen.

P. Gallus a S. P. Der Biſchof mit dem Krimskrams?

Tiſchlerm.

Tischlerm. Ich sagte im sittlichen Verstande. In diesem Verstande könnte er Geistlichen, die selbst keine ächte Religionsbegriffe haben, den Mund zum Predigen und Lehren, und das Thürl zum Beichtstuhl verleimen (das ist) sie nicht predigen, lehren, und Beichthören lassen.

P. Gallus a S. P. Ja, so wohl. Auf diese Weise will der Herr also alle Geistliche zu Tischlermeistern machen. Aber Herr Meister! Wie wäre es denn (der Herr ist ein vermöglicher Mann, der auf einige Gulden nicht ansteht) wenn mir der Herr die zween Kästen, die ich für meine Muhme anstriemte, unentgeltlich gäbe?

Tischlerm. Euer Hochwürden! Man muß das Geld bei dieser Zeit sehr mühsam verdienen; und das thut zwar nichts zur Sache, denn wir sind zur Mühe und Arbeit gebohren; aber das Verdienen, und das Verdiente zu erhalten gehöret doch immer zu dem, daß man sich ehrlich durchbringe. Im Hause geht viel auf; viele Leute bleiben ohnehin den Arbeitslohn

lohn langs ausständig, oder zahlen zuletzt gar nicht. In Rücksicht auf Steuern und Gaben muß man seine Schuldigkeit gleichfalls erfüllen. Ich schäme mich gar nicht, noch dazu einzugestehn, daß ich als ein junger Anfänger habe Schulden machen müssen. Es ist hiemit meine Pflicht, daß ich auch auf vollkommene Tilgung dieser Schulden denke. Man braucht weiters einen Nothpfenning, einen Holzvorrath von allen Holzgattungen; und das Holz ist theuer. Armen Leuten, die ihr Brod nicht so leicht verdienen können, wie es ihre Muhme die Natherinn kann, muß man doch auch an die Hand gehen.

P. Gallus a S. P. Herr Meister! Ich müßte kein Klostergeistlicher seyn, wenn ich ihnen nicht über alle diese Beängstigungen Trost und Antwort zu geben wüßte. Sie haben einmal in ihrem Hause einen frommen Gesellen an dem Augspurger.

Tischlerm. Eure Hochwürden! Ich habe meine Begriffe über die wahre Frömmigkeit und Andacht schon geäussert. Ich unterscheide

die

die Andacht von der Andächtelei. Ich sehe auf das Reine in der Andacht. Bei mir ist der wahrhaft fromm, der Gott liebt, die göttlichen Gebothe erfüllet, auf die Erfüllung aller seiner Pflichten denkt, und hierinn den wahren Gottesdienst setzet. Bethen ist bei mir vom G.bethhersagen auch unterschieden. Gott will nicht nur mit den Lippen allein, und schon gar nicht mit langen mündlichen Gebethen, sondern mit dem geehret seyn, daß wir auch arbeiten, und sowohl unseren Vorgesetzten die schuldigen Dienste, als auch unserem Nächsten Hilfe leisten.

P. Gallus a L. P. Ich sage ihnen aber; ich sehe es diesem Gesellen im Gesichte an, er ist ein heiliger Mensch.

Tischlerm. Heilig ist bei mir der, der sich bestrebt, seine Handlungen mit der Erfüllung derer, uns obliegenden Schuldigkeiten übereinstimmend zu machen.

P. Gallus

P. Gallus a ſ. P. Laſſen wir das gut ſeyn; ihr Geſell der Augſpurger iſt ein heiliger Menſch.

Tiſchlerm. Seine Heiligkeit hat noch meinem Handwerke nicht viel Vortheil verſchaft.

P. Gallus a ſ. P. O mein Herr Meiſter! Der heilige Epiphanius hatte keinen Kreuzer Geld, und bauete ein Kloſter. Er nahm (wie die Legende ſagt) ſo viele Arbeiter, daß er ihnen ſechzig Baumeiſter vorſtellen mußte. Gedenken ſie die groſſe Zahl Maurermeiſter. Wie viel tauſend Goldgulden ſind dieſem Heiligen für die mirakuloſen Kuren der Kranken angetragen worden? Er nahm nichts an; und doch hatte er ſodann immer Geld, wenn er deſſen bedürftig war. Wo ein Heiliger im Hauſe iſt, mangelt das Geld nicht, wenn man auch nichts annimmt; die Käſten für meine Muhme können ſie mir ganz leicht unentgeltlich geben. Verehren ſie, oder wenn ſie nicht Zeit haben, laſſen ſie durch ihren Geſellen den Augſpurger den heiligen Eworzius verehren. Dieſer

Hei-

Heilige ist ein verläßlicher Geld- und Schatz-
heiliger. Bei Grabung der Kirchenfundamen-
ten hat er einen kupfernen versiegelten Kessel
voll mit gemünztem Gelde gefunden; wozu ihm
der Kaiser noch zweimal soviel Gold, wie auch
sieben goldene Leiche sammt so vielen goldenen
Patenen gegeben. Was man den Geistlichen
gibt, wird reichlich ersetzet. Wegen der Schul-
den sorge sich der Herr Meister gar nicht. Der
heilige Theophanus baute ein Kloster, und
mußte hiezu auch Schulden machen. Vor En-
de des Jahres waren diese Schulden bezahlt,
weil ihm die Chorbücher, die er dasselbe Jahr
abschrieb, so theuer bezahlt wurden, daß die
Schulden damit bezahlet werden konnten. Wie
leicht kann es seyn, daß jemand kömmt, der
dem Herrn Meister auch eine Tischlerarbeit
übernatürlich bezahlt. Es lassen sich ja diese
zween Kästen auch in einem anderen Konto
für Tischlerarbeit, die der Herr reichen Leu-
ten zu machen haben wird, hineinbringen.
Zum Schuldenzahlen ist der verläßlichste Patron
der heilige Leopold, der einer verschuldeten
Frau aus seinem Grabe heraus zugerufen;
sie solle nur nach Haus gehen, und sie werde

in

in ihrem Kaſten die Quittungen aller bezahlten Schulden finden; gleichwie denn auch ſämmtliche Kreditoren beſtättigten, daß ſie von einem Herrn in einem himmelfarben Kleide redlich, und ehrlich vergnüget worden. Auch der heilige Albinus iſt ein Patron für die Verſchuldeten; denn dieſer Heilige hat einen Soldaten, der eine verſchuldete Frau in Arreſt führen wollte, nur angehaucht, und der Soldat iſt für todt niedergefallen.

Tiſchlerm. Auf ſolche Mirakel wollte ich es nicht gern ankommen laſſen. Die Gnade Gottes, und das Beſtreben, dieſe Gnade durch Mühe und Arbeit, durch gute Wirthſchaft und Hausordnung, durch Barmherzigkeit gegen den armen Nebenmenſchen zu verdienen, iſt nach meiner Meynung das Verläßlichſte. Wäre ihre Muhme wirklich arm und bedürftig, ſo wahr ich Tiſchlermeiſter bin! ich würde ihr mit Herzensluſt die zween Käſten unentgeldlich hingeben; aber —

Leipziger. Meiſter! Ich kenne ſie. Sie geht im größten Aufputze daher. Nebſt den

Ein-

Einkünften von denen vielen Mädchen, denen sie im Nähen und in anderen Frauenzimmerarbeiten Unterricht gibt, hat sie noch andere reichliche Beisteuer.

P. Gallus a. l. P. O er gottloser Mensch! wie kann er einer tugendhaften Person so übel nachreden? — Weis er etwas Uibles von ihr?

Leipziger. Wenn ich wirklich etwas Uibles wüßte, so würde ich es nicht sagen. Ich weis nichts, als dieses (und das kann ich sagen) daß die Mädchen, die zu ihr in die Lehre gehen, ihr diese Lehre reichlich bezahlen, und daß sie auch noch andere reichliche Beisteuer bekommt.

P. Gallus a. l. P. Eben dieses, daß sie auch noch andere reichliche Beisteuer bekomme, ist eine höchst bösartige Rede. Diese Rede muß er entweder zurücknehmen, oder sich darüber näher erklären, wenn er ein ehrlicher Gesell ist.

Leipz. Das bin ich gewiß; ich nehme diese Rede auch deswegen nicht zurück, sondern sage ihnen nur soviel, daß die gute Mähterinn (welches in sich ebenfalls nichts unrechtes ist) einen meinigen Landsmann, der auch ein Handwerksbursche ist, zu einem Liebhaber hat. Dieser hukt ihr viel Geld an, und gibt mir immer auf meine freundschaftliche Erinnerungen zur Antwort; daß er sie gewiß und ehestens heurathen werde, nachdem er auch Hofnung hat, ehestens stabilirt zu werden.

P. Gallus a S. P. Was? Ein Handwerksbursch kömmt zu ihr in das Haus? und der will sie heurathen?

Tischl. Nun; Was ficht das eure Hohwürden an? Eure Hohwürden sagten ja selbst; sie sey eine arme Haut. Darf sich denn also dieser armen Haut nicht auch ein Handwerksbursch mit redlicher Absicht erbarmen?

P. Gallus a S. P. Erbarmen, erbarmen! Der Herr Meister höret ja, daß es auf eine Liebe und auf das Heurathen hingehe.

Tischl.

Tischl. Desto besser; so wird die arme Haut auf immer versorget, und zwar von ihrem künftigen Ehemann, mit dem sie sich ehrlich fortbringen, und ein, Gott gefähliges Leben führen kann.

P. Gallus a S. P. Sie hat aber über die, ihr von mir beigebrachten Beweise, daß Eheleute niemal zu dem Grad der Heiligkeit kommen können, welchen eheloſe Leute erhalten, wohl hundertmal versprochen, niemal zu heurathen, sondern sich immer nur an meine Leitung zu halten. Geschworen hat sie mir auch, daß auſſer mir kein Mannsbild zu ihr komme.

Tischl. Nun! Wir finden ja doch soviele heilige Eheleute auch in den Legenden. Gestatten ihr also eure Hohwürden, daß sie unter die heiligen Frauen komme, wenn sie sich vielleicht fürchtet, sie könnte zuletzt nicht unter die heiligen Jungfrauen kommen.

P. Gallus a S. P. Nein! Das ist entsetzlich! — Habe ihr soviel Gutes gethan!

Tischl.

Tischl. Was man jemanden in Ansehung der Armuth thut, daß muß einen niemal reuen, sogar wenn der Arme undankbar ist.

P. Gallus a s. P. Mich reuet es aber wohl; denn ich habe ihr so viele Wohlthaten hauptsächlich in Ansehung der zukünftigen Armuth erwiesen, in welche sie verfallen würde, wenn sie Alters halber nicht mehr sollte arbeiten können.

Tischl. Von dieser Sorge wird nun die gute Haut und auch eure Hochwürden befreiet. Das, was ihr eure Hochwürden Gutes gethan haben, und was sie sich dabei erspart hat, wird den jungen Eheleuten den Anfang ihrer Wirthschaft und ihres Gewerbtriebes erleichtern.

P. Gallus a s. P. Von was für einem Handwerke ist dieser Bursche? Bei was für einem Meister dienet er?

Leipz. Das sage ich nicht.

P. Gallus a s. P.

P. Gallus a. f. P. Das muß er mir sagen. Ich habe wohl auch noch Bekanntschaften, und höhere Patronanzen; und es gibt schon noch auch andere Seitenwege, dem feinen Handwerksburschen die Reihe abzurennen, damit er zu dem Gewerbe, wo er glaubt schon stabilirt zu seyn, niemal gelange, und diese Heurath unterbleibe.

Tisch. Was thun wir itzt mit den zween Kästen. Soll ich sie der Nahterinn hinschicken?

P. Gallus a. f. P. Keine Schublade, zugeschweigen zween Kästen.

Tischl. Nun! So schicke ich die Kästen also in das Kloster?

P. Gallus a. f. P. Um alles in der Welt! nur das nicht. Ich werde wohl wieder eine andere arme Haut finden, die meine Hilfe nöthig hat.

Tischl.

Tischl. Eure Hohwürden müssen doch die Güte haben, Mittel zu machen, daß die Kästen hinwegkommen; denn sie verstellen so vielen anderen Arbeiten den Platz; und um die dreißig Gulden Arbeitslohn wollte ich gleichfalls schön gebethen haben; denn die Kästen sind eingelegt, und recht mühsam gemacht. Es ist ohne das rothcibene Holz, das Luftholz zu rechnen; auch nußbaumenes Holz, viel Ebenholz, und Rosenholz dabei. Ebenholz ist nicht viel um einen halben Gulden, nämlich nur ein Pfund. Vom türkischen Haselnußholz kostet der Laden drei Siebenzehner.

P. Gallus a S. P. Das ist erstaunlich, wie mir heut alles Verdrüßliche zusammkömmt. Ich lese dem Herrn Meister statt der dreißig Gulden sechzig Messen.

Tischl. Eure Hohwürden werden ja doch mit dem heiligen Meßopfer nicht so einen Handel und ein Gewerb treiben, wie ich mit meiner Tischlerarbeit? Aus Ehrfurcht gegen das heilige Meßopfer könnte ich dieses schon nicht angehen lassen. Zu dem überzeuget mich meine

heilige katholische Religion, daß ich nach Beschaffenheit meiner Andacht der Frucht der heiligen Messen ohne alle Bezahlung dafür theilhaftig werde.

P. Gallus a S. P. Wie ich immer sage; so trift man keine Heiligkeit, keine Religion auch sogar bei Burgersleuten mehr an.

Tischl. Diese Rede müssen mir eure Hochwürden zurücknehmen.

P. Gallus a S. P. Zurücknehmen? Was ich geredet habe, das nehme ich nicht mehr zurück.

Tischl. Leipziger! Gib er mir meinen Hut her. Ich gehe nach dem Kloster; ich habe nur ein wenig mit dem Pater Prior zu sprechen. Werde sogleich wieder hier seyn.

P. Gallus a S. P. Der Herr Meister wird ja nicht wegen meiner zum Prior gehen? Sey der Herr doch vernünftig!

Tischl.

Tischl. Ich bin Gott Lob wirklich bei Vernunft.

P. Gallus a f. P. Was will denn der Herr?

Tischl. Die Rede sollen sie mir zurücknehmen, daß bei mir, und bei den Burgersleuten keine Religion mehr anzutreffen sey.

P. Gallus a f. P. Haben sie nicht gesagt, daß sie auf Wahlfahrten, auf Prozessionen, und auch auf diejenigen Bethstunden nichts halten, die erst bei einfallenden Drangsalen veranstaltet werden?

Tischl. Ich habe mich aber erkläret, wie, und warum ich nichts darauf halte. Genug, daß ich auf diejenige Art zu bethen halte, die mich Christus selbst gelehret hat. Der, welcher zu dem Vater durch den Sohn auf ächte Art mit vollem Vertrauen bittet, hören sie! der hat Religion, und ächte Religion.

P. Gallus a f. P. So redet man freilich daher, wenn man nichts liest. Aber lese der

Herr Meiſter nur die Legende vom gottſeeligen Thomas Trebrianus. Der gottſeelige Bruder Thomas von Trebriano ſah gar gut den Gott Vater mit ſeinem flammenden Schwerde in der Hand, wie er die Sünder alle umbringen, und in die Hölle hinunter ſtürzen wollte. Es wäre auch geſchehen, wenn nicht Chriſtus mit bloſſer Bruſt und mit ausgeſtreckten Armen, und auf der anderen Seite die göttliche Mutter daher gekommen, und den Gott Vater dahin gebracht hätten, daß er ſein Schwerd wieder in die Scheide ſteckte. Es iſt aber auch der Gott Sohn immerzu ſo aufgebracht, als der Gott Vater ſelbſt; denn der nämliche gottſeelige Bruder ſah ein andermal auch Chriſtum mit einem Schwerde umgürtet, und im Begriffe, das ganze Land wegen der grauſamſten Laſter zu vertilgen. Da konnte nun Niemand mehr helfen, als allein die göttliche Mutter. Das Schwerd war ſchon halb gezückt, und nur Maria vermochte es mit der Bitte: **O geliebter Sohn! ſtecke doch das Schwerd wieder ein!** daß Chriſtus das halb ausgezogene Schwerd wieder eingeſtecket hat, und es auch ſodann ſeiner göttlichen Mutter in Verwah-

wahrung gab mit den Worten: **Durch dein Gebeth versöhnet, habe ich dem Volke verziehen, und gib dir mein Schwerd zu verwahren, auf das ich es nicht etwa wiederum wider das sündhafte Volk möge ausziehen.** Sieht der Herr Meister! wie die Legende hiedurch eben soviel sagt, daß Gott Sohn sich selbst, wenn er einmal aufgebracht ist, nicht recht traue, und deswegen das Schwerd seiner göttlichen Mutter übergebe.

Tischl. Das heilige Evangellium ist meine Legende, und dort steht von allen denen Albernheiten nichts darinn, welche von den Legendenschreibern angeführet werden.

P. Gallus a S. P. Was will denn der Herr als ein Tischlermeister mir vom Evangelium da reden? Meinetwegen geh der Herr zum Prior hin; ich kann dem Pater Prior schon auch noch ein paar Worte sagen. Bei dermaligen Zeiten dürfen sich die Klosterobrigkeiten nicht mehr so mausig machen. Ganz heilsam ist durch die neuen Einrichtungen dem Klosterdespotismus ein Biß eingelegt.

Tischl.

Tischl. Diese Einrichtung finden eure Hochwürden also ganz heilsam? aber die Abschaffung der Wahlfahrten, Prozessionen, und dergleichen Andächteleien, diese ist keine heilsame Einrichtung? Den Klosterobern soll kaum ein ernsthafter Blick, zugeschweigen ein hartes Wörtchen gegen untergebene Klostergeistliche erlaubt seyn? aber solchen untergebenen Klostergeistlichen solle es unverwehrt seyn, gegen geistliche und weltliche Obrigkeiten, und gegen die Verordnungen derselben, worinn Mißbräuche abgeschaft werden, mit Wort und That aufzutretten? Mir scheinet, eure Hohwürden halten nur das für heilsam und heilig, wobei sie am meisten profitiren, und ihre Absichten erreichen. Ich aber glaube, daß die Gewalt der Klosterobrigkeiten durch die neuen Einrichtungen nicht in vernünftiger Bezäumung unordentlich und ärgerlich sich betragender Klostergeistlicher gehindert, sondern nur dergestalt beschränkt sey, daß sie nicht wie vorher gegen unschuldige, rechtschaffene, an gute Grundsätze und an die landesfürstlichen Befehle festhaltende Klostergeistliche den Verfolgungsgeist und ihren Despotismus auslassen, oder auch gegen

straf-

strafbare Geistliche die vorhinige oft unmenschliche Verfahrungsart nicht ausüben dürfen. Keine Sultane von Maroko, keine Baschen von Skutari, keine spanische Inquisitoren, keine Folterer und Kerkermeister dürfen die Oberen abgeben; aber ernsthafte Väter dürfen sie seyn, und den lärtigen Söhnen Hausarrest geben, damit sie nicht so überall herumlaufen, und bei anderen Leuten Arbeiten anstriemen, für die sie statt des Arbeitslohnes nur Legendenexempel hinwerfen wollen. Eure Hohwürden! Es geht nicht immer so, wie eure Hohwürden meynen.

P. Gallus a S. P. Herr! Der Herr ist grob- und gegen einen Priester sehr ehrvergessen. Das werde ich meinem Pater Prior zu melden wissen, daß der Herr die Klosteroberen nur so laut und gerabehin Sultane von Maroko, Bascha von Skutari, spanische Inquisitoren, Folterer und Kerkermeister nennet.

Tischl. Verstehen sich eure Hohwürden auf das Wortverdrähen, und Gewäschmachen auch? Also Andachten über Andachten auf die unschicklichste und verboten'ste Art halten, das

macht

macht schon heilig, wenn man gleich dabei sich auf die Kunst zu lügen, zu verläumden, ganze Familien untereinander zu bringen, seinen Nebenmenschen Verdruß, wo nicht gar Unglück über den Hals zu ziehen, meisterlich versteht, und überhaupt seiner Lust und Rache allenthalben Genügen leisten kann. Dem Handel werde ich ein anderes End machen. Ich werde nicht zu ihrem Prior, sondern zum Bischof gehen; dem werde ich die ganze Sache wegen der Nahterinn erzählen. Auch ein jedes Wort werde ich treu sagen, was von mir und von euern Hohwürden hier geredet worden. Sind genug da, welche alles gehöret haben. Es ist am besten, daß ein jeder von uns zweien das, was ihm gebühret, beim Bischof abhole.

P. Gallus a S. P. So wird ja der Herr doch bis morgen nach Mittag um die Zeit auf die dreizig Gulden noch warten können. Es ist dann kein Lärmen und Laufen zum Bischof mehr nothwendig. Der Bischof zahlt die dreizig Gulden gewiß nicht, und der Pater Prior noch weniger; denn das heilige Klostergelübd der Armuth bringet mit sich, daß, wenn ein Klo-

ster-

stergeistlicher ohne Wissen seiner Obern auch noch soviele Schulden macht, solche Schulden nicht bezahlt werden dürfen. Der Herr würde noch brav ausgelacht, daß der Herr von einem Klostergeistlichen, der vermög seines heiligen Ordens das heilige Gelübd der Armuth und kein Eigenthum hat, etwas fodern wolle.

Tischl. Das heißt, ich würde ausgelacht, weil ich als ein guter Christ in Ansehung ihres heiligen Ordens, und ihrer heiligen Armuth keine unheilige Folgen vermuthet! weil ich als ein ehrlicher Mann geglaubt, die Kästen gehören zu ihrer Zimmereinrichtung, wenn sie auf die Seelsorge hinaus kommen, gleichwie ich schon mehreren Klostergeistlichen dergleichen Arbeiten geliefert habe, und dafür richtig bezahlt worden bin; ich würde ausgelacht, weil ich bei meiner zu guten Denkungsart nicht auf den Gedanken verfallen bin, daß die Kästen für eine Mahterinn angefriemt seyn könnten, und weil ich als ein gutherziger Mann mich von einem Klostergeistlichen habe anschmieren lassen. Nicht wahr, deßwegen sollte ich ausgelacht werden? Nun wir werden

sie

sehen, wer zuletzt lacht. Ich gehe einmal zum Bischof.

P. Gallus a S. P. Aber ich habe dem Herrn ja gesagt, daß ich morgen bis um diese Stunde die dreißig Gulden herbringe. Das Versprechen kann, und werde ich leicht halten, weil ich eben morgen früh bei der Frau von **Psalterberg** das Quartal pr. fünfzig Gulden abhole. Herr! Das ist eine heilige Frau. War auch ihr seeliger Mann ein heiliger Mann; er ist auf sein Verlangen in dem Karmeliterhabit begraben worden. Waren auch ihre Aeltern heilige Leute; denn sie ist ein gebohrnes Fräulein **von Bethenschnürl**. Der alte **Bethenschnürl** ihr Vater ist ganze Täge in der Kirche gesessen, und hat den Klostergeistlichen recht viel Gutes gethan.

Tischl. Wenn das Quartal pr. fünfzig Gulden, so eure Hochwürden von der Frau von **Psalterberg** bekommen, schon seine Bestimmung hat; so will ich nicht Ursache seyn, daß das Mindeste zur Bezahlung der Kästen hinwegkomme.

P. Gallus a S. P.

P. Gallus a. f. P. Nun! Sie gibt mir alle Vierteljahr fünfzig Gulden auf fromme Austheilungen nach meiner Disposizion.

Tischl. Davon können eure Hochwürden also nicht das Mindeste mit gutem Gewissen zur Bezahlung der Kösten nehmen.

P. Gallus a. f. P. Nicht? Da sie ausdrücklich sagt: nach meiner Disposizion, und da ich mich also disponiren kann, hievon die zwei Kösten zu zahlen; wodurch meine Ehre, die Ehre der Nahterinn, und die Ehre meines Klosters gerettet, und dem Bischof der Verdruß ersparret wird. Herr! Der Herr hat sein Lebtag keinen Kasuisten gelesen.

Tischl. Nein! Diese Sittenlehre könnte mich nicht bewegen, alle Quartal fünfzig Gulden zu frommen Austheilungen dergestalt herzugeben, wie sie die Frau von Psalterberg hergibt; denn ich verstünde unter frommen Austheilungen solche Vertheilungen, wodurch wahrhaft bedürftigen Leuten und Hausarmen zu ihrem nöthigen Unterhalt, nicht aber einer Nahterinn

zu zween eingelegten Kästen geholfen wird; und unter der freien Disposizion verstände ich nur dieses, daß euern Hochwürden freigelassen werde, zu urtheilen, welche die Bedürftigsten seyn. Die Lesung derer sechszig Messen, die mir eure Hochwürden für die zween Kästen versprechen wollten, würden wohl nach euer Hochwürden ihrer Sittenlehre vielleicht auch eine andere Auslegung gelitten haben.

P. Gallus a S. P. Auslegung, Auslegung. Sey der Herr geschelt mit seinen Kästen.

Tischl. Bei uns ist es einmal der Brauch, daß der, welcher eine Arbeit anfriemt, solche nehmen, und bezahlen müsse. Das wäre schon ganz außerordentlich, wenn man auf jemanden so viele Rücksicht trüge, daß man eine nach Verlangen und gut gemachte Arbeit zurücknähme, und weiters keinen Arbeitslohn forderte. Diese Rücksicht haben eure Hochwürden bei mir wirklich nicht verdienet.

P. Gallus a S. P.

P. Gallus a l. P. Könnte man es denn aber nicht noch verdienen? Kein Mensch kann wissen, wie er noch dem anderen werde kommen müssen.

Tischl. Ein Einziges könnte mich bewegen, von der Klage beim Bischof abzustehen, und die Kösten ohne Forderung des Arbeitslohnes zu behalten. Ausser dem aber nichts.

P. Gallus a l. P. Nun! So lasse der Herr Meister hören.

Tischl. Ja! Es kömmt auf eine Prüfung ihrer Grundsätze an, die wir gleich hier in der Werkstätte vornehmen wollen.

P. Gallus a l. P. Darauf lass ich mich nicht ein, die sind die 30 fl. und hiemit leb der Herr wohl.

IV.

IV.

Das Konstitutum.

Dorfrichter. Ich bin recht froh, Herr Fourier! daß sie auf dieser Stazion ihren Herrn Rechnungsführer bis morgen erwarten, und hiemit noch bei uns bleiben müssen.

Fourier. Mich freuet es, daß der Herr Richter mich so freundschaftlich aufnehmen, und gedulden. Ausser dem wäre ich aber untröstlich, wenn ich einen ganzen Tag hier müssig warten müßte. Mir ist wirklich nicht recht wohl, wenn ich eine Reise oder eine Arbeit vor mir habe, und aufgehalten werde, dabei fortzukommen.

Dorfr. Ja, ja! Die Herren sind die Reisen oder Arbeiten schon gewöhnt. Aber den heutigen Tag können sie schon noch bei uns mit einiger Erholung von so starken Reisen und Arbeiten zubringen. Sehen sie sich ein wenig

in

in unserer Gegend um; zu Mittag wollen wir uns sodann es wohl schmecken lassen. Nach Mittag gehe ich selbst mit ihnen in den Feldern herum. Wir wollen sehen, daß sie einen Fasan auf morgen für den Herrn Rechnungsführer in den Auen daraussen schiessen können; ich bin gar gut mit dem Herrschaftsjäger.

Four. Der Herr Richter könnten ja auch vor Mittag schon mit mir gehen, und mir die angenehme Gegend weisen.

Dorfr. Ich gienge vom Herzen gern, wenn ich abkommen könnte. Aber ich habe itzt gleich mit einem gefährlichen Menschen, der gestern Abends von unserem Dorfwachter eingebracht worden ist, ein vorläufiges Konstitutum aufzunehmen, damit ich sehe, was mit ihm weiters anzufangen sey. Ungezweifelt werde ich ihn an das Landgericht liefern müssen.

Four. Kann ich ihnen bei diesem Examen einigen Dienst leisten; so bleibe ich gleich lieber zu Hause. Ich will mich schon zum Schreiben gebrauchen lassen; wenigstens bitte ich mir die

die Erlaubniß aus, dem Examen zuhören zu dürfen.

Dorfr. Mir ist es ein Vergnügen, wenn sie zuhören wollen, denn es wird etwas zu hören geben. Aber, daß sie sich selbst dabei mit Schreiben Mühe machen sollten, dieses würde ich nie zugeben.

Four. Ich bitte, mit mir gar keine Komplimenten zu machen. Eine solche Schreiberei, die dabei vorkommen kann, wird mir zu keiner Mühe, sondern gleichfalls zu einem Vergnügen seyn. Die Schreiberei ist unsere Sache.

Dorfr. Nun! Wenn sie selbst dabei eine Mühe, und allenfalls die Führung des Verhörprotokolls über sich nehmen wollen; so gestehe ich es ihnen aufrichtig, daß es mir eine Gnade ist. Das Schreiben geht mir ohnehin nicht recht von Statten. Fragen an die Arrestanten machen, wollte ich den ganzen Tag; sie werden sehen, wie es mir vom Munde geht. Aber die Fragen auf das Papier zu brin-

bringen, und alle die verzweifelten Antworten, die die Inquisiten geben, durchaus recht aufzuschreiben, daß ist für mich eine Arbeit, daß ich Blut dabei schwitzen möchte. Und wenn hernach wirklich alles geschrieben ist; so geht mir öft Frage und Antwort nicht zusamm; öfters verstehe ich meine eigene Frage nicht mehr, die ich gemacht habe; und es ist nicht anders, als wenn der Teufel sein Spiel dabei hätte, und als wenn die Worte des verzwickten und herumgedrähten Gewäsches, so die Arrestanten machen, sodann auf dem Papier wieder vom neuen zu einer noch grösseren Konfusion untereinander gelaufen wären. Ich bin recht froh, daß heuer das letzte Jahr meines Richteramtes ist; auf das Jahr kann schreiben, wer will.

Four. Nun! Heut schreibe einmal ich beim Examen. Nur her mit Dinte, Feder, und Papier.

Dorfr. Das wird gleich hergerichtet seyn. (pfeift)

Four. Sie sollten, wie bei anderen Gerichtsstuben es gebräuchlich ist, eine Glocke haben; so könnten sie sogleich läuten, wenn jemand herbeikommen soll.

Dorfr. Bei uns thut es schon das Pfeifen. (pfeift noch stärker durch die Finger)

Wachter. Was befiehlt der Herr Richter?

Dorfr. Nun! Weißt du nicht, daß ich heut das Konstitutum mit dem eingebrachten Vagabunden vorzunehmen habe? Den Tisch, zween Sessel, Dinte, Feder, und Papier hergerichtet. — Hast du deinen Kostgeber noch gleich gestern visitirt, was er etwa bei sich haben möge?

Wacht. Ich spüre es noch heut, daß ich ihn visitirt habe. Ich habe mehr bekommen, als ich ihm habe abnehmen wollen.

Dorfr. Das wäre mir wohl nicht lieb, wenn du ihm etwas gelassen hättest.

Wacht.

Wacht. Das hätte ich ihm wohl recht gern gelassen, was ich leider von ihm bekommen habe. Er ist ja voll der Läuse. Schon damal wie ich ihn handfest gemacht habe, muß ich von ihm einige bekommen haben; aber beim Visitiren müssen noch mehrere zu mir übergegangen seyn; denn mich juckt es, daß ich meines Leibes kein End weis.

Dorfr. Du! Setze den Tisch und die Sessel für mich und für den Herrn Fourier weit hervor zum Fenster; und die Bank, wo der Arrestant darauf sitzet, gar hinab in das Eck neben der Zimmerthür. Ich werde schon laut fragen, und er wird laut antworten müssen. So haben wir doch die Läuse nicht auf der Nähe. Aber könnte er denn nicht vorher gebadet, und seine Kleidung ausgewaschen werden? — In was besteht denn seine Kleidung?

Wacht. Er hat keinen Schuh, keinen Strumpf, und keine Hosen an; auch kein Hemd und kein Leibel.

Dorfr. Du Schweinpelz du, er wird ja doch nicht nackend seyn.

Wacht. Von solchen Kotzen, wie die Fuhrleute, und auch die Pferde im Winter auf sich haben, hat er einen bis auf die Füsse hinabhangenden Kittel, der mehr einem Sack gleich sieht. Hinten auf dem Kotzen ist eine runde Kapuze angenähet, die ihm statt der Haube und des Huts dienet; und um die Mitte des Leibes ist der Kotzen mit einem Strick, woran drei erstaunliche grosse Knöpfe sind, zusammengebunden.

Dorfr. Diesen Kotzen könnte man ja also leicht in das Wasser werfen, oder in einen Backofen schieben, damit das Ungeziefer davon komme?

Wacht. Ich habe das thun wollen. Aber er schreiet, schlägt, und beißt dergestalt, daß man nicht im Stande ist, ihm denselben herab zu bringen. Er achtet keine Schläge; wie ich es denn gestehe, daß ich ihn wacker herumgeprügelt habe. Es hat aber nichts geholfen,

fen, und er hätte sich ehe zu todt schlagen, als sich seinen Kotzen vom Leibe ziehen lassen. Auf jeden Streich hat er geschrieen: **Bedanke mich gar höflich! bitte um noch mehr, um noch mehr.** Sodann hat er sich auf der Erde herumgewälzen, die Augen verdrähet, seinen geschorenen Kopf etlichemal auf die Erde gar erbärmlich niedergestossen, sich mit den langen Fingernägeln das Gesicht zerkratzet, und die Zunge herausgereckt, gerade als wenn er besessen wäre.

Dorfr. Du! Der Kerl ist richtig besessen. Das ist kein Spaß, Herr Fourier! Bei diesem Konstitutum wird mir Angst und bange.

Four. Mir nicht; ich fürchte keine Besessene.

Dorfr. Ich wohl. Aber mir fällt etwas ein. Vor vierzig Jahren habe ich in einer Klosterkirche gesehen, was sich die Klostergeistlichen mit einem Besessenen zu thun gemacht haben. Ich denke es noch, als wenn es heut wäre. Die Geistlichen, und der fromme Pater, der

den

den Teufel ausgetrieben hat, waren mit dem Besessenen vorne beim Altar. Bei der Kirchenthüre stand ein braver ehrlicher Mann als Zuseher. Ich wollte ihn malen, wie er ausgesehen hat. Ein kleiner Mann, eine weisse Perücke, ein langes Halstuch, übrigens in der Kleidung bürgerlich, bis auf einen wunderschönen rothen Mantel, den er umgehabt hat. Der fromme Pater, der den Teufel austrieb, fragte vorher den Teufel, wohin er fahren wolle? Der spitzbübische Teufel schrie laut: In den Herrn mit dem rothen Mantel bei der Kirchenthüre. Der kleine Herr das zu hören, und den Augenblick in der roth angestrichenen Weihbrunnbodung, bei der er stand, darinn zu seyn, war eins. Bis auf den Kopf hat er sich sammt seinem rothen Mantel unter das Weihwasser gesteckt. Der schöne Mantel sammt der ganzen Kleidung war freilich verdorben; aber genug, daß er also vor dem Teufel sicher war. So werde auch ich mich sicher stellen. Ich habe mir ohnehin einen Eimer Heiligendreikönigwasser für mein Haus weihen lassen. Diese Weihe ist zwar itzt verbothen; aber unser Herr Pfarrer, der nicht alles so

ge-

genau nimmt; was itzt verbothen wird, verrichtet doch noch immer fort diese Weihe heimlich; welches wir ihm auch reichlich zu vergelten wissen. Ich lasse mir also in ein Schaff etwelche Maaß Heiligendreikönigwasser schütten, und stelle im währenden Examen meine Füße darein, damit ich mit dem Teufel keine Unzelegenheit habe. Es ist genug, wenn das Wasser nur ein wenig über die Füße geht. Geh, Wachter! Mache, daß sogleich ein Schaff mit zehn Maaß Heiligendreikönigwasser bei meinem Sessel stehe. Es ist deswegen am Heiligendreikönigwasser nichts verdorben; man kann es sodann wieder in das Faß schütten, denn meine Füße sind sauber; habe erst gestern Kraut eingetretten. Befehlen der Herr Fourier auch ein solches Schaff voll?

Four. Nein! Ich danke. Ich habe schon gesagt, daß ich mich vor Besessenen nicht fürchte, und auch bei Sachen, die zu fürchten wären, würde ich mich jederzeit Gott mit Vertrauen empfehlen; ohne zu meinem Vertrauen einen Tropfen Heiligendreikönigwassers dazu zu nehmen.

Dorfr.

Dorfr. Nun sehen sie gleichwohl zu. Es ist sich nicht zu spassen. Sie erlauben schon, daß ich mir Schuhe und Strümpfe ausziehe.

Four. Pflegen sie ihre Gelegenheit. Obwohl ich weis, daß alles dieses so unnüz ist, so gewiß es keine besessene Leute gibt; und so gewiß uns nur Gott, nicht ein Heiligendreikönigwasser, das noch dazu verbothen ist, gegen den Teufel bewahret. Der Segen Gottes muß uns bewahren; und wenn Gott mich selbst segnet (wie er uns alle, und alle seine Geschöpfe segnet) so ist das Heiligendreikönigwasser nicht besser gesegnet, als ich selbst, und der Erdboden, worauf ich stehe.

Dorfr. Ich weis wohl, daß izt allgemein nicht darauf geglaubt wird. Aber ich traue doch nicht. Zu dem bin ich dabei gegen die Läuse sicherer; weil sie, wenn sie über das Schaff herauskriechen, im Heiligendreikönigwasser ersäufen müssen.

Wache. Da ist das Schaff mit dem Heiligendreikönigwasser.

Dorfr.

Dorfr. Nur zu meinem Seſſel her — näher — näher, ſage ich, Eſel! Mit dem Heiligendreikönigwaſſer. — So iſt's recht. Itzt ſitze ich gut! — Setzen ſie ſich auch, Herr Fourier! — Da iſt Dinte; da iſt Streu, da ſind Federn; da iſt Papier; da haben ſie auch ein Federmeſſerl, und eine Papierſcheere.

Four. Die Dinte iſt verflucht weiß.

Dorfr. Nun wie man ſie von den herumgehenden Dintenmännern bekömmt.

Four. Das Papier iſt auch ſehr ſchwarz.

Dorfr. Sie haben Recht. Ein elendes Papier wird itzt gemacht; gibt doch genug Lumpen von verſchiedenen Sorten.

Four. Iſt das Federmeſſer auch nicht viel werth. Ich werde mir aber doch eine Feder nach meiner Hand damit zurichten können. Sagen ſie mir unterdeſſen, was machen wir für einen Kopf zu dieſem Protokoll?

Dorfr.

Dorfr. Einen Kopf? Ich mache nie einen Kopf voraus. Iſt meine Schrift kaum zu leſen, zugeſchweigen, daß ich ſollte Köpfe oder andere Sachen darein zeichnen können. Was wollen ſie denn für einen Kopf machen?

Four. Ich verſtehe die Aufſchrift und den Eingang, wie ich es öfters bei ſolchen geſchriebenen Protokollen geſehen habe. Es muß ja heißen: Verhör oder Konſtitutum, ſo mit dem und dem unter heutigem dato vorgenommen worden in puncto (und da wird das punctum angeſetzet, wegen welchem er eingefangen und verhöret worden)

Dorfr. Wachter erzähle dem Herrn Fourier das ganze Punktum, wegen welchem du ihn eingefangen haſt.

Wachr. Wir hatten geſtern hier im Dorfe eine Hohzeit beim Thomerlwirth. Der einaugigte Schneiderfranzel, hat die kropfete Lena geheurathet, und hat ein rechtes Glück mit ihr gemacht. Sie war zwar nur Kühdirn beim Wenzelbauern; aber der Bauer hat ihr

ein

ein gutes Heurathgut, recht eine hübsche Einrichtung, auch viel Leinwand, und ein schönes Gewandel mitgegeben. Der Bauer hat auch die ganze Hohzeit ausgehalten. Waren drei Musikanten da; sind schon auf dem Tisch oben gesessen; haben auch schon brav aufgegeigt, und haben auch die meisten Hohzeitleute schon getanzt. Nur etliche sind noch beim Tisch gesessen, und haben sich das Essen und Trinken schmecken lassen. Auf einmal kömmt der Kerl da, den ich eingeführet habe, mitten unter die Hohzeitleute, und kniet sich mitten unter sie mit ausgespannten Armen hinein. Die Hohzeitleute ebendeswegen, weil sie im besten Tanzen waren, haben ihn nicht gleich in Obacht genommen; und weil sie just gewalzen haben, sind gleich die ersten zwei drei Paar über ihn hinüber gekugelt. Das war also bald ein erstaunliches Geschrei; und wie sie endlich diesen Kerl gesehen haben, so sind gleich etliche Bauernbuben ihm nicht nur mit den Fingerknöcheln, sondern mit der ganzen Faust unter die Nase gefahren, und haben ihn bei der Stube hinaus geworfen, in der Meynung; er sey ein Besoffener, und itzt werde

es gut seyn. Aber es stand kaum eine halbe Viertelstunde an, kam er mit seiner Kotzenkleidung, mit der er sich unterdessen zu Fleiß in der Mistlacke gewalzen hat, und mit einem großmächtigen Prügel abermal in die Stube; nahm den Leuten von ihren Tellern das schweinene Bratel, und die Küchel hinweg, so er theils in's Maul steckte, theils auf die Erde warf; löschte die Lichter aus; schlug ihnen die Leuchter, Krüge, und Gläser von den Tischen so, daß sich einige unter die Tische und Bänke verkrochen; den Tisch, worauf die drei Musikanten sassen, warf er ganz um, so daß die Musikanten mit ihren Geigen in das Fenster hineinfielen, und sich Gesicht und Hände zerschnitten. Dabei predigte er immer wider das Tanzen, wider Fraß und Füllerei, und ermahnte alles mit dem Prügel in der Hand zur Busse und Bekehrung. Die Bauernbuben haben sich gleich wieder Lichter geholet, und sind mit brennenden Spänen in die Stube gekommen; und dann ist einer auf ihn losgegangen, und hat gefragt: Was willst du Kerl? — Worauf er gesagt: Zu eurem Besten will ich, daß ihr vom Fressen, Saufen, und Tanzen aufhöret;

und

und zu meinem Besten will ich nichts, als Schläge. Die sollst du haben (haben sie gesagt) und dann ist das Zuschlagen von allen Seiten angegangen. Alle haben freilich nur auf ihn schlagen wollen; aber dabei hat einer den anderen getroffen, und sodann sind die Hochzeitleute selbst untereinder raufend geworden. Selbst dem Schneiderfranzel dem Bräutigam ist das einzige gute Aug, was er noch hat, gleich großmächtig aufgeschwollen. Dem Brautführer haben sie nicht nur seinen funkelneuen Hosenträger, sondern sein ganzes Leibel zerrissen; und eben wie ich auf den Lerm, den besonders die Weiber und Menscher dabei gemacht haben, in einem Athem herbeigelaufen bin, und in die Stube habe hinein wollen, sind zween Heurathsmänner, die heraus geworfen wurden, mit solcher Gewalt auf mich angefallen, daß wir alle drei herumgekugelt sind. Wie ich mich aber wieder aufgerichtet, und mit ausgezogenem Ballasch in die Stube hinein gedränget habe, da war endlich Friede; und nachdem ich den Hergang des ganzen Handels angehöret habe, so habe ich diesen Kerl, der von allem dem die Ursache war, in Arrest ge-

geführet. — So viel ist indessen bekannt; das Mehrere wird vielleicht bei dem Verhör herauskommen. Aber es wird nöthig seyn, daß ich mit der Ochsensehne zum Verhör komme; denn er ist ein verzweifelter Kerl.

Dorfr. Wie ich gesagt habe, besessen ist er vom Teufel.

Four. Der Teufel predget ja nicht die Busse.

Dorfr. Dem heiligen Petrus aus dem Dominikanerorden (wie die Legende sagt) ist der Teufel sogar in Gestalt der Mutter Gottes erschienen, um ihn vom Glauben abwendig zu machen. Auf das Aeusserliche ist nicht immer zu gehen.

Four. Nach der ganzen Erzählung, scheinet mir, daß der Kerl ein Narr sey.

Dorfr. Hast du denn, wie du ihn visitiret hast, bei ihm gar nichts von verdächtigem

Werk-

Werkzeuge, oder Schriften, oder Waffen gefunden?

Wachr. Nicht das mindeſte. Nicht einmal ein Schupftuch hat er, ſondern am Stricke einen Roſenkranz, und an einem ſchwarz ledernen Rieme, den er umgehenkt hat, wie die Soldaten ihre Patrontaſche, ein dickes Buch.

Dorfr. Warum haſt du dieſes Buch nicht gleich zu mir gebracht? — Iſt es geſchrieben, oder iſt es gedruckt?

Wachr. Ich weis nicht, ob es geſchrieben oder gedruckt iſt; denn ich habe ja ſchon geſagt, daß ich allein nicht im Stande war, ihn zu bändigen. Ich ließ ihn deswegen, nachdem ich ihn geprügelt hatte, im Kotter liegen, und dachte; wenn ich ihn in ſeinem ganzen Anzuge zum Verhör führe, ſo kömmt das Buch ohnehin auch mit.

Dorfr. Tauſendregiment! das war gefehlt. Wenigſtens heut in aller Früh gleich hätteſt du Gehilfen nehmen, ihm ſeinen Kozen auszie-

ziehen, ihm das Buch abnehmen, und solches zu mir bringen sollen. Weis Gott, was das für ein Buch ist. Hast du ihn nicht ganz allein, und ohne Gehilfen in Arrest geführet? Hättest du nicht also auch ohne Gehilfen ihm Rock und Buch vom Leibe bringen können?

Wacht. In Arrest führen, prügeln, das laße er sich ganz geduldig; aber ihm seinen Kotzen auszuziehen, oder sein Buch abzunehmen, bin ich allein nicht vermögend. Und wenn ich gleich jemanden von den Hausleuten ersuche, daß sie mir helfen, einen Arrestanten zu bändigen, will doch keiner zugreifen, und Hilfe leisten; sondern man bekömmt noch die ärgsten Spottnamen, und jeder sagt gleich: Ich bin kein Scherg.

Dorfr. Itzt kann er das Buch etwa gar schon zerrissen haben, wodurch man verschiedenes zur Erleichterung des Verhörs, und zur geschwinderen Entdeckung der ganzen Beschaffenheit, die es mit diesem Kerl hat, hätte in Händen haben können.

Wacht.

Wache. Ey wohl zerrissen! Ich habe schon heut dreimal zu ihm gesehen. Er hat immer sein Buch noch umgekehrt, wie er es gestern hatte.

Dorfr. Nun so bringe ihn her, und sage; ich lasse dem Roßknecht und dem Ochsenknecht sagen, beide sollen alsogleich, ein jeder mit einem Prügel versehen, da bei mir in der Stube erscheinen.

Four. Ich meyne immer, ein Bader werde dabei die nothwendigste Person werden; denn ich wette, der Kerl ist ein Narr.

Dorfr. Immerzu stellen sich wohl solche Kerls närrisch; aber ich will ihm die Narrheit schon vertreiben. Wenn ihrer drei auf ihn zuschlagen, wird er wohl gescheid werden, und gewiß nicht um mehrere Schläge bitten.

Four. Ich denke doch, sie sollten sich mit Schlägen nicht übereilen. Ich habe so ziemliches Menschenkenntniß, und wenn ich Erlaubniß hätte, würde ich mir schon die Freiheit

nehmen, ihnen zu sagen; ob er mit Schlägen, oder mit einem anderen Versuche hergenommen werden solle.

Dorfr. Ich nehme ganz gern einen guten Rath an; und mir wird es vielmehr lieb seyn, wenn sie mir eine Anleitung geben werden, wie ich mit diesem Kerl zurecht komme. Wenn ich im währenden Examen ihnen etwas zu sagen habe, oder sie mir; so wollen wir ganz leise mit einander reden. — Da bringt ihn der Wachter schon. — Um Gotteswillen! Das ist ein fürchterlicher Kerl! — Und wie er schon vom weiten stinkt? — Rücken sie näher zu mir, Herr Fourier!

Four. Sorgen sie nichts.

Wache. Da setze dich nieder auf die Arrestantenbank! — Nicht niederknieen, niedersetzen sollst du dich! —

Four. So setze dich doch um Gotteswillen nieder!

Dorfr.

Dorfr. Schau ein Menſch! Ihnen pariert er gleich — ſitzet ſchon. — Jtzt wollen wir alſo das Verhör anfangen: **Wie Arreſtant heiſſe.** — Wie heißt du? — Nun, ſo rede! — wie heißt du? — Kannſt du reden, oder kannſt du nicht reden? — Wirſt du reden, oder wirſt du nicht reden? — Herr Fourier! was thun wir? er redet nicht.

Four. Nun ſo rede; wie heißt du? — Sage ordentlich deinen Tauf- und Zunamen; und gebe überhaupt Antwort auf die Fragen, die man an dich machen wird.

Dorfr. Jtzt parirt er auch ihnen nicht. —

Four. Wenn du nicht reden wirſt; ſo wird der Herr Richter dich durch den Wachter mit tüchtigen Schlägen redend machen laſſen. — Rede alſo lieber gutwillig, und ſage einmal, wie heißt du?

Dorfr. Schen ſie; er redet noch nicht. —

Feur. Gebe ihm also einen Hieb, Wachter! (Der Wachter führt einen tüchtigen Streich, und dem Arreſtanten fliegen fünf Steinlein aus dem Munde)

Dorfr. (Fährt aus Schrocken so untereinander, daß das Schaff mit dem Heiligendreikönigwaſſer umschnappt, und er über den Seſſel fällt) O mein lieber Herrgott auf der Wieſe! o ihr ſämmtliche Gnadenmütter Maria Einſiedel, Maria Loretto, und Altenötting ſteht uns bei!

Feur. Was thun ſie, Herr Dorfſtichter? — Sehen ſie; ſie hätten an den Kaſten anfallen, und maustodt ſeyn können. — Stehen ſie auf! Sie werden ja doch nicht da auf dem Boden in dem ausgeſchätteten Heiligendreikönigwaſſer liegen bleiben?

Dorfr. O heiliger Schutzengel bei den Pantalonern ſich mir bei! — Haben ſie denn nicht geſehen, wie er Steine geſpien hat, die bis zu uns hergeflogen ſind?

Feur.

Four. Stehen sie nur auf, und setzen sie sich. Ich werde das Examen fortsetzen; wir werden auf alles kommen, was in der Sache ist.

Dorfr. (Knieet sich auf) Geben sie mir da den Kapuzinersegen, den ich mir schon hergerichtet habe, von meinem Kasten her; damit ich nur diesen ehe bethen kann; sodann will ich mich gleichwohl wieder niedersetzen.

Four. Nun da haben sie dieses Zettel.

Dorfr. Heloim, Sother, Emanuel, Sabaoth, Agia, Thetragrammaton, Hagios, Otheos, Ischyros, Athanatos, Jehova, Adonay, Sadoy, Homousion, Messias, Estoheye. — *

Four.

* Libellus benedictionum & exorcismorum collectore patre Martino Cochem capucino. Edit: Francofurti ad Manum 1686. pag. 91 ad cognoscendum, num aliquis sit obsessus.

Four. Hören sie mir auf mit diesem Gebethe, das sie nicht verstehen, und nicht verstehen können. — Stehen sie auf, und setzen sie sich nieder. — Ich stehe ihnen gut dafür, es geschieht ihnen nichts. Gegen den, der seine Amtspflichten erfüllet, hat der Teufel schon gar keine Gewalt.

Dorfr. Das ist freilich wahr; denn Gott weis es, ich thue nur meine Schuldigkeit, sonst liesse ich den Kerl gleich aus. (Steht auf, und setzet sich wieder zitternd nieder)

Four. Wo sind denn der Roßknecht und der Pferdknecht hingekommen?

Dorfr. Um Gotteswillen! Die wird ja nicht etwa der Teufel geholt haben?

Wachr. Ja so weit hat sie freilich der Teufel geholt, daß, wie der Herr Richter vom Sessel hinabg fallen ist, auch sie bei der Thüre ausgelaufen sind.

Four.

Four. Wir bedürfen ihrer nicht. Der Wachter thue nur seine Schuldigkeit, und das übrige nehme ich über mich. — Wachter! glaube er die Steinlein zusamm, die dem Arrestanten aus dem Munde flogen, und lege er sie zu mir auf den Tisch. (Der Wachter glaubt die Steinlein auf)

Dorfr. O mein Gott! O mein Gott! Nur die Teufelssteine nicht auf den Tisch her.

Four. Gebe er mir sie nur her die Steinlein. Sie sind ordinäre kleine Kiessteine; haben gut liegen da bei mir! — Nun reden wir zween miteinander, Arrestant! Du wirst mir auf jede Frage alsogleich ordentliche und wahrhafte Antwort geben; oder ich haue dir mit meinem Säbel deinen Kopen Stückweise vom Leibe.

Arrest. (Fällt wieder auf die Knie) Ich bitte durch die fünf Wundmaalen des heiligen seraphischen Vaters Franz inständig, inständiger, und inständigst, nur mir meinen heiligen Habit nicht vom Leibe zu nehmen.

Dorfr.

Dorfr. O Gott! Izt ist mir leicht; weil er den heiligen seraphischen Vater Franz und seine fünf Wundmaalen nennet, so kann er doch nicht besessen seyn.

Four. Wie ich es vermuthete, so ist es mit ihm. Ein Narr ist er; das wird sich bald klärer zeigen. — Steh auf, und setze dich nieder, und antworte auf das, um was man dich fragt. Wie heißt du?

Arrest. Makarius, Malchus, Pachomius, Romualdus, Simeon Salus, Johannes von Gott.

Four. Sind alle diese Namen deine Taufnamen?

Arrest. Mein Taufname ist Philipp. Die Namen, die ich hergesagt habe, sind nur meine itzige Ordensnamen; denn alle diese Heiligen waren Einsiedler.

Four. Merken sie noch nicht, Herr Richter! Daß der Kerl ein Narr ist?

Dorfr.

Dorfr. Das gleichwohl noch nicht. Ich ſehe zwar itzt, daß wir auf einen Einſiedler gekommen, aber noch nicht auf einen Narren.

Four. Ich aber glaube, wir ſind ſchon beim Narren. — Wie iſt dein Zuname?

Arreſt. Stiefel.

Four. Ein Namen mit der That.

Dorfr. Ich bitte, vergeſſen ſie nicht, ihn zu fragen; ob er keinen Spottnamen auch habe? Denn von denen, die bei uns eingefangen werden, hat faſt ein jeder ſeinen Spottnamen, unter dem er bekannt iſt. Wenn man einen ſolchen Namen weis, wird die Nachfrage erleichtert.

Four. Biſt du nicht noch unter einem anderen Namen den Leuten bekannt? Haſt du keinen Spottnamen?

Arreſt. O mein Gott! erlauben ſie, daß ich mich ſechs tauſend, ſechshundert, ſechs und

ſech-

sechzigmal auf die Bruſt ſchlage, weil ich ein armer Sünder bin, und den Namen nicht verdiene, den mir die Leute geben. Sie heiſſen mich den frommen Lippel. Mir iſt aber der andere Name viel lieber, den ſie mir auch noch geben; ſie heiſſen mich nämlich auch den Kapuzenbuben.

Dorfr. Sie müſſen alſo ſchon zur Güte ſchreiben: vulgo der fromme Lippel, oder der Kapuzenbub.

Four. Iſt ſchon geſchrieben, — Wie alt biſt du?

Arreſt. Zwei und zwanzig Jahre alt.

Four. Biſt du ledig, oder verheurathet? — Haſt du Kinder?

Arreſt. Teutſche Frage, mit welcher man meine engliſche Reinigkeit in Verſuchung führen will.

Dorfr.

Dorfr. Ich bitte, machen ſie geſchwind eine andere Frage, ſonſt ſteht er auf, und nimmt uns beim Kopf; denn es funkeln ihm ſchon die Augen.

Four. Von wannen biſt du gebürtig?

Arreſt. Zu Kloſter Flockenburg bin ich gebohren.

Four. Wer waren deine Aeltern?

Arreſt. Mein Vater war Kloſterorganiſt, meine Mutter, ehe ſie der Vater geheurathet hat, in dem nämlichen Kloſter Köchinn.

Four. Von was für einer Religion?

Arreſt. O mein Gott! Mögen ſie denn um dieſes fragen? — Da ſehen ſie meine Jeruſalembethen; da habe ich mein Skapulier, und da habe ich am Riemen auch immer meine Legende der Heiligen umgehenkt. Ich war lange Zeit im Kloſter Miniſtrantenbub; habe ganze halbe Täge fleiſſig miniſtrirt; habe auch im-

mer

mer vorher den Pater Prediger auf die Kanzel begleiten, und währender Predigt auf dem obersten Staffel der Kanzel sitzen müssen. Aber mein Gott! der Satan, der mir immer zusetzte, brachte mir einen Schlaf zu, und dann fuhr ich über einen gähen ausserordentlichen Aufruf des erstaunlich eifrigen Predigers Paters Gangulphs dergestalt untereinander, daß ich die ganze Kanzelstiege einfiel. Darnach bin ich nur zum Kirchenauskehren, Wetterläuten, und Orgelaufziehen gebraucht worden.

Four. Gehörst du noch zum Kloster Flockenburg, oder bist du itzt frei von demselben?

Arrest. Seit dem ich von meinen Aeltern, und vom Kloster davon gelaufen bin, bin ich frei.

Four. Warum bist du denn davon gelaufen?

Arrest. Eben der erstaunlich eifrige Prediger Pater Gangulph hat mir dieses Legend

der

der Heiligen, welches ich da umgehenkt habe, geschenkt. Er hat alles auf das Legend der Heiligen gehalten, und seine meiste Predigten hat er aus der Legende der Heiligen genommen. Auch ich habe also, wenn ich nur die mindeste übrige Zeit gehabt habe, in dieser Legende ganze Täge und Nächte gelesen. Ich habe auch mit Fleiß sonst nichts gelernt, was man mich immer lehren wollte, nur damit ich nicht durch etwas anderes von der heiligen Wissenschaft der Legende zerstreuet werden könnte; so wie die heilige Lugardis durch vierzig Jahre unter den welschen Klosterfrauen die welsche Sprache nicht lernte, damit sie nicht zur Aebtissinn erwählet werden könnte. Bei stäter Lesung dieses heiligen Buches habe ich endlich eingesehen, daß auf der Welt immer diejenigen Leute weniger werden, welche sich befleissen, die in der Legende angeführten Lebensarten nachzuahmen. Daher entstand in mir die Begierde, allen Völkern die Legende der Heiligen zu predigen, und einen neuen Orden der Legendenprediger zu stiften. Diese Begierde gerieth bald in einen so heftigen Brand, daß ich beinahe verzehrt wurde, und bei Tag und

Nacht

Nacht keine Ruhe hatte, bis ich davonlief.

Four. Wie lange ist es schon, daß du deinen Aeltern und dem Kloster davon gelaufen?

Arrest. Vor zwei Jahren.

Four. Weißt du nichts, ob man dir nachgeschicket habe?

Arrest. Kann seyn, daß mir nachgeschicket worden ist; aber sie hätten mich nicht finden können. Ich gieng um neun Uhr Abends, da schon alle Klosterleute sich schlafen gelegt haben, vom Kloster fort; hiemit merkten sie nicht einmal meine Flucht bis etwa den anderen Tag bei der Neunuhrmesse, wobei ich allzeit ministrirt habe. Sie werden freilich darüber aufgebracht gewesen seyn, daß ich nicht da bin, und sie werden es sich auch vorgenommen haben, mir die Leviten zu lesen. Aber daß ich davon gegangen bin, haben sie gewiß erst zu Mittag bemerket; und bis der Hofrichter herumgeschicket hat, um mich aufzusuchen, hatte

te ich ſchon einen Weg von ſechzehn, ſiebenzehn Stunden zurückgelegt; denn ich bin immer fleiſſig fortgegangen, ohne mich aufzuhalten. Sodann folgte ich dem Beiſpiele des heiligen Zäſarius, welcher ſich unter die Erde in die Todtengräber verbarg, als man ihn zum Biſchof weihen wollte; und gieng Abends auf den alten Freidhof zu, der weit vom Dorf Ellbogeneinſetz hindanniegt. Da war ich ſicher; aß von denen vier Kloſterlaibeln, die ich mit mir genommen hatte, eins; gieng ſodann zu einer Kothlacke, die auſſer dem Freidhofe iſt; legte mich auf den Bauch, und trank, ſoviel zum Durſtlöſchen nothwendig war. Ich habe freilich gar nicht trinken wollen, wie es die heilige Aldegrund that, da ſie merkte, daß ihr hitziger Durſt, wobei ſie zu ſterben vermeynte, ihr vom Teufel gemacht worden. Aber ich wollte den Teufel auf andere Art auszahlen, und ihm einen Trunk aus der Kothlacke zubringen. Sodann gieng ich wieder in den Freidhof hinein, nahm ein Todtenbein in die rechte Hand, und gab mir damit auf die linke Hand fünf Patzen zur Ehre der fünf Wundmaalen des heiligen Franzens; denn meine Diſziplin

ziplin habe ich zu Hause vergessen, und hernach schlief ich in Gottes Namen auf dem Grabe ein, auf welches ich mich wie ein Todter auf den Rücken geleget habe.

Four. Nun so erzähle nur fort, was du weiters unternommen, und bisher handthiret hast; wo, und bei wem du dich von Zeit zu Zeit und bis itzt aufgehalten hast?

Arrest. Um noch mehr durch einige Zeit verborgen zu bleiben, wurde ich Klosterfrau.

Dorfr. Was? Klosterfrau? Du, eine Klosterfrau? — Willst du uns zum Besten haben? Du! Itzt habe ich Kurasche, und werde dich bald lehren, gescheider zu reden.

Arrest. Grausamer Richter! Glaubst du nicht, daß ich mir getraue, das nämliche, was in der Legende den Richtern unter die Nase hineingesagt wird, auch dir unter die Nase hinein zusagen? (steht auf)

Dorfr.

Dorfr. Wachter! So halte ihn doch feſt, daß er ſitzen bleibt.

Four. Setze dich, ſetze dich! Und bleib ruhig. — Es kann doch ſeyn, daß etwas, wenigſtens in ſo weit an der Sache iſt, daß ein Frauenkloſter mit ſeiner Lebensgeſchichte einigermaſſen im Zuſammenhange ſtehe, welches wir zu wiſſen nothwendig haben. — Erzähle alſo nur weiter fort.

Arreſt. Ich rede die Wahrheit, und ſcheue keinen Richter. Deinem Gerichtsſchreiber, der mich bisher ausgefragt hat, ſehe ich es im Geſichte, und in ſeinem ganzen Betragen an, daß er dir, gottloſer Richter! noch ſelbſt mit mir unter das Geſicht ſtehen werde, wie es der heilige Syndikus Euſtrazius that, der ſich von freien Stücken zu den Martyrern geſellte, und unbefragt dem Richter in das Geſicht ſagte: Hier ſtehe ich mit ſtarkem Gemüthe, deine Anſchläge, ſo dein Vater der Teufel dir eingegeben hat, zu Schanden zu machen.

Dorfr. Kerl! sey nicht grob! — Du mußt wissen, daß ich dich zum Landgericht liefern werde, und daß dort der Amtmann mein Herr Vätter ist, der dir diese Grobheiten vergelten wird.

Four. Lassen sie ihn doch! — Sie sollen ja schon sattsam überzeuget seyn, daß ihn die Legende und eine unächte Heiligkeitssucht zum Narren gemacht habe.

Dorfr. Der Kerl stellt sich nur so an, damit er recht grob seyn kann. — Warte nur! Mein Herr Vätter der Amtmann wird dir es schon geben.

Arre. Lasse ihn herkommen, Wütterich! Lasse ihn herkommen deinen Herrn Vätter; ich fürchte ihn nicht. Lasse wider mich den grimmigsten Löwen los; auch diesen fürchte ich nicht. — Gegen die heilige Martina hat der Kaiser den grimmigsten Löwen ausgelassen; aber der Löw hat nicht die heilige Martina, sondern unter den Zusehern den Rumenius des Kaisers seinen Herrn Vätter gefressen. Der

Kai-

Kaiser betrübte sich, und erzörnte sich freilich darüber, daß ihm sein Herr Vätter ist gefressen worden; aber es half nichts mehr; bis auf die Beine war der Herr Vätter gefressen.

Four. Sey ruhig; und setze deine Erzählung von Klosterfrauen fort.

Arre. Um noch mehr (wie ich sagte) durch einige Zeit verborgen zu bleiben, nahm ich mir vor, Klosterfrau zu werden. Hat nämlich die heilige Euphrosina, hat die heilige Apolinaris, haben mehrere Heilige weibliches Geschlechtes in Mannsklöster gehen, und in Mönchskleider schliefen können (wie es in der Legende recht auferbaulich beschrieben ist) so dachte ich, daß es Gott ein gefähliges Werk seyn werde, wenn ich in ein Frauenkloster gehe. Hiezu hat sich mir die schönste Gelegenheit angebothen. Den ganzen zweiten Tag bin ich zwar wieder fortgegangen, ohne daß mir etwas aufgestossen ist; ich habe nichts, als das zweite Klosterkäbel gegessen, und habe mich Nachts auf einen Misthaufen gelegt, der zum Dungen auf dem Felde in Bereitschaft lag. Dasmal legte

ich, mich nicht auf den Rücken, sondern auf den Bauch, und auf das Gesicht, wie diese Art zu schlafen in der Legende bei mehreren Lebensbeschreibungen angeführet wird. Den dritten Tag aber fand ich ausser dem Dorfe Schmuzing in einem Gebüsche etwelche Weibskleidungen, Hauben, Hembder, Tüchel, Mieder, Oberröckel, Unterröckel, Vortücher, Weiberschuhe und Strümpfe. Ich wußte Anfangs nicht, was das zu bedeuten habe; endlich sah ich durch das Gebüsch hinaus, daß vier junge Weibsbilder (o pfui Teufel!) sich im nächsten Bache gebadet haben. Hier dachte ich auf den heiligen Jakob von Nisibi, der unverschämte Weibsbilder im Bade sogleich zu alten Betteln umgestaltet hat. Weil ich aber in der Heiligkeit noch nicht so weit gekommen bin, daß ich sie auf solche Art hätte bestrafen können; so konnte ich nur gegen sie eine gelindere Bestrafungsart vornehmen; und packte in Gottesnamen alle diese Kleider zusamm.

Dorfr. Das ist nicht übel! in Gottesnamen stehlen! —

Arre.

Arre. Nur diejenigen Kleidungsstücke packte ich nicht ein, mit welchen ich mich dort sogleich als ein Weibsbild ankleidete; hingegen ließ ich ihnen statt ihrer Kleider meine Schuhe und Strümpfe, meine Hosen und Weste, meinen Rock und Hut liegen, und gieng davon. Ich konnte ganz bequem gehen; denn die Menscher sind gewiß noch lange im Bade geblieben; und das kann man sich vorstellen, daß sie nicht werden gewußt haben, was sie anfangen sollten, da sie nicht mehr ihre Kleidungen, sondern statt deren meine Kleidung gefunden haben. Es wird lange hergegangen seyn, als sich Eine entschlossen hat, in meine Kleidung zu schliefen, um nach Hause gehen, und für sich und die anderen etwa andere Kleidungen holen zu können.

Dorfr. Sehen sie, daß er kein Narr ist? Da haben wir ihn schon in puncto Diebere, und verkleidetes Herumvagierens. Wegen dieses Kerls wird das Landgericht nicht wenige Erfahrungen einzuholen, und Korrespondenzen zu führen haben.

Four.

Four. Sind dir denn die Weiberſtrümpfe und Weiberſchuhe recht geweſen?

Arre. Entweder müſſen die Menſcher Füſſe und Waden gehabt haben, wie die Bären; oder es iſt mir zu Lieb dabei ein Mirakel geſchehen, welches ich am erſten glauben will.

Dorfr. Warte nur; das Landgericht wird dir ſchon das Mirakelwirken vertreiben.

Four. Nun! Was thateſt du weiter?

Arre. Denſelben Abend gieng ich auf ein einſchichtiges Baurenhaus zu. Ich weis nicht, zu was für einem Dorf dieſes Haus gerechnet wird. Ich bath den Bauern und die Bäurinn, daß ſie mich als eine Kloſterkandidatinn über Nacht behalten möchten. Der Bauer wollte Anfangs nicht. Aber die Bäurinn ſagte ihm gleich: Du wirſt ja kein ſolcher Limmel ſeyn, daß du einer heiligen Perſon, die in das Kloſter geht, ein Nachtlager verſageſt. Hierauf führte mich die Bäurinn in die Schlafkammer ihrer Tochter, und ſagte; ich möchte vor-

vorlieb nehmen. Fragte mich auch, ob ich nicht etwas essen wollte; wogegen ich aber mit Danksagung erwiederte, daß ich von himmlischen Speisen schon gesättiget sey. Hierauf bath ich, mich in dem Gebethe allein zu lassen; nahm mein drittes Klosterlaibel, und war noch ehe damit fertig, als die Bauerstochter schlafen gieng. Ich legte mich sodann ohne meine Kleidung abzuziehen, mit ausgespannten Armen auf den Boden, worüber sich die Bauerstochter mit Verwunderung erbaute. Bei allem dem habe ich mein Lebtag vom Teufel nicht so viele Anfechtungen, als in dieser Nacht gelitten.

Dorfr. Ist das ein Wunder?

Arre. Ich bewahrte mich aber mit dem einzigen und stäten Vertrauen auf mein Skapulier, wie auch auf die heilige Euphrosina, und die heilige Apolinaris, und dieses Vertrauen wirkte, daß die Bauerstochter in der Finster aus ihrem Bette heraus öfters und gerade auf mich spie; worüber ich statt der üblen Gedanken ein erstaunliches Grauen gegen

sie

ſie bekam, aber, weil eben durch dieſes Grauen meine engliſche Reinigkeit bewahret blieb, mich unter tauſend Dankſagungen immerfort anſpeien ließ, ohne dieſen heilſamen, und aus himmliſcher Veranlaſſung mir zugeſchickten Speichel vom Geſichte abzuwiſchen.

Dorfr. O du verzweifelter Schweinpelz du!

Arre. Der Bauer muß geglaubt haben, daß ich eine verdächtige Weibsperſon ſeyn könnte, die etwa ſtehlen, oder das Haus anzünden wollte. Er kam gewiß ſechsmal in die Kammer mit ſeinem Licht.

Dorfr. Da hat er Recht gehabt.

Arre. Ich blieb aber unbeweglich neben der Ofenbank liegen, bis er zum letztenmal kam; denn da löſchte ihm das Licht aus, ſodann fand er nicht gleich die Thüre; griff beim Ofen herum, worauf zwei Maaßhäfen mit Milch ſtanden; und weil er mit den zween Händen in dieſe Milchhäfen hineinkam, fie-

len

len sie herab, und überschütteten mich über und über mit der Milch.

Dorfr. Da haben wir den Stockfisch in der Milchsuppe!

Arre. Die Bauerstochter erschrack ärger als ich; ich sagte ihr aber sogleich den ganzen Hergang, worüber sie mich herzlich bedauerte, ein Licht holte, und mich auskleiden wollte. Natürlicher Weise konnte ich das nicht angehen lassen, und sagte ihr; daß ich mich nicht einmal von einem Weibsbilde anrühren, und mir auch von Niemanden kein An- und Auskleiden der Ehrbarkeit halber „aufdrängen lasse. Hierauf gieng sie aus der Kammer, und ich kleidete mich um, weil ich noch drei Weibskleider bei mir hatte.

Dorfr. Nicht wahr? gestohlene?

Arre. Es gieng schon auf Anbruch des Tages zu; ich bedankte mich hiemit bei der Bäurinn für das Nachtlager; denn der Bauer ließ sich gar nicht mehr sehen, weil er wird

ge-

geglaubt haben, er müsse mir mein verdorbenes Kleid mit Gelde gut machen. Nicht einmal ein Wort sagte ich aber von dem verdorbenen Kleide, sondern gieng meine Wege fort nach dem Frauenkloster Zeisigheim, wohin ich noch fünf Stunden zu gehen hatte.

Four. Nun! Was geschah dort?

Arre. Ich gieng zur Pforte; ließ die Vorsteherinn des Klosters die würdige Frau herablemmen; fiel auf meine Knie, und bath, daß sie mich als Laienschwester in das Kloster aufnehme. Die würdige Frau wollte Anfangs nicht; aber der Pater Beichtvater ein Dominikaner beredete sie aus himmlischer Eingebung, daß sie nicht säumen solle, mich anzunehmen, da ohnehin so hart Kandidatinnen zu bekommen sind.

Four. Bist du denn nicht um deine Geburt, deinen Taufschein, den Stand deiner Aeltern, deinen eigenen Stand, deine Handthierung, und um dergleichen Umstände befragt worden, um welche doch eine Klostervorsteherinn fragen

solle,

solle, bevor sie in ihr Kloster eine Person annimmt?

Arre. O mein lieber Gott! Wie viele kommen in den Legenden vor, die vom Acker und Pfluge, von ihren Handwerken, von ihren Aeltern davon, und in die Klöster gelaufen sind. Die wenigsten wurden gefragt, woher sie kommen; und einige machten auf solche Fragen die demüthigste Bitte, sie hierum nicht zu fragen, weil sie der Geist Gottes daher getrieben habe.

Four. Wurdest du also wirklich als Lai-Schwester aufgenommen?

Arre. Ohne weiteres wurde ich auf Befehl des Paters Beichtvaters aufgenommen.

Dorfe. Hast du dich denn nicht besorget, daß dir einmal der Bart wachsen werde; und daß du schon hiedurch zuletzt werdest verrathen werden, daß du ein Mannsbild seyst?

Arre.

Aere. Auf dieß dachte ich damals nicht; und auch, da ich schon Klosterfrau war, sorgte ich hierwegen nichts, weil ich mehrere Klosterfrauen sah, die einen sehr starken Bart um das Kinn und um die Nase herum haben.

Four. Was gieng denn weiters mit die im Kloster vor?

Aere. Ich wurde gleich zu harten Klosterarbeiten in der Küche, in dem Garten, und in dem Maierhofe angehalten; und glaubte oft, daß ich die Arbeit nicht überstehen könne. Aber der Pater Beichtvater kam öfter in den Maierhof, und munterte uns, und überhaupt die jüngeren noch schwachen Klosterfrauen, zur Standhaftigkeit auf. Bei dem Pater Beichtvater galt ich recht viel. Wir Laischwestern hatten keinen Chor, sondern nur außer dem Morgen- und Abendgebethe, und außer der Konventmesse noch alle Tage drei Rosenkränze zu beten, drei Betrachtungsstunden zu halten, und dreimal Gewissenserforschungen zu machen. Nebstdi mußte eine jede die, ihr zugetheilten zween Gangsäure immer sauber halten,

ten, und zu gewissen Zeiten aufputzen. Ich hatte die Altäre der Pandurenmuttergottes, und des Husarenchristkindels.

Dorfr. Was ist das? Pandurenmuttergottes? und Husarenchristkindel?

Arre. Bist du schon wieder verstockt; gottloser Richter! und Bilderstürmerischer Bösewicht!

Dorfr. O du Erzflegel! willst du gleich still seyn?

Faur. Lassen sie ihn doch. Ich höre ihn ja ohnehin nur an, um den Gang seines, bis zur Narrheit hin geführten Lebenswandels zu hören.

Arre. Wisse, Tyrann, und Anbether falscher nichtswürdiger Götzen! daß ich deine zärtliche Diana, die da an der Wand hanget, ebenso anspeie, wie das Bildniß der Diana auch vom heiligen Antipa angespieen worden ist.

Dorfr.

Dorfr. Nun mein lieber Gott! ſo ſieht er das Portrait von meiner Schwägerinn der dicken Bierbräuerinn für die zarte Diana an.

Arre. Wiſſe, hartnäckiger Götzenpfaff! daß ich auch das abſcheuliche Teufelsgeſicht des Saturnus dort zerſtören werde.

Dorfr. Itzt kömmt er auf mein Portrait auch. Ein ſo abſcheuliches Teufelsgeſicht habe ich ja doch nicht.

Arre. Ja dieſen Saturnus, der ſeine eigene Kinder gefreſſen, werde ich ebenſo zerſtören, wie er von dem heiligen Fauſtinus zerſtöret worden. Auch das, daneben hangende Bildniß der Sonne. —

Dorfr. Das iſt mein ſeeliges Weib im Portrait. Er muß ſie für die Sonne anſehen, weil ſie ſo, wie ſie ausſah, rothbrüchig gemalen iſt.

Arre.

Arre. Auch dieſes Bild ſolle mir im kurzen zu Pech, zu Ruß, zu Aſchen, und Pulver werden. Und ihr zween Teufeln dort!

Dorfr. O du Narr! — Sieht er die zween, aus Holz geſchnizten Mohren, die ich unlängſt in der Stadt um ein wohlfeiles Geld bei der Verlaſſenſchaft eines Koffeeſieders für unſer Luſthaus zur Schießſtadt gekauft habe, für Teufeln an.

Arre. Ihr zween hölliſche Geiſter zaudert nicht lange; ſondern laſſet einen Geſtank hier, wie es der Brauch iſt, und eilet ſodann zu eurem Höllenfürſten. — Und du ſteinener Jupiter!

Dorfr. Izt kömmt er mir über meine gipſene Figuren auf dem Ofen auch noch.

Arre. Dich zerſchlage ein gewaltiger Donnerknall in Stücke, wie es die heilige Glizeria erwirkte; und verbrenne alle die Götzenpfaffen, die um dich herumſtehen.

Dorfr.

Dorfr. Halte ihn gut, Wachter! Sonſt ſchlägt er mir die Figuren herab, und den Ofen auch noch ein.

Four. Der Herr Richter haben mir ihn ganz wieder in Hitze gebracht. — Sey ruhig! und erzähle weiter von deinem Kloſterleben.

Arre. Wie ich ſagte; ich beſorgte die Gangaltäre der **Panburenmuttergottes** und des **Huſarenchriſtkindels**. Denn da die feindlichen Panduren und Huſaren in dieſem Kloſter alles, was ſie nur fanden, begierig auffraſſen, und alles verheerten, blieben doch dieſe Mutter Gottes, und dieſes Chriſtkindel dabei unverſehrt; wegen welches Mirakels dieſen Bildern noch immer die Namen von Panduren und Huſaren gegeben werden. Ein Wunder (ſagte oft die alte Schweſter Melania, die damal Pfortnerinn war) ein offenbares Wunder war es, daß die Panduren und Huſaren, nachdem ſie vorher zween Tage, ohne ſich kochen zu dürfen, marſchirt ſind, nicht das ganze Kloſter aus Hunger aufgefreſſen haben.

Four.

Four. Wie kamst du denn wieder aus dem Kloster davon?

Arre. Meine Arbeit war hauptsächlich beim Malerhof. Dorthin durfte auch der Klosterhausknecht kommen, weil das Klosterholz an der Mauer des Malerhofes aufgeschichtet wurde. Dieser Hausknecht war gar ein dienstwilliger Mensch, und ich liebte ihn vom Herzen. Er überhalf mich oft, wenn ich schon müde und matt war, in meiner Arbeit; und da vergaß ich einmal, daß ich mich als Weibsbild zu betragen habe; fiel ihm aus Dank um den Hals, und gab ihm wirklich nur aus lauter Dankbarkeit einen Freundschaftskuß in währendem, als die würdige Frau daher kam, und alles sah. O du gnadenreiche Hausmutter unseres Klosters steh mir bei! (rufte sie auf) lief sodann, was sie laufen konnte, zum Strick der Hausglocke, und läutete so stark, als wenn das Kloster im Feuer stünde. Es stand auch gar nicht lange an, so waren alle Nonnen beisamm. In das Kapitelzimmer! in das Kapitelzimmer! (schrie sie) und da dann alle dort beisamm waren; so trug sie ihnen un-

ter erſtaunlichem Weinen und Jammern meine Schuld vor. Alle gaben ihre Stimme dahin, daß ich vorgerufen; mir die Gröſſe der Sünde, die ich mit dem Hausknecht zur Schande des Kloſters und des heiligen Ordens begangen, vorgeſtellet; ich ſodann aus dem Kloſter geſtoſſen; vorher aber von der alten Pfortnerinn mit Ruthen geſtrichen werden ſolle. Ich wurde alſo nicht nur vorgerufen, ſondern von vier Laiſchweſtern mehr hingeriſſen; dort muſte ich wohl auch ſogleich auf die Knice niederfallen, weil mich die vier Laiſchweſtern niederſtieſſen, und auch die Novizenmeiſterinn mir noch dazu einen derben Stoß in den Rücken hinein gab. Sodann hatte ich eben von der Novizenmeiſterinn den Vortrag über meine begangene Sünde, den derbeſten Verweis, und das, im Kapitel über mich gefählte Urtheil mit dem Beiſatze zu hören, daß, wenn ich ſchon Profeſſinn wäre, ich mit dem Kuß des Hausknechts würde eingemauert worden ſeyn. Ich erſchrack über nichts ſo ſehr, als daß ich von der alten Pfortnerinn vorher mit Ruthen ſollte geſtrichen werden; gleichwie dann auch die Alte mit einer großmächtigen Ruthe da ſtand,

und

und ſolche durch ihre Augengläſer anſah. Sogleich erinnerte ich mich, daß die heilige Jungfrau Eugenia, welche laut der Legende auch in einem Mannskloſter, und ſogar dort Prälat war, noch bei L.bzeiten, um ſowohl ihre Ehre, als die Ehre des Kloſters zu retten, ſich entdeckte, daß ſie ein Weibsbild ſey; und daß alſo auch ich die Pflicht habe, in gleichen Umſtänden, und in gleicher Abſicht das bekannt zu machen, daß ich ein Mannsbild ſey. Man wollte mich zwar nicht ſobald zur Rede kommen laſſen; allein endlich ſchrie ich, was ich ſchreien konnte: **Ich ſelbſt bin ein Mannsbild; ich ſelbſt bin ein Mannsbild! ich bin kein Weibsbild! ich kann ohne Sünde alle Hausknechte der ganzen Welt küſſen.** — Hierauf wurden alle nicht nur ſtill, ſondern eine Weile ſtarr, und unbeweglich; auf einmal aber fielen ſie auf ihr Angeſicht, küßten den Boden, und liefen beim Kapitelzimmer ſo hinaus, wie jede nur laufen konnte. Bei einer Viertelſtunde blieb ich allein im Kapitelzimmer; endlich hieß es, ich ſollte zum Pater Beichtvater in das Redzimmer kommen. Dieſem entdeckte ich, daß ich die heilige Euphroſina,

sina, die heilige Appolinaris, die heilige Eugenia habe nachahmen wollen, und daß ich niemals eine üble Absicht gehabt habe. Er sagte kein Wort darauf, gieng fort, und nach drei Stunden, durch welche ich im Nebzimmer eingesperrt war, wurde mir eine ganz schöne Mannskleidung sammt allem Zugehör, nämlich zwei Hembder, zwei Halstücher, zwei weisse Schnupftücher, zwei Unterziehstrümpfe, zwei Paar schwarzwollene Strümpfe, gelblederne Hosen, eine braun tüchene Weste, und ein grün tüchener Rock, wie auch Schuhe mit kleinen gelben Schnallen, item ein Hut und eine runde Perücke vom weltlichen Sakristaner gebracht. Es war freilich das meiste für meinen Leib zu weit und zu lang; allein weil sie mit mir forteilten, und weis Gott woher diese Kleider so geschwind zusammbrachten; so mußte alles gut seyn. Kaum war ich angekleidet, welches ich allein ohne alle Beihilfe thun mußte; so wurde ich zum Kloster hinausgelassen; und ich war darausſen, als wen ich nie darinn gewesen wäre.

Dorfr.

Dorfr. Und du machest dir gar nichts daraus, diese Geschichte so daher zu erzählen? Meynst du, daß das ein kleiner Streich sey, der durch dich dem Frauenkloster verursachet worden? Denkst du nicht, daß die guten heiligen Frauen sich abscheulich schämen würden, wenn dieses verlautbaret würde, daß in ihrem Kloster ein Mannsbild als Klosterfrau war?

Arre. O unglückseeliger Ort! haben die Kaiser **Diokleziánus** und **Maximinianus** wohl einen unschicklicheren Landpfleger daher schicken können, als diesen **Rikziovarus**, der schon zu Zeiten des Krispinus und Krispinianus Proben von seinem Unsinn gab. Sagt vorher, ich soll auf die Fragen genaue und wahre Antwort geben; und da ich sie gebe, fragt er mich, ob ich mich nicht schäme, es zu erzählen. Haben sich die Legendenschreiber geschämt, in ihren Erzählungen Weibsbilder anzuführen, die in Mannskleidern und in Mönchsklöstern waren, um auf diese Art heilig zu werden? Stecke deine rikziovarische Nase hinein in die Legende, und sehe, ob dieselben Geschichten in dem Ausgange so säuberlich

lich beſchrieben ſind, als ſäuberlich ich meine Geſchichte erzählet habe.

Dorfr. Einen ſo maſſivgroben Kerl habe ich unter allen Arreſtanten noch nicht gehabt.

Four. Einen ſolchen Narren, müſſen ſie ſagen. Es iſt Zeit, daß wir dem Verhör ein End machen, und ihn dem Bader übergeben.

Dorfr. Verzeihen ſie, wir müſſen noch wiſſen, was er gethan hat, ſeitdem er aus dem Kloſter herauſſen iſt. Wir müſſen ihn noch fragen, ob er Mittel und Vermögen beſitze; es iſt wegen des Arreſtgeldes. Weiters ſind noch die Fragen übrig, ob er vormal ſchon in dem Arreſt geweſen; wo, und warum, und wie er wieder entlaſſen worden; ob er wiſſe, warum er itzt in Verhaft gekommen. Denn er muß uns ja die geſtrige That mit ſeinen eigenen Worten erzählen. Endlich geben uns ſein Betragen ſeit der Verhaftnehmung gegen den Diener, ſein lauſiges und ſtinkendes Weſen, ſein Aufzug, ſein Betragen bei dieſem Verhör, und die fünf Steinlein, die er aus dem

Munde

Munde gespieen hat, so viele neue Interrogatorien.

Four. Meinetwegen; ich finde es aber nicht für nothwendig, weil wir bei jeder Antwort einen Legendennarren hören werden. — Wie lange warst du in allem bei den Nonnen.

Arre. Beinahe zwei Jahre, und mir gieng nur noch ein Monat zur Profeß ab.

Four. Wie lange ist es, daß du aus dem Frauenkloster entlassen worden bist?

Arre. Itzt ist es vier Wochen.

Four. Wo hast du dich überall aufgehalten, seitdem du aus dem Kloster gestossen worden?

Arre. Ich gieng auf der Landstrasse fort, auf welcher ich zween Kotzen und etliche Stricke fand, die einem Fuhrmann von seinem Wagen, ohne daß er es bemerkt hat, müssen herabgefallen seyn; oder Gott selbst hat mir sie durch seine heilige Engel hinlegen lassen, welches

ches von demjenigen, der künftig meine Lebensbeschreibung in seine Legende nehmen wird, gewiß auch auf das kräftigste wird behauptet werden.

Four. Frieml der sich gar schon eine Legende an.

Arre. Uiber diese Kotzen machte ich mich alsogleich her, und flickte mir das Kleid zusamm, welches ich noch itzt trage. Denn eben durch Mirakel muß es geschehen seyn, daß ich in den Säcken des Kleides, in welchem ich aus dem Kloster entlaßn wurde, folgendes fand, nämlich in der einen Rocktasche eine Schneiderscheere, in der anderen Rocktasche feinen und groben Zwirn, wie auch Spagat in der Menge; in der einen Westetasche zwei Stück Fingerhüte, in der anderen Westetasche ein grosses Pichsel sammt vielen Nadeln und zween grossen Steften so groß, wie die Spicknadeln, die man zum Hasenspicken braucht. Mit diesem Werkzeuge verfertigte ich mir sogleich dieses Kleid, und umgürtete mich mit den Stricken. Die ganze Kleidung hingegen, die ich im Klo-

ster

ſter bekam, legte ich einem, am Wege ſitzenden, armen, halbnackenden, und gar einfältigen Schweinhirten an, der mich freilich darüber ſtark anſah, und nicht ſogleich wußte, was ich mit ihm anfangen wolle, da ich ihn ankleidete. Zum öfteren mußte ich ihm in währender Ankleidung ſagen: Sorget nicht, Alter! ich thue euch nichts. Ich ſchenke euch nur dieſe Kleidung, die recht ſchicklich iſt, einen Schweinhirten gegen alle rauhe Luft zu bewahren. Ich mußte ſchreien, was ich konnte; denn er hörte nicht recht, und konnte auch kaum verſtändlich reden. Augen und Mund riß er auf, wie ich zur Nachahmung des heiligen Vaters Franziskus mich ganz nackend auszog, ihm Anfangs mein Hemdd umgab, ſodann ihm meine Beinkleider, meine Schuhe und Strümpfe, meine Weſte und meinen Rock anlegte; und ich dagegen dieſe Kotenkleidung umnahm. Lange gieng es her, bis er ſich die runde Perücke aufſetzen ließ; und gewiß hätte ich es nicht zuwegen gebracht, wenn ich ihm nicht geſtattet hätte, die Perücke dergeſtalt umzukehren, daß ihm die Perückenhaare inwendig auf den Kopf kamen, und das Perückenkappel auswendig

ſtand.

ſtand. Der gute Sauhirt mag das aus himmliſcher Eingebung gethan haben, wie ich ſeitdem hierüber öfters nachgedacht habe. Den Hut brachte ich ihm ſchon leichter auf den Kopf. In dieſem Aufzuge, und mit ſeiner Peitſche zum Schweinhüten in der Hand verließ ich den armen Sauhirten.

Dorfr. Eine ſolche Kleidung muß einem armen Sauhirten nicht übel anſtehen.

Arre. Sodann nahm ich mir vor, auf einem Berge, wie es der heilige Petrus Zäleſtinus that, eine Grube auszugraben, ſo eben meinen Leib faſſen konnte, und einige Jahre mit größter Strenge des Lebens darinn zu wohnen; allein itzt merkte ich, daß ich meine Legende mitzunehmen vergeſſen habe, und gieng wieder zum Nonnenkloſter zurück, um mir dieſelbe zu holen.

Dorfr. Die werden eine Freude gehabt haben, wenn ſie ihn wiederum, und zwar in dieſem Aufzuge geſehen haben.

Arre.

Arre. Sobald ich nur mein Begehren wegen der Legende, wie auch die Bitte um meine, in das Kloſter gebrachte Weibskleider bei der Kloſterpforte machte; ſo hieß es gleich, ich ſolle nur etwelche Schritte hindann ſtehen, es werde alles ſogleich beim Fenſter hinausgeworfen werden, wornach ich es von der Erde aufheben ſolle. Keine Viertelſtunde ſtand es an; ſo flog ſchon meine Legende zum Fenſter herab; ſtatt der, von mir in das Kloſter gebrachten Weibskleidung aber wurde ein beſonderes Zettel herab geworfen, worauf geſchrieben ſtand: Weibskleidungen ſind für kein Mannsbild, und für ein ſolches Mannsbild gar nicht, welches ſchon Mißbrauch damit gemacht hat. Seine Weibskleider ſind den Armen geſchenket worden; und genug, daß man ihm die Mannskeider unentgeitlich gegeben hat.

Dorfr. Die Kloſterfrauen haben dich recht geſcheid abgefertiget.

Arre. Geſcheid? So haben alſo die heiligen Jungfrauen, die in Mannskleidern in Mönchskloſter gegangen ſind, auch einen Mißbrauch

der Mannskleider gemacht? O du elender Richter Kunibrizius! ich sehe, daß du über meine verständliche Reden eben so erbittert bist, als du es über die Reden des heiligen Martyrers Thyrsus warest. Komm her! Da bin ich; sied mich im Oel oder im Essig; zerschneide mich mit Scheermessern oder mit Glasscherben; zerreisse mich mit Hacken; begiesse mich mit zerschmolzenem Blei oder mit Speck; ich achte alles nicht; ich bleibe einmal bei meinem Glauben.

Four. Sage nur einmal; was thatest du weiters, nachdem du deine Legende hattest?

Arrest. Eine Stunde vom Kloster hinweg ist ein grosser Morast. Da die heilige Apolinaris sich auch einige Jahre bei einem Moraste aufhielt; sich daselbst armseelig von Schnaken zerstechen, und vom Hunger verzehren ließ; so hielt auch ich mich an diesem Morast in einer darneben stehenden offenen Armenseelenkapelle auf. Ich genoß nichts anderes, als Obst, welches ich mir Nachtszeit aus den herumliegenden Gärten so leicht holte, gleich

als ob mich die Engel über die höchsten Gartenmäuer aus- und eingehoben hätten, und das liebe Brod, welches mir die nächsten Bauernhäuser zukommen liessen, weil ich die Armenseelenkapelle fleissig säuberte, und denen Leuten, die dahin kamen, vorbethete. Bei dieser Kapelle erneuerte ich mein Gelübd, ein Legendenprediger zu werden; las deswegen die Legende wieder vom neuen; und machte dann gestern die erste Probpredigt im Wirthshause beim Thomerlwirth.

Four. Ist dir denn nicht eingefallen, daß das unschicklich und unerlaubt sey, Leute in ihren erlaubten Ergötzungen und Hohzeitfesten zu stören?

Arrest. Das solle also unrecht, unerlaubt seyn, wenn man verhindert, daß der Bräutigam und die Hohzeitgäste bei der Hohzeit nicht umgebracht werden?

Four. Wer hat denn im Sinne gehabt, jemanden umzubringen; und wer hat denn

eben

eben die Händel angefangen, wobei freilich einige hätten erschlagen werden können.

Arrest. Nur nicht viel gefragt, der Teufel war's. Dieser hat dem heiligen Robert bekennet, daß er bei einer vornehmen Hohzeit einige Mißgönner angereitzet habe, den Bräutigam umzubringen; wornach auch diese Mörder von den betrunkenen Hohzeitgästen wären umgebracht worden. Auf diese Weise (sagte der Teufel weiter) hätte ich meinem Obristen eine grosse Freude machen können, weil wir auf einmal viel Seelen bekommen hätten.

Four. Durch Mißgunst, Trunkenheit, und derzleichen üble Neigungen und Laster wird man freilich immerzu noch zu grösseren Lastern geführet; aber es kömmt vor, daß bei der gestrigen Hohzeit keine Spur von einer Mißgunst, oder einem Streithandel, sondern alles ruhig und ehrbar lustig war, bis du eingetretten bist?

Arrest. Genug, daß gegessen, getrunken, und getanzt worden. Dabei geht es nie ohne

ne Sünde ab; und die Wirthshäuser und Tanzplätze sind also der schicklichste Ort, wo man gleich auf der Stelle dagegen eine Legendenpredigt anbringen kann. Unsereiner könnte es freilich ersparen, wenn alle K[illegible]enprediger so wären, wie der heilige Karthäuser und nachhin Bischof Stephanus. Dieser sprach einmal auf der Kanzel: Ihr leidige Teufel! Ich befehle euch anstatt Gottes, daß ihr meinen Unterthanen, welche ihr an Sonn- und Feiertägen zu den Jahrmärkten, Gastereien, Schauspielen, Tänzen, Spielwerken und Unzuchten anreitzet; in eurer eigenen Gestalt erscheinet; sie erschrecket; voneinander treibet, dennoch nicht beschädigen sollet. Was geschieht? Das verstockte Volk lachte darüber, und gieng nach der Predigt wieder zu seinen Kurzweilen. Es war aber erschröcklich zu sehen, wie bei allen Tanzenden, Saufenden, Spielenden, und Kaufenden etliche grosse, ungeheure, kohlschwarze, gehörnte, feueraussprießende Teufel erschienen; unter den Leuten herumgiengen; und ihnen einen solchen Schrocken einjagten, daß allesammt voller Todesangst davon liefen, um nur nicht von den Teufeln in die Hölle gestürzet

zu

zu werden. Und das geſchah alle Sonn- und Feiertage im Bißthum Dina, und währte ſo lange, bis die Gaſtereien, Schauſpiele, Tänze, und Spielwerke ganz aufhörten. Wollte Gott (ſagt die Legende) daß dieſes auch zu itziger Zeit geſchähe. Nun weil es aber nicht geſchieht; weil die Kirchenprediger und Biſchöfe mit den Teufeln entweder nicht ſo befehlen können, wie es der heilige Kartheuſer und Biſchof Stephanus konnte, oder nicht befehlen wollen; und weil die Teufeln von ſelbſten gewiß nicht kommen werden, etwas abzuſtellen, wobei ſie gewinnen; ſo habe ich mir es zu meinem Beruf, und zu meiner weſentlichen Ordenspflicht gemacht, durch das ganze Land herum zu gehen; wo immer Gaſtereien, Schauſpiele, und Tänze ſind, mich dort einzufinden; mit der Legende in der einen Hand gegen alles dieſes zu predigen; und mit einem groſſen Prügel in der anderen Hand alles zuſammzuſchlagen, was mir auf den Gaſttiſchen, auf den Tanzplätzen, und in den Schauſpielhäuſern und Theatern unter die Augen kömmt, um das heiligſte Werk zu verrichten, und die Verſetzung unter die Heiligen zu verdienen.

Dorfr.

Dorfr. Das wäre eine ſchöne Heiligkeit, den Leuten ihre Sachen zuſammſchlagen. Die Heiligkeit und die Religion will nicht, daß einer dem anderen unter dieſem Vorwande Schaden zufüge. Du wäreſt mir ſchon der rechte Heilige. Nicht einmal predigen, zugeſchweigen erſt einen ſolchen Predigerorden ſtiften darf man ohne Erlaubniß der Obrigkeit; und zum Predigen gehöret die Kirche, nicht ein Wirthshaus, oder ein Tanzplatz, oder ein Schauſpielhaus.

Arreſt. Schämſt du dich nicht, unſinniger Wütterich Maximinus! ſolche Reden zu führen, denen ich nun lange genug zugehöret habe, ohne es vom Himmel zu erbitten, daß du gleich auf der Stelle an Händen und Armen erſtarreſt, wie die Peiniger des heiligen Vitus und ſeiner Geſellen. Sehe! Selbſt der Kerkermeiſter Marzellus, durch den du mich herführen lieſſeſt, bekehret ſich ſchon; und du allein füllеſt mir noch mit teufliſchen Reden die Ohren, die ich wohl verſtopfen könnte, wie es der heilige Quirinus vor dem Landpfleger Amanzius that. Aber nein; ich ver-

ſtopfe meine Ohren nicht. Werfe nur fortan deine Schmähungen mir in das Angeſicht; ich wird eine ſolche Schmähung in dein Angeſicht zurückprellen, und die ein Aug ausſchlagen, ſo wie die Steine und Prügeln bei den vierzig Kriegshelden und Martyrern auf ihre Peiniger zurückfielen, ſie erbärmlich zu Grund richteten; und ſelbſt der General Liſias, der auch auf die Martyrer zuſchlagen wollte, dafür den Landpfleger Agrikolaus auf den Mund traf, und denſelben ihm jämmerlich zerknieſchte. Wiſſe, daß ich mir die Legende des heiligen Johannes von Gott, und des heiligen Simeon Salus zur Ordensregel gemacht. Leſe dieſe Lebensbeſchreibungen, und darinn wirſt du finden, wie ſich dieſe Heiligen, um andere Leute zu bekehren, im Koth gewalzen; ſodann um ſich geſchlagen; und wie der eine ſogar in der Kirche alles zuſammgeſchlagen; auch hie und da in Eßwaaren, und Geräthſchaften Schaden angerichtet habe. Nach dieſer Regel müſſen künftig alle Geiſtliche meines Ordens leben. Der Himmel gebe, daß das Kloſter bald zu Stand komme. O wie freue ich mich auf den Einzug, den ich mit meinen Kandidaten

baten dahin nehmen werde. — Wie Johannes Kapiſtranus von der Welt Abſchied nahm, auf die nämliche Weiſe wollen wir groſſe Bleſchofshüte vom Papier, worauf mit rother Dinte allerhand Sünden geſchrieben ſind, auf unſere Köpfe ſetzen, und in unſeren ſchlechten Kleidern, auf elenden Eſeln nach dem Kloſter reiten.

Dorfr. Nein, du! Ich und die ganze Gemeinde proteſtiren dagegen, daß ein ſolches Kloſter in unſer Dorf, oder in die Nähe komme. Da ſündten wir friſch bei unſeren Häuſern. — Biſt du nicht ſchon ehe wo in Arreſt geweſen?

Arreſt. Deine Klauen ſind die erſten, in die ich verfallen bin.

Dorfr. Jyt hätte ich doch eine Luſt, dieſem Ziegel ein Paar Hiebe geben zu laſſen. Ein Spaß geht ſchon an; aber das iſt zu grob.

Jour. Ein Arreſtant, der bei Vernunft iſt, darf ſich gegen den Richter niemal einen Spaß erlauben; und der Richter hat auch bei vernünftigen Arreſtanten nicht den mindeſten Spaß gegen ſich zu dulden. Aber bei einem Narren muß man dieſes dulden, beſonders wenn man ſich ſelbſt mit ihm länger abgibt, als es nöthig iſt. Ich bitte ſie; ſchlieſſen ſie das Verhör, und laſſen ſie den Bader holen.

Dorfr. Wegen der fünf Steinlein muß ich ihn ja noch fragen, was es damit für eine Beſchaffenheit habe. — Du! Warum haſt du da vor mir fünf Steine geſpieen?

Arreſt. Ich mußte ſie wohl ſpeien, nachdem du Bluthund mir ſolche herausſchlagen lieſſeſt. Ich habe ſie nur in den Mund genommen, um kein unnützes Wort reden zu können; in welcher Abſicht mehrere Heilige ſich Steine in den Mund gelegt haben. Allein das begreift du nicht, dummer Richter von Emeſa! — Ich verzeihe dir zwar das wegen deiner Dummheit, ſo wie es der heilige Biſchof Gallus jenem Prieſter vom Herzen verziehen hat, der ihm

ihm bei öffentlicher Tafel einen rechtschaffenen Puffer auf den Kopf gab. Aber nur wegen deiner Dummheit verzeih ich dir; denn der Esel, welchen der heilige Arnulph gesund machte, hatte mehr Verstand, als du; und der Ochs, den der heilige Pabst Sylvester zum Leben erweckte, würde viel besser als du die Richtersstelle vertreten. Habe ich mich nicht gleich auf die Bank niedergesetzt, wie dein Gerichtsschreiber gesagt hat; um Gotteswillen setze dich nieder? denn um Gotteswillen thue ich alles. Aber einen stolzen Landpfleger Feszenius würdige ich keiner Antwort, und einen unwitzigen Richter Olimpias noch weniger.

Dorfr. Seyn sie so gut, Herr Fourier! Und schliessen sie das Verhörsprotokoll. Weis Gott, was mich der Kerl schon alles geheissen hat. Itzt wird es mir zu viel.

Four. Bei einem solchen Narren solle man freilich bald genug haben.

Dorfr. Aber was thun wir itzt mit ihm?

Four.

Four. Dermal iſt nichts anders zu thun, als um den Bader zu ſchicken, der ihn schon zu behandeln wiſſen wird. Unterdeſſen ſchreibt man an den Herrn Prälaten zu Flockenburg, daß dieſer Menſch itzt ſich hier befinde. Das Kloſter Flockenburg, und ſelbſt die Aeltern dieſes Menſchen werden vielleicht froh ſeyn, daß er ausfindig gemacht, und eingefangen worden. Ungezweifelt wird auch vom Kloſter und von ſeinen Aeltern alle Veranſtaltung getroffen werden, damit er dahin gebracht, und dort mit allen nöthigen Heilungs- und Verwahrungsmitteln beſorget werde.

Dorfr. Aber man muß doch ſehen, daß er unterdeſſen, bis der Bader kömmt, geſäubert werde. Wachter! Führe ihn nun wieder in den Arreſt zurück, und laß dir von Hausleuten helfen, damit er von Läuſen und vom Geſtanke geſäubert werde.

Four. Das haben ſie itzt mit dieſem in ſeiner Gegenwart geſagten Befehle nicht gut gemacht. Sehen ſie ihn nur an.

Arreſt.

Arrest. Halt nur ein wenig ein, guter Kerkermeister **Marzellus!** Ich muß dem Tyrann noch zwei Worte sagen. Den Gestank und das Ungeziefer, die Haupteigenschaften und Vorzüge meines heiligen Ordens wollt ihr mir nehmen? Hat nicht der heilige Laurenzius Erzbischof zu Lublin auch ein Bußkleid getragen, welches er niemals verändert hat; wiewohl es voll Ungeziefer wurde, welches ihn heftig peinigte? Und weißt du wohl, was so stinkt? Die Sünden, die ich wie der heilige Hilarion vom weiten rieche; die Sünden, die du in deinem Richteramte begehst, diese machen den Gestank. Du steckest die Luft an, nicht ich, der ich mit Blumen des Paradieses, wie der heilige Didakus Franziskanerordens, und mit Lilien und Rosen, wie sie der Engel der heiligen Zäzilia und ihrem Bräutigam Valerianus aus dem Himmel überbrachte, umgeben bin. Freilich geben diese himmlischen Blumen ihren Geruch nur denen von sich, welche die ewige Keuschheit angelobet haben.

Four. Beruhige dich; es wird alles zu deinem Troſte ausfallen. Wachter! Führe ihn nun wieder mit dir, und halte in gut.

Arreſt. Deo gratias; ich gehe mit Freuden.

Wachr. Nun, ſo gehe nur voraus.

Arreſt. Bleibe nicht zurück, und thue deine Schuldigkeit, Marzellus! Wenn du mir aber den Schädel einmal herabgeſchlagen haſt; ſodann laſſe mich ungeſtört; denn mein Leib wird ſich von der Erde aufheben, den Kopf in die Hände nehmen, und denſelben in das Kloſter Zeiſigheim tragen.

Dorfr. Gott ſey Dank, daß er aus dem Zimmer iſt.

Four. Sie hätten ihn ſchon längſt hinweg haben können; aber ſie ſelbſt haben ſich mit ihm zu lange, und zu ſehr abgegeben.

Dorfr.

Dorfr. Man hat ja aber doch ſich genau von der Beſchaffenheit dieſes Menſchen überzeugen müſſen.

Four. Durch die Fragen, die ich ihm gemacht habe, war ſchon ſattſam entdecket, daß er ein armer Kerl ſey, der durch das Legendenleſen zum Narren geworden.

Dorfr. Er weis die Legende beinahe auswendig. Der muß ſich recht darein vertieft haben.

Four. So vertieft, daß ſein Verſtand ſchwerlich mehr aus dieſer Vertiefung kommen wird; allein das Kloſter Flockenburg und ſeine Aeltern werden ihn ſchon zu beſorgen wiſſen. Säumen ſie nur nicht, dahin zu ſchreiben. Sie werden ſogleich eine dankbare Antwort, und die Verſicherung bekommen, daß das, was er ihnen unterdeſſen Unkoſten verurſachet, alles richtig werde erſtattet werden. Binnen wenigen Tagen ſind ſie ſeiner los; weil auch von Seite ſeiner Aeltern, und des Kloſters Flockenburg alle Anſtalten zu ſeiner Hinwegbringung werden

ge-

gemacht werden. Unterdessen kann ihn der Bader behandeln, wie solche Leute zu behandeln sind, und auch diesem wird seine Mühe bezahlet werden.

Dorfr. Vier, fünf starke Männer haben gewiß zu thun, bis sie ihm seinen Kogen ausziehen, und ihn säubern.

Jour. Das wird alles der Bader mit einigen Gehilfen richten; und die Säuberung ist sodann bald geschehen, wenn einmal sein Kothen vom Leibe ist. Es war nicht gut, daß sie davon in Gegenwart des Narren geredet haben. Das muß mit ihm gäh vorgenommen werden; und wenn der Bader, mit dem ich vorher reden werde, die Sache so anschicket, daß er einen heiligen Vorwand dazu nimmt; so wette ich, daß sich der Narr selbst auszieht. Bei einer Aderlaß wird er glauben, eines Wundmaales des heiligen Franziskus theilhaftig zu werden; und wenn man ihm vorstellet, daß sich so viele Heilige nackend ausgezogen haben, um sich von anderen geißeln zu lassen, oder sich in kaltes Wasser zu setzen; so

wird

wird er ſelbſt ſeinen Kopf geſchwinder hinwegwerfen, als man es vermuthet.

Dorfr. Ja, ja! Das kann leicht ſeyn. Ewig Schade für dieſen Menſchen; noch ſo ein junger Menſch! —

Four. Und ein hübſcher junger Menſch. Er muß als Frauenzimmer ganz gut ausgeſehen haben; welches die Nonnen um ſo leichter betrogen hat, daß ſie gar nicht vermutheten, ein Mannsbild vor ſich zu haben. Nur itzt macht ihm der Kopf ein fürchterlich Ausſehen.

Dorfr. Der Menſch könnte einem beinahe einen Abſcheu vom Legendenleſen machen; was doch ſonſt meiſtens zur Winterszeit und an Sonn- und Feiertägen auch meine Unterhaltung war.

Four. Verzeihen ſie mir, daß ich die meiſten Legenden, wie ſie geſchrieben ſind, für die albernſten Bücher halte. Es gibt wahrhaftere, auferbaulichere, und lehrreichere Leſebücher, die ein Chriſt leſen ſolle, und woraus

aus er gewiß mit mehrerem Nutzen lernen wird, was er Gott, sich selbst, und dem Nebenmenschen schuldig ist, und was die ächte Frömmigkeit, die Ehrlichkeit, der äussere Wohlstand, die Gerechtigkeit und Billigkeit, die häusliche Gesellschaft, und der Staat von ihm fodert. Dabei bleibt man vernünftig, und dabei kann man so heilig als glückseelig leben.

Dorfr. Sie haben nicht unrecht. — Nun, wenn sie erlauben, so kleide ich mich an, und führe sie noch vor dem Essen ein wenig in unserer Gegend herum.

Four. Gut! Ich gehe nur noch ehe auf meine Kammer. — Kommen sie bald nach.

Dorfr. Ich komme gleich nach.

V.

V.

Der Kloſterpoet.

P. Regens. Mein lieber Pater Servulus! Noch jeder von unſeren jungen Geiſtlichen, die in Studien unter meiner Leitung ſtanden, hat erfahren, daß ich ihm gut gerathen habe.

P. Servulus. Eure Hohwürden Pater Regens ſind bekanntermaſſen ein Feind der Poeſie. Es iſt alſo kein Wunder, daß ſie meine Neigung hiezu nicht unterſtützen.

P. Reg. Ich ein Feind der Poeſie? Da irren ſie ſich ſehr. Ich kann ihnen zeigen, daß ich ſelbſt in meiner Handbibliotheck von dieſem Fache die beſten ſowohl alten als neuen Schriften habe. Ich verſichere ſie auch, daß ich dieſe Schriften mit Luſt geleſen habe, und ſie noch leſe; daß ſie mir zur angenehmſten Erholung ſowohl, als zur Verfeinerung des Verſtandes und des Herzens von jeher gedienet ha-

haben, und daß ich dieselben für eine sehr nützliche Lecktur halte. Aber deswegen werde ich Niemanden anrathen, mit Gewalt ein Poet werden zu wollen, der hiezu keine Anlage hat.

P. Serv. Der Pater Arkadius hatte gewiß hiezu eine Anlage; und doch waren eure Hohwürden Ursache, daß er im Refecktorium einmal bei Wasser und Brod auf dem Boden hat essen müssen, und zwar wegen eines einzigen Gedichtes.

P. Reg. Wegen des Gedichtes nicht, sondern wegen des Gegenstandes, den er zu bearbeiten übernahm, und wegen der schmutzigen Schreibart, mit der er dieses Gedicht verfaßte.

P. Serv. Eure Hohwürden Pater Regens schätzen beinahe keine Verwendung, als die auf Philosophie, das Recht der Natur, und die Geschichte. Im Kirchenrechte, und noch mehr in der Moral, und in der Theologie haben eure Hohwürden ja herumgemustert, daß

es

es erſtaunlich war. Es klekt nicht, wenn ich ſage, daß eure Hohwürden bei zweihundert alte Prediger, Aszeten, Moraliſten, und Theologen aus der Bibliothek genommen, verbrannt, und dafür neue Bücher eingeſchafft haben. Wenn itzt einer von uns jungen Prieſtern mit einem alten Prieſter hierüber zu ſprechen kömmt; ſo verſteht einer den anderen nicht.

P. Reg. Das iſt mir ſehr lieb. Wenn nur meine junge Geiſtliche von denjenigen verſtanden werden, welche ſie als künftige Seelſorger zur Glückſeligkeit werden anzuführen haben; ſo iſt meine Mühe ſchon belohnt, und mein Ziel ſchon erreicht. Mein lieber Pater Servulus! Kloſterbibliotheken und Kloſterſtudien waren, im Durchſchnitte genommen, von jeher elend. Was habe ich für Verdruß auszuſtehen gehabt, bis ich freye Hand bekommen, unſere Kloſterbibliothek beſſer einzurichten? In Leitung der Studien hatte ich nur deswegen freyen Gang, weil ich immer gerade ſolche Obere hatte, die ſich um das gar nicht bekümmerten, was ich die jungen Geiſtlichen lehrte; und weil die-

diese Obern auch die ganze Prüfung nicht verstanden, die ich in ihrer Gegenwart mit euch jungen Geistlichen vornahm. Ich sage es gar nicht aus Stolz und zu meinem Ruhm, daß ihr Gott danken sollet, daß ihr unter meiner Leitung gestanden. Wenige Klostermänner wollen und können sich die Mühe geben; die ich mir mit euch gegeben habe, wenige wollen und können so ehrlich und gründlich unterrichten, als ich euch unterrichtet habe; und in den wenigsten Klöstern werden die Studien von Klostermännern und Lektoren bei was immer für einer äusseren Aufsicht jemals rechtschaffen und nützlich gelehret werden. Die Klosterlektoren werden von allzuvielen Nebenabsichten hingerissen, ihre Lehren nach den Gesinnungen der Klostervorsteher und nach dem Klosterinteresse einzurichten. Werden auch die vorgeschriebenen Bücher vorgelesen; nun so läßt sich ja sagen: Ihr müßt zwar bei der Prüfung vor weltlichen Studiendirektoren, und vor bischöflichen Examinatoren nach denen, in diesen Vorlesebüchern, enthaltenen Sätzen antworten; aber zur Aufrechthaltung der Klöster, ihres Ansehens,

ihres

ihres Vermögensstandes sind diese Sätze nicht. Die Religion unserer Väter gieng dabei zu Grunde; die, von uns eingeführten Andachten würden verachtet, und vergessen; die gemeinsten Leute, wenn solche Gesinnungen verbreitet würden, würden uns nicht mehr anhangen, sondern als Vernünftler vielmehr über uns spotten. Kurz! Die gemeinsten Leute würden bald über uns aussehen, und Ehre sammt Einkünften wäre für alle Klöster verlohren.

P. Serv. Aber sagen mir eure Hohwürden zur Güte; haben wir nicht schon itzt an unseren Einkünften und an unserem Ansehen erstaunlich verlohren? Wenn das Ding so fortgeht, so sind wir Klostergeistliche in kurzer Zeit hinweg.

P. Reg. Wir werden nicht hinweg seyn. Sondern wir werden Gott und dem Staate nützlichere Dienste leisten können. Eben deswegen sähe ich gern, wenn mein Pater Servulus sich auf die, einem Geistlichen nöthigen

Wissenschaften mehr verwendete. Ich rede nur zu ihrem Nutzen, und deswegen kann es sie nicht verdrüssen, daß ich offenherzig sage, ihnen sey es höchst nothwendig, in diesen Wissenschaften dasjenige nachzuholen, in welchem sie unter meinen übrigen Schülern dergestalt zurückgeblieben sind, daß, wenn es auf mich angekommen wäre, sie noch nicht zum Priester wären geweihet worden. Folgen sie mir, und wiederholen sie wenigstens izt fleissig das, was sie vernachlässiget haben.

P. Serv. Bei aller Anstrengung würde ich dieses nicht nachholen können. Mein Kopf ist einmal nicht zu finsteren Wissenschaften. Gott sey Dank! daß ich so weit gekommen, daß ich im Kloster mit Meßlesen mein Brod verdiene. Zu dem endlich, daß ich auch noch zum Beichtstuhl approbirt werde, will ich mich entschliessen, die Moral durch ein paar Stunden des Tages wieder herzunehmen; die übrige Zeit aber muß ich auf die Poesie verwenden. Dahin geht einmal meine ganze Neigung; und auch mit der Poesie kann ich der Religion und

dem

dem Staate nützlich werden, und dem Kloſter Ehre machen.

P. Reg. Gar kein Zweifel, daß ein Dichter der Religion und dem Staate ſehr nützlich werden könne, wenn er zum Ziel ſeiner Arbeiten hat, ächte Grundſätze in Rückſicht auf Religion und das gemeine Beſte zu verbreiten; die Leute aufzuklären; ihre Herzen zu bilden; ihnen die Mittel zu zeigen, wodurch ſie hienieden, und jenſeits des Grabes glücklich werden; ihnen einen Abſcheu vor allem dem zu machen, was der Vernunft, einer reinen Religion, der häuslichen und bürgerlichen Glückſeligkeit entgegen geſetzet iſt. Der ernſthafteſte Philoſoph, der ſtrengſte Sittenlehrer, der eifrigſte Prediger bringt oft bei dieſem und jenem das nicht zuwegen, was der angenehme Dichter von ſeinem Leſer erhält. Aber eben zu einem ſolchen Dichter gehöret nicht nur, daß er die Regeln der Dichtkunſt wiſſe; ſondern es gehöret auch hiezu natürliche Anlage und Lebhaftigkeit, Verſtand und Witz, Sachen- und Menſchenkenntniß, Kenntniß der beſten alten und neuen Dichterſchriften, Beleſenheit in der

alten und neuen Geschichte, Verwendung und Übung, Reichthum und Mannigfaltigkeit an richtigen Worten und richtigen Gedanken, und die Geschicklichkeit, mit solchem Feuer, solchem Schwung, und solchem Reize zu schreiben, daß der verständige Leser dabei nicht lange Weile und Schlaf, oder wohl gar Eckel bekomme; sondern vielmehr an dem Schönen, Annehmlichen, und Körnigten eine anhaltende Nahrung und Erfrischung für seinen Geist finde.

P Serv. Was eure Hohwürden bei den anderen Wissenschaften immer zu fodern pflegen, das fodern sie nun auch in der Poesie. Bei euern Hohwürden soll man in jeder Wissenschaft, die man vor sich nimmt, schon Anfangs die Absicht haben, der Vollkommenste zu werden. Die Talente sind bei allen Leuten nicht gleich. Einer hat mehr bekommen, einer weniger. Ich glaube, es sey genug, wenn man nur die Talente nicht vergräbt, die einem zu Theil geworden sind.

P. Reg.

P. Reg. Das glaube ich auch. Aber wenn eine Kunst, eine Wissenschaft, ein Gegenstand, so man vor sich nehmen will, mehrere und gröſſere Talente fodert; so ist es ja Unsinn; wenn man sich mit einem einzigen und geringen Talente darüber hermacht. Wenn jemand um das Talent seiner Stärke nicht zu vergraben, eine Last heben wollte, wozu ihrer vier gehören, wäre das nicht Unsinn? Mit den Kräften des Geistes ist es ebenso. Hat man die Geisteskräfte nicht, um eine Wissenschaft vom Grund aus sich eigen zu machen; so soll man sein geringes Talent anderswohin verwenden. Es darf deswegen nicht vergraben werden. Der mit seinem geringen Talente ein Woll- oder Flachsspinner wird, verdient mehr Lob, und ist ein, dem Staate nützlicherer Mensch, als wenn er mit einem solchen Talente unnütze und elende Hirngespinnste hervorbrächte. Mein lieber Pater Servulus! Leider haben so viele klösterliche Schriftsteller über Philosophie, Moral, Kirchenrecht, Theologie, geistliche Beredsamkeit, Geschichte, Andachts- Erbauungs- Betrachtungs- und Unterrichtsbücher mit einem einzigen sehr geringen Talente sich hergemacht;

und

und die Folge war, daß bei zunehmender Aufklärung ihre Schriften zu den Kässtechern, Gewürzhändlern, Tobackkrämmern, Pastetenbäckern, und Papiermachern kamen. — Aber sagen sie mir nur; was für Gegenstände wollen sie denn mit aller Gewalt besingen?

P. Serv. Lauter geistliche Gegenstände, die zur wahren Andacht und Heiligkeit führen.

P. Reg. Dem Pater Arkadius habe ich wohl selbst gerathen, daß, weil er Neigung und Anlage zur Poesie hat, er sehen solle, es dahin zu bringen, daß er uns bessere und mannigfaltigere Kirchenlieder liefere. Kirchenlieder sind zur Erhebung des Gemüthes, und zu dessen Heftung an die Gegenstände der Andacht, zur Hindannhaltung der Zerstreuungen, zur Erweckung der Anmuthungen, zur Befestigung ächter Religionsbegriffe, und zur dauerhaften Bewegung des Herzens das fähigste und nützlichste Gemeingebeth; wenn nur dabei Verstand und Wohlklang dergestalt mitsamm übereinstimmen, daß jener durch diesen noch mehr erhoben wird; und wenn eine Mannigfaltigkeit

und

und Abwechslung der Lieder nach den verschiedenen Andachtsgegenständen, Festtägen, und kirchlichen Zeiten eingeführet ist. Immer dasselbe Kirchenlied (besonders wenn es noch dazu weder am Wohlklange etwas besonderes ist) bei jedem Gottesdienste, und in jeder Kirchenzeit daher singen, müßte zuletzt den Leuten das Kirchengesang mehr eckelhaft machen, statt dessen, daß sie dafür eingenommen werden sollten; oder es wird zuletzt ein ebenso maschinmäßiges Gesang herauskommen, als viele das angewöhnte Rosenkranzgebeth, oder die angewöhnten Gebethe aus ihrem Palmgärtlein, oder Himmelsschlüssel maschinmässig unter Zerstreuungen, ohne Verstand, und ohne Rührung daher sagen.

P. Serv. Mit Kirchenliedern werde ich mich niemals abgeben. Erstens bin ich schon für das nicht eingenommen, daß man an Kirchengesänge gewöhnt werden solle. Die Leute sollen nur ihre Rosenkränze und die angewöhnten Gebethe bethen. Das Singen, und besonders die neuen Kirchenlieder halte ich für keine recht katholische Bethart.

P. Reg.

P. Reg. Aber mein lieber Pater Servulus! Sie werden doch uns Geiſtliche nicht beſchuldigen, daß wir nicht die ächte katholiſche Bethart haben? Die Domherrn ſingen; wir Kloſtergeiſtliche haben oft bis zum Blutſpeien durch ſoviele Chorſtunden ſingen müſſen; der Prieſter beim Hochamte ſingt, und der katholiſche Kirchengebrauch fodert, daß ihm die Muſikanten auf dem Chor auch ſingend antworten. Nur die Weltlichen herunten in der Kirche ſollen nicht ſingen, die ſollen ſchlechter ſeyn, als des Paters Servulus ſein Gimpel, mit dem er ſich ſo viele Mühe gab, bis er ihn ſingen lehrte? Hat denn David, da er geſagt hat: **Singet dem Herrn ein neues Lied** * dieſes nur den Geiſtlichen geſagt? Sollen an Religionslieder beim Gottesdienſte nicht auch Weltliche gewöhnt werden? Sollen dieſe beſonders an neue und verbeſſerte Religionslieder ſich nicht gewöhnen laſſen? Wohin denken ſie, mein lieber Pater Servulus! In den erſten Zeiten der

* Pſalm XXXII. V. 3.

der Kirche hat das Volk beim Gottesdienſte meiſtens geſungen, und zwar mit den Geiſtlichen geſungen. Haben ſie denn das vergeſſen, was ich ihnen hievon bei den Lekzionen aus der Kirchengeſchichte, aus der Geſchichte der Kirchengebräuche, und aus den kirchlichen Alterthümern erkläret habe; * und woherſie helfen ſollten, daß Alte und Junge; Männer und Weiber; Kinder und Erwachſene bei dem Gottesdienſte recht ſchön zuſammgeſungen haben?

P. Serv.

---

* Olim omnes in unum congregari communi voce cantabant, quod & nos hodie facimus. — Fœminæ, & viri, & Senes, & juvenes diſtincti ſunt & Sexu & ætate, non tamen diſtincti ſunt ratione concentus. Unicujusque enim vocem Spiritus temperans unam ex omnibus conficit melodiam. Chryſoſtomus hom. XXXVI. in 1. cor. pag. 405. edit. Francof. hom. in Pſalm. CXLV. tom. III. pag. 716. edit. Francof. Reſponſoriis Pſalmorum, cantu virorum, mulierum, virginum, parvulorum conſonans undarum fragor reſultat. Ambros. Hexamer. L. III. c. V.

P. Serv. Aber die neumodiſchen Kirchen-geſänge! Gott verſtünde uns wohl auch, wenn wir nach der altdeutſchen Sprache, und nach den alten Liedern ſängen.

P. Reg. Gott verſtünde uns, mein lieber Pater Servulus! wenn wir auch gar nicht ſängen, oder wenn wir keine Roſenkränze, keine Gebethe aus den Gebethbüchern daher ſagten. Steht nicht geſchrieben: Du aber, wenn du bethest; ſo gehe in deine Schlafkammer, und ſchlieſs die Thüre zu, und bethe zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der in's Verborgene ſieht, wird es dir vergelten öffentlich. Wenn ihr aber bethet, ſollet ihr kein leeres Gewäſch brauchen, wie die Heiden; denn ſie vermeynen, daß ſie durch ihre viele Worte erhöret werden; darum ſollet ihr euch ihnen nicht gleich ſtellen, denn euer Vater weis wohl, was euch vonnöthen iſt, ehe, dann ihr ihn bittet. [b] Das öffentliche laute Gebeth und Ge-

[b] Matth. VI. 6. Segq.

Geſang iſt wegen uns ſelbſt, damit wir uns gegenſeitig zur Anbethung Gottes aufmuntern, und in vereinigter Andacht einer den anderen zu ächten Begriffen von Gott, zum Glauben an ihn, zur Hofnung auf ihn, zur Liebe gegen ihn, zu dem, ihm ſchuldigen Dank, und zur äuſſeren Bekenntniß aller übrigen, ihm ſchuldigen Pflichten, Stärkung, Bewegung, und Beiſpiel gebe. Wenn wir Menſchen unter uns von anderen Gegenſtänden und Geſchäften reden, oder ſchreiben, bedienen wir uns wohl noch der rohen und ungeſchlachten Rede- oder Schreibart, der man ſich vor Zeiten bediente? Sollen wir alſo nur damal, wenn wir von Gott miteinander reden und ſingen, immerfort, wie zu Zeiten der, noch nicht verbeſſerten Sprache, roh und ungeſchlacht reden oder ſingen? — Es iſt uns gewiß angenehm, daß unſere dermalige Bildhauer, Maler, und Kupferſtecher die Kruzifixe und andere fromme Vorſtellungen beſſer und feiner auszuarbeiten und auszudrücken wiſſen, als es die alten konnten; warum wollen wir denn alſo nicht auch an dem ein Wohlgefallen haben, daß die Reden, die Geſänge, die Gebethe, worinn wir unſere Begriffe

griffe von Gott einander gewöhnig mittheilen, gleichfalls mit beſſeren Ausdrücken verfaſſet und verrichtet werden? Ungezweifelt würde man den für einen Wahnwitzigen halten, welcher behaupten wollte, die Religion habe dadurch ſehr gelitten, daß itzt die Kirchen nicht mehr nach gothiſcher Art gebauet werden. Ich kann mich alſo des Urtheiles nicht enthalten, daß diejenigen wenigſtens erzdumm, wo nicht wahnwitzig ſind, welche zum Weſentlichen ihrer Religion noch die alten Lieder fodern, und ſich deswegen zu neuen Liedern nicht bequemen wollen. Sind neue und der Sprache nach verbeſſerte Lieder dem rechten und reinen Glauben entgegen; ſo ſind die Chriſten ſchon vorlängſt, nämlich auch bei den vorigen Liedern keine Rechtgläubige mehr geweſen; denn die vorigen Lieder gegen die Lieder des neunten und zehnten Jahrhunderts, und gegen die Lieder des weiſſenburgiſchen Mönches Otfrieds waren auch neu.

P. Reg. Dieſelben Lieder verſtünde kein Menſch mehr.

P. Reg.

P. Reg. Warum?

P. Serv. Weil sich die Sprache seitdem so sehr geändert hat. *

P. Reg. Ganz recht. Hat sich aber deswegen auch die Rechtgläubigkeit geändert, weil man bei verbesserter Sprache von gothischen Liedern abgelassen, und verbesserte Lieder angenommen?

P. Serv. Das eben nicht.

P. Reg. Nun! So kann man auch itzt, ohne der Religion zu nahe zu treten, bei noch mehr verbesserter Sprache, noch mehr verbesserte Kirchenlieder annehmen. Wäre dieses nie erlaubt gewesen; so hätte das Volk nun in den Kirchen gar zwo unverständliche Sprachen. Das Lateinische, was wir Geistliche, als wenn wir noch Geistliche des alten Laziums wären,

bei

* Ut Sylvæ foliis pronos spoliantur in annos, primo cadunt, ita verborum vetus interit ætas. Hor.

bethen und ſingen, verſteht das Volk ohnehin nicht; und wenn noch dazu vom Volke immerfort hätte gothiſch geſungen und gebethet werden müſſen; ſo verſtünde auch das Volk ſein Gebeth und Geſang nicht mehr, weil ſich die Sprache ſo ſehr verändert hat.

P. Serv. Wegen meiner ſoll neue Kirchenlieder machen, wer will. Meine Sache ſind nur Heldengedichte.

P. Reg. Heldengedichte? Da nehmen ſie was Groſſes über ſich.

P. Serv. Luſt und Lieb zu einem Ding, macht alle Müh und Arbeit ring.

P. Reg. Aber ſie werden ſich ja noch auf das zu erinnern wiſſen, Pater Servulus! was ihnen der Pater Jovita ſchon ſo oft vorgeworfen, nämlich, wie ſie im vorigen Jahre in der Vakanzzeit ſich den andere, jungen Geiſtlichen ihren Mitſchülern angetragen haben, einen Eyerkuchen auf die Jauſen zuzubereiten. Alles hatte Luſt und Lieb zum Eſſen, und ſie

hat-

hatten Luſt und Lieb zum Kochen mit Vorgeben, daß ſie noch als Novitz dieſes dem Koch vortreflich abgelernet haben. Wie aber der Eyerkuchen auf der Tafel war, ſo hat bei aller Luſt und Liebe keiner davon etwas eſſen können, weil der Kuchen angebrannt war, und einer ſtinkenden Schmier glich. Sehen ſie, daß mit Luſt und Liebe nicht einmal bei einem Eyerkuchen, zugeſchweigen bei einem Heldengedichte alles ausgerichtet iſt. Was wollen ſie denn für Helden beſingen?

P. Serv. Die Heroen und Helden unſerer Religion. Ich weis nicht, warum ein Ulisses, ein Telemach, ein Aennäas, und andere ſolche Kerls heidniſcher Zeiten ihre Heldengedichte haben ſollen; und warum die Helden unſerer Religion nicht ebenſo ſollen beſungen werden dürfen. Ich weis nicht, warum nur immer aus Ovids Fikzionen und Verwandlungen der Stof heraenommen werden ſolle, da uns die Legendenſchreiber dergleichen Thaten und Verwandlungen in der Menge liefern.

P. Reg.

P. Reg. Pater Servulus! Sind sie noch bei Verstande, oder schon von Sinnen? Ich will doch nicht erwarten, daß sie uns eine Legende der Heiligen in Versen liefern?

P. Serv. Auf einmal freilich nicht; aber nach und nach werde ich doch eine Legende zusammbringen; denn ich habe mir einmal vorgenommen, über einen jeden Heiligen ein Heldengedicht zu machen, und in dasselbe alles dasjenige hinein zu bringen, was von diesem und jenem Heiligen in der Legende enthalten ist.

P. Reg. Was fällt ihnen ein? — Sie träumen ja?

P. Serv. Ich träume ganz und gar nicht; ich sehe mit offenen Augen, wie die Heiligkeit bei den Leuten nachläßt, und wie auch diejenigen, welche noch Legenden lesen, dieselben schon nicht mehr mit solcher Erbauung und Nachahmungsbegierde lesen, mit welcher die Legenden vormal gelesen worden. Man muß also eine neue Schreibart einschlagen, um die Lesung der Legende in den vorigen Gang zu bringen;

gen; und das wird am ſicherſten erreichet, wenn man das, was die Legende anführet, in Lieblingslieder des Volkes bringet.

P. Reg. Sie ſagten aber erſt von Heldengedichten; dazu ſind ja Volkslieder nicht geeignet?

P. Serv. Das Gedicht bleibt immer ein Heldengedicht, weil darinn die Thaten eines Helden beſungen werden. Sollte ich gewiß wie Klopſtock ſchreiben? Der Pater Arkadius gab mir neulich etwas davon zu leſen. Ich verſtand kein Wort darinn. Meine Arbeit iſt auf den Volksnutzen hingerichtet; ſie muß alſo vom Volke verſtanden, und nach den Lieblingsliedern des Volkes verfaßt werden. Eure Hochwürden Pater Regens werden ſchon ſehen, daß meine Gedichte rechte Gedichte ſeyn werden.

P. Reg. Gewiß werden ſie in dieſem Verſtande Gedichte ſeyn, daß ſie viel Erdichtetes enthalten; weil die Legenden ſelbſt von Erdichtungen voll ſind. Aber Heldengedichte,

und ſolche Gedichte werden ſie nicht ſeyn, die zur Ehre der Heiligen, zur Ehre unſerer heiligen Religion, und zur Ehre des Authors gereichen.

P. Serv. Dafür laſſen eure Hochwürden mich ſorgen. Ich wette, daß die Meſſiade des Klopſtocks nicht von ſo vielen geleſen worden iſt, oder noch geleſen wird, als viele meine Egidiade, Antoniade, Arſeniade, Konradiade, Gutlaziade, Makariade, Malchiade, Pachomiade, Onuphriade, Paphnuziade, Reineriade, Romualdiade, Simeoniade, Theobaldiade, Theodoſiade leſen werden; denn die heiligen Einſiedler und Waldbrüder beſinge ich am erſten. Sodann gehe ich erſt über die Ordensſtifter und Kloſterheiligen, und liefere eine Benedictiniade, Bernhardiniade, Prämonſtratenſiade, Dominikaniade, Franziſziade, Karmelitiade, Jeſuitiade, Piariſtiade, wie auch eine Nonneniade, und ſo weiter. Mit den Apoſteln und auch mit den heiligen Vätern und Kirchenlehrern werde ich mich nicht abgeben; denn erſtens iſt von den Apoſteln

lange

lange nicht soviel, als von den heiligen Einsiedlern und Klosterleuten in der Legende enthalten; zweitens erzielet man bei dem Volke vielmehr mit diesen als mit jenen eine Nachahmung, und eine Neigung für die Klöster und Klostergeistlichen.

P. Reg. Pater Servulus! Sie zwingen mich, den Pater Prior zu bitten, daß ihnen noch heute zur Ader gelassen werde.

P. Serv. Nein! Dafür bedanke ich mich, daß ich mir sammt dem Blute auch mein poetisches Feuer abzapfen lassen sollte.

P. Reg. Was wollen sie denn von einem poetischen Feuer sagen? Ich sehe noch nicht einmal eine Funke davon, sondern ich rieche nur etwas, was sich angebrannt hat; und dieses ist verläßlich in ihrem Kopfe vorgegangen. Mein lieber Pater Servulus! Wenn sie doch mit aller Gewalt ein Versemacher seyn wollen (denn ein Poet werden sie nimmermehr werden) so fangen sie an, erst die deutsche Proso-

die zu lernen; denn ich wette, daß sie nicht einmal von dem Silbenmaasse etwas wissen.

P. Serv. Darum bekümmere ich mich wenig, wenn sich nur die Endsilben reimen; auf das sieht das Volk hauptsächlich.

P. Reg. Sie nehmen sich also die arabischen Poeten zum Muster, die schon um die Zeiten Mahomeths herum gereimte Verse gemacht haben, ohne eine gewisse Silbenzahl, oder ein Silbenmaaß zu beobachten? Diese Gedichte werden wunderlich aussehen. Die Legendenschreiber sind zwar auf vielen Unsinn verfallen; aber auf diesen verfielen sie doch nicht, die Legende in Reimen herauszugeben.

P. Serv. Man sieht aber doch, daß sie hiezu Lust gehabt hätten. Der Pater Kochem führet gar schön die Verse an, die der heilige polnische Königssohn Kasimir zu Ehren der Mutter Gottes gemacht hat, und die also lauten:

Alle

Alle Tage ſing und ſage
Lob der Himmelskönigiñ;
Ihre Feſta, ihre Geſta
Ehr mein Seel mit Muth und Siñ.

Ebenſo führt er am heiligen Chriſttag die Verſe an, die der Gott Apollo ſelbſt zum Kaiſer Auguſtus geſagt hat.

Ein jüdiſch Kind, der Götter Gott
Vertreibt, und bringt mich in die Noth,
Daß ich muß in die Höllenpein
Meins Opfers magſt nun ledig ſeyn.

P. Reg. Das iſt was Schönes, daß es Gott erbarm. Mich wundert nur, daß ſelbſt der Gott der Dichter ſo elende Verſe gemacht hat, als ſie elend von dem Legendenſchreiber in das Deutſche überſetzet worden ſind.

P. Serv. Auch der Pater Jakob Schmied aus der Geſellſchaft Jeſu Prieſter trat da und dort in ſeiner Dienſtbothenlegende als Poet auf. Beim heiligen Hofbedienten Apollo ſingt er alſo: *

Wer

* Pag. 60.

Wer sich der Tugend Preis will
geben,
Meid nur Palläst, meid das Hof-
leben.

Bei der heiligen Christina einer apostolischen Dienstmagd und Leibeigenen: *

Schon öfters hat ein Heldenthat
Ein schwaches Weib erwiesen,
Darum sie dann trotz einem Mann
Von allen wird gepriesen.

Bei einer unbekannten heiligen Magd, die mit dem anderen Geschlechte etwas unbehutsam gewesen; und von einem Singer oder Musikanten zum schändlichen Fall gebracht worden: **

Was braucht es vigl, dieß Tugend-
ziel
So hoh nit hätt erstiegen
Wann sie zumal nit wär im Fall
Der Schwachheit unterliegen.

P. Reg. Eins schöner, als das andere. Diese Poeten sehen sie also als ihre Klassiker an?

* Pag. 113.

** Pag. 6. des 3ten Theils.

an? Verzihen ſie mir; die Heldengedichte, die ſie von Kloſterheiligen herausgeben wollen, werden ausſehen, wie die Lieder vom baieriſchen Hieſel.

P. Serv. Hat ſich nicht aber doch jeder von dem Volke bemühet, ein Lied vom baieriſchen Hieſel zu bekommen? Nun ſo werden ſie ſich auch um meine Gedichte bewerben; und eben dadurch iſt meine Abſicht erreicht. Ich habe aber ſchon auch über einzelne Gegenſtände der wahren Andacht Oden unter den Händen; die Heldengedichte haben nur den Vorzug bei mir.

P. Reg. Darf ich um einen ſolchen Gegenſtand der wahren Andacht fragen, welchen ſie in Reimen dem Volke vorlegen wollen?

P. Serv. Aber eure Hochwürden müſſen vor der Zeit zu Niemanden etwas davon ſagen; damit nicht etwa andere mir mit Bearbeitung des nämlichen Gegenſtandes zuvorkommen.

P. Reg.

P. Reg. Sie dürfen sich auf mich verlassen, ich sage kein Wort davon.

P. Serv. Nun ich habe eine Ode unter den Händen, womit ich die gottseelige französische Klosterfrau Margarita Alakok besinge, welche dem Jesuiten Pater Kolombier die Offenbarung entdecket hat, in welcher sie von Gott selbst in der Herzjesuandacht, als in einer, Gott wohlgefähligsten Andacht unterrichtet worden. Ich lasse in dieser Ode das Herz Jesu selbst mit den übrigen fünf Wunden reden. Ich habe eine kleine Fikzion dabei, wie die Füsse mit ihren Wunden darüber stampfen, daß eine neue Andacht mit dem Herzen aufkommen solle; und wie die Hände mit ihren Wunden bald eingestimmet hätten, diese Andacht hinweg zu tauchen. Aber alle die heiligen Mönche und Nonnen, welche auch die fünf Wundmaalen bekommen haben, sind der Nonne Alakok, und dem Pater Kolombier zu Hilfe gekommen, damit die Herzjesuandacht durchgesetzet werde.

P. Reg. Itzt muß ich mit meinem Pater Servulus ernsthaft reden. Die göttliche Liebe

Je-

Jesu zu uns Sündern ist doch nicht eine besondere Person, sondern die Eigenschaft unseres Erlösers; denn er war der, der uns Sünder liebte. Nur er verdient also wegen dieser Eigenschaft unsere Verehrung; nicht daß seine Liebe als etwas von ihm abgesondertes auch besonders verehret werden sollte. Nicht das Stück Fleisch, welches man Herz nennet, sondern Jesus liebte uns; also müssen wir unseren Heiland nicht in Stücke zerlegen, und die fleischernen Stücke zu abgesonderten Gegenständen der Anbethung machen. Nicht einer göttlichen Offenbarung, sondern dem Hirngespinnste einer miltsüchtigen Nonne, und dem Fanatismus oder den Ränken des Jesuiten Kolombiers hat die fleischene Herzjesuandacht ihren Ursprung zu danken. Ich übereile mich gar nicht in diesem Ausspruche; denn selbst in Rom ist im Jahre 1771 gegen diese Andacht eine warnende Abhandlung erschienen. * Im Ver-

* Camilli Blasii Auximatis I. U. D. & in romana curia Advocati de festo cordis Iesu dissertatio commonitoria cum notis & monumentis selectis regnante beatissimo Pontifice Clemente XIV. apud Bened. Franzesi.

Verzeichnisse derer zu Rom verbothenen Bücher, so im Jahre 1758 unter Benedikt dem vierzehnten auf Befehl in Druck gegeben worden, steht schon ein Buch von dieser Andacht zu dem fleischenen Herzen Jesu, welches von einem Jesuiten geschrieben, * und schon den eilften März 1704 von dem Papsten verdammet worden. Auch im Jahre 1770 ist zu Bononien im päpstlichen Staate ein Bild verworfen worden, wo das Herz Jesu mit zwölf auf zwölf monatliche Betrachtungen und Verehrungen rings um dasselbe angebrachten Geheimnissen vorgestellet war. So geht es mit der Andacht in Sinnbildern. Anstatt dessen, daß das Herz nur für ein Sinnbild der Liebe Christi gelten, und uns der schuldigen Verehrung des Erlösers selbsten nur erinnern sollte, wird daraus eine Andacht zum fleischenen Herzen gemacht, und ewige Schande für uns Mönche! worunter die Jesuiten nicht nur vermög ihrer Privilegien, son-

* Devotion au sacre Coeur de S. S. S. I. C. par un Pere de la compagnie de Iesus.

sondern auch vermög ihrer, in allen Stücken, wo sie **vom Mönch- und Mendikantenseyn** Vortheil hatten, über den Mönchslaist gezogenen Arbeiten immer vorzüglich gehörten; durch uns Mönche ist der Leib unseres heiligsten Erlösers dergestalt zerstücket worden, daß man sogar Kreuze sieht, woran nur die zwo Hände, die zween Füsse, und das Herz hangen, als wenn Christus wäre zerviertheilet, und zerstücket worden, und als wenn das fleischene Herz sowohl, als jede fleischene Hand von ihm, jeder fleischene Fuß von ihm besonders verehret werden solle.

P. Serv. Habe ich doch aber schon genug Gebethe zum Herzen Jesu, wie auch zu den fünf Wunden gesehen, und gelesen; kann also der gute Katholik mit dem fleischenen Herzen Jesu, mit den fleischenen Händen und Füssen Jesu reden; so kann ich als Poet ja auch das Herz, die Hände, und Füsse antworten lassen.

P. Reg. Ich sage ja nicht, daß der Pater Servulus der erste ist, der diesen Unsinn, diese abgöttische, von Päpsten selbst verbothene,

ne, und die menschliche Vernunft sowohl, als die Religion herabwürdigende Andacht eingeführet hat. Die Antwort des Herzens, der Hände, und der Füsse Jesu ist gewiß von ihnen, mein Pater Servulus! nicht dümmer ausgedacht, als die Anrede und das Gebeth an dieselben schon von anderen vor ihnen ausgedacht worden. — Wie doch ein weltlicher Landesfürst dareinsehen würde, wenn man Bittschriften an seinen rechten oder linken Fuß, an seine rechte oder linke Hand stilisirte; oder wenn man sich erbäthe, bei seinem linken Fuß zur Audienz gelassen zu werden; und dann an den linken Fuß des Landesfürsten eine Anrede hielte.

P. Serv. Aber ein anderes poetisches Gespräch in Prosa habe ich gestern vollendet, das wird euern Hochwürden gewiß gefahlen.

P. Reg. Wenn abermal nur Hände und Füsse darinn reden, statt dessen, daß man jemanden mit einem Kopfe darinn sieht; so wird es mir eben so wenig gefahlen.

P. Serv.

P. Serv. Bei diesem Gespräche fehlt es nicht an Köpfen, und zwar Teufelsköpfen.

P. Reg. Ja, ja! Das kann seyn, daß das ganze Gespräch, wie man sagt, zum **Teufelholen** ist.

P. Serv. Vom Teufelholen ist wirklich etwas dabei, denn ich stelle darinn eine Prüfung vor, welche in der Hölle in Gegenwart des Luzifers unter dem Vorsitze des höllischen Herrn Professors Baals mit den kleinen Teufeln ist gehalten worden, um zu sehen, ob sie in dem Studium, die Heiligen zu plagen, Progressen gemacht haben.

P. Reg. Legendenmässig ist dieser Gedanke gewiß. Wer kömmt denn also bei dieser Prüfung zum Vorschein; und was wird dabei abgehandelt?

P. Serv. Nun, wie ich sagte, der Luzifer, unter dessen Auspizien die Prüfung gehalten wird, der Professor Baal, der den

Vor-

Vorsitz bei der Prüfung hat, und sechs kleine Teufel, welche geprüfet werden, nämlich der Kornutel, der Kaudatel, der Torquenzel, der Flammanzel, der Luktuosel, und der Negerl.

P. Reg. Was das doch für verzweifelt kindische Namen sind.

P. Serv. Nun für kleine Teufeln mußte ich ja kindische Namen nähmen.

P. Reg. Gibt es denn aber kleine und kindische Teufel?

P. Serv. Sehen eure Hohwürden nur die Legende an; was für kleine Teufel dort im Kupfer gestochen sind; einige sind gar wie die Goldkäfer, ja wohl gar wie die Mucken.

P. Reg. Sind auch Zuhörer bei dieser Prüfung?

P. Serv. Das Auditorium ist erstaunlich. Erlauben eure Hohwürden; ich habe das Manuskript bei mir. Ich will es herauslesen; denn

denn auswendig wüßte ich selbst nicht alles zu sagen, was ich geschrieben habe. — Der dreiköpfige Professor Baal hat allein unter sich 66 Legionen Geister; und eine jede Legion enthält 6666, hiemit machen diese allein schon 439.956 höllische Geister aus. Allen diesen hat der Herr Professor erlaubt, der Prüfung zuzuhören. Auch wurde einem Gaste erlaubt, nicht nur selbst zu kommen, sondern auch seine Untergebene mitzubringen. Da kömmt also der alte graubärtige Agores ein orientalischer Herzog und Habichtsträger mit 31 Legionen Geister. Der Teufel Byleth ein Liebhaber der Musick, der sonst auf einem Falbenpferd reitet, und die Trompete bläst, auch von den Exorzisten in einen Kreis gebahnet werden muß, weil er ein Spötter der Menschen ist, mit 85 Legionen Teufel. Zaloes auf einem Krokotill reitend, so die Männer zur Weiberliebe reizet, mit 37 Legionen. Der Borbas, oder vielwissende Löw genannt, mit 36 Legionen. Der nachtrappichte Busas, so sich meistentheils um den eingefallenen babilonischen Thurm aufhält, mit 26 Legionen zänkischer Teufel, worunter drei zum Oppugniren bei der Disputazion

kazion eingeladen waren. Der groſſe drachenſchwänzige, wolfsmauligte Aaman mit 40 Legionen feuerſpeiender Teufel. Zepar ein, in langen Hoſen prangender Teufel, der die Menſchen verderben, und unfruchtbar machen kann, mit 26 Legionen Teufel. Der vogelgeſangsverſtändige Barratos, der auch Feindſchaften anſtiftet, mit 30 Legionen. Der ſtarke Bioſoin, der das Zukünftige weis, mit 50 Legionen. Der beruffene Stolas, der in den Nächten herumtrappet, mit 26 Legionen. Der Bous mit groſſen giftigen Zähnen und langen Hörnern, ſo ſich in einen Menſchen verwandeln kann, mit 60 Legionen. Der Edelgeſtein- und Metallenkenner Barthimalili Marthim mit einem langen Schlangenſchwanz ſonſt auf einem Faldenpferd reitend, mit 30 Legionen. Purſon ein König der verborgenen Schätze mit einem Löwengeſichte ſonſt auf einem Bären reitend. Eligor der Kriegsanzettler mit 60 Legionen. Furkas ein Teufel in Geſtalt eines Landknechtes mit einem langen grauen Bart und einem ſcharfen Pfeile in der Hand, ein künſtlicher Teufel und ſtark in der Praxis, mit 20 Legionen. Haiphas in Geſtalt eines

Stor-

Storchen, mit 26 Legionen; Ein Zurichter der Waffen Forcas, ein Teufel, der ungeſtüme Winde macht, mit Greifenflügel, hat 30 Legionen unter ſich. Vine ein Teufel, der zugleich Graf iſt, formirt wie ein Löw auf einem ſchwarzen Roß reitend, hält in der Hand eine Natter ſtatt der Peitſche, und macht die Wäſſer anlaufen, hat dermal keine gewiſſe Anzahl der Teufel unter ſich, und iſt folglich indeſſen Quieszent. Gambion, der die Seelen der Ertrunkenen den Exorziſten verſtellt, in Geſtalt eines Pferdes, mit 30 Legionen. Orias ein reitender Löw mit einem Schlangenſchwanz voll Unheiles, mit 30 Legionen. Marbefor der Fürſt der Verzweiflung, mit 10 Legionen. Der groſſe Merax in Ochſengeſtalt, der die Aſtronomie beweinet, mit 30 Legionen. Der großſinnige Ipos mit Gänsfüßen und Haſenſchwanz, mit 36 Legionen. Der wohlberedte Naberus ein Verderber der Prälaten in Rabengeſtalt, mit 19 Legionen. Der Glaſya Labolos mit Greifenflügeln, der die Leute unſichtbar machen kann, mit 36 Legionen. Der Bitru in Geſtalt eines Leopardens mit Greifenflügeln, der auch ſchöne Geſtalten annim-

men kann, um die Weiber zum Vorwitz und zur Geilheit zu verleiten; iſt auch der Vorſteher des Weibergeſchwäges, mit 300 Legionen. Paiman, der ſonſt auf einem Tromentharthiere reitet, wenn er den Exorziſten erſcheinet, ein Geiſt der Hoffart und der Ränke, mit 200 Legionen. Bune in Geſtalt eines dreiköpfigen Drachens, der unter den Todten herum rumort, und mit Reichthum umgeht, mit 30 Legionen. Forneus der Anführer unnützer Freunde in Geſtalt eines Meerwunders, mit 29 Legionen. Beol ein Lügengeiſt und Vorſteher der Alchimiſten und Schwarzkünſtler, mit 26 Legionen. Forcam, von welchem die Leute unſichtbar, gelehrt, und beſonders in der Ethik und Logik wohl inſtruiret werden können, mit 29 Legionen. Gromori in Weiberkleidung auf einem Kameel reitend, ein Verführer der Weiber und Jungfrauen, und Entdecker aller verborgenen Dinge, mit 2 Legionen. Dekorabia formiret wie ein Stern, verjagt den Exorziſten die Vögel, mit 30 Legionen. Ambduszias der Einhorn ein Verführer der Dienſtbothen, mit 29 Legionen. Andras ein ſchwarzköpfiger Engel einem Rappen gleich.

gleich, bewegt die Herrſchaften zur Bedrückung der Unterthanen, mit 30 Legionen. Andrasphus in Geſtalt eines Pfaues, ein Markgraf verwandelt die Menſchen in Vögel, mit 30 Legionen. Furfurus kein Fürſt, ſondern nur ein Graf, welcher Diebſtahl, Donner, Hagel, und unordentliche Liebe anrichtet, in Geſtalt eines flammenden Hirſchens, mit 26 Legionen. Dieſer kann ſich auch in einen Engel verſtellen, und von göttlichen Dingen und Offenbarungen ſagen. Morcherias ein teufliſcher Markgraf, mit 30 Legionen in Geſtalt eines Wolfes, ein Anzettler des Zankes und Haders; gehorſamet aber doch gern den Exorziſten. Vepor Schadenfroh, der auch Wunden nicht zuheilen läßt, mit 29 Legionen. Salmack, der ſich auch in Menſchengeſtalt verwandeln, und die Leute mit verſchiedenen Vorſtellungen bezaubern kann, mit 50 Legionen. Der leopardiſche Oye, welcher die Menſchen unſinnig macht, daß ſie glauben, ſie ſeyn Kaiſer, König, oder wenigſtens Mitregenten, hat keine groſſe Verwaltung. Habathim ein dreiköpfiger Teufelshauptmann, der nichts dann ſengt und brennet, mit 20 Legionen. Der

höllische Drachenreiter Sytreminus, der zwar einen Menschenkopf, aber eine Ochsenschenke und Gänsefüße hat, und sich auf die Mathematik verſteht, mit 72 Legionen. Orobas ein geflügeltes Pferd, ein Geiſt und Regent über 20 Legionen, der aber nicht ſo arg iſt. Vapula ein geflügelter Löw, ein ſtarker Mechanikus, mit 36 Legionen. Zimeiés der Teufel der verborgenen Schätze, mit 20 Legionen. Flauros ein Teufel des Betrugs und der Betrüger mit 25 Legionen. Amy ein adrischer Teufel, welcher glaubt, über 1200 Jahre wieder in den Himmel kommen zu können, mit 36 Legionen. Balan ein dreiköpfiger Schlangenbeschwanzter Teufel, der die Menſchen unſichtbar macht, mit 40 Legionen Teufel. Murmot ein Verführer des Hausgeſindes hat einen Löwenkopf, mit 36 Legionen. Haagenti ein geflügelter Ochs und Verkehrer der Metalle, mit 37 Legionen. Pilatz, der den Exorziſten ſo biblisch verſingt, daß ſie die Ohren verſtopfen müſſen, iſt auch ein Geiſt der Poeterei, und weis von allerlei Wunderwerken künſtlich zu reden, mit 26 Legionen. Kasy ein Opferteufel, welcher den Exorziſten richtige

Anz-

Arzneyen gibt, und die Leute in Religionssachen verführet, mit 66 Legionen Teufel. Ebas ein Herzog der Teufel, der den Exorzisten die Sprache, Vernunft, und das Gehör benimmt, und dessen man nicht los werden kann, außer man bezaubert ihn in einem Dreiangel, mit 36 Legionen. Pürel in Gestalt eines guten Engels, der sausen und brausen macht, und die Bäder verdirbt, mit 48 Legionen. Murmur ein Hauptmann der Teufel, der sonst auf einem Geyer reitet, und Seelen erscheinen läßt, in Gestalt einer Drossel, gibt Bescheid von zukünftigen Dingen, mit 30 Legionen. Naym ein Geist, der Häuser verstören, Städte verheeren, vergangene Dinge offenbaren, und Leute umbringen kann, mit 30 Legionen. Bifrons, der die Lichter auf den Gräbern, und die feurigen Männer auf dem Felde macht, mit 30 Legionen. Zagan, der eins in das andere verwandeln, und auch die Leute zu Narren machen kann, mit 23 Legionen.*

P. Reg.

* Historischer Processus juris zwischen Lucifer und Jesus vom Jakob Ayrer I. U. D. und Advokaten. Nürnberg und Frankfurt. 1737.

P. Reg. Ja\ bitte ſie um alles in der Welt; hören ſie mit den Gäſten und Zuhörern auf. Der Diſputazionsſaal iſt einmal ſchon zu voll, wenigſtens ſind meine Ohren ſchon zu voll.

P. Serv. Nun ich übergebe alſo die andern, die als Gäſte dabei erſcheinen; und gehe zu den kleinen Teufeln als den Hauptperſonen.

P. Reg. Ich verlange mir von der ganzen Diſputazion auch nichts zu wiſſen; denn da werden alle Arten vorkommen, mit welchen die Legendenſchreiber die Leute von Teufeln peinigen laſſen; und es wird diſputirt werden, welche unter dieſen Arten die verläßlichſte ſeyn könnte, die Heiligen recht zu plagen.

P Serv. So iſt es. Jedoch müſſen die kleinen Teufel einen jeden Satz, und eine jede Peinigungsart, daß ſie die verläßlichſte ſey, auch beweiſen.

P. Reg.

P. Reg. Das werden hübſche Beweiſe ſeyn.

P. Serv. Nun wie man vor Zeiten die Sätze damit bewies, daß man für jenen Satz den Buſenbaum, den Eskobar, den Diana; für einen anderen den Mariana, den Reifenſtuhl, den Schmier, den Pichler, den Schmalzgruber anführete; ſo müſſen mir die kleinen Teufel für dieſen Satz den Surius, oder einen Bollandiſten, oder einen Metaphraſtes; für den anderen Satz den Pater Kochem, den Pater Ribadeneira, den Pater Hornig, den Pater Raßler, und ſo weiters alle Legendenſchreiber anführen. Das iſt aber nicht genug, nach dieſer theoretiſchen Prüfung müſſen ſie auch von den Legendenſchreibern Atteſtaten über das beibringen, was ſie ſelbſt ſchon verübet haben.

P. Reg. Nun der Luzifer und die Gäſte werden ſich bei dieſen kleinen Teufeln wohl mit wenigen begnügen; denn nach denen Begriffen, die ſich der Pater Servulus von Teufeln macht,

macht, kann man von kleinen Teufeln nicht so viel fodern.

P. Serv. Ich stelle sie einmal vor, wie sie das thaten, was sie konnten. Der Kaudatel legte dem heiligen Einsiedler Antonius einen goldenen Schlüssel und ein Stück Goldes vor, um ihn zu verführen.

P. Reg. Das ist wahr, ein Goldstück, einen Schlüssel hinlegen, um jemanden zu verführen, kann auch ein kleiner loser Bub.

P. Serv. Er hat schon noch mehr gethan der Kaudatel. Er ist dem nämlichen Heiligen als ein Esel erschienen.

P. Reg. Aber doch nur in der Grösse eines kleinen Steinesels, weil dieser Teufel selbst noch klein ist?

P. Serv. Ich danke euern Hochwürden für die Erinnerung; da hätte ich wirklich gefehlet; ich habe ihn als einen grossen Esel erscheinen lassen. Nun der Esel ist bald korrigirt. Aber

das werden eure Hochwürden für einen kleinen Teufel nicht zu viel finden, daß ich anführe, wie der Kaudatel in Gestalt eines Schweines Nachtszeit zu dem heiligen Tefanes gekommen, und ihn in den rechten Damm gebissen hat, damit der Heilige nicht mehr sollte Bücher schreiben können.

P. Reg. Die kleinsten boshaften Kinder beissen und kreuten schon; das ist nicht unnatürlich. Aber auf das Schwein kömmt es wieder an, ob dieses groß ist.

P. Serv. Tausend hinein! Da hätte ich den nämlichen Fehler gemacht; ich schrieb: in Gestalt eines grossen fetten Schweines, ich muß also setzen in Gestalt eines Spanferkels. — Beim Kornutel hoffe ich, keinen Fehler gemacht zu haben. Daß er bei der heiligen Marta die geweihten Lichter alle ausgeblasen, die sie um ihr Bett herumstellen ließ, damit sich der Satan ihr nicht nähern solle; dieses ist für einen kleinen Teufel nicht zu viel?

P. Reg.

P. Reg. Immer ein anpaſſender Bubenſtreich, jemanden Lichter ausblaſen, doch wird er eins nach dem anderen ausgeblaſen haben.

P. Serv. Nein, er erregte einen Sturmwind, der auf einmal alle Lichter auslöſchte, und allen Anweſenden groſſes Schrecken einjagte.

P. Reg. Haben ſie denn bei der Kranken nicht die Fenſter und Thüren zumachen können? — Und wie wird es der Kornutel beweiſen, daß eben er den Sturmwind erreget habe?

P. Serv. Hierüber hat ihm der Petrus de Natalibus [9] das Atteſtat ausgeſtellet.

P. Reg. So wohl. Nun ſo laſſen wir es. Ein loſer Bub kann die ſchwereſte Laſt, die an einem Nagel hanget, herabfallen machen, wenn er den Nagel ſelbſt locker macht. Es kann

[9] Lib. 6. cap. 131.

kann hiemit der Kornutel in der Atmoſphäre auch was kleines locker gemacht haben, worauf der Plunder untereinander gegangen iſt, und den Sturmwind verurſachet hat.

P. Serv. Anweh! Das Gleichniß iſt ſchön; das werde ich gleich an eben dieſer Stelle anbringen. — Uibrigens habe ich den Kornutel und den Kaudatel auch in einer That alle zwei beiſamm, da ſie nämlich dem Richter Lyſias, welcher dem heiligen Kosmas und Damianus vorwarf, daß ſie ihm mit ihrer Zauberei das Meer ſchläfrig machen, zwo derbe Ohrfeigen gaben.

P. Reg. Das iſt ſchon wieder etwas für loſe Buben. Aber mit dieſer That können ſie beim Luzifer keine Ehre eingeleget haben; weil ſie nicht auf die Heiligen ſondern auf den Richter ſchlugen, dem ſie vielmehr wider die Heiligen hätten beiſtehen ſollen.

P. Serv. Das iſt wahr. Hierüber könnte man ihnen kein Atteſtat mit Vorzug ausſtellen. Ich laſſe das gar hinweg. Ohnehin habe ich

den

den Kaudatel, den Kornutel, den Torquenzel, und den Flammanzel in einer That beisamm; da sie nämlich alle zusamm unter der Predigt des heiligen Eberhards aus den Besessenen so herausschrieen, daß alles Volk erschrack.

P. Reg. Ist abermal ein gutes Bubenstück; das ist schon recht angebracht.

P. Serv. Den Torquentel stelle ich als gar einen losen Schelm vor. Das ist das wenigste, daß er sich in eine Schlange verwandelt, und dem heiligen Jost eine tiefe Wunde in den Fuß gebissen hat, wie ihm der Pater Kochem hierüber ein recht schönes Attestat ausgestellet hat; sondern ich stelle ihn auch als einen starken untersetzten Buben vor, der in das Kloster des heiligen Zisterzienserabtes Roberts sich mit einem Korbe hingeschlichen, auf einmal einen unandächtigen Novizen erwischt, denselben in den Korb hineingepakt, und damit davon geflogen ist.

P. Reg.

P. Reg. Pater Servulus! Das ist einmal zu viel für einen Buben, wenn er bei seinen Jahren auch noch so stark untersetzt ist. Ein Noviz hat ja doch eine Schwere. Lasse der Pater den Luktuosel, und den Regerl mittragen.

P. Serv. Den Luktuosel kann ich nicht brauchen; denn diesen stelle ich als einen traurigen matten Teufel vor, den ich nur auf den Strassen heulen und weinen, und hiedurch die Leute in Moräste hinein, oder über Anhöhen hinab verführen lasse. Der Regerl ist gar zu klein, der kann sich nur auf Salatstauden und andere Eßwaaren setzen, oder in ein Wein- oder Bierglas hineinstecken, damit die Leute von ihm besessen werden. Diese zween Teufel lasse ich auch deswegen bei der Prüfung nur aus den ersten Elementen der Teufelskünste ausfragen. Aber der Flammanzel kann den Korb tragen helfen.

P. Reg. Um einen Novizen zu tragen sind der Torquenzel und der Flammanzel noch immer zu wenig.

P. Serv.

P. Serv. Nun so solle der Kaudatel wieder mithelfen. Das ist gleich geändert. Finden eure Hohwürden dieses Gedicht nicht lustig, und dergestalt verfaßt, daß es alle Stunde bei einer parhamerischen Kinderlehrprozession, oder bei einer Charfreitagsprozession auf einer Bühne aufgeführet werden könnte? Nur müßten die Legionen Zuhörer ausbleiben, weil nicht so viel und so grosse Schaubühnen aufgebracht werden könnten.

P. Reg. Würde nicht übel ausfallen. — So haben sie noch mehrere dergleichen Gedichte schon fertig?

P. Serv. Eure Hohwürden wissen ja, daß bei den Charfreitag — Kinderlehr — und auch anderen Prozessionen auf den herumgetragenen Bühnen nicht nur Teufeln, sondern auch Engeln mit Sprüchen und Gesprächen, und in verschiedenen, eigens hiezu verfaßten Vorstellungen zu sehen, und zu hören waren. Auch ich habe also dergleichen englische Gespräche und Geschichten in Reime gebracht,

wozu aber erſt die Muſik komponirt werden muß.

P. Reg. Das ſoll alſo gar eine Oper werden?

P Serv. Eine Oper eben nicht, aber eine Tafelmuſik, wie dieſelbe nach der Erzählung des P. Buzelins in der Lengende dem heiligen Viktor * von den Engeln gemacht worden. Nun bei einer Tafelmuſik, die groſſen Herren gemacht wird, kommen auch Arien vor. Die alten heidniſchen Poeten haben freilich bei ihren erdichteten Tafelmuſiken von den Sängern meiſtens die Thaten ihrer Heiden und Halbgötter, oder den Lauf des Mondes und der Sonne, oder woher die Menſchen, oder woher das liebe Vieh gekommen, beſingen laſſen. ** Das ſey aber weit von mir. Meine

engs

* Ad 26. Februarii.

** Hic canit errantem lunam, Solisque labores, unde hominum genus & pecudes &c. Virgil. l. I. Aeneid.

englische Sänger besingen lauter Begebenheiten aus den Legenden. Der eine besinget nämlich, wie vom heiligen Fechinus als Patron wider die Flöhe diese Thierchen in die Flucht gejaget werden; * wobei die Musik zu thun haben wird, die Geschwindigkeit der Flöhsprünge mit Allegro assai und Presto gut auszudrücken. Der andere wie der heilige Dimanus macht, daß ihm durch vierzig Täge und so viele Nächte die Sonne nicht untergehen kann; ** der Dritte, wie die allerreineste Jungfrau zum seeligen Andreas und zum seeligen Abundus vom Himmel herabsteiget, und nicht nur sich von denselben küssen läßt, sondern dieselben auch hingegen zu küssen sich würdiget. *** Der Vierte, wie das Christkindel aus seinem eigenen kleinen Munde von der Milch, so es eingezogen, der seeligen Paula etwas zu kosten gibt. Der Fünfte, wie die

En-

* Bucelinus P. II. pag. 15.

** Bucel. ad 6. Jan.

*** Bucel. ad 2. & 19. Martii.

Engeln sich oft gar mit Kochen abgeben müssen, und der eine sich nach Frankreich begibt, um statt des seeligen Franziskanerkochs und Laienbruders Michaels Mogotts in der Klosterküche zu kochen; * der andere aber nach dem Klarisserinnenkloster zu Sessling in Schwaben flieget um statt der seeligen Nonne Margarita die Kocherei zu verrichten; ** denn beide diese gottseeligen Personen haben aus lauter Andacht vergessen, für ihre Konvente zu kochen; weswegen auch, wenn nicht statt ihrer die Engeln gekocht hätten, damals die Franziskaner und die Klarisserinnen keinen Bissen zu essen bekommen hätten. Der Engel, der zu den Klosterfrauen gekommen, war gar schön, und hat sich ordentlich mit einem langen aschenfarben Kleide, und mit einer weissen vortreflich

* Menolog. ord. S. Francisci Authore P. Fortunato Huebero Monachii typis Joannis Lucæ Straubig anno 698. pag. 548.

** Cit. Menolog, ord. S. Francis. pag. 460.

frisirten Peruke aufputzen müssen. * So geschmackig war alles gekocht (sagt der P. Fortunat Huber) daß die hungrigen Nonnen alles aufgegessen, und diesen schönen und fleissigen Koch gern mit hundertfachem Lohne behalten hätten, wenn er nicht verschwunden wäre. ** Es ist auch hierauf augenblicklich in der Küche nicht mehr so laute zugegangen, welches in der Musik ganz gut mit Adagio, lento, und Sotto voce ausgedrücket werden kann. Die sechste Aria ist endlich vom seeligen Franziskaner Johannes Bernard, der aufgehenket worden, und schon todt vom Galgen herab noch durch drei Täge und drei Nächte so eifrig geprediget hat, daß es die Unglaubigen

nicht

* Puerulus pulcherrimus tunica indutus, & albo capilitio crispatim insignis l. c.

** Cibi tam Sapide, tamque integre prandebantur ab esuriente Sanctimonialium conventu, ut venustissimo suo atque industrio Gastrimargo optasset centuplicare mercedem. Verum disparuit angelus Dei, & culina subito reddita est suæ frugalitati. l. c.

nicht haben aushalten können, sondern ihn herabgenommen, und den wilden Thieren vorgeworfen haben. *

P. Reg. Mein lieber P. Servulus! Hören sie mir auf mit ihrer englischen Tafelmusik, und mit allem dem, was sie von Engeln wollen besingen lassen. Alles das ist unausstehlich, so wie es gegen die Ehre Gottes, und gegen die, der allerreinsten Jungfrau, den heiligen Engeln, und den Heiligen Gottes schuldige Verehrung streitet. Meynen sie denn, P. Servulus! daß so wie hier auf der Welt ein Kapellmeister oder ein Thurmermeister zu seinen Leuten sagt: Geh't mir dort oder dahin, Musik zu machen, auch die heiligen Engeln mit

* Cit. Menolog. pag. 1181. wozu P. Hueber folgendes Distikon verfaßt:

Cathedra si furca est, fur sit
qui prædicat, ingens;
Pendulus e furca prædicat
eximie.

Musikalien und Instrumenten auf alle Seiten ausgehen, und Tafel- und Nachtmusiken machen müssen? Und glauben sie etwa festiglich, daß ein Franziskanerbruder und eine Klarissernonne, die auf die Erfüllung des, ihnen obliegenden Dienstes und ihrer Pflichten vergessen haben, dagegen keine wahre Andacht statt haben kann, hiedurch haben verdienen können, daß die lieben heiligen Engeln statt ihrer haben Köche abgeben müssen? — Soll dieses etwa allen klöstergeistlichen und weltlichen Dienstleuten zum nachahmenden Beispiele und zur Zuversicht dienen, daß sie ihre Dienstpflichten, wenn es nur aus Andacht geschieht, unbekümmert unterlassen dürfen, weil schon die Engeln statt ihrer die Dienste verrichten werden? — Uiber die kindische Erzählung von der seeligen Paula mag ich gar nichts sagen. Der seeligen Paula, der seeligen Andreas, und dem seeligen Ahundus mögen wohl dergleichen Dinge in der Fantasie, oder im Traume vorgekommen seyn, oder sie sind ihnen gar nur von den Legendenschreibern angedichtet worden. Bei dem seeligen Johann Bernhard wird wohl der Henker sein Handwerk so schlecht ver-

verſtanden haben, daß der Diener Gottes nicht wirklich geſtorben iſt, und aus dieſer Urſache noch vom Galgen herab hat predigen können. — Und was ſie ſich doch in der Vertreibung der Flöhe durch den heiligen Fechinus (welches ebenfalls eine, dieſen lieben Heiligen Gottes entehrende Fabel iſt) für einen erhabenen Gegenſtand zu einem geiſtlichen Lied gewählet haben!

P. Serv. Und eben dieſes Geſang glaubte ich, habe mir am beſten gerathen. Hören eure Hohwürden doch nur die Verſe ſelbſten, die ich hierüber gemacht habe.

P. Reg. Das iſt wahr; Bisher haben ſie mir nur die Gegenſtände ihrer Gedichte hergeſagt, von ihren Verſen aber habe ich noch keinen gehört. Nun ſo laſſen ſie meinetwegen auch hievon etwas hören.

P. Serv. Muſſi! Ich will ſingen;
Sag mir, warum —

P. Reg.

P. Reg. Was ist das? Muse wollen sie sagen P. Servulus!

P. Serv. Nicht Muse, sondern Mussi. Wenn ich meine Gesänge wie die profanen Dichter anfienge, da hätte ich freilich schreiben müssen:

Muse! Ich will singen,
Sag mir, warum — *

Aber ich rufe in den meisten meiner Lieder den seeligen Mussi an. Dieser war der berühmte abscheulich gemarterte Franziskanerpoet zu Leyden in Holland anno 1572. Immerzu rufe ich auch den seeligen Pazifikus an. Dieser war im dreizehnten Jahrhundert ein so stattlicher Poet, daß er König der Verse genannt wurde; wurde aber auch aus einem Poeten und Könige der Verse noch bei Lebzeiten des heiligen Franzens ein Franziskaner. Er sah durch eine Offenbahrung, daß der Platz, auf welchem vorher im Himmel der, nachhin verstossene stolze Luzifer gesessen, für den

* Musa mihi causas memora.

den demüthigen heiligen Franz immer aufbewahret geblieben. *

P. Reg. Nun mein lieber Gott! Das habe ich auch nicht gewußt, daß es im Himmel gesperrte Sitze gebe.

P. Serv. Ich wünschte, daß alle Poeten diesen seeligen Mussi zu ihrem eigentlichen Patron wählten, und ihn in ihren Gesängen statt des Apollo und der Musen anriefen. Ich habe mir ihn einmal zum Patron in der Poesie gewählet, und sein Patrocinium wirklich erfahren.

P. Reg.

---

* Cit. Menolog. ord. S. Francisci pag. 1359. & 1723. wo die Verse vorkommen:

Nec tua pietas, nec Apollinis insula texit
Musarum Mussi decus, ingeniique per omnem
Immortalis honos celebrem te reddidit orbem

Und wozu der P. Hueber selbst ein Distikon verfaßt welches aber so schmutzig sinnreich ist, daß ich es auch sogar lateinisch nicht hersetzen will.

P. Reg. Nun ſo laſſen ſie nur hören, was ihnen in ihrer Einbildung dieſer Seelige für eine Patronanz geleiſtet.

P. Serv. Muſſi! Ich will ſingen,
Sag mir, warum ſpringen
Vor dem heiligen Fechin
So geſchwind die Flöh dahin?
Was brauch't da viel Fragen
Buzlinn wird dir's ſagen;
Er iſt wider d'Flöh Patron
Deswegen hupfen's ſo davon.

P. Reg. Gehn ſie zum Geyer mit dieſer verzweifelten Poeſie und mit ihren Knittelverſen, womit man einem Hunde vergeben könnte. Ich will keinen einzigen davon mehr hören. Ich rathe ihnen, thun ſie Zeit Lebens in jeder Woche an einem Tage mit Faſten in Waſſer und Brod Buſſe für dieſes, daß ſie den heiligen Fechin als einen Patron wider die Flöhe beſungen haben; ſonſt wünſche ich ihnen zur Strafe, daß ſie ſich zu keiner Zeit der Flöhe erretten können, gleichwie ihnen auch gewiß der heilige Fechin eben ſo

we-

wenig dagegen einen Patron abgeben wird, als ihnen der seelige Musil einen Patron in der Poesie, abgegeben hat. Verse und Stoff eins elender, als das andere!

P. Serv. Was zörnen denn euer Hochwürden über mich. Der P. Buzelin und der P. Huber haben ja alles dieses ausführlich in ihren gedruckten und bekannten Menologieen angeführet, was ich zum Stoff meiner geistlichen Gesänge genommen.

P. Reg. Das weis ich alles; ich weis aber auch, daß alle verständige Benediktiner, Franziskaner und andere Ordensmönche sich schämen würden, durchaus alles das für glaubwürdig oder auferbaulich auszugeben, was in ihren Ordensmenologen enthalten, und in den damaligen finsteren Zeiten gedrucket worden ist. Packen sie ein mit ihren Gedichten, und legen sie keine Hand mehr an eine politische Arbeit.

P. Serv. Wäre nur das Werk nicht so groß, welches über das wunderbare Leben,

und

und die Erscheinungen und Offenbarungen der gottseeligen Jungfrau Marinæ Escobar der wohlehrwürdige P. Ludovicus de Ponte aus der Gesellschaft Jesu verfaßt, und der wohlehrwürdige P. Melchior Hanel ebenfalls aus der Gesellschaft Jesu Priester in das lateinische übersetzt hat; dieses Werk hätte ich Lust in ein Heldengedicht von zwölf Büchern unter dem Titel Escobariade zu bringen. Denn ein Werk, wozu der Stoff aus Büchern von Jesuiten genommen wird, könnten mir eure Hochwürden wohl nicht als ein Werk der Finsternisse verrufen.

P. Regens. Mein lieber P. Servulus! Erstens verweise ich sie hierüber an die verständigen Männer dieses aufgehobenen Ordens, welche ihnen gewiß über die eskobarischen Erscheinungen und Offenbarungen redlich ihre Meynung sagen werden. Zweitens verweise ich sie an das Buch, welches Eusebius Amort ein regulirter Chorherr wider die Privaterscheinungen, Visionen, und Offenbarungen, und besonders jene der heiligen Elisabeth von Schönaug, der gottseeligen Angelæ de Ful-

Fulgineo, der gottseeligen Veronicæ de Binasco, der gottseeligen Mariæ de Agreda mit derer größten Mäßigung für die Zeit, in der er schrieb, herausgegeben. * Darinn werden sie bewiesen finden, daß die Fantasie und Konstituzion dieser heiligen Weibspersonen an ihren Erscheinungen und Offenbarungen grossen Theil habe haben können. Sie werden auch den Schluß darinn finden, daß dergleichen Erscheinungen und Privatoffenbarungen weder von Predigern, weder von Aszeten zu Gegenständen der Volkslehren und Erbauungsbücher sollten gewählet werden. Ich bin recht froh, daß sie durch die Grösse des Werkes von der Marina Escobar abgeschrecket worden, ein Heldengedicht hievon zu schreiben. Aber ich hätte gewunschen, daß sie auch ihre andere Gedichte unterlassen hätten.

P. Serv.

* De revelationibus, visionibus, et apparitionibus privatis regulæ tutæ &c. Augustæ Vindelicorum sumptibus Martini Veith Bibliopolæ 1744.

P. Serv. Mir iſt leid, daß ich bei euern Hohwürden keinen Beifall finde; aber ich hoffe, daß ich dafür, wenn ich meine Gedichte herausgebe, von anderen mit Beifall werde entſchädiget werden. Und ich weis es, daß eure Hohwürden ſelbſt, weil ſie mir eben nur meiſtens den Heldengedichten abgeneigt zu ſeyn ſcheinen, wenigſtens das ein und anderg von meinen Gelegenheitsgedichten gewiß gefahlen würde.

P. Reg. Alſo haben ſie wirklich noch mehrere Gedichte ſchon im Vorrathe?

P. Serv. Einige kleinere Gelegenheitsgedichte; aber nicht viele, weil mir die Heldengedichte die meiſte Zeit hinwegnehmen. Ein Verwandlungsgedicht vom Vater des heiligen Veits; denn da beim heiligen Veit zwölf geflügelte Engel im Zimmer waren, ſah der Vater aus Vorwitz beim Schlüſſelloch hinein, wurde aber auf der Stelle aus einem Sehenden zu einem Blinden. Etwelche Verwandlungsgedichte von verſchiedenen Blumen, Früchten, Bäumen, Waſſerquellen, und dergleichen Dingen,

gen, die vom Heiligen hervorgebracht, oder im Feuer, im Wasser, in der Luft, und in der Erde verrichtet und gewirket worden. — Eine Ode wird euern Hochwürden nicht übel gefahlen, die ich auf den heiligen Edmund machte, der einen Teufel, welcher ihm die Hände hielt, und ihn zwischen das Bett und die Wand warf, damit sich der Heilige mit dem Kreuze nicht sollte bezeichnen können, endlich doch überwältigte, bei der Gurgel faßte, und dann verjagte.

P. Reg. Mag nicht übel aussehen diese Ode.

P. Serv. Eine andere Ode, betitelt der Schwann, habe ich auf den heiligen Hugo gemacht. Denn als dieser Heilige in der Stadt eintrat, kam ein grosser niemals gesehener Schwann, welcher in wenigen Tägen alle Schwannen ausser einem Weiblein umbrachte, sich mit Niemanden, als nur mit dem Bischof gemein machte; seinen Schnabel und langen Hals in dessen Ermel steckte; Tag und Nacht als ein Bewahrer bei ihm blieb; Stücklein

Bros

Brodes aus dessen Händen aß; wenn der Bischof verreiste, in den Weyher flog; und wenn der Bischof zurückkehrte, drei Tage zuvor wieder daher flog, und mit freudigem Geschrei nicht nur den Bedienten anzeigte, alles zur Ankunft des Bischofs zu bereiten, sondern auch dem Bischof entgegen flog. Als der heilige Hugo vor seinem Tode das letztemal zurückkam, flog er ihm nicht entgegen, und als er mit Gewalt zum Bischof getragen wurde, zeigte er keine Freude, sondern ließ seinen Kopf hangen; gieng ganz traurig hinweg, und zeigte auf solche Weise den Tod des Heiligen an.

P. Reg. Diese Geschichte weis ich; der heilige Hugo wird auch deswegen mit einem Schwanne abgemalen; aber nur ist bei dieser Geschichte zu demjenigen, was ganz natürlich mit einem solchen zahm gemachten Vogel zuwegen gebracht werden kann, viel poetisches zugesetzet; und in so weit haben sie Pater Servulus recht, daß auch sie diesen Schwan zum Gegenstand eines Gedichtes genommen.

P. Serv.

P. Serv. Eure Hohwürden Pater Regens glauben ungezweifelt dieses schon wieder nicht, wie sie in mehreren Stücken unglaubig sind.

P. Reg. Recht fest glaube ich, daß das, was zur vernünftigen und zur wirklich von Gott geoffenbarten Religion, zur reinen Andacht, und zur ächten, in Erfüllung unserer allseitigen Pflichten bestehenden Heiligkeit gehöret, dem Volke auf verschiedene zweckmässige Art, nämlich durch kathechetischen Unterricht, durch Predigten, durch freundschaftliche Unterredungen, durch heilsame Rathgebung, durch gute Gebeth- Lese- und Erbauungsbücher, ja auch durch angenehme Gelegenheitsschriften meinetwegen in Prosa oder in Versen immer und immer beigebracht werden solle; damit die Köpfe der Leute immer mehr aufgekläret, und die richtigen Religionsbegriffe auch beim Volke immer mehr verbreitet und befestiget werden; aber ich glaube auch, daß hiezu geschickte Männer gehören, die selbst gute und richtige Grundsätze haben, und dabei die Fähigkeit besitzen, diese Grundsätze auf diese oder jene Art mit Uiberzeugung und Reitz dem Leser, oder

dem

dem Zuhörer beizubringen. Ich glaube weiters; daß die Legenden wegen derer, darinn enthaltenen so vielen handgreiflichen Erdichtungen, wegen ihrer niederen und schmutzigen, auf unsere Zeiten gar nicht mehr passenden Schreibart, wegen einer gegen alle gesunde Vernunft, gegen die guten Sitten, gegen die Pflichten des Menschen, Christen, und Bürgers nicht nur ohne alle Warnung, sondern vielmehr noch mit Anrühmung, darinn vorkommender Thaten hiezu gar nicht geeignet seyn; und endlich glaube ich fest, daß sie mein Pater Servulus die Poesie bei Seite legen sollen, weil sie von allem dem, was zu einem Poeten gehöret, nichts haben. Sie sind nicht einmal am Fusse des Helikons, oder des Parmassus. Es ist noch kein Tropfe von der Quelle Aganippe auf ihre Zunge gekommen. Ich bitte sie, nähern sie sich mit ihrer Leyer dem Gott Apollo nicht; es könnte ihnen etwas widerfahren, daß sie die Kapuze immer über den Kopf gezogen tragen müßten. * Noch weniger

wa-

* Indulturque aures lente gradientis aselli. Ovid. Met. II. 175.

wagen sie sich, dem Pegasus nahe zu kommen; er schlüge aus, und schlüge ihnen zur Strafe, daß sie auf das Skandiren so wenig halten, einen Fuß hinweg; wornach sie erfahren würden, was das übles sey, wenn man nicht Skandiren kann. Ich wette, daß Pegasus sich von ihnen nicht ausmisten lassen würde. Und wissen sie denn nicht, daß auch die Musen den nicht in Schutz nehmen, der nicht zuvor lernen will, wie man die Götter ehren solle? *

P. Serv. Ich bedarf keiner Muse; ich rufe auch im Anfange meiner Gedichte, oder mitten in denselben, wenn es mir noch so hart gehet, nie eine Muse, sondern immer einen Heiligen an. Mit allen den heidnischen Gottheiten will ich nichts zu thun haben; werde auch nie zu wissen verlangen, wie man sie ehren solle, weil ich sie nicht ehren will.

* Hesiod. V. 98. — 103.

P. Reg. Da haben sie recht; allein wenn sie den wahren Gott, und seine Heilige besingen wollen; so müssen sie doch ehe wissen, wie diese zu ehren sind. Das wissen sie aber nicht, weil sie zur Ehre Gottes und der Heiligen soviel unsinniges und erdichtetes Legendengezeug rechnen, die Nachahmung der Heiligen nicht in der Nachahmung der Tugenden setzen, bei ihrer Poesie nicht im Sinn haben, die Leute zur Erfüllung der Pflichten zu bewegen; sondern nur die Legendenfabeln durch die niedersten Volkslieder zu verbreiten, ja nicht nur in Ansehung Gottes und der Heiligen, sondern sogar in Ansehung derer Teufel, die nie mit Herabwürdigung der Religion selbst so lächerlich gemacht werden sollen, als es die Legendenschreiber thaten, keine ächte Begriffe haben.

P. Serv. Ich weis es schon; eure Hochwürden wollen mich nur von der Poesie zu prosaischen Ausarbeitungen hinüber ziehen.

P. Reg. Behüte Gott! Sie müssen noch vieles lernen, und wie ich ihnen schon sagte,

die

die Studien wiederholen, ehe sie sich auch über prosaische Arbeiten machen können. Folgen sie mir; ich will ihnen gern besonderen Unterricht zur übrigen Zeit geben. — Jzt gehn sie; sie sind Tischleser; es wird bald Zeit zum Essen seyn, und geben sie mir acht beim Tischlesen, daß sie mir nicht so viele Fehler wider die Prosodie machen. Sie machen ja so viele Fehler, daß man beinahe nicht essen kann, sondern immer repete zu sagen hat, und um solches geschwind sagen zu können, oft einen Bissen ungekaut hinabschlucken muß.

P. Serv. Eure Hochwürden Pater Regens sind aber auch alljuhaiklich, und schreien das Repete so stark auf unsereinen hinauf, daß man untereinander fährt, und nicht viel fehlet, daß man nicht von der Kanzel herab falle. — Jzt habe ich Zeit, daß ich eile; unsere Klosterglocke ruft schon in das Refektorium. Ich empfehle mich.

P. Reg. Ihr Servus, Pater Servulus!

VI.

Der Kranke im hitzigen Fieber.

Frater Johannes. Ich wüßte nicht, wie man noch mehrere Sorge tragen könnte, als man wirklich für ihn trägt.

Haushofmeister. Nun! Sie müssen mir es nicht übel nehmen. Ich befolge nur den Befehl der Herrschaft, der ich diene. Und ich dächte vielmehr; es sey an meinem Grafen, und an der Gräfinn zu beloben, daß sie für einen Menschen besorgt sind, der schon beim verstorbenen Grafen lange als Laufer stand.

Fr. Joh. Wenn er als Laufer stand; so hat er schlechte Dienste geleistet. Er hätte laufen, und nicht stehen sollen.

Haushofm.

Haushofm. Der Frater Johannes wissen sich an einem warmen Sommertage mit Spassen abzukühlen. Seyn sie versichert; der gute Mensch hat ziemlich laufen müssen. Beim verstorbenen Grafen gieng das Fahren und Reiten immer im Gallop; denn zu thun hat er sonst nichts gehabt. Hätte ich das Geld, was er den Chyrurgen für die Herstellung derjenigen hat bezahlen müssen, die er über und über geritten, oder gefahren hat. Da hat ein Laufer schon zu laufen gehabt, damit er nicht eingeholet, oder selbst niedergeritten, und niedergefahren wird.

F. Joh. Sind schon in unserem Krankenzimmer auch hievon einige gelegen, die der verstorbene Herr Graf zusammgeritten, und zusammgefahren hat; ohne daß unser Kloster nur einen Kreuzer zur Erkenntlichkeit dafür bekommen hat. Nicht wahr, da sind die barmherzigen Brüder schon gut; da soll es immer leere Better geben.

Haushofm. Gehen wir über das Vergangene hinaus. Mein itziger Graf denkt ganz anders.

ders. So ein junger Kavalier er auch noch ist; so übertrift er doch viele ältere an Einsicht und Gesinnungen. Und unsere Gräfinn ist ebenfalls eine vernünftige, ausnehmend gute Dame.

Fr. Joh. Wenn sie gar so gut sind, warum haben sie denn den alten Laufer nicht bei sich zu Hause gehalten? Der Medikus hätte dort auch zu ihm gehen können; und bei uns wäre das Bett für jemand anderen leer geblieben.

Haushofm. Die Ursache will ich ihnen mit des Grafen eigenen Worten sagen. Er sagte: Ich will, daß der arme Mensch gut gepfleget werde. Der Medikus kann nicht immer bei ihm seyn; auf die Domestiken ist sich auch theils nicht immer zu verlassen, theils wissen sie nicht, wie mit einem Kranken umzugehen sey. Einige haben gar Scheu vor Kranken, und besonders bei hitzigen Krankheiten. Es ist also das Beste, er wird zu den barmherzigen Brüdern gebracht. Diese werden sowohl in Ansehung ihres Instituts, und alles dessen, was ihnen

zur

zur Besorgung der Kranken an der Hand ist, als auch in einiger Rücksicht auf mein Haus für ihn gewiß gute Sorge tragen.

Fr. Joh. Die wahre Ursache wird höchstens diese seyn, daß der Kranke bei uns mehr Ruhe hat, als in einem Herrschaftshause.

Haushofm. Hierinn irren sie sehr, Frater Johannes! Glauben sie etwa, in unserem Herrschaftshause wird auch schon noch vor Mittag, mit Spielgesellschaften angefangen, und der ganze Tag hindurch mit Spielen, Essen, Trinken, Lärmen, Aus- und Einfahren zugebracht? Mein bester Frater Johannes! Vielleicht geht es bei uns stiller zu, als in ihrem Kloster. Die Gräfinn ist ungeachtet ihrer Jugend eine sittsame Dame, die nicht unter das Rauschgold, oder unter die Flugwerke gehöret. So wie sie vernünftig zu reden weis; so weis sie sich auch vernünftig zu beschäftigen. Der Graf arbeitet ausser den wenigen Erholungsstunden auch immer entweder über Gegenstände seiner öffentlichen Bedienstung, oder über das, was seine eigene Güter betrift; denn

denn bei uns ist es nicht so, daß der Graf von dem ganzen Zustande seiner Güter nichts weis, und der Pfleger dabei sich bereichern kann, in währendem, daß der Graf arm wird. Gläubiger und gedrückte Unterthanen stürmen unser Haus auch nicht, weil Graf und Gräfinn ihr Haus und ihre Güter in Ordnung halten, keine eitle unnütze Ausgaben machen, und mit Sorgfalt, Liebe, und billiger Behandlung, in Rücksicht auf ihre Unterthanen, gleich als wären diese ihre Kinder, sich ganz besonders auszeichnen. Seyn sie so gut, und führen sie mich zum Bette unseres kranken Laufers, damit ich ihm auch etwas tröstliches von unserer Herrschaft sagen kann.

Fr. Joh. Auf alle Weise. Sie werden sehen, er ist schon bald hergestellet.

Haushofm. Phantasirt er nicht mehr?

Fr. Joh. Nicht im mindesten. Er redet immer recht auferbaulich von denen Geschichten der Heiligen, die er in der Legende gelesen.

Haushofm.

Haushofm. Da wollte ich aber beinahe auf ein Phantaſiren ſchlieſſen; denn bei uns zu Hauſe redete er nie davon. Er las zwar immerzu Abends in einer Legende, um ſich die Zeit zu vertreiben, wenn er ſo in ſeinem Zimmer allein ſaß; aber bei Tage hörte man kein Wort aus einer Legende. Ob er gleich zu keiner Arbeit mehr angehalten ward; ſondern ſeine Penſion und ſeinen Unterſtand im Herrſchaftshauſe mit Ruhe genieſſen konnte, wußte er doch dieſem und jenem der übrigen Domeſtiken in ihren Dienſten einige Mithilfe zu leiſten.

Fr. Joh. Eine Krankheit kann einen ſchon zum mehreren Reden von heiligen Sachen bringen. Laſſen wir ihn nur von Heiligen reden. In Herrſchaftshäuſern wird freilich nicht viel davon geredet.

Haushofm. Sie ſind ſchon wieder irrig. In vielen Häuſern wird recht viel von Heiligen geredet; dann aber auch ganz unheilig über Gegenſtände, die die Ehre des Nebenmenſchen das allgemeine Beſte, die neuen heilſamen Einrich-

richtungen, die reine und wahre Andacht, und die Beförderer alles dessen betreffen; weil, nämlich viele ihre Religion nicht in den zwei Hauptgebothen; liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbsten, sondern im Aberglauben, in mißbräuchlichen Nebendingen; die Verehrung der Heiligen nicht in der Ausübung der Tugenden, sondern in einem zuversichtlichen Mundgebethe, und einer vorurtheilvollen Einbildung; ihr Staatskenntniß nicht in richtigen mit dem allgemeinen Wohl zusammhangenden Grundsätzen, sondern in Erzielung ihrer Nebenabsichten einmal festgesetzet haben. Und dabei bleiben sie mit wiederholter Erhebung der Stimme, daß alles beim alten gelassen werden solle. Solche Leute verfahren mit dem Staate und mit der Kirche übler, als mit einem Stalle. Denn soviel geben sie doch zu, daß ein Stall ausgemistet werden müsse, weil sich sonst das Koth häufen würde. Mein Graf und meine Gräfinn sind von solchen Gesinnungen weit entfernet. Weder er ist ein Bethbruder, weder sie eine Bethschwester. Beide aber sind recht gut katholisch, und ächt fromm; denn sie rechnen nichts zur Frömmigkeit und zur Religion, was

dem Nebenmenschen und dem Staate schädlich seyn könnte; weil zur Religion desjenigen, der den Nebenmenschen zu lieben, den Vorgesetzten zu gehorchen, dem Kaiser, was des Kaisers ist, zu geben; die Könige, und die von ihnen gesandt sind, zu ehren, sowohl selbst, als durch seine Apostel befohlen hat, und von dem die Gewalt des Landesfürsten ist * nichts Staatsschädliches gehören, und folglich keine Religionssache seyn kann. Bei ihnen ist vielmehr alles dasjenige grosse Sünde, und höchst religionswidrig, was gegen die so heilsamen Verbothe der Mißbräuche unternommen wird. — Aber ich bitte sie nochmal, führen sie mich doch zu dem Bette unseres kranken Laufers.

Fr. Joh. Nun! So kommen sie. Wir haben nicht weit zu gehen. Gleich da oben im sechsten Bette liegt er. — Kommen sie nur, kommen sie! — Sehen sie; da liegt er. — —

Haushofm.

* Ioan. XIX. 10. ad Rom. XIII. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. I. Petr. II. 13. &c. ad Tit. III. 1.

Haushofm. Wie geht es, wie geht es, mein lieber Konrad?

Konr. O! Das freut mich, daß der Herr Haushofmeister die Güte und Liebe für mich hat, und sich zu mir heraus bemüht. Das ist einmal zu viel.

Haushofm. Gar nicht zu viel. Rechtschaffene Diener muß man deswegen nicht vergessen, und hindannwerfen, weil sie alt geworden. Auch vom Grafen und von der Gräfinn habe ich dem Konrad alles Schönes zu sagen. Auf ihren Befehl habe ich heraus gehen, und den Konrad abermal den geistlichen Herren zur guten Obsorge empfehlen müssen. Ich kann aber nun, soviel ich sehe, unserer Herrschaft eine gefällige Nachricht abstatten, daß der Konrad bald vollkommen gesund bei uns wieder zu Hause seyn wird.

Konr. Gott sey Dank, daß ich dieses itzt hoffen kann. Ich lasse dem Grafen und der Gräfinn wegen ihrer Gnaden für mich das Kleid küssen. Wer hätte das geglaubt, daß

ich

ich als ein so alter Mann noch ein hitziges Fieber bekommen sollte.

Haushofm. Ein Zeichen, daß der Konrad noch Feuer im Leibe hat. Er wird noch ein uralter Mann. Auf die Letzt fängt er wohl gar wieder zu laufen an.

Bonr. Das eben nicht; aber mit Erlaubniß des Grafen werde ich wohl, sobald ich gesund bin, eine kleine Reise unternehmen, um dem heiligen Einsiedler Abraham nachzuahmen.

Haushofm. In was soll diese Nachahmung bestehen?

Bonr. Der heilige Einsiedler Abraham hatte im Schlaf folgende Erscheinung. Er sah einen grossen abscheulichen Drachen aus der Wildniß zu seiner Zelle kommen, und allda eine schöne Taube auffressen; nachhin aber den Drachen bersten, und aus dessen Bauche das Täubchen wieder frisch und gesund hervorgehen.

Haushofm. Frater Johannes! Das iſt doch phantaſirt?

Fr. Joh. Behüte Gott! Er iſt vollkommen bei Sinnen; und erzählet ja recht ſchön und ordentlich die Geſchichte des heiligen Einſiedlers Abrahams.

Konr. Der Heilige ließ nämlich im äuſſeren Vorzimmer vor ſeiner Zelle die Tochter ſeines Bruders Namens Maria wohnen, welcher er durch ein Fenſterlein hinüber die heilige Schrift auslegte, und hiemit alle Gottesfurcht beibrachte.

Fr. Joh. Recht gar brav und geſcheid redet unſer Herr Konrad.

Konr. Das Mädchen wurde bei dieſem gottſeeligen Wandel ſchon ſieben und zwanzig Jahre alt, als endlich ein anderer gottloſer Mönch von ihr in die Zelle eingelaſſen, und ſie von ihm zum Fall gebracht wurde. Ja ein gottloſer Mönch war es, der ſie verführte.

Fr. Joh.

Fr. Joh. Itzt scheint mir selbst, daß unser Konrad wieder ein wenig in's Phantasiren verfalle.

Konr. Nun! Mönche sind auch Menschen. Er wird es wieder bereuet haben.

Fr. Joh. Nein, nein! Er redet doch gescheid. War nur ein Aufruf aus überspanntem heiligem Eifer.

Konr. Aber das Mädchen war weit schuldiger. Hätte sie ihm nicht die Zelle eröfnet; so wäre alles unterblieben. Sie war die Gelegenheitmacherinn und Verführerinn. Er war ein schwacher Mensch.

Fr. Joh. So recht, Herr Konrad! so recht. Das heißt zeigen, daß man wieder seine Vernunft beisamm hat.

Konr. Ich halte schon überhaupt nichts auf Weibsbilder, die mit einem Mönch herzig thun.

Fr. Joh.

Fr. Joh. Tausend hinein! Itzt verfällt er uns doch wieder in das Phantasiren.

Haushofm. Und eben itzt scheinen mir seine Reden und Gedanken richtig zu seyn.

Konr. Die saubere Maria lief nach vollbrachtem Laster aus Verzweiflung davon; trat in einem Wirthshause in den Dienst, und überließ sich dort jedem Buhler, statt dessen, daß sie in einem geistlichen Hause, und bei heiligen Einsiedlern gedienet hätte.

Fr. Joh. Ich sehe schon, man muß nur den Ausgang und Zusammenhang seiner Reden abwarten. Sodann wird man immer gestichert, daß er nicht verwirrt geredet habe.

Konr. Der heilige Einsiedler Abraham, nachdem er vernommen, daß Maria eine sündhafte Kellnerinn in einem Wirthshause geworden; ließ sich zierliche Kleider, und ein Pferd bringen; legte sich an, wie ein Ritter; zog den Sturmhut tief in das Angesicht; und ritt nach diesem Wirthshaus. Wie der heilige

Mann

Mann seine freche Base herantreten sah, hatte er zu thun, daß er sich von heissen Zähren und einem harten Geschrei enthielt, wodurch er freilich die Rolle eines Ritters ganz verfehlet hätte. Allein er erholte sich, und stellte sich an, als wenn er sie heftig lieb hätte. Sie war gleich mit etwelchen Küssen fertig. Dießmal waren aber ihre Küsse besser angebracht, als sonst; denn in währendem Umhalsen schmeckte sie (wie Pater Kochem schreibt) den englischen Geruch, so vom Leibe des Ritters ausgieng; und erinnerte sich ihres vorigen heiligen Lebens, so sie in der Wüste geführet hatte. Nach dem Abendessen aber, da Maria den heiligen Mann in ein schönes Zimmer führete, hernach die Thüre verriegelte, und sie ihm Schuh und Strümpfe ausziehen wollen, ist endlich ihre Bekehrung ganz erfolget. Der Heilige ergriff sie nämlich bei der Hand; schmieß eilends den Sturmhut vom Haupte hinweg; gab sich ihr zu erkennen; beredete sie, wieder in die Wildniß zurückzukehren; setzte sie auf sein Pferd, welches er gehend beim Zaum führete; kam mit ihr in der Wildniß an; legte ihr dort ein härenes Kleid an; sperrte

ſie in das innerſte Zimmer, und das äuſſere nahm ihr er zu ſeiner Wohnung; damit nicht wieder ein Mönch zu ihr kommen könnte; und ließ ſie alſo ihre Sünden beweinen; welches ihrerſeits mit ſo jämmerlichen Klagen geſchah, daß die Vorübergehenden ſtill ſtehen, und mit ihr zu weinen genöthiget wurden.

Haushofm. Was will denn aber der Konrad für eine Nachahmung dieſes Heiligen für ſich herausbringen?

Konr. Der Herr Haushofmeiſter weis ja, daß auch die Tochter meines Bruders zu Lumpenau als Kellnerinn im Wirthshauſe dienet, und ſoviel ich höre, führet ſie ein ganz beſonders lüſtiges Leben. Ich werde alſo den Grafen bitten, mir aus der alten Garderobe ein Kleid, und einen Sturmhut, und aus ſeinem Stalle ein Pferd zu lehnen. Sodann reite ich nach Lumpenau; führe meine Baſe mit hieher; bitte den Grafen noch um ein kleines Zimmerl, wo ich ſie einſperren kann; und dort ſoll ſie mir auch ihre Sünden mit ſo lautem Geſchrei be-

beweinen, daß alle Leute auf der Gasse vor dem Herrschaftshause stehen bleiben.

Haushofm. Itzt phantasirt er wirklich.

Fr. Joh. Recht gescheid redet er itzt. Er soll nur, sobald er gesund ist, trachten, daß er seine Base aus dem Wirthshause bringt. Sie solle zu uns her in die Apotheke kommen; wir brauchen immer jemanden zum Kräuterausklauben. Da ist sie doch in einem geistlichen Hause; und es ist besser, als wenn sie im Herrschaftshause eingesperrt, oder dort zur Arbeit angehalten wäre.

Haushofm. Zur Arbeit und Tugend muß sie vor allem anderen gebracht werden; wozu aber weder das Einsperren, weder das Kräuterausklauben in ihrer Apotheke helfen wird. Man muß sie in ein rechtschaffenes Bürgershaus geben, wo sie genug Beschäftigung, gute Beispiele eines ordentlichen und tugendhaften Lebenswandels, und gute Lehren von ihrem Herrn und ihrer Frau bekömmt. Dann wird sie ohne Heulen und Schreien, ohne bä-

renes Kleid und Einsperren eine ordentliche, arbeitsame, und tugendhafte Person werden.

Fr. Joh. Aber eine besondere Nachahmung des heiligen Einsiedlers Abrahams wird es nicht seyn, die doch der Herr Konrad im Vorsatz hat.

Haushofm. Es gibt gar keine andere so besonders werthe Nachahmung der Heiligen, als jene in der Tugend. Die übrigen Sonderheiten machen nicht nur die Heiligkeit nicht aus; sondern man dürfte sie nicht einmal mit Vernachlässigung anderer Pflichten nachahmen. Zu dem ist ja eine Menge durch die Legendenschreiber nur erdichtet.

Fr. Joh. Stille, Herr Haushofmeister! vor dem Kranken, der so schön disponiert ist.

Haushofm. Das heißt verwirrt, nicht disponiert seyn. Er phantasirt richtig noch.

Fr. Joh. Verzeihen sie mir; das muß ich besser verstehen. Nicht im mindesten phantasirt er.

Hauchofm. Geht dem Herrn etwas ab, Herr Konrad? Iſt der Herr in allem gut beſorget? — So viel ich höre, geben ſich die geiſtlichen Herren da alle Mühe, um ihrerſeits nichts ermangeln zu laſſen, was dem Herrn zur Hilfe und zur tröſtlichen Erleichterung dienen kann.

Konr. Der Pater Prior iſt ein rechtſchaffener Mann. Er iſt gewiß für die Kranken recht beſorgt; und ich ſpüre immer meine Geſundheit um einen Schritt vorrücken, wenn ich ihn nur ſehe. Es ſind auch unter den übrigen Geiſtlichen recht ſtattliche, geſchickte, ſorgfältige, und in Fleiß, Geduld, und wahrhafter Barmherzigkeit ſich auszeichnende Männer.

Fr. Joh. Hören ſie, daß er geſcheid, und daß er zufrieden iſt. Er iſt vergnügt, und phantaſirt nicht von weitem.

Konr. Aber eben dieſer Pater Prior dauert mich oft, weil er doch unter ſeinen untergebenen Geiſtlichen einen und den anderen erzogenen, unbiegſamen, unſorgfältigen, und mehr

auf

auf das Herumlaufen in der Stadt, oder auf den Weinkrug, damit er gleich wieder eingefüllet werde, als auf eine wahre Krankenpflege bedachten Geistlichen hat; und sie weder mit guter, weder mit schlimmer Art zurecht bringen kann. Ein Unglück für die Kranken, die unter die Obsorge derselben kommen.

Fr. Joh. Ganz Unrecht mag der Herr Haushofmeister doch nicht haben, daß Konrad immerzu noch phantasire.

Haushofm. Dermal scheint er mir wieder ganz gescheid zu reden.

Konr. Der Pater Prior zörnte sich erst vor drei Tägen ganz erstaunlich, und sagte öffentlich einem so groben und liederlichen Sozius in das Gesicht, daß ein weltliches Krankenhaus viel vortheilhafter wäre, weil dort der Vorgesetzte seine Macht viel wirksamer ausüben könnte, und hiemit die Kranken viel besser würden bedienet werden.

Fr. Joh.

Fr. Joh. Glauben sie dieses nicht, Herr Haushofmeister! Itzt bin ich mit ihnen verstanden, daß Konrad phantasire.

Bonr. Hätte ich aus dem Bette aufstehen können; ich hätte dem rechtschaffenen Pater Prior Hände und Füsse geküßt, denn er setzte noch bei: Nicht wahr? das Herumlaufen in der Stadt und durch das ganze Land ist ihm lieber, als bei den Krankenbettern sitzen? — Hör er's, ich bin ein ehrlicher Mann; auch seine Mitbrüder gehen mit mir auf die Ehre unseres Ordens und unseres Instituts. Wir sind alle nicht nur mit Gelübde, sondern auch mit eifervollem Willen vereinet, jedermann von unserer Sorgfalt für die leidende Menschheit so zu überzeugen, wie wir es Gott, dem Staate, der uns dafür duldet, und dem armen Nebenmenschen schuldig sind. Er wird statt des Herumlaufens bei den Krankenbettern bleiben. — Gott müßte uns auch strafen, wenn von den Almosen mehr für uns, als für die Kranken verwendet wür-

würde. Die Weltlichen würden sodann sagen müssen, daß mit wenigeren und nützlicheren Krankenwartern, als wir zusammen ausmachen, mit leichteren Unkösten, als bei uns erfodert werden, und für mehrere Kranke, als wir herein nehmen, ein wahrhaft allgemeines Krankenhaus, wo für jeden armen Kranken sich ein leeres Bett finden muß, hergestellet werden könnte.

Fr. Joh. Ich muß ihm schon etwas Niederschlagendes zusammrichten, nur ein wenig ein Antispasmotikum. — Ich komme gleich wieder.

Vonr. Mein lieber Herr Haushofmeister! Sie können es sich gar nicht vorstellen, was eben dieser Frater für ein erstaunlich grober Mann ist; es ist zwar noch einer, der beinahe gröber ist. Dem Pater Prior, und den übrigen, die wackere Männer sind, wünschte ich, daß sie in Ortschaften, wo geschickte Bader mangeln, recht gut stabiliet wären. Dort wären sie nothwendiger, als in einem grossen Orte,

te, in welchem ohnehin mehrere Medici und Chyrurgi sind; wovon ein Medikus und ein Chyrurgus sammt ihren Praktikanten hinlänglich wären, das weltliche Krankenhaus wohl zu versehen; dergestalt, daß nur ein guter Aufseher über die Krankenwärter nothwendig wäre. Man hat doch das Sammeln anderer Betelgeistlicher, und ihr Herumlaufen unter dem Volke abgebracht; und diese läßt man wegen eines scheinbaren Vortheiles für die Kranken noch im Lande herumlaufen, und die Leute mit ihren klösterlichen Quacksalbereien, Walddutgaben, und dergleichen abergläubischem Gezeuge forthin verderben. Sollte denn der Staat für arme Kranke, welche er zu erhalten schuldig ist, bei seinen Mitgliedern, und durch die Seelsorger keine verläßlichere und leichtere Erhebung des erfoderlichen Almosens zuwegen bringen können?

Haushofm. Ich bitte sie, Konrad! Reden sie nicht viel von solchen Entwürfen, solang sie in diesem Orte sind; sonst möchte auch ihnen vielleicht ein und anderer übel mitgehen. — Se-

hen

hen sie! — Da kömmt der Frater Johannes schon mit einem Antispasmotikum.

Fr. Joh. Herr Konrad! Sie müssen itzt einnehmen.

Konr. Mein bester Frater Johannes! Ich nehme einmal nichts mehr ein.

Fr Joh. Das muß seyn. Sie bedürfen einer niederschlagenden Medizin.

Konr. Und ich nehme nichts ein; denn ich habe mir einmal die Nachahmung des heiligen Einsiedlers Egidius festgesetzet. Dieser, obwohl ihn die Jäger verkannter Weise im Walde angeschossen haben, dergestalt, daß er am Halse stark geblutet hat; und obwohl ihn hernach der König durch seinen Leibchyrurgus hat verbinden, und heilen lassen wollen, sagte zum König; daß er seinem Leibe nimmermehr einige Arznei appliziren lasse, weil ihn Gott schon zur gelegenen Zeit wieder heilen werde. Der König soll nur lieber ein Kloster bau-

bauen, welches auch der König that, und zu einem Kloster fünf Meilen Erdreich herschenkte.

Fr. Joh. Wenn der Herr Konrad wieder so gescheid redet; so ist es freilich nicht mehr nothwendig, daß er diese Medizin nehme. Die schönen Lebensbeschreibungen der Heiligen, wie sie von den Legendenschreibern verfaßt sind, dienen gewiß zur Niederschlagung der bösen Anschläge, und Reden gegen die Klostergeistlichen mehr, als ein Antispasmotikum.

Ven. O! Die Legende vom heiligen Aegidius ist gar schön. Das Mirakel ist ja erstaunlich, welches sich mit den zwoen Pforten vom Zypressenholz zugetragen hat, so ihm der Papst zur Zierde seiner Kirche geschenket. Jedermann lachte, und hielt den Heiligen für närrisch (wie Kochem schreibt) da er diese Pforten in die Tiber werfen ließ. Die Pforten schwamen aber ungeachtet dieses Lachens von selbsten durch soviele Meere und Flüsse bis an das Ufer des Flußes Rhadan, wo sie der Heilige aus dem Wasser nehmen, und in die Kirche bringen ließ.

Fr. Joh.

Fr. Joh. Zwo päpstliche Pforten vom Zypressenholz haben wohl ein solches Mirakel verdient.

Kon. Wäre der Stuhlfuß, den vorgestern der Frater Viktorinus dem Frater Johannes zu dem Kopf geworfen hat, von einem solchen Zypressenholze gewesen; so wäre die Sache auch mirakulos ohne Schaden abgelaufen, und der Frater Johannes, hätte keinen so grossen Beul am Kopfe bekommen.

Haushofm. Wirklich; und gerade über dem Auge! Sie hätten unglücklich seyn können.

Fr. Joh. Herr Konrad! Sie müssen mir itzt das Antispasmotikum nehmen; machen sie nur nicht viele Umstände.

Konr. Ich bitte sie; verschonen sie mich, und werden sie nicht böse darüber.

Haushofm. Ich will ihnen zwar nichts vorschreiben, Frater Johannes! Aber ich dächte; sie sollen ihn für dießmal mit dem Antispas-

mo-

motikum nicht quälen. Sie sagten ja selbst erst, daß die Hitze nachgelassen.

Fr. Joh. Er hat auch ganz gescheid wieder geredet, bis er mit seiner Phantasie auf den Stuhlfuß verfallen ist.

Bonr. Seyn sie nicht bös, Frater Johannes! Denken sie nur, wie viel schönes sie selbst mir gestern von dem gottseeligen Bruder Reinerius von Burgo erzählten, der einen bösen Ochsen mit seinem Gebethe zahm gemacht hat.

Haushofm. Ich ändere meine Meynung; itzt könnten sie ihm das Antispasmotikum geben.

Fr. Joh. Itzt eben nicht; denn itzt kömmt er wieder zu sich. Ich habe ihm richtig gestern diese Legende erzählet.

Bon. O mein Herr Haushofmeister! Der war ein gottseeliger Bruder der Reinerius. Mit achtzehn Jahren hätte er schon heurathen sollen. Sein Vater wollte es durchaus haben. Er bath aber Gott, ihm seine Jungfrauschaft

zu

zu bewahren; und am Tage seiner Hochzeit aß seine Braut so viele Küchlein, daß sie in folgender Nacht davon erstickte. Nicht wahr, Frater Johannes?

Fr. Joh. Richtig ist alles so, wie sie es erzählen. Sie haben sich meine Worte gut gemerket. Reden sie nur weiter, und immer so gescheid fort.

Konr. Gegen die Armen und Kranken, denen er zu Rom im Spital diente, war er so mitleidig, daß er keinen von der Pforte abwies: und nicht etwa sagte: Es ist kein Bett leer; oder wir können nicht mehrere Kranke nehmen, weil nicht so viele gestiftete Better sind; oder die Halbkurirten sollen sich bald hinausbegeben. Denn er sparrete das, wodurch er den Kranken helfen konnte, sich selbst vom Munde ab. Nicht wahr? Frater Johannes! Hieran sollte der Frater Viktorinus sich ein Beispiel nehmen, der alle Häuser, um für die Kranken zu sammeln, abläuft; und doch, wenn ein Kranker von einem solchen Hause kommt,

wo

wo er schon Almosen empfieng, immer sagt: es ist kein Bett leer.

Fr. Joh. Menge der Herr Konrad nicht solche Nebenanmerkungen ein. Ich bin zwar dem Frater Viktorinus selbst nicht gut. Aber hierinn redet Frater Viktorinus zum Besten unseres Klosters. Man muß das eine sagen, wie das andere. Erzähle der Herr Konrad statt von Kranken lieber von Sachen, die zur Heiligkeit dieses gottseeligen Bruders Reinerius gehören; zum Beispiel vom Christkindel des gottseeligen Bruders Reinerius.

Konr. In dem Christkindel hatte er eine ganz besondere Andacht. Es erschien ihm auch öfters. Er nahm es auf seine Arme; gab ihm viele herzliche Küsse; druckte es an seine Brust; und behielt es öfters durch eine Stunde bei sich. Einmal, da er eben das Christkindel so bei sich hatte, läuteten sie in die Mette. Der gute Reinerius wußte nun nicht, wo er das Christkindlein indessen hinlegen sollte; und es wich auch nicht von ihm. Er machte also einen kurzen Prozeß; nahm es unter den Mantel,

tel, ſo wie unſere Todtengräber, wenn ſie Kinder begraben, dieſelben nur unter den Mantel nehmen, und trug es mit ſich in den Chor, wo es verſchwand. Man hat ihm das Chriſtkindlein gar nicht nennen dürfen, denn ſogleich wurde er verzuckt, und blieb eine Viertelſtunde in der Luft hangen.

Fr. Joh. Itzt bin ich mit dem Herrn Konrad ſchon ziemlich wieder zufrieden.

Haushofm. Und ich meyne immer, itzt wäre ihm das Antiſpasmotikum am nothwendigſten, weil ſich ſeine Vernunft abbringen ließe, die auſſerordentliche Sorge, die der Bruder Reinerius für die Kranken hatte, zum Weſentlichen ſeiner Heiligkeit zu rechnen.

Fr. Joh. Verzeihen ſie mir; ſie brächten mir den Herrn Konrad erſt recht in das Phantaſiren, wenn ſie ihm mit ſolchen Grundſätzen ſein Hirn entzünden wollten.

Konr. Aber das kann ich einmal nicht glauben, Frater Johannes! daß, als ſich der gottſeelige Bruder Reinerius einmal ein neues Kreuz machte, und das Kruzifixbild daran nageln woll-

wollte, aus den Wunden der Hände und Füsse des Kruzifixbildes das Blut häufig geflossen, und den Habit des gottseeligen Bruders gefärbet hat. Er hat ja nicht die Absicht gehabt, Christum selbst zu kreuzigen, sondern nur das Bild zu befestigen.

Fr. Joh. Weil er das Leiden Christi dabei so beherzigte, gleich als sähe er, wie die Juden Christum kreuzigen; so wirkte seine Bildsannagiung das nämliche, was von den Juden durch die Kreuzigung Christi selbsten gewirket worden.

Vonr. Dasjenige ist aber gar erstaunlich, was sich nach seinem Tode zugetragen; daß die Leute von seinem Haare, Bart, Habit sich Reliquien herabgeschnitten, dergestalt, daß er noch als todt sechsmal neu hat gekleidet werden müssen; daß die Leute in der Menge nicht nur Rosenkränze und Bilder, sondern auch Schnupftücher angerühret; daß sie bald den heiligen Leib selbsten transchiret, und sich jeder einen Partikel davon genommen hätte, das ist eben so erstaunlich noch nicht; denn dumme Leute

gibt es genug, die hiezu aufgelegt sind.

Fr. Joh. Wie redet der Herr Konrad abermal daher? Schon wieder in Fausen darinn. Hinein mit dem Antispasmotikum! — nur geschwind ausgetrunken.

Konr. So verschonen sie mich doch mit ihrem Antispasmotikum; sonst werde ich mich beim Pater Prior beschweren. Meynen sie, ich habe auch einen solchen Appetit zu dieser Medizin, wie sie zu einem Glas Wein? Bei dem gottseeligen Bruder Reinerius hat man nach seinem Tode in seinem Herzen eine Disziplin von fünf Ketteln nach der Form, wie sie die Kapuziner zu haben pflegen, aus dem Fleisch formiret gefunden; und in der Galle fand man drei dreieckigte Steine, jeden in der Grösse und Farbe einer Kastanie. —

Haushofm. Wie die Reh- oder Gaimskugeln?

Konr.

Bonr. Nein! Sondern wie die dreieckigten Petschirstöckel; denn auf einigen Seiten dieser Steine war nichts gestochen; auf einigen Seiten aber war verschiedenes zu sehen, nämlich auf der einen Seite das Bildniß der Mutter Gottes mit dem Christkindlein; auf der anderen die Geißlung Christi, auf der dritten das Bildniß des heiligen Franziskus und so weiter. Aber im Herzen des Fraters Johannes wird man wohl nach seinem Tode einen Weinkrug finden."

Fr. Joh. Sie hören es nun selbst, Herr Haushofmeister! wie, und was er redet. Phantasirt er, so muß er ja wie ein Phantasirender traktirt werden; und wir haben schon auch Gurten zum Anbinden Phantasirt er aber nicht; so ist es Bosheit; und dann bedanke ich mich für das Krankenwarten bei einem solchen Menschen.

Haushofm. Allem diesem werde ich abhelfen. Soviel mir scheint, phantasirt er nicht; denn er redet ganz gescheid und zusammhangend, bis auf das, was er aus den Legenden

heraus erzählet; welches aber in sich selbst keinen Zusammenhang und nichts Vernunftmässiges hat; folglich auch von ihm nicht zusammenhangender hergesagt werden kann. Weiters glaube ich, daß er binnen wenig Tägen das Bett verlassen werde. Für ihn, als Rekonvaleszenten wäre nichts besser, als wenn er sodann in unser Haus vor die Stadt gebracht würde. Da hätte er frische Luft, Garten, und von denen daselbst wohnenden Gartnersleuten hinlängliche Pflege, bis er ganz gesund wird. Hiemit werden sie seiner los; sie haben mit ihm keine Mühe und Plage mehr; und sowohl die Legendenerzählungen sammt seinen Bemerkungen hierüber, als auch die Antispasmotica haben ein End, welches auch zur Beförderung seiner Gesundheit recht dienlich seyn wird. Ich werde heut sogleich meiner Herrschaft bei Abstattung des Berichtes diesen Vorschlag machen.

Fr. Joh. Ja, ja! Wird ganz gut seyn, wenn wieder ein Bett leer wird. Wir sind ohnehin zu wenig Krankenwarter, weil die, welche sonst zwar zum Krankenwarten recht gut

zu

zu gebrauchen wären, sammeln herumgehen müssen, folglich dem Krankenzimmer entgehen.

Haushofm. Kann ich nicht mit dem Pater Prior auch reden?

Fr. Joh. Er ist nicht zu Hause. Er wurde eben zu der Kommission berufen, welche wegen einer neuen künftigen Einrichtung des Krankenhauses heute gehalten wird. Werden etwas sauberes zusammbringen. Die Krankenwärter werden zuletzt wie die Hunde im Krankenzimmer angehenkt seyn; und ein einziger wird mehrere Kranke zu besorgen übernehmen müssen.

Haushofm. Haben sie die Güte, dem Pater Prior, wenn er nach Hause kömmt, zu melden; meine Gräfinn und der Graf liessen sich es ausbitten, er wolle morgen zu Mittag bei ihnen speisen.

Fr. Joh. Ich weis nicht, ob ich heut mehr den Pater Prior werde sehen können.

Vorr.

Konr. Sorgen sie nichts, Herr Haushofmeister! Ich werde es ihm sagen; denn wie er nach Hause kömmt, kömmt er auch in das Krankenzimmer.

Haushofm. Gut! mein lieber Konrad! deswegen werde ich aber doch einen Bedienten heut noch mit der Einladung herausschicken.

Konr. Wäre wirklich nicht nothwendig; denn der Pater Prior ist die Demuth selbst. Dieser ist ein wahrer Heiliger, demüthig, höflich, mäßig im Essen und Trinken, sorgfältig für die Kranken, liebreich und mitleidig; vernünftig im Reden. O Gott! etwas Grobes, Unwilliges, Ungeschliffenes, Zweideutiges, Zänkisches, Dummes höret man nicht von weitem bei ihm.

Fr. Joh. Tausend hinein! Das ist eine ganze Lobpredigt für unseren Pater Prior. Wirkt er nicht auch Mirakel?

Konr.

Konr. Es wäre freilich ein Mirakel nothwendig, damit einige seiner untergebenen Geistlichen auch so würden.

Haushofm. Ich muß mich itzt wieder nach Haus begeben. Bleibe er, mein lieber Konrad nur noch einige Täge hier ruhig, und gebe er auf seine Gesundheit Acht. Graf und Gräfinn werden schon auch wegen seiner mit dem Pater Prior reden.

Konr. Danke ihnen, Herr Haushofmeister! für die Heimsuchung. Melden sie auch den unterthänigsten Dank an meine gnädige Herrschaft. Niemand ist fröhlicher als ich, wenn ich wieder zu Hause bin.

Haushofm. Ich empfehle mich ihnen, Frater Johannes! ich bleibe ihr Diener!

Fr. Joh. Auch soviel. Wird schon jemand bei der Pforte seyn, der sie ihnen aufmacht.

VII.

VII.

Die Legendenſchreiber im Reiche der Todten; ein ſatyriſcher Nachtrag zur kochemiſchen Hölle.

P. Kochem. Das iſt eine entſetzliche Strafe; die habe ich mir in meinem Leben nicht vorgeſtellet.

P. R. badeneira. Ich auch nicht; aber ich finde dabei, zwar zu meinem größten Leidweſen, doch alles zuſammenhangend.

P. Koch. Wo wollen ſie da einen Zuſammenhang herausbringen?

P. Rib.

P. Rib. Unſere Legenden, wie ſie geſchrieben ſind, werden für ein Lumpengezeug, oder für Makulatur gehalten. Lumpengezeug und Makulatur ſah ich, weil ich noch auf der Welt lebte, immer in die Papiermühlen zum Stampfen tragen; hiemit verwundere ich mich gar nicht, daß unſere Legenden auch im Reiche der Todten in die Stampfe kommen.

P. Boch. Meinetwegen ſollen ſie unſere Arbeit auch hier in die Stampfe tragen; aber daß wir ſelbſt mit eigenen Köpfen unſere Arbeit ſtampfen ſollen, daran finde ich keinen Zuſammenhang.

P. Rib. Und in eben dem finde ich Zuſammenhang zwiſchen dieſer Strafe und der begangenen Sünde. Geſündiget hat hauptſächlich unſer Kopf; denn unſere Legenden ſind zum größten Theil nichts anders, als Geburten unſeres Kopfes und unſere Hirngeſpinnſte. Hat nun der Kopf (ſagt der Richter) geſündiget; ſo ſolle auch der Kopf büſſen; hat der Kopf Lumpengezeug hervorgebracht, ſo ſoll der

nämliche Kopf das Lumpengezeug zuſamm-ſtampfen.

P. Boch. Ey ſo wünſchte ich (wenn es bei uns ſchon wie in einer Papiermühle zuge-hen muß) daß wir zu holländiſchen Walzen würden; wenigſtens kämen wir ehe zum En-de, weil ein Zylinder dasjenige in acht oder zehn Stunden zerreibet, wozu unter dem Stam-pfen vier und zwanzig bis dreißig Stunden erfodert werden.

P. Rib. Sie wollen da im Reiche der Tod-ten nicht ſo viele Köſten auf uns verwenden, daß ſie uns zu holländiſchen Zylindern mach-ten, die viel höher als die Stampfen zu ſte-hen kommen; denn ſie ſagen, wir ſeyn keinen Kreuzer werth. Weiters ſagen ſie; unſere Köpfe ſeyn nur hölzern, hiemit zu Zylindern, die vom Eiſen, oder zu feinem Papier gar vom Metall ſeyn ſollen, keineswegs geeignet. Es hilft auch da kein Geſchwinderfertigwer-den; denn die Augſpurger drucken in Ewigkeit unſere Legenden fort; hiemit höret auch unſere Arbeit im Reiche der Todten nicht auf. Der

Herr

Herr Kollega weiß ja, daß, ſo oft auf der Welt oben eine neue Auflage von einer unſrigen Legende gemacht wird, ſogleich die Zahl der Exemplarien hier auf den Rabiſch genommen werde, und daß unſereiner ein jedes Exemplar ſeines Buches ſowohl von den alten als von den neuen Auflagen ſtampfen müſſe. Endlich haben wir doch dieſen Vortheil, daß wir als Stampfen wenigſtens alle fünf Jahre in etwas ausruhen können, damals nämlich, wenn wir ausgebeſſert werden, da die Zylinder oft zwanzig Jahre keiner Ausbeſſerung bedürfen.

P. Boch. Aber der Herr Kollega ſpritzet ja bei ſeinem Stampfen erſtaulich um ſich?

P. Rib. Weil ich zu hoch erhoben bin.

P. Boch. Und ich bin zu wenig erhoben, ſo, daß die geringeren Lumpen über mir ſchwimmen, und ich nur immer das grobe, auf dem Grund liegende Gezeug ſtampfen kann. Sieht der Herr Kollega, daß es beſſer wäre, wenn wir holländiſche Walzen ſeyn könnten.

Der

Der Teig und das Papier würde viel gleichförmiger.

P. Rich. Aus dem Teige, den wir zusammenstampfen, wird kein Papier mehr; nicht einmal Makulatur-Pack- oder Zuckerpapier könnte daraus gemacht werden, weil unsere Legenden leider nicht einmal zur sechsten Sorte der Lumpen, sondern zum Unrath gerechnet werden.

P. Boch. Zu was stampfen wir sie denn also unnütz?

P. Rich. Nur zur Strafe, weil wir unnütz geschrieben haben.

P. Boch. Wenn aber, wie bei anderen Papiermühlen die Lumpen sortiret würden; so könnten doch auch aus unseren Legenden mittere, wo nicht gar feinere Lumpen herauskommen.

P. Rich. Wer sollte sortiren?

P. Boch.

P. Boch. Die Kaſuiſten; denn da unſere Legenden eine Maſſe von mehreren Sünden ausmachen, ſo wäre zur Sortirung dieſer Sünden Niemand geſchicklicher, als die Kaſuiſten.

P. Rib. Mein Herr Kollega! Die Kaſuiſten ſelbſt müſſen ihre eigene Werke ſtampfen. Jeder, der ein unnützes Buch geſchrieben hat, muß es hier im Reiche der Todten ſtampfen. In der theologiſchen Mühle ſtampft alles untereinander, Molinisten, Stoiſten, Thomiſten. In der kanoniſtiſchen Mühle geht es gar erſtaunlich zu. Der Pater Schmalzgruber, der Pater Pichler, der Pater Reifenſtuhl haben ihre Köpfe ſchon ganz breit hingeſtampft. Das größte Getös iſt aber in der Mühle, wo die Kontroverspredigen ſtampfen.

P. Boch. Treibt alle dieſe Mühlen und Stampfen der nämliche Fluß?

P. Rib. Alle treibt der ſchwefligte, feurige, gewaltige, reiſſende, und ſchwarze Fluß Phlegeton, bis auf die Aerzten, die vom traurigen

gen und ſtinkendem Acheron langſam getrieben werden. Aber der geſtampfte Teig von allen wird ſodann in den Styx geworfen, damit er in Vergeſſenheit komme.

P. Koch. Uns treibt alſo auch der Acheron? denn bei uns iſt ein Geſtank zum Umfallen.

P. Rib. In jeder der übrigen Mühlen ſtinkt es auch, weil überhaupt alle Lumpenarbeiten vor dem Stampfen ſchon in Fäulung übergegangen, und immer mit dem acherontiſchen ſtinkenden Waſſer angefeuchtet worden. Bei uns ſtinkt es nur deswegen ſtärker, weil wir in unſeren Legenden ſo viele Teufel mit Geſtank erſcheinen, und verſchwinden lieſſen.

P. Koch. O ich Tollkopf! Ich habe im Zuſatze zum Leben Chriſti die Höllenpeinen beſchrieben, als wenn ich ſie geſehen hätte; und itzt erfahre ich ganz etwas anders. Vom Stampfen, und daß ich ſelbſt dazu kommen ſolle, hat mir unter allen meinen Träumereien nichts geträumt. Der Legendenſchreiber habe ich gar nicht einmal erwähnet, weil ich nicht gedacht habe,

habe, daß ein Legendenſchreiber an ein Peinigungsort ſollte kommen können, da er alle mögliche Peinen ſchon den Heiligen überlaſſen hat. Bei den Höllenpeinen träumte ich nur meiſtens von Sieden und Braten.

P. Rib. In Klöſtern wird ja den ganzen Tag hindurch nichts als geſoden und gebraten; auf die Küche iſt das Hauptaugenmerk der meiſten Kloſtergeiſtlichen gerichtet. Es iſt alſo kein Wunder, wenn ein Kloſtergeiſtlicher vom Sieden und Braten, und allen Küchenarbeiten träumet, weil die Träume durch das, was bei Tage vorgeht, beſtimmet werden.

P. Koch. Ich hätte mir bald ſelbſt unrecht gethan. Ich träumte nicht nur von hölliſchen Küchengeräthſchaften, hölliſchen Küchenarbeiten, und hölliſchen Eßwaaren, nämlich geſchmolzenem Pech, Blei, Schwefel, Kroten, Schlangen, und anderen giftigen Ungeziefern, welche Eßwaaren auf einen groſſen, eiſenen, glühenden Tiſch geſetzet werden; ſondern ich träumte auch von hölliſchen Trinkgeſchirren und Bechern, die ebenfalls voll geſchmol-

ſchmolzenes Aerzes, Gifts, Gall, Schwefels, und Pechs ſind, durch welches ſtarke Getränk die Trinkenden erhizet werden, daß ihnen die Flamme durch Mund, Naſen, Ohren, und Augen herausſchlagen.

P. Rib. Daran habe ich ohnehin nicht gezweifelt, daß der Herr Kollega auch auf das Trinken nicht werde vergeſſen haben; denn das Trinken hat ja bei den Mönchen immer noch gröſſeren Vorzug als das Eſſen gehabt.

P. Boch. Waren die Herren Jeſuiten auch nicht alle von dieſem Guſto frei; und ein Jeſuiterſpiz, in dem man den Ofen für den Pater Rektor anſieht, iſt gar zum Sprichwort geworden.

P. Rib. Mein lieber Pater Kochem! Dergleichen waren ſehr wenige bei uns. Auf eſſen und trinken hielten wir nicht viel; und Koſt und Trunk war gewiß in unſeren Kollegien (die Reſidenzen ausgenommen) ſchlechter, als in anderen Klöſtern. Leute, die eine ganze Welt zu regieren haben, und immer denken

und

und thätig seyn müssen, damit alles nur nach ihrem Wink gehe, und damit diejenigen, die entgegen seyn wollten, sey es Pabst, Kaiser, König, Minister, Kardinal, Bischof, Rath, Gelehrter, Geistlicher, oder Weltlicher, darüber, ihre Noth, oder wohl gar den Tod erfahren; solche Leute können nicht viel auf das Essen und Trinken denken.

P. Koch. Wenn wir Klostergeistliche nur so klug gewesen wären, daß wir die Intoleranz gegen andere Glaubensgenossen nicht gar so sehr übertrieben hätten. Das müssen wir itzt am meisten büssen, besonders seit 1685. da unter denen Reformirten, welche durch die Widerrufung des Ediktes von Nantes aus Frankreich vertrieben wurden, so viele Papiermacher waren, deren Seelen nun hier im Reiche der Todten die Papiermühlen unter ihrer Aufsicht haben, und mit uns armen Stampfen so erbärmlich verfahren. Wenn aber nur itzt die Leute auf der oberen Welt, besonders die Kommissarien bei Klosteraufhebungen, und die Büchercenſoren unſere Legenden nächeinander ver-

brennen und vertilgen lieſſen; ſo bekämen wir doch nach und nach weniger zu ſtampfen.

P. Rib. Das Vertilgen auf der oberen Welt hilft bei denjenigen Legenden nicht, die ſchon gedruckt ſind. Wenn auch die Lebendigen von den vertilgten Legenden nichts mehr ſehen; ſo bleibt doch (wie ich ſchon ſagte) ein jedes abgedrucktes Exemplar hier im Reiche der Todten ſichtbar, und wird uns zum ſtampfen vorgeleget. Boreel der ehemalige holländiſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe, der über unſere Mäzen itzt die Hauptdirekzion hat, hält genaue Regiſter darüber; denn das war ſchon bei ſeinen Lebzeiten für ihn eine Hauptluſt, ganze Auszüge aus Zohlregiſtern zu machen, und alles beizutragen, daß die Papiermühlen emporkommen. Dieſer ſchikanirt uns nicht wenig; und ſogar die Utrechterſeelen feuern ihn gegen uns an. Nur die Bücherzenſoren könnten uns helfen, wenn ſie die Exemplarien durch neue Auflage nicht vermehren lieſſen. Aber rechne der Herr Kollega die Länder zuſamm, in welchen dergleichen Bücher nicht mehr zum Druck gelaſſen werden. Dieſe ſind ſehr wenige. Zu

den

den übrigen wird immer damit fortgedruckt, ſo daß wir in Ewigkeit mit dem Stampfen nicht fertig werden. Des Herrn Kollega ſeine Legende iſt zwar da und dort mehr, als andere Legenden verbothen.

P. Boch. Das ſehe ich eben nicht ein, warum? denn ich habe das meiſte aus anderen Legenden abgeſchrieben; und ſogar die grobe und ſchmutzige Schreibart habe ich aus dieſer und jener ſchon vor mir geſchriebenen Legende entlehnt. Sie, Pater Ribadeneira! wie auch die Bollandiſten zitire ich ja meiſtens in meiner Legende.

P. Rib. Das weis ich gar wohl. Allein weil die kochemiſche Legende den Unſinn und die Schmutzerei in einen Quartband zuſammgefaßt hat; ſo kam ſie leichter unter die Leute, als die Legenden von uns anderen, die wir unſere Ungereimtheiten in Folio geſchrieben haben. Deswegen verbietet man alſo in einigen Ländern den Kapuziner in Quart, und läßt den Jeſuiten in Folio noch hingehen.

P. Koch. Die Bollandiſten haben jetzt im Reiche der Todten was Beträchtliches zuſammen zu ſtampfen.

P. Rib. Ganz natürlich! Weil ſie oft bei einem einzigen Heiligen fünfzehn verſchiedene Lebensbeſchreibungen anführen, da wir uns doch bei jedem Heiligen mit einer unwahrhaften ſchon begnügten. Aber es geht auch dem de Voragine, dem Metaphraſtes, und dem Surius entſetzlich. A propos! wo iſt denn ihr Ordensbruder der Pater Dionys von Litzenburg?

P. Koch. Ich bin froh, daß er nicht neben mir iſt; denn er iſt auf mich ungehalten, daß ich auf dem Titelblat meiner Legende ankündigte, ſeine Legende verbeſſert zu haben. Nichts ſolle man verbeſſern (ſagt er) in Legenden, die ſchon dem Volke einmal zur Erbauung und zum feſten Glauben vorgeleget worden, weil ſonſt die Leute erkennen würden, daß ſie in dem getäuſcht waren, was ihnen doch für ſo wahr angegeben wurde, und weil ſie zuletzt bald gleiche Gründe finden könnten, dem Verbeſ-

beſſerer einer ſolchen Legende auch nicht zu glauben. Soviel ich weis, muß Pater Dionys von Litzenburg in der Mühle der Aszeten an ſeinem **Antichriſt** ſtampfen.

P. Rib. Meine Legende hat der Pater Jakobus Kaniſius aus dem Spaniſchen in das Lateiniſche überſezet, und der Pater Hornig in deutſcher Sprache herausgegeben. Jeder hat daran etwas vermehret; und der Pater Roßler hat gar einen dritten Band in Folio zu meiner Legende gemacht. Ich bin deswegen nicht ungehalten; ſie ſind genug geſtraft, daß auch ſie izt ſtampfen müſſen, wie ich.

P. Koch. Die verzweifelte Arbeit, die ich heut wieder bei dieſen Stücken habe!

P. Rib. Was ſtampfen ſie denn izt?

P. Koch. Lauter Stücke, die hart zu ſtampfen ſind, kommen mir izt untereinander. Ich ſchrieb in dem Leben der heiligen Franziska Romana, daß ihr verſtorbenes Söhnlein erſchien, welcher auf die Frage, ob er auch ſeiner

ner Mutter im Himmel gedenke, antwortete; daß die Seeligen im Abgrund der göttlichen Güte also vertieft seyn, daß sie wider den Willen Gottes nichts gedenken, noch verlangen können. An diesem Stücke stampfe ich schon zwo Stunden.

P. Rib. Geht mir auch so, wenn mir von denen Erscheinungen, die ich in meiner Legende angeführet habe, eine zum stampfen vorkömmt. Bei der Erzählung dieser Erscheinung hat sich der Herr Kollega aber erstaunlich widersprochen, da nämlich so viele Mönchsgebethe unmittelbar an die Heiligen gerichtet sind, von denen der Herr Kollega bei dieser Erscheinung sagt, das sie doch ohne Willen Gottes nicht einmal auf uns denken können, folglich erst Gott gebethen werden muß, sie auf uns denken zu machen.

P. Koch. Das mag wohl seyn, daß ich deswegen dieses Stück so lange nicht zusammstampfen kann; und es irret mich auch das daneben liegende Stück vom Bischofsstabe, welcher laut meiner Legende vom Himmel herab,

ab, und zwar mit dem Knopf dem heiligen Patrizius in den Schoos, mit dem übrigen Theile aber auf den Sauhirten Mahua fiel, den der heilige Patrizius im Glauben, Lesen, und Schreiben unterrichtet, und mit dem nämlichen Bischofstabe als einem vom Himmel gegebenen Zeichen zum andrumensischen Bischof geweihet hat.

P. Rib. Das ist freilich auch ein hartes Stück zum Stampfen, besonders wegen des Knopfes an dem himmlischen Bischofstabe. — Mir haben sie heute in mein Stampfloch eine Menge himmlischer Visiten geschüttet, die ich in meiner Legende erzählt habe; nämlich wie die göttliche Mutter in einem weissen Gewande, und in Begleitung vieler Engel und Jungfrauen dem heiligen Julianus Bischof zu Koncha, sodann die Weisheit Gottes dem heiligen Laurenzius Justinianus, welchem sie dabei einen Kuß gab; ferners einige, eigens dazu abgeordnete Engel dem heiligen Ivo, und mehrere heilige Inwohner des Himmels mehreren damals noch lebenden Heiligen, besonders heiligen Klosterfrauen erschienen sind. Immer

fürch-

fürchte ich mich auf solche, von mir erzählte Erscheinungen, wenn sie mir zum Stampfen vorgeleget werden; weil dabei, so wie auch bei den erzählten übertriebenen Peinen und ungegründeten Mirakeln das Stampfen immer viele Zeit und viele saure Mühe kostet.

P. Koch. Das habe ich vorgestern empfunden, da haben sie auch mir auf einmal so viele in meiner Legende enthaltene Erscheinungen sowohl vom Christkindel, und der göttlichen Mutter, als auch von verschiedenen Heiligen zu stampfen vorgelegt, daß ich geglaubt habe, ich könne damit gar nicht fertig werden, besonders mit der Erzählung, daß die heilige Rita Kassia durch den heiligen Augustin, und Nikolaus von Tolentin von einem hohen Felsen, worauf sie der heilige Johann Baptist führte, bis zum Kloster, aus welchem sie verstossen war, in den Lüften herabgetragen, und in das nämliche Kloster bei gesperrter Pforte hineingeschoben wurde. Das übelste war, daß auch noch andere zähe Stücke mit darunter liefen, die mir die Arbeit jämmerlich erschwerten; nämlich die Ampeln beim Grabe des heiligen

ligen Petrus aus dem Dominikanerorden, welche ich durch die Engel anzünden ließ; der grosse Fisch, den ein Vogel aus dem Flusse holen, und dem heiligen Bonifazius auf die Tafel legen mußte; der Adler, der mit ausgespannten Flügeln dem heiligen Medardus zu einem Regenschirm diente, damit der Heilige ungeachtet des starken Regens nicht naß wurde; der Stab der heiligen Edilrud, welcher, da sie ihn in die Erde steckte, gewachsen, Aeste und Blätter hervorgebracht, und zu einem Eschbaum dem allerschönsten Baum im ganzen Walde geworden; das Meßbuch, welches der heilige Gallus einer Feuersbrunst mit so glücklichem Erfolge entgegen hielt, daß die heftigsten Feuerflammen alle auf einmal erloschen; der Donnerkeil, mit welchem der heilige Pabst Stephanus den Tempel des Mars zerstörte; die Wolken, die der heilige Edmund vertrieb, damit unter seiner Predigt die Zuhörer von keinem Platzregen gestöret würden; der Bischofstab des heiligen Martyrers Lamberts, welchen nach dessen Tod ein Engel dem Pabsten Sergius überbrachte, um solchen dem heiligen Hubert zu übergeben; der Ring, welcher dem

hei-

ligen Arnulph nach dem Tode an den Finger gesteckt wurde, obwohl der Finger krumm und erstarrt war, weil der todte Heilige den krummen Finger zum Ringanstecken ausstreckte, und nach angesteckt em Ringe den Finger wieder krümmte.

P. Rib. Das ist ja eine Menge. Eine solche Masse geht freilich lang her, bis sie zusammgestampfet wird. Ich hatte gestern mit einem einzigen Palmbaum zwölf Stunden zu thun gehabt, nämlich mit jenem, von welchem ich im Leben des heiligen Onuphrius erzählte, daß er jährlich zwölfmal Früchte trug, damit der Heilige monatlich seine frische Datteln genieſſen konnte. Die vorige Woche legten sie mir in mein Stampfloch einen ganzen Schreiber hinein, von dem ich im Leben des heilgen Antonius von Padua geschrieben, daß er ein Luder über alle Luder war, und daß ihm doch der heilige Antonius mit ungewöhnlich tiefen Reverenzen immer begegnete; weil der Heilige vorsah, daß dieser nämliche erzlüderliche Schreiber dermal einst ein Martyrer werden würde, welches auch geschehen ist.

P. Boch.

P. Koch. Ich ſehe nicht ein, warum man ihnen einen heiligen Leib des gemarterten Schreibers vorgeleget habe.

P. Rib. Sie ſagten mir: ich ſollte nur die Ausdrücke **ein Luder über alle Luder**, und die übrige pöbelhafte Schreibart, deren ich mich bei dieſer Erzählung bediente, zuſammſtampfen. Ich bin froh, daß ich dieſen Schreiber in meiner Legende nicht mit Namen genennet, und ihn denen Schreibern, unter denen mancher auch ein ſolches Luder iſt, daß er Zeit hätte, ſich ehe zu bekehren, ehe er beim Wirt zur Senſe nämlich beim Tod die Einkehre nimmt, nicht zum Patron aufgeſtellet habe; ſonſt hätte ich bei dieſem Stücke allein durch ein halbes Jahr zu ſtampfen gehabt; weil auch **die Aufſtellung ſolcher Patronen mit verläßlicher Hilfs- und Amtsbeſtimmung**, im Reiche der Todten erſtaunlich unter die Stampfe genommen wird.

P. Koch. Das iſt doch zum verzweifeln; itzt kömmt mir ſchon wieder aus meiner Legende vom heiligen Gallus etwas daher, was

ſich

ſich bei allem Stampfen nicht einmal umwenden läßt, ob ich gleich dabei im Schreiben mit der Umwendung ſo geſchwind fertig war.

P. Rib. Was iſt das?

P. Boch. Nun ich ſchrieb; der Leichnam des heiligen Gallus ſey dergeſtalt in die Kirche hingeſtellet worden, daß ſein Haupt gegen die Kirchthüre gewendet war; der todte Leib aber habe ſeinen rechten Fuß zu ſich gezogen, und ſich alſo herumgewendet, daß ſein Haupt gegen den Hochaltar ſtunde.

P. Rib. Das iſt freilich ein zähes Stück.

P. Boch. Und immer ireet mich auch das, was über mir ſchwimmet. Sehe es der Herr Kollega zur Gäte an, weil der Herr Kollega höher hanget als ich, und es leicht anſehen kann.

P. Rib. Das iſt entſetzlich, was alles über dem Herrn Kollega herumſchwimmet, meiſtens Offenbarungen der heiligen Hildegardis.

P. Boch.

P. Koch. Ja, ja! Von denen schrieb ich, daß sie ein Philosophus nicht hat glauben wollen, und daß aber der nämliche Philosophus sodann durch himmlische Erleuchtung zu einem öffentlichen Bekenner dieser Offenbarungen geworden, auch dem Kloster der heiligen Hildegard Geld, Güter, Gebäude, und Lebensmittel geschenket hat.

P. Rib. Die Offenbarungen wird der Herr Kollega gar nicht stampfen dürfen; denn sie zerrinnen schon von selbsten; auch der Philosophus wird nicht viel Mühe machen; denn so viel ich sehe, ist er kein starker Philosophus, weil er nicht auf den Grund geht, sondern auf der wässerichten Oberfläche schwimmet.

P. Koch. Was ist das? Itzt wird mir alles Wasser im Stampfloche gar zu Blut. Ich sehe schon, woher es kömmt; von der Herzader der heiligen Lutgardis. Von dieser schrieb ich, daß ihr in der Betrachtung vom Leiden Christi die auswendige Herzader zersprungen, und daraus so häufiges Blut geflossen, daß es ihre Kleider benetzte, welches auch nach geheil-

heilter Wunde noch immerfort geſchah, ſo oft ſie das Leiden Chriſti betrachtete.

P. Rib. Mir iſt aber, als wenn ich ein wirkliches Herz in des Herrn Kollega ſeinem Stampfloche auf und niederſpringen ſähe.

P. Koch. Wirklich! Das iſt meine Erzählung vom Herzen des heiligen Franziskaners Richards; von dieſem ſchrieb ich, daß, nachdem ihm das Herz aus dem Leibe geriſſen worden, daſſelbe in der Hand des Henkers etlichemal aufgeſprungen, und ſeine Freude wegen ausgeſtandener Marter bezeuget habe.

P. Rib. Hätten wir unſer itziges Schickſal damals vorgeſehen, da wir unſere Legenden ſchrieben, wir hätten gewiß weder Mirakel über Mirakel, weder Peinen über Peinen gehäufet; auch nichts gelobet, oder zur Nachahmung aufgeſtellet, was nicht wirklich Belobungs und Nachahmungs würdig iſt; ſondern wir hätten die Leute durch Beiſpiele gelehret, daß den Menſchen hier und jenſeits des Grabes nichts ſelig machen könne, als die Erfüllung

lung derer dem Menschen, dem Christen, dem Unterthan obliegenden Pflichten, das ist, die Tugend; daß nur die Tugend wahre Beruhigung und dauerhafte Herzenslust, sogar auch bei Drangsalen gebe; daß das wahre Unglück eines Menschen nur von Lastern herkomme; und daß sogar das Gute, was sich der Lasterhafte zu erlangen einbildet, ein wahres Uibel, ein wahres Unglück sey; daß sich der Lasterhafte, wenn er nicht sein lasterhaftes Leben verabscheuet, und sich zur Tugend wendet, im Leben und im Sterben keinen Trost, keine Beruhigung herzuholen wisse.

P. Koch. Ich schrieb immer von der höllischen Finsternuß; und itz sehe ich da meine Legendensünden weit heller, als ich sie auf der Welt sah. Ich wünschte, ich könnte von allem dem nichts mehr lesen, was ich ohne Grund, und mit der schmutzigsten und niedrigsten Schreibart in meiner Legende angeführet habe. Allein obwohl dieses Lumpengezeug schon in Fäulung gegangen, und mit stinkendem Wasser angefeuchtit ist; so stellet sich doch im währenden Stampfen alles unseren Augen vor, was dar-

darauf geschrieben war, welches auf der Welt nicht bei dem hellesten Sonnenschein, und noch weniger bei den Klosterlampen möglich gewesen wäre.

P. Rib. Zu unserem größten Leidwesen ist es freilich auch in der Unterwelt lichter, * als wir es verlangen. Denn das nämliche Licht, welches denjenigen zur ewigen Freude und Ergötzung dienet, die auf der oberen Welt sich nach dem Lichte gesehnet haben, und dem Lichte immer nachgegangen sind, ist uns, die wir immer das Licht scheuten, und Finsterniß unter den Leuten verbreiteten, zur größten Pein und Betrübniß; so wie auf der oberen Welt das nämliche Sonnenlicht für die, welche dabei was Angenehmes lesen, zur Freude; und denen, die dabei ein Verzeichniß dessen lesen, was

* Amissum ne crede diem, sunt altera nobis
Sydera, sunt orbes alii, lumenque videbis
Purius elysiumque magis mirabere solem
Claudianus Rapt. Pros. L. II. v. 252.

was ſie hätten gewinnen können, und was ſie verloren haben, zur Pein ſcheinet.

P. Boch. Bei unſeren Kapuzinerbetrachtungen hat immer nur eine kleine Lampe gebrannt.

P. Rib. Bei unſeren Jeſuitenexerzizien war gleichfalls alles finſter; und wenn wir den Weltleuten Exerzizien gaben, da machten wir gar alles ſo finſter, als wir es nur machen konnten. Es wurde auch bei dieſer Finſterniß nach dem Wunſch meiner Sozietät manches erzielet, was beim Lichte nicht erzielet worden wäre.

P. Boch. Nicht wahr? finſtere Thaten?

P. Rib. Nun wir ſind beſtraft dafür.

P. Boch. Durch die Aufhebung der Sozietät?

P. Rib. Nein! Dieſe wäre noch nicht zu achten.

P. Zoch. Durch was denn?

P. Rib. Durch das, daß die Leute itzt heller sehen, weil sich die Aufklärung verbreitet. Ohne diese würde die Aufhebung unserer Sozietät für ein Werk der Leidenschaft angesehen worden seyn. Wir hätten also wieder aufkommen, und unsere vorig: Macht noch immer wieder erhalten können. Allein itzt ist es, ungeachtet aller Ränke, die mein: noch lebende Ordensbrüder anwenden, vergebens. Der gemeinste Mann sieht es hell ein, daß die Aufhebung unserer Sozietät ein durch den tugendhaften, hiemit wahrhaft heiligen Papsten Klemens den vierzehnten ausgeführtes Werk Gottes war. Es gibt itzt ganz andere Exerzizien auf der oberen Welt, als wir Jesuiten einführten. Alle Exerzizien werden itzt bei hellem Lichte gehalten jeder wird angehalten, in der wahren Andacht, in Erfüllung seiner Pflichten gegen Gott, sich selbst, den Nebenmenschen, den ganzen Staat von Jugend auf sich zu exerzizren.

P. Zoch.

P Koch. Der Herr Kollega verzeihe mir; die Jesuitenexerzizien kommen mir vor, als wenn die Bürger in einer Stadt im Feuergewehr zu einer Feierlichkeit exerziret werden. Das Ding sieht ernsthaft her, aber eher nur auf einige Zeit. Es ist in der Hauptsache mehr Spielwerk; und der Bürger wird dabei doch kein exerzirter Soldat; nebst dem, daß bei dem Exerziren noch dazu viel tolle und schädliche Sachen mitunterlaufen, dergestalt, daß es besser wäre, der Bürger bliebe in seiner Werkstatt, oder bei seinem Gewerbe sitzen, und vernachlässigte nicht sein Hauswesen. So war es mit denen Christen, die durch drei Täge oder acht Täge von Jesuiten exerziret worden sind. Nach den drei oder acht Tägen legten sie die Exerzizienbüchel hinweg, und die meisten waren diejenigen, welche sie zuvor waren, ohne sich weiters in dem zu üben, was zum ächten Exerzizium eines Christen gehöret. Der gute Christ exerzirt sich von Jugend auf in Erfüllung seiner Pflichten; und dann besteht er mit seinem Exerzizium im Tode und vor Gerichte, wo man nicht fragt, ob durch drei oder durch acht Täge in der Finsterniß eine finstere Betrach-

tung über eine ſchwärmeriſche Exhortazion gehalten worden. Kurz! Die Jeſuiten haben alljährlich durch drei oder acht Täge in der Finſterniß täglich über drei Betrachtungspunkte die Leute exerzirt; und der ächtdenkende Chriſt exerzirt ſich in ſeinen Pflichten alle Tage vor aller Leute Augen.

P. Rib. Ich kann freilich dagegen nichts ſagen, denn auch unſere Exerzizienbüchel werden wirklich hier im Reich der Todten in der Mühle der Aszeten geſtampfet.

P. Boch. Ich höre jemanden kommen.

P. Rib. Sey der Herr Kollega itzt ſtill; es kömmt wirklich wieder eine Seele eines verſtorbenen reformirten Papiermachers, die uns nachſieht.

VIII.

VIII.

Der Author, sein Hausherr, und dessen alte Muhme.

Hausherr. Da habe ich die Ehre, der Frau Muhme meinen Herrn Innwohner aufzuführen, mit dem die Frau Muhme in Bekanntschaft zu kommen immer so sehr wünschte.

Alte Muhme. Der Herr Author von den Heiligen nach den Volksbegriffen?

Author. Der hat wirklich das Vergnügen, vor ihnen zu stehen, und sich in ihre Freundschaft zu empfehlen.

A. Muhme. Um dieses habe ich zu bitten, daß sie mich ihrer Freundschaft würdigen wollen. Meinerseits war gewiß schon die ganze Zeit her das Verlangen ausserordentlich, mit ihr

ihnen in Bekanntschaft zu kommen. Seyn sie so gütig, und nehmen sie Platz.

Haush. Erlauben sie, Frau Muhme! daß ich die Sessel herrücke.

A. Muhme. Denselben Sessel laß der Herr Vätter dort stehen. Ich habe ihn geflissentlich in das Winkel gestellet; denn es wäre nicht sicher darauf zu sitzen. Er ist so zerlechset, wie Kochems Legende.

Auh. Zerlechset wie Kochems Legende? Das ist eine Strafrede gegen mich.

A. Muh. Ganz und gar nicht. Sie können gegen Kochems Legende gewiß keine geringere Achtung haben, als ich sie habe.

Auh Das ist mir unerwartet. Das Exemplar von Kochems Legende, dessen ich mich bei meiner Arbeit bediente, überbrachte mir ihr Herr Vätter doch aus ihrem Hause? Ich weis es auch, daß es immer vorher Dero Lieblingsbuch war.

A. Muh.

A. Muh. Ja, ja! Ich kann es nicht läugnen; es war mein Lieblingsbuch. Aber hat ihnen denn mein Herr Vätter nicht gesagt, daß ich durch ihr Werk vollkommen von der Anhänglichkeit, und von allem Glauben an die Legenden abgebracht worden?

Hauoh. Alles dieses habe ich gesagt; sonst hätte sich auch mein Herr Innwohner gewiß nicht hieher bringen lassen.

Auh. Ich beängstigte mich aber doch im Dahergehen mit stätem Nachdenken, wie ich mich werde entschuldigen können sowohl in Ansehung dessen, daß ich dieses Buch solange, nämlich durch sechs ganze Monate bei mir behalten, als auch über das, daß ich Kochern und überhaupt alle Legendenschreiber dieser Klasse so sehr hergenommen habe.

A. Muh. Sie haben diese Legendenschreiber ebenso hergenommen, wie dieselben es verdienen; und was mein Buch betrift, so hätten sie dasselbe gar behalten, oder wohl auch verbrennen können. Es wäre kein Schade darum gewesen.

Haush. Soviel hätten wir uns nicht unterstanden. Da übergebe ich der Frau Muhme das Buch unverletzt, wie ich es bekommen habe.

A. Muh. Nun mein lieber Gott! Sogar alle Bilder und Zetteln, mit welchen von mir die eine und die andere Stelle bemerket wurde, sind noch so, wie ich sie hineinlegte.

Auth. Ich habe nicht das mindeste verrücket. Ja ich habe sogar diese bemerkten Stellen, ob ich sie gleich ansah, geflissentlich in meinem Werke nicht berühret; weil ich dachte, daß ich der Besitzerinn dieser Legende schuldig sey, wenigstens jener Stellen zu schonen, die sie in den Schutz genommen hat.

A. Muh. Diese Rücksicht war einmal zu viel; und so sehr ich ihnen über die Aufmerksamkeit gegen mich verbunden bin; so wenig verdienten doch eine solche Aufmerksamkeit diese Stellen selbsten. Sie erregten schon ehevor bey mir manches Bedenken, und um so mehr itzt, nachdem ich die ersteren drei Theile ihres Wer-

Werkes ganz gelesen habe. Erlauben sie; ich will ihnen zeigen, was ich aus ihrem Werke gelernet habe. Ich selbst will itzt diese Stellen mustern, und meine Gedanken darüber sagen.

Auth. Nun! Das ist für mich erwünscht. Diese Musterung soll der Stoff des letzten Gespräches in meinem Werke seyn.

A. Muh. Sind sie denn schon am End des vierten Theiles?

Auth. Wirklich bin ich am End, und beim letzten Gespräche. Ich wäre schon ehe zu End gekommen; allein ich habe für gut befunden, ein Gespräch von denen, die schon fertig waren, hinwegzustreichen; wornach ich ein anderes Gespräch verfertigen mußte.

A. Muh. Auweh! Das ist Schade, daß ein Gespräch hinweggestrichen worden.

Auth. Gar nicht Schade. Es hatte die Aufschrift: Nicht viel säuberliches. Ich hatte zwar dabei die Absicht, durch die, in dieser

sem Gespräche wörtlich aus den Legenden angeführten Stellen jedermann offenbar zu überzeugen, wie viele schmutzige und unsittliche Stellen die Legendenschreiber in ihren Werken hervorgebracht haben. Allein weil ich schon das erstemal, da ich diese Stellen in den Legenden las, mit Entsetzung zurückprellte; weil ich bei den nämlichen Stellen, da ich sie auf das Papier schrieb, durch Unwillen und Eckel gehemmet wurde, und wegen der Bemühung, wie ich die Sache doch leidentlicher sagen könnte, mit dem Schreiben länger zu thun hatte, als bei anderen Gesprächen, worinn ich nur die Beweise über die, von Legendenschreibern vorgebrachten Unwahrheiten und Dummheiten anführete; und weil ich endlich bei so oft wiederholter Uiberlesung dieses Gespräches immer nur neuen und unaufhaltlichen Antrieb spürte, solche einem sittlichen Auge, und sittlichen Ohre bei aller Milderung noch unausstehliche Legendenstellen hinwegzulassen, so durchstrich ich das ganze Gespräch. Ich dachte freilich bei mir; du bist ja nicht der, welcher dem Volke diese Stellen vor Augen leget; sie sind ja schon wirklich von Geistlichen und Klostermän-

männern durch die, in Druck gegebenen Legenden dem Volke vor Augen gelegt. Du zeigest nur, was für unsaubere Sachen in diesen sogenannten Lese- und Erbauungsbüchern enthalten sind, und bestättigest den Beweis, daß diese Legenden, die unter dem Volke noch so hoh in Ehren sind, Abscheu und Verbannung verdienen. Immer stellte sich mir aber die Sittlichkeit dar; und es war mir nicht anders; als wenn sie in einer Person vor mir stünde, die mit niedergeschlagenen Augen mich um alles in der Welt bath, nur dieses Gespräch hinwegzulassen, und ich ließ es also hinweg.

Hanoh Da haben sie recht gethan, daß sie die Schweinereien hinweggelassen haben. Wenn sie jemand zum Beweis auffodert, dann legen sie ihm das Manuskript vor mit Drohung, Falls er von der Auffoderung nicht absteht, dasselbe ihm als einem Patron solcher Legendenarbeiten zu dediziren. Derzeit ist es nicht einmal nothwendig, die, so ausserordentlich schmuzigen Stellen zu zitiren, damit nicht einmal jemand hingeführet werde, dieselben im Original zu lesen. Wenn mich ein Besitzer eines

Mei-

Meierhofes in dem Meierhof herumführet, und sagt: Da ist der Schweinstall, so ist es mir genug; ich verlange nicht, den Kopf in den Schweinstall hineinzustecken, um mich darinn recht herumsehen zu können. Ich glaube es ohnedieß, daß Schweine darinn sind. Man höret dieselben ja grunzen; und in den übrigen Theilen ihres Werkes haben sie schon die Schweine, welche Kochem, Ribadeneira und dergleichen Legendenschreiber zu Markt gebracht haben, da und dort grunzen lassen. Das ist Beweis genug, daß sie uns diese Schweine hätten ganz vorführen können, wenn sie nicht Sittsamkeit und Bescheidenheit davon zurückgehalten hätte.

Aurh. Wirklich bin ich immer hiedurch zurückgehalten worden. Ich machte auch deswegen statt des Gespräches: **Nicht viel säuberliches** das Gespräch betitelt: **Die Legendenschreiber im Reiche der Todten ein satyrischer Nachtrag zur kochemischen Hölle**, wo ich die Legendenschreiber vorstelle, wie sie in der anderen Welt ihre Ar-

bei-

beiten mit ihren eigenen Köpfen zur Strafe zusammstampfen müssen.

A. Mnh. Das ist also nur eine Fabel?

Auth. Freilich wohl; denn ich habe die Hölle eben so wenig gesehen, als sie Kochem gesehen hat. Und so wenig als die kochemische Beschreibung der Höllenpeinen einen Grund hat; so wenig hat das, von mir angeführte Stampfen der Legenden als Höllenpein einen Grund. Nur wollte ich zeigen, daß Kochem bei seiner Erdichtung und ungereimten Vorstellung der Hölle auf die Legendenschreiber und ihre Strafen nicht hätte vergessen sollen, und daß für die Legendenschreiber, wenn doch nach kochemischer Art die Peinen in der Hölle eingerichtet seyn müßten, dieses die anpassendste Pein wäre, daß sie ihre Legenden mit ihren eigenen Köpfen zusammstampfen sollten. Ich hätte freylich ein besonderes höllisches, abscheulich fliessendes Konzeptpapier zum Manuskript, feurige Schreibfedern, eine stinkende Dinte, glühende Papierscheere und Federmesserl, einen brennheissen Streusand den Legendenschreibern vor-

vorlegen, und sie damit aus ihren eigenen Legenden die unsinnigen, unwahren, und schmutzigen Stellen abschreiben lassen können; weil sie sich auf der oberen Welt mit Schreiben versündiget haben. Ich hätte allenfalls aus ihnen höllische Buchdruckergesellen machen können, damit sie selbst jene Stellen ihrer Legenden immerfort hätten setzen und drucken müssen; und als unschickliche Setzer und Drucker ebenso wären geprügelt worden, als sie in ihren Legenden die Heiligen von den Teufeln haben prügeln lassen. Allein das Stampfen der Legenden mit ihren eigenen Köpfen hielt ich für eine anpassendere Erdichtung; weil hiedurch nicht nur die Haupttheile, die sich versündiget haben, nämlich ihre Köpfe gepeiniget, sondern auch dabei ihre Werke sogar in der Hölle vertilget würden.

Hausb. Das sieht man ohnehin gleich, daß es ein, gegen die kochemische Hölle sowohl, als gegen die kochemische Legende aufgestelltes Gedicht ist. Auf diese Art konnten sie nämlich auch Kochems Hölle lächerlich machen, und auch zugleich dabei aus seiner und des Ribadeneira Legende wiederum einige Stellen vor-

bringen, die des Stampfens würdig sind. Gott verzeih mir meine Sünde! das müßte doch einerseits possirlich anzusehen seyn, wenn dergleichen Legendenschreiber, die theils dumme, theils bösartige Narrheiten in ihren Köpfen ausbrüteten, um auch andere Leute zu Narren zu machen, in einer Reihe als Stampfen daherlägen, und so mit ihren Köpfen ihre eigene Legenden stampften.

Auth. Nun bei allen dem, daß es jeder sieht, daß es nur ein, die Legendenfabeln beschämendes Gedicht ist, setzte ich doch schon in der Aufschrift vor, daß es ein satirischer Nachtrag zur kochemischen Hölle sey; nur damit ich in meinem Werke durchaus vor dem gemeinsten Auge ehrlicher und gewissenhafter erscheine, als die Legendenschreiber, die ihre Erdichtungen als wahre Begebenheiten ihren Lesern vorlegten.

A. Muh. Weil ich ein Weib bin; so haben auf mich in ihrem ersten Theile die betrübte Mutter, die Schwester Bibiana, das Altarblatt, wo die Frau Verwalterinn mit ihrer

Aeuß-

Aeuſſerung die Mannspersonen beſchämt; im dritten Theile die Mägde, die verwittwete Pflegerinn; im zweiten Theile der Pfarrer in der Bauernſtube, wo die beſcheidene Bäurinn vorkömmt, und die Spitalweiber den meiſten Eindruck gemacht.

Auth. Ich hoffe, daß dieſer Eindruck im vierten Theile durch das Kerzelweib, und die Geſellſchaft bei der Gräfinn Ida werde geſtärket werden. Ich nahm mir einmal vor, über die ächten Begriffe von der wahren Heiligkeit, und über die irrigen Volksbegriffe von dieſem Gegenſtande für jeden Stand eine anpaſſende nützliche, und gefählige Leſung zu liefern. Ich behielt auch deswegen in denen Stellen, welche ich zur Beſchämung der Legenden wörtlich anführte, den **Legendenſtyl**, und im übrigen die gemeine Sprache, und noch **landesübliche Redensart**. In dem Geſpräche, wo der Bauer und ſein Hausgeſind vorkömmt, wie auch in anderen Geſprächen, wo Leute vom niederen Stande reden, gieng ich aber doch nicht auf die gar niedere Sprache ab, weil auch viele Bauers- und andere gemeine Leute ſchon

eine

eine beſſere Mundart annehmen. In Berufung auf andere Bücher, und in Anführung mehrerer Stellen, die ich hätte anführen können, war ich ſehr ſparſam, um den gemeinen Leſer nicht überdrüſſig und zerſtreut zu machen. Nur da und dort gab ich auch für die, welche etwas mehr hierüber leſen wollen, eine Anzeige. Nur auch für dieſe ſind einige lateiniſche Stellen angeführet, die einen anderen Leſer eben ſo wenig, als wenn ſie gar nicht beigedrückt wären, irren können. Der, welcher ſchon mehreres geleſen hat, nimmt von ſelbſten ab, was ich benützet habe, und hiemit iſt auch dieſer befriediget. Dieß wird aber zur allgemeinen Befriedigung allen Gutgeſinnten dienen, daß ich den unſterblichen Papſt Klemens den XIV. im Bildniße auf das Titelblatt geſetzet, und auf der Rückſeite aus ſeinen Briefen jene vorzügliche Stellen angeführet, worinn er wieder Aberglauben, Andächteleien, und falſche Legende eifert. Der Knabe, der im letzten Geſpräche des dritten Theiles vorkömmt, iſt für ſein Alter von 9 Jahren nicht übertrieben beſcheiden. Ich hörte wirklich einen Knaben von dieſem Alter beinahe ſo reden. Man ſehe in

die Legenden hinein, wie dort noch jüngere heilige Personen sogar aus der heiligen Schrift, und aus der Theologie disputiren. So weit ließ ich ihn doch nicht kommen, sondern immer auf das, was er von seinen Aeltern, Instruktoren, und Katecheten öfters und wiederholt gehöret hat, sich berufen. Und können Knaben und Mädchen von diesem Alter, wie wir es mit eigenen Ohren hören können, die ärgsten Dummheiten so daher sagen, wie sie es von ihren Aeltern und elenden Lehrern öfters hören; so kann ja ein Knabe in diesem Alter durch wiederholte vernünftige Reden und Lehren wenigstens zu derselben Nachsagung gebracht werden, wenn sich auch wirklich die Begriffe davon bei ihm noch nicht ganz entwickelt haben. Aber auch die Begriffe findet man dermal bei vielen Knaben schon heller, als oft bei manchem, der vorgibt studirt zu haben, und schon ein Amt bekleidet.

A. Muh. Mir ist nun so helle in meinem alten Kopfe, daß ich alles das unwahre und dumme Gezeug, so in den Legenden enthalten ist, ganz wohl einsehe. Das einzige, was ich

noch

noch nicht begreifen kann, ist dieses, daß ich, und sowohl mit mir, als vor mir so unzählige durch so lange Zeit diesen Erdichtungen einen Glauben und eine Hohschätzung haben schenken können.

Anth. Meine beste Frau; hieran ist die Erziehung Schuld. Wenn man von Jugend auf keinen wahren Unterricht erhält; wenn man von Jugend auf an solches Gezeug gewöhnt, und in allen Sinnen damit angefüllet wird; ist es ein Wunder, daß man an ein solches Gezeug auch so lange glaubt, bis die Binde von den Augen gerissen wird; bis andere Töne zu Ohren kommen; bis das Falsche handgreiflich gemacht wird? — Der rohe Mensch weis sich bei allen Dingen, die er nicht begreift, nicht anders, als mit dem Glauben an das Wunderbare zu helfen. Hierinn unterstützet ihn sodann die Ehrfurcht gegen diejenigen, welche dergleichen Sachen, die er nicht begreift, hervorbringen, oder ihm glauben machen. Ist ein solcher Volkslehrer nicht redlich; stellet er dem Volke solche Sachen immer als Wunder vor, die, wenn sie dem Volke erklä-

ret würden, ganz natürlich einleuchten müßten; häuft er aus Eigennutz und aus Regierſucht über die Volksmeynungen noch daza Wunder über Wunder, ſo ſinkt der ſinnliche rohe Menſch, der ſich gewiſſe auſſerordentliche, hauptſächlich ſchreckende, oder ihm in ſeiner Noth aushelfende Wirkungen nicht erklären kann, immer tiefer unter die vernünftige Denkart, und wird zum Laſtthier alles deſſen, was man ihm aufbürdet. Auf dieſe Art entſtunden bei den älteſten Völkern Götter über Götter, Geſpenſter über Geſpenſter, Erſcheinungen über Erſcheinungen dergeſtalt, daß ſelbſt die Irrwiſche auf den Feldern und in ſumpfigten Gegenden für Erſcheinungen der Geſpenſter, Kometen, und Nordlichter, für Erſcheinungen ſo vieler Zuchtruthen, und ganzer ſtreitender Heere gehalten wurden. Und auf dieſe Art ſchlich auch in das Chriſtenthum ſoviel Wunderbares ein, daß, wie die Heiden für jede erwünſchliche Sache, oder gegen jedes Uibel einen beſonderen Gott ſich machten, auch die Chriſten für jede beſondere Anliegenheit einen beſonderen heiligen Patron und Wundersmann bekammen, und gleichfalls die natürlichſten Fir-

ma-

maments- und Lufterscheinungen für wunderbare Ausdeutungen hielten. Die meisten Erscheinungen, Traumgesichter, Zaubereien, sagt Papst Klemens der XIV in seiner Rede vom Aberglauben sind nur die Wirkung eines verwirrten Gehirnes, und wenn man mit der Fackel der Wahrheit an die Quelle gehen will, so bemerket man die **Unwissenheit** oder die **List**, oder die **Schwärmerei** derjenigen, welche sich für Zauberer, oder für Leute ausgeben, die eine besondere Eingebung haben.

A. Muh. Ich habe aber itzt nicht nur bei so vielen, in Legenden angeführten Wundern sondern auch bei anderen, darinn erzählten Begebenheiten den Zweifel, ob sie sich so ereignet haben.

Auth. In meinem Werke erachte ich, sattsam gezeiget zu haben, daß dieser Zweifel gegründet sey. In gar alten Zeiten hatte man keine andere Hilfsmittel, das Andenken einer Person, die sich mit ausserordentlichen Thaten hervorgethan hat, und das Andenken der Thaten selbst auf die Nachkömmlingen zu bringen;

als

als mündliche Erzählungen. Wir wissen, wie sehr eine Nachricht durch mündliche Erzählungen nur in einem einzigen kleinen Orte, nur in einer Zeit von wenigen Tägen eine ganz andere Gestalt, und immer neue Zusätze dermassen bekomme, daß oft die geringste Sache zuletzt groß und ungeheuer wird. Wie viel kann man also Erzählungen von solchen Begebenheiten zutrauen, die in den ältesten Zeiten, und in entferntesten Oertern sich ereigneten. Selbst viele derjenigen Begebenheiten, über welche in folgenden Zeiten schriftliche Nachrichten und Urkunden verfaßt wurden, können uns nicht mehr so, wie sie waren, bekannt seyn, wenn die wahren Urkunden davon in Verlust gegangen, oder durch verschiedene Personen aus verschiedenen Absichten Zusätze, Umänderungen, und Verfälschungen erlitten. Der Ehrgeitz gewisser Gesellschaften, Gemeinden, Nazionen, hat oft einige ihrer Mitglieder und Landesgenossenen besonders in einiger Entfernung der Zeit und des Ortes, da man das Wahre nicht mehr in der Nähe sehen konnte, groß, und übermenschlich erscheinen lassen; und weil dabei nicht nur der Ehrgeitz, sondern auch die

Ge-

Gewinnsucht Vortheile fand, so gieng die Sache unter Begünstigung und Mitarbeit derer Schmäuchler, die ebenfalls dabei ihren Profit hatten, so weit, daß der gemeine Mann solche Begebenheiten nur als ausserordentlich, wunderbar, unnachahmlich und übermenschlich anstaunte; denn weiter zu denken, wie ich schon sagte, war er nicht gewöhnt, und noch dazu durch verschiedene Kunstgriffe abgehalten, darüber weiter zu denken.

A. Muh. Was ich nicht begreifen kann, ist auch dieses, daß es bei uns Deutschen wenigere Heilige gibt, als bei den Wälschen.

Auch. Bei Nazionen, die unter einem heissen Himmelsstriche wohnen, ist die Einbildungskraft viel feuriger, als in kälteren Ländern. Und gleichwie aus dieser Ursache die Vergötterung derer Menschen, die sich mit ausserordentlichen Thaten auszeichneten, in den wärmeren Gegenden ihren Ursprung genommen; so hat aus derselben Ursache in den nämlichen Gegenden die feurigere Einbildungskraft auch bei den Christen in Rücksicht auf die ausser-

ordentlichen Thaten mehr gewirket. An vielen Thaten selbsten, die in wärmeren Gegenden aus nur gar zu sehr übertriebenem Religionseifer unternommen wurden, war das dortige heissere Klima Schuld. Papst Klemens der XIV. sagt ganz recht in seiner Rede vom Aberglauben. Je mehr die Einbildungskraft arbeitet, desto mehr muß man mißtrauisch gegen alles dasjenige seyn, was ausserordentlich zu seyn scheinet. Und auch Papst Benedikt der XIV. schreibet: es ist kein Wunder, daß Einsiedler, welche sich an unmässiges Fasten gewöhnten, und sich nur allein mit dem Himmel beschäftigten, geglaubt haben, sie sähen im Schlafe den himmlischen Hof, und daß sie ganz erfüllt von diesem Gegenstande bei ihren Erwachen davon als von einer wunderthätigen Begebenheit gesprochen haben.

A. Muh. Über eben das verwundere ich mich aber so sehr, daß das nämliche, was in wärmeren Gegenden von erhitzten Menschen unternommen, oder als ganz besonders wun-

der-

derbar und heilig angepriesen worden, auch sodann bey uns minder erhitzten Völkern Beyfall gefunden.

Auch. Volksmeynungen gehen leicht von einem Lande in das andere; denn auch hiezu sind die Menschen geneigt, daß sie gern etwas neues und seltenes von ihren Nachbarn annehmen, und dafür auch von eigenen Grundsätzen und Meynungen den Nachbarn etwas mittheilen. Es gibt in dieser Rücksicht wirklich ein Kommerzium auch an Meynungen. Nebst dem hätten die Bewohner der kälteren Länder bei jenen wälschen Produkten nichts zu thun, als alles das Gezeug zu glauben, und anzustaunen. Hiezu bedarf es keiner so ausserordentlichen Einbildungskraft, keines besonderen Feuers mehr, sondern nur einer Masse Dummheit, welche beim Volke von denjenigen sorgfältig unterhalten wurde, die im Volksglauben und Volksstaunen ihren Gewinn fanden. Das kältere Volk war zufrieden, solche ausserordentliche Thaten eben nicht nachahmen zu dürfen, und dabei doch für jede Anliegenheit einen Patron zu haben, der seine Verehrer

in

in Schuz nimmt, wenn auch Gott selbst nicht sogleich geneigt wäre, ihn zu erhören, oder wenn er auch der Erfüllung seiner Pflichten sich eben so sehr nicht befliesse. Eine alltägige Andacht zu einem solchen Heiligen, eine Kerzenaufsteckung vor seinem Bildnisse, eine Messe oder ein Gebeth zu Ehren eines solchen Heiligen, allenfalls auch eine Beicht am Feste desselben, wobei das mündliche Hersagen der Sünden, eine, mit Lippen hergesagte Reue und Leid sammt der Formel des steifen Vorsazes sein Leben zu bessern, und die Abbethung des auferlegten Rosenkranzes schon die ganze Busse ausmachte, war ihnen bei nicht verstandener und nicht gewohnter Sittlichkeit viel leichter, als die Sorge die Pflichten eines Menschen, eines Christen, eines Hausvaters, eines Unterthanes zu erfüllen, statt übler Handlungen lauter guter Handlungen sich zu befleissen, etwas mehreres von seinem Vermögen mit Hindanlassung des eitlen und überflüssigen Aufwandes an die Armen zu überlassen, sich angewöhnter Verläumdungen zu enthalten, lieber einen Gewinn fahren zu lassen, als seinen Nebenmenschen zu betrügen, und mit

ihm

ihm unredlich umzugehen, sich einer stäten und nützlichen Arbeit und Beschäftigung zu unterziehen, seine Privatvortheile dem allgemeinen Besten nachzusetzen, den landesfürstlichen Befehlen nicht nur ohne Widersetzlichkeit, sondern auch ohne Murren, und ohne Anmassung einer unanständigen Beurtheilung sogar in schwer fallenden, aber nach seiner Einsicht nothwendig befundenen Anstalten sich zu unterziehen. In dem bestünde freilich die wahre Heiligkeit; allein das wär dem Volke aus Mangel richtiger Begriffe, und aus Mangel der Übung nicht so leicht, nicht so annehmlich; und den Klöstern wäre dabei an eitler Ehre, an Einkünften, und an anderen Vortheilen nicht soviel eingegangen. Das Erstaunen, der Aberglaube, die Andächtelei war für das, schlecht unterrichtete, in der wahren Tugend nie geübte Volk leichter, und für die Klöster einträglicher; dahin wurden die Begriffe des Volkes von den Heiligen und von ihrer Verehrung gerichtet, und sie liessen sich auch bei der allgemeinen Dummheit und Unsittlichkeit dahin leichter richten.

A. Muh.

A. Muh. Aber einige Geiſtliche klagen, daß bei itziger Aufklärung die Unſittlichkeit und ausgelaſſene Lebensart ſtärker überhand genommen.

Anth. Das ſcheinet mir keinen Grund zu haben; denn ich war in Ländern, wo noch auf alle Andächteleien gehalten wird, wo eine Menge der Leute alle Monate zwei- auch viermal beichten geht, und wo doch alle Gattungen der gröſten Laſter immerfort begangen werden. Immerfort wird dort gebethet, gebeichtet, und geſegnet, und dort auch immerfort erſtaunlich, und mit öffentlichem Aergerniß geſündiget. Sogar dort, wo es Kerkergerichte gibt, ſind die Sittenlehrer ſelbſt die ſchlechteſten, die liederlichſten, und gewiſſenloſeſten ſchreibt der berühmte Abt Fleury, und nach ihm der vortrefliche würzburgiſche Profeſſor Barthel. * Und was iſt es nöthig, auf jene Län-

* Fleury IV. Betrachtung über die Kirchengeſchichte. Barthel. Tract. de lib. exercit. relig. CXI. §. 32.

Länder zu ſehen? Sehen wir uns nur in unſeren Ländern unter den ſogenannten Betſchweſtern und Betbrüdern herum; ob nicht Unſittlichkeit, Gleißnerei, Neid, Haß, Verläumdung, Verfolgung, und Unterdrückung des Nächſten, Stolz, Hoffart, Freß und Säuferei, Unkeuſchheit, Argliſt, Betrug und Untergrabung des Nebenmenſchen, Trägheit und Müßiggang, Widerſetzlichkeit gegen obrigkeitliche Verordnungen, Hartherzigkeit gegen die Armen, der böſeſte Eigennutz, dem alles zum Opfer werden ſoll, und alle Gattungen anderer Laſter an ihnen bei ihrem Beten und Beichten immer ſichtbar ſind, weil ihre Heiligkeit nur in den gleißneriſchen und maſchinenmäßigen Andächtelein, nicht aber in einer, durch die Vernunft und Offenbarung beſtimmten wahren Andacht beſteht. Nicht die Aufklärung, ſondern Mangel der Aufklärung und eines ächten Unterrichtes iſt die Quelle der Unſittlichkeit; wie dieſes die Geſchichte derjenigen finſteren Zeiten beweiſet, in welchen ſelbſt ſoviele Geiſtliche, ja ſelbſt einige Päpſte und Biſchöfe bei aller Unterſtützung der Volksandächteleien die ausgelaſſenſten Sitten hatten.

A. Muh.

A. Muh. Ich kann ihnen hierinn nicht unrecht geben; denn ich selbst habe immer an Dienstbothen, die Bethschwestern waren, in meinem Hause die ärgerlichsten Auftritte, und die schlechteste Dienstleistung erlebt. Sie begiengen auch bei aller Kaltblütigkeit so schwärmerische Handlungen, die unter einem heissen Himmelstriche nicht ärger hätten begangen werden können.

Hanoh. Bethbrüder und Bethschwestern habe auch ich öfters zu meinem Schaden und Verdruß solcher Gestalt erfahren; und bei allem dem, daß wir unter einem kälteren Himmelsstrich wohnen, habe ich genug erhitzte Phataſten darunter angetroffen.

Anh. Manche Klostergeistliche verstanden sich vortrefflich auf die Kunst, die Hitze, die durch das Klima nicht hervorgebracht wurde, durch andere Mittel bei den Leuten zu erwecken. Ihre Klosterkirchen und Kapellen, ihre Exerzizienhäuser waren wirklich hierauf angelegte Treibhäuser. Die Leute mußten darinn erhitzet, und betäubet werden. So wie die,

die

die ſich beim Orakel zu Delphi Raths erholten, ehe die Prieſterinn Antwort gab, durch einen langen bedeckten Gang mit verhülltem Haupte geführet, und durch die, auf beiden Seiten ertönten Tympanen und anderen lermenden Inſtrumente gleich beim Eintritte in einen heiligen Schauder geſetzet wurden; ſo wurden auch Chriſten von Mönchen durch finſtere Gnadenkapellen * durch finſtere Exerzizienzimmer, durch anpaſſende Kirchenmuſiken, durch lermende Predigten, durch klägliche Exhortazionen, durch ſchwärmetiſche Anreden, bald durch ſchwarzen, bald durch buntſcheckigen Prunk, bald durch viele Kerzenaufſteckung in Schauer, in Betäubung gebracht. Sehen ſie nur auf die Wahlfahrtsörter, auf die Altäre der Kloſterheiligen, auf die ſogenannten Gnadenbilder, und auf die, daſelbſt veranſtalteten Andachten und Auszierungen hin.

Hauch.

* — — — — ipſaque ſedem lux rimet, & diras contriſtat ſidera Fulgor. Statius von dem Pallaſte des Mars in Thrazien. Thebeis 7. 41.

Hanoh. Wirklich kann bei manchem, der in einer finsteren Kapelle auf das sogenannte Gnadenbild hinsah, eben durch das, von den Lampen hinfallende Licht das Aug dergestalt verführet worden seyn, daß der Hinsehende glaubte, sicher zu sehen, wie dieses Bild die Augen rühre, oder in Bewegung komme, oder eine finstere oder eine freundliche Miene mache.

Aurh. Auch beim hellen Tage kann dieses die Einbildungskraft wirken, wenn dieselbe durch andere prunkvolle Umstände gespannet wird. Kann nicht hiezu selbst die Majestät einer Kirche, die nur wegen dieses oder jenes Gnadenbildes, nur wegen dieses oder jenes Heiligen so herrlich und kostbar gebauet ist, als sie sonst wegen Gott allein nie so herrlich wäre erbauet worden, vieles beitragen? Sogleich wird die Grösse des Heiligen nach der Grösse und nach der Herrlichkeit der Kirche von dem gemeinen Mann gemessen. * Maler und Bild-

* Jovis Olympii templum Athenis unum in terris *pro magnitudine Dei* inchoatum. Liv. l. 41.

Bildhauer müſſen hierinn den Mönchen auch gar oft an die Hand arbeiten, * um beim Volke entweder annehmliche oder ſchreckbare Eindrücke durch das Bild ſelbſten zu erwecken.

Hanoh. Verzeihen ſie mir, daß ich ihre Worte unterbreche. Maler und Bildhauer, oder auch die Anſeher und Liebhaber der Bilder können aus ihrem Werke von den Heiligen nach den Volksbegriffen gleichfalls etwas lernen, weil ſie dadurch in die Kenntnuß mehrerer Vorſtellungen von Heiligen kommen. Ich habe ſchon manchmal bei Hinſehung auf ein Bild nicht gewußt, was für ein Heiliger darauf vorgeſtellet ſey. Nachdem mir in ihrem Werke bei dieſem und jenem Heiligen eine von

21. — Hic templum junoni ingens ſydonia dido condebat donis opulentum, & numine divæ, æreæ cui gradibus ſurgebant limina, nexæque ære trabes, foribus cardo ſtridebat ahenis. Virgil.

* Pulchritudo Jovis Phidiæ adjeciſſe aliquid etiam receptæ religioni videtur, adeo Majeſtas operis deum æquavit. Quintil. XII. X.

Legendenschreibern angeführte Begebenheit auffallender wurde, als sie mir war, da ich die Legende selbst las; so weis ich itzt die Bildnisse der Heiligen fertiger zu erklären.

Auth. Das ist wohl das geringste, was ich bei meinem Werke zur Absicht hatte. Die heidnische Götter- und Heldengeschichte muß wohl auch der künftige Maler und Bildhauer wissen, weil die meisten Werke dieser Künste die Gegenstände ihrer Vorstellung aus der Götter- und Heldengeschichte entlehnt haben. Ich wünschte aber, daß Maler und Bildhauer bei Bildnissen der Heiligen ihre Vorstellungen aus den Legendenerdichtungen nie entlehnet hätten, und auch künftig nicht entlehnten. Nur lehrreiche Vorstellungen derer von Heiligen ausgeübten tugendhaften Handlungen soll man auf Bildern und Statuen der Heiligen sehen. Ein Bild eines Heiligen, welches nur einem Portrait gleich ist, verführet der Erfahrung gemäß dumme Leute allzuleicht zum Aberglauben, dergestalt, daß sie in denselben eine innerliche, heilige, und wunderbare Kraft vermuthen, oder wohl gar das Bild statt des

Hei-

Heiligen selbst anrufen, und den Heiligen im Bilde, und in derselben Kirche, wo das Bild aufgestellet ist, für gegenwärtig halten. Es kann ihnen ja die Volkssprache, sich zur Mutter Gottes nach Altenötting zu verloben, nicht unbekannt seyn. Leider eine Nachahmung der Sprache, welche die Heiden von ihrer Ceres und ihrem Tempel zu Enna führten. *

A. Muh. Hierinn haben sie wohl recht, daß in den Kirchen der sogenannten Gnadenörter, in den sogenannten Gnadenkapellen, und bei den sogenannten Gnadenbildern alles eingerichtet ist, um beim Volke Staunen, Schauder, Erhitzung, und Verzückung zu erregen. Ich selbst erfuhr alles dieses, besonders in finsteren Kapellen, wo das Licht aus den Ampeln auf das Gnadenbild, auf dessen

* Tanta est auctoritas & vetustas illus religionis, ut cum illic irent, non ad ædem Cereris, sed ad ipsam Cererem proficisci viderentur. Cicero IV. in Ver. cap. 43.

Kleidung, auf den silbernen Altar, auf die aufgehenkten Opfer und Opfertafeln schüchtern und zitternd hinleuchtete.

Auth. Dem Himmel sey gedankt, daß die Opfer und Opfertafeln nicht mehr an den Kirchenwänden geduldet werden. Jene, besonders die vom Silber hiengen nur da, um den Leuten noch mehr Silber aus den Säcken zu locken. Landesfürsten, welche die Aufhenkung solcher Opfer abstellten, dachten so, wie der heilige Hieronymus, daß es viel besser sey, von dergleichen Opfern mehrere Seelsorger, und mehrere Arme zu erhalten. * Die anderen Opfertafeln, worauf unter dem Vorwande des Dankes für mirakulos erhaltene Gnaden öft eben so schreckbare als unwahre Begebenheiten vorgestellt waren, und die zusamm eine **gemalene Legende** ausmachen; die aufgehenkten oft gestissentlich angefriemten Krücken als Zeichen, daß diesem Gnadenbilde so viele krumm

* Verum Christi templum anima credentis est — illic offer donaria. Epist. XIII. ad Paulin.

krumm und lahm gewesene ihre Herstellung zu danken hätten; die aufgehenkten Zähne, Haarzöpfe, Kleidungsstücke waren wirklich eine heidnische nur auf das Anstaunen, auf die Anlockung zum Vertrauen auf das Gnadenbild, zur Erlangung mehrerer Opfer abzielende Auszierung und Bedeckung unserer Kirchenwände. * Und selbst in unserer Religionsgeschichte wird dieses eine Nachahmung der Heiden genannt. **

A. Muh. Ich muß ihnen aufrichtig gestehen, daß mich über die Veräusserung, welche mit den Bruderschafts- und Kirchenopfern, und mit verschiedenen Kirchenornaten geschah, einmal ein Mönch bald kleinmüthig gemacht hät-

---

* — — — — me tabul facer votiva paries indicat, uvida suspendisse potenti vestimenta maris Deo. Horat. od. I. 5.

** Quin Christiani gentilium æmuli quinto post Christum sæculo cœperunt donaria in templis appendere, imaginem habentia partium, quæ aliquo morbo adflictæ convaluerant. Theodoretus in octavo Therapevticon.

hätte. Ringe (sagte er) die vorher der Mutter Gottes geopfert waren, stecken nun an den Fingern frecher Mädchen, welche sich dieselben bei öffentlicher Versteigerung gekauft haben; und ganze Kleidungen lassen sich nun eitle Weltdocken aus gekauften Kirchenornaten machen, so gar aus Ornaten, die von den frömmsten Landesfürsten für die Kirche hergeschenket worden.

Auth. Die Mutter Gottes und die Heiligen bedürfen doch sicher nicht solcher Ringe und solcher Kleidungen; und das ist noch lächerlicher, wenn man einem Bilde einen Ring anhenket, oder dasselbe so ankleidet, wie vormals die Bilder und besonders die Statuen angekleidet waren. Die Zeichen des, Gott schuldigen Dankes müssen von den wahren Christen mit Erfüllung seiner Gebothe, mit Werken der Barmherzigkeit, mit nützlichen Handlungen, nicht mit Puppenwerken gegeben werden. Der, beim Bilde aufgehenkte Ring hilft weder dem Bilde, weder dem, der ihn aufgehenket hat. Der Werth des Ringes ist vor Gott erst dann ein wahrer Werth, wenn derselbe

selbe vernünftig verwendet wird. Und geschah dieses nicht, da mit dem, aus solchen Opfern eingelösten Gelde der Seelenpflege, der Versorgung der Armen Aushilfe und Vorschub geleistet wurde? Was liegt daran, wer sodann einen solchen Ring am Finger trägt; da das, dafür eingelöste Geld die frömmsten Absichten, die heilsamsten Anstalten so befördert, als sie der, beim Bilde aufgehenkte Ring nie hätte befördern können; weil er so lange als eine todte Sache dort unnütz gehangen wäre, bis es dem Kloster beliebt hätte, ihn zum Klostertortheil zu verwenden, und neuen Opfern in der nämlichen Absicht Platz zu machen. Die Landesfürsten thaten hierinn nichts anders, als was Zirillus zu Jerusalem that, da auch er, um den Armen zu Hilfe zu kommen, Kirchenornate und Opfer veräusserte; wornach einer, der vorher geopfert hatte, ebenfalls sah, daß gerade sein Opfer eine Schauspielerinn bekommen, und sich daraus einen Puz gemacht hat. * Zirillus schonte sogar des reichen

* Cum hierosolymarum regionem fames occupasset, egentium multitudo necessariis alimentis de-

chen prieſterlichen Ornates nicht, welchen Konſtantin hergeſchenket hat. * Denn ſollte ein, vom vorhinigen Landesfürſten gemachtes Kirchenopfer unter dem nachfolgenden Landesfürſten nicht eine beſſere Verwendung leiden? Solle zwiſchen dem Opfer eines Landesfürſten und eines Unterthans vor Gott ein Unterſchied ſeyn? Die Verehrung der Heiligen beſteht in der Nachahmung ihrer Tugenden; nicht in dem, daß man dasjenige, womit man den Unterrichts- und Verſorgungsbedürftigen zu Hilfe kommen kann, zur Ankleidung der Statuen, zur Auszierung der Bilder, zum überflüſſigen Prunk der Kirchen, Kapellen, und Altäre verwende.

Hauch.

ſtirum in Cyrillum utpote episcopum oculos conjecit; quum autem pecuniæ deſſent, quibus ſubveniri poſſet egentibus, Cyrillus theſauros eccleſiæ & ſacra vela diripendidit. Ajunt igitur, *quemdam poſtea donarium ſuum agnoviſſe in muliere ſcenica, quæ illo amicta erat.* Sozom. Lib. IV. c. 25.

* Theodoret. Lib. II. c. 27.

Haush. Mich ſelbſt wandelte oft die Luſt an, einem, der ſein ſilbernes Opfer bei einem Frauenbilde, oder bei dem Bilde eines Heiligen aufzuhenken hingieng, zuzurufen: Halt ein! wende dich um! ſehe da einen Armen, der deſſen bedürftiger iſt; und gehe künftig mit deinem Opfer lieber dorthin, wo du noch mehrere in der Noth, in ihrem Schmerzen, in ihrem jammervollen Leben aufleichten, oder ihnen vor ihrem Ende noch einige tröſtliche Stunden machen kannſt.

Auth. Mein beſter Hausherr! Der heilige Bernhard hat ſchon vorlängſt aufgerufen: O Eitelkeit aller Eitelkeiten! aber viel unſinniger, als eitel. Die Kirche glänzet an den Wänden, und ſchmachtet in den Armen. Sie bekleidet ihre Steine mit Gold, und verläßt ihre Kinder nackend. Der heilige Ambroſius ſagt gleichfalls; daß der Vorwand, der Kirche Gottes Schmuck und Auszierung zu geben, bei Gott nicht ſtatt habe; weil Gott auf die lebendigen, nicht auf die metallenen Gefäſſe hinſieht; weil die Sakramenten kein Gold verlangen; und weil das, was nicht mit Geld

er-

erkauft wird, auch wegen des Goldes nicht gezählt.* Das ist also eine wahre Verehrung des heiligen Bernhards, des heiligen Ambrosius, das ist eine ächte Heiligkeit, wenn man nach ihren Lehren statt des Kirchenprunkes sich angelegen seyn läßt, zur Versorgung der Armen all mögliches beizutragen; und hierinn hätten die Klostergeistlichen doch am ersten den Leuten ein gutes Beispiel geben sollen.

Haush. O Gott! Wenn die Summen, welche auf die majestätischen Klöster, auf die herrlichsten Klosterkirchen, auf die unermeßlichen Einkünfte derselben, auf die prächtigsten und kostbarsten Kirchenornate, auf die Anhäufung überschwenglicher Schätze bei den Gnadenbildern und Wahlfahrtörtern verschwendet worden sind; wenn diese ungeheuren Summen vorlängst auf gute Schulen, auf Versorgung der Armen, der Kranken, der Arbeitsbedürftigen, und dergleichen heilsame gemeinnützige Anstalten wären

ver-

* Corp. canc XXII. q. 2. can. 70.

verwendet worden, wie wenige Nothleidende würde man in jedem Staate sehen, und wie glänzend wäre dabei von allen Seiten die wahre Frömmigkeit, die ächte Heiligkeit, und die Erfüllung des göttlichen Gebothes der Liebe?

A. Muh. Das ist wohl ausgemacht, daß christliche Gemeinden, welche in ihrem Bezirke keine so prächtige Klöster und Kirchen, und keine kirchliche Schatzkammern haben, auch ohne allen diesen Gott verehren, Gott lieben, und in Erfüllung aller, Gott schuldigen Pflichten sich üben können; aber das Geboth, den Nächsten zu lieben, welches ebenfalls von Gott so sehr eingeschärfet worden ist, kann ohne mehrere Beiträge nicht erfüllet werden. Dieses hätten diejenigen, die von der Heiligkeit predigten und schrieben, freilich dem Volke besser erklären, und dasselbe anweisen sollen, lieber das Geld für die Armenversorgung, als für die Klöster hinzugeben; dann hätten sie bewiesen, daß ihnen die Religion Jesu Christi Ernst sey. So vieles begreife ich schon, ob ich gleich ein altes Weib bin.

Arzt.

Anth. Ueberhaupt hätten sie von der Heiligkeit, und von der Verehrung der Heiligen dem Volke richtigere Begriffe beibringen sollen. Die zeitliche und ewige Glückseligkeit ist doch das Hauptinteresse eines jeden Menschen. Wie leicht hätten sie also mit Predigten und Schriften ihr Ziel erreicht, wenn sie gezeiget hätten, wie jeder nur durch die Tugend, das ist, durch das Bestreben seine Pflichten zu erfüllen, hienieden und jenseits des Grabes glücklich werden könne, weil schon das Bewußtseyn seine Pflichten erfüllet zu haben, und der standhafte Vorsatz, solche auch forthin nicht ausser Acht zu lassen, sogar bei den widerwerthigsten Fällen Beruhigung, Trost, und leichtere Aushilfe verschafft, welches alles dem Lasterhaften in Mitte des scheinbarsten Glückes mangelt, und wovon er den Mangel am meisten bei widrigen Fällen spüret. Wie hätten nicht die Volkslehrer bei jeder Predigt Gelegenheit gehabt, die guten Folgen und Vortheile auseinander zu setzen, und anschaulich zu machen, die aus Tugenden dem Tugendhaften, seinen Angehörigen, seinem Hauswesen, seinen Nachbarn, seinen übrigen Nebenmenschen, der ganzen Gemeinde

dem ganzen Staate, worinn er lebt, zufliessen? Wie einleuchtend hätte es jedem Zuhörer dabei werden müssen, daß ein Haus, eine Gemeinde, ein Land, worinn auf eine wahre und reine Andacht, auf Ehrlichkeit und Wohlstand, auf Gerechtigkeit und Billigkeit, auf guten Unterricht in den Lehren und Beispielen, auf Nächstenliebe, und Werke der Barmherzigkeit gehalten wird, am glücklichsten seyn müsse; und daß eben dieser Glückseligkeit hier auf Erden auch die ewige Glückseligkeit nachfolgen müsse, weil in dieser nach der geoffenbarten Religion die Belohnung der seelig Verstorbenen ist; und weil selbst die Vernunft tröstlich begreift, daß der, welcher schon hienieden bemühet war, stuffenweise der Vollkommenheit sich zu nähern, nach abgelegter Hülle nothwendig auf die höhere Stuffe der ewigen Glückseligkeit nur überzutreten habe; da hingegen der Lasterhafte, der hienieden keine Stuffe der Vollkommenheit bestiegen hat, aus der Tiefe seiner Laster in die Ewigkeit übertritt; sich dort keinen höheren Schwung mehr geben kann, und also nothwendig von dem Genusse der höchsten

Voll-

Vollkommenheit unglückselig entfernt bleiben muß.

Haush. Ganz gewiß hätten viele von Lastern abgeschrecket werden können, wenn ihnen von Jugend auf die üblen Folgen, welche durch das Laster sich der Lasterhafte schon hienieden zuziehet, und wodurch er sich auch hier auf Erden die wahre Glückseligkeit benimmt, lebhaft wären dargestellet, und erkläret worden, welches um so leichter gewesen wäre, als nicht nur die Offenbarung, sondern selbst die Vernunft und die Erfahrung solche Erklärungen erleichtert. Allein immer hörte man nur von Andächteleien, vom Lippengebethe, von Prozessionen, von Wahlfahrten, von Meßgeldern, von Opfern, von Hohämtern und Litaneien, vom Kirchenprunk, von Gnadenbildern, von deren Auszierungen, von oftmaliger und genauester Beicht reden und predigen, statt dessen, daß die Leute auf eine wahre und reine Andacht, auf ächte Gebethe, auf Arbeit und die Erfüllung der übrigen Pflichten, auf Nächstenliebe und Barmherzigkeit, auf eine, in Nachahmung der Tugenden bestehende Verehrung

der

der Heiligen, auf ächte Begriffe von der Buſſe, die in Umänderung der Sinnen und Handlungen, und nicht im ſtätten Beichten ohne Beſſerung beſteht, wären hingeleitet worden.

Auch. In Rückſicht auf Religion und Sitten wird nichts gefruchtet, wenn nicht den Leuten anſchaulich gemacht wird, daß nur aus Tugend und Sittlichkeit die wahre zeitliche und ewige Glückſeeligkeit des Menſchen, ſo wie aus dem laſterhaften und unſittlichen Betragen ſowohl ein unglückliches Leben, als ein unglückliches Sterben folge. Tugend vor Tugend, Laſter vor Laſter muß hergenommen, und bei jedem gezeiget werden, was für gute Folgen aus dieſer und jener Tugend, was für üble Folgen aus dieſem und jenem Laſter in Rückſicht auf Ehre, auf Vermögen, auf Geſundheit, auf Frieden und Ruhe, auf innere und äuſſere Umſtände, auf Hauswirthſchaft und Hausgeſind, auf Eheſtand und Kinderzucht, auf Nachbarſchaft und geſellſchäftlichen Umgang, auf Verhältniß zwiſchen Obrigkeit und Unterthan, und auf andere Fälle des menſchlichen Lebens entſpringen. Die Tugend, wie

ſie

ſie von Aſzeten und ſchwärmeriſchen Predigern immerzu vorgeſtellet wurde, erſchien nicht in dem Bilde, welches unſer Heiland aufſtellte, nämlich als eine leichte Bürde, als ein ſüſſes Joch; nicht nach denen vernünftigen Begriffen, nach welchen die Tugend als **eine, durch Uibung erhaltene Leichtigkeit, ſeine Pflichten zu erfüllen**, erkläret wird; nicht nach ihrer, in jedem Falle Vergnügen, und ein ſeeliges Leben hervorbringenden Wirkung; nicht als eine freudige Wonne der Seele, die alle Bitterkeiten, und ſelbſt die, von Gott beſtimmte Todesſtunde mit ſtandhaftem Troſte, mit Ergebenheit in den göttlichen Willen, mit glaubens- hofnungs- und liebsvoller Erwartung des, vom getreuen, barmherzigen, liebreichen, himmliſchen Vater gewiß zu gewartenden Lohnes verſüſſet; ſondern ſie erſchien immer als eine unangenehme, finſtere, traurige, mit ſpizigen harten Steinen belegte, von allen Seiten unſichere Gaſſe nach dem Himmel, durch welche man alles das, was man auf die Schultern der Gehenden legte, mühſam ſchleppen; ſich in währendem dieſem Schleppen das Geld aus den Säcken geduldig herausneh-

nehmen laſſen; auf Gott als einen immer erzörnten, und die Strafruthe ſtäts um ſich ſchwingenden Richter beinahe nicht hinſehen, ſondern nur Gnadenbilder, aufgeſtellte heilige Patronen jämmerlich zu Hilfe rufen, und endlich noch vor dem Eintritt in die Ewigkeit durch die matten Sinne manches Bittere und Schröckbare mönchhafter Schwärmerei noch einnehmen müſſen. War es ein Wunder, daß ſo viele lieber zu einem laſterhaften und unordentlichen Leben, als zur Tugend und Ordnung, lieber zu Andächteleien und geſchnäuhten Bildern, als zu Gott ſelbſt dem liebſten Vater ſich wendeten; daß ſie ein laſterhaftes Leben für angenehmer, ſüſſer, und glücklicher hielten, und daß ſie mit einem, an Mönche hingegebenen Stücke Geldes, mit einer Gebethformel, mit einem, auf dieſes oder jenes Bild geſetzten feſten Vertrauen, und mit einigen anderen Mönchsandächteleien zulezt auch für die Ewigkeit noch gut auskommen zu können glaubten.

A. Muh. Ich bin izt innerſt von der Wahrheit ihrer Worte überzeuget, und ich erkenne auch immer mehr die Nothwendigkeit,

daß die richtigeren Begriffe, die ſie in ihrem Werke von den Heiligen, und von der Heiligkeit geben, unter den Leuten immer mehr und mehr, und auf verſchiedene Art verbreitet werden ſollen.

Hanoh. Ich habe alle gute Hoffnung, daß ihre Geſpräche von ſehr vielen, und recht begierig werden geleſen werden, und daß ihr Werk guten Nutzen ſtiften werde.

Anth. Das war meine einzige Abſicht, und deswegen wählte ich auch Geſpräche in munterem Tone, weil ſolche Schriften vom Volke lieber geleſen werden. **Die Kunſt der Geſellſchaft,** ſchreibt Pabſt Klemens der XIV. **beſteht darinn, daß man die Perſonen nach ihrem Geſchmacke bedient.** Ich läugne nicht daß ich mir ſelbſten dabei etwas zu guten gethan um mich nach ernſthaftem Arbeiten dadurch zu erholen. **Denn die Munterkeit,** wie weiters Ganganelli ſpricht, **iſt der wahre Arzt ſtudierender Leute. Man muß ſeinem Verſtande und ſeinem Herzen Luft machen, wenn man eng in einer anhaltenden**

den Arbeit eingeschränket ist. * Endlich glaube ich auch, daß ich dabei zur wahren Verehrung der Heiligen selbsten weit mehr beigetragen habe, als die Legendenschreiber, von welchen die lieben Heiligen Gottes in einem falschen Lichte aufgestellt, und dadurch wirklich entehret worden sind. Gewiß gieng immer meine Hauptabsicht dahin, unsere heilige Religion in ihre Reinigkeit und Schönheit, in ihrer zeitlichen und ewigen Seeligmachung lebhaft und anziehend alle, denjenigen zur Beschämung aufzustellen, die ihr Albernheiten und Mißbräuche aufbürden wollen. Weit entfernet die Geistlichkeit herunter zu setzen, ließ ich vielmehr Bischöfe, Dechante, Pfarrer, Kapläne, ja auch Mönche und Klostervorsteher, so wie ist unter ihnen die Zahl derer, mit den geläutertesten Begriffen und Absichten für die Verbreitung der Glaubens- und Sittenreinigkeit, und für die Seeligkeit des Menschen eifrigst arbeitenden Männer täglich anwächst, mit den schönsten Handlungen und Lehren auftreten;

* IV. Brief.

tenz und eben zur Heraushebung solcher Männer stellte ich nur ohnehin bekannte noch übrige Albernheiten einiger Mönche und ihrer Anhänger als Schatten neben dem Licht hin. Ich hätte freilich mein Werk noch besser ausarbeiten können, wenn ich hierauf mehrere Zeit, als gerade nur die, mir nach geleisteten Amtspflichten, in Ansehung derer ich mir nie etwas werde zur Last legen lassen, übrigen wenigen Stunden hätte verwenden können. Zudem wollte ich auch nicht säumen, dem Volke eine nöthige Geistesnahrung wieder geschwind auf vier Schüsseln vorzusetzen, obgleich diese nicht von Silber, Porzellain, oder englischem Zinn sind. Eine gute gesunde Speis läßt sich schon auch auf gemeinen Schüsseln mit Appetit essen.

Haush. Ihr Wirth beim blauen Herrgott wirft das Rindfleisch gar unter den Tisch; und doch wird dieselbe Mittagstafel keinem unangenehm syn, weil der Wirth ein seltsamer Kerl ist, der seinen Gast so unterhält, daß ihm die Wahlfahrts Klebhaber recht heilsam zuhören können.

J. Mayr.

A. Muh. Da mein Herr Vätter von mir die Legende abholte, damals hätte ich nicht gedacht, daß diese Legende zu einem solchen Gebrauch würde gedienen müssen, daß dagegen binnen dieser Zeit vier Theile unter ihren Händen auftretten werden, und daß ich selbst als ein altes Weib schon von drei Theilen dieses Werkes gegen alle Legenden auf immer würde aufgebracht werden. Wirklich bin ich so aufgebracht, daß es mir leid thut, daß sie die, von mir in der Legende bemerkten Stellen aus Ehrfurcht gegen mich ungeändert lassen wollten. Gleich da die Bemirkung, die ich beim Lesen der Lebensbeschreibung vom heiligen Martyrer Stanislaus machte, hatte zur Ursache meinen Zweifel; ob denn die zerfetzten Stücke des zerhackten und zerhauten Leichnams, da sie von den Priestern zusammgesucht, und ordentlich nebeneinander gelegt worden, wirklich in einem Augenblicke so zusamm gewachsen, daß nicht das geringste Zeichen einer Zerhauung an ihnen hat gesehen werden können; und ob der wegen der Hinrichtung des heiligen Stanislaus vom Papsten Gregorius den siebenten exkommunizirte polnische

sche König Boleslaus, der zwar vorher schon vom heiligen Stanislaus selbst exkommunizirt war, wirklich zu Krakau Nachtszeit Lichter auf das Grab des heiligen Stanislaus vom Himmel herabsteigen gesehen habe, auch nachhin so lange in den Wäldern unsinnig herumgelaufen sey, bis er von seinen eigenen Hunden zerrissen und aufgefressen worden.

Anh. Erst vierhundert Jahre nach dem Tode des heiligen Stanislaus wurde sein Leben von polnischen Schriftstellern herausgegeben. * Nun können sie sich schon denken, was diese Geschichte durch so lange Zeit für Zusätze bekommen habe. Die erste Sage war gewiß nur diese, daß die abgehauten Stücke wieder gesammlet worden, gleichwie denn auch Fleury hievon zu seiner Zeit noch nichts anders erzählt. Die Erzählungen der mittleren Zeit aber liessen schon die zusammgesammelten Stücke zusammwachsen; und dergleichen Zusätze geschä-

* Fleury Kirchengeschichte IX. Theil pagina 240.

schen bei Erzählungen von mehreren Heiligen. Bei dem, von Hunden gefressenen König Boleslaus fällt mir der Akteon ein, den die Heiden ihrer Göttinn Diana zu Liebe in einen Hirschen verwandeln, und von Hunden fressen liessen. * Die Legendenschreiber als getreue Nachahmer der heidnischen Dichter trugen kein Bedenken, Könige, die nicht genug Mönche waren, den Hunden als einen Braten vorzuwerfen.

Haush. Sie versprachen mir, da ich ihnen die Legende überbrachte, in ihrem Werke zu erweisen, daß die Legendenschreiber in Ansehung der Heiligen sich gerade so verhalten haben, wie die heidnischen Dichter mit ihren Göttern und Halbgöttern. Dieses Versprechen haben sie getreu erfüllet; denn in ihrem Werke erscheinen wirklich Thaten, Wunder, und Verwandlungen, die sich bei Lebzeiten und nach dem Tode der Heiligen ereignet haben sollen, wie

* Præda suis canibus non minus ille fuit. Ovid.

wie auch besondere Geschäfte und Aemter, die den Heiligen itzt als Bewohnern des Himmels von den Legendenschreibern zugetheilet werden; weiters Beinamen, die den Bildern und Statuen der Heiligen durch Mißbrauch zugekommen sind, ganz gleich, oder wenigstens ähnlich den Thaten, Wundern, Verwandlungen, Geschäften, und Beinamen, so die Heiden ihren Göttern und Halbgöttern, und derselben Statuen zuschrieben. *

Anth.

---

* Von den Heiden wissen wir, daß sie nicht nur die Bilder und Statuen ihrer Götter und Halbgötter so begrüßten, als wenn dieselben die Götter und Halbgötter selbst wären; sondern sie gaben ihnen auch verschiedene Beinamen von den Oertern, wo den Göttern und Halbgöttern Tempeln errichtet waren; oder von der Anliegenheit, in welcher man dieselben anrufte. So wurde Jupiter der idäische, der dodonische, der olympische, der dikäische, der larisäische, von Oertern seiner Tempel; der Donnerer, der Wolkensammler, der Befreier von seiner Verrichtung und Hilfsleistung; ebenso Juno die

Anth. Mein beſter Hausherr! Ich könnte neben der heidniſchen Mythologie oder Götterlehre ganz leicht eine, von den Mönchen in das Chriſtenthum eingeführte Mythologie hinſtellen, und einer jeden, von Heiden erdichteten Wunderthat eine gleiche Erdichtung aus den

Le-

Göttinn des Eheſtandes; Apollo der Dellier, der Klarier, der Karnäer, der Pythier, der Arzt, der Waidende, der Erbauer, der Zynthier, der Lycier, der Delphinier; Diana die Gloreiche, die Erreterinn, die Siegerinn, die Rathgeberinn, die Epheſierinn; Neptun der Aufſeher, der Erderſchütterer, der Helikonier; Pallas Städtebeſchützerinn, die Athenerinn, die Retterinn, die Helferinn, die Beutemacherinn, die Jungfräuliche, die Spartanerinn, von ihrer Kapelle zu Sparta; Proſerpina die ſchreckliche; Venus die lächelnde, die Goldreiche, die ſchönbegränzte, die ſüßredende, die ſchwärzliche zu Korinth; Veſta die Hausmutter; Merkur der Begleiter der Seelen der Verſtorbenen, der Bewahrer des Reichthums, der göttliche Bothſchafter, der Abwender des Unglücks benennet. Mehrere ſolche Beinamen von dieſen und anderen Göttern könnte ich aus der

Legenden an die Seite ſetzen. Allein ich finde es überflüſſig, da ſchon aus dem, was in meinem Werke vorkömmt, die Sache einleuchtend iſt. Die Ehre unſerer wahren Religion fodert, daß in derſelben nicht ſo, wie in der heid-

---

heidniſchen Mythologie aufführen, nach welchen Benennungen es nicht anders herauskömmt, als wenn auch die Heiden einen anderen Jupiter, einen anderen Apoll, eine andere Diana, Proſerpine, Venus, Pallas in dieſem als anderem Orte, und nach den Oertern ſo viele Jupiters, Apollo, Merkurs, Proſerpinen, Pallas gehabt hätten. Es iſt alſo offenbar, daß die Gewohnheit der Chriſten, die Bilder und Statuen der Heiligen zu begrüſſen, als ob dieſelben die Heiligen ſelbſt wären; und ihnen von den Oertern, wo ihnen Kirchen errichtet ſind, oder von den Anliegenheiten, für welche ſie durch Mißbrauch zu beſonderen Patronen beſtimmet worden, Beinamen zu geben, eine Nachahmung des heidniſchen Gottesdienſtes ſey; da doch nach der Reinigkeit unſeres heiligen Glaubens keine Statue als der Heilige ſelbſt, und keinesweges mit dergleichen Orts- Geſchäfts- oder Hilfsbeinamen begrüſſet werden ſolle.

heidnischen eine fabelhafte Historie, und eine, der heidnischen Götterlehre sich näherende Heroengeschichte geduldet werde. Daher hoffe ich, daß noch alle Legenden werden verbothen, und aus dem Umlaufe gesetzet werden, die für Thaten nicht mehrere Beweise, als Legendenbeweise anführen können, an den Heiligen nicht Muster nachzuahmender Tugenden aufstellen, und also weder die den Heiligen gebührende Ehre, weder einen wahren Volksnutzen befördern.

A. Mus. Gott wird mir es verzeihen, daß ich itzt auch an das nicht mehr glaube, was einem die Patres Schatzmeister alles erzählen und vorzeigen. Oft zeigen sie einem sogar Kleidungsstücke, die der Heilige solle getragen haben, oder Stäbe, deren sie sich sollen bedient haben; ja sogar Kanzeln, Tische, und Sessein, so ihnen zum Gebrauch dienten.

Auth. So zeigten die Athenienser das Schiff, auf welchem Theseus nach Delos gegangen, um dem Gott Apoll sein Gelübd wegen der glücklichen Zurückkunft zu bringen, und

auf

auf welchem auch sie alle Jahre ein Opfer dahin schicken. Das Volk glaubte, es sey wirklich immer dasselbe Schiff. Es war aber so wenig ebendasselbe Schiff, als in einem Mönchskeller mehr ein Wein von 1718 vorhanden ist, obwohl das Faß darauf lautet; weil jener Wein durch stättes Trinken, und durch stätte Nachfüllung eines anderen Weines auch diesem anderen Weine schon Platz gemacht hat. So blieb an jenem Schiffe endlich nicht das mindeste mehr an dem alten Materiale übrig, weil nach und nach ganz unmerklich ein neues Stück nach dem anderen zu dessen Erhaltung angebracht wurde. * Und so sind jene Kleidungs-

* Navis ea, qua Theseus Cretam vectus erat, ad Minotaurum tollendum, salvusque redierat cum suis, conservata erat ab Athenienſibus usque ad Demetrii Phalerei tempora, dicebaturque esse eadem, qua Theseus usus fuisser. At qualis illa erat? quomodo servata? nempe vetere usque materia exempta & nova immissa, ut Demetrii quidem ætate ne festuca quidem ex illa vetere restaret, & tamen vulgo omnes Thesei navem dibebant. Ernesti opuscula Philologico critica p. 353. Plutarch im Thes. c. 40.

dungsſtücke, Stäbe, Kanzel, Tiſche, Seſſeln, und andere Materialien, die als Uiberbleibſel aus den Zeiten der Heiligen vorgezeiget werden, nicht mehr die nämlichen, wenn ſie gleich urſprünglich diejenigen geweſen wären, für welche ſie von den Mönchen ohne Grund ausgegeben werden.

Häuſh. Ich habe in ihrem Werke immer erwartet, daß ſie von denen Wallungen mehr reden würden, in welche das, noch aufbehaltene Blut von einigen Heiligen zu Zeiten kömmt.

Aurh. Und ich dachte, daß ich am wenigſten nöthig habe, hievon zu reden, weil ſo gar Frauen bewußt iſt, wie man gewiſſe Sachen unmerklich in Wallung und Gährung bringen kann. Auch die Frauen ſelbſt laſſen nicht immer beim Kochen ihre Kunſtgriffe ſehen; warum ſollen es Mönche ſehen laſſen, wenn ſie mit einem ſolchen Blute, oder einer, dem Blut ähnlichen Materie eine Kocherei vornehmen. Oft ſieht zum Glücke des Mönchens das Volk etwas, was ſelbſt der, näher ſtehen-

de Mönch nicht einmal sieht; oft sieht der Mönch was, was das Volk nicht sieht; ist jedoch abermal so glücklich, daß, sobald er sagt, etwas zu sehen, sogleich das nämliche vom Volke gesehen wird. Mich wundert es wirklich, daß die Mönche, wenn sie einander ansehen, nicht hierüber lachend werden, daß sich die Leute alle ihre Sinne so leicht für das einnehmen lassen, was ein Mönch in ihre Sinne gebracht haben will. * Die Anzeigen, welche die Mönche den Leuten bei einem solchen Blut, oder einer solchen Blutähnlichen, leicht in Gährung und Wallung zu bringenden Materie, oder aus anderen Dingen oft machten, sind wahre Nachahmungen, der heidnischen **Auspizien** und **Augurien**, das ist, der Verkündung des Willens der Götter durch **Anzeigen**. Nach und nach wird allen Nazionen die Vernunft heller aufgehen, und dann wird jeder jene ganze eben nicht so grosse Kunst sehen,

* Cato mirari se ajebat, quod non rideret haruspex, haruspicem si videret. Cic. de divinat. 2. 15.

hen, durch welche diese und jene Blutähnliche Materie in Wallung gebracht worden. Gelehrte und einsichtsvolle Männer begreifen es ohnehin; und wie ich sagte, sehen gewiß auch einige Frauen, ja sogar Köchinnen die Möglichkeit ein, etwas ohne alle Mirakel durch verdeckte ganz natürliche Kunst in Wallung zu bringen. Mehr habe ich für diesmal nicht nothwendig zu sagen; denn sobald nur eine Möglichkeit gedacht werden kann, etwas natürlich hervorzubringen, höret das Mirakel auf, und der gute Katholik weis, daß Mirakeln nicht zu einem gewöhnlichen Schauspiel des Volkes von Gott gewirket werden.

Haush. Das haben sie in Rücksicht auf die Mirakel der katholischen Lehre gemäß öfters erinnert. Aber noch eins finde ich in ihrem Werke zu wenig berührt. Sie schreiben nämlich zwar gegen die unächten Andachten und Auszierungen bei den Bildern und Statuen der Heiligen in den Kirchen, ja auch von Statuen und Bildern auf denen Strassen und vor den Häusern; aber von den Andachten und Auszierungen, die von so vielen noch in-

ner der Häuser und in Zimmern bei ihren Hausbildern vorgenommen werden, sagten sie sehr wenig.

Auth. Sobald bei den Heiden der öffentliche Götzendienst nachließ, verlohr sich auch nach und nach der Götzendienst in den Häusern; denn auch die Heiden hatten in ihren Häusern ihre besondere Götzen. * Eben so werden die unächten Andachten bei Katholiken vor ihren Hausstatuen und Hausbildern nach und nach aufhören, sobald der reine öffentliche Gottesdienst bessere und festere Wurzel wird gefaßt haben. Ich habe aber doch schon vorlängst bemerket, daß dieselben Ankleidungen der verschiedenen Christkindeln und der verschiedenen Muttergottesstatuen, die in eigenen dazu gemachten Gläserkästen standen, oder lagen, die buntscheckigen Hausaltärchen, die mit vier oder fünf Frauenbildern, mit unzähligen Bildern und Bildeln der Heiligen, mit grossen und kleinen

* Lares, Penates, [illegible]

nen Leichtern, und Lampen an der Wand hinauf gethürmet waren, in sehr vielen Häusern schon nachgelassen haben, wo man nur ein anmuthiges Kruzifixbild sieht, und wo Hausvater und Hausmutter zu vernünftig sind, als daß sie das, was in Kirchen nicht geduldet wird, bei ihrer Hausandacht in Schutz nehmen wollten. Mir ist nichts auffallender, als wenn ich in einem Gewölbe der Gewürzkrämmer, oder in einer Gaststube ein Frauenbild mit einem umwundenen Kranze, und mit einer davor brennenden Lampe sehe, und wie die darunter sitzenden Gäste ihren Weichselwein, Champagner, Refosco, Rheinwein, und andere aus- und inländische Weine sich so wohl und so lange schmecken lassen, bis sie so kleine Augen bekommen, daß auch die Strahlen des, vor dem Muttergottesbilde brennenden Lichtes nicht mehr hineingehen, und die Trinker dem Lampendachte im Auslöschen bevorkommen. Dem Bilde der göttlichen Mutter ist bei meiner Ehre an solchen Oertern der rechte Platz nicht angewiesen, denn soll sie etwa die Trinkenden in Schutz nehmen, daß sie dabei wacker ausdauren können; oder solle sie den

Wirth und Weinschenker segnen, damit zu seinem Besten von vielen recht viel getrunken, und gezechet wird? — Die Heiden haben ein Bachusbild, oder ein sternvolles Bild der Ariadne * an solchen Trinkörtern aufstellen mögen; aber ein Mariabild gehöret dahin nicht,

A. Muh. Aber erlauben sie, daß ich mit denen von mir in der Legende bemerkten Stellen fortfahre. — Sehen sie da, das ist auch wieder etwas so unglaubliches, daß die Mutter Gottes dem heiligen Hermanus Josephus, da er nicht mehr soviel wie sonst zu ihr bethete, und mit anderen, ihm aufgetragenen Klosterarbeiten bei ihr sich entschuldigte, nicht mehr als eine junge schöne Frau, sondern als ein altes häßliches Weib erschienen, bis er sich überzeigen ließ, daß ohne seine Obsorge das Kloster schon von der Mutter Gottes selbst hinlänglich werde besorget werden, und also seine

* — — Bachi conjux redimita corona Præradiat stellis signa minora suis.

seine vorige Andachtsübungen wieder vornahm; wornach auch die Mutter Gottes wieder eine jüngere, schönere Gestalt bekamm. Dem nämlichen Heiligen (wie da weiter geschrieben stehet) solle auch die göttliche Mutter zween Zähne, die er sich aus dem Munde gefallen, mit eigenen Händen wieder eingesetzet haben; und das ist wohl gar nicht glaublich, daß eben diesem Heiligen (da er krank lag, die Fürbitte vieler Heiligen anrufte, und doch keine Linderung der Schmerzen spürte) die Mutter Gottes solle gesagt haben; daß, wenn er sie so angerufen hätte, wie die anderen Heiligen, er von seiner Krankheit schon ehe wäre erlediget worden. Das hieß soviel als: die göttliche Mutter selbst finde die Anrufung aller übrigen Heiligen unnütz, wenn nur sie angerufen wird; und von der Anrufung Gottes wird dabei gar kein Wort gemeldet.

Anth. Meine beste Frau! So geht es öfters den Legendenschreibern und Aszeten, daß sie selbst ihr unzusammenhangendes und schwaches Gebäud einwerfen, und einen Widerspruch über den anderen gegen ihre eigenen

Sätze daher bringen. Zur Ehre Gottes, aus Hochachtung gegen die göttliche Mutter sowohl, als die übrigen lieben Heiligen Gottes, und aus Hochschätzung und Ehrfurcht für unsere heilige Religion glaube ich von allem dem, was sie da in der Legende bemerket haben, kein Wort; es sind lauter erzdumme Erdichtungen, wie dergleichen unzählige in den Legenden enthalten sind. Ich wollte mehr dann fünfzig Bände darüber schreiben; aber dann wäre meine Absicht verfehlet, weil ein so weitläufiges Werk zu theuer wäre, und hiemit weniger unter die Leute kämme, und weil das, woran durch einige Gespräche der Leser eine nützliche und lehrreiche Ergötzung findet, ihm wegen der Menge ähnlicher oder ganz gleicher Albernheiten in die Länge zum Eckel werden müßte. Ich erachte, daß die, von mir aus den Legenden ausgezogenen Stellen hinlänglich seyn, den Leser zu überzeugen, was für ein elendes, kindisches, dummes, schmutziges, fabelhaftes, sitten- und religionswidriges, und also höchst schädliches Gezeug es um alle Legenden sey, die nach dem Geschmack des Kochems und Ribadeneira verfaßt sind, und in so vielen Häu-

sern noch für Lieblings- und Erbauungsbücher gelten.

A. Muh. Sei der Herr Vätter so gut, diese Legende wieder mit sich zu nehmen.

Haush. Will die Frau Muhme sie gar nicht mehr im Hause haben?

A. Muh. Wirklich kann ich sie nicht mehr ansehen, und unter meinen Büchern dulden.

Haush. Die Frau Muhme könnte sie ja zerreissen, und zum Kerzeneinmachen brauchen.

A. Muh. Das kann der Herr Vätter damit thun; ich rühre sie gar nicht mehr an.

Auth. Das ist mir ein wahres Vergnügen, daß ich bei einer alten Frau mit meinem Werke eine so gute Frucht, und denselben so geschwind geschafft habe; itzt hoffe ich, daß die fabelhaften Legenden bald in Abnahm kommen werden; denn wenn die alten Frauen selbst schon einmal die Kochems und Ribadeneira

nicht

nicht mehr zu Hausfreunden haben wollen; sodann hat es für die Verbreitung der vernünftigen Denkart, und der reinen Religionsbegriffe ein gutes Aussehen; und wir bekommen nicht nur mehrere ächte Verehrer der Heiligen, als solche bisher waren, sondern auch in jeder Gemeinde mehrere wahre Heilige, als die Legendenschreiber aus allen Welttheilen zusammbringen konnten, weil die Verbreitung der Tugend, oder die, durch Übung erfolgende Leichtigkeit, seine Pflichten zu erfüllen, so viele heilige Hausväter, heilige Hausmütter, heilige Dienstbothen, heilige Ehegatten, heilige Vorgesetzte, heilige Unterthanen, und in allen Ständen Heilige ohne Kaputzen liefern wird.

Haush. Nun so nehme ich also die Legende wieder mit mir.

Auth. Darf ich darum bitten? Bei mir hat sie gut stehen. Vielleicht kann ich sie zu der einen und anderen Kritik noch benützen.

A. Muh.

A. Muh. Vom Herzen gern iſt ſie ihnen gegeben.

Auth. Ich danke; bleiben ſie noch hier, Hausherr? Für mich hat meine Amtsſtunde geſchlagen.

Haush. Nein! Auch ich muß gehen. Empfehle mich gehorſamſt, Frau Muhme!

A. Muh. So geben ſie mir aber doch ein andermal wieder die Ehre; wie eher, deſto lieber.

Haush. Wir kommen ſchon bald wieder miteinander.

Auth. Wenn ich Erlaubniß habe, ſo werde ich mich bald wieder einfinden.

A. Muh. Allezeit ein Vergnügen für mich; und ſehen ſie nur, daß ihr vierter Theil bald geendiget werde.

Auth.

Ruth. Mit dem nämlichen Gespräche, welches wir itzt miteinander hatten, soll der vierte Theil, und das ganze Werk geschlossen seyn. Ich empfehle mich ihnen so, wie allen meinen übrigen Lesern.

End des vierten und letzten Bandes.